

A sepia-toned portrait of Johannes R. Becher, a young man with a serious expression, wearing a dark suit, a patterned tie, and a fedora hat. The background is a light, textured wall. The portrait is framed by a vertical border of alternating light and dark brown squares.

Jens-Fietje Dwars

Abgrund des Widerspruchs

Das Leben des Johannes R. Becher

Aufbau-Verlag

Johannes R. Becher (1891–1958): Hurenmörder, Anarchist und Stalinhymniker, Junkie und Kulturminister, totester aller toten deutschen Dichter, schrieb den meistzitierten, also lebendigsten aller Verse der Gegenwart: „Deutschland einig Vaterland“. Jens-Fietje Dwars ergründet Bechers Aufbegehren, Selbst-erhöhung und -preisgabe, seine Hingabe an das Ich wie seine Flucht in Kollektive, sein Schöpferum wie sein Funktionieren. Streitbare Interpretationen des vielgestaltigen Werks, das erschütternde existentielle Erfahrungen spiegelt, ungedruckte Selbstzeugnisse und Dokumente, Stimmen von Weggefährten und Kritikern zerstören die Klischees vom Verräter am Geiste wie vom Dichter des Friedens und der Nation. Das Nachdenken über Becher weitet sich zur Deutung machtpolitischer Konflikte, ideologischer Debatten und ästhetischer Strömungen des 20. Jahrhunderts, einer Epoche des Aufbruchs und der Resignation.

Johannes R. Becher, ein Bürgersohn, der die gesicherte Ordnung seines Vaterhauses verläßt und sich als erster Dichter Westeuropas zur Oktoberrevolution bekennt, den die Regierungen des Hochverrats bezichtigen und vertreiben, der wiederkehrt mit der Hoffnung auf eine kulturelle Erneuerung des Vaterlandes, das sich selbst im Inferno des Krieges vernichtet hat, der aufsteigt zum Kulturminister und zum Denkmal erkoren wird.

Jens-Fietje Dwars geht den Spuren dieses Mannes nach. Das Verlangen des morphiumsüchtigen Ästheten nach Sinnstiftung, Emanzipation und Unterwerfung begreift er als immerwährende Suche nach dem „Zu-sich-selber-Kommen des Menschen“.

„Sind Künstler ein Ausdruck ihrer Zeit, ihrer Stärke und Ohnmacht, ihrer Siege und Niederlagen, ihres geistigen und politischen Systemzwangs und ihrer Sehnsucht, so gibt es keinen reineren Niederschlag des Zeitgeistes und der seelischen Wetterkarte als Johannes R. Becher.“ (Curt Hohoff)

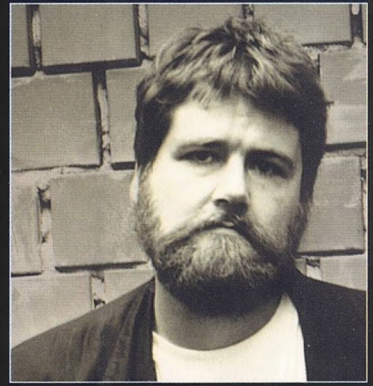


Foto: Kai Agthe

Jens-Fietje Dwars, Jahrgang 1960, Philosophiestudium in Wrocław, Berlin und Jena. Promotion über Ludwig Feuerbach. 1987–1992 Assistent am Germanistischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Herausgabe der im Aufbau Taschenbuch Verlag erschienenen Goethe- und Büchner-Lesebücher und des Bandes „Widerstand wahrnehmen. Dokumente eines Dialogs mit Peter Weiss“. Seit 1993 Arbeit an der Becher-Biographie, erwerbslos, diverse ABM-Stellen.

Jens-Fietje Dwars

Abgrund des Widerspruchs

**Das Leben
des Johannes R. Becher**

Aufbau-Verlag

Mit 26 Abbildungen

ISBN 3-351-02457-6

1. Auflage 1998

© Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 1998

Einbandgestaltung PEIX, Berlin

Druck und Binden Graphischer Grossbetrieb Pössneck

Ein Mohndruckbetrieb

Printed in Germany

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)

Sie verstehen dich nicht,
Obwohl sie deine besten Freunde sind,
Aber mancher deiner Feinde
Versteht dich besser ...

Welch ein Abgrund
Des Widerspruchs!

(Johannes R. Becher)

Überzeugungen sind gefährlichere
Feinde der Wahrheit als Lügen.

*(Friedrich Nietzsche
Menschliches. Allzumenschliches)*

Meinen Vätern gewidmet.

Inhalt

I: Testament	11
(Ein Letzter Wille und seine Erfüllung.)	
II: Eine Pubertätstragödie	19
(Offizier und Dichter? – Doppelselbstmord 1910 – Deutung des Vaters – Rückblick im <i>Abschied</i> – Spuren der Kindheit.)	
III: Der Ringende	40
(Im Café – Kreis um Bonsels – Berliner Studien – Selbstbild in Kleist – Steigerung des Lebens: Tod und Kunst im Lied der <i>Erde</i> .)	
IV: Triumph und Verfall	56
(Weg ins Morphinium – <i>Revolution</i> im Verlag Bachmair – Blonde Muse Emmy Hennings – Anarchie: Verbrüderung im Krieg – Vertreibung – Futuristische Visionen – Rettende Mäzene.)	
V. Hans im Glück	90
(Ein verdrängter Ehrenbürger – Entziehungen, Flucht, Pläne – Suizid – Verhinderter Student – Vertrauensmann der KPD? – Erste Ehe.)	
VI: Um Gott	120
(Festspiel des Aufbruchs – Selbstentdeckung in Nietzsche – Genealogie der Moral – Mythen der Aufklärung – Uracher Hymnen.)	
XII: Ich habe zu funktionieren	157
(Ungeheuer suggestibel – Völkische Bewegung – <i>Penthesilea</i> – Eva – Zwischen Gumbel, Benn und Musil – <i>Maschinenrhythmen</i> – Partei.)	
VIII: Der einzig gerechte Krieg	192
(Heil Moskau! – Von Marx zum Marxismus – Lenin und das Vergessen Kautskys: Basel 1912 – Sibirische Beute – Rosa Luxemburg – Bürgerkrieg in Deutschland – Totenbeschwörung – Kampfdrama der zerstörten Persönlichkeit – Riese Proletariat – Neue Familie – Als Krieger gegen den Krieg verboten, verhaftet, angeklagt – <i>Levisite</i> – Symbol einer Kultur der Selbstvernichtung – Kritik im Abseits: Benjamin – Neue Welt: Moskau 1927 – Neuer Bund und zweite Ehe.)	

IX: Der grosse Plan	269
(Was ist «Trotzkismus»? Stalins Aufstieg – Ursprüngliche Akkumulation des Kapitals in der Sowjetunion – Internationale revolutionärer Literaten: «Proletkult» und «Mitläufer» – BPRS: Sich abgrenzen, um einmal zusammenzugehen – Selbstbild im <i>Bankier</i> – Ein schreibender Arbeiter: Hans Lorbeer – Weltwirtschaftskrise und Wahlschock: Drei Arbeiterparteien kämpfen um die Macht – Streit um ein Programm: Grosses Kunstwerk oder politisches Experiment? Lukács und Brechts <i>Massnahme</i> – Gegenentwurf: <i>Der grosse Plan</i> und <i>Der Arbeiter</i> von Ernst Jünger.)	
X. Abschied	357
(Kämpfen, aber wie? – Entscheidung: Reichstagsbrand – Flucht nach Moskau über Leipzig, Wien und Brünn – Reise nach Paris: <i>MDB</i> in Prag – Durchhalten im Auftrag des EKKI – Ausgebürgert – Erneut Paris: Kongress zur Verteidigung der Kultur – Zwiesprache mit Benn – Wirkungslos: Brecht – Mit Lilly nach Moskau: Redaktion der <i>IL</i> – Säuberungen – Deutungsmuster: Feuchtwanger, Gide, Silone – Rettung in Stalin-Hymnen? – <i>Glücksucher</i> – Psychogramm des Terrors in <i>Abschied</i> – Liquidierung angesagt: Pakt mit Hitler – <i>Schlacht um Moskau</i> in Taschkent – Selbstmord vor Stalingrad – Hoffnung auf ein NKFD – <i>Deutsche Lehre</i> – Ausharren auf <i>Hoher Warte</i> .)	
XI. Heimkehr	500
(Guter Wille und schwarzer Markt – Ulbricht schafft Verwaltungen – ZK-Mitglied Nr. 7 – Gründung eines Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands: Nur im Auftrag der Partei? – Sorge um Hauptmann und Fallada – Enttäuschung der Proleten – Nähe zu Thomas Mann – Presseecho – Plan der <i>Tradition</i> – Der Krieg geht weiter – Kritik statt Werbung für die SED – Unmarxistisch: <i>Erziehung zur Freiheit</i> – Schriftstellerkongress und Verbot des Kulturbundes – Rücktrittsdrohung – <i>Der Aufstand im Menschen</i> – Wider die unaufhaltsame Teilung – Für eine zweite ISVK, doch nicht in einem polnischen Breslau – Blockade der Bastion Berlin – Wende zur Partei neuen Typs – Zwei deutsche Staaten.)	
XII: Verteidigung der Poesie	577
(Verhurt und versoffen? – Dokument des Scheiterns: <i>Tagebuch 1950</i> – Nationalhymne und <i>Turm zu Babel</i> – Volkslieder? – Ein anderer Kulturkongress: Bruder Koestler – Korea – <i>Seid Euch bewusst der Macht!</i> – Was ist Formalismus? – Deutsche Akademie der Künste – Kunst und Reproduktion – Neue Säuberungen – Dennoch Ausbau der Westkontakte,	

PEN-Spaltung, Besuch des Sohnes – Repräsentant des Unrechts? Der Fall
Mocny – Schlagt die Stalinisten! – Deutsche an einen Tisch – Adenauer
und Ulbricht – *Helden unserer Zeit* – Brecht – 17. Juni 1953: Der Neue
Kurs und seine Vorgeschichte – Minister für Kultur – Ost-West-Gespräche –
Volkskultur? – Entspannung und XX. Parteitag: Ende einer Lebenslüge –
Ungarn – Machterhalt durch Konstruktion: Helden und Verräter – Widerrede in
gebrochener Form – Gedenken oder Beschwören? – Letzte Unterwerfung.)

Anhang

Abkürzungsverzeichnis	777
Anmerkungen.....	780
Namen-und Werkverzeichnis.....	837
Verzeichnis der Werke Johannes R.Bechers	854
Bildnachweis	860
Danksagung.....	861

1. Testament

- «1. Es wird um ein Erbbegräbnis gebeten.
2. Es wird um *keine* Grabrede gebeten.
3. Es wird darum gebeten
 - a.) um ‚Heimat meine Trauer‘
 - b.) 3 Minuten Schweigen
 - c.) Schumann ‚Träumerei‘
 - d.) wenn es zweckmässig erscheint um ‚Nationalhymne‘
1. Es wird gebeten, davon Kenntnis zu nehmen, dass Lilly mein Alles und Einziges ist: war, ist und sein wird ...
2. Es wird zuletzt gebeten, zu berücksichtigen, dass ich zunächst und vor allem ein *deutscher DICHTER* war, wovon alles Übrige abzuleiten ist.»¹

So warf er, im 63. Lebensjahr, mit Bleistift flüchtig, in groben Zügen einen Letzten Willen auf das Briefpapier. *DR. PHIL. h.c. JOHANNES R. BECHER, BERLIN-NIEDERSCHÖNHAUSEN, MAJAKOWSKI RING 34*. Im Kreis der Regierenden, abgeriegelt von den Regierten, die acht Monate zuvor sich erhoben hatten gegen die Schinderei im Namen des Sozialismus, hier gedachte er am 23. Februar 1954 des Unausweichbaren. Obgleich sein Leben nicht gefährdet war. Der versuchte Selbstmord vor 44 Jahren hatte eine schwer vernarbte Wunde hinterlassen, die das Gefühl einer dumpfen Höhlung, eines fremden Etwas in ihm weckte, doch die Wucherung schlief noch, die ihn in den verbleibenden vier Jahren zu verzehren begann.²

Auch draussen war längst wieder Ruhe und Ordnung eingezogen. Die Normerhöhungen, die den Aufmarsch der Bauarbeiter veranlasst hatten, hob der Ministerrat der deutschen demokratisch genannten Republik noch am 17. Juni auf. Die Parteiführung strich das Adjektiv «sozialistisch» aus ihren Zeitungen und sprach von einem Neuen Kurs. Als Präsident des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und Mitglied des Zentralkomitees der SED schlug Becher die Bildung eines Ministeriums für Kultur vor, das im Januar 1954 gegründet wurde. Wo lauert der Tod im Augenblick des Neubeginns?

Im März wird er sein Programm *Zur Verteidigung der Einheit der deutschen Kultur* vorstellen, doch geht am 18. Februar in Berlin eine

Konferenz der Aussenminister von Frankreich, Grossbritannien, der UdSSR und der Vereinigten Staaten von Amerika zu Ende. Sie hat 24 Tage gewährt, die Angebote der Sowjetunion zum Abschluss eines Friedensvertrages mit dem seit neun Jahren besetzten Deutschland verworfen, seine Teilung besiegelt und die Wiederaufrüstung ihrer Interessenssphären in entgegengesetzten Militärblöcken angebahnt. Was immer der Kulturminister jetzt auch schrieb, es konnte nichts als Papier sein, ausgeliefert dem Diktat der grossen Diplomatie. War es diese Nichtigkeit, diese Ohnmacht des zu neuer Machtbefugnis Aufgestiegenen, die ihn trieb, seinen Nachruf als deutscher Dichter, und Dichter doppelt unterstrichen, testamentarisch zu sichern? Sich jede Grabrede zu verbitten, weil er um die Lüge der kommenden Lobpreisungen wusste?

Am 14. August 1954 entsteht ein zweites Testament, das in der geänderten Fassung vom 15. September des folgenden Jahres um Überführung nach München bittet, um in seiner Heimatstadt, auf dem Schwabinger Friedhof beigesetzt zu werden. Von allen offiziellen Ehrungen sei Abstand zu nehmen. «Eine *sachliche* Mitteilung in der Presse genügt, «grosser Dichter' etc. ist unerwünscht.» Man möge die Öffentlichkeit nicht mit Gedenkfeiern langweilen. «Ich verbitte mir jeden Nachruf, jede Rede vor allem an meinem Grab. Schweigen, nichts als Schweigen ... ‚Heimat meine Trauer‘ (aber auch sonst nichts) kann wiedergegeben werden ...

4. Unter keinen Umständen wünsche ich nach meinem Tode mit Strassen-Benennungen, Platz-Inschriften und allem, was damit zusammenhängt, «geehrt' zu werden – man lasse mich endlich mit diesen ‚Schaftehubereien' in Ruhe ...

5. Wenn man aber etwas für mich tun will, so Sorge man dafür, dass auch nach meinem Tod meine Bücher erscheinen – möglichst billig. Auf keine andere Art von Denkmälern lege ich Wert.

6. Meinen Sohn (Thomas) muss ich leider enterben, da er sich in einer für mich besonders schwierigen Zeit sich aufs Gemeinste gegen mich vergangen hat, ja, offen zugab unter vier Augen, mit der Absicht aus England nach Deutschland gekommen war, um an mir ‚Rache zu üben', d.h. mich politisch zu diffamieren, da er inzwischen ein ebenso dummer wie fanatischer Antibolschewist geworden war ...

7. Die Verwaltung und Nutzniessung alles dessen, was ich hinterlasse, gehört voll und ganz, einzig und allein meiner Frau Lilly, die ihrerseits wieder das Recht haben möge, die ihr von mir zugesprochenen Rechte an andere zu übergeben.

8. Ich wende mich an meine Freunde, wenigstens die hier aufgeführten Bitten zu erfüllen – damit ich endlich Ruhe habe.

9. Auf dem Grab nichts als eine Tafel

Name
22.5.1891-19

*

Vollendung träumend hab ich mich vollendet,
Wenn auch mein Werk nicht
als vollendet endet.
Denn das war meines Werkes
heilige Sendung:
Dienst an der Menschheit
künftiger Vollendung.

10. Wenn meine Frau damit einverstanden ist, soll eine Stiftung aus meinem Vermögen errichtet werden für *Dichter* (siehe Mörike, Hölderlin), nicht für reimende *Agitatoren*.»

Das letzte Testament datiert vom 10. und 13. Januar 1957, geschrieben vor einer Operation, nach dem Tauwetter in Moskau, dem Ungarnaufstand, der Verhaftung zweier Mitarbeiter. München wird aufgegeben, stattdessen um den Dorotheenfriedhof gebeten, wo eine Grabstelle schon ausgesucht sei. Nähere Einzelheiten enthalte das Gedicht *Testament des Dichters*, das er zu erfüllen bitte. Noch einmal: «Missbraucht meinen Namen nicht für Gaststätten, Strassen, Plätze, Klubhäuser oder Schulen – und keinerlei Gedenkstätte – ich habe mit solch einer Art Propagierung von Poesie nichts zu tun. Verbreitet meine Worte und druckt sie.» Die letzte Fassung verbietet eine Ausstellung des Sarges mit «Ehrenwache», fordert ein betontes Nicht-Staatsbegräbnis, ein privatissimum. «Das Leben schlage hohe Wogen und mische weiter – ohne solch einen idiotischen, längst überholten Leichenfirlefanz und Mummenschanz.»

Auch das Gedicht, das er im *Sonntag* hatte drucken lassen, half ihm nicht. Trotz der Reime: «Es mögen keine Reden mich begleiten / Ein Lied vielleicht, das jeder gerne hört. / (,Heimat meine Trauen) / Und das Begräbnis finde statt beizeiten, / Damit es keinen in der Arbeit stört (½ 7 h früh) .. .»³ – trotz alledem: Johannes R. Becher ward zu Grabe gezogen wie kein Autor vor ihm. Staat und Partei liessen ihm zu Ehren ein dichtes Spalier von Tausenden die Friedrichstrasse säumen, Statisten der Macht, durch die hindurch der Sarg rollte, auf einer

Lafette in strömendem Regen, von Militär eskortiert, vier Mann seine Orden präsentierend, und seine Bücher an der Spitze des Zuges, auf schwarzen Samtkissen, von Studenten im Gleichschritt vorangetragen. Die Werke des grössten deutschen Dichters der neuesten Zeit, wie ihn Walter Ulbricht rühmte, im Saal der Deutschen Staatsoper, unter einem riesigen Bild des Toten und der Losung *DICHTER DER NATION, DES FRIEDENS UND DES SOZIALISMUS* in gewaltigen Lettern. «Er ist der deutsche Dichter, der als einziger mit dieser Konsequenz und dieser Vielfalt der Mittel von den Positionen des Humanismus aus gegen den deutschen Imperialismus zu Felde gezogen ist» – und, fügt Alexander Abusch, der ihn im Amt verdrängt hat, hinzu: «er war unser!»⁴

Nicht genug, dass die Freunde den letzten Willen noch missachten, sie lügen obendrein. Einen feierlichen Trauerzug, wie der Tote mit seinem Sinn für Würde und sinnvolle Repräsentanz ihn sich wohl gewünscht hätte, heisst Bodo Uhse die makabre Inszenierung des grössten aller Staatsdichter in einer *Bildchronik*, deren Herausgeberin sein ein und alles war: Lilly.⁵ Doch keine Stiftung für Dichter rief sie ins Leben, ihr Haus erstarrte zum Museum, bemüht, die Hinterlassenschaft des Gerühmten zu sammeln und weniger rühmliche Spuren auch zu verwischen, im Vorstand des am zehnten Todestag gegründeten *Arbeitskreises Johannes R. Becher im Deutschen Kulturbund* den «Kolloquien zur Qualifizierung der Literaturpropagandisten»⁶ beiwohnend und hinter angelehnter Tür lauschend, wenn eine Klasse aus den sechzehn Becher-Schulen des Landes sich durch die Räume führen liess, ob sie als die Einzige auch genannt werde im Leben des Mannes, nach dem Strassen und Plätze, Preise und Diplome, ein Literaturinstitut und selbst Bauarbeiter-Brigaden nun benannt wurden.

Allein der so Gefeierte musste wissen, welche Totenweihe ihn erwartet, da er selbst zu Lebzeiten schon seinen Namen für Klubhäuser, Pionierfreundschaften und ganze Schulen gab. War es Eitelkeit, die ihn für die grosse Ehre den Schülern von Schönfeld und Berbisdorf danken liess, oder den Bewohnern von Mirow bei Neustrelitz, die ihren Dorfplatz nach ihm taufte?⁷ Während er ein Gedicht schrieb, sein Name passe nicht für Schulen, Strassen und Plätze,⁸ und sich notierte, man müsse Namen ausfindig machen, die nicht, wenn der Wind sich dreht, ihren Wert verlieren. Auch lächelnde Namen könne man Strassen und Plätzen verleihen, auch leuchtende.⁹ Sind dies zwei Becher, von denen der eine nicht hört, was der andere sagt?

Der gespaltene Dichter hiess eine Textsammlung, die 1991 zu sei-

nem hundertsten Geburtstag erschien und den Tenor der Abgesänge anschlug.¹⁰ Wer immer sich des Totgelobten nun erinnerte, begann mit der *Selbstzensur*, mit jenen Passagen über Stalin als Jahrhunderttragödie und der Lebenslüge ihres Verschweigens, die er 1957 noch aus den Fahnen des *Poetischen Prinzips* gestrichen hatte und deren Abdruck ihn 1988 wieder ins Gespräch brachte.¹¹ Als im Jahr darauf der bis dahin unbekannte Walter Janka sein Schweigen brach, fand man den Feigling und Verräter Becher über Nacht entlarvt, dessen Namen mit einem Mal die Schulen, Strassen und Plätze abwarfen wie ein zerschlissenes Hemd. Während sein Wort vom «Deutschland einig Vaterland» zur Losung des Tages aufstieg, zitiert von Politikern fast aller Parteien und im Munde der Massen, die den Hymnus in ihrer Schulzeit gelernt hatten, den sie seit zwanzig Jahren nicht mehr singen sollten, war nur noch von den «Selbsttäuschungen und Lebenslügen»¹², von der «Selbstverstümmelung des Johannes R. Becher»¹³ und vom «Verrat der Intellektuellen»¹⁴ die Rede. Nun, da das Feuilleton zur heiligen Schlacht rief wider den Ungeist der zerfallenen Diktatur von den Stasidichtern am Prenzlauer Berg bis zu Heiner Müller. Wieder, so hiess es, hatten die Intellektuellen versagt, deren linke und rechte Parolen einst für den Untergang der Weimarer Republik verantwortlich waren. Blind seien sie alle gewesen, der Utopie von Geist und Macht erlegen, in deren Namen sie Experimente an Millionenvölkern duldeten.

So sahen es die anderen Intellektuellen in den machtvoll auflagenstärksten Gazetten der ehemaligen BRD. Ihnen galt der Politik treibende Dichter als Prototyp des Versagers: «Wer rückblickend den Grössenwahn und die Gründe für den Zusammenbruch der DDR verstehen will, tut gut daran, sich die führenden Köpfe dieses sozialistischen Staates genauer anzusehen. [...] Seine Traumtänzerie und seine inneren Widersprüche machen Johannes R. Becher zu einem Paradigma von Glanz und Elend der gesamten DDR», schrieb da einer paradigmatisch. Fixiert auf Bechers Plattitüden, nahm er platterdings bloss Pathos und Epigonentum wahr. Wohlgelitten habe der Parteimann sich im Moskauer Exil gewusst, unbekümmert von den Menschenjagden ringsherum, und seine letzte Selbsttäuschung sei gewesen, dass er sich die Einheit Deutschlands allein im eigenen Lager vorzustellen vermochte. Kurz: «Ein mit allen Ehren überhäufte Mensch ... erscheint ... bei genauerem Studium als eine gesplante Persönlichkeit, deren Grösse fiktiv und deren Glaubwürdigkeit minimal ist.»¹⁵

Doch wie genau kann ein Studium sein, das sich auf eine dreibändige

Edition von 1971 beruft, das die Gesamtausgabe von Bechers Gedichten und dramatischen Entwürfen, seiner Erzählungen und Romane, Reden und Aufsätze ignoriert, die seit den achtziger Jahren in 18 Bänden zu je 600 bis 900 Seiten zugänglich war? Eine Betrachtung, die aus der Auswahl sich auswählt, was in ihr längst schon fertiges Bild hineinpasst, und vage bis falsche Angaben zur Biographie eines widersprüchlich genannten Menschen im Brustton unanfechtbarer Bestimmtheit von sich gibt. Auch andere sahen in dem Staatshymnedichter ein «kanonisches Beispiel für Stalinismus in der Literatur».¹⁶ Sofern sie aber nicht bei dem Schlagwort stehenbleiben, sondern die Bedingungen begreifen wollten, unter denen Menschen zu Wortführern der Unmenschlichkeit werden, mussten die Interpreten sich auf die Erfahrungswelten, die Nöte und Hoffnungen eines Anderen einlassen, deren Spur in seinen Texten überdauert. Aufbegehrend gegen die Enge der Herkunft, die Allmacht eines unnahbar herrschenden Vaters, erschien der expressionistische Lyriker als ein verlorener Sohn, der sein Leben lang auf der Suche war nach Heimat und Anerkennung in einer idealen Familie, wie er sie in der Kampfgemeinschaft der Kommunistischen Partei mit ihrem geliebten Führer Stalin gefunden zu haben glaubte.

Das Fatale dieser allzu menschlichen Sehnsucht nach einer neuen Bindung des ins Abseits Gefallenen, der die Schattenseiten des Bürgerkosmos beschreibt, die Schluchten der Grossstadt mit ihrer alltäglichen Prostitution, den Krieg und die Flucht in den Rausch, das Verhängnisvolle seines Verlangens nach Rettung in einer ganz anderen, von Grund auf besseren Welt trat in dem Zwang zutage, sich die Abkehr vom bisherigen Leben immer wieder beweisen zu müssen, den Verrat am eigenen Ursprung permanent zu wiederholen.¹⁷ Und muss, wer sich selbst misstraut, nicht auch bereit sein, andere der gleichen Schwäche zu bezichtigen, wenn es gilt, von der Stärke des Glaubens an das Neue Zeugnis abzulegen? Das mag die Atmosphäre wechselseitiger Denunziation erhellen, wie sie mit bedrückender Eindringlichkeit das Protokoll einer viertägigen Parteiversammlung der deutschen Schriftsteller in Moskau 1936 festhält, das gleichfalls im hundertsten Geburtsjahr Bechers erschien.¹⁸

Er, dessen engster Mitarbeiter verhaftet wurde, der wegen mangelnder Sprachkenntnis eine Versammlung zur Feier der Todesurteile gegen «trozkistische Verschwörer» vorzeitig verlassen und eine Frau nach Moskau geholt hatte, die als Lilly Korpus einst der «ultralinken» Fraktion um Ruth Fischer angehörte, der Defätist, der 1933 gegen den

Zweckoptimismus der Zentrale sich die Niederlage einzugestehen und die Fehler der KPD aufzuarbeiten forderte, war nicht wohlge-
litten. Das Protokoll zeigt ihn Vorwürfen ausgesetzt, deren logische
Folge an diesem Ort zu dieser Zeit Auslöschung hiess. Und dennoch
versucht er sich nicht durch Belastung anderer zu entlasten, wie Hans
Günther und Ernst Ottwalt, Täter der *Säuberung*, der sie zum Opfer
fallen.

Becher will als Dichter antworten. Er verspricht, die Fehler wie-
dergutzumachen durch ein Stalin-Epos, das den Kult um die Person
des Führers auf dessen Namen reduziert und von sagenhaften Taten
namenloser Leute berichtet, die in seinem Zeichen selbst Grosses
vollbringen, der Herrschaft von Gewalt widerstehen. Die Hymnen
werden nicht gedruckt, ein neuer Lyrikband zwei Jahre auf Eis gelegt.
Auf dem Höhepunkt staatlichen Terrors erscheint er unter dem seltsamen
Titel *Der Glücksucher und die sieben Lasten*, von Thomas
Mann als *das* Gedichtbuch der Zeit geschätzt und noch ein halbes
Jahrhundert danach Leser berührend als ein Gespräch mit Vergange-
nem, «das die Erinnerung ans Menschliche bewahrt».¹⁹

Trotzdem fällt das vernichtende Urteil: «Das Gesicht zur Maske
erstarrt, mit beispielloser menschlicher Gefühlskälte gepanzert und
sich in eine rastlose, hohle Publikationstätigkeit flüchtend, überlebt
der Intellektuelle den Verrat an den Idealen der gesinnungs-ethischen
Revolte seiner Jugend als Funktionär.»²⁰ Becher konnte die Rede
vom Verrat des Geistes am Geiste schon 1951 vernehmen, im CIA-
gestützten *Monat*, der auch einen offenen Brief seines Sohnes präsentierte.²¹ John war aus London nach Berlin gekommen, um den Vater
nach sechzehnjähriger Trennung wiederzusehen. Doch der durfte den
Westbesuch nicht empfangen in einem Haus hinter Stacheldraht. Ob
er sich vor dem Volk fürchte, fragt der Sohn, des kleinen Mannes mit
den kalten Augen gedenkend, der ihn einen langen Fragebogen hatte
ausfüllen lassen. «Erkennst Du nicht, dass Deine Macht nur eine Il-
lusion ist?» Dass er nur ein Werkzeug sei, ein Aushängeschild.²² Das
traf ihn, der selbst die Antwort wusste:

Ohnmächtig war die Macht, die ihn berief,
Sie konnte sich die Wahrheit nicht mehr leisten.
Da stand er inmitten der Vergreisten
Gebieterrisch, ein fleischernes Massiv
Und walzte nieder jedes Argument
Und spielte den humorvollen, jovialen.

Nur im Nachlass²³ wagt er ja zu sagen zur selbst verdrängten Wahrheit. Was hindert ihn, mit den Augen des Sohnes wahrzunehmen, dass der Traum vom anderen Deutschland sich in einen Alptraum verwandelt?²⁴ Nichts weniger als ein ganzes Leben, das er hätte verraten, dessen fatale Folgerichtigkeit er hätte aussprechen müssen. Und welche Alternative bot denn die frühe Bundesrepublik, die in einem Wirtschaftswunder das Erbe Hitlers zu vergessen suchte? Nicht erst Hans Mayer hat ihn nachträglich einen Glücksfall als Minister für Kultur genannt,²⁵ auch Thomas Mann fand Worte der Hochachtung für den Sechzigjährigen, als ihm selbst offene Feindschaft widerfuhr ob seiner Warnung vor dem Antikommunismus als einer Grundtorheit der Epoche.

Becher war der im Westen am unmässigsten angegriffene und im Osten am meisten gefeierte Dichter,²⁶ dessen Bemühungen um einen Dialog auf Ignoranz, Hohn und Verbote bei den Kulturbehörden Adenauers und auf Misstrauen in den eigenen Reihen stiess. Natürlich wurde auch der bitter-traurige Brief des Sohnes als ein Werkzeug zur politischen Verdammung des Vaters benutzt, der, befangen in doppelter Ohnmacht, nur mit Trotz zu reagieren wusste. Von solch gespiegeltem Versagen war in den Rezensionen zu einer ersten Ausgabe seines Briefwechsels von 1993 wenig zu spüren.²⁷ Einer sehr schönen Ausgabe in zwei edlen Bänden, die in Erwartung mangelnden Absatzes in einer kleinen Auflage nur erschien, deren Preis das Budget der meisten Bibliotheken sprengt. Einer Edition zumal, die allein einen Bruchteil der 20'000 Briefe aus der Sammlung des Becher-Archivs enthält, das am Majakowskiring ausziehen musste, einem anderen Unternehmen Platz zu schaffen.

Nein, davon sprachen sie nicht, sie, die ihr Bild nur bestätigt sahen vom charakterlosen Karrieristen, der sein Talent an die Macht verkauft, der keine Zweifel mehr gekannt habe. Einer, mit dem man zweifellos fertig ist, der kein Rätsel mehr birgt, über das nachzudenken sich einmal Schreibende wie Sarah Kirsch, Franz Fühmann und Günter Kunert bereit fanden.²⁸

Und doch sind sich selbst die herablassendsten Kritiker einig, dass die Verirrungen des Johannes R. Becher ein Exempel böten für Irrwege des an Hoffnungen und Schrecken so überreichen Jahrhunderts. So könnte die Physiognomie des gespaltenen Dichters vielleicht doch etwas über die Gründe der lang währenden Spaltung seines Vaterlandes verraten, das nichts mehr wissen will von dem missratenen Sohn.

II. Eine Pubertätstragödie

«Ich wurde am 22. Mai 1891 in München geboren. Mein Vater war Staatsanwalt, die Mutter stammte aus Baden, der Vater aus Franken. Unter irgendwelcher materieller Not hatte ich während meiner Kindheit nicht zu leiden. Ich besuchte von 1897 bis 1903 die Volksschule und trat darauf ins Gymnasium über. Wegen widerspenstigen Verhaltens wurde ich von meinen Eltern in ein Erziehungsheim geschickt, Johannes-Pensionat in Oettingen, wo ich wegen «völlig ungenügend» in Deutsch durchfiel. Die Eltern nahmen mich daraufhin nach München ins Gymnasium zurück, das ich bis kurz vor der Reifeprüfung besuchte. Ich wollte Offizier werden. Zugleich hatte ich eine gewisse Vorliebe für Dichtung, Malerei und Musik, die vor allem durch meine Grossmutter, die Malerin war, eifrig gefördert wurde. Diese Grossmutter spielte in meiner Kindheit insofern eine bedeutende Rolle, als sie meist gegenüber der Härte und Strenge meines Vaters für mich Partei ergriff, sie war, wie man sich ausdrückte, ‚ein Freigeist«, und brachte mir die grossen Dichter der Klassik und die Künstler der Renaissance nahe. Die Erziehung meines Vaters war darauf gerichtet, aus mir einen pflichtbewussten Staatsdiener zu machen, wie er selbst einer war, der sich durch Stundengeben die Universitätsgebühren selbst verdienen musste und es durch einen ungeheuren Fleiss zu einer angesehenen Stellung gebracht hatte. Das unerträgliche Verhältnis zu meinem Vater, das ich auf die ganze, mich umgebende Gesellschaft reproduzierte, führte im Jahre 1910 zu einer Katastrophe. Es war eine Pubertätstragödie, aus der ich nur wie durch Zufall mit dem Leben davonkam. Nachdem ich das Abitur hinter mir hatte, beschloss ich, zum Militär untauglich geworden, mich der Philosophie zu widmen.»¹

Und so geht er weiter, Bechers Lebensbericht. Auf eineinhalb Seiten, einzeilig, mit kaum einem Zentimeter Rand über die ganze Breite des Blattes die Zeichen in den Durchschlag gestanzt, ein lila Block, ohne Absatz, ohne Datum, namenlos. «Ich lebte bis heute abwechselnd in Paris und Moskau», heisst es am Ende, auf das Jahr 1935 deutend, auf die endgültige Ankunft im Lande Lenins, das er von nun an nicht mehr verlassen darf, ohne die Erlaubnis zur Verteidigung der spanischen Repu-

blik und ohne Genehmigung, als Mitorganisator des Pariser Kongresses am Nachfolgetreffen in Valencia 1937 teilzunehmen. War es dieses Wissen, gefangen zu sein im selbst besungenen, im Stalinschen Paradies der Arbeiter und Bauern, das ihm den Rückblick auf das eigene Leben zum Monolithen erstarren liess?

Die Mappe mit den vergilbten ausgefranzten Blättern im Nachlass verzeichnet nur die Jahreszahl, nennt keinen Adressaten. Doch lagert im Moskauer Archiv der Kommunistischen Internationale der gleiche Bericht, ebenso zerschissen.² Ein Soldat der Partei meldet sich zurück. «Für keinen der meinen Eltern behagenden Berufe», schrieb Becher drei Jahre darauf, «empfand ich die geringste Neigung. So wollte ich schliesslich Offizier werden und Ostern 1910 wurde ich im Königlich Bayrischen Infanterieregiment Nr. 1 als Fahnenjunker angenommen. Aber eine Liebestragödie verhinderte meine Offizierslaufbahn, nach einer beinahe tödlichen Verwundung musste ich mich nach einem neuen Beruf umschauen.»³

Auch diese *Autobiographie*, die er zu einem Preisausschreiben nach New York eingesandt hatte, streift die entscheidende Bruchstelle seines geradlinig erscheinenden Lebensweges, die Wende vom Militär zum Literaten, nur en passant wie einen Berufswechsel, hinter dem sich zugleich eine «Tragödie» geheimnisvoll verbirgt. Und im Herbst 1950 schrieb Becher: «Tatsächlich habe ich vor ca. 40 Jahren, und zwar am 17. April 1910, gemeinsam mit meiner Freundin beschlossen, in den Tod zu gehen. Es handelt sich dabei um eine Gymnasten-Tragödie. [...] Meine Freundin, die, nebenbei bemerkt, zehn Jahre älter war als ich, starb, während ich mit schweren Schussverletzungen nach einem Krankenlager von sechs Monaten gerade noch mit dem Leben davorkam. Da wir beide unseren Wunsch, gemeinsam zu sterben, schriftlich hinterlegt hatten, war weder beim Gericht noch bei einer anderen Stelle jemals der Gedanke aufgekommen, als dass es sich bei dieser unglückseligen Affäre um etwas anderes handele als um Tötung mit Einverständnis. Die Strafe hierfür wurde mir auf Grund meiner Jugend in der Form einer Bewährungsfrist erlassen. / Vor einigen Wochen habe ich den Desch-Verlag ersucht, mir die Zeitungsnotiz über diesen Fall aus den *Münchener Neuesten Nachrichten* herauszusuchen, da ich sie für eine Biographie anlässlich meines 60. Geburtstages im nächsten Jahr benötige. Wahrscheinlich ist auf diese Weise der Fall überhaupt wieder publik geworden. Aber, wie Sie sehen, dachte ich gar nicht daran, ihn zu verschweigen. Überdies habe ich darüber ausführlich in meinem Roman *Abschied* geschrieben.»⁴

Nur dass die Affäre eben doch in der Vita des Jubilars ausgespart blieb und ihr Breittreten in westdeutschen Blättern nicht seiner Erinnerung zu verdanken war. Vielmehr griffen Pamphlete, die er auf eine noch tiefere Stufe als jene der Nazi-Propaganda⁵ herabsinken sah, den Tonfall von Bechers Schlusswort auf dem II. Deutschen Schriftstellerkongress im Juli 1950 auf, das die Organisatoren einer Westberliner «Konferenz für kulturelle Freiheit» Kriegshetzer nannte. Deren Ruf nach einer Offensive gegen die Pest des Stalinismus vergalt seine Wendung von einem Geschwür, das darauf warte, operiert zu werden.⁶ Solch Entgleisung war Futter für jeden Journalisten. Denn es bedurfte nur geringer Recherchen, um ihr noch aggressivere Reden von einst zur Seite zu stellen, wie die Diffamierung Heinrich Manns als Untertan, Appelle wider den «Kulturfaschismus» der Sozialdemokratie und linksradikale Aufrufe zum Bürgerkrieg in den zwanziger Jahren. So liess sich sein Werben für Frieden und Einheit als Teil einer Krankengeschichte entlarven, an deren Anfang ein Hurenmörder und rauschgiftsüchtiger Psychopath erscheint, der nur dank väterlicher Beziehungen und mit Berufung auf den Paragraphen 51 der gerechten Strafe entging.

Fatal, wie einem Menschen jede Möglichkeit des Wandels, jeder Ansatz einer Lernfähigkeit abgesprochen, wie er festgenagelt wird auf eine einzige, von Hass und Gewalt gezeichnete Perspektive. Becher sah in den nicht abreisenden Versuchen, die verjäherte «Jugendtragödie» politisch auszuschlachten, ein Eingeständnis geistiger Unterlegenheit.⁷ Dem Deutschen Bundes-Verlag in Bonn, der behauptet hatte, er habe 1918 die sowjetische Staatsbürgerschaft erworben, warf er 1953 zu Recht die Verbreitung einer Lüge vor. Einer Lüge, die demjenigen schamlos erscheinen musste,⁸ dem die eigene Staatsbürgerschaft elf Jahre zuvor von einem Regime aberkannt wurde, an das sich die Mehrzahl der Autoren des betreffenden Handbuches angepasst haben dürfte. Ebenso korrekt entgegnete er 1955 einer Düsseldorfer Zeitschrift, im Hochverratsprozess gegen seinen Roman *Levisite* nicht wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen, sondern nach einer Protestwelle amnestiert worden zu sein.⁹

Und die Jugendtragödie? «Es ist unwahr», schrieb er an die Redaktion *Das freie Wort*, «dass ich eine Zigarettenverkäuferin namens Fanny Fuchs ermordet habe. Wahr ist vielmehr, dass es sich bei diesem Fall, der einen schwerkranken, unheilbaren Menschen betraf, um eine Tötung mit Einverständnis handelte, die nicht mit §51 des Strafgesetzbuches erledigt wurde, sondern wofür ich die übliche Mindeststrafe erhielt, allerdings mit Bewährungsfrist.»¹⁰

Nun heisst es aber in der Anklageschrift des Oberreichsanwaltes wegen literarischer Vorbereitung zum Hochverrat vom 6. August 1927: «Als Gymnasiast hat er im Jahre 1910 die Zigarrenhändlerin Fanny Fuss in München, mit der er ein Liebesverhältnis unterhielt, auf ihren Wunsch durch einen Schuss getötet und sich selbst eine sehr schwere Schussverletzung beigebracht, um gemeinsam mit der Geliebten in den Tod zu gehen. Da die Sachverständigen über die Frage der Zurechnungsfähigkeit verschiedener Ansicht waren, wurde die Anwendbarkeit des § 51 St. G. B. zu Gunsten des Angeschuldigten bejaht, und der Angeschuldigte nach Beendigung der Voruntersuchung von der Anschuldigung des Vergehens gegen § 216 St. G. B. [Tötung mit Einverständnis] durch Beschluss der Strafkammer des Landgerichts München I vom 15. Februar 1911 ausser Verfolgung gesetzt.»¹¹

Hat er sie vergessen, verdrängt, die peinlichen Fragen der Sachverständigen, die Untersuchungen in der psychiatrischen Klinik? Warum nur muss er schwören, «dass ich nichts, aber auch nichts in meinem Leben zu verschweigen habe, dass ich als Dichter ein offenes Buch bin, in dem jeder blättern kann, der will»?¹² Lügt er sich doch gerade als Dichter, in *Abschied*, den Doppelselbstmord in einen Traum zurecht, der ihn befreit von der quälenden Schuld, den gemeinsamen Tod überdauert zu haben. Keine Verwundung und kein Irrenhaus muss das Ich des Romans noch einmal durchleben. Und dem Fünf- undsechzigjährigen, von dessen Erinnerungsarbeit das Roman-Fragment des Jahres 1957, *Wiederanders*, berichtet, scheint die Geliebte völlig entfallen zu sein.

«Was ist das: Dieses Nicht-zu-sich-selber-Kommen des Johannes R. Becher?» hat ein Feuilletonist zu seinem 100. Geburtstag gefragt.¹³ Ein Becher-Wort umkehrend, das Christa Wolf einst ihrem *Nachdenken über Christa T.* vorangestellt hatte, lange bevor sie der Verdrängung ihrer informellen Mitarbeit beim Ministerium für Staatssicherheit überführt worden war und, wenig später, ihr erhabener Kritiker Marcel Reich-Ranicki sich seiner Verbindungen zum polnischen Sicherheitsdienst zu erinnern genötigt sah. Leicht ist es, den Stab zu brechen. Und ohne Gewinn.

Um ein tieferes Verstehen des «Falles» mit seiner Vor- und Nachgeschichte war man allerdings auch in der DDR nur wenig bemüht: Nach wachsenden Spannungen zwischen Vater und Sohn sei es zur Katastrophe gekommen. «Eine Pubertätstragödie nennt der Dichter rückwirkend seinen frühen Versuch [...], dem Leben ein Ende zu setzen. Fanny, die Gefährtin dieser Verwirrung, stirbt, er kommt davon, doch untauglich zum Militärdienst, wenn auch der sportlich gestählte

Körper die Folgen der Verletzung rasch überwindet und hilft, über die seelische Krise hinwegzukommen.» So war es in der *Bildchronik* von 1961 zu lesen.¹⁴ Fünf Jahre später heisst es im Nachwort zum ersten Band der *Gesammelten Werke*: «In den Ostertagen des Jahres 1910 nahm die Verworrenheit des jungen Becher tragische Formen an. Drei Monate rang er mit dem Tode, nachdem ihn die acht Jahre ältere Fanny Fuss bewogen hatte, mit ihr gemeinsam aus dem Leben zu scheiden.»¹⁵ Und noch die Biographie von 1981 hält an dem Deutungsmuster fest: «In den Bahnen solch verworrenen Denkens muss Johannes R. Becher sich bewegt haben, als er Ostern 1910 in eine persönliche Katastrophe geriet: Die um acht Jahre ältere Zigarrenhändlerin Fanny Fuss veranlasst den ihr zugetanen Gymnasiasten, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. Die Schüsse fallen. Während die junge Frau am Tag danach stirbt, ringt Becher monatelang mit dem Tode und mit dem psychischen Schock, den diese Tat bei ihm ausgelöst hatte. Eine Pubertäts- und Liebestragödie? Der Komplex von Gründen für diesen Vorgang dürfte damit keineswegs ausreichend benannt sein. Vieles an stark empfundenen Spannungen, an auswegloser Suche, an gedanklichen Verstiegenheiten und ziellosem Protest kulminierte darin.»¹⁶

Das klingt verständnisvoll, allein was bleibt, ist die nebulöse Vorstellung einer verwirrten Seele, die unterm Druck väterlicher Gewalt der Verführung einer Frau zum Tode erliegt. Erst 1985 hat ein Lehrer am Münchner Wilhelms gymnasium im dortigen Schularchiv entsprechende Dokumente gesucht – und gefunden.¹⁷ Zunächst die von Becher selbst erwähnte Zeitungsnotiz: «*Eine Liebestragödie* spielte sich am Sonntag Früh in einer Privatwohnung an der Dachauerstrasse ab. Dort hatte am Samstag erst ein etwa 19jähriger junger Mann, der sich als Obergymnasiast Becher aus München vorstellte und unterschrieb, sich eingemietet, die Monatsmiete sofort bar vorausbezahlt und dann sich wieder aus der Wohnung entfernt. Die Schlüssel hatte er mitgenommen und den Hauswirten mitgeteilt, dass er Nachts da schlafen werde. Am Sonntag Morgens ½ 9 Uhr hörten die Hausleute plötzlich zwei Schüsse, und als sie daraufhin in das Zimmer des neuen Mieters drangen, fanden sie diesen sowie eine 26jährige Zigarrengeschäftsinhaberin bewusstlos in ihrem Blute liegend auf. Es wurde sofort Polizei verständigt, die eine Anzahl von Briefen, die zwischen beiden gewechselt worden waren, an sich nahm und die Schwerverletzten mittels zweier Sanitätswagen in die Chirurgische Klinik ver-

bringen liess, wo sie noch lebend anlangten. Die Schüsse, welche die beiden anscheinend gleichzeitig auf sich abgegeben hatten, waren auf das Herz gerichtet. In einem am Tische offen liegenden Notizbuch hatten sie eingeschrieben: ‚Wir beide haben beschlossen, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. (Unterschrift) Becher. Fuchs.‘ Von der Anwesenheit der Fuchs im Zimmer des Becher hatten die Zimmervermieter keine Ahnung. / Die Geschäftsinhaberin ist im Laufe des gestrigen Tages noch ihren Verletzungen erlegen.»¹⁸

Auch die genannten Briefe und das Notizbuch finden sich in den Schulakten, abgeschrieben von der Hand der Mutter: «Meine liebe Franz!» beginnt ein Abschiedsbrief vom 14. April 1910. «Ich bin mir meiner neuen sittlichen Pflicht bewusst. Ich habe die Pflicht die Missstimmung, die ich in das Verhältnis von Dir und Deinem Mann gebracht habe, aufzuheben. Ich habe Dir zuliebe, auf dass Du Deinen Weg zum Glück, den Du gewählt, vollendest, entsagt. [...] Auf dieser Erde wird ja unser Ziel nicht mehr erreicht werden. Bei den Sternen ist ein anderes Leben. Hoffe! glaube ebenso freudig und heilig an *Mich und meine Grösse* / Mein letzter, heiligster Schwur: / *Dein Glaube daran soll nie zuschanden werden.* / Nun lebe wohl! Lebe wohl! Entreisst Dich Tod dem Walten der Erde, gehst Du glücklich durch Frühling und Jahr: Lebe wohl! Lebe wohl! Als mein Alles, als mein [*hier abgerissen*] / brauchen wir uns nicht zu fliehen und zu meiden, ich bin stark und entsage Dir zuliebe: Das ist die grösste Liebe die Du vielleicht je erfahren. Dann werde ich trotz meiner 19 Jahre den andern Leuten und Deinem Mann achtbar sein. / Lebe wohl! Ich bin mir einer neuen, edlen grossen Pflicht bewusst. Ich bin Dir in Allem ein guter ehrlicher treuer Freund / Hans Becher»¹⁹

Zeugt dieser Brief noch vom Willen zur Entsagung, so begründen die folgenden Schreiben den nun gefassten Wunsch, gemeinsam zu sterben: Einem Herrn Ingenieur Craschberger teilt der Gymnasiast mit, es gäbe «eine Liebe – nennen Sie sie Wahnsinn oder Verrücktheit – die aber die Schranken sprengt», und den Tod vorwegnehmend: «Es war der einzige Weg das Mädchen vor Unglück oder Trübsal zu retten. Geld regiert nicht die Welt.» Auch die geehrte Redaktion der *Münchener Neuesten Nachrichten* wird mit einer Erklärung der «Affaire» bedacht: «Ihnen gegenüber [...] möchte ich betonen, dass ich lediglich in den Tod ging um ein Menschenleben von einem unsittlichen (im weiteren Sinn) Verhältnis zu retten. Dass ich grösste Hoffnungen für dieses Leben hatte, können Sie aus einem beiliegenden Briefe K. Henckells an mich ersehen.» Henckell habe, merkt die Mut-

ter an, auf Bechers Gedichte am 24. März geantwortet, da sei einer, aus dem noch was werden müsste. Und so bittet er den erfolgreichen Autor um eine Totenrede über dem Doppelgrab: «Ich war ein Dichter mit Leib und Seele. Ich habe als Dichter gelebt und bin als Dichter gestorben.»

Im Notizbuch heisst es sodann: «Motto: Ich glaube an Dich und Deine Grösse (F. F.) / Alles ist vorbereitet! 24 Stunden und ich bin erlöst in die ewige Seligkeit! / Tod, / Wandelgang zum ewigen Leben!» Und: «Bitte. / Verurteilt nicht! Verzeiht! / Unsern Entschluss in den Tod zu gehen machen wir heute ½ 9 Uhr wahr. / Hans Becher / Franzi Fuss».

Zuletzt finden sich Abschiedsworte: «Ihr dürft nicht traurig sein. Durch meinen Tod habe ich ein Mädchen vor einem unsittlichen Bündnis gerettet. Es war der einzige Weg. Ich bin ihn gegangen.» Mit Blumenkränzen ums Haupt möchten beide bestattet werden, und seine sämtlichen Dichtungen mögen – nach einer Auswahl durch Karl Henckell – «unter dem Namen *Tänze* die Gedichte einer verlorenen Jugend von Hans Becher veröffentlicht werden».²⁰

Der Vater hat sich am Tag nach dem Selbstmord zunächst schriftlich an den Rektor gewandt: Von schwerem Leid erfüllt, beehre er sich, Euer Hochwohlgeboren mitzuteilen, dass seinem Sohn Hans ein schweres Unglück zugestossen sei. Vorerst nicht fähig, persönlich vorzusprechen, möchte er herzlichst bitten, mit weiteren Schritten gütigst zu warten, bis sich die Sache vollends geklärt habe. Der Adressat notiert sich denn auch, dass die Bitte des Herrn stellvertretenden Landgerichtsdirektors Dr. Becher dem Rat Seiner Exzellenz, seines Vorgesetzten im königlichen Staatsministerium, entspreche. Auf dessen Anraten konsultiert er am Nachmittag des 7. Juni Staatsanwalt Bähr, der ihm erklärt, dass eine Vernehmung bislang nicht vorgenommen werden durfte und konnte. Aus den Akten des Amtsarztes, der die verstorbene Fuss untersucht habe, gehe jedoch mit aller Bestimmtheit hervor, dass ein geschlechtlicher Verkehr nicht stattfand. Auch müsse man das Gutachten eines Psychiaters abwarten. «Nach seiner subjektiven Auffassung, die sich auf die Kenntnis der beschlagnahmten Korrespondenzen und sonstiger Papiere stütze, sei Becher psychopathisch.»²¹

Dem war es schon Ernst mit dem Sterben. Er hat nicht einfach danebengeschossen, und die Kugel ist auch nicht, wie noch jüngst mit absoluter Bestimmtheit behauptet, als lebenslang schwere Behinde-

rung in der Schulter steckengeblieben.²² Im Abschlussbericht des Regierungskrankenhauses zum Tod des Ministers wird vielmehr auf drei Revolvererschüsse verwiesen, die 1910 zu einer Blutung mit nachfolgender Schwartenbildung im linken Brustkorb führten.²³ Sein Onkel, Hofrat Dr. Oskar Schroeder, hatte den Jungen operiert, der erst nach einem Vierteljahr das Krankenlager verlassen konnte.

Inzwischen bemühte sich der Vater auf sechzehn handgeschriebenen Seiten, den *Versuch einer Darstellung des Sachverhalts* für die Lehrerratssitzung zum «Fall Becher» am 30. Juni zu verfassen. Eine äusserst delikate Aufgabe, die der aufstrebende Jurist glänzend zu meistern versteht, indem er die für ihn und seine Karriere so peinlichen Fakten in die Form einer geradezu klassischen Tragödie ordnet: In zwei langen Absätzen wird, gleichsam als Exposition, das Bild eines Hans Becher gezeichnet, «der einesteils in gewissem Masse ernstere philosophische Veranlagung besass, anderenteils aber wieder ein recht kindisches Verhalten zeigte». Seit dem Herbst 1908 habe ihn eine schwärmerische Neigung zum Dichten erfasst, aus der etwa 400-500 grössere und kleinere Dichtungen bis April 1910 entstanden seien, selbst von einer Krankheit sprechend. Auf den Vorwurf hin, dass es doch Grössenwahn sei, sich neben Schiller und Goethe zu stellen, hätte er nur geglaubt, man missgönne ihm sein Talent. Ein Brief von Henckell habe im März 1910 den Ausschlag gegeben, sich für einen fertigen grossen Dichter zu halten.

Es folgt der zweite Akt – die Steigerung: «Je mehr sich aber sein Grössenwahn steigerte, umso wirrer wurden seine Dichtungen». Der Rat Richard Dehmels, dem er im November 1909 begegnet war, sich einen Freund, Mann oder Frau zu suchen, die seine Begeisterung teilten, habe ihn offenbar zu dem Mädchen geführt, das sein Verhängnis wurde. Mit 26 Jahren hatte sie am Kosttor ein kleines Zigarrengeschäft. Nach Mitteilung seines Freundes, eines «braven soliden und tüchtigen jungen Mannes», habe Hans sie im Januar kennengelernt. Sie oder «es» erscheint als das gerade Gegenteil: «Es war lungenleidend, sah sehr kränklich aus und hatte einen kurzen Fuss. Es war mit einem Ingenieur der Allgem. Elektrizitätsgesellschaft verlobt, aber offenbar unglücklich. Wie sich jetzt herausstellte, unterhielt es gleichzeitig noch mit einem andern ein Verhältnis und hatte das Leben reichlich genossen.» Doch er habe allen Warnungen keinen Glauben geschenkt – und so nimmt das Verhängnis seinen Lauf.

Wir nähern uns dem Höhepunkt im dritten Akt: Denn «Hans Be-

cher war stark sozial veranlagt und hatte ein warmes Herz für die ärmere Klasse». Aus Mitleid habe er ihr Essen gebracht, Zigaretten abgekauft, Bücher zu lesen gegeben und seine Gedichte. Das Mädchen fühlte sich geschmeichelt, geachtet und verehrt, so dass allmählich ein ernstes Liebesverhältnis erwuchs. Selbst an eine heimliche Trauung in England sei gedacht worden. Zugleich habe eine auffallende Verweichlichung seiner Person eingesetzt, ein Nachlassen des «Sinns für körperliche Übungen wie Schwimmen, Turnen, Radeln, Marschieren». Wie er zuvor das Schwimmen betrieb, so leidenschaftlich habe er nun geliebt und gedichtet. Dabei trug die sich steigernde Abneigung gegen das Militär ihm «ernstliche Verwarnungen» ein. Von Dichterwahnsinn getrieben, geblendet von einer Liebe, die der Verlobte missgönnt, die Eltern nicht billigen, und vor dem heranrückenden Absolutorium in seinen Leistungen abfallend – «stürzten alle Verhältnisse über ihm zusammen». In Schwermut habe er selbst bekannt, seine kranke Seele suche Trost bei einer Kranken.

Es folgt die Peripetie, in vier Absätzen bereitet sich die Katastrophe vor: Der Abschiedsbrief vom 14. April zeige schon den Überschwang seiner Liebe, während das letzte Schreiben zwei Tage darauf beweise, wie sehr die Geliebte den Grössenwahn nährte. Da der Bräutigam mit einer Anzeige beim Rektor gedroht hätte, wenn sie ihn nicht binnen drei Monaten heiraten würde, habe sich Hans noch einmal auf seine wahren Pflichten besonnen und zum Militär gehen wollen. «Doch das Mädchen gab ihn nicht frei. Am 15. früh scheint er eine Nachricht von ihm erhalten zu haben und nun schritt sein Verhängnis unaufhaltsam vorwärts.»

Das ist allerdings eine blosser Vermutung, die aus der strengen Kette schlüssiger Beweise herausfällt. Der Herr Staatsanwalt muss denn auch an dieser Stelle nochmals auf die Vorgeschichte des Falles zurückgreifen, um das nun Folgende neu zu motivieren. Im Schema der klassischen Tragödie ein retardierendes Moment, das sich ideal eignet, den Atem anzuhalten und das Mitgefühl für den unabwendbar scheiternden Helden im Betrachter zu steigern: Immerhin hatte der junge Mann sich ja gerade seiner Pflicht besonnen, was kann ihn nun vom rechten Weg abbringen? So erfährt der Leser jetzt erst, dass sich mit den Grössenideen auch ein Interesse für Märtyrertum paarte. Der Gedanke, das Leben für eine Idee zu opfern, sei ihm grossartig erschienen, und zwei Stunden lang habe er eines Abends mit Freunden Nietzsches Ansicht über den Tod besprochen.

Mit einer solchen Autorität im Rücken, kann der Vater sich zurück-

lehnen, um die Konstellation noch einmal in zwei Sätzen zusammenzufassen: «Und nun erwäge man: Hier eine aussichtslose, unglückliche, aber umso leidenschaftlichere Liebe, dort ein Bräutigam, der mit allen Mitteln das Mädchen an sich ziehen will, das ihn nicht liebt und von ihm wegstrebt, ein Verhältnis, das dem jungen Menschen in seiner idealen Dichterauffassung als höchst unsittlich erschien, dazu jene krankhaften Dichtergrößenideen und Dichterphantasien sowie der krankhafte Wahn aus edlem, sittlichem Grund und Zwecke einen ruhmreichen Märtyrertod sterben zu können, ‚um ein geliebtes Mädchen von einem unsittlichen Bündnis, vor Unglück und Elend zu retten‘.

Was konnte unter solchen Umständen anderes folgen als jene beklagenswerte schreckliche Tat, die sich am Sonntag den 17. April früh ½ 9 Uhr vollzog.»

Womit die Katastrophe auch schon geschehen ist. So peinlich genau ihre Umstände bedacht werden, so blitzartig ungreifbar ragt das Geschehene in den Text, vollzieht es sich als gegenständlicher Vorgang quasi hinter der Bühne. Sichtbar wird nur ein Attribut beschworen, hinter dem das Bezeichnete selbst sich verbirgt: «wie tragisch» klängen doch die Abschiedsworte an die Eltern, die Zeitung und den Dichter Henckell mit der immer gleichen Wendung, durch den eigenen Tod die andere vor einem unsittlichen Bündnis zu retten. Noch einmal wird die Todesbegeisterung seiner letzten Worte herbeizitiert, um sodann die Erinnerung an die Tat mit ihrer Andeutung durch ein «wahnsinniges Lachen» am Tage zuvor schauerlich ausklingen zu lassen.

Gleich einem Epilog verkünden zum Schluss noch drei Absätze die Moral von der Geschichte: Erstens stehe nur soviel fest, dass beide im vollsten Einverständnis handelten. Zweitens habe Hans Becher offensichtlich in geistiger Störung gehandelt, die ihn für seine Tat kaum verantwortlich erscheinen lasse. Und drittens dürfte unter diesen Umständen die Bitte gerechtfertigt sein, ihm die Gestaltung seiner Zukunft nicht zu erschweren: «Wenn Familie, Schule und Arzt hier nicht Zusammenwirken, ist der junge Mann wohl für immer verloren.»²⁴

Eine wahrhaft ergreifende Geschichte, wie sie in keiner Seifenoper besser inszeniert werden könnte. Die Anrufung der heiligen Dreieinigkeit Familie, Bildungs- und Gesundheitswesen zur Rettung einer kranken Seele, die in wahnhafter Verstiegtheit und doch nur aus sittlich tiefem Mitgefühl heraus vom rechten Wege abgekommen, hat denn auch ihre erhoffte Wirkung erzielt. So gesteht Gymnasialprofessor Wilhelm Engelhardt in seinem Bericht an den Lehrerrat, man habe

nach der Zeitungsmeldung eine schwere Unsittlichkeit annehmen müssen. Die Abschriften der Mutter aber und die Darlegung des Vaters rückten das Geschehen in ein anderes Licht: «Nach diesen Belegen erscheint die Tat nicht als ein gemeines geschlechtliches Vergehen, von dem der Mord und Selbstmord eine Lösung hätte sein sollen, sondern ihre drei Gründe sind klar 1) eine halt- und sinnlose Verliebtheit, 2) eine masslose Dichter Eitelkeit und 3) ein irgeleiteter Idealismus.»²⁵

Der Professor für protestantische Religionslehre stellt folgende Anträge: Ohne Gerichtsverhör und psychiatrische Untersuchung erkläre man sich ausserstande, ein Urteil zu fällen. Da der Schüler zu so verfrühter Reife gekommen sei, dass er an jedem Gymnasium der Gegenstand eines romantischen Interesses wäre, könne er nicht an die Lehranstalt zurück und halte man die Zulassung an einer anderen im Lande für bedenklich. Da aber schliesslich nach dem ärztlichen Befund in der betreffenden Nacht kein sexueller Verkehr stattgefunden habe, eine regelmässig pünktliche Heimkehr den Verdacht der Ausschreitung nicht nahelege, die Tat vielmehr als «Ausfluss seines Idealismus, freilich eines krankhaften, furchtbar verblendeten und irgeleiteten Idealismus erscheint», solle man ihm als Privatstudierenden eine nachträgliche Absolutorialprüfung gestatten.²⁶ Ende Juni wird «Antrag A» einstimmig angenommen und alle Verantwortung auf das Staatsministerium abgeschoben. Für ein amtsärztliches Gutachten über den Geisteszustand des Delinquenten lädt der Untersuchungsrichter im September noch ein paar Lehrer zur Vernehmung in Sachen «Hans Becher wegen Vergehen wider das Leben», deren Aussagen jedoch so wenig auffindbar sind wie das Gutachten und die einander widersprechenden Urteile der Sachverständigen.²⁷

Als am 20. März 1911 der Vater ein Zeugnis für die neunte Klasse erbittet, da der Sohn ausserhalb Münchens die Schlussprüfung nachmachen dürfe, ist der Fall für die Schule abgeschlossen. Die neue Anschrift des Absenders aber verrät, dass Familie Becher aus der Hessin die Trautenwolfstrasse verzogen ist, wohl um dem Blick und Gerede der Nachbarn zu entgehen. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich den Schock vorzustellen: Der Spross des Herrn stellvertretenden Landgerichtsdirektors – ein Mörder! Allein schon das Verhältnis des Gymnasiasten zu einer sieben Jahre älteren Frau mit zweifelhafter Vergangenheit muss den Ruf des aufstrebenden Mannes erschüttert haben, von dem wir wenig, fast nichts wissen: In *Abschied* ist von einer bäuerlichen Herkunft des Staatsanwalts die Rede, der sich energisch, mit eiserner Disziplin

hocharbeitet. Den Doktor hat er mit summa cum laude abgelegt, ist Verfasser des *Bayrischen Landescivilrechts* in zwölf Bänden und ward zur Mitarbeit am *Bürgerlichen Gesetzbuch* nach Berlin berufen. Dass der Prinzregent den treuen Untertan nicht in den Adelsstand erhob,²⁸ mag durchaus die Schuld des Sohnes gewesen sein, die der Vater ihn auf seine Art wird haben spüren lassen.

Nicht unbedingt mit Schlägen. Obgleich der Roman davon berichtet, von Hieben mit dem neuen Rohrstock, den der Bestrafte sich selbst hatte kaufen müssen.²⁹ Harry Graf Kessler gegenüber behauptet er gar bei ihrer ersten Begegnung im März 1916, die Untersuchung sei fünf Jahre zuvor niedergeschlagen worden, «weil sein Vater Oberlandesgerichtspräsident war und beim Prozess die Misshandlungen herausgekommen wären, denen er seinen Sohn ausgesetzt habe. Becher sagte, sein ganzer Körper sei voll von Striemen gewesen.»³⁰ Auch an dieser Legende ist zu zweifeln, schon allein weil sie die Ernennung zum ranghöchsten Juristen des Landes vorverlegt. Doch wahrscheinlich hat der übersensible, musisch begabte Junge seine permanente Bevormundung tatsächlich als Schläge empfunden. «Der Vater behandelte mich immer als den Angeklagten – von Kindheit auf war ich angeklagt und hatte den Vater als Richter vor mir, der mich ununterbrochen schuldig sprach und ein Urteil nach dem anderen fällte», erinnert er sich noch in *Wiederanders*

Wenn die Eltern in *Abschied* schon bei der kleinsten Abweichung von einer eifersüchtig überwachten Ordnung aufschreien, so scheint ihre Reaktion auf den Doppelselbstmord unvorstellbar zu sein. Vielleicht sind ja umgekehrt die vielen kleinen, zum Leitmotiv verselbständigten Skandale nur ein Widerschein des ausgeblendeten. Die Vorwürfe waren gewiss vernichtend, als solche aber zugleich der Ausdruck einer wachsenden Ratlosigkeit seiner Erzieher. Im Herbst 1900 kam der Junge nach dem Besuch einer Volksschule auf das Maximilians-Gymnasium. Schon die Zeugnisse für das erste Jahr verzeichnen Arrest wegen «grobe[n] Unfugs» und «fortgesetzter Nachlässigkeit». Seine Zensuren liegen bei einer Benotung von Eins bis Vier zwischen Zwei und Drei. «Wenn es dem Schüler auch nicht an Fleiss mangelte, so hätte er doch bei grösserer Sorgfalt in einzelnen Fächern bessere Leistungen erzielen können. Seine allzu grosse Lebendigkeit u. sein Hang zum Schwatzen störten zu wiederholten Malen den Unterricht und zogen ihm ernsten Tadel zu», heisst es Weihnachten, und Ostern 1901: «Nicht unbegabt, aber noch sehr kindisch. Lässt sich sehr leicht zerstreuen und lacht über jede Kleinigkeit. –

Ausserordentlich lebhaftes Temperament. Neigt zu Unordnung u. Schlamperei.» Im Jahr darauf ist er in Deutsch von Drei auf Vier gefallen, zeigen ein Verweis wegen «Roheit gegen andere Schüler» und dreimal Arrest für fortgesetztes Schwätzen und Lachen, wiederholte Vergesslichkeit und Unordnung sowie «Ungehorsam», wie wenig die immer gleichen Ermahnungen fruchten.³²

Eigentlich müsste er mit der Vier bereits sitzenbleiben, aber der Vater scheint diesen Skandal noch einmal auszuräumen, indem er den Ungehorsamen Ostern 1902 ins Johannes-Pensionat nach Oettingen schickt. Elfjährig, meilenweit von allen Verwandten und Freunden entfernt, verpflanzt aus der bunten Bilderwelt der Grosstadt in ein Nest mit dreitausend Einwohnern, eingeliefert in ein Heim für evangelische Gymnasiasten, die dem ländlichen Umfeld entstammten. Becher hat *'m Abschied* seinen Aufenthalt in der «Erziehungsanstalt» um fünf Jahre nachdatiert, vielleicht um sich selbst erträglicher zu machen, wovon er dann berichtet: von den Foltermethoden des Direktors, dem militärischen Drill und den lustvollen Quälereien, denen die Zöglinge einander aussetzten.

Einen Aufenthalt, den Literaturhistoriker in Ost wie West, im Text wie im Leben des Autors, als unbedeutende Episode zu übergehen pflegen. Nur ein Unbekannter hat es unternommen, jenseits akademischer Debatten den Spuren der Erinnerung zu folgen. Weil er ein Jahr in der Nähe von Nördlingen verbracht und den Roman in Leningrad gekauft habe, schrieb Adolf Haas 1969 dem Becher-Archiv, wolle er einen Artikel über das Johannes-Pensionat verfassen. Aus Verbundenheit mit dem eigenen Lebensort und weltoffener Neugier entsteht ein merkwürdiges Interesse für Fragen, die der Wissenschaft naiv erscheinen. Denn was sagt es schon über den Wert eines Buches, ob das Erzählte sich einst «wirklich» so zutrug? Dem Brief Schreiber jedenfalls gelang es, noch zwei Mitschüler des Hans Becher zu entdecken: Für den einen war er kein besonders sympathischer Typ und in jungen Jahren schon extrem und exaltiert, der andere erinnerte sich schlicht eines guten Kameraden. Wichtiger sind freilich Übereinstimmungen und vor allem Differenzen zu Bechers Bericht, die den Punkt markieren, an dem die Arbeit des Romans beginnt. So war ein Adolf Förtsch zwar nicht der ausführlich beschriebene Direktor des Pensionats, doch ein verhasster Deutschlehrer, der die Kinder an ihren Haaren emporzuziehen liebte: «Einmal riss Förtsch einem Schüler ein Büschel Haare aus, schaute sie genau an und sagte dann höhnisch, er habe gemeint, etwas vom Hirn zu sehen, in Wirklichkeit sehe er aber nur Dreck.»³³

Allerdings findet sich bei Haas kein Wort zu den Kriegsspielen, die den Peiniger im Roman als gefeierten Anführer seiner Opfer erscheinen lassen, und keines von den Torturen, die sie selbst aneinander verübten. Eine Orgie der Gewalt, deren Vorbild demnach nicht (allein) in Oettingen zu suchen sein wird.

Die zweite Klasse darf er hier passieren mit der Bemerkung, dass es ihm, bei anerkanntem Fleiss, an der nötigen Sammlung und Gründlichkeit fehle. Nach dem nächsten Schuljahr aber heisst es: «Zerfahren und unzuverlässig hat dieser Schüler in fast allen Fächern nur zur Not genügt; im Deutschen entsprechen seine Leistungen nicht mehr den Anforderungen. Er kann daher nicht für reif zum Besuch der nächsthöheren Klasse erklärt werden. Sein Betragen war ordentlich. Die Erlaubnis zum Vorrücken hat er nicht erhalten.»³⁴ Ironie des Schicksals, dass der kommende Dichter nun doch in Deutsch sitzenbleibt. Allein nicht die Fähigkeit individuellen Ausdrucks war ja im Unterricht gefragt, vielmehr galt es, die Grammatik der eigenen wie die einer Fremdsprache zu pauken. Zumal die Methoden des Herrn Förtsch eher den durchschlagenden Erfolg hatten, den Trotz des literarisch talentierten Jungen zu fördern. Noch in der späteren Revolte des expressionistischen Sprachzertrümmerers, der genussvoll gegen bisher gültige Regeln verstösst, lässt sich ein Echo dieser Lektionen vernehmen.

Im Juli 1903 kehrt er nach München zurück, um fortan ins Wilhelmsgymnasium zu gehen, eine ungleich ehrwürdigere Anstalt, die auch die Pagen des Königs besuchten. Lion Feuchtwanger, der in dem Jahr, als Becher die dritte Klasse zu wiederholen begann, sein Abitur an der Lehrstätte bestand, hat ihre «eiserne Disziplin» bezeugt: «Der Rektor war ein uraltes Männchen, [...] ein Adliger, ein getaufter Jude, angetan mit einem vornehmen Gehrock und einem spiegelblanken Zylinder. Zu Schulbeginn versammelte er alle Professoren und die tausend Gymnasiasten in der Aula. Er betrat den Saal und sagte mit einer krächzenden Fistelstimme: Ruhe! Dann liess er eine Pause von zwei Minuten eintreten und weidete sich an der lautlosen Stille in der Aula, an der Reglosigkeit der tausend Köpfe und Körper.»³⁵

Bis 1910 ist das Männchen einem jüngeren Rektor gewichen, doch an der autoritären Atmosphäre wird sich kaum etwas geändert haben. Wenn man dazu noch die Strafpredigten bedenkt, mit denen der Vater den Sitzenbleiber empfangen haben muss, kann das Urteil von 1903/04 nicht verwundern: «Der zu Beginn hierher übergetretene Schüler wiederholte die Klasse bei grossem Fleiss und reger Teilnahme am

Unterrichte im Allgemeinen mit gutem Erfolge; nur im Zeichnen genügten seine Leistungen nicht. Sein Betragen verdient Lob. – Der Schüler ist fast gut veranlagt, sehr empfänglich für das Schöne und Edle, was besonders im Geschichtsunterricht und im Deutschen zum Ausdruck kommt. Er ist brav und leicht lenkbar, aber etwas leichtfertig.» Auch im folgenden Jahr werden ihm gute Fortschritte bescheinigt. Hans sei nicht unbegabt und voll guten Willens, doch bedürfe er «ständiger Überwachung, wenn er in seinem Fleiss gleichmässig und in seinem Betragen von Mutwillen frei bleiben soll».

Ein Rat, den der Vater zu beherzigen wusste. War doch das Wachen über die Gesetze und das Bestrafen ihrer mutwilligen Verletzung sein Beruf. Die totale Überwachung in Schule und Elternhaus aber weckt nur eine überwunden geglaubte Unruhe. Der Fünfzehnjährige, der laut Zeugnis «unter nervöser Aufregung zu leiden» hat, erhält fünf Verweise wegen Störung des Unterrichts. In der sechsten und siebenten Klasse verschlechtern sich seine Leistungen in Griechisch und Mathematik, so dass eine erneute Nichtversetzung droht, auch wenn die Beurteilung von 1907/08 ausdrücklich festhält, «die Fühlung zwischen Schule und Haus» sei durch eine verständige Mutter und gelegentliche Besuche des vielbeschäftigten Vaters in begrüssenswerter Regelmässigkeit gepflegt worden.

Das ist die Zeit, in der die poetische Neigung des Sohnes eruptiv ausbricht. Jetzt entstehen in eineinhalb Jahren jene fünfhundert Dichtungen, die dem Vater als Wahn erscheinen, während die Schule dem Absolventen der achten Klasse bestätigt, er sei nicht unbegabt, betreibe die Studien aber ohne rechten Ernst, «wie er denn in seinem ganzen Wesen noch kindisch und zum Mutwillen geneigt ist, ohne jedoch bössartig zu sein».³⁶ Die lyrische Produktion wird zur Gegenwart von Schule und Elternhaus. Dass sie auch eine räumlich getrennte und mit Konsequenz gelebte Alternative war, erinnert Leonhard Frank: «Er war siebzehn, als ich ihn kennenlernte. / Kurz zuvor war er, infolge der allzu strengen Zucht seines Vaters, von zu Hause durchgebrannt und wohnte in München in einem Zimmer, in dem nur ein Stuhl, ein Tisch und darauf eine gepumpte Schreibmaschine standen. / Auf was er schlief, blieb ungeklärt. / Sooft ich ihn damals besuchte, hämmerte er, glühenden Gesichts, ein Gedicht in die alte Scheibmaschine. Viele Wochen lang immer wieder dasselbe Gedicht, bis er endlich mit der Fassung zufrieden war. Er war von Jugend an ein gewissenhafter Schwerarbeiter.» Geld hätten sie beide nicht be-

essen, doch mit einer Tasse Kaffee für ein paar erbettelte Pfennige «konnten wir bis drei Uhr früh im ‚Stefanie‘ sitzen».³⁷

Solch Doppelleben zehrt an den Kräften. Noch auf dem Weihnachtszeugnis der neunten Klasse wird das Interesse für deutsche Literatur als «anerkennenswert» vermerkt, doch heisst es drei Monate später, da Becher vor dem Abitur in Griechisch, Französisch und Mathematik auf Drei bis Vier steht, er müsse sich sehr zusammenraffen, wenn er das Ziel erreichen wolle.³⁸

Zugleich erreicht ihn im März 1910 eine Abweisung Richard Dehmels, den er im Vorjahr gebeten hatte, ihm seine Gedichte widmen zu dürfen, mit dem Geständnis, sich am Todestag Liliencrons geschworen zu haben, «auch einer der Grossen zu werden und neu zu streben, um mein Ziel zu erreichen. [...] Musik! Klänge, wie sie in Eichen peitschen, wie sie in Donnern tollen, wie sie schmettern in Fanfaren! [...] Ich liebe dich, Leben! Ziele! Ziele! Klarheit! Wie Gestammel beben alle Worte von meinen Lippen. Erlösung! Erlösung. [...] Bin ja weiter nichts! [...] Aber ich *will* und *muß!*»³⁹ Der so überschwenglich angerufene, in einer Mischung aus Minderwertigkeitsgefühl und Grössenwahn beschworene Erlöser antwortet dem Schwärmer, der ihm ein «Essaybüchlein» schenken will, er möge doch erst lernen, einen guten Essay zu schreiben. Sein Jugendfeuer werde bis dahin nicht verdampfen, das einstweilen noch mehr Rauch als Flamme sei.⁴⁰

Bechers Vater hatte am 29. November 1909 Dehmel brieflich gebeten, seinem Sohn tags darauf in der lang herbeigesehnten Begegnung zu einer sicheren Berufswahl zu raten. Er sei bereits bei einem Infanterieregiment als Fahnenjunker angenommen, und der Hochwohlgeborene möge ihn in diesem Plan bestärken.⁴¹ Was er, nach einer Szene in *Abschied* zu urteilen, wohl auch tat, so dass dem Gymnasiasten nur die Zigarrenhändlerin blieb: Angewidert vom Schulbetrieb, des Grössenwahns bezichtigt durch den Vater und zurückgewiesen von *der* literarischen Autorität seiner Zeit, fand er einzig bei ihr die ersehnte Anerkennung als Poet. Als ein Dichter, der aufbegehrt gegen eine Welt, in der ein Hüter von Recht und Moral sich seines Sohnes in einem Erziehungsheim entledigt, wo Würde und Anstand mit unangreifbarer Gewalt herrschen.

«Ich träume wirr in wirrer Nacht: / Ich hab meine Eltern umgebracht. / Mit steifem kalten Mörderblick / Greif *Ich* nach einem Sterne: meinem Glück: / Nach dir: / Du meine ferne Geliebte», lautet eine Strophe aus dem Gedicht *Nach Tag*, das er Dehmel 1910 übersandt hat.⁴² Jahre später erst wird der Vater-Mord zu einem Lieblingsmotiv expressionistischer Dichtung.

Freilich nur als literarische Ersatzhandlung. Die wirklichen Väter bleiben unangetastet, wie denn auch die Führer des verbalen Aufruhrs in der tatsächlichen Revolution von 1918/19 ein Schattendasein fristen. Nicht seine Eltern hat Hans umgebracht, sondern die Geliebte, und sich selbst zu töten versucht, um einzugehen in das ewige Glück einer untrennbaren Verbundenheit, die nur bei den Sternen ist, wie er an Fanny schrieb. Und was hätten sie auch anfangen sollen mit ihrer Freiheit, sie in der Abhängigkeit von einem anderen, dem ihr Geschäft gehört, er ohne Schulabschluss, völlig mittellos? So war «die Tat» ein doppelter Ersatz für den Vatermord und ein unlebbares Leben?

Merkwürdig nur, wie ungebrochen der gerettete Sohn die Deutung seines Vaters übernimmt: «Sie haben vielleicht selbst von meinem Unglücksfall gehört: Ich habe ein geistig und körperlich krankes Mädchen auf ihr oftbesuchtes und ernstliches Verlangen hin im Augenblicke ihrer höchsten Seligkeit getötet», schrieb er Dehmel nach überstandenerm Krankelager. Sein nicht leichtes Schicksal habe ihn bestärkt, die Schwärmerei zur Kunst in eine flammende Begeisterung geläutert.⁴³ Rolf Selbmann deutet den ganzen Fall als Literatur, als Selbstinszenierung eines (verkannten) Dichters nach literarischen Vorbildern. Sieht man, dass Becher 1911 mit einer Kleist-Hymne debütiert, so ergeben sich im Nachhinein Parallelen zum Doppelselbstmord Heinrich von Kleists mit Henriette Vogel am 21. November 1811. Umso auffälliger erscheint die Differenz: «Ich erinnerte mich zu spät daran, dass man sich am besten in den Mund schießt.» – Wie Kleist es tat! – Ob man jedoch aus dem Roman-Zitat⁴⁴ so einfach folgern kann, der (verfehlte) Schuss ins Herz müsse «daher als vorsätzliche Abweichung von einer sicheren Todesart gesehen werden»⁴⁵, bleibt zu bezweifeln.

Ursprünglich erinnert der Gestus der Entsagung weniger an Kleist denn an Goethes *Werther*. Der tritt ebenso um des Glückes der Geliebten willen aus deren Leben: «Ich habe den Frieden deines Hauses gestört, ich habe Misstrauen zwischen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O dass ihr glücklich wäret durch meinen Tod!» schreibt Werther an Albert. Und Becher zitiert ihn fast wörtlich, wenn er seine Pflicht bekundet, die Missstimmung aufheben zu müssen, die er in Fannys Verhältnis gebracht habe. Auch die Hoffnung auf ein Wiedersehen bei den Sternen ist bezeichnend für das Verhalten beider. Wenn allerdings Werther in seinem Abschiedsbrief an Lotte erklärt, er gehe nur voran zum Vater droben, um bei ihm zu klagen und zu triumphieren, sie sei von diesem Augenblicke an die Seinige,⁴⁶ dann tritt das Verkehrte, das rationale Kal-

kül im scheinbar irrationalen Überschwang zutage: In der Maske der Entsagung siegt die Lust am (verbotenen) Besitz noch über den Tod hinaus. «... ich bin stark und entsage Dir zuliebe: Das ist die grösste Liebe die Du vielleicht je erfahren.» Gibt es ein wirkungsvolleres Mittel, einen Menschen, mit dem zu leben man zu schwach ist, dennoch an sich zu binden, ihn auf ewig im «Geiste» zu fesseln?

An dieser Stelle nun tritt die vom Vater und der Schule sukzessive ins Vergessen gedrängte, die kaum mit einem Namen benannte Frau selbst ins Geschehen. Die Erziehungsmächte, und auch der Briefeschreiber Becher, sind bemüht, sie als ein kränkliches Wesen zu zeichnen, das sein Mitleid erregt und ihn zur Verneinung des Lebens verführt habe. Das ist die sittliche Variante der *Femme fatale*, und man wird nicht müde zu betonen, dass sich Zeichen «sexueller Ausschweifungen» – zum Glück – nicht fanden. Nein, eine Hure, wie immer wieder behauptet wurde, ist sie wohl nicht. Ganz davon abgesehen, dass das Wort selbst wenig besagt. Der Roman schildert sie als Gelegenheitsprostituierte, die noch immer von ihrem einstigen Zuhälter bedrängt wird. Nur die Beziehung zu Hans Gastl, dem Ich-Erzähler, bleibt platonisch, oder doch «kleistisch». Wobei sie, Fanny, die Kleist-Rolle spielt: Es ist die Frau, die, wie Kleist, einen Partner zum Sterben sucht. Und dies nicht, weil sie etwa krank wäre. Von einer physischen Behinderung ist hier nirgends die Rede, nur will sie dem Kreislauf immer gleicher Begierden, der Macht und der Abhängigkeit entsagen, als den sie ihr Leben erfahren hat, um in einem Liebestod gemeinsam Ruhe zu finden.

Vielleicht lügt der Roman doch nicht, vielleicht gibt es Wahrheiten, die erst durch poetische Lügen sagbar werden. Zumindest lässt sich der ausweichende Traum vom scheiternden Selbstmord auch als ein Alptraum lesen, der getreulich den Schrecken bewahrt – die Feigheit, die Fanny ihm vorhergesagt hatte, als männlich allzumännliche Schwäche, weil sie am Ende doch alle kneifen. «Ich wagte nicht, bis an den Rand vorzutreten, die Aussicht, welche die Nähe des Todes darbot, genügte mir. Fanny sollte allein springen. Aber Fanny liess meine Hand nicht los, zog und zerrte mich bis zum Rand vor, da aber erwachte ich und lag neben Fanny.» So erscheint ihm schon in der ersten Nacht sein Versagen in traumatischer Verdichtung. Nachdem es ihn am Abend zuvor noch drängte, «von der Schönheit des gemeinsamen Sterbens zu schwärmen», d.h. seine Angst vor dem Tod in des-

sen wortreiche Verklärung zu sublimieren. Die Furcht vor dem Nichts, der «Sturz in den Abgrund», wird zum Spiel mit der eigenen Existenz, festgehalten im Bild des beliebig wiederholbaren Sprungs vom Zehnmeterturm: «Weich, bis auf den Grund tauchend, wurde man vom Wasser, vom Leben wieder aufgenommen.»⁴⁷

Liegt darin Bechers lebenslange Neigung zum Suizid begründet, in dieser Verlockung, sich fallen zu lassen, um aufzutauchen in einem «neuen» Leben, Tod und Wiedergeburt zugleich zu erfahren, eine abgelebte Existenz restlos aufzugeben und von allem Totgesagten wiederaufzustehen in verwandelter Gestalt?

Nur dass die Frau, auf der Grenze zwischen Selbstbestimmung « und Ausgeliefertsein alltäglich existierend, für das Spiel mit Grenzerfahrungen des Lebens keinen Reiz empfindet. Sie nimmt den Ästheten beim Wort und will mit ihm in einen Tod gehen, der ihr lieber ist als die Fortsetzung ihres bisherigen Daseins. Dabei lösen sich auch für Fanny, im Roman zumindest, die Grenzen einer festgefügt Wirklichkeit, nimmt Hans Gastl für sie die Identität eines früheren Geliebten an, während er in ihr die Wiederkehr seiner ersten Liebe, eines kindlich umworbenen Fräulein Klärchen erblickt. So liegen sie «beieinander, jeder eines anderen wegen». Und töten einander, im Traum des Ich-Erzählers, um sich mit dem Idealbild des Anderen im anderen zu vereinen, während sie sich real immer fremder werden: «,Will nicht sterben’, wollte sich Fanny aus dem Sterben losreißen und schlug ihren Goldjungen mit der Faust ins Gesicht. ,Will nicht Sterbens schlug der Goldjunge zurück. ,Will nichts krallte sie sich in ihn; ,will nicht!’ packte er sie und drückte sie zur Wand hin. ,Nichts hab ich zu tun mit dir! ‘ stieß sie gegen ihn, er hing über dem Bettrand. ,Was gehst du mich an? Ich kenn dich nicht!’ presste sie zum Bett hinaus an die Wand. ,Halt den Mund!’ warf sie sich in die Höhe. ,Pack dich! Scher dich! Mach Platz! Mach Platz! schrien sie durcheinander.»⁴⁸

Das klingt wie eine ganz andere, nicht-klassisch moderne Tragödie in sich verlorener «Helden», ein Drama des Verlangens nach reiner Liebe, das auf dem Höhepunkt der Katastrophe in einen grotesken Kampf der Geschlechter umschlägt. Doch gerade in dieser surreal wirkenden Traum-Vision könnte dies eine «realistische» Darstellung des wirklich Geschehenen sein. Immerhin hat sich Ludwig Meidner an Mitteilungen seines Freundes aus den zwanziger Jahren erinnert, wonach der Schuss Fanny nicht sofort getötet habe, sie laut schrie, auf Becher einschlug, die ganze Nachbarschaft alarmierte. Weil die Zimmertür mit Möbeln verbarrikiert war, hätte die Polizei durchs Fenster eindringen müssen.⁴⁹

Es bleibt das mehrdeutige Bild einer Frau, von der die Nachgeborenen nichts als das Datum ihres Todes kennen, und die Spuren ihrer Wiederkehr in den Gedichten eines jungen Mannes, der sie zur Maria verklärt, zum allnächtigen «Gesang aus einem toten, doch offenen Mund», da sie sich einstellt «in böser Fratzen Traum» – das Gespenst einer Unfähigkeit zu lieben.⁵⁰ Zeichen eines Mangels im Reichtum, einer Zerstörung inmitten der heilen Welt einer mustergültigen Familie des Wilhelminischen Reiches, deren Oberhaupt die Tugenden des deutschen Mannes ideal verkörpert, sich von tief unten mit Fleiss und Sparsamkeit zum pflichtbewussten Träger des Staates emporarbeitend.

Als Hüter der patriarchalen Ordnung kommen weder der Vater noch die Lehrer auf den Gedanken, nach ihrer (Mit-) Schuld an der inkriminierten Tat zu fragen. Denn die Frage selbst schon wäre Aufbruch. Und so enthält das aufwendige Konstrukt von der tragischen Verirrung des Sohnes zugleich in kurzen, aber prägnanten Satzfragmenten das getreue Selbstbild seiner Erzieher: man «billigt» nicht, stellt «zur Rede», erteilt «ernstliche Verwarnungen» und verbietet «ernstlich».⁵¹ Im Nachhinein präsentiert sich ein tiefes Verständnis, das aus der Distanz des Unbeteiligten wohl Mitleid weckt, aber auch von der Unfähigkeit zu eingreifendem Verstehen spricht. Wie eine unnahbar göttliche Macht ist dieser Vater allgegenwärtig und doch für den Sohn nicht erreichbar in seiner rationalen, seiner unbestreitbaren Überlegenheit.

Katharina Kippenberg hat 1946 beim Lesen des *Abschied* bemerkt, wieviel Liebesbedürfnis in dem Kind verschüttet lag. «Wärme war ihm nötig und von Kälte und Konvention war er umgeben.»⁵² Auch der einzige Zeugenbericht aus Bechers Kindheit, gleichfalls von einer Frau stammend, bestätigt das Bild in eigentümlicher Weise: «Mit Hansi hielt ich als etwa gleichaltriges kleines Mädchen, das etwas ängstlich war, keine Kameradschaft, zumal er als unbändig galt. / Eines Tages befanden wir uns, hüben und drüben, in den Gärten. Sie waren nur durch einen durchsichtigen Zaun aus Eisenstangen voneinander getrennt. Da bewarf Hansi mich mit Steinen. Ich sehe ihn noch, wie er zwischen dem Gesträuch stand, ein stämmiger Junge im Matrosenanzug. Anstatt mich in den hinteren Teil unseres Gartens zu entfernen, sann ich auf Abwehr. ‚Du‘, rief ich, ‚wenn Du nicht aufhörst, so sag‘ ich‘s Deinem Papa!‘ Der würde – davon war ich überzeugt – den Angreifer schon Mores lehren. / Nachdem ich meine Drohung ausgestossen hatte, stellte Hansi seine Würfe ein. Langsam näherte er sich dem Gitter. Und dann sagte er mit beschwichtigender, ruhiger

Stimme in einem Ton, der jedem Diplomaten Ehre gemacht hätte: ‚Nein, weisst Du, tu’s lieber nicht!‘ – Diese wenigen Worte übten auf mich einen seltsam besänftigenden Eindruck aus. Ich tat es wirklich lieber nicht.›⁵³

Ein unbändig rohes, zu Gewalt neigendes Kind, mit merkwürdigem Sanftmut in seiner Stimme. Ein Fahnenjunker, der Gedichte liebt. Und noch ein drittes Bild hat sich erhalten, eine Fotografie der Familie aus den Anfängen des Jahrhunderts: Auf der rechten Seite sitzend, im Profil, der Vater mit Zwicker auf spitzer Nase, ein kleines, hageres Männlein zwischen steifen Kragen, die ihn zwingen, den Kopf stets gerade zu halten, das Gesicht ein wenig emporgestreckt. Und dahinter, halb verborgen, halb an den Rand gedrängt, der Sohn im Matrosenanzug, auf gleicher Höhe, voll in die Kamera blickend. Mit Augen, die registrieren, was er später beschreibt: Wie der Mann vor ihm eine Lust empfand, die Wohnung mit seinem Schreien zum Klirren zu bringen. «Er lauerte darauf, einen Gegenstand zerspringen zu lassen. Meine Fehler mussten nur herhalten für etwas anderes, ganz anderes. Er tobte gegen die Wohnung an, gegen ihre schöne Geordnetheit, die er aus eigener Kraft sich erschaffen hatte. Am liebsten hätte er in einem solchen Anfall alles kaputt geschmissen, er sehnte sich nach einer Trümmerstätte, als sollte das Leben dann noch einmal, aber ganz anders beginnen.»⁵⁴

Daneben steht die Mutter, Johanna, Apothekerstochter aus Baden-Durlach, züchtig im schwarzen, hochgeschlossenen Kleid, das die Rundungen ihres Leibes hervortreibt, dominant, mit dunklem Haar, den Kopf leicht geneigt, doch in die Kamera aufschauend mit einem seltsamen Lächeln. Und links von ihr, sich anschmiegend, ein Zweijähriger, mit grossen, fragenden Augen. Der Bruder Ernst, von dem wir nichts wissen, als dass er aufwuchs, während sie den Älteren nach Oettingen verbannten, an epileptischen Anfällen litt und sich im Juni 1918 erschoss. «Es war ein unendlich süsser, zarter und schwärmerischer Junge, dem ich sehr sehr nahestand», schrieb Johannes R. Becher, bevor er sich die Pulsadern aufschnitt.⁵⁵

III. Der Ringende

«Dort tauchten sie auf – die Jungen, Werdenden, die warben und suchten. [...] / Meist sahen sie aus wie junge Mönche, die sich in weltlichen Dingen zurecht finden mussten – rangen zwischen Himmel und Hölle mit Gut und Böse, trugen die Haare gegen den Wind und verehrten die Mutigen und Trotzigen der Erde. [...]

Das wollte man kennen lernen, was die Anderen verpönten, die man Spiesser nannte. Klabund schrieb seine ersten dichterischen Versuche nach dem Prinzip gereiftester Bohémiens: *Æpatéz les bourgeois!* (Erschreckt die Bürger!) / Einige kamen aus dem Wiener Literatencafé ‚Central‘, andere aus dem alten Café des Westens in Berlin, oder vom Montmartre und Montparnasse in Paris. / Einer kam, der ruderte im Gang-Rhythmus seiner Schritte die rechte Schulter vor, als hätte er etwas abzuwehren und beiseite zu schieben. Er war blond, von mittlerer Grösse und trug spärliche Haare nach der Stirn gekämmt.»

So sah Marietta di Monaco ihn Ostern 1959 ins Café Stefanie stürmen, Ecke Amalien- und Theresienstrasse im nördlichen Studentenviertel: «Johannes R. Becher / Vulkan der Jugend! / Orgiast des Aufruhrs!» Ein Erinnerungsbild, auf gezeichnet für Heinrich F. S. Bachmair, in einer mädchenhaft sauberen, sperrig geschwungenen Handschrift. Dabei hatte sie selbst die Sechsendsechzig überschritten, Marie Kirndörfer, Malermodell und Sängerin der Schwabinger Bohème, die sich noch immer mit dem Adel südlicher Verfremdung Marietta «von München» zu nennen liebte, als würde sie festhalten an dem Traum endloser Jugend, der die Begrenztheit des Lebens in ein Spiel verwandelt. «Nicht» steht, mit Bleistift vermerkt, auf der Abschrift des zehnsseitigen Briefes, den pathetische Verse beschliessen: «Nach schmerzlich langem Irrweg / Hast Du heimgefunden, / Um in ewigen Gefilden / Das leuchtende Antlitz / Der ‚Weissen Rose‘ zu schauen.» Und obgleich sie in einem Nachsatz noch betont, die Rose sei im Zusammenhang mit den Geschwistern Scholl zu verstehen, erscheint ihr Text in keinem Erinnerungsband. Nein, das war nicht der Widerstand, dessen wir an Jahrestagen gedachten.¹

Allerdings wird Bechers Eintritt ins Caféhaus sich auch unauffälliger ereignet haben. *Abschied* und *Wiederanders* erinnern die zag-

haft-kühne Eroberung einer bunt schillernden Welt, die den Ausenstehenden wie ein abenteuerlich anarchischer Freiraum im bürgerlich Geordneten anzieht – und ihn bald in ihrer alltäglichen Banalität wieder abstösst. Zunächst aber nähert er sich dem «„gepflegten’ Schwabing»,² der Atmosphäre eines Edel-Bohemien, der ein Vagabundendasein idealisiert, das er selbst nicht lebt: Waldemar Bonsels ist heute, bestenfalls, noch der Erfinder der *Biene Maja*, und doch konnte er einmal als Inbegriff für einen «Kampf um die Weltanschauung des 20. Jahrhunderts»³ gelten. Neoromantische Feier von Einsamkeit und Freiheit, Leid und Sieg im feurigen Ungehorsam des immer jungen Geistes und ein Mahnen zu mannhafter Kultur wider die Zivilisation der Spiessbürger geistern in Nietzscheanischer Manier durch seine Bücher.

Im Verlag von Bonsels und Isemann will der Zwanzigjährige seine Gedichte veröffentlichen, nachdem er das Abitur nachträglich absolviert hat. Ende März 1911 war ihm die Zulassung zur Gymnasialprüfung erteilt und zwei Monate darauf per Ministerialentscheidung Ingolstadt zugewiesen worden. Neben Becher hatten sich sechs weitere Privatstudenten der Prüfung zu unterziehen, deren Unterlagen nicht erhalten sind.⁴ Lediglich das Absolutorialzeugnis vom 14. Juli weist «gute» Leistungen in Deutsch und Geschichte, «genügende» in Religion, Latein, Griechisch und Französisch sowie «ungenügende» in Mathematik und Physik aus. Über den deutschen Aufsatz heisst es zudem, er habe «sich durch ungewöhnlich hohe Vorzüge der schriftlichen Form aus [ge] zeichnet». ⁵ Ob sein Thema tatsächlich *Am deutschen Wesen wird die Welt genesen* hiess, lässt sich wohl kaum noch prüfen.⁶

Die Eltern mögen nun auch den Veröffentlichungsplänen nicht länger ihre Zustimmung verweigert haben. Geld gaben sie keines, denn Ende Juli bittet er den Schriftsteller Alfred Walter Heymel, ihm die Druckkosten von 400 Mark für den Gedichtband *Die Jugendwelt* vorzustrecken. Unterschrift: Johannes R. Becher.⁷ Zum Dichter wiedergeboren, tauft er sich selbst – nach dem Täufer, der bestimmt ist, den kommenden Heiland zu zeichnen.

Wahrscheinlich war dies der Band, den er per Selbstmord Henckell verpflichten wollte. Den Abschriften für die Schule zufolge bestand er aus drei Teilen, aus «socialer» {*Auferstehung, Kampftruf an die Welt, Lied vom Leid* u.a.), «reiner» sowie «Gedankenlyrik». ⁸ Die Mutter sah alles nach dem Muster Liliencrons, Dehmels und der Zeitschrift *Jugend* verfasst: «Liebeslust und -leid, Weltschmerz und Frühlingsbegeisterung, Selbstbewusstsein und Selbstzerknirschung, Verherrlichung eines Rennfahrers und Ver-

himmelung des Proletariats, wie es kommt, zuletzt besonders des edlen Märtyrers».⁹

Mehr ist von den Gedichten nicht überliefert. Bonsels hatte seinen Verlag verkauft, um sich und Isemann ein Doppelhaus mit Park zu erwerben. Der sozial orientierte Jugendstil Bechers wird ihn auch kaum begeistert haben. In einer Anthologie, die soeben in Anlehnung an Henckells *Buch der Freiheit* (1893) mit dem programmatischen Titel *Von unten auf* im Verlag *Vorwärts* erschien, war über dessen Muster zu lesen: Dehmels zähstarker Dichtewille kämpfte sich zu den tiefsten Wurzelgründen neuen Lebensfühlers, er schaffe aus Empfindungen und Gedanken des Proletariats lyrische Kunstwerke, die im Volke haften. Henckell sei der Dichter der jauchzenden Freude am klarkräftigen Werden, und Liliencrons Dichtung durchzucke «draufschlagender Lebenstrotz, dems um das Recht auf Lebensfreude nach dem Masse eigener Kraft und Lust zu tun ist». Von Bonsels kein Wort. Dafür aber Hölderlin, Whitman, Gorki und selbst Baudelaire, d'Annunzio sowie Nietzsche, «der sich mit zertrümmerndem Verneinen der herrschenden ererbten Moralkultur entgegenstellte und im Suchen nach dem rettenden Ausweg und neuen Ziel geistig zusammenbrach».¹⁰

Unabhängig davon, ob Becher diese Anthologie je gelesen, ob er sie überhaupt gekannt hat, markiert sie einen Zeit-Diskurs, der sein Sprechen prägt. Immerhin, wann hat es noch eine solch erstaunlich breite, in sich spannungsreiche und vielgestaltige Lyrik-Sammlung in einem sozialdemokratischen Verlag gegeben? Welch eine Weitung des politischen Horizonts fand hier ihren Ausdruck. Tatsächlich war die Arbeiterbewegung in Deutschland aus dem Versuch ihrer Unterdrückung durch Bismarcks «Sozialistengesetz» mit einem gestärkten Selbstbewusstsein hervorgegangen. So hatte die Sozialdemokratie 1903 bereits 81 von 400 Reichstagsmandaten gewonnen. Das konservative Zentrum war gewarnt, und es gelang ihm noch einmal, der SPD bei den nächsten Wahlen die Hälfte der eroberten Sitze wieder streitig zu machen. Doch 1912 avancierte sie mit einem nahezu verdreifachten Stimmanteil von 112 Mandaten zur stärksten Fraktion im Deutschen Reichstag. Ein friedlicher Wandel der bestehenden Gesellschaft durch demokratisch gesicherte Reformen schien greifbar nahe zu sein. Die Industrieproduktion wuchs im gleichen Zeitraum kontinuierlich um 2,5 bis 7,8, und die Arbeitslosigkeit sank bis 1913 unter drei Prozent. Die Kapital-Gesellschaft prosperierte, statt in verschärften Krisen zu zerfallen, wie man mit Marx einst geglaubt hatte. Von der Not-

wendigkeit einer Revision der eigenen Grundsätze war jetzt die Rede. Bernstein, Sohn eines Lokführers, nach gymnasialer Bildung und Lehre in einem Bankhaus zum theoretischen Kopf der Partei aufsteigend, Redakteur des von London nach Deutschland eingeschleusten Zentralorgans *Der Sozialdemokrat* und Sekretär des alternden Friedrich Engels, hatte die nun allgemein herrschende Stimmung schon um die Jahrhundertwende auf den Punkt gebracht: Sozialismus sei mit Kant ein moralisches Postulat, an dem die Evolution, die schrittweise Verbesserung der Lebensbedingungen für alle Teile der Gesellschaft gemessen werden könne, aber keine ökonomische Notwendigkeit, die nach Marx wie ein Naturgesetz zu Revolutionen führen müsse. «Das Ziel», der Kommunismus, «ist mir gar nichts, die Bewegung ist alles.»¹¹

Statt Klassenkampf war Versöhnung angesagt, ein Ausbalancieren des produktiven Gegensatzes von Arbeit und Kapital durch Demokratisierung des Staates, Kontrolle und Selbstverwaltung. Und Bebel galt manchem schon als der heimlich herrschende «Gegenkaiser». Nur die wenigsten bemerkten, wie im Rücken der erstrebten Paradiese das friedliche Reich ein höllisches Waffenarsenal zu horten begann: 1905 bis 1910 waren die Rüstungsausgaben um jährlich 10, bis 1912 schon um 15 Prozent gestiegen, bis sie 1913, mit Zustimmung der SPD, um 62 Prozent anschnellten. Zugleich wuchs das Heer 1911 um 10'000, wurde im Jahr darauf um weitere 30'000 erhöht und vermehrte sich 1913 schlagartig um 116'965 Mann. Das Militär frass 4,5 Prozent des Nationaleinkommens, während die Regierung 2,6 Prozent des Volkvermögens auf die Bildung Seiner Majestät Untertanen verwandte, zur Erziehung fleissiger Arbeitsmänner, treuer Staatsbürger und dem Vaterland ergebener Soldaten. Hinter der Fassade des evolutionären Fortschritts hatte sich längst die Revolution ereignet, die niemand mehr wahrhaben wollte. Deutschland, einst romantische Mitte des alten Europas, die noch vier Jahrzehnte zuvor in 300 Kleinstaaten zerfiel, war eine Weltmacht geworden, hatte mit beispiellosem Tempo England und Frankreich überholt. Weder der Kaiser noch seine Regierung machten ein Geheimnis daraus, dass eine Neuaufteilung der Erde unumgänglich sein würde. Vielleicht aber war der Donner der Geschütze auf den Schlachtfeldern des euphorisch gefeierten Weltkrieges nur ein Nachklang dessen, was in der europäischen Kunst um 1910 schon aufblitzt und sich später Expressionismus nennt?

Becher, der bloss ein Dichter, freilich ein grosser, sein will, sieht

von alledem 1911 nichts. Gerade deshalb, weil er von keiner politischen Überzeugung ausgeht, sondern allein in seinem privaten Aufbegehren gegen den ordnenden Vater zur Dichtung flieht, scheint sein Frühwerk besonders geeignet, an den brüchigen Texten die Signatur eines epochalen Umbruchs zu dechiffrieren.

Bei Bonsels traf er den zwei Jahre älteren Bachmair. Sie waren die einzig Jungen in dem Kreis, der über Jugend philosophierte, schlossen Freundschaft und gingen eigene Wege. Beide haben einmal ihre Gedichte zu Dehmel getragen, als der in einer Pension abgestiegen war, und meinen, einander schon damals im Treppenhaus begegnet zu sein. Schicksalhaft nannte man solche Zufälle einst. Gemeinsam strolchen sie fortan in München umher. Merkwürdigerweise lernt der andere dabei nie frühere Kameraden des Freundes kennen, als wäre der in einer hermetischen Einsamkeit aufgewachsen. Die Bachmairs besaßen eine Apotheke in Pasing, gern und oft sei Hans zu Gast gewesen. Anders verliefen spärliche Besuche in Bechers Elternhaus: Die Mutter farblos, wengleich sehr liebenswürdig, der Herr Landgerichtsdirektor höflich korrekt, aber unnahbar. Das erste, was der angehende Dichter ihm auf seinem Zimmer nun zeigt, sind nicht etwa Verse, sondern die Preise, die er im Schwimmen errungen hat. «Daruf – er verhehlte es nicht – war er stolzer als auf seine Gedichte.»¹²

Auch Tretjakow lässt ihn in einer Porträtskizze von sich selber sagen, er sei in der Zeit, da er Novalis, Dehmel, Hölderlin und Przybyszewski nacheiferte, einer der besten Schwimmer des Landes gewesen, habe gar den Crawlstil mit Werner Schiep weiterentwickelt, indem sie das Beinwirbeln einführten.¹³ Nein, ein ätherisch weltenferner Dichter ist er nie gewesen, dieser Johannes R. Becher, der doch aussah, wie man den Prinzen Hamlet sich denken mag: angekränkt von des Geistes Blässe, mit hoher Stirn, den grossen grün-blauen Augen, im Gestus des visionär Schauenden zum Licht emporgehoben, und einem leicht verächtlichen Zug melancholischer Verlorenheit um den vollen weichen Mund, so zeigt er sich schon auf frühen Fotografien.

Als Bachmair, der bereits zwei Semester Literaturwissenschaft und Philosophie in München studiert hat, nach Berlin wechselt, folgt ihm der Freund. Dessen Wunsch, den soliden Beruf eines Mediziners zu ergreifen, dürfte den Vater beruhigt haben. Der erkundigt sich, wieviel Geld der andere von seinen Eltern erhalte, und zahlt die gleiche Summe, 150 Mark, vorsichtshalber auf geteilt in 30 für die Miete, direkt an Bechers Wirtin, die Kürschnermeisterswitwe Pauline Zlo-

torzenski, sowie zwei Raten zu jeweils 60 am Ersten und Fünfzehnten eines jeden Monats. Ein respektables Einkommen, gemessen am durchschnittlichen Verdienst eines Industriearbeiters von vier Mark pro Tag. Dennoch reichte es kaum bis zum Monatsende.

Der Sohn hatte, wie für Medizin vorgeschrieben, zunächst «philosophische Fächer» belegt: Geschichte der Philosophie und Logik, aber auch Deutsche Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters sowie Richard M. Meyers Vorlesungen über Deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart.¹⁴ Zu letzterem mochte ihn Bachmair bewogen haben, der sich erinnert, dass sie mehr in Bibliotheken als in Hörsälen sassen und das Leben der grossen Stadt studierten.¹⁵ Berlin ist, im Gegensatz zum eher verträumten München, eine wirkliche Metropole mit zwei Millionen Einwohnern. In nur 25 Jahren war ihre Bevölkerungszahl auf ein Zweieinhalbfaches geradezu explodiert und hatten sich die Einwohner der Vorstädte mit noch einmal 1,75 Millionen mehr als verzehnfacht. Das Haus der Hohenzollern zeigte sich nicht minder kunstsinnig als die bayerischen Könige. Man hatte den alten Adolph Menzel geadelt und die «kleine Exzellenz» 1905 von den Leibgrenadieren Seiner kaiserlichen Hoheit zu Grabe tragen lassen. Sein monumentales *Eisenwalzwerk*, mit dem 1875 zum ersten Mal die Mühsal der Arbeitswelt in den Kunstraum der deutschen Malerei hineinragte, hing in der Nationalgalerie zwischen der ebenso gewaltigen Abreise Wilhelms zur Kaiserkrönung als Gründungsakt des Deutschen Reiches im besetzten Versailles und dem festlichen Bild eines Ballsaales im prunkvollen Schloss. Es war ein Loblied der Arbeit, eingebunden in das Selbstverständnis expansiver Macht und Herrlichkeit. Doch draussen, nur wenige hundert Meter von den Museen entfernt, die zum Zeichen der eigenen Überlegenheit, unermessliche Reichtümer der Menschheitskultur von der Prachtstrasse Baby-lons über den Schatz des Priamos bis zum Pergamonaltar bargen, stiess der aus aller Welt versammelte Glanz auf das Elend der Mietskasernen im Scheunenviertel, mit seinen zwei, drei und vier Hinterhöfen.

Becher und Bachmair haben im Berliner Osten Quartier bezogen, nahe der Warschauer Brücke, wo polnische Einwanderer siedelten, in der Memeler Strasse, die heute, noch, den Namen Julian Marchlewskis trägt, eines Mitbegründers der KPD, der 1913 mit Rosa Luxemburg und Franz Mehring die «Sozialdemokratische Korrespondenz» gegen den eigenen Parteivorstand herauszugeben begann. Aber Politik interessiert die Studenten nicht, eher das Café Komet im glei-

chen Haus. Am 20. Oktober 1911 passiert ihnen eine Entscheidung, die ihr Leben bestimmt: «Becher war bei mir. Die Zeitung lesend, sagte ich, dass am 21. November, zu Kleists hundertstem Todestag, Feiern stattfinden sollten. Darauf Becher: ‚Ich habe eine Kleist-Hymne geschriebene Ich: ‚Die drucken wir!‘»¹⁶ Sogleich wird telegrafisch das Manuskript *Die Jugendwelt* vom Verlag Albert Langen aus München zurückerbeten und am selben Tag noch ein Vertrag aufgesetzt. Nunmehr sind sie Autor und Verleger, von denen der eine sich verpflichtet, dem anderen seine späteren Werke bis zum 31. Dezember 1914 zuerst anzubieten.¹⁷

Im Jahr darauf, nach München zurückgekehrt, wird Bachmair bereits 16 Titel führen, Vorträge in Pasinger Fortbildungskursen für Arbeiter halten, in einer Gesellschaft der Münchner Bibliophilen wirken und zwei der ersten expressionistischen Zeitschriften gründen, 1914 den Verlag versteigern müssen, der SPD beitreten und sich freiwillig in den Krieg melden, 1918 die USPD in Pasing mitbegründen, die Rote Artillerie unter Toller vor Dachau führen, zu eineinhalb Jahren Festungshaft verurteilt werden, 1922 eine wundervoll zarte Frau, Maria Luise Weissmann, heiraten, die mit Dreissig stirbt, deren Dichtungen er verlegt, als Buchhändler und Mitarbeiter kleiner Verlage ausharrend, bis er 1946 mit amerikanischer Lizenz und einer Becher-Sammlung wieder neu beginnt, vier Jahre später, nach 47 Titeln, Konkurs anmeldet, 1951 den Freund besucht, im Aufbau-Verlag die Werbung übernimmt, 1956 zur Akademie wechselt, Bechers Nachlass archiviert und 1960, als er endlich eine eigene Wohnung erhält, einen Platz für seine Bücher findet, eines Morgens nicht mehr erwacht.

Nach einem Monat liegt *Der Ringende* auf dem Tisch, in einer Auflage von 500 Exemplaren und zehn Luxusdrucken auf handgeschöpftem Van-Geldern-Bütten. Ein Heft von 12 Seiten, mit einer Bauchbinde «Zu Kleists 100. Todestag. Preis 75 Pfennig», das die Buchhändler nur unwillig in Kommission nehmen, wenn man ihnen einen Posten zu zwanzig Mark abkauft. Finanziell war das Debüt ein Desaster, aber die Kritik liess aufhorchen. So hiess es 1912 in der Münchner Literaturzeitschrift *Janus*: «Ein junges Talent von ausserordentlichen Massen und einer gewaltigen Explosivkraft sprengt hier zum ersten Male seine Fesseln unter der Maske des ringenden Kleist. Die Sprache ist von grosser Originalität, und ein starker Strom von neuartigen und lebendigen Bildern flutet durch die kleine Dichtung. Man sagt wohl nicht zuviel, wenn man ausspricht, dass etwas von dem ge-

nialen Fieberkleists auch in den geschwellten Adern dieses Werkes rast. Das ist Blut von seinem Blute und Geist von seinem Geist.»¹⁸

Tatsächlich sticht die Sprache ins Auge, hat sie schon in der äusseren Form etwas Unruhiges im hektischen Wechsel ausgreifend langer und plötzlich auf ein einziges Wort nur verkürzter Verszeilen, ist ihrem Klang ein Rasen zu eigen, eine imposante Melodie, die posenhaft verrauscht. Erst beim zweiten, dritten Lesen bleiben Bilder haften, wird eine Kreisstruktur kenntlich:

WAR'S NICHT IN DER NACHT,
Da der Blitz spritzende Garben schoss,
Zornfarbengross
Mein dunkel Haus im Geheul wuchtscharfer Donner stand,
In der Nacht, da ein finsterner Wüterich seine blutnarbige Hand
Um dich blaues Land, mein deutsches Vaterland Schloss ...
War's nicht in jener durchschreckten Nacht,
Dass ich dich erblickte, dich,
Grimmiger dich, Feuergekrönt,
Grauensversöhnt
Dich, Himmlischer dich!
Im schimmernden Bild urfreier Gigantengewalt,
Brechender Sturm, Trutzschild geilster Tyrannengewalt:
ARMIN?! -

Solch Beginn lässt sich leicht als Anrufung des Germanenführers durch Heinrich von Kleist deuten, der drei Tage vor Napoleons Einzug in Berlin an seine Schwester schrieb: «Es wäre schrecklich, wenn dieser Wüterich sein Reich gründete. Nur ein kleiner Teil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen.»¹⁹ 1808 hatte Kleist den Sieg des Arminius als Gleichnis wider die neuen Cäsaren zur *Hermannsschlacht* verdichtet, die erst 1821, ein Jahrzehnt nach seinem Freitod, erschien und noch weitere 18 Jahre bis zu ihrer Uraufführung warten musste.

Wenn nun aber am Ende der Becherschen Hymne ihr Anfang sich wiederholt – «War's nicht in der Nacht, / Da der Blitz Garben schoss,

/ Dass ich dich erblickte, dich Himmlischer / Zornfarbengross / Im
schimmernden Bild urfreier Gewalt?!»²⁰ – so ist nunmehr kein Vater-
land auszumachen, das besetzt zu werden droht. Der Feind, mit dem
hier gerungen wird, im Kreislauf einer rhythmisch frei beschworenen
Urgewalt, ist die eigene Verlorenheit, die sich im Bild des sinnlos wo-
genden Meeres zu erkennen gibt:

Urgrund endloser Schwermut!
Silbernes Tanzen obenhin
Ohne Sinn
Auf dem Meer ..
Heroisches Meer!
Urgrund endloser Schwermut!
Deine Seele, schlummernde Seele
War wie das Meer,
Das ewig trunken, in sich versunken:
Meer ...

Kunstvoll raffiniert malt die Sprache im Wechsel der ab- und an-
schwellenden Verse, durch Kombination wiederkehrender Signal-
worte, mit sparsam pointierendem Reim, das Gleichmass des brand-
enden Elements, das jäh in sein Gegenteil umschlägt: ins Bild einer
«gelbfahlen Wüste», in der ein Ich nach seinem Weg sucht. Verzwei-
felt will es, mit letzter «Wollust» die Erde nackt umschlingend, ster-
ben. Da dringt fern ein Schrei, «wie von einem Irrenden», zu ihm,
erscheint «Ein Mensch!!!» und verkündet:

«Ohhh Einsamkeit!
Sieh, oh, das Feuermal meines Leids!
Meinen brandigen Körper! Oh ich trank
Den Kelch einer bitteren Gottheit. –
Zwischen weisser Sonne und roter Erde:
Du musst dich im Feuer verbrennen
Um deine Kraft zu erkennen.
Musst dich in glutheissen Höllen = und Himmelsmartern
Quälen,
Bis deine Seele
Ganz leichtleis zu glühn beginnt,
Deine Wunden und Zähren Flammen sind.»

Von Fallen und Aufstehn kündend, sich zur «letzten menschlichen
Möglichkeit», zur Schwesterliebe bekennd, stirbt das Du dessen

Seele das Ich als «Gott der jungen Erde!» preist, um in den Anfang zurückzukehren.

Prosaisch gesprochen tritt Becher als Nachfolger Kleists auf, der, sich selbst verbrennend, vergeblich den Geist des Arminius anruft, um in schwesterlich reiner Liebe Erlösung von seiner Einsamkeit zu finden. Während aber der Freitod in platonischer Vereinigung am Ende der Dichtungen des einen stand, nutzt oder benutzt gar der andere seinen – gescheiterten – Selbstmord, um als Dichter sich unter den Lebenden zu etablieren. Auch in der poetischen Überhöhung zeigt sich dieses falsche Moment: Die Kreisbewegung der Hymne beschreibt das Leiden des Ich an seiner eigenen Individuation, seiner Verlorenheit in sich selbst, in der ihm ein Du den Weg weist, eben dieses Leid zur Flamme, zum reinen Ausdruck zu steigern. Sie suggeriert einen Gang durch die Hölle ins Paradies und erhebt die Selbst-Qual zum Gottesdienst. Der Schrecken der Einsamkeit verwandelt sich in seiner Asthetisierung zu einer Schönheit, deren Sprache von der Verkehrung äusserer Gewalt in ein inneres Ringen zehrt. Und war er darin nicht doch Kleist verwandt?

Dabei scheint der Neoromantiker ein fröhliches Studentenleben zu führen. Literarischen Umgang meidet er eher, lässt sich von Bachmair nie in den Kreis um den Schriftsteller und Verleger Alfred Richard Meyer bewegen, der gerade Marinetti, Carossa, Lautensack und Benn erstveröffentlicht und den *Ringenden* in der *Action* wohlwollend besprochen hat. 1912 druckt die Zeitschrift zum ersten Mal auch ein Gedicht von Becher, ein schwächliches, *Auf die Märzgefallenen* von 1848: «Seht sie fallen! / Doch aus allen allen / Leichengründen wächst ein rosenlinder / Wind dem bleichen Morgen zu .. .»²¹ Kein Sturm wird mit dem Bild der deutschen Revolution erinnert, vielmehr eine unfreiwillige Parodie in sentimentaler Verklärung geliefert, die untypisch war für das Blatt, das Franz Pfemfert nunmehr im zweiten Jahr als «Organ des ehrlichen Radikalismus» herausgab.²² Im «Café des Westens», wo die ersten Autoren der *Aktion*, Carl Einstein, Jakob van Hoddis und Ludwig Rubiner, verkehren, ist der Debütant selten anzutreffen. Hier residiert Else Lasker-Schüler, geschieden von Herwarth Walden, dem Herausgeber der anderen Zeitschrift zur Revolutionierung der Kunst, *Der Sturm*, dessen Ausstellungen moderner Malerei seit 1910 Skandale erregten. Als «Prinz von Theben» befiehlt sie einem verspielten Hofstaat, ernennt Bachmair zu ihrem Zeremonienmeister, der später berichtet, sein Freund Becher sei indes nur manchmal zu Max Oppenheimer gegangen, dem Porträtisten Mopp, und habe die meiste Zeit mit Lona verbracht.

Lona war jene «internationale Transformationstänzerin», als die Becher 1929 im Gedicht *Abschiednehmen*²³ und dem Roman *Abschied* Fanny Fuss literarisch wiederauferstehen lässt. Am Ende seines Lebens wird sie ihm noch einmal zur selbständigen Gestalt: Als Agathe in *Wiederanders* unter dem Künstlernamen «Little Lunch» auf Vorstadtbühnen sich blitzschnell verkleidend im Stil verschiedener Tänze. Der «Held» des Fragments lässt sich von der Frau aushalten, die von einer Heirat mit einem Erzherzog träumt. Irgendwann werde ein Mann von Adel ihre Kunst der Verwandlung von einer Dame im Gesellschafts Kleid über Elfenreigen und Dirndltracht zum lockenden Weib im Salomé-Gewand zu schätzen wissen. Das schöne Dummchen aber, das sich im Bett eine Spieluhr unters Kopfkissen legt, um in Stimmung zu kommen, setzt ihn kalt auf die Strasse, als er ihr zumutet, den Kitsch bewusst zu präsentieren, um «sich als Grotesk-Tänzerin einen Weltruf [zu] verschaffen».²⁴

Auch wenn Bachmair bemerkt, sie sei eine reine Phantasiegestalt des Dichters, in dessen Prosa sich Wunschbilder häuften,²⁵ so ist ihre literarische Transformierung aus der Lona-Begegnung doch umso aufschlussreicher für Bechers Wünsche und Phantasien. Der andere erinnert Lona als ein Tingle-Tangel-Biest, das er in Wien kennengelernt habe. Plötzlich hätte sie sich telegrafisch angemeldet, so dass beide eine Arbeit als Schriftsetzer bei einem Patentanwalt aufnahmen, die ihr Monatseinkommen um 60 Mark erhöhte, um zu dritt, in drei verschiedenen Wohnungen, miteinander zu leben. Becher habe sie ihm ausgespannt, jedoch ihre «Hänschen»-Rufe nicht ertragen können, so dass er verlangte, sie in einen Zug nach Prag zu setzen.²⁶ Im Text verkehrt sich die Konstellation: Die Frau ist Subjekt ihres Lebens, sie trennt sich souverän von dem abhängigen Mann, als sie sich zum Objekt seiner Kunstreflexionen erniedrigt sieht. Ihre Schwäche für das Stimmungshaft-Kitschige erscheint als Zeichen einer Stärke, als Ausdruck einer praktischen Überlegenheit, eines Vermögens, die alltäglichen Niederungen eines Lebens auszuhalten, dessen der Künstler aus bürgerlichem Haus enthoben ist – und zu dem er sich hingezogen fühlt, wie zu einer fremden Welt. War es diese Vorstellung von der Kraft des «schwachen» Geschlechts, die ihn zu Franziska Fuss trieb, in der Maske des Mitleids?

1912 beginnt Becher, während er die Kunstszene eher meidet, sich Lona widmet und an der Universität Reformation und Gegenreformation, Geschichte der französischen Romantik sowie Psychologie belegt,²⁷ seinen Selbstmordversuch in Form eines Romans aufzuarbei-

ten. *Erde* ward schon auf der Rückseite des *Ringenden*, neben der *Jugendwelt*, angekündigt. Und wie in der hymnisch gesteigerten Lyrik, so fällt auch an dem Prosadebüt zunächst das Rauschhafte der Sprache auf. Eine Handlung lässt sich auf den ersten Blick kaum wiedergeben, das Ganze erscheint mehr wie eine Folge lose verbundener Impressionen, ein Reigen von Bildern, die einander überlagern und mit der Intensität punktueller Momentaufnahmen eher auslöschen, statt sich zu einem Panorama zu ergänzen.

Was sich einprägt, sind Momentaufnahmen eines endlosen Sterbens: Da erwacht «wehete Lust» in dem Jungen Rolf Rainer beim Anblick seiner sterbenden Mutter Düse, gespiegelt in der Beschreibung eines grossen schwarzen Falters, dessen Flügel «im Lichte verbrannten und abfielen».²⁸ Triumphiert «etwas» in Rolf, als der ihm homoerotisch verbundene Eitel einer Gehirnerschütterung erliegt.²⁹ Verbrennt die Kunstreiterin Constance, die Geliebte, die er erwürgen möchte, um sie ewig zu besitzen, inmitten der Zirkusarena beim Sprung durch einen Feuerkranz, selbst zur «blutigen Fackel in der Nacht» entflammt, «stolz und trotzig» auf dem jagenden Pferd stehend, bis sie «jählings kopfüber wie ein Schmetterling mit versengten Flügeln» stürzt.³⁰ Und schliesslich findet Rolf in Ev eine Frau, die bereit ist, mit ihm in den Freitod zu gehen, als genussvoll gesteigertes Leben, das – wie in *Abschied* – sich in einen hasserfüllten Geschlechterkampf verkehrt.³¹ Es scheint, als zögen die Toten die Lebenden mit sich hinab: Nach dem Tod Duses töten ihre Liebhaber einander im Duell. Ilse-Maria, Rolfs Schwester, stirbt in wahnsinniger Umnachtung, und Angelo, der sie liebt, ermordet sich selbst.

Angelo, von dem es heisst, es sei ihm «gegeben, die Klage über die grösste Tragödie des vorigen Jahrhunderts in uns schweigen zu machen, die Klage über den Tod Novalis’», gibt das Lösungswort, das die disparaten Geschichten vereint: «,Wer kann leben, ohne den Tod überwunden zu haben! Wer kann überwinden, ohne zu lieben! [...] Die Liebe zum Tode ist höchstes Kraftbewusstsein, unerfüllbarer Heroismus des Lebens, der bis an die letzten Grenzen menschlicher Möglichkeiten geht, eine Fröhlichkeit über alle Massen, eine Trauer ohne Ende.»³²

Im Jasagen zum Leid, zur Schattenseite des Daseins erst soll eine Steigerung zu wahren Lebensgenuss erfahrbar werden. Wie in Novalis’ *Hymnen an die Nacht* setzt Angelo/Becher gegen das statische Schönheitsideal der Antike, die gebannt auf den Tod starrt, ein dynamisches Sichhingeben an das vergehend-werdende Leben in allver-

bindender Liebe über das Grab hinaus, verkörpert in der ewigen Jugend der früh Verstorbenen, die Novalis für die Jahrhundertwende symbolisiert. Nicht als Idol einer kränklich schwachen Jenseitssehnsucht. Der verklemmten Rationalität der Vaterwelt mit all ihren Verboten und Selbstentsagungen antwortet ein Credo des freien Sichverschenkens, ein Loblied der Verschwendung als Zeichen überschäumender Kraft und Gesundheit: «Ich glaube», bekennt Rolf, «gerade die Schöpfer alles Hohen und Ewigen sind die seligsten Geniesser, die kühnsten Verschwender ihrer Menschlichkeit, die lächelnden Ruchlosen dieser Erde.»³³ Anders gesagt: «„Die Emanzipation des Fleisches, Kultus der Nacktheit, Schamlosigkeit als Urrechte der neuen Freiheit, Impotenz als Prinzip!!!“ Thomas Randolf, der bleiche Journalist, brüllte. Er stieg auf einen Stuhl und setzte seinen Vortrag fort. ‚Der Wille des Unendlichen ist in mir Gestalt geworden, die Sinnlosigkeit und die Zwecklosigkeit der menschlichen Verschwendung als der Sinn und der Endzweck der Welt. Das ewige Berauschen, das laue Sich=sinken=Lassen und Steigen wie eine Welle, wie eine Welle auf vom Schoss, auf und nieder ... es gibt nur eine Liebe, und die beruht in der grenzenlosesten Durchkostung aller Arten und aller Offenbarungen des Triebes ...‘»³⁴

Die (christliche) Liebesbotschaft erfüllt sich im totalen Rausch, ihr Prophet wird zum Schauspieler. Was sich bei Novalis und den Frühromantikern noch als rückwärts gewandte Utopie einer katholisch vereinten Geisteswelt gegen die leere Betriebsamkeit der protestantischen Neuzeit zu Bildern von naiver Frömmigkeit verklärt, erscheint in Bechers «Hymnen des Todes»³⁵ radikal entsublimiert: Die Anbetung der Maria, der Verkörperung unbefleckter Empfängnis, wird als höchste männliche Lust dekodiert, die in Jesus ihr weibliches Pendant findet. «Marias nackte Erscheinung» ist Rolfs «erste Offenbarung», die ihn zu Eitel führt, während er seine Schwester liebt. Die wiederum empfängt, da sie Angelo erwartet, den «Heiland» in der «irresten Qual» eines visionär verdichteten Orgasmus, der sie mit sich reißt im Rauschen ihres, seines Blutes, wie ein Fluss, ohne Rückkehr in die gewohnte Ordnung der Dinge.³⁶ Sie stirbt an der halluzinatorischen Entfesselung ihrer Sinne, Gesichte schauend von «unglaublich dämonischer Kraft und Schönheit»³⁷, während Angelo, der bei ihr Erlösung aus seiner «Gleichgeschlechtlichkeit» suchte und doch zu einer Hure floh, sich im Bewusstsein schicksalhafter Schuld tötet, um Rolf, den Maler, mit einem letzten Satz zu verpflichten: «Preisen *Sie* das Leben und seine Kraft. Über Ihrem Lob und Ihrer Schöpfung lächelt *meine*

Gestalt, gelb wächsern, durchschossen, ohne Haupt, abendbe-kränzt...»³⁸

Wie das alter ego des *Ringenden* verzehrt sich dieser Engel der Finsternis in einer «grenzenlosen Ode»³⁹, die einen Sinn erhält durch den Auftrag, wiederaufzustehen in der Kunst des anderen. Und wieder ist kein Vaterland bedrängt, sondern quält sich ein vereinzelter Einzelner, die Grenzen seiner Individuation zu durchbrechen, ausgeliefert einem unpersönlichen «es». Etwas Triebhaftem hinter der instabilen Sexualität, die nicht in den Geschlechterrollen aufgeht, die gerade dort, wo sie im Schein der «normalen» Liebe sich romantisch zu verewigen strebt, in einen offenen Kampf umschlägt. Als einziger Ausweg aus der selbstzerstörenden Macht des Begehrens erscheint im Roman für die Frau das Kind, das sie als Mutter über den Mann erhebt, der sich in der Gebärde eines reuigen Verführers unterwirft oder sie in Ehrfurcht vor dem ihr entsprungenen Leben achtet. Für den Mann aber bleibt nur die Kunst als Teilhabe an einer anderen Schöpfung, die dem Tod verwandt ist: «Denn wie ich es verstehe, ist die Kunst der denkbar grösste Gegensatz zum Leben, wie Wirklichkeit zu Wahrheit, Tod zu Leben.»⁴⁰ Wie die überlegene Frau des Mannes zur Entfaltung ihrer Stärke bedarf, so brauche der Künstler weiblichen Beistand, um «seine grosse männliche Grausamkeit [...] in die sanfte Milde einer versöhnend tödlichen Erkenntnis» zu verklären.⁴¹ Indem Rolf mehr als Künstler sein, indem er die Grenze von Kunst und Leben aufheben will, inszeniert er einen (Selbst-)Mord als – missratenenes – Kunstwerk, während Bechers Künstlertum sich in der Gestaltung des Irrwegs bewähren soll. Konsequenter gipfelt die (männliche) Kunst-Perspektive in einer letzten Verdichtung des sich selbst übersteigenden Begehrens zur Vision vom «Tod des Geschlechts»: Mann und Weib stehen einander auf Klippen gegenüber, dazwischen das Meer, in dessen Strudeln jedes Bild zerfließt.⁴²

Doch damit begnügt sich Becher nicht, Rolf muss noch in Erinnerung an seine Mutter sterben, ein Familienschicksal sich erfüllen in der Grabesruhe einer sich immer wieder verjüngenden Mutter Erde, die «unsere Heimat» sei.⁴³ Eine bundesdeutsche Germanistin hat die Unstimmigkeit des Textes 1962 zu ergründen versucht: Die zuletzt behauptete Erlösungsperspektive werde von den erzählten Bildern nicht eingelöst. Becher wolle einem ihn befallenden Nihilismus ausweichen in vitalistische und hyperzerebrale Religiosität. So entstehe Verworrenheit statt Tiefsinn: «Der Dichter ist in Gefahr, für Seinsfülle

und religiöse Erfahrung zu halten, was in Wirklichkeit ein trüber Sud jugendlich-ekstatischer Erotik, morbider Intellektualität und Lebensangst ist.» Daraus folge auch das Pathologisch-Sadistische, das über die Grenzen des Erträglichen hinausgehe in einer Darstellung von Liebenden, die aufhörten, Liebende zu sein, weil sie sich «der Aufgabe der Liebe» durch den Tod entzögen.⁴⁴

Solch religiös motivierte Be- und Verurteilung der ästhetischen Form mag einen ihrer Kollegen 1969 bewogen haben, der Interpretation als Ausdruck einer privaten Weltanschauung – ebenso wie den bis dahin vorliegenden Dissertationen aus der «DDR» – jedweden wissenschaftlichen Wert abzusprechen.⁴⁵ Allerdings kommt seine eigene Studie über einen mythischen Dualismus von Gut und Böse, von Licht und Finsternis in Bechers Frühwerk kaum näher an die Eigenart dieses Schreibens heran, geschweige denn an darin aufgespeicherte biographische Erfahrungen. Die Beobachtung der Kritikerin liesse sich aber auch ernst nehmen, ohne ihr (Vor-)Urteil zu teilen: Begreift man den Sprung in die Versöhnung am Ende als einen religiös aufgesetzten Nachtrag, so erscheint die ästhetizistisch forcierte Verkehrung von Liebe in Tod als adäquater Ausdruck einer qualvollen Zeiterfahrung, der Selbstdestruktion des christlichen Glaubens, des Umschlags von Neoromantik in Dekadenz, d.h. als ein Zeichen für die Modernität des Erzählten.

Dann werden auch andere Schwächen kenntlich: vor allem der durchgehend sentimentale Überschwang und die Ersetzung gegenständlichen Erzählens durch beschwörende Formeln. So stehen oftmals nur Titel für selbst nicht ausgeführte Sachverhalte, wie die Wahn-Visionen der Schwester, deren dämonische Kraft und Schönheit Becher abstrakt behauptet, statt sie ästhetisch konkret vorzustellen. Offenbar ist er hier, als Erzähler, an eine Grenze gestossen. Auch erscheint das mehrfach angekündigte «Lied der Erde», trotz aller eingeschobenen Verse, nicht als selbständiger Gesang. Wobei ein Vergleich der ins Lyrische gesteigerten Prosa mit Gustav Mahlers *Lied von der Erde* aus dem Jahre 1907/08 vielleicht aufschlussreich sein könnte. Zumindest scheint es, als habe er mit seiner schwermütig getönten Lautmalerei oft eher einen musikalischen Klang intonieren denn eine verbal verbindliche Aussage treffen wollen. Das willkürliche Moment in der Aufreihung zur Staffage verkommender Sterbefälle erreicht mit der doppelten Selbsttötung Angelos einen Gipfel an Absurdität, wenn man bedenkt, wie er sich erschiesse und zugleich noch den eigenen Kopf vom Rumpf trennen soll. Freilich ist auch die-

se Übertreibung beredt, spricht sie von einer bedenkenlosen, geradezu lustvollen Ästhetisierung des Todes, mithin von einer ungeheuren geistigen Gewaltbereitschaft des Ästheten. Dabei zeugt die nicht minder schrecklich-komische Anrufung des «Blutes», das ständige Beschwören weiblicher Brunst und herrischer Entschlossenheit bis hin zu kitschig verklärter Pornographie mit oralem Verkehr als dem Höhepunkt der Loslösung vom Gewöhnlichen im «Rausch ihrer letzten Liebe»⁴⁶, noch von Bechers Verhaftetsein in den ästhetischen Wertungen seiner gutbürgerlichen Herkunft, deren Verletzungen er als ausserordentlich befreiende Tat stilisiert und verdammt.

Hätte er den Kitsch bewusst präsentiert, so wäre ihm vielleicht eine Grotteske von Weltruf gelungen. Als Drehbuch jedenfalls scheint der Roman mit seiner Fülle an Bildern und plastischen Gebärden geeignet zu sein, ihn sich nachträglich als Vorlage für einen jener «archaischen Filme» vorzustellen, in denen Siegfried Kracauer das kollektive Unbehagen der Mittelschicht im Vorkriegsdeutschland symbolisiert sah. Wie *Der Student von Prag*, *Der Golem*, *Homunculus* und *Der Andere* spricht *Erde* in quasi filmischen Sequenzen von einer abgründigen Spaltung des autonom behaupteten Individuums, von traumatisch verdichteter Ambivalenz der Leitbilder bürgerlich tradierter Kultur, die im Versuch ihrer rauschhaften Übersteigerung auf kommende Katastrophen verweist.⁴⁷

IV. Triumph und Verfall

«Becher kam zum Frühstück und brachte seine Freundin, Frau Hadwiger mit, eine ältere, aber heitere, gescheute Rheinländerin. Becher ging gleich zu Anfang des Frühstücks wieder fort, weil er sich nicht wohl fühlte. Sie, die Hadwiger, blieb und sprach über ihn. Er sei ja viel zu jung für sie, könnte besser der Geliebte ihrer Tochter sein. Aber sie sei für ihn gleichzeitig eine Art von Mutter. Seine eigene Mutter sei eine gute, aber sehr beschränkte Frau, die ihm statt Briefe nur patriotische Leitartikel und spiessbürgerliche Ermahnungen schicke. B. sei so niedergeschlagen heute, weil er einen Brief von seinen Eltern bekommen habe, über den er ganz ausser sich sei. Er habe ihnen geschrieben, er sei materiell jetzt gesichert und gebeten, als einzigen Geburtstagswunsch, an seinem Geburtstag, am 22. Mai sie in München besuchen zu dürfen. Darauf hätten ihm die beiden Eltern geschrieben, in diesen teuren Zeiten solle er eine solche Reise unterlassen, im Übrigen hätten sie jetzt wieder zwei Rechnungen für ihn bezahlt, die eine zu 6,50 M, die andere für eine ähnliche Summe etc. Die Hadwiger gibt im Übrigen zu, dass B. Morphinist sei; das sei sogar sein *einziges* wirkliches Leiden, seine Lunge sei ganz gesund. Ausserdem nehme er aber eine solche Menge der verschiedenen Arzneimittel, dass es ein Wunder sei, dass seine Konstitution noch durchhielte. Freuds Lehren hätten ihn ganz verdreht gemacht. Morphinist sei er durch die Henni (n)gs geworden, die ihm das Morphium zuerst heimlich, gegen sein Wissen, beigebracht habe. Merkwürdiger Typ, diese Henni(n)gs. Prostituierte, Dichterin, nicht ohne Talent, Sadistin. Becher hat Angst vor ihr. Bechers Bruder Epileptiker. Die H. sagt, Becher habe neben guten auch fürchterliche Triebe, sie betont das Wort fürchterlich. Er bekämpfe sie allerdings, und es gelinge ihm auch meistens sie zu bändigen; aber er brauche hierfür seine ganze Kraft, (ich meine hierdurch erklärbar seine Furcht vor Nietzsche, vor jeder Relativität in der Moral.) -'d

Als Harry Graf Kessler, Kunstmäzen und Ordonnanzoffizier auf Fronturlaub, die Zeilen ins Tagebuch einträgt, im Mai 1916, geht der Krieg, von dem so viele meinten, er werde, wie ein Gesundbrunnen, wenige Wochen nur währen, in sein drittes Jahr, hat Becher das El-

ternhaus verlassen und ist der Fünfundzwanzigjährige für literarisch Interessierte zu einem Begriff geworden.

Im Sommer 1912 hatte der Vater darauf gedrungen, fortan nur noch in München zu studieren. Der Ertrag der Berliner Semester, der mehr in zweifelhaften Dichtungen als in akademischen Fortschritten bestand, mochte ihn an frühere Beurteilungen erinnern, wonach sein Sohn ständiger Überwachung bedarf. Der belegt zunächst auch zwei Philosophievorlesungen bei Aster über Kant und Nachkantische Systeme. Daneben nimmt er durchgängig bis 1914/15 an fünf Vorlesungen und zwei Übungen von Muncker zur deutschen Literaturgeschichte vom Verfall der höfischen bis zum Aufkommen einer «vaterländischen» Dichtung teil. Hinzu kommen drei Semester Kirchen- und Kulturgeschichte des Mittelalters sowie der Renaissance. Allein ein Einführungskurs in experimentelle Psychologie (1912/13) und Vorlesungen zur Neurosenlehre (1913/14) lassen noch das ursprüngliche Ziel eines Medizinstudiums erkennen. Im Wintersemester 1913/14 sprechen darüber hinaus Belege zur Ästhetik, Grundzügen der Ethik und Übungen zu Novalis für eine Ausbildung in philosophischen Fächern. Doch fällt bereits auf, dass sie sämtlich nur von Doktoren stammen. In den anschließenden zwei Semestern finden sich, neben dem Zyklus zur deutschen Literatur, in merkwürdiger Häufung einzig Veranstaltungen zur neueren Geschichte und bei einem Dr. Bernecker (zur Geschichte der russischen Literatur, Litauische Grammatik, Slavische Philologie, gar Altkirchenslavische Grammatik sowie eine Lesung polnischer Texte).²

Becher mochte sich entschlossen haben, zur Philologie zu wechseln – aber warum ausgerechnet zur slawischen, wo er doch im Gegensatz zur französischen und den alten Sprachen weder Russisch noch Polnisch beherrschte –, oder bekam er die Belege, ohne selbst erscheinen zu müssen? Denn Bachmair, der gleichfalls nach München zurückgekehrt war und in der Kurfürstenstrasse 39, im vierten Stock, seine Verlagsredaktion eröffnet hatte, berichtet, der Freund habe die meiste Zeit bei ihm verbracht, die eingehenden Manuskripte gelesen und bei der Korrespondenz geholfen.

Daneben schreibt er unentwegt. 1912 war *Erde* erschienen und in 500 Exemplaren nun auch unter dem Titel *Die Gnade eines Frühlings* seine frühen Gedichte, von denen Becher einen Teil bereits in den Roman aufgenommen hatte. Im April meldet er stolz, Henckell habe ihm erklärt, die kleineren Dichtungen reichten an Nietzsche heran, obwohl manches leider sehr forciert sei. Ein «Aesthet» wolle er gern

sein, aus Ekel vor Berührung mit einem weiblichen Körper sich nach «geschlechtslosem Zustand» sehnend.³ Kunst gilt ihm, fast auf den Tag genau zwei Jahre nach seinem Selbstmordversuch, als Sublimierung verdammter Triebe, und Nietzsche ist, wie schon damals für den Freitod, ihre massgebende Autorität. Neben Kleist und Novalis taucht zudem Hölderlin als Orientierungsspunkt für den jungen Lyriker auf, der sämtliche Diotima-Gedichte in der Reihe *Münchener Liebhaberdrucke* bei Bachmair herausgibt.

Kleist, Novalis, Hölderlin und Nietzsche waren im bürgerlichen Leben untergegangen, während sie ihr Begehren nach einem anderen Dasein zu dauerhafter Dichtung erhoben. Romantisch gesprochen zerbrachen sie an den Schranken einer normierten Existenz, weil ihr Verlangen ins Grenzenlose ging. Auch Becher drängt es, die Zwänge eines immer gleichen Rollenspiels aufzubrechen, das sich in profanen Lüsten verzehrt:

Was sollen wir noch? Die Welt wird zu enge.
Der Polizei gelingen unglaubliche Fänge.
Und humpeln verzweifelt wir über den Strich:
Die Mädchen aus gepresst, fade und trocken.
In Cafés und Cinémas Spiessbürger hocken.
Und Goethe glänzt, aufrecht und widerlich.

Kunst hört auf, eine abgehobene Sphäre der Versöhnung im klassisch idealen Schein höherer Einheit des Schönen, Wahren und Guten zu sein, wird Stimme der Rebellion im Jasagen zum Hässlichen, Falschen und Bösen des gelebten Alltags einer selbstgerecht blinden Idylle, um deren Untergang an ihrer eigenen Verkehrtheit zu beschleunigen: «Wir horchen auf wilder Trompetdonner Stösse / Und wünschten herbei einen grossen Weltkrieg.»⁴

So stand es in *Verfall und Triumph*, dem ersten Resümee Bechers, das in je einem Band Prosa und Lyrik von 1912/13 vereint, noch von Bachmair fertiggestellt, dann aber infolge seines Bankrotts dem Hyperion-Verlag in Kommission gegeben wurde und dort im Sommer 1914 erschien – d.h. vor Beginn des Krieges, der tatsächlich schon bald eine ganze Welt in Brand setzen sollte.

Später hat der Autor selbst immer wieder betont, ein Kriegsgegner der ersten Stunde gewesen zu sein. Wie er wirklich auf die Mobilmachung im August 1914 reagiert, wissen wir nicht. Eine flüchtige Äusserung Bachmairs deutet manch Verschwiegenges an: «wie der Krieg kam, ach Gott, da waren sie alle anders eingestellt, wollen wir

aber nicht darüber reden».⁵ Überliefert ist nur seine Teilnahme an einer «Vaterländischen Matinee» in den Münchner Kammerspielen, einen Monat darauf: Während Wedekind, Klabund und der Veranstalter, Hans Harbeck, das Publikum befriedigten, malte Becher «mit wilden Pinselstrichen das Grauen des Krieges, wurde heftig abgelehnt und verliess fluchtartig den Schauplatz».⁶ Das war am 18. September, neun Tage nach der Marneschlacht, die das Scheitern des Schlieffenplans besiegelt hatte und trotz der schnellen Besetzung Belgiens bereits den kommenden Umschlag des siegessicheren Bewegungs- in einen aussichtslosen Stellungskrieg ahnen liess.

Dass der Freund den Verlag samt Mobiliar versteigern musste, wird es ihm erleichtert haben, sich freiwillig an die Front zu melden, während es umgekehrt für den wegen seiner Schussverletzung kriegsuntauglich Geschriebenen einfacher war, sich der Euphorie zu verweigern, die auch die meisten der expressionistischen Dichter erfasst hatte. Die begabtesten unter ihnen – Ernst Stadler, 1914 gefallen bei Ypern, Alfred Lichtenstein, im gleichen Jahr getötet in Vermandovillers, August Stramm, 1915 in Russland gefallen, und Georg Trakl, 1914 als Sanitäter in der Schlacht bei Grodek allein gelassen mit 90 Schwerverwundeten, nahm er eine Überdosis Kokain im Krakauer Garnisonshospital –, sie alle blieben auf dem «Feld der Ehre», das anderen die Augen öffnete für den Wahnsinn des maschinisierten Schlachtens. Denn das war das Neue an diesem Krieg, dass er die traditionelle Disziplin mit anarchisch den Gegner auflösender Technik verband: mit den Feuergarben der Maschinengewehre, gepanzerten Wagen, todbringenden Flugzeugen am Himmel, Kampfbooten unter der See und einer ersten Massenvernichtungswaffe, dem Giftgas – die das Auslöschen von Leben als rein technischen Vorgang totalisierten und bisher gültige soldatische Tugenden wie Tapferkeit und Opfermut im Zweikampf aufhoben. Was den Freiwilligen anfangs noch wie eine vitale Erlösung von sinnentleerten Konventionen und dem faulen Frieden des Kaiserreichs erscheinen konnte, erwies sich als grausames Diktat zivil produzierter Gewalt. Aufrechterhalten wurde das nationalistische Pathos der Eroberungszüge letztlich nur vom Ressentiment der Väter-Generation gegen den «Erbfeind» Frankreich, in dem die Söhne doch Verbündete sahen in ihrem Aufruhr gegen die Ordnung aller europäischen Staaten.

So notiert sich Kessler im letzten Kriegsjahr, der Vater-Sohn-Konflikt sei in Wirklichkeit einer zwischen kapitalistischer und nichtkapita-

listischer Gesinnung. Die Jungen würden «anfangen zu merken, dass dieser Krieg sie eigentlich gar nichts angeht, während die Arbeiter, als Teile und Ernährte des grossen kapitalistischen Mechanismus, mit Überzeugung weiterkämpfen». ⁷ Allerdings hat er selber noch zwei Jahre zuvor beim Anblick von Goethes Sterbebett gemeint, um dies kleine Zimmer und die Bibliothek in Sanssouci werde der Weltkrieg ausgefochten, damit das dort Gesäte weiterbestehen könne. Auch für ihn hatte der Krieg demnach lange Zeit einen nahezu kulturmissionarischen Wert. Von Becher, seinem Begleiter, heisst es nur, der Ort habe einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht. ⁸

Die Romanszene jedenfalls, in der sich Hans Gastl von seinem Elternhaus lossagt, er mache «euern Krieg» nicht mit, ist ein nachgereichtes Wunschbild. Hans Roberts Abschied hatte nichts Heroisches, war eher ein vornehmer Rausschmiss. Der Vater hat ihn offenbar auf seine zivilisierte Art aus dem Haus gejagt: Im Januar 1915 schreibt der Sohn an Bachmair, zur Untermiete ins Zimmer eines Bekannten gezogen zu sein, über dem Frau Hennings mit ihrem neuen Geliebten wohne. Es sei ja längst aus gewesen, doch habe er viel gelernt bei der Guten und wolle darum immer anständig ihr gegenüber und dankbar bleiben. ⁹ «Vertraglich meinem Vater gegenüber verpflichtet, München dauernd zu verlassen, siedle ich nach Berlin über», meldet er drei Monate darauf. Der Landgerichtsdirektor wird es leid gewesen sein, einen Vierundzwanzigjährigen durchzufüttern, der nicht daran denkt, sein Studium mit einem ordentlichen Beruf abzuschliessen, der sich mit der Chansonette Emmy Hennings in Szenecafés herumtreibt, immer tiefer in Morphinumabhängigkeit fallen und zugleich durch sein bürgerliches Elternhaus absichern lässt. So macht der Vater den fälligen Schnitt, indem er den inkonsequenten Sohn per Vertrag nötigt, nach einem Sanatoriumsaufenthalt sich auf eigene Beine zu stellen.

Der hat auch schon einen «kleinen Mäcen» gefunden, der ihm in Berlin aushilft, da sein «alter Herr nur M 60,- monatlich ein halbes Jahr lang gibt». ¹⁰ Denn für Becher ist selbstverständlich, dass der Dichter auf Kosten anderer leben muss, wenn er nicht für seine Arbeit entlohnt wird. Genauso denkt Wieland Herzfelde, der erlebt hat, wie die Schwester eines seiner Freunde, während sie eine Tasse Tee hinüberreicht, ihn fragt: «Hungern Sie auch oft?» Weil die Gesellschaft ihn verhungern lasse, habe der Geistige das Recht zu stehlen. ¹¹ Sie sind ja nicht untätig. Doch von den je 1'000 Exemplaren der Doppelbände *Verfall und Triumph* liegt, trotz aller wohlwollenden Kritik,

1921 noch ein Drittel auf Lager.¹² Auch Gottfried Benn hat einmal berechnet, dass er in 15 Jahren nur im Durchschnitt vier Mark fünfzig pro Monat für die Schreibearbeit verbuchen konnte. Kein Staat habe je etwas für Kunst getan, erst recht nicht in der «Epoche der internationalen Vertristung unter Staatsaufsicht», in der das Kunstempfinden nicht über einen sublimierten Kapitalismus mit seinem Kult der Technik und des Wachstums an sich hinausgelange.¹³

Kunst ist ihnen zweckloser Ausdruck eines menschlichen Vermögens, dessen Wert weder in unmittelbarer Nützlichkeit besteht noch nach den Marktgesetzen von Angebot und Nachfrage berechnet werden kann. Benn und Herzfelde ziehen aus ihrer Einsicht in die Kunstfeindlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft die Konsequenz, innerhalb dieser Erwerbssphäre, die Menschen wie Dinge zu jeder Zeit und an jedem Ort durch Geld ersetzbar macht, einem Beruf nachzugehen, der ihnen ermöglicht, sich jenseits derselben einer autonom bestimmten und doch mit alltäglicher Arbeit verbundenen Kunst zu widmen.

Becher aber bleibt, ausgehalten von Vermögendere, ein Gefangener seiner Scheinfreiheit, in der Kunst zur Selbstbespiegelung jener machtgeschützten Innerlichkeit verkommt, gegen die er aufzubegehren meint. So kann er mit merkwürdiger Verstiegtheit behaupten, die Einsamkeit und Todes-Nachbarschaft der Frontsoldaten in zwei Frauen durchlebt zu haben. Selbst der Weltkrieg ist ihm nur Spiegel seines intimsten Erlebens – und umgekehrt das Briefeschreiben an die «braven Soldaten» die ihm gemässe Art, an dem «Ereignis teilzunehmen». Als spürte er, wie dekadent solch doppelte Stilisierung auf den Empfänger draussen in den Schützengräben der wirklichen Schlachtfelder wirken muss, fügt Becher sogleich hinzu: «O: wie ich mich manchmal nach Anständigkeit sehne! Blutig beinah. Und einem Menschen nach, der einem den Kopf hält, und die Haare ein wenig streichelt. Und ‚Du‘ sagt, tief und voll, und immer aus dem Hintergrund kommend [...] Liebster du: ich weiss von Gedichten, die [...] Frieden bringen können. Noch kann ich sie nicht singen, aber sie schreien in meinem Blut [...].»¹⁴

Wie ein Kind sehnt er sich nach einem Du, das ihm die Einheit von Ich und Welt verbürgen soll, nach einem alter ego, dem er sich ganz aufopfern kann, um sich zu erfüllen, in leidenschaftlicher Ekstase alle Schranken zu übersteigen und Erlösung zu finden vom Bewusstsein der eigenen Verlorenheit. Das Muster ist immer das gleiche, nur die Adressaten wechseln: Bachmair, Wolfenstein («Sie

Liebster!»¹⁵, Mechtilde Fürstin Lichnowsky («Einzige, Geliebteste») ¹⁶, Katharina Kippenberg («liebe, liebste Mutter und Frau») ¹⁷ und der Insel-Verlag («ihm mich restlos hinzugeben: menschlich und im Werk das scheint mir beste und lauterste Pflicht») ¹⁸ – Lenin später, die Sache des Kommunismus, Stalin und die «Wiedergeburt Deutschlands» – sie alle fungieren als imaginäre Haltepunkte für einen an sich verzweifelnden, ruhelos umhergetriebenen Geist, der das Selbstsein, die Sorgen und Nöte der anderen Menschen in ihrer Anrufung vergisst.

Nun liesse sich ein solches Grundmuster als Verhaltensstörung eines infantilen Egozentrikers deuten, deren Ursache leicht in der schwierigen Kindheit Bechers zu verorten wäre. Sein gesamtes Wirken kann durchaus als Kompensation eines frühzeitig (und auch später häufig) gehemmten Verlangens nach Liebe und Anerkennung begriffen werden, als Verkehrung unerfüllter Glückseligkeit in erlösungssüchtige Selbstkasteiung. Von einem autoritären Charakter mit «sado-maso'-Ambivalenz» ist denn auch oft in der Sekundärliteratur die Rede, von einer Ich-Schwäche als Erziehungsprodukt der wilhelminischen Familie und Gesellschaft, die sich bei Becher in masochistischer Unterwerfung zeige, während Benn die eher sadistische Ich-Durchsetzung verkörpere. ¹⁹ Demnach hätte man das Autoritäre des späteren Staatssozialismus aus den Bildungsformen einer vorhergehenden Epoche zu verstehen, statt es auf den Personalcharakter und die Macht Einzelner zu reduzieren. Wie aber sind dann noch Alternativen möglich, wie ein Wandel von sozialen Verhältnissen und individuellem Verhalten denkbar? Und was besagt dies alles für den Wert einer Dichtung?

Verfall und Triumph war Emmy Hennings gewidmet, die Becher ans Gift gebracht haben soll. Im *Tagebuch* von 1950 nennt er sie «mein erstes poetisches Wagnis, mein leidenschaftliches Abenteuer, das mich mitten hinein in die Literatur wirbelte und mich mit Leonhard Frank, van Hoddis, Hardekopf zusammenbrachte». Vom Morphium findet sich kein Wort, stattdessen kehrt die Briefformel von 1915 wieder: «ich verdanke ihr viel, viel bei meinen ersten Versuchen». ²⁰

Doch auch sie verschweigt das Rauschgift in ihren Erinnerungen und scheint vergessen zu haben, wie Becher einst von seiner blonden Muse sprach. Nebenbei nur wird er erwähnt als harmloser Dichterefreund Hans, ein Pathetiker, gezeichnet von einem «nahezu ins Krankhafte gesteigerten Lebensgefühl der Jugend, das zwischen starker Lustbegierde und asketischen Neigungen hin und her schwankte».

Zu den Glühenden, Intensiven habe Becher gehört, dem Hugo Ball grundlos gedroht hätte, er möge sie in Ruhe lassen. Denn erst dadurch sei «Hansely» auf den Gedanken gekommen, sie in Unruhe zu versetzen, obgleich nur der andere in Frage kam.²¹

Ihr Lebenslauf erscheint als Geschichte einer gehobenen Landstreicherin, die durch Leid und Irrwege hindurch zu dem Mann führt, mit dem sie 1915 nach Zürich emigriert, das dadaistische Cabaret Voltaire gründet und sich 1920 zum Katholizismus bekennt, dessen Vermächtnis sie nach seinem Tod sieben Jahre später in Büchern verbreitet, bis sie selbst eine Gestalt ihrer Märchen und Legenden geworden ist, in denen Rauschgift und Prostitution nichts zu suchen haben. Wie in Bechers später Selbstverklärung.

Nicht allein darin waren sie einander doch verwandt: Die Seemannstochter hatte einen Schriftsetzer geheiratet, der vom Sozialismus sprach, während er seine Frau an Bett und Herd fesselte. Ausbrechend aus dieser Dumpfheit, folgt sie einem Wandertheater, muss erfahren, dass ihr erstes Kind bei ihrer Mutter verstorben ist, die sich auch des zweiten annimmt, da die Sängerin fortan in Variétés von Berlin, Budapest und Kattowitz sowie schliesslich im Münchner «Simplizissimus» auftritt. Ruhelos, wie Becher, zieht sie von Ort zu Ort, jede feste Bindung meidend, nirgends und überall daheim. Getragen vom Glauben an die Einheit alles Lebendigen, den sie in einem Spruch Jakob Böhmes für sich entdeckt: «Wem Zeit ist wie Ewigkeit, / Und Ewigkeit wie Zeit, / der ist befreit / Von allem Streit.» In einem Gasthof war ihr dessen *Morgenröte im Aufgang* in die Hände gefallen, ein Hauptwerk des deutschen Pantheismus zwischen Reformation und Aufklärung, dessen schwerfällige Sehersprache sie völlig gefangen nahm. Auf eine Annonce in der *Görlitzer Zeitung* hin, wonach dort ein Kinderwagen billig abzugeben sei, habe sie sich in die nahegelegene Stadt begeben, in der Böhme einst als Schuster lebte.

Die Episode, wie die Erzählerin der Frau eines Matratzenmachers den Wagen abhandelt, dem ein kleiner Junge nachweint, während sie von ihrer Tochter berichtet, die noch nicht laufen könne, und sodann, zwischen Tür und Angel, von dem Mystiker, den hier niemand mehr kennt bis auf den Friedhofswärter, der sie zu jener verwitterten Steinplatte führt, unter der der grosse Seher schlafe, und ihr zum Abschied zwei rotwangige Äpfel für die Reise schenkt, dieser Text kann wohl ein Exempel für «weibliche» Ästhetik genannt werden: Geradezu mustergültig wird darin Hohes mit Niederem vereint, Historisches ans

Alltäglich-Banale zurückgebunden. Die Geschichte hat keinen Sinn, der sich durch Ästhetisierung von Dingen und Vorgängen, durch ein Erfinden über sie hinausweisender Bedeutungen anzeigt. Vielmehr besteht die Erzählung allein im sinnlichen Wahrnehmen einer Vielfalt vorgefundener Beziehungen. Deren Voraussetzung ist freilich die Bereitschaft des Ich, sich «aistisch», in einem Akt ganzheitlichen Empfindens,²² für den Reichtum der mitmenschlich geformten Welt ringsum zu öffnen.

Eine solche Sichtweise aber bedeutet, sich in noch so grosser Armut nie allein, einsam und verlassen zu fühlen, theologisch gesprochen ein Dasein in Gott zu führen. In einer universalen Ganzheit, in der es nichts Verlorenes gibt, weil alles mit allem verbunden ist. Hatte die Erzählerin im Gespräch mit der Frau zum ersten Mal gespürt, «dass ich in dieser Bürgerlichkeit nicht verankert, sondern völlig losgelöst war», so erfährt sie an Böhmes Grab eine andere Bindung: «Sein Leben war nicht verklungen, und es hatte ein Echo in mir gefunden.»²³

Auch Becher wollte, wie im Grunde die gesamte Dichtung des expressionistischen Jahrzehnts zwischen 1910 und 1920, die Borniertheit der bürgerlichen Tausch-Gesellschaft mit ihren Sachzwängen ablegen, vom Vorstoss des «neuen Menschen», der «neuen Jugend» in eine «neue Zeit» künden. Nicht die äussere Welt nur soll, wie im Naturalismus, quasi fotografisch abgebildet, sondern eine innere Fülle von Gefühlen, Träumen, Ängsten und Zukunftsvisionen kosmisch schaffend gestaltet werden. Jakob van Hoddis, 1909 Mitbegründer des «Neuen Clubs» und des «Neopathetischen Cabarets» in Berlin, verwandte als erster das Prinzip der Simultaneität. Becher hat ihn durch Emmy 1912 in München kennengelernt und noch vier Jahrzehnte darauf die begeisternde Wirkung seines Gedichtes *Weltende* erinnert, dessen Strophen man sich wie Losungen zugerufen habe, an denen Gleichgesinnte einander erkannten:

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Menschen gehen – wie Dinge – entzwei, Eisenbahnen fallen – wie Selbstmörder – von den Brücken, und das ungebändigte Element hüpft in kindlicher Verfremdung. Dies alles geschieht zugleich, ohne auf einen gemeinsamen Punkt bezogen zu sein, von dem aus die verschiedenen Ereignisse sich nach Ursache und Wirkung zu einer logischen Geschichte ordnen liessen. Ohne einende Perspektive folgt nichts mehr aus- und füreinander, ist die Kausalität, das Grundgesetz der Neuzeit, aufgehoben. Doch fehlt auch die mittelalterliche Vorstellung von einem allverbindenden Geist, den die katholisch Konvertierte im Nachhinein für sich geltend macht. Alles erscheint in einem Kaleidoskop gleichzeitiger und gleichwertiger Ansichten unerklärlicher Phänomene. So hat der Kubismus die Dinge gemalt und wenig später Grosz seine Grossstadtpanoramen gezeichnet.

Becher betont das Befreiende einer solchen Sichtweise, einer gleichsam visuellen Revolution, für die es kein Oben und Unten, kein Hoch und Niedrig mehr gibt. «Ein neues Weltgefühl schien uns ergriffen zu haben, das Gefühl der Gleichzeitigkeit des Geschehens.» Ohne anzumerken, dass die Menschheit in ihrer bisherigen Geschichte immer bestrebt war, eben dies chaotische Gefühl in einer göttlich genannten Ordnung zu bannen. Er selbst bedient sich der Gleichzeitigkeit als Ordnungsmittel, als «Methode»,²⁴ um Chaos in Kunst zu transformieren:

Sie sitzen warm am Tische. In der Fibel
Die Kinder blättern. Rings behaglich=stumm.
Es trägt die Mutter auf den Suppenkübel.
Der Vater bringt jetzt eine Henne um.

Die Uhr, sie hinkt mit furchtbarem Gedröhn
Durch Tag und Nacht. Da rauscht ein Sturm vorbei.
Der Unterricht beginnt um Viertel zwei.
Ein Telegramm verheisst den Sonntag schön.²⁵

Solch lakonische Verse aber, die das Absurde, die groteske Kehrseite des bürgerlich geordneten Lebens hervortreiben, sind selten bei Becher. Näher als van Hoddiss, der gleichfalls im Katholizismus Zuflucht suchte, 1914 in Paralyse versank und 1942 von den Nationalsozialisten als «unwertes Leben» vernichtet wurde, lagen ihm die schwermütigen Untergangs-Bilder eines Georg Heym, der 1912 beim Schlittschuhlaufen auf der Havel ertrunken war. Wie Heym sieht er in der Grossstadt einen Mo-

loch, ein feurig verzehrendes Unwesen, dessen apokalyptischer Verfall jedoch nicht nur das Ende allen menschlichen Machwerks, der sich eitel selbst vernichtenden Zivilisation meint, sondern zugleich Neubeginn und Triumph einer göttlichen Schöpfung.

In dieser Haltung muss er Emmy Hennings begegnet sein, der sechs Jahre Älteren, die betont, dass sie den Wahlspruch Böhmens gern beherzigt hätte, nur kaum je so weit kommen würde, Zeit und Ewigkeit harmonisch zu vereinen.²⁶ Vielleicht hat sie am Grab auch die Einheit der Zeiten visionär erfahren, die drei Jahrhunderte dialogisch überbrückt, als gäbe es die Scheidung von Diesseits und Jenseits nicht. Über den intensiv erlebten Augenblick hinaus mutet ihre Münchner Existenz weniger versöhnt an. Zunächst und vor allem will sie schockieren. Der junge Dichter habe die Mission, ruhestörenden Lärm zu verursachen, hiess es am 29. Januar 1914 zum Auftakt eines Cabaretabends, dem die Chansonette den Namen «Die Mördergrube» gab.²⁷ Bachmair hatte ihn als Werbung für seinen Verlag organisiert. Er selbst verlas zu Beginn den Aufsatz von Rudolf Kurtz aus der mit Becher herausgegebenen *Neuen Kunst*, einer der ersten expressionistischen Zeitschriften, wie sie damals zu Dutzenden aus dem Boden schossen, um sogleich wieder unterzugehen.

Ursprünglich dachten beide an eine Reihe, in der jüngere Autoren sich ins Verhältnis zur vorhergehenden Generation setzen sollten. Der erste Band, *Die neue Zeit. Beiträge zur Geschichte der modernen Dichtung* von 1912, enthielt Bechers *Rede über Richard Dehmel*, einen schmerzlich zwischen alter und neuer Zeit Zerrissenen, dessen Chaos ein Grosser zur Welt gebären werde, der «sich aus aller Verfall seinen Triumph erbaut».²⁸ An Sendungsbewusstsein hat es ihnen nicht gemangelt, nur liessen sich von den 3'000 Exemplaren ganze 300 absetzen. Da noch dazu Bechers Vater riet, einem Rechtsstreit mit der sozialdemokratischen *Neuen Zeit* aus dem Wege zu gehen, entschloss man sich für die zweimonatlich erscheinende Zeitschrift mit dem veränderten Titel. Und obgleich die *Neue Kunst* von Ball, Benn und Brod über Hasenclever, van Hoddis und Lasker-Schüler bis zu Wblfenstein und Zech die besten Vertreter einer bahnbrechenden Dichtung vereinte, kam sie nicht über drei Hefte hinaus. Auch der Versuch einer Zweiwochenschrift mit dem aufreizenden Namen *Revolution* erschien nur in fünf Ausgaben von Oktober bis Dezember 1913. Zwar hatte man Klabund, Mühsam, Musil und andere Autoren gewonnen, doch fehlte es offenbar an einem Publikum, das an (literarischer) Rebellion interessiert war. Bezeichnenderweise hat das Land-

gericht in München am 17. Dezember eine Klage wegen Unsittlichkeit gegen die erste, vom Magistrat der Stadt Pasing beschlagnahmte, Nummer abgewiesen, da das inkriminierte Gedicht *Der Henker* von Hugo Ball sowieso nicht verstanden werde. Ein auf andere Art vernichtendes Urteil, das auch das Reichs gericht in seiner Revision ein Vierteljahr später bestätigt.²⁹

So radikal sie sich gebärden, so harmlos wirken sie, diese Unruhestifter mit ihrem Cabaret. Ein paar Bürger lockt es in ihre Mördergrube, wo sie sich echauffieren ob der Lästerung höchster Werte, wenn Becher Gedichte liest, Emmy Franzosenlieder singt und Ernst Moritz Engert George, Rilke oder Werfel rezitiert, während in seiner rechten Hand ein Schaboaffe den ehrfurchtsvollen Vortrag mit Gesten untermalt.³⁰ Das ist witzig, intelligent gemacht und doch nicht unterhaltsam genug, um den eigenen Unterhalt zu sichern. Im März 1914 muss Bachmair versteigern und verhandelt Becher mit dem Hyperion-Verlag, wo ihm Ernst Rowohlt zwanzig Auflagen von *Verfall und Triumph* versprochen, er selber fünfmal mit kolossalem Erfolg gelesen und zehn Besuche täglich empfangen habe. Nun hätte er wieder Mut weiterzuleben, und klagt über einen Ohnmachtsanfall, kein Essen, keine Pflege und das Ausbleiben der telegrafisch hergerufenen Hennings.³¹ Am 11. Mai geht er wegen «voranschreitendem Morphinismus» in eine Klinik und bittet den Hyperion-Verlag um fünf Monatsraten, weil der Vater nicht in der Lage sei, ihm die nötigen einhundert Mark zu seiner Rettung zu geben.³² Im Monat darauf wird Bachmair gebeten, eine Sammlung für ihn zu beschleunigen, und heisst es: «Heute brach Frau H[ennings] wieder in der Stadt zusammen: wir sind ausgehungert, zerarbeitet; keine Hoffnung. Ich möchte so gern gesund werden und arbeiten.»³³ Eine Woche später behauptet Becher, das Geld sei gegen seinen Willen gesammelt worden, und nur drei Tage habe er die Gewaltkur im Krankenhaus ausgehalten, dafür aber ganz grosse Gedichte geschrieben.³⁴ Die Nachricht, dass Däubler ihn den einzigen aller Jungen genannt hat, der auf festen Füßen stehe, erfüllt den eben noch Verzweifelten mit einer «fanatischen Kraft», lässt ihn Spritze und Medizin zum Teufel werfen.³⁵

Himmelhoch jauchzend – zu Tode betrübt, ein ruh- und haltloses Auf und Ab, wie hingegeben den Wogen eines Meeres, das ist der Rhythmus seines Lebens, und Emmy Hennings scheint ihm darin mehr verbunden zu sein, als sie im Rückblick sich eingestehen will. Beide bedürfen sie wohl des Morphiums, um weiterzuarbeiten, allein um den physischen Hunger zu betäuben, und er zumindest auch um

eines anderen Hungers willen: um seinen Ehrgeiz zu stillen, sein brennendes Verlangen nach Anerkennung als ein grosser Dichter. Aber noch ein drittes Motiv wird sie an die Droge gefesselt haben: ihr Streben, einzutauchen in eine Welt universaler Einheit, teilzuhaben am visionären Erleben der *Unio mystica*, und wenn schon nicht durch meditative Versenkung des Ich in den Geist des Alls, so wenigstens im rauschhaften Selbstvergessen, in der Entfesselung der Sinne durch das Gift.

Nur führt das Sichfallenlassen nicht in die Freiheit, die sie geistig verkünden, sondern mündet in immer tiefere Abhängigkeit des Körpers von dem Stoff, der ihn glücklich macht. Ihre Schmerzen waren Notsignale gereizter Leiber, Zeichen eines verkehrten Weges zum Heil. Doch erlaubt die katholische Glaubenswelt, gerade den Schmerz in der Nachfolge der Leiden Christi zu bejahen.

So haben wir den Schmerz zu unserer Braut erwählt.
Das Muskelfleisch aufscheuern die Gewänder hären.
Der Schmerz ist heilig. Er wird Tat und Werk gebären.
Verhaltene Kräfte zünden. Uns dem Tod vermählen.

Pries Becher den Schmerz, der «tönend=silbern aus den Opferkanen» rinnen werde, Auszeichnung einer *Stadt der Qual*,³⁶ verortet in *Berlin*: «O Stadt der Schmerzen in Verzweiflung düsterer Zeit! / Wann grünen auf die toten Bäume mit Geklinge?» Denn im Untergang des Alten keimt das Neue: «Auf prasselnder Scheiter Haufen brennet der Prophet. / Der Kirchen Türme ragen hager auf wie Galgen.» Eine rächende Stimme der Gequälten verheisst: «Einst kommen wird der Tag! ... Es ruft ihn der Dichter, / Dass er aus Ursprungs Schächten schneller her euch reise! / Des Feuers Geist ward der Geschlechter Totenrichter. / Es zerren ihn herauf der Bettler Orgeln heiser.»³⁷

Vielleicht hat den protestantisch Erzogenen wirklich zunächst nur aus Protest gegen die kalte Pflichtenethik seines unnahbaren Vaters jene Wärme, jene sinnliche Nähe des Höchsten in katholischen Goteshäusern angezogen, deren er spät noch gedenkt: «Die Basilika in ihrem kerzendurchflimmerten Halbdunkel: das anzubetende Geheimnis. Der Hochaltar als Thron des Göttlichen: immer das Göttliche, nie Gott.» Steht im *Tagebuch* 1950. «Und das Klingeln bei der Wandlung und die Weirauchschwaden – und das gleichzeitige Niedersinken Hunderter von Menschen auf die Knie. Das alles ist lebendig geblieben.»³⁸ Es ist das Doppelspiel von Aufscheinen und Verbergen eines

Geheimnisvollen, das ihn beeindruckt, vergegenständlicht in den Beichtstühlen, wo man alles aussprechen, die volle und reine Wahrheit sagen könne, dank des Verschleierte[n], Namenlosen, dessen Funktion für ihn das Gedicht übernimmt: «Ich meine, die Poesie ist eine Beichte sowohl für den, der sie hervorbringt, als auch für den, der imstande ist, sie aufzunehmen. Sie ‚löst uns die Zunge‘ und macht uns in unserer Verborgenheit beredt.»³⁹

Die Beichte vom Beichtcharakter seiner Dichtung steht in einem Reflexionsband mit dem Titel *Macht der Poesie*, Ihre Relativierung zum bloss persönlichen Meinen, die auf den Vorwurf reagiert, er verabsolutiere eine mögliche, im Grunde aber klassizistisch überlebte Form des Poetischen, verdeutlicht sein Dilemma von Anbeginn: Noch ganz im (bildungsbürgerlich) tradierten Selbstverständnis von Dichtung als Bekenntnislyrik verankert, will Becher der grosse Dichter einer neuen Zeit sein, ohne zu begreifen, dass die Moderne eben diesen Anspruch, das Ganze der multiperspektivisch erscheinenden Welt in einem lyrischen Ich zu vereinen, aufgibt.

All sein Dichten war ein solches Bekennen, ein Aussprechen «innerster» Wahrheit im Gewand ihrer phantastischen Ausschmückung: ein Verdichten seiner Schwäche, ein Beichten «sündig» hässlicher Triebe mit zuweilen peinlicher Offenheit – im Sehnen nach reiner geschlechtsloser Liebe und Schönheit in Gott. Daher auch häufig der pathetische Gestus: der gehobene Tonfall, an ein Du gerichtet, ein Heiliges, das namenlos und doch in jedem präsent ist, der ihn erhört. Während Gott selbst im Verborgenen bleibt und sich nur als furchtbare Kraft enthüllt: «Des ‚Göttlichen‘ wurde ich das erstmal gewahr», bekennt Becher noch 1950, «bei einem schweren Gewitter im Allgäu: im Aufflammen grellblendender Blitze, in den Explosionen der Donner und ihrem rollenden, pausenlosen Echo, im Wetterläuten und in den vom Gebet bewegten Lippen einer uralten Bäuerin – so zürnte das ‚Göttliche‘, und das Weltende schien nahe.»⁴⁰

Im Namen dieses strafenden, noch ganz alttestamentarischen Gottes verkündet der Dichter den Verfall der bürgerlich-städtischen Ordnung als triumphales Gericht über eine geschäftige Welt, die Gott überall im Munde führt, aber seiner nirgends mehr achtet. Er zeigt sich berufen zum Propheten einer apokalyptischen Reinigung, indem er von der eigenen Gottlosigkeit spricht, indem er hinabsteigt in die Elendsquartiere der gleissenden Stadt und die Sünden der Zeit auf sich nimmt, selbst zum Asozialen, Strichjungen und Mörder wird.

In *De Profundis Domine*, einer Art Prosa-Dithyrambus mit Ver-
 seinschüben in wechselndem Metrum, singt ein «nährischer Schmer-
 zensausschreier» sein Klage- und Klagelied von «fanatischsten Ekstasen» in ei-
 nem «karnevalesken Reigen» schrecklich-schöner Bilder: In sechs
 Anläufen, jeweils mit einem Zitat des 130. Psalms einsetzend – «Aus
 der Tiefe, Herr, rufe ich. Aus der Tiefe, die mein Schicksal geworden
 ist.» –, beichtet ein Ich den Mord an seiner Geliebten im ewigen Krieg
 zwischen Mann und Weib, erzählt von seiner Herkunft aus Mietska-
 sernen, Hunger, Kälte, Finsternis und gibt sich als Abbild aller Ver-
 ruchtheit, Verworfenheit, Verdammnis und Laster zu erkennen, das
 doch begnadet und gesegnet sei mit Gottes Herrlichkeit.⁴¹ «Was ist
 Leben: Rausch, Taumel, Versinken in Blut. Nur am Ende: aus rötlich-
 ten Dämmerungen empor und befreit goldene Flügel spannen.» So
 lautet die Quintessenz, bis zuletzt ein missbrauchter Mädchenleib an-
 gerufen wird, er möge voranschweben ins «andere Reich», sich wan-
 delnd in ein reines Bild voller Schönheit, Hoheit, Unschuld, Anmut
 und Gestalt.⁴² Dazwischen aber, in der Mitte von mörderischem Ge-
 schlechterhass und erlösender Verwandlung zum schönen Bild, ruft
 das Ich zu Anarchie und Revolution, zum Erwachen aller Menschen-
 kinder: «O du mein Schrei: auch Schrei der Zeit! / Steht auf! Steht
 auf! Schlagt nieder! Stosst zu! Brecht auf! ...»⁴³

Nur: Wer soll da niedergeschlagen, auf wen soll zugestossen wer-
 den? «Gegen den Tod! Gegen den Tod! Brüder! Höllen und Dämone!
 Mein sprühendes Manifest. Kanonendonner, Lichtgarben! Ich führe
 euch. Vorwärts. Marsch! Marsch! [...] Ich wittere Morgenluft. Son-
 nenluft. Auf! Granaten zerplatzt! Kartätschen, Fanfarenhymnen
 steigt! Infernalisches Geschmetter! Vorwärts, wir kommen. [...] Aus
 unseren Schildern, auf unseren Helmspitzen leuchtet auf, steil und
 flammend, der Triumph der neuen Zeit. Das silberne, zart aufjauch-
 zende Lied glitzernder Bajonette umschmiegt sie. Glänzende Riesen-
 städte schlagen erstaunt Mädchenaugen auf aus grauen, nebelver-
 schleierten Ebenen. Blühende Himmel. Voll Türmen und Zinnen.
 Und Gold! Und Gold! ...»⁴⁴

Dieser infernalische Text erschien 1913, in 500 Exemplaren, auf
 holländisches Büttenpapier gedruckt und in Halbpergament gebun-
 den.⁴⁵ Ein Leckerbissen für jeden Ästheten. So bedenkenlos hat wohl
 selbst ein Jahr später niemand den Krieg zu feiern gewagt! Freilich
 meint Becher keinen schnöden Eroberungsfeldzug. Auch wenn er mit
 Gold und unberührten Riesenstädten seine Krieger zum Aufbruch

lockt. Es ist gerade die Welt des Krieges, eines verleugneten, unter der Maske zwanghafter Konventionen auf zivilisierte Art verdrängten und doch allgegenwärtigen Krieges zwischen den Geschlechtern, den Generationen und sozialen Schichten, gegen die Krieg geführt werden soll. Ein offener, die scheinheilige Ordnung aus sich selbst herausprengender Krieg – aller gegen alle. Auf dass die bürgerliche Gesellschaft in ihrer eigenen Anarchie versinke, die mechanische, zum dröhnenden Uhrwerk erstarrte Zeit mit ihren sinnentleerten Kreisläufen zerspringe und die misshandelten Körper einander vernichten – um als Brüder einer neuen, alles Lebendige organisch vereinigenden Zeit in «weiblich» anmutiger, vom Trieb befreiter, vergeistigter Leiblichkeit wie Phönix aus seiner eigenen Asche wiederaufzustehen.

Auch diesem Grundmuster, den Krieg kriegerisch, in einem Akt totaler Mobilmachung, ein für allemal überwinden zu wollen, bleibt Becher, der einstige Offiziersanwärter, ein Leben lang verhaftet. Von seinen (Anti-) Kriegsgedichten über den (Bürger-) Kriegsroman *Lewisite* bis zur Hetze wider die Kriegshetzer von 1950, immer wieder zeigt sich ein fanatischer Wille zum Angriff, eine aggressive Bereitschaft zur Vernichtung des fälschlich Bestehenden, des in seinen Augen hinfällig Gewordenen, um das utopische Ideal eines totalen Friedens durchzusetzen. Doch hier, in Bechers Anfängen, wird kenntlich, dass sein Fundamentalismus wie seine «Gespaltenheit», die ihn barbarische Mittel um humanistischer Zwecke willen gutheissen lässt, nicht erst die Folge einer Verführung durch den Marxismus, nicht Schuld einer Partei ist, an die sich der einst rebellische Dichter etwa verkauft, die ihm das Rückgrat gebrochen hätte: Sein Anschluss an den militärisch organisierten Kommunismus, sein Loblied auf das Urteil der sowjetischen Inquisition über die «Industriepartei», das er sieben Jahre vor den Moskauer Schauprozessen zum gigantischen Orationarium *Dergrosse Plan* verdichtet, und noch sein spätes Jasagen zu Konzentrationslagern bis ins erste Jahr des Bestehens der DDR hinein, dies alles sind nur Konsequenzen ein und derselben Grundhaltung – der religiösen Hingebung an ein göttlich Erscheinendes, eine Macht, die Massen auf die Knie zwingt, um sie aufzurichten im Dienst an einer gemeinschaftsstiftenden Idee.

Wenn es zu dieser Haltung eines Anregers bedarf, so ist es weniger Marx denn vielmehr der utopische Sozialist Plato, dem Becher folgt. Allerdings eines christlich dynamisierten Plato, der sich nicht damit begnügt, hinter den vergänglichen Körpern eine Welt ewiger Ideen

nur zu schauen, der danach strebt, in der Steigerung körperlichen Leidens des Göttlichen selbst teilhaftig zu werden, d.h. durch die Hölle hindurch ins Paradies zu gelangen. Wie in Dantes *Divina Commedia*, die in der ersten und letzten Prosa Bechers auftaucht, als das am längsten wirkende und zugleich am wenigsten eingelöste Vorbild seiner Ästhetik: In *Erde* pilgern sämtliche Romanfiguren zu einer Stadt des Heils, über deren Tor die Höllen-Worte stehen: «Lasst, die ihr ein- geht, alle Hoffnung schwinden!»⁴⁶ Und in *Wiederanders* wird der Blick vom obersten Stock eines Kaufhauses hinab in den wimmeln- den Abgrund als poetische Berufung erinnert, als Auftrag, der Ver- worrenheit Gestalt zu geben – das Inferno des zwanzigsten Jahrhun- derts zu schreiben.

«Aber», beginnt der nächste Absatz, «er fand den Eingang zur Hölle nicht.»⁴⁷ Die nun auftauchende Lona, deren Züge mit Fanny Fuss verschmolzen sind, könnte ihn, wie Beatrice einst Dante, ins Reich der Verdammten führen, wenn nicht sein Künstlerhochmut den Zugang zum Alltag menschlicher Niederungen versperren würde. Becher bleibt jenseits massenhafter Höllenerfahrung gefangen im Bann- kreis seiner individuellen Rebellion. Das nicht durchlebte Grauen an- derer wird beschworen, aus einem Vorrat klischeehafter Vorstellun- gen von Elend herbeizitiert, die Erfahrungen entgegenständlichen, ihr leibliches Gebundensein auflösen in beliebig einsetzbare Bilder: «Ar- mut! Armut! Du schändliches Königreich! Der enge Schlaf raum ist voll von dem Geruch der nassen Windeln, dem grünlichen Salzge- stank verpisster Betten, erfüllt von dem Geschrei gebärender Weiber, eierköpfiger Kretins, kleiner Kinder. Mensch, zieh deine Hand ein! Schlaf! Denn bei einer Berührung greifst du an Schösse, stinkende, nasse, verschleimte, verkrebste Schösse, zerfressen, angefault [...] Dein Trank ist ein Napf voll Urin und Blut! Dein Frass sind Steine, Grind und Kot! Armut! Armut!»⁴⁸

Man vergleiche dagegen Benns *Saal der kreissenden Frauen* aus dem gleichen Jahr 1912:

Die ärmsten Frauen von Berlin –
dreizehn Kinder in anderthalb Zimmern,
Huren, Gefangene, Ausgestossene –
krümmen hier ihren Leib und wimmern.

[...]

«Pressen Sie, Frau! Verstehn Sie, ja?
Sie sind nicht zum Vergnügen da.
Ziehn Sie die Sache nicht in die Länge.
Kommt auch Kot bei dem Gedränge!
Sie sind nicht da, um auszuruhn.
Es kommt nicht selbst. Sie müssen was tun!»

Schliesslich kommt es: bläulich und klein.
Urin und Stuhlgang salben es ein.

[...]

Durch dieses kleine fleischerne Stück
wird alles gehen: Jammer und Glück.
Und stirbt es dereinst in Röcheln und Qual,
liegen zwölf andre in diesem Saal.⁴⁹

Wo Becher glaubt, durch übertreibende Anhäufung aller nur denkbaren Formen von Elend über das Mass des Erträglichen hinaus sämtliche Menschenkinder der Erde zur Revolution wachrütteln zu können, beschränkt sich Benn auf die Wiedergabe einer elenden Situation. Becher besingt masslose Armut schlechthin, die er ekelerregend-phantastisch ausschmückt, um in den lethargisch ihrem Schicksal Ergebenen einen infernalischen Befreiungswillen zu entfachen. Benn beschreibt nüchtern, zurückhaltend einen begrenzten Raum, in dem ein begrenzter Vorgang sich ereignet, um ihn als Lebensraum des Gebärens und des Sterbens mit sprachlicher Präzision festzuhalten. Becher benutzt eine zeittypische Vorstellung des Schrecklichen, des Menschenunwürdigen, deren Verkörperungen selbst nur als verachtenswerte Schemen im Hintergrund seines Gesanges verdämmern. Benn konstatiert einen alltäglich erfahrbaren Schrecken und lässt im Jasagen zur Unabänderlichkeit des Vorgefundenen eine der ärmsten Frauen von Berlin als namenlose Gestalt mit dem ihr eigenen Jammer und Glück die Zeit überdauern. Becher enteignet die Enteigneten noch ästhetisch, indem er ihnen den Ausdruck ihrer Armut entwendet, sie benutzend als Ornament seines Redevermögens. Benns Sprache gibt das erfahrene Leid in einer Härte wieder, die zum Zeichen für die eigentümliche Kraft der Leidenden wird. Becher erweist sich als Ideologe, der sein Rebellieren gegen einen überlegenen Vater, sein Begehren nach Erlösung aus der eigenen Schwäche und permanenten Ab-

hängigkeit in die Prophetie eines allbefreienden Aufstands wendet, die in harmonisierender Lautmalerei verhallt. Benn dagegen als ein Künstler, der das Sehen in der Masse revolutioniert, wie er sich weigert, das Mitgeteilte in einer rettenden Weltanschauung aufzuheben.

Eben weil er nicht revolutionär sein will, weil Benn an keine Erlösung glaubt, ausser der Kunst, die allein nach Schopenhauer und Nietzsche das menschliche Leben in seinem ewig wiederkehrenden Jammer und Glück rechtfertigt. Auch wenn sich Becher ganz unaristokratisch in tiefere soziale Regionen fallen liess, so fehlt ihm doch der sezierende Blick des anderen. Weder an eigener Leidensfähigkeit noch an ehrlich gemeintem Mitgefühl mangelt es dem Dichter, wohl aber an einer inneren Distanz, die ihn lehren könnte, dem Moment der Selbstgerechtigkeit im Mitleid zu begegnen und sich eine andere Nähe im Aushalten der erfahrenen Trennungen zu erarbeiten. Indem Becher tatsächlich alle Hoffnungen aufgibt und sich ohne Rückhalt einer gesonderten beruflichen Existenz an die Wogen einer gärenden Zeit ausliefert, erscheint sein Dichten als deren adäquater Ausdruck: als stimmungstragende Mitteilung eines Zeitgefühls – ohne immanent kritische Verarbeitung zu plastischen Gestalten, die über das Vergehend-Bestehende hinausweisen.

Das Vorbild Dante hatte das Ganze seiner Zeit geistig durchschritten, um es nach dem Ordnungsmuster des sich auflösenden Mittelalters in komplexen Bildern einzufangen. Der selbsternannte Erbe fixiert bei aller hektischen Bewegtheit nur Ausschnitte der immer gleichen (privaten) Perspektive, die sich überlagern, statt einander zu ergänzen. Lind während Kleist, Novalis und Hölderlin mit analytisch scharfem Verstand ins Zentrum der Kantschen Philosophie dringen, um ihr Ungenügen mit je eigenen ästhetischen Mitteln zu verarbeiten, sich tatkräftig um Integration in die bürgerliche Gesellschaft bemühend, deren Handlungs- und Vorstellungsgrenzen sie mit ihrer Kunst aus- und überschreiten – belegt Becher oberflächliche Einführungen, bewegt er sich brav im Rahmen der verachteten Bürgerwelt, die innere Zerrissenheit so leidenschaftlich auf den (Buch-)Markt tragend, dass er sich seiner Schauspielerei schon nicht mehr bewusst wird.

Oder allzu bewusst: Mit *De Profundis* hatte er sich ja als ein Narr zu erkennen gegeben, der seine lächerliche Ekstase zur Schau stellt, weil er nicht anders kann. Auch ist die Prosa in *Verfall und Triumph* härter, gegenständlich genauer geworden. Vor allem die Novelle *Das kleine Leben* zeichnet ein schnörkelloser Chronistenstil aus. Nur bleibt

eben alles dem Grundmuster vom zwanghaft beschworenen Untergang um kommender Erlösung willen verpflichtet. So ist es, paradoxerweise, sein Glück, dass der Vater ihn hinauswirft und die Euphorie des Krieges sich in den Schrecken verkehrt, der seinen kriegerischen Phantasien endlich eine Angriffsfläche bietet: Becher wird mit den nun entstehenden Bänden *An Europa*, *Verbrüderung*, *Päan gegen die Zeit* und *Gedichte für ein Volk* zu dem Dichter des Weltkrieges.

Niemand, erst recht nicht Benn, der sich als Militärarzt ein Eisernes Kreuz erwirbt beim Sturm auf Antwerpen, hat mit dieser Intensität das Erlebnis der Schlachten als innere Explosion verdichtet wie Becher, ihnen fern bleibend. Darin zeigt sich sein echtes poetisches Talent, dass der Zurückgebliebene den fremden Fronterfahrungen ästhetisch voraus-eilt, indem er den Krieg nicht äusserlich zum Heldenkampf stilisiert oder naturalistisch ein blosses Abschlagen schildert, sondern in Sprache selbst transformiert: Die Worte behaupten nicht mehr, nur Bomben zu sein im Aufruf zur anarchistischen Revolte wider die geordnete Welt, sie explodieren selbst, zerstören tatsächlich die Syntax, die tradierte Ordnung des Satzbaus. Der Logos, die Sprache, in der nach dem antiken Mythos ebenso wie im alttestamentarischen Glauben an die Schöpfung aus dem Wort des Herrn die Ganzheit der Welt gründet, weicht einer (scheinbaren) Anarchie infernalisch geballter Laute, die Zerstörung menschlicher Ausdruckskraft anzeigend im Vorklang kommenden Triumphes. Denn die Schlachtfelder sind – in Bechers Gedicht und seit 1917 auch in der äusseren Wirklichkeit der Ostfront – nicht nur Orte sinnloser Verwüstung, sondern zugleich Stätten der Verbrüderung in Freiheit und Gleichheit, als sei der Krieg die Verwirklichung der französischen Revolutionsideale.

Im April 1915 hatte er Bachmair ja bereits von Gedichten geschrieben, die Frieden bringen könnten. Im Jahr darauf soll Becher im Café Stephanie verkündet haben, der Krieg müsste in wenigen Wochen zu Ende sein, weil nun sein Band *An Europa* erscheine und das Kriegführen nach solcher Lektüre zur Absurdität werde.⁵⁰ Ende 1915 übergab er der *Aktion* eine später verworfene *Einleitung zu meinem neuen Versuche*: Es begnüge sich nicht mehr, nur weniger Eingeweihter Kamerad zu sein. Mit fanatischem Willen zur Politik stelle es sich der Aufgabe, aus dem Blut-Chaos ein Menschheits-Monument vereinter europäischer Völker mitzuerrichten. Aus kosmischer Verantwortung wolle er brav sein Teil beitragen, und wiederkommen als heroischer Fahnen-träger, die Muskeln

Stahl, die Brust ein Panzer, «Verkünder des intellektuellen, des enorm sublimierten Geschlechts».⁵¹

Letzteres war ein Selbstzitat, eine Übernahme der Schlusspassage aus *Das kleine Leben*, zum Zeichen der eigenen Kontinuität. Nur ist der Schreiber dieser Zeilen gar nicht der berauschte Redner, als der er sich gibt. «Bleich und hager, gestützt auf einen Ebenholzstock mit Elfenbeinknopf, versunken in dich hinein dichtend, abgekapselt gegen fremde Aufdringlichkeit – so habe ich dich in Erinnerung», schrieb Erwin Piscator über die Jahre 1913/14.⁵² An dieser abseitig unauffälligen Lebensweise wird sich auch jetzt kaum etwas geändert haben, eher wirft ihn die Ausweisung aus der Vaterstadt noch weiter ins soziale Abseits. Als einen damals sehr stillen, blassen Menschen, mit seltsam faszinierenden Augen und einem weichen Mund hat Kurt Pinthus den jungen Mann beschrieben, der nun als Autor des Kurt Wolff Verlages auch im Kreis der Leipziger Expressionisten um Hasenclever und Werfel auftaucht.⁵³ Dabei muss er sich durch den fortschreitenden Zerfall der Aussenwelt in seinem Seheramt bestätigt fühlen. Während Benn, an einem Prostituiertenkrankenhaus beschäftigt, in Brüssel ein konfisziertes Haus, elf Zimmer, allein mit seinem Burschen bewohnt und über die Auflösung der Wirklichkeit wie den Zerfall des Ich schreibt,⁵⁴ behauptet Becher, in wachsender Not eine Stiftung um Hilfe anflehend,⁵⁵ trotzig sein ideales Ich, das so imaginär ist wie das Selbstverständnis der Krieger draussen im «freien» Feld. War es nicht diese wahnhaft gesteigerte Männertugend, brav auszuharren auf einem weltbedeutenden Posten, die erst den Stellungskrieg vor Verdun ermöglicht hat, jenen normalen Irrsinn, der von Februar bis Dezember 1916 eine Million Tote und Verwundete zeitigt?

Kaum aus dem Wittenberg-Sanatorium entlassen, wo er noch elend einzugehen glaubt,⁵⁶ schreibt der Wiederauflebende aus einem Familienheim im Juni 1915: «Und heute bin ich in einem sozialdemokratischen Verein, Redner und Verbreiter von Tatsächlichkeiten.» Nur Manifeste sollen erlassen, Programme auf Plakaten angeschlagen werden. Poetisches sei vergessen. München gehasst. Und doch schreibt er Gedichte, «vor Sturmanläufen explodierende, Romane: Staatsformen entwickelnde; experimentierende». Becher will sich selbst retten in einer Kunst, die unmittelbar praktisch wirkt, die organischer Bestandteil einer lebensverändernden Bewegung ist: «*Organisation heisst unsere Parole.*» In vier Monaten werde *Die Schlacht* erscheinen, «erfüllt von staatlichen Angelegenheiten, Aufrufen, Marsch-Gesängen, Hymnen in die Zukunft, Liedern an die Mensch-

heit. *Ganz weiblos*. Ich erwarte es fiebernd von diesem grossen Buch *Es werden Ereignisse hervorgerufen* werden [...] schreit! brüllt! stösst vor! trommelt! (... O Schwung der Futuristen ...!)» Und zuletzt, an den Frontsoldaten Bachmair gewandt: «Ich beschwöre Dich: sei tätig! Strahle aus! [...] Ich habe mehr denn je den Glauben an ein wunderbares Europa: mit einem gothischen Deutschland darin ... Aber einem nicht durch Krieg zu erbauenden.»⁵⁷

Welcher sozialdemokratische Verein die sprunghafte Politisierung Bechers bewirkt, lässt sich schwer bestimmen. Zur «Gruppe Internationale» um Liebknecht, Luxemburg und Pieck, die sich 1916 in «Spartakusgruppe» umbenennt, wird er wohl kaum schon einen Zugang gefunden haben. Das Pathos der Organisation verschwindet auch bald, so dass dahinter wieder das Motiv männlichkriegerischer Verbrüderung kenntlich wird. Am Tagesende nach Fertigstellung des Gedichtes *An Europa* schreibt Becher an Alfred Wolfenstein, er werde erfahren, wie seine Gesänge unwiderstehlich Völker heimwärts ziehen – «wie Kameradschaft den Keil schmiedet; zum Stoss. / Zum Vorstoss. / Durchbruch». Zwischen Sie und Du changierend, widmet er dem Adressaten eine Liebeserklärung, wie sie Dehmel einst erhielt: «Liebster! [...]: Wir Beiden, O wir können Tausende in Brand setzen. [...] Keiner Frau verbunden, werde ich mich badend mein Gesicht in das Deine tauchen: Bruder.» Unverbrüchlich wolle er sich auf den sieben Jahre Älteren verlassen, den er euphorisch zu seinem Führer und Mitstreiter erwählt. «Ja-: Ich ahne Dunkeles. Blut.»⁵⁸

Die Flugblätter, die Becher als Zeichen eines gemeinsamen Werkes mit Wolfenstein erwähnt, sind nicht überliefert. Allein das Motiv einer staatsgründenden Verbrüderung kehrt in all seinen Arbeiten der Kriegsjahre wieder. Das Eröffnungsgedicht des Bandes *An Europa* beginnt mit den vielzitierten Versen:

Der Dichter meidet strahlende Akkorde.
Er stösst durch Tuben, peitscht die Trommel schrill.
Er reisst das Volk auf mit gehackten Sätzen.

Die drei vielleicht stimmigsten Verse, die Becher je gelungen sind, gelten oft als Ausweis seiner gesamten frühen Lyrik, vor deren explosiv-dynamischem Charakter alles später Geschriebene zur Lüge verkomme.⁵⁹ Übersehen wird dabei jedoch, wie schon dieser Anfang in die Forderung mündet, «Der neue, der heilige Staat / Sei gepredigt, dem Blut der Völker, Blut von ihrem Blut, eingepfht. / Restlos sei er gestaltet. / Paradies setzt ein.»⁶⁰

Das Aufpeitschen mit gehackten Sätzen, das Sprengen der fixen Ordnung ist wieder nur ein Mittel, um einen desto fester gefügten Bau im Geiste zu gründen, den der Leser wörtlich mit den *Eingang* überschriebenen Versen betritt, während ihn im Innern des lyrischen Gebäudes durchaus strahlende Akkorde empfangen: «Auf dass Europa ein Akkord wird tönen, / Von Fasern kleiner Lieder süß umbaut», heisst es in *Brüder!*, und mit einem «lang dröhnenden Akkord» enden die *Klänge aus Utopia*.⁶¹ Elastisch schwingende Männer und schreitende Frauen sollen sich vereinen in des Dichters Stromgesang. Und nach dem einenden Rhythmus, «der zu Nationen / ein mystischer Strom verschmelzend überschlägt», verlangt der *Sang der Frauen*, die den Geist als ihren Retter preisen.⁶²

«So werden sich auch welche, auf dieses Buch hin, endgültig von den Frauen zurückziehen müssen», verkündet Becher in dem Prosatext *Verbrüderung*: «*Wir reinigen, wir kasteien, wir üben uns*. Wir bauen uns auf zu Gemeinschaftlichen. Wir haben es doch verlernt: wir Originellen, wir Individualisten, wir Querköpfe. Frauen schwammen dahin wie Brei. Die Eingeweide, immer gebrauchter Schoss stinkt aus ihren Mündern.» Da ist es wieder, das Motiv der Askese, der selbstanklagenden Triebsublimierung. Gerade weil er weiss, und in *Erde* gezeigt hat, wie unsicher die Differenz der Geschlechter ist, die sich im Spiel der sexuellen Triebe haltlos auflöst, setzt Becher zu einer Rückbesinnung auf die kulturtragenden Stereotype des Männlichen und Weiblichen an. Durch wechselseitige Entsagung soll die Frau (erneut) als «Helferin. Gleiche. Menschliche. Retterin ...» anerkannt werden.⁶³

Damit aber gibt sich der Verkünder des Neuen als ein konservativer Revolutionär zu erkennen. Dessen Prophetie einer «Verbrüderung der hart Eingeschienten. Der Zugeschnittenen. Der zackicht Geschnitzten. Der blanken. Der Männlichen. Der hellsten. Der Geschliffenen.»⁶⁴ ist von kaum zu überbietender Militanz. «Ordnen wir uns, ein für allemal: O herrlichste, ruhmreichste der Taten, als bewusste, als Gläubige unter: disziplinieren wir uns willentlich. En masse: welch ein Wort: welch ein Zauber! [...] Angliedern wir uns!»⁶⁵ So steht es in dem 1915 angekündigten Text *Die Schlacht*, der erst nach der Novemberrevolution im Auswahlband *Das neue Gedicht* bei Insel erscheinen konnte. Nur einen Teil hatte zuvor Herzfelde unter dem Titel *An die Soldaten der sozialistischen Armee* in seinen *Almanach der Neuen Jugend auf das Jahr 1917* aufgenommen, den die Zensur sogleich einzog.⁶⁶

Natürlich meint er eine geistige Armee, die «auf dem imaginären Schlachtgefild der Gehirnwelt» ihre Kämpfe ausficht, und nicht Chau-

vinisten, sondern «Idee Gewordene! Brüder wie Schwestern!» umfasst.⁶⁷ Und dennoch wirken die Militärmotaphern fatal, da sie sich mit religiöser Emphase aufladen: *Der Sozialist* erscheint in dem gleichnamigen Text von 1916 unangreifbar als heiliger Mann. Erstmals findet sich eine Marx-Anleihe: «Proletarier aller Länder vereinigt euch!» Doch wird das Zitat von Bechers Lesart aufgesogen: «Verbrüderet euch! Erschafft euch! Strahlend. Fest. Enorm. [...] Intelligiert euch! Rhythmisiert euch! Marschieret!» Und weiter: «Alle Menschen bewegen sich. Alle stützen sie sich gegenseitig. Welch ein Mechanismus! Strebendes, brausendes Wundergebild. Fast mystischer Apparat.»⁶⁸

Merkwürdig, mit welcher fanatischer Blindheit er den späteren Staatssozialismus in seiner ideellen Wurzel sanktioniert, ohne sich zu fragen, wie Freiheit möglich sein kann unter der Herrschaft eines mystischen Apparates. Gegenüber «Lästerern des Geistes» walte Freundlichkeit, sei der Sozialist ein Bruder, auf dass «Millionen in Güte, Liebe und Klarheit enorm Gesteigerter» sein Erbe übernehmen. Nur wider sich selbst müsse er unbarmherzig sein: «überbiete in betreff eigener Person Peitscher an Hölle und Grausamkeit! Nichts wird man dir dann anhaben können.» Auch den Henker brauche er nicht zu fürchten, da er nur als das Werkzeug jener harmonischen Verfügung wirke, «die auch du mit deinem Leben anbetest, besiegelst. [...] Für die du dich restlos hingibst, der du jubelnd dich aufopferst, stirbst: dem von Menschen erbauten göttlichen Staat, singend und glorios.»⁶⁹

Mit dieser gigantischen Verkehrung eigener Unterlegenheit in ein Zeichen erhabener Bestätigung, in der die Erzieher des Selbstmörders sechs Jahre zuvor den Ausdruck eines irregeleiteten Idealismus sahen, scheint die Haltung des Moskauer Emigranten vorprogrammiert: Je grösser die Gewalt nach innen, die aufopfernde Selbstdisziplinierung eines sozialen Organismus, desto stärker werde seine Friedfertigkeit nach aussen hin wirken als Garant einer neuen Völkergemeinschaft in ewiger Harmonie. Sollte nicht eher dies asketische Ideal statt der materialistischen Lehre vom Klassenkampf oder gar persönliche Verdorbenheit, die Terrorherrschaft Stalins bis in das Selbstbewusstsein seiner Opfer hineingetragen haben?

Der Hymnus auf die selbstverleugnende Opferbereitschaft findet zumindest weniger in Marx' Kapital-Kritik eine Entsprechung denn in Michail Bakunin, den Becher im Juli 1915 ausdrücklich zum Lehrmeister erhebt: ««Revolutioniert! [...] Gründet, gründet oppositionelle

Parteien, bildet die anarchistische Gruppe. Stürzt die ganze Regierung. [...] Lernt Bakunin kennen! Nochmals, bei allen Göttern: beflüssigt euch! Soll heißen: politisiert!!»⁷⁰

Gerade solch pathetisch schillernden Politisierens wegen, für diesen anmassenden Glauben, ganze Regierungen durch Appelle stürzen zu können, hat Marx 1872 auf den Ausschluss Bakunins aus der Internationalen Arbeiter-Assoziation gedrängt und im Jahr darauf einen Bericht mit Geheimdokumenten des welterlösenden Anarchismus der Öffentlichkeit vorgelegt. Demnach forderte der erste Paragraph eines Bakuninschen «Revolutionskatechismus», der Revolutionär sei ein geweihter Mensch, der keine persönlichen Interessen, kein Eigentum, nicht einmal einen Namen besitze, da alles in ihm von einer einzigen Leidenschaft verschlungen werde. Nur auf die schnellste und sicherste Zerstörung der Weltordnung gerichtet, habe er streng gegen sich selbst und andere zu sein, Leidenschaft paarend mit kalter Berechnung. Immer und überall aber dürfe er «nicht seinen persönlichen Trieben, sondern nur dem gehorchen, was ihm das allgemeine Interesse der Revolution vorschreibt».⁷¹

Becher wird den Katechismus kaum gekannt haben, und dennoch entspricht er nahezu wörtlich seiner Ästhetik revolutionärer Triebsublimierung. Das gleiche gilt für Bakunins Aufruf *An die Offiziere der russischen Armee* von 1870, der eine «starre und absolute Disziplin» als Bedingung des gemeinschaftlichen Triumphes bezeichnet.⁷² Oder sein Flugblatt *Einige Worte an die jungen Brüder in Russland* (1869), das von Studenten fordert, ihre akademische Absonderung aufzugeben und als herrliche Jugend, wie einst Stenka Rasin, der Räuber, das Volk zu vereinen.⁷³ Denn es gehe nicht um dessen Belehrung, was ihm fehle, sei «die Einheit der allgegenwärtigen Bewegung vermittelt der Zusammenfassung seiner eigenen Kräfte».⁷⁴ Die aber soll nicht nach dem klassischen Muster des Westens geregelt, sondern durch eine alles zerstörende Volksrevolution entfesselt werden.

Eben diese anti-rationalistische, anti-bürgerliche Vorstellung von «Geist» als universale, den ganzen Menschen über die Erdschwere seines Daseins vital erhebende Begeisterung teilt Becher mit Bakunin: Diese paradoxe Forderung, dass es um der Freiheit des Volkes willen nicht darauf ankomme, sittsam Vereinzelte nur aufzuklären und den Staat zu reformieren, sondern gerade «die Übel und Leiden zu erhöhen und zu vermehren, die endlich die Geduld des Volkes zerreißen», um jegliche Autorität in einem Massenaufstand mit elementarer Gewalt hinwegzuschwemmen.⁷⁵

Beide erstreben sie eine allumfassende Revolution gegen jene Ordnung der Dinge, die auf Eigentum, Ausbeutung, Herrschaft und dem «Autoritätsprinzip» gründet. Alle Staaten und Kirchen sollen vernichtet, Herrscher, Ausbeuter und Vormünder jeder Sorte beseitigt werden. Einschliesslich jener «Zukunftsdictatoren, Gesetzgeber und Vormünder der Revolution – die, bevor noch die gegenwärtigen [...] Staaten zerstört sind, bereits an die Schöpfung neuer revolutionärer Staaten denken, Staaten, ebenso zentralisierend und noch despotischer als die heute existierenden Staaten sind –, die so sehr an die durch irgendeine Autorität von oben geschaffene Ordnung gewöhnt sind und einen so grossen Abscheu vor alledem haben, was ihnen als Unordnung erscheint und was doch nichts weiter ist, als der freie und natürliche Ausdruck des Volkslebens, dass sie, bevor noch eine gute und gesunde Unordnung durch die Revolution hervorgebracht ist, bereits daran denken, ihr ein Ende zu machen und den Maulkorb anzulegen durch irgendeine Autorität, die von der Revolution nur den Namen trägt, in Wirklichkeit aber eine neue Reaktion ist, da sie in der Tat von Neuem die Volksmassen durch Dekrete regieren lässt und sie so wieder zum Gehorsam, zum Stillstand, zum Tode, das heisst zur Sklaverei und zur Ausbeutung durch eine quasi-revolutionäre Aristokratie verdammt.»⁷⁶

Deshalb geht es Bakunins «Allianz der internationalen Brüder» nur um eine «Entfesselung alles dessen, was man heute die bösen Leidenschaften nennt», im Vertrauen darauf, dass ein neues Leben sich selbst seinen revolutionären Staat von unten nach oben und von der Peripherie zum Zentrum schaffen werde. Dazu bedürfe es keiner Diktatur, sondern lediglich einer Art revolutionären Generalstabs, der als Vermittler zwischen der revolutionären Idee und den Volksinstinkten zu dienen habe.⁷⁷ Zweifellos erstrebte auch Bechers Verbrüderung einen solchen Staat, den er heilig nannte, weil er, auf Liebe und gegenseitiger Stütze, dem Bakuninschen Solidaritätsprinzip, gründend, allein zum Heil des Volkes bestimmt sein werde.

Marx jedoch, der aus dem Niedermetzeln der Pariser Kommune folgerte, dass es einer provisorischen Diktatur des Proletariats bedürfe, um den Übergang von einer kapitaldominierten zur kommunistischen Gesellschaft gegen die Gewalt der inneren und äusseren Reaktion zu sichern, hielt dergleichen für revolutionär gemeinte Phrasen, die vor der Wirklichkeit keinen Bestand haben. Denn während Bakunin ihm vorwarf, nur wieder das Volk bevormunden zu wollen, hatte er selbst seinen Geheimbund von Brüdern geschaffen,

die einem unbekanntem und doch «permanenten Zentralkomitee» diktatorisch verpflichtet waren, ständig Berichte zu liefern, um Befehle zur Destruktion der Ordnung, zur Einschwörung der «Sache» treu Ergebener, zur Erpressung liberaler Kräfte und Ermordung von «Volkseindern» in Schlüsselstellungen des Staates zu empfangen.

Wobei die Formulierung im Katechismus dieser Befreiungs-Kirche, wonach jeder Revolutionsgenosse mehrere Revolutionäre zweiter oder dritter Ordnung als «Teil des allgemeinen revolutionären Kapitals» betrachten müsse, um möglichst grossen Nutzen aus demselben herauszuschlagen,⁷⁸ präzise den Kapitalcharakter ihrer Praxis bezeichnet. Aber auch theoretisch kommt Bakunin nicht über die Zauberformel von «Gleichheit in Freiheit» durch gemeinschaftliche Arbeit hinaus. Wo er einmal von den Hauptgrundlagen seiner Zukunftsordnung spricht, wird der alte Zwang im idealisch neu Behaupteten kenntlich: Die «Erneuerung des Lebens mit Hilfe der neuen Prinzipien» könne nur durch Konzentration aller Mittel der sozialen Existenz in den Händen «unseres Komitees» und durch Proklamierung einer allgemeinen Arbeitspflicht erzielt werden. Das Komitee verkünde, dass alles Eigentum Gemeingut sei, und befehle die Gründung von Arbeitsgesellschaften, in die ein jeder nach eigener Wahl eintreten müsse. Wer in seiner Vereinzelung beharren wolle, habe kein Recht auf Zulassung zu den gemeinsamen Kosthäusern, Schlafstellen und anderen Gebäuden der Arbeiterbrüder. Auch Erziehung, Arbeitsstunden, Kindersäugen, alles wird – wie in Platons Idealstaat – streng reglementiert.

«Ein prachtvolles Probestück von Kasernenkommunismus!» nennt Marx solcherart Bevormundung jeder sozialen Tätigkeit, als die sich der «Antiautoritarismus» entlarve.⁷⁹ Man spürt die Lust, mit der Bakunin, der selbsternannte Weltbefreier, in seiner gedanklichen Armut dem Verlachen ausgeliefert wird. Und doch geht es um mehr als bloss persönliche Rache für einen gescheiterten Umsturzversuch. Marx sieht und bekämpft souverän in dem anderen Revolutionär, der die Internationale unterwandern wollte, den Typus des Deklassierten: «Leute, die von ihrer Klasse ausgestossen oder aus ihr ausgetreten sind» – und zählt darunter neben gewerbsmässigen Spielern auch die meisten Literaten und Politiker von Profession.⁸⁰

So liessen sich die auffälligen Parallelen zwischen Becher und Bakunin als Ausdruck ihrer gemeinsamen Deklassiertheit begreifen, da sie beide als quasi verkehrte Bourgeois aus der Klasse herausfielen,

gegen die sie zu revoltieren meinen, ohne zu bemerken, wie sehr ihr Denken und Handeln noch in jener Vorstellungswelt befangen ist, die ihre Kindheit einst geprägt hat. Allerdings war auch Marx ein *déclassé*, der Sohn eines Juristen, dem der preussische Staat eine glänzende Karriere als Philosophieprofessor verdarb. Und haben sich die Befürchtungen Bakunins, in Marx' Gefolgschaft würden die im Augenblick des Umsturzes freigesetzten Energien zu früh verstaatlicht werden, bevor das Volk zur eigenen Sprache finden kann, hat die Frage nach unmittelbarer Demokratie sich erledigt mit dem Verweis auf ihre heimliche Pervertierung durch den Papst der Anarchie? Oder kommt Volkes Mund nicht über Witze und, bestenfalls, fixe Schlachtrufe hinaus, während seine professionellen Vertreter sich zur «politischen Klasse» formieren? Ist es nur geistige Schwäche, die nötigt, den Fetisch «Volk» zu beschwören, wenn ein differenzierter Gesellschaftsbegriff fehlt, den rauschhafte Anrufung von Leidenschaft und Instinkt ersetzen muss?

Becher hat keine Zeit für solche Fragen, er will wirken, unmittelbar, sofort. Seinem Willen zur Begeisterung kommt der avancierteste Ausdruck des modernen Anarchismus entgegen: die futuristische Feier der neuen Technik, die bisher gültige Fesseln von Raum und Zeit einreißt, den Menschen im wörtlichen Sinne elektrisiert, in eine grenzenlose Bewegung versetzt, mit wachsender Geschwindigkeit über Erde, Wasser und durch Lüfte trägt, in einer universalen Aktion, die als zweite, rein menschliche, oder vielmehr übermenschliche Schöpfung besungen wird. «... O Schwung der Futuristen ...!» hatte er im Juli 1915 an Bachmair geschrieben. Gezielt greift Becher nicht nur vereinzelte Topoi auf wie den «Aeroplan»-Menschen, der in den Kosmos vorstösst, oder das Elektrische als Inbegriff neuzeitlicher Dynamik, sondern offenbar auch eine zentrale Forderung aus Marinettis *Technischem Manifest*: «Nur der unsyntaktische Dichter, der sich der losgelösten Wörter bedient, wird in die Substanz der Materie eindringen können.»⁸¹

Ihrer syntaktischen Verknüpfung im traditionellen Satzbau entkleidet, gewinnen die Worte eine eigene Materialität, entziehen sie sich als Klangkörper der vorgeordneten Logik in einem mehrdeutigen Sprachgebilde. Dessen Expressivität erwächst aus der Reduktion Sinn vermittelnder Satzteile: durch Weglassen von Subjekt oder Prädikat entstehen geballte Wortkaskaden bis hin zur blossen Aufreihung von Nomen, fehlende Präpositionen erzeugen Verwirrung, Partizipialkonstruktionen schaffen den Eindruck einer gesteigerten Gleichzeitigkeit,

und ungewöhnliche, oft paradoxe Verbindungen bewirken grelle Bilder. Ausdrucksstarke, quasi selbst tönende Verben werden bevorzugt für eine unmittelbar sinnlich wirkende Lautmalerei. Die Metren wechseln unregelmässig, und der Rhythmus wird dynamisiert durch Alliteration und Assonanz-Reime.

Kurz: Becher behandelt die Sprache selbst technisch, er verwendet die Worte funktional, um sie mit aufreizender Wucht einzusetzen. Der Dichter redet nicht, er überredet; statt zu diskutieren, will er agitieren. Alles läuft auf die Frage hinaus, mit welchem Mittel die aufsehenerregende Wirkung schlechthin erzielt werden kann: ein Aufsehen, ein Aufhorchen an sich, hinter dem die eigentliche Botschaft verblasst, oder doch nur zweitrangig, auswechselbar erscheint. So kann man durchaus eine futuristische Freude an der Zerstörung, eine Lust am Schrecken aus Bechers Antikriegslyrik heraushören. Dass er den Krieg als «Orgie der Vernichtung»⁸² vorstellt, entspricht ganz seinem Credo der Triebsublimierung, auf deren Rückseite er zugleich seit *Erde* alles idealisch Verklärte entsublimiert. Die Schönheit des Krieges, in den die anderen mit Gesang freiwillig zogen, *ist* das Hässliche des Schlachtens, das Becher ja schon im September 1914 mit schockierender Offenheit dem vaterländischen Publikum vor Augen geführt hatte. Da hilft kein Verweis auf Nietzsche und die Futuristen, als habe er schlicht von denen nur abgeschrieben. Warum den Boten denunzieren, statt seine Botschaft wahrzunehmen? Warum nur Bechers Zerstörungslust entlarven, als Zeichen seiner krankhaft gespaltenen Persönlichkeit, da er selbst in der Sprache des Kriegers den (Kantschen) Traum vom «ewigen Frieden» verkündet, statt sie als Ausdruck eines übergreifenden Zeitgefühls zu entschlüsseln.

Das hiesse, das Selbst, das neuzeitliche Ich, das nach Kant ein ap-
perzeptives Vermögen ist, Welt als erfahrbare Einheit im Geist zu be-
gründen, drängt selber zum Krieg, zum Aufsprengen seiner dinghaf-
ten Vereinzelung, um den Preis, eine «falsche», die (ver-) äusserliche
Welt zu zerstören: «Kasernen und das Warenhaus. Und streift zuend
den Krieg. / Wird aus Asylen bald den Windstoss fangen, / Der Resi-
denzen um ins Feuer biegt!»⁸³ Auch Bakunin wollte nur ohne Erbar-
men Verhältnisse und Dinge vernichten, um das Menschliche zu be-
freien. Doch während der anarchistische Terror in fanatischer Weise,
aber quantitativ geringem Ausmass mordet, ist es der staatlich orga-
nisierte Krieg, der das revolutionäre Ziel verwirklicht, dass «zunächst
in ganz Europa und dann auf der übrigen Welt kein Stein auf dem
anderen bleibe».⁸⁴

Die Weltmachtpläne des deutschen Kaisers, das Expansionsstreben der Wirtschaft, der Franzosenhass der Kleinbürger, all dies wären demnach nur Zeichen für einen kulturellen Drang, der sich radikaler entlädt, als die kühnsten Anarchisten es zu träumen wagten. Marx hatte ja von einer «Entfesselung der Produktivkräfte» gesprochen, die er in Gestalt weltumspannender Kapitalverhältnisse 1848 bereits die Chinesische Mauer unter dem Beschuss wohlfeiler Preise aufbrechen sah. Für ihn war es gerade das Ordnungsprinzip, die streng auf Effizienz bedachte Rationalität der bürgerlichen Produktions- und Lebensweise, die globale Unordnung schafft: Die Verselbständigung des Geldes zum sich selbst verwertenden Wert, der nach rein sachlichen Kosten-Nutzen-Relationen die teure menschliche Arbeitskraft durch Maschinen ersetzt, erzeugt einen Überfluss an Waren und Menschen. Ein sinnloser Reichtum an Dingen bedroht immer mehr seiner Produzenten mit ungewollter Armut und ist gezwungen, sie fetischhaft in einen Kaufrausch zu verführen, um sich als Wert zu erhalten. Bis Markt und Geldvermögen so weit auseinandertreiben, dass die Überfülle unterhalb ihrer Produktionskosten verschleudert werden muss und der tägliche Kleinkrieg in den grossen Crash umschlägt, in die befreiende Selbstzerstörung einer schönen Schein-Welt, auf die ein neuer Anfang folgt.

Die Einheit, das Zusammenwirken der entfesselten, durch keine Standes- und Ländergrenzen mehr beschränkten Produktivkräfte kann sich, im Rahmen der Warengesellschaft, nur noch in einem Weltkrieg realisieren. So zumindest liest Walter Benjamin mit Marx die Verherrlichung des Krieges als Kennzeichen des Faschismus bei Marinetti: Der Krieg sei schön, heisst es in einem seiner Manifeste noch 1936, weil er die Herrschaft des Menschen über die unterjochte Maschine begründe, «die erträumte Metallisierung des menschlichen Körpers». Der Marxist bemängelt keine futuristische Zerstörungswut, sondern schätzt vielmehr die Deutlichkeit solcher Worte, die es verdient hätten, vom Schöngeist an den Dialektiker überzugehen. Dann liesse sich begreifen, dass die Steigerung der technischen Mittel zum Krieg dränge, sobald die natürliche Verwertung der Produktivkräfte durch die Eigentumsordnung verhindert wird. Der imperialistische Krieg sei ein «Sklavenaufstand der Technik, die am ‚Menschenmaterial‘ die Ansprüche eintreibt, denen sich die Gesellschaft entzogen hat». Das Heer der Arbeitslosen verwandle sich in Armeen, und überschüssige Produktionsmittel seien wieder zu mobilisieren als organische Teile eines Ganzen – des Krieges, der die disparaten Massen mit

politischem Elan zu einem Gesamtkunstwerk vereint. Auf die faschistische Ästhetisierung der Politik aber werde der Kommunismus mit Politisierung der Kunst antworten.⁸⁵

So gesehen weist die Kriegsliteratur Bechers eher in erstgenannte Richtung. Sein aufreizendes Verdichten der Destruktion als der Geburtsstätte einer brüderlich vereinten Menschheit, die aus den Orgien der Gewalt wundersam auferstehen werde, wäre demnach der adäquate Ausdruck für die Ästhetik eines Bürgertums, das die Einlösung seiner humanistischen Ideale, seiner Sehnsucht nach einer neuen Einheitswelt aus der heroischen Steigerung der eigenen Zerrissenheit zum Autodafé, zur Selbstverbrennung, erhofft. Wenn Benjamin bemerkt, mit d'Annunzio habe «die Dekadence in die Politik Einzug gehalten, mit Marinetti der Futurismus und mit Hitler die Schwabinger Tradition»,⁸⁶ dann scheint der Caféhaus-Literat auf dem Wege zum Nationalsozialismus zu sein, so europäisch er sich auch gebärden mag.

Vorerst aber führt Becher seine futuristische Leidenschaft zu Else Hadwiger, der 14 Jahre Älteren, Witwe eines Schriftstellers und – Übersetzerin von Marinetti. Seit Februar 1916 gibt er die Spessartstrasse in Wilmsdorf als Absender an. Becher berichtet von einem glänzenden Vortragsabend im nahegelegenen Siedlungsheim, und vielleicht sind sie dabei einander begegnet.⁸⁷ Doch wieder täuscht die Euphorie. Einen Monat darauf ersucht er Fürstin Lichnowsky um Hilfe nach einer dreiwöchigen «Hungerkrise».⁸⁸ Und fünf Tage später trifft der Bittsteller in ihrem Haus auf den Grafen Kessler.

Der hatte zuvor an Helene von Nostitz geschrieben, Becher sei «elementar germanisch, richtiger, so elementar nicht-romanisch», sein Pathos der Totalität ein ganz anderes als das Baudelaires, von dem er sich fälschlich selbst ableite. «Er erinnert an die grossen Gothiker, ist durch und durch Gothiker; und sein *De Profundis* ein Seitenstück zu gothischen Domen. [...] Ich meine, dass für ihn das Pathos des Lebens in der unendlichen *Weite* seiner Spannungen und Gegensätze liegt, die sich aber trotzdem zu einer *Welt* zusammenschliessen, hinter der *Gott* waltet. Das ist auch das eigentlich gothische Pathos, das von dem antik-romanischen, im *Tragischen* gipfelnden Pathos total verschieden ist. Dieses gothische Pathos schliesst die Tragödie geradezu aus; seine höchsten durchaus adäquaten Ausdrucksformen sind Dantes *Divina Commedia* (Spannung: Hölle – Fegefeuer – Himmel, in der ihr Pathos liegt) und die grossen gothischen figurenreichen Dome.»⁸⁹

Nun treffen sie aufeinander. Becher hat aus dem Wolff-Verlag von

Kesslers Brief gehört, wahrscheinlich auch vom Versuch der Fürstin und des Verlegers, Rilke durch eine Sammlung zu unterstützen. Ihr Aufruf vom Juni 1914, es möge ein Kreis von 30 bis 40 Menschen sich bereit erklären, über fünf Jahre hinweg einen Beitrag nicht unter 100 Mark zu leisten, um «den Dichter durch Befreiung von Sorge und Zwang einer Zeit freieren Schaffens zuzuführen», war am Ausbruch des Weltkrieges gescheitert. Rilke wurde dann doch wundersam Hilfe zuteil, da Ludwig Wittgenstein, anonym, ihm und Trakl je 20'000 Österreichische Kronen überweisen liess, bevor er selbst ins Feld zog.⁹⁰ Mechtilde Fürstin Lichnowsky, als 13 Jahre vor Becher geborene von und zu Arco-Zinnenberg eine Urenkelin der Enkelin von Kaiserin Maria Theresia, erzogen in einer Klosterschule, verheiratet mit dem Fürsten Karl Max Lichnowsky, der 1912 auf Wunsch Kaiser Wilhelms II. zum Botschafter nach England berufen worden war, sie, die selbst Reisenotizen aus Ägypten, Gedichte und ein soeben in Berlin uraufgeführtes Schauspiel verfasst hat, sie erscheint dem Süchtigen als letzte Rettung. Diese kluge Frau, die sich mit maskulinen Zügen in Öl porträtiert, hält Distanz zu dem Unbekannten, obgleich oder weil er sie masslos umschwärmt. Sie mäg das Verkehrte in Bechers Pathos gespürt, etwas Kompromittierendes mehr noch befürchtet haben als das Gefühl, ausgenutzt zu werden. Und dennoch vergisst er die Hilfe der Autorin nicht, die später einen Beitritt zur Reichsschrifttumskammer verweigert, das Land nicht verlassen darf, 1946 emigriert und in London 12 Jahre darauf verstirbt. «Sie hat mich zunächst buchstäblich vom Hunger gerettet und dann in Umstände gebracht, in denen ich arbeiten und mich entwickeln konnte», schrieb Becher vier Monate vor seinem eigenen Tod.⁹¹

Harry Graf Kessler ist sogleich gewonnen. Für den Dichter erfüllt sich der Traum von einem Mäzen, der Grosszügigkeit mit Einfühlungsvermögen und Sachkenntnis verbindet und schon bald in ihm das stärkste Talent erblickt, das seit Rilke in der deutschen Literatur aufgetreten sei. Denn er habe «den absolut eigenen Sprachrhythmus, die neue Stimme, den neuen Klang, der plötzlich *da ist*, wenn ein Grosser auftritt, und der von da an wie ein notwendiger Bestandteil der Sprache erscheint; so war es bei Hölderlin, Nietzsche, George, Hofmannsthal, so ist es bei Becher»⁹².

Nach ihrer ersten Begegnung registriert Kessler, wie der junge Mann sich ohne Bitternis, mit merkwürdiger Sanftheit seiner Kindheit erinnert: «Der Hass seines Vaters gegen ihn bestehe seit seinem 7. Le-

bensjahre, weil er damals als kleiner Bub, während sein Vater als Mitglied der Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch ein Jahr lang in Berlin war, bei seiner Mutter geschlafen habe. Eines Nachts kam der Vater plötzlich zurück, schmiss ihn wütend und schimpfend aus dem Bett heraus und habe ihn seitdem mit Hass verfolgt. Bechers Gesundheit ist ganz zerrüttet, meint aber sich durch Pflege in einem Sanatorium vollkommen herstellen zu können.»⁹³

Die Notiz wirkt kalt, wie immer bei dem Grafen, der sich den Tonfall eines unbeteiligten Chronisten anerkennen hat. Nur in seinen frühen Tagebüchern tritt noch ein inneres Feuer zutage, werden Sehnsüchte, Zweifel und Ängste auch vor der eigenen Gewaltbereitschaft spürbar, die mehr und mehr hinter der Maske des vornehmen Einzelgängers verschwinden, der geradezu mustergültig das ihn Treibende in Stil verwandelt, in die aufmerksame Haltung eines überlegenen Lebenskünstlers, eines *homme de lettres*, wie es ihn in Deutschland nur selten gab. In Paris geboren, in Ascot und Hamburg erzogen, studiert der Sohn einer Baroness irischer Abstammung, die alljährlich von Kaiser Wilhelm I. in Bad Ems zu vertrauten Spaziergängen erwartet wird, und eines deutschen Bankiers, den der oberste Landesherr 1879 in den Adelsstand erheben lässt, Jura in Bonn und Leipzig. Nach einem Freiwilligenjahr bei den Potsdamer Garde-Ulanen und bestandener Assessorenprüfung misslingt der Plan, ins Auswärtige Amt einzutreten, infolge der Feindseligkeit des von Wilhelm II. neuberufenen Reichskanzlers von Bülow, dem seine Mutter einst ihre Gunst vorenthielt. Kessler wird Diplomat in eigener Sache, vermittelt durch Elisabeth Förster-Nietzsche den belgischen Designer Henry van de Velde an die Weimarer Kunstgewerbeschule und übernimmt selbst die Leitung des Grossherzoglichen Museums. Der Versuch jedoch, ein «Neues Weimar» als Muster für die in Berlin verschmähte Moderne durch Verbindung der Industrie des Landes mit einer Schönheit und Nutzen kunstvoll vereinigenden Stilgebung zu schaffen, scheitert an der Borniertheit des Regenten ebenso wie am konservativen Geschmack der kleinstädtischen Kulturträger. Zwischen Berlin, London und Paris pendelnd, als Gründungsmitglied des antiwilhelminischen «Künstlerbundes» täglich mit den bedeutendsten Künstlern seiner Zeit von Dehmel, Liliencron und Hofmannsthal über Hauptmann, Reinhardt und Klinger bis zu van de Velde und Munch verkehrend, bleiben doch all seine Bemühungen um eine «Erneuerung Deutscher Kultur» wirkungslos.⁹⁴ Und so wird auch für ihn, der 1906 offene Briefe von In-

tellektuellen beider Nationen zur Notwendigkeit einer deutsch-englischen Verständigung angeregt hatte, der Krieg zu einer Art Selbstbestätigung. Anfangs als Ordonnanzoffizier beim Oberkommando des XXIV Reservekorps in Polen, versorgt mit eingemachten Früchten und Schildkrötensuppe, die seine Verwandten aus dem befeindeten Frankreich und England ihm sandten. Dann aber, im Herbst 1916, wird er, was er immer sein wollte – ein Kulturdiplomate als Leiter der Propagandaabteilung in der Berner Gesandtschaft.

Der um 23 Jahre jüngere Becher, von Not und Sucht gezeichnet, der seinem Elend ein gotisches Pathos abringt, wird ihm so fremd nicht gewesen sein. Vielleicht hat ihn auch dessen Kindheit an die eigene Jugend erinnert, geprägt durch Unrast, Disziplin und frühe Vereinsamung. Weniger dass sein Vater ihn gehasst hätte, er war nur schlicht nicht anwesend. Und die viel bewunderte Mutter, oft ebenso fern, blieb wohl die einzige Frau seines Lebens. Zu lieben war auch ihm nicht leichtgemacht. Das mochte mitschwingen, wenn er sich nun ununterbrochen mit dem Hungerkünstler abgab, taub für die Zweifel eines langjährigen Freundes, dem die Dichtungen des vermeintlichen Genies nur Abscheu erregten.⁹⁵

Kessler begleitet den Lyriker zu einer Lesung nach Leipzig, lädt ihn nach Weimar, wo ein Vortrag aus *Verfall und Triumph* auch van de Velde beeindruckt und er den Auftrag erhält, *Hamlet* für 2'000 Mark zu übersetzen.⁹⁶ Zwei Tage darauf vereinbaren Kessler und Lichnowsky, ihm für einen dreimonatigen Sanatoriumsaufenthalt je 500 Mark sowie drei Jahre lang 300 Mark im Monat zur Verfügung zu stellen,⁹⁷ während er selbst zur gleichen Zeit auf ihre Vermittlung hin in Leipzig einen Fördervertrag mit dem Insel-Verlag abschliesst, wonach er ohne Rückzahlungspflicht, als Vorschuss auf kommende Honorare, für fünf Jahre noch monatlich 200 Mark bezieht.⁹⁸

Der Fünfundzwanzigjährige könnte ein nahezu reicher Mann sein, könnte nun all seine Kraft dem Schreiben widmen, endlich befreit von der Sorge um die tägliche Existenz, wenn da nicht die Abhängigkeit von dem Gift wäre und ein Berg Schulden.

V. Hans im Glück

«Der Präsident des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, der Nationalpreisträger und Friedenskämpfer Johannes R. Becher begeht am 22. Mai dieses Jahres seinen 60. Geburtstag. Johannes R. Becher studierte einige Semester in Jena und begann hier seine erfolgreiche, politische Laufbahn. Seine besondere Liebe und sein warmes Erinnern gilt immer wieder der Universitätsstadt Jena. / Die Bedeutung Johannes R. Bechers als Dichter und Friedenskämpfer für das deutsche Volk und seine Verdienste müssen wohl hier nicht besonders herausgestellt werden. Sein 60. Geburtstag ist ein besonderes Ereignis für jeden, der bewusst im Zeitgeschehen steht. Wir fühlen die Verpflichtung unserem verehrten Präsidenten ein besonderes Geburtstagsgeschenk zu übermitteln und wir erlauben uns, den Antrag zu stellen, Johannes R. Becher anlässlich seines Geburtstages die Ehrenbürgerschaft der Universitätsstadt Jena zu übertragen. Wir hoffen auf eine günstige Erledigung.»

So schrieb die Kreissekretärin des Kulturbundes, Lydia Gömert, am 11. Mai 1951 an den Rat der Stadt. Bereits zwei Tage zuvor hatte Stadtrat Walter Federbusch im Kulturausschuss den gleichen Vorschlag eingebracht. Und noch am elften beschliesst der Hauptausschuss der Stadtverordnetenversammlung einstimmig, dem Antrag stattzugeben. Federbusch erläutert ihn im Namen der SED, ein Liberaldemokrat gibt die Kosten zu bedenken, die jedoch so minimal sind, dass auch er zustimmt, der Stadtverordnete der Bauern- und Handelsvereinigungen (VdgB und Konsum) schliesst sich seinem Vorredner an, und nur die Vertreterin der Verfolgten des Naziregimes (WN) und der FDJ fragt, ob es denn zeitgemäss sei, Ehrenbürgerrechte zu verleihen? Durchaus, beruhigen die Herren das Fräulein, holen die gesetzlich vorgeschriebene Genehmigung des Ministeriums des Inneren bei der Landesregierung in Erfurt ein und lassen von Dorfner den Ehrenbürgerbrief gestalten, den eine Delegation keine zwei Wochen darauf in Berlin überreicht.¹

Vier Jahrzehnte später sollte Becher wieder aus dem Gedächtnis der Stadt getilgt werden, da seine Kulturpolitik ihren Räten nun fragwürdig erschien und das ganze Verfahren ja doch von oben aufge-

zwungen worden sei. Nur hat es keiner für würdig befunden, von unten her nach den wirklichen Vorgängen zu fragen. Fest stand schon die Antwort, die jedes Nachdenken erübrigt, weil die da oben schuld waren an der ganzen Geschichte. Nach Lage der erhaltenen Dokumente lässt sich aber kaum entscheiden, ob die hastige Ehrung einem Wunsch übergeordneter Leitungen von Partei und Kulturbund entsprang oder dem Übereifer der Basis. Die Kreissekretärin hatte ein herzliches Verhältnis zu ihrem Präsidenten, und der Stadtrat mochte sich dem Mann besonders verpflichtet gefühlt haben, von dem er 1919 einst ein Paar getragener Lackschuhe zur Konfirmation erhielt. So banal ist nicht selten Historisches verknüpft. Dass jedoch das Verfahren selbst so schnell und dabei unter strenger Einhaltung des Rechtsweges ablaufen konnte, dieses Geschehen weist über persönliche und parteipolitische Beziehungen hinaus auf ein geschichtliches Moment, das sich schlecht auf das Diktat eines allmächtigen Politbüros reduzieren, wohl aber mentale Voraussetzungen der «SED-Herrschaft» in ihrer Reproduktion von unten erkennen lässt.

Denn am 28. Mai 1951 bestätigt die Stadtverordnetenversammlung im Nachhinein, erneut einstimmig, die Ernennung und lädt ihren Ehrenbürger für den 12. Juli zu einer feierlichen Sitzung. Ein «Junger Pionier» legt dem Gast unter lebhaftem Beifall der Festversammlung ein blaues Halstuch um, ein Sprecher der «Arbeiter-und-Bauern-Fakultät» begrüsst ihn im Namen seiner 900 Kommilitonen, und der Kreisvorsitzende des Kulturbundes heisst Becher willkommen in einer Stadt, in der die jahrhundertelange Kluft zwischen Intellektuellen und Arbeitern mit dem Freundschaftsvertrag des Volkseigenen Betriebes Zeiss und der Universität behoben sei.

Der Geehrte greift in einer spontanen Dankesrede den hymnischen Tonfall sogleich auf, preist die Stadt als Geburtsort des politischen Menschen in ihm, als Symbol des Besten im deutschen Wesen: Hier habe sich Wissenschaftlichkeit mit Erfindungsgeist und Tüchtigkeit des deutschen Menschen vereint. «Das deutsche Wesen» – so führt der Dichter aus – «symbolisiert sich in Jena in der Einheit Universität, Zeiss, Schott.» Mit einem Seitenblick auf die Schönheit der Landschaft steigert er sich zur Verheissung der Aufgabe, den überkommenen Reichtum der Welt schöpferisch zu mehren und zu sichern durch einen Gesellschaftszustand, der menschenwürdig sei und allen die Möglichkeit gebe, an der endlichen Heimbringung der Schätze teilzuhaben. «Die grosse Voraussetzung für dieses menschliche Jahrhundert, dessen

Anbruch Schiller geahnt hat, ist aber der *Friede*. Für den Frieden wollen wir arbeiten und kämpfen. Unser ganzes Leben wollen wir widmen für den Frieden der Welt.»²

Mit seltener Deutlichkeit treten in dem Ritual die normbildenden Werte zutage, die dem neuen, dem vermeintlich ganz anderen Deutschland zugrunde lagen: Jene Sehnsucht nach widerspruchsfreier Harmonie von Hand- und Kopfarbeit, nach einer zuversichtlich vereinten Volksgemeinschaft im Zeichen des dreimal angerufenen «deutschen Wesens», einer heiligen Dreieinigkeit von Geist, Tüchtigkeit und den Frieden garantierender Staatsmacht – hatte sie nicht schon den Wilhelminischen Burgfrieden und die Abschaffung des Klassenkampfes im Dritten Reich getragen?

Warum bemerkt Becher nicht diese unheilvolle Kontinuität im Namen des wieder und wieder beschworenen Willens zum Anderswerden? Und warum begnügt sich die Stadt mit jener rituellen Auszählung, die 1991 entschied, dass der Geschmähte mit der Mehrheit einer einzigen Stimme in der Liste ihrer Ehrenbürger verbleibt, neben Bismarck und Hindenburg?³ Warum geht niemand den Fragen nach an der Schiller-Universität, die beständig von Erneuerung spricht, in Zeiten, da wieder Legenden von einer grossen Wende wuchern?

Ogleich sie ihn in seinem Todesjahr noch zum Ehrensensator ernannte, bald darauf sich eine Schule um seinen Namen bewarb, an der seit 1967 jährlich «Becher-Festwochen» stattfanden, während die FSU «Johannes R. Becher-Festspiele» und später «Becher-Tage» mit der Verleihung von «Becher-Diplomen» an Deutschlehrerstudenten durch den Minister für Hoch- und Fachschulwesen zu veranstalten pflegte. 1969 wurde gar eine Kaserne nach ihm benannt und vier Jahre darauf eine Strasse. Noch immer hängt die Tafel an dem Haus, wo er zur Untermiete Quartier bezog, in der Sophienstrasse 9, die Lenins Namen trug, als man das Schild für den «Dichter des Friedens, der Nation und des Sozialismus» 1961 befestigte. Cremers Becher-Büste, die 1966 in der Goethe-, heute wieder: Fürsten-Allee Aufstellung fand, steht noch vor dem Becher-Wohnheim der achtziger Jahre, von Zeit zu Zeit übergossen mit roter Farbe. Freilich hatte da längst das Vergessen eingesetzt. «Wussten Sie schon ...», hiess es 1977 im Parteiorgan *Sozialistische Universität*, dass Becher 1918/19 in Jena studiert habe, der KPD beigetreten sowie 1951 zum Ehrensensator und 1958 zum Ehrenbürger ernannt worden sei?⁴ So trat im Anspruch eherner Vermächtnistreue jene Gleichgültigkeit zutage, die Daten beliebig verwechselt, statt ihre Herkunft zu prüfen.

Er war tot, ein rostendes Denkmal seiner selbst. Und so rührte es niemanden mehr, als 1981 mit dem Briefband *Becher und die Insel* erst das elende Leben hinter der politisch verklärten Legende zutage trat. Nicht einmal Stimmen der Verwunderung waren zu vernehmen, als nun zum ersten Mal anklang, was doch ein jeder im Archiv der Universität hätte nachlesen können: dass der berühmteste Student der Alma Mater Jenensis nie in ihren Matrikeln stand. Den Wissenden war die tabuisierte Wahrheit ja längst vertraut, und das Volk hatte andere Sorgen. So kam am grossen Geburtstag des einst Gefeierten statt der geplanten Jahrhundertkonferenz nur ein Gespräch im kleinen Kreis der (noch) nicht Abgewickelten im neuen Institut für Germanistik zustande, wo sie drei Jahrzehnte lang Dissertationen, Diplom- und Jahresarbeiten über Becher geschrieben hatten und schreiben liessen. Ein hilfloser Rückblick, der im allgemeinen Abgesang auf den Verräter Jankas unterging.

Sie ist von trauriger Komik, die alte Geschichte der Helden, derer es in Umbruchszeiten bedarf. Und immer werden sich die Schreiber finden, die von der Verklärung sagenhafter Taten zehren. Bedauernswert mögen im Rückblick nur jene Generationen von Heranwachsenden erscheinen, deren Vorstellungswelt die Mythen der Geschichtsschreibung prägten. Müssen sie sich nicht verraten fühlen, die Becher-Schüler, die dem fremd gewordenen Dichter näherzukommen glaubten, indem sie seine Spur in der eigenen Stadt aufnahmen, bis an die Tore der Psychiatrie, wo sich die Krankenakte des Morphiümsüchtigen nicht fand, von der auch ihr Lehrer nicht wusste, dass sie im Berliner Archiv lagert, seit seine Witwe sich des Dokuments bemächtigt hatte? Dafür konnten sie auf Gedichte stossen, die ihre Lehrbücher nicht enthielten, auf rebellische Töne, wie sie das «Liedertheater Karls Enkel» und andere Gruppen in einem Ausscheid von Becher-Programmen 1981 hier in Szene setzten. Nein, man musste nicht das Gegebene als das einzig Wirkliche hinnennehmen, nur war es bequemer, gesicherte Wahrheiten abzuschreiben, bedurfte es der Umwege durch fern liegende Quellen hindurch, um Häuser, Strassen und Plätze zum Sprechen zu bringen, weil sie in ihrer faktischen Nähe allein nichtssagend bleiben. Und daran ändert sich nichts, wenn ein Staat verschwindet, wenn an Stelle seiner einstigen Grössen neue Führungskräfte ihr Wissen verkünden.

Dokumente, die Bechers Aufenthalt in der Saalestadt belegen, setzten im Jahr 1916 ein: Vom 7. Juli datiert ein Schreiben an Katharina Kippenberg, das zugleich seinen Briefwechsel mit der Frau des Insel-

Verlegers eröffnet.⁵ Im Absender steht «Steiger 3», laut Jenaer Adressbuch die Privatklinik eines Fräulein Maria Hoffmann, gleich neben Otto Binswanger, dem Leiter der Psychiatrie, der als einer der anerkanntesten Nervenärzte seiner Zeit selbst vom englischen Königshaus konsultiert wurde. Zuweilen sollen sämtliche Pensionen der Stadt von Binswangers Patienten belegt worden sein, und so wäre denkbar, dass auch Becher sich einer Behandlung durch den Geheimrat unterzieht. Am 2. Mai hatte Kessler bereits Anton Kippenberg mitgeteilt, ihn mit Lichnowskys Hilfe in ein Sanatorium geschickt zu haben, er müsse den Schuss in der Lunge auskurieren, «sich die Schlafmittel wieder *ab-* und das Essen *angewöhnen* (er hatte so lange gehungert, dass er fast Nichts mehr bei sich behalten konnte). Diese Sanatorium Kur ist bis Ende Juni oder Anfang Juli gedacht.»⁶

Doch verzeichnet sein Tagebuch noch am Neunten und Zehnten Besuche von Becher und Else Hadwiger. Am 23. Mai, einen Tag nach Bechers Geburtstag, da ihn die Eltern nicht empfangen wollten, schreibt er der Fürstin von einem Ausflug nach Köln, dankt überschwenglich für einen Brief und vermeldet, schon seit drei Tagen ohne Morphinum zu sein.⁷ Am 7. Juni ist er erneut bei Kessler und empört sich über die Bezeichnung brennender Dörfer als «Staffage» in Goethes *Kampagne in Frankreich*. Auf die Entgegnung des Grafen, Pathos bedeute nicht immer Gefühlstiefe, vielmehr habe sich Goethe vor einer allzustarken Bewegung seines Inneren durch Umdeutung der Gefühle ins Ästhetische retten wollen, antwortet Becher: «Wenn er ein Kriegsgedicht mache, das nicht den Abscheu vor dem Kriege, sondern die Schönheit des Kriege, ausdrücke, so würde er das als das grösste Verbrechen ansehen.»⁸ Insofern wäre auch sein Marinetti-Erbe zu präzisieren: Nicht das (apollinisch) Schöne sieht Becher im Krieg, wohl aber ein (dionysisch) Erhabenes. Eine Unterscheidung, die er selbst nicht reflektiert in dem Glauben, allein durch Blossstellung des Hässlichen schon das Gute zu bewirken.

Drei Tage später provoziert ihn der Graf, sein Utopia sei ein inhaltsloses Backfisch-Ideal, wo man nur immer zu zweien ginge und Blumen pflücke. Becher wehrt sich «energisch, aber wie immer ohne Heftigkeit: die Menschen sollten *frei* werden, frei von allen Ketten, die sie an der Betätigung ihres *Geistes* hinderten. Sein Ziel: Sublimierung aller Triebe, der Mensch solle ganz Geist werden.» Dabei wisse er, dass sein Staat vielleicht erst in 5'000 Jahren möglich sein werde, weil die Menschen für ihn noch nicht reif seien. Wie sie denn aber reifen könnten, bleibt im Dunkeln. Utopia ist das schlechthin Andere,

das Land Nirgendwo, von dem alle Dichtung erzählt. Wieder treffen sie sich fast täglich, frühstücken miteinander in der «Deutschen Gesellschaft 1914», einem Klub für Politiker aller Parteien, dessen Mitglied Becher werden will. Mit Seidenstrümpfen bekleidet und einem Monokel im Auge erklärt er, seine Kameraden hielten ihn für einen Renegaten, von der Regierung gekauft. Kessler notiert, dass er, ohne innere Balance, «vor Allem eine grosse Rolle spielen» möchte, dabei aber wirklich Genie, Unschuld, Naivität habe – «ein grosses, geniales, wirkungssüchtiges Kind sei».⁹

Tags darauf kommen Zweifel. «Ich korrumpiere ihn, vielleicht absichtlich.» Bechers Vater solle gemeint haben, ein Genie müsse hungern, um seine Echtheit zu beweisen. «Ich sage umgekehrt: Ein Genie muss Geld haben; dann erst erweist es sich, ob es echt ist; ob es Kraft hat. Erst wenn Armut und Reichtum daran herum geätzt und es nicht angegriffen, nicht zerstört haben, erweist es sich als wert, die Menschheit zu führen.»¹⁰ Mit souveräner Gelassenheit misst Kessler den Wert eines Künstlers ästhetisch: am Vermögen eigenständiger Stilfindung jenseits des äusserlichen Gegensatzes von Not und Überfluss. Becher hingegen legt einen moralischen Massstab an das Kunstwerk, dessen ethische und politische Wirkung über seinen Wert entscheide: «Gut ist ein Werk, das Menschen gut mache: gut = ‚anständig‘.» Auch physische Kräfte seien dafür vonnöten, so dass er wieder ein Athlet werden wolle.¹¹

Ein anständiges Kind will er sein, das seine Eltern um Versöhnung ersucht. Die hätten ihn wieder nicht empfangen, weil er sich erst um eine Staatsanstellung bemühen solle, behauptet Becher Ende Juni. Doch Else Hadwiger bezeugt, er selbst habe zwei Einladungen abgesagt, überhaupt sei er ein pathologischer Lügner, der sie schlüge und unsinniges Geld ausbebe, seit er unterstützt werde. Noch immer labil, haltlos in sich selbst, fehlt ihm die Kraft, dem Vater frei gegenüberzutreten, sucht er in seiner Ohnmacht die innere Schwäche durch demonstrative Stärke nach aussen zu ersetzen. Als Kessler vernimmt, dass Becher auch die Zurückstellung vom Militär vor sich hergeschoben habe, bis sie soeben abgelaufen sei, drängt er, er solle sich heute noch melden, um nicht als Fahnenflüchtiger verhaftet zu werden. An den folgenden zwei Tagen sind Essen mit Becher verzeichnet, der sich am 8. Juli erneut zum Frühstück im Esplanade einfindet und eine «Art von Prosadithyrambus: *Der Sozialist*» vorlegt, jenes Exempel einer agitierenden Ästhetik, in dem der Graf nur leere Deklamation erblickt.

So hat sich Becher vermutlich bei Binswanger in Jena für eine spätere Behandlung vorgestellt, und möglicherweise den namhaften Arzt, durch Vermittlung von Kessler und Kippenberg, nur um ein Attest für seine verlängerte Freistellung vom Militär ersucht. Die dreimonatige Kur jedenfalls wird erst mit Beginn des nächsten Jahres in München angetreten. Anfang August 1916 lässt er sich zunächst auf Tuberkulose untersuchen. In einem eleganten lila Schlafanzug sieht Kessler ihn griechische Lyrik übersetzen. Er habe eine wenig zusage weiche Seite, besteche aber immer wieder durch seine Kindlichkeit und sein Talent.¹² Zwei Wochen später bringt der Beobachter alles bislang Bemerkte auf einen Punkt: «Becher fragte mich, wie ich ihn charakterisieren würde. Ich sagte: über einem brutalen Kern eine überempfindliche, sehr weiche Haut. Sein Pazifismus eine Reaktionserscheinung, die Verdrängung seiner Brutalität durch seine Weichheit. Er sei ein ausgesprochen weicher und brutaler Mensch: auf diesen beiden Hörnern stehe seine Persönlichkeit. Er gab mir zu, dass ich recht habe.»¹³

Wie eine Bestätigung dieser Weichlichkeit und Härte liest sich Bechers Bericht über Emmy Hennings. Dass er ihr ewig dankbar sein wollte, scheint vergessen. Vielmehr wird sie eine Hure genannt, die Indianergeschichten lebe, aus Sensationslust sich und ihre Freunde bei der Polizei denunziere und vor allem mit sämtlichen Literaten geschlafen, sich für 50 Pfennig auf der Strasse verkauft habe.¹⁴ Der Jammer des enttäuschten Liebhabers schlägt in Gehässigkeit um. Auch beginnt er wieder finanziell abzusacken. Zwar «reguliert» Kessler im September seine Schulden,¹⁵ doch schon einen Monat später klagt Becher, Kippenberg habe ihn mit der Bitte um drei Monatsraten im Stich gelassen, so dass er vierzehn Tage hätte hungern müssen. Nun sei er nach Weimar geflohen, wohne im Haus des abwesenden Grafen, der bei seiner Rückkehr bemerkt, der Gast habe sich «schlecht benommen, mit der Dienerschaft sich encanailliert, sie über mich ausgefragt, widerwärtige Schmutzereien in seinem Zimmer gemacht usw. Ich stellte ihn freundschaftlich zur Rede. Er läugnete natürlich alles, Leider bleibt das Meiste aber doch unzweifelhaft wahr. Nur hat er eine Art von Unzurechnungsfähigkeit in der Gemeinheit, dass er trotzdem den Eindruck eines unschuldigen Kindes macht. Er ist halb Schmutzfink, halb Genie oder Engel. Schade dass diese schöne Flamme in einem Gefäß aus Dreck brennt.»¹⁶

Becher scheint die Prüfung des Reichtums nicht zu bestehen. Er bleibt ein massloser Verschwender, der seine Kräfte nicht zu beherrschen vermag, der Katharina Kippenberg das Recht zugesteht, dikta-

torisch über ihn, zu seiner Rettung, zu verfügen. Selbstentmündigung als Heil, Formel eines zerrissenen Lebens. Er nimmt sich selbst, als Privatperson, nicht wichtig, würde gern auf die Verantwortung für seine bürgerliche Existenz verzichten, wenn er nur spielen darf, wie ein Kind, spielen mit eleganten Kleidern und spielen vor allem mit Worten. Ein Schauspieler, der die Macht der Sprache in sich genießt, ihre Ausstrahlung, seinen Erfolg: «ich bilde mich langsam zum Rekord-, zum Präsidenschaftsredner aus», heisst es im gleichen Brief. «Sie lachen, aber Sie werden darüber doch einmal ganz ernst sein.»¹⁷

Denn das Spiel *ist* Ernst: die unprivate, von persönlichen Rücksichten freie Subjektivität soll zugleich höchste Objektivität verbürgen. «B. ist das Werkzeug der sozialistischen Idee: auf dieser Bahn fügen sich seine Erlebnisse, nur unter dieser Perspektive betrachtet, bzw. gestaltet er», gibt Becher seinem Freund Bachmair zu verstehen, der einen Essay über ihn plant. Nach Massgabe von Hölderlins Pindarübersetzungen wolle er eine Idealsyntax schaffen, die den sozialen Fortschritten des ersehnten Staats-Gebildes entspreche.¹⁸

«Wann, wann kommt endlich aus Gedanken die Tat?» fragt er mit Hölderlin, dessen Verse der Insel-Verlag einer Ankündigung von Bechers Werken voranstellt: «Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölk kömmt / Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?»¹⁹ Auch Becher will mit der Kraft des Wortes in den dumpf einander Gegenüberstehenden, in den sich wechselseitig Abschlachtenden eine Stimme der Brüderlichkeit wecken. Auch ihm gilt das Gemeinschaftsleben der Antike als Massgabe einer wiederherzustellenden Einheit. Die Ausdruckskraft seiner Syntax soll unmittelbar sozialisieren, soll das Getrennte rhythmisch vereinen. Während aber Hölderlin auf der Suche nach einer Vermittlung des ideal Ersehnten mit der real arbeitsteiligen Vereinzelung des Einzelnen im wörtlichen Sinne zu-grunde, d.h. an die Gründe der Sprache geht, zurück an ihre mythischen Ursprünge und zugleich immer weiter voran an Grenzen der Mittelbarkeit des eigenen Empfindens, hinter denen das Verstummen beginnt, die Wahnsinn genannte Umnachtung – im Unterschied zu dieser doppelten Bewegung, verdinglicht sich Becher selbst zum Werkzeug eines Ideals, in dessen Namen er Sprache rein technisch montiert, um die gestaltlose Masse seiner Zuhörer agitatorisch zu bearbeiten.

Die Willkür und Inhaltsleere einer im Grunde mechanisch gedachten Einheit bleibt dem Autor in seinem idealisch verklärten Selbstbewusstsein verborgen. Zumal er mit der offenbar zeitgemässen Metho-

de Erfolg hat. Allein von September bis November 1916 liest Becher auf fünf Autorenabenden der *Neuen Jugend*, neben Däubler, Ehrenstein, Grosz und Lasker-Schüler in Berlin, Dresden und München. Im Oktober findet nur für seine Texte ein Abend im Graphischen Kabinett Neumann auf dem Kurfürstendamm statt, und die Zeitschrift selbst begann ihr erstes Heft im Juli programmatisch mit Bechers Gedicht *An den Frieden*. Ihren Herausgeber stellt er Kessler vor, dem die konzentrierte Energie des erst zwanzigjährigen Herzfelde auffällt: Der Postbeamte und Sanitätssoldat verstehe sich als ein Aristokrat des Geistes. Wer Arbeiter bleibe, sei zu nichts Besserem geboren. Der Lyriker erscheine ihm gegenüber wie ein weicher und verträumter Schwärmer.²⁰

Dennoch will Katharina Kippenberg ihre Hand ins Feuer legen für den ausserordentlichen Umfang, den Reichtum und die Intensität seiner Begabung. Es spritze und blitze ja in Bechers Sprache. Wenn nur nicht jenes Phosphoreszieren schwinden würde, sowie man die Ufer seiner unsicheren Flut zu ordnen versucht, antwortet ihr Rilke: «Gerade deshalb verliess ich mich so viel mehr auf Trakl, weil an ihm die Zersetzung seine Art Gesundheit war, seine genaue Richtung zum eigenen Tod; bei Becher ist vieles (und ich weiss nicht, ob nicht das Schönste) Zufall und List der Krankheit, eine Ausbeutung ihrer Schwingung».²¹

Wieder trägt die ungeheure Produktivität, die Kessler fasziniert. Wenn Becher bei Tisch Verse zu notieren beginnt, im Traum die Titel von Gedichten erblickt, die ihm rasend durchs Gehirn rollen, oft fünf nebeneinander, plastisch im Druck, so mag er sich herrlich erlöst finden.²² Aber es bleibt nur eine kurze Befriedigung, eine lustvolle Steigerung, die mit orgasmischer Wucht einen phantastischen Bilderstrom freisetzt, ihn herauserschleudert, ohne fruchtbar zu sein, ohne sich zu einer eigenständigen Gestalt zu formieren. Dem Hochgefühl folgt Tristesse: Der Plan einer *Welt-Anthologie* mit Übersetzungen von Pindar, Sappho, Rimbaud und Whitman, von «Ethikern, Wollenden» gleich ihm,²³ gerät ins Stocken, wie ein Roman, *Der Strahlende Mensch*, und ein Schauspiel, das über die Exposition nicht hinauskommt. Wieder bedarf es des Rauschgiftes, um die Nerven zu stimulieren, und erneut kehrt er die Gewalt seiner unerfüllten Begierde wider sich selbst: «Ich werde nie aufhören ... mich zu bekriegen und der Tag, an dem ich mit meinem Dämon Frieden schliesse ... er sei bei Gott mein letzter. Erklären wir mehr unserer Hölle den Krieg, und vernichten wir nicht wahllos!»²⁴

Das war seine Weihnachtsbotschaft 1916, eine arg faustisch klingende. Auch scheint er gerade sein Gretchen gefunden zu haben: Edith Däubler, die Schwester des Reifsten unter den expressionistischen Lyrikern, der Katharina Kippenberg meldet, sie hätten nun einen Bundesgenossen mehr in der «Becher-Sache».²⁵ Während Kessler nur ein hässliches Mädchen mit Ohnmachtsanfällen wahrnimmt. «Warum er sich mit ihr verlobt hat, unverständlich; vielleicht aus Mitleid und Grossmannspose vor sich selber. Das Mädchen tut mir leid; sie geht einer schweren Zukunft entgegen.»²⁶

Hatten ihn nicht Mitleid und Grossmannspose auch zu Franziska Fuss getrieben, der vor sieben Jahren Ermordeten? Die neue Liebe aber scheint ihm jenen Halt zu geben, den er braucht, um die Entziehungskur endlich zu wagen. Am 3. Januar begibt er sich in München in eine Psychiatrische Klinik und erklärt zwei Wochen darauf, er sei nach Ansicht aller Ärzte vollkommen gerettet, wenn er noch vierzehn Tage in ein Sanatorium gehen könne.²⁷ Doch in Ebenhausen will man ihn nicht aufnehmen, bevor er die Kur beendet hat, die er auf eigenen Wunsch vorzeitig abbrach, wie Wilhelm von Stauffenberg an die Frau des Insel-Verlegers schreibt. Bei einem so wenig willensstarken Menschen sei ein zwei- bis dreimonatlicher Aufenthalt in einer speziell dafür geeigneten Anstalt notwendig, fügt der mit Fürstin Lichnowsky befreundete Arzt hinzu.²⁸ Dennoch erklärt Becher am 1. Februar, gesund und ein anderer Mensch geworden zu sein.²⁹

Den März verbringt er in Ebenhausen, klagt aber schon im Mai über eine versprochene Nachkur, die ihn im April bereits hätte nach Jena führen sollen. In der Zwischenzeit haben sich erneut finanzielle Verpflichtungen angehäuft: allein dem Schutzverband deutscher Schriftsteller (SDS) schuldet er im Mai 1'300 Mark, die mit den vollständigen Monatsraten von Oktober bis April 1918 beglichen werden. Dabei kann Becher von dem Geld, das ihm seine Mäzene für die Entziehungskur zur Verfügung gestellt hatten, kaum ein Drittel verbraucht haben.³⁰ Doch flieht er wieder in masslose Übertreibung, eineinhalb Jahre habe er unter Brücken schlafen müssen, jetzt komme sein Durchbruch: 15 Vortragsabende seien ihm offeriert worden und fünf grösste deutsche Bühnen interessierten sich für seine Dramen *Russlands Not und Befreiung* sowie *Sieg der Menschheit*.³¹ Sind das Notlügen, oder verliert sich Becher in die Welt seiner eigenen Phantasie?

Es erinnert an Karl May, wenn er am 6. Juni bei seiner Aufnahme in die Jenaer Klinik vorgibt, ein Doktor der Philosophie zu sein, der bei Freud

und Adler in Wien studiert und 1914 in München promoviert habe. Die Tatsachen verkehrend, behauptet er, eine hysterische Dame hätte ein Revolverattentat auf ihn verübt. Sein Ideal sei die Verschmelzung von Poesie und Politik, doch könne er erst in 50 Jahren verstanden werden, da ihm eine Sprache vorschwebe, die «alle Ausdrucksmöglichkeiten aller europäischen Sprachen in sich vereinige! Souveräne Verachtung aller bisher als recht u. gut anerkannten menschlichen Gesetze ist der hervorstechendste Zug seines Wesens.»³²

Hochstapelei, Verdrängung eigener Schuld und Grössenwahn – die Krankenakte scheint Becher restlos zu entlarven. Später, nachdem er eines seiner Gedichte «erklärt» hat, heisst es jedoch, er sei «ein bescheidener, netter Kerl, der sich willig in alles fügt und, abgesehen von seinen überspannten sozialistischen Ideen, ganz gesunde Ansichten entwickeln kann.» Am 23. Juni auf eigenen Wunsch entlassen, fährt er nach Berlin, wird von Angstzuständen heimgesucht, kehrt wieder zurück und bittet um Aufnahme in Binswangers Privatklinik, wo er einhalb Monate verbleibt, in «völliger Bewegungsfreiheit» und doch vor den Anfechtungen des grossstädtischen Lebens geschützt. Aus dieser Zeit nun ist ein weiteres Becher-Bild überliefert.

Ein Student hatte Karl Theodor Bluth den Band *An Europa* zugesteckt. Der erschien ihm unverständlich, bis ihn der Biologieprofessor Julius Schaxel zu einem Abendessen mit dem Phänomenologen Paul Linke und dem Dichter einlud: «Becher kam als Gentleman, als Mann aus guter Familie. [...] Sein offenes Gesicht gefiel mir und eine gewisse Grosszügigkeit in seinen Bewegungen war mir besonders willkommen. Verglichen mit den beengten Kleinstadt-Studenten erschien mir Becher wie ein griechischer Gott». Als das Gespräch auf Freud kommt, behauptet der Gast, eine Doktorarbeit über ihn geschrieben zu haben, ohne fertig geworden zu sein, so dass Bluth meint, er habe eine gründliche Psychoanalyse durchgemacht. «Nur wenige Menschen haben mehr als ein theoretisches Wissen und hatten, wie Becher, analytische Behandlung am eigenen Leibe kennen gelernt in einer Weise, die den Kopf kritisch befähigt, Psycho-Analyse nicht als Weltanschauung mit sich herumzutragen.»³³

Solche Sätze mögen mehr über den späteren Psychiater aussagen, der in Jena über Philosophie in Novalis' Aphorismen promoviert hat und Bechers Gestalt neoromantisch empfindet. Bemerkenswert ist jedoch, wie bekannt dessen Gedichte, trotz oder wegen ihrer schweren Zugänglichkeit, in der Studenten- und Professorenschaft selbst dieser

Kleinstadt waren. Nur mit der Psychoanalyse irrt er sich wohl: Zumindest von seinen Ärzten hat der Rauschgiftsüchtige keine analytische Behandlung erfahren. Ohne moderne Psychodiagnostik bestand die allgemein übliche Therapie bei Binswanger wie bei Kraepelin in München in einer mehr oder weniger rabiaten Entziehungskur. Zügig werden die Dosen verringert, der Patient nach ein, zwei Wochen bestenfalls einer weiteren Beobachtung unterstellt und für geheilt erklärt – ohne den psychischen Ursachen oder gar sozialen Bedingungen seiner Krankheit nachzugehen.

Bechers erste Jenaer Entziehung wird nach elf Tagen beendet. Knapp notierte Klagen über Frost, Zittern und Reissen in den Beinen, Leibschmerzen, Brechreiz und Schlaflosigkeit lassen die Tortur ahnen, vor der er seit 1914 floh. Seit dieser Zeit datiert aber auch seine Beschäftigung mit Freud. So heisst es im Januar 1915, er betreibe täglich Analyse, habe einen fünfzigseitigen Essay *Über die Destruktion als die Ursache des Werdens. Anmerkungen zu Sabine Spielrein und Dr. O[tto]. Gross* für das *Zentralblatt für Psychoanalyse* verfasst und schreibe an einem autobiographischen Roman, der eine klassische Geschichte der Neurose werden solle.³⁴ Auch Kessler gegenüber erwähnt er eine philosophische Doktorarbeit, zu deren Einreichung ihm jedoch seine Eltern das nötige Geld verweigert hätten, da sie den Medizinertitel wünschten.³⁵

Nun kann diese Beharrlichkeit, mit der Becher sich beständig als ein Mächtigerndoktor vorstellt, als fixe Idee gedeutet werden, als ein Wunschbild, das seine intellektuelle Schwäche kompensiert. Oder sucht er sich selbst zu therapieren, sich zu ersetzen, was die Ärzte mit ihren brachialen Methoden nicht zu leisten vermögen? Wie weit diese psychoanalytischen Studien gediehen, lässt sich nur vermuten, solange weder der Essay noch die Romanentwürfe vorliegen. Freud'sche Theoreme in ihrer strengen Terminologie hat er sich nicht dauerhaft angeeignet, wie der Lyriker überhaupt mit jeglicher Theorie «frei» und immer naiv-selbstbezüglich umging. Doch wenn sein hochstapelnder Dilettantismus sich als eine belächelnswerte Harmlosigkeit erweist, sollte da nicht die Professionalität erschrecken, mit der selbst Autoritäten von europäischem Format an dem nach Glück Süchtigen herumdoktern? An einem Menschen mit überempfindlicher Haut, der trotz seiner Brutalität in ein Irrenhaus flüchtet, während draussen der ganz normale Weltkrieg tobt?

Tags darauf, am 22. Juli 1917, treffen sich Bluth und Becher erneut, um miteinander ihre Gedichte durchzugehen. Wie sie jedoch

weiterliefen, auf einem Feldweg, verfiel der andere «in eine Trance und begann langsam vor sich hinzutraben. „Aber nun müssen Sie auch wie ein Pferd gehens sagte er freundlich. Es bestand gar kein Zweifel, dieser Mensch war ein Dichter!» In dieser kindlichen Lust, sich tranchehaft zu verwandeln, die auch Kessler an ihm bewundert, sieht Bluth die Verbindung zu einem Unbewussten, das lange vor Freud die Philosophie der Romantik als schöpferisches Nachtbewusstsein entdeckt habe. Diese Fähigkeit, sich «mit-leidend und mit-schaffend» mit Menschen, Dingen und Gedanken zu identifizieren, restlos in sie einzugehen, dieses Aufgeben des eigenen Ich sei von jeher die Quelle seiner unerschöpflichen Produktion gewesen.³⁶

So betrachtet, war es der Dichtung eher abträglich, sich überhaupt auf Freud eingelassen zu haben. Das Unbewusste erscheint *triebtheoretisch* überzogen, Bilder von Vater-Hass und Mutter-Liebe treten allzu klischeehaft in den Vordergrund. Schon bei ihrer ersten Begegnung hatte Becher ja Kessler erzählt, der Vater hasse ihn, weil er als Kind in dessen Abwesenheit bei seiner Mutter geschlafen habe. Im Gedicht *Ödipus*, das den Band *Verbrüderung* von 1916 eröffnet, wird die Geschichte «freudianisch» gewendet: Mit einem Beil habe der Sohn dem Vater aufgelauert, um den Tyrann zu ermorden, der die Frau nur benutzt, als Vieh im Bett und als Stütze in seiner Angst vor weiten Plätzen.³⁷ In der frühen Novelle *Kindheit* sollen beide Eltern mit dem Beil getötet werden.³⁸ Und noch 1940 kehrt die Konstellation im Roman *Abschied* wieder, ergänzt um die Verlockung, den von Höhenangst befallenen Vater in einen Abgrund hinabzustossen. Solch dreifache Wiederkehr des gleichen Motivs mag auf ein Grunderlebnis verweisen, dessen Verarbeitung jedoch so lehrbuchhaft schematisch erscheint, dass es unecht wirkt: weniger als individuell bedrückende Erfahrung denn modellartige Begründung einer Befreiungs- und Verbrüderungsideologie im Aufstand gegen die Väter-Ordnung. Das traumhaft Unterbewusste wird ein reflexiv Gewolltes, etwas tendenziell Erkünsteltes, das mit aller scheinbaren Mehrdeutigkeit der zerbrochenen Syntax auf eindeutig bezweckte Wirkungen zielt.

Was Es ist, soll Ich werden. Diesem Aufklärungsgestus Freuds entspricht genau die Wendung von Bechers Roman *Erde*, dessen Gestalten «es» in Liebe und Tod treibt, zur Ich-Betonung seiner expressivistischen Lyrik und Prosa, die zu mannhafter Selbstbeherrschung unter dem Banner eines «Sozialismus» genannten Über-Ich aufruft. Die Moral, der Wille zur Tat, der sich der Sprache nur als ein Mittel für

agitatorische Zwecke bedient, verzerrt das ästhetische Spiel. Wo aber Sprache zum Medium verwandelnder Einfühlung wird, da widersteht auch bei Becher das Ästhetische seiner funktionalen Ausrichtung. Da kann ein Gedicht für den Frieden, das die Hässlichkeit des Krieges demonstrieren soll, unbewusst von der Erhabenheit der Zerstörung sprechen. Freilich nicht einer Zerstörung schlechthin, sondern von der *Destruktion als Ursache des Werdens* oder, wie Hölderlin es nannte, vom *Werden im Vergehend*

Doch eben dies Werden will ihm nicht gelingen, entweder euphorische Überfülle im Beschwören des Kommenden oder völlige Leere im Rückblick auf das Erfahrene, es gibt keine Zwischentöne. Der totale Verfall soll in totalen Triumph umschlagen. Ein Wunder soll geschehen, ausgelöst durch Anrufung eines Göttlichen in den Widerstreitenden: «Vergesst den Traum nicht! Bleibt treu dem Gesicht! / Bewirkt, dass endlich es werde!» Wie es in einem Gedicht mit dem bezeichnenden Titel *Beschwörung* heisst. Wenn aber solch Erinnern an einst Gegläubtes und Erhofftes nicht fruchtet, bleibt nur das Strafgericht über die Unverbesserlichen: «Verdammte Brut. Der Kriege schlimmster Grund. / [...] Tilgt aus! Brennt aus! Lasst ihre Mäuler zischen!» Um in der Schlacht wider die Schlächter, im Krieg gegen die Kriegstreiber sich über Ländergrenzen hinweg zu vereinen: «O Gottes Tat schling uns zu Brüdern gut!»⁴⁰

Am 30. Juli 1917 verkündet der Patient – wieder –, ganz gesund zu sein, möchte er vor Kraft brüllen.⁴¹ Dem Grafen erklärt Becher noch am 21. September, seine Ansichten hätten sich gewandelt, jetzt könne er auch in den Krieg.⁴² Doch schon am 3. Oktober kehrt er zurück, soll er sich erneut täglich 30 Spritzen geben. Und wieder beginnt die Prozedur, die nach vier Tagen endet, weil er vorgibt, ein Telegramm erhalten zu haben, wonach sein Vater im Sterben liege. In München angekommen, trägt er für Bachmair in ein Exemplar von *Verfall und Triumph* die vielzitierte Widmung *An die Russische Revolution ein*:

Augen zu: Lasst Guillotinen spielen!
Menschenknäuel übern Platz gefegt –
Dass die Strahlen eurer Finger zielen
Durch den Raum ins Herz der Kaiser schräg!!⁴³

Das war auf die Februarrevolution bezogen, der erst am 7. November der Sturz der bürgerlichen Regierung mit der Besetzung des Win-

terpalais unter Führung der Bolschewiki folgte. Die militanten Verse mit dem schneidigen Rhythmus werden aus seiner Arbeit an *Russlands Not und Befreiung* hervorgegangen sein. Im Kontext der abgebrochenen Entziehungskur wird ihre jakobinische Aggressivität wiederum als ästhetische Kompensation der eigenen Schwäche kenntlich. Zugleich versucht er sich selbst zu therapieren, indem er sein Leben im Spiegel eines «Entwicklungsdramas» deutet: In dem *Eroberung* überschriebenen Stück soll eine Revolution damit beginnen, dass der Held Arme und Verbrecher unter Brücken dazu bewegt, ihre Kindheit, ihr Paradies wiederzufordern. Ein Einfall von genialer Naivität, Revolution nicht als Fortschritt zu preisen, als Marxsche Lokomotive der Geschichte, die schlechthin vorwärts treibt, sondern gerade umgekehrt als ein M'cfe-Weiterwollen zu begreifen, ein von Regressionswünschen getriebenes Streben, noch einmal von vorn zu beginnen. Doch versagt ihm bei diesem, seinem eigenen Lebens-Stoff die Härte der Gestaltung, soll das Stück pathetisch, «zum Schluchzen menschlich» sein.⁴⁴

Sentimental-schwulstige, zum Kitsch neigende Stimmungsbilder markieren die Kehrseite des Gewaltästheten: «München. Warmluftig. Voll Frauen. Überall: Der Dichter. Und überall aus süß gespitzten Mündern: gestürzter Engel. So nennt man mich. Ich aber arbeite und liebe.» So heisst es in dem gleichen Brief vom November 1917.⁴⁵ Die Arbeit scheint ihn wieder zu beleben, und die Zuneigung Lotte Pritzels, der Puppenmacherin, der auch Rilke einen Aufsatz widmet. Das erste Resultat seiner Genesung, die *Gedichte für ein Volk*, begeistern Katharina Kippenberg. Eine Wendung in die Klarheit, ein Herabholen der Form in die Materie zeichne sich ab. «Aber Sie müssen weiter, noch viel, viel weiter. Menschenskind, wenn Sie nicht gesund werden! Es wäre Sünde, Spott gegen Gott, Frevel und Verfluchung.»⁴⁶

Doch im Januar 1918 liefert die Polizei den Dichter bei Kraepelin in München ein, weil er wiederholt Rezepte gefälscht habe. Ein amtsärztliches Gutachten befindet, «dass Dr. J. Becher ein Psychopath und Morphinist sei, aber z. Zt. nicht als geisteskrank zu erachten» wäre. Zudem verwende er Cocain, das in Verbindung mit Morphinium zu Anfällen von akutem Wahnsinn führen könne, die mit Neigung zu selbst- und gemeingefährlichen Handlungen verliefen. Nötig sei eine Entziehungskur in einer geschlossenen Anstalt.⁴⁷ So bleibt er bis zum 2. Februar zwangseingeliefert. Im April wird ein Justizrat Dr. Maurmair zu seinem Vormund ernannt, während Becher infolge unsauberer Injek-

tionen wegen Blutvergiftung mit Amputationsgefahr in einer Chirurgischen Klinik liegt, am 24. Mai, nach Ablauf seiner sechsmonatigen Militärbefreiung vom November, sich erneut in Jena meldet, abgemagert auf 110 Pfund, am 5. Juni aus den geschlossenen Räumen der Anstalt ausbricht und doch eine Pankower Klinik aufsucht, nachdem ihn die Nachricht vom Selbstmord seines Bruders erreicht und er sich mehrfach mit Überdosen und aufgeschnittenen Pulsadern das Leben zu nehmen versucht hat.⁴⁸

«Nachmittags besuchte mich Becher, auch eine tragische Figur, eine grosse: soviel ich sehen kann, der genialste Dichter aus der Generation des Weltkrieges. Sein Aussehen erschüttert mich; ein Bild des körperlichen Zusammenbruches, mit eingefallenem, mattem Gesicht, heiserer hohler Stimme», notiert Kessler am 7. Juli: «Nur die Augen haben noch den sonderbaren, sanften, hellen, Lionardesken Glanz, wie wenn Mondlicht durch Reben aus ihnen strahlte.» Er selbst führe seine Verzweiflung auf Unbefriedigtsein im Schaffen zurück, das auch die wahre Ursache seiner Sucht nach Betäubungsmitteln sei. Die Ergänzung seiner Schaffenskraft, auch seiner Sinnlichkeit, sei ein Dämon, der ihn treibe, mit seinem Leben zu spielen. Er wisse, nicht «gescheut» zu sein. «Kein Denker; aber kämpfen kann ich, und dieser Kampf ist das eigentlich Wertvolle an mir.» Der Kampf mit dem Dämon, mit der Versuchung, seine Schwäche künstlich in Stärke zu verkehren. Nur hilft ihm das Wissen nicht weiter: Indem Becher ungebrochen am Willen festhält, grosse Kunst im Namen der Menschheit zu schaffen, verkrampft sich sein wirkliches Vermögen zu freier Gestaltung immer mehr. So jammert er am Ende, von drei Frauen verführt worden zu sein, sie zu töten von der ersten, zum Morphium von der zweiten und zum Cocain von Lotte Pritzel – weil seine Arbeit ihn nicht befriedigte.

Umgekehrt, im Jasagen zur Begrenztheit der eigenen schwächlichen Natur eine andere Kraft zu finden, die befähigt, sich anderen in ihrer Eigenart anzunehmen, um deren Erfahrungen zu gestalten, dieser Ausweg aus seiner permanenten Selbstbespiegelung bleibt ihm verschlossen. Er hätte Verzicht bedeutet, Verzicht auf sein gotisches Pathos, auf den Anspruch einer totalen Formung, einer einheitlich geschlossenen Stilgebung, wie sie gerade Kessler an ihm schätzt. So kann auch der Kunstliebhaber ihm nicht helfen, der ihn ein wenig schauernd, und beinahe genussvoll, als einen «Gast aus Hölle» beschreibt, mit «fürchterlichen Narben an den Handgelenken, dick gequollenen roten Striemen, wo er sich die Pulsadern aufgeschnitten

hat», während Becher von neuen alten Plänen zu autobiographischen Arbeiten über die Idee der Flucht berichtet, «der Flucht des Menschen aus sich selbst in andere Menschen und Dinge, um in ihnen verankert zu sein und fortzuleben»⁴⁹.

Tags darauf kündigt er dem Insel-Verlag an, noch im Herbst werde fertig sein: «1. Gedichte (für) an Lotte / 2. An Alle. (Gedichte) / 3. Der neue Mensch. Schauspiel in II Acten / 4. Flucht. Roman.»⁵⁰ Eine Woche später meldet Else Hadwiger einen Anfall von Toben und Delirium, doch kann Becher nicht in die Anstalt gebracht werden, weil er eine ganze Tube Luminatabletten eingenommen habe und in totenähnlichen Schlaf versunken sei. «Eine schauerliche Tragödie», kommentiert Kessler, «ein Einzeluntergang innerhalb des ungeheuren Weltunterganges. Ich bringe infolge der Zeitumstände kaum ein Gefühl dafür auf.»⁵¹ Als ihm ein Pfleger unter Gewaltandrohung befiehlt, nach Jena zurückzukehren, Becher in ein Hotel flieht und dort wieder in einen Tobezustand fällt, weiss sich die Frau keinen anderen Rat, als die Thüringische Klinik um Hilfe zu rufen. Doch habe es sie schwere Gewissensbedenken gekostet, einen Schritt zu tun, der den armen Kerl seinen «immerhin recht merkwürdigen Eltern» so ausliefere.⁵²

Am 19. August bringt ihn der Pfleger, dem er noch Geld schuldet, in die Saalestadt, wo man den «total Verwahrlosten» in neun Tagen von 40 Spritzen auf null setzt. Und erneut ist er zuversichtlich, in «tatenfroher Stimmung», behauptet, es sei ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, sein vergangenes Leben ekele ihn an. Auch sein Geschmack habe eine Wandlung erfahren. Er verabscheue jetzt alles Exzentrische und Bizarre, sehe in seinen früheren Produktionen nur Experimente, glaube den richtigen Stil gefunden zu haben.⁵³ Die Ärzte misstrauen dem neu Auflebenden, der nach zehnmontatiger Unterbrechung erstmals wieder an Katharina Kippenberg schreibt und wieder erklärt, nun vollkommen gesundet zu sein, wovon neue, allgemeinverständliche Arbeiten wie das soeben beendete erste Kapitel seines Romans *Auferstehung! Unsterblichkeit!* zeugten.⁵⁴ Immer wieder rettet er sich aus dem Scheitern all seiner Tat-Beschwörungen in beschwörungsreichen Aktionismus, in immer höher sich schraubende Ansprüche, die regelmässig in immer tiefere Verzweiflung münden.

Und doch gelingt das schon nicht mehr Erwartete. Ist es Zufall, dass er seine Haltlosigkeit in dem Augenblick überwindet, da auch der Krieg, diese erste Orgie europäischer Selbstvernichtung, sich dem Ende neigt? Kessler hatte in dem Umstand, «dass Becher und Unruh,

die beiden stärksten deutschen Dichter dieses Krieges, jetzt wieder fast gleichzeitig ihre Hemmungslosigkeit zeigen», schon im Monat zuvor «ein erschütterndes Symptom der allgemeinen Brüchigkeit» erblickt.⁵⁵ Möglich, dass er auch in den Rausch floh, um sich der Front zu entziehen – der Ablauf seiner Freistellungen im Juli 1916 und November 1917 sowie ein halbes Jahr später könnten darauf hindeuten. Hinzu kommt die Zensur, die den Inselband *Das neue Gedicht* verschleppt: Im Oktober 1916 wurde mit dem Satz begonnen, ein Jahr darauf, nach vorläufiger Freigabe, mit dem Druck der Exemplare, deren Auslieferung trotz mehrfacher Intervention bei der Presse-Abteilung des 19. Armee-Korps 1917/18 erst im Januar 1919 erfolgt. Auch die *Gedichte für ein Volk* erscheinen nicht eher, obgleich sich der Autor im Oktober 1917 zur Streichung politisch anstössiger Stellen bereit erklärt. Becher, der noch im Vorjahr geglaubt hat, mit den Versen *An Europa* werde der Krieg enden, der sich zunächst in seiner Wirkungssucht durch Lesungen bestätigt sah, erfährt eine Abfuhr nach der anderen. Das muss ihn in schwere Depressionen stürzen.

Umso erstaunlicher, mit welcher Kraft der vermeintlich Willensschwäche sich urplötzlich wieder aufrichtet. Es ist, als sei er an einen Tiefpunkt gelangt, von wo aus nur noch endgültiger Untergang oder ein wirklicher Neubeginn möglich ist. Allerdings heisst es in der Krankenakte, er trage eine «etwas forcierte, und darum nicht ganz echt wirkende Zuversicht u. Reue zur Schau».⁵⁶ Auch dass Becher an Kessler schreibt, ihn erhebe es zu wissen, sich durch ein Chaos durchgearbeitet zu haben, das jedem anderen zur tödlichsten Falle geworden wäre, spricht kaum für eine innere Umkehr. Vielmehr scheint er genau dort fortzufahren, wo er aufhören musste, wo seine Physis unter der psychischen Verkrampfung zusammenbrach. Vitalität mit Geist verwechselnd, hält er sich für «umgewandelt». Alles Durchlittene, all die demütigende Abhängigkeit habe sich wie mit einem Schlag verzogen.⁵⁷ Wie ein Traumversunkener durch kalte Bäder, ein für wahnsinnig Erklärter durch Stromschläge, durch Schocktherapie, wieder zu sich kommt?

Allerdings arbeitet Becher: er schreibt an dem Roman, stellt die *Gedichte um Lotte* fertig und entwirft zwei Dramen. Das erste, *Auftrieb* genannt, hält Kessler für einen glitzernden Spiegel, in dem der Genesende sein Leben wie verzaubert und entrückt aufgefangen habe. Zwar täusche die Klangschönheit der Sprache über eine etwas dünne Psychologie hinweg, doch hält er es für ein starkes Werk, «eine Art von expressionistischem Urfaust»!⁵⁸ Über das andere, mit dem Titel *Hans im Glück*, schreibt Katharina Kippenberg an Rilke: «Becher war

hier, ein gesunder Sohn, der – ein herrliches Wunder – der Krankheit und des Dämons müde geworden ist, weil in ihm, von innen heraus, kaum von aussen her bestärkt, etwas gross geworden ist, was gesund und gut ist und den Dämon so fremd ansah, dass er entwich. Aus dem neuen Geiste ist ein Drama geboren und sofort in die Inselwiege gelegt – als Dokument mit das Interessanteste, was ich kenne, denn der Stil ist vollkommen anders wie früher, ganz einfach und klar – als Kunstwerk, nein – das Problem, eben die Erlösung vom Triebe, ist nicht bewältigt (was könnte das sein, eine Dostojewski-Aufgabe) – auch sonst schält sich aus dem fabelhaften Aufputz, dem wilden Faltenwurf der physischen Erregtheit ein einfacher, fast kindlicher Mensch. So war er auch neulich hier. Das Drama lässt viel zu wünschen übrig, ohne Büchner und Strindberg nicht möglich [...], aber es hat herrliche lyrische Partien, eben das Talent, an das zu glauben ich nie aufgehört habe, ein Schimmer und Schein über den Versen, himmlisch ...»⁵⁹

Auch diese Entwürfe sind verschollen. Niemand weiss, wie weit Becher sein Chaos durcharbeiten gewagt hat, wie weit er in die (Ab-)Gründe seiner masslosen Subjektivität, seines Verlangens nach Glück und Gewalt, hinabgestiegen ist. Das Resultat klingt ernüchternd: «Oh, die revolutionäre Geste hat sich bei mir gründlich erledigt, man besinnt sich auf sein Bürgertum und seine gute Erziehung», schreibt er an Bachmair, und gratuliert zum Eisernen Kreuz. Es ist der Bürgersohn, der zu sich kommt, der anständige Junge, der er immer sein wollte, als das wirkungssüchtige Kind, das er immer war: «Ich trete ins Auswärtige Amt ein. Um mich informatorisch auszubilden. Denn ich will die diplomatische Karriere aufnehmen. Ich habe eine gewisse einnehmend unterhändlerische Art und bin noch immer mit den Menschen fertig geworden, an denen mir lag.»⁶⁰ Wenig später gedenkt er der schönen Leipziger Tage, die er soeben bei den Kippenbergs so gemütlich und friedlich verbracht habe. «Ich fühlte so recht: Heimat.» Heimkehr in Frieden und Geborgenheit, nichts wünscht sich der verlorene Sohn mehr, der doch einmal einen Weltkrieg herbeigesehnt, der den grossen Aufruhr gepredigt hat und sich im Nachhinein als das zu erkennen gibt, worüber er am lautesten schrie: ein wild gewordener Spiessbürger? Am Ende des Briefes heisst es, in einem Nachsatz, er hätte «nach reiflicher Überlegung und Besprechung mit Binswanger und Kessler beschlossen, Arzt zu werden»⁶¹.

In den Tagebüchern des Grafen, der zur gleichen Zeit Unterredun-

gen in Basel führt, finden sich keine Hinweise auf ein Telefonat mit Becher. Während der kleinbürgerliche Prophet einer europäischen Verbrüderung sich noch immer mit kindlicher, oder für einen Siebenundzwanzigjährigen doch schon recht kindischer, Naivität in der Rolle des kommenden Diplomaten gefällt, kalkuliert der welterfahrene Beobachter nüchtern die möglichen Alternativen der sich gerade vollziehenden Entscheidung über den Kontinent: «Auch mir scheint, wir werden in nicht allzu ferner Zeit entweder mit der Entente gegen den Bolschewismus, oder mit dem Bolschewismus gegen die Entente gehen müssen.» Zwei Tage darauf, am 24. Oktober, fügt er hinzu: In dieser revolutionären Lage komme alles darauf an, ob Haase und der rechte Flügel der USPD zu den Bolschewiki übergehen werde oder nicht. Damit entscheide sich die Zukunft Europas. «Wenn bei uns die Bolschewiki triumphieren, dann geht die Zivilisation der Welt unter. Vielleicht zu Deutschlands Heil, wenn es dann als erster Staat neu aus den Wassern der Sündflut emporsteigt!»⁶²

Man mag streiten über das Schreckbild der Bolschewiki und das Gewicht der Unabhängigen, die sich 1916 als Kriegsgegner von den «Mehrheitssozialisten» in der SPD getrennt hatten. Nur Becher sieht von alledem nichts, ahnt wohl nicht einmal die Nähe der Revolution; obwohl sie so naiv ausbricht, wie er es sich einmal vorgestellt hatte. Dabei hätte es genügt, nur eine Zeitung der Provinz zu überfliegen, um den Umschlag des Verfalls in den Triumph zu bemerken: Am 3. September druckt auch das *Jenaer Volksblatt* die Erklärung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, auf den Schlachtfeldern von Frankreich und Flandern werde der heilige Boden der Heimat verteidigt. Nebst der Entgegnung des Reichskanzlers, Seine Exzellenz und General Ludendorff hätten schon ernstere Lagen glücklich gewendet. Wofür es nur einer geschlossenen Front in der Heimat bedürfe.

Die gleiche Nummer berichtet zum Attentat einer Anarchistin auf Lenin: «Ganz andere Kräfte als die durch Mordanschläge sich selbst widerlegenden der Sozialrevolutionäre müssten aufgeboten werden, um den Bolschewismus zu stürzen oder gar: um an seiner Stelle eine regierungs- und dauerfähige Macht zu setzen.» Das Abenteuer ihrer Feinde nötige die Moskauer Regierung, mit Waffenterror zu antworten. Wen man ohne Erlaubnis mit einer Waffe ergreife, werde erschossen, wer gegen die Rätegewalt agitiere, in ein «Konzentrationslager» gebracht – jene Erfindung der Briten aus dem Burenkrieg. Für jeden von Lenin vergossenen Blutstropfen fordere Radek den Kopf eines Kapitalisten.

Am 5. September wird vermeldet, Friedrich Naumann lehne es ab, «durch Revolution, d.h. durch rücksichtslose Demokratisierung der Staatsgewalt den Frieden herbeizuführen». Neun Tage darauf erscheint eine Rede des Kaisers in den Krupp-Werken, wo Frauen die Rüstungsproduktion aufrechterhalten. Er wolle ihnen sagen, wie «das» habe kommen können: «Das deutsche Volk war fleissig, in sich gekehrt, strebsam, erfinderisch auf allen Gebieten; es arbeitete geistig und körperlich. Es gab aber solche, die nicht zu arbeiten wünschten, sondern auf ihren Lorbeeren ausruhen wollten. [...] Der Neid veranlasste unsere Gegner zum Kampf, und es kam der Krieg über uns, die wir ahnungslos waren.» Darum wolle er seinen Schwur vom 4. August 1914 erneuern: «,Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Deutschem [...] Werdet stark wie Stahl, und der deutsche Volksblock, zu Stahl zusammengeschweisst, der soll dem Feinde seine Kraft zeigen.» Wer mit ihm einig sei, möge aufstehen und an Stelle der gesamten Arbeiterschaft versprechen: «Wir wollen kämpfen und durchhalten bis zum Letzten.» Mit dem Ja der Versammelten gehe er nun zum Feldmarschall. «Jetzt heisst es: Deutsche, die Schwerter hoch, die Herzen stark und die Muskeln gestrafft zum Kampfe gegen alles, was gegen uns steht, und wenn es noch so lange dauert. Dazu helfe uns Gott. Amen! Und nun lebt wohl, Leute.»

Anzeigen rufen zur neunten Kriegsanleihe: *Deutsches Gut – Für deutsches Blut! – Deutsche Arbeit hilft den Sieg erringen! – Soll deutscher Sinn, deutscher Geist untergehen? Deutschland, mein Vaterland! Um Dich harren wir in Treue und Liebe aus. – Stolz, scharf und wahr sind die Worte des Kaisers vom 15. Juli 1918 von der deutschen Weltanschauung des Rechts gegenüber der angelsächsischen vom Götzendienst des Geldes.* Solch Zuversicht zeugt von ihrem Gegenteil. Am 8. Oktober wird das Ersuchen des neuen Kanzlers, Max von Baden, um Vermittlung eines Waffenstillstands durch den amerikanischen Präsidenten berichtet. Kessler erfuhr vom Eingeständnis der Niederlage bereits am zweiten Oktober, den er den schwärzesten Tag seines Lebens nennt. Die Zeitungen halten noch länger an den Siegesparolen fest. Doch am Sonnabend, dem 9. November, wird eine Aufhebung der Hungerblockade in Aussicht gestellt. Und die folgende Ausgabe meldet einen unerwarteten Triumph aus Berlin: «An Alle! Hier hat die Revolution einen glänzenden, fast ganz unblutigen Sieg errungen.»

Eben nicht als Ansturm von Agitatoren aufgeputschter Massen. Als die Kriegsmarine gegen den Befehl der Reichsregierung eine letzte

Entscheidungsschlacht erzwingen will, verweigern am 30. Oktober 1918 vor Wilhelmshaven die Matrosen zweier Schiffe den sinnlos gewordenen und zudem rechtswidrigen, den hochverräterischen Dienst. Sie verteidigen nicht furchtsam nur ihr eigenes Leben, das vier Jahre lang nicht minder bedroht war. Es scheint tatsächlich ein «treudeutscher» Mut zu sein, oder unpathetisch gesprochen, das Gefühl des Rechts, das ihnen die Kraft zur Meuterei verleiht, gegründet auf das Vertrauen in eine Regierung, die endlich die Friedensversprechungen des Kaisers einlöst. Dass sie dafür vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollen, ermutigt ihre zögernden Kameraden, die über 1'000 Gefangenen am 3. November in Kiel zu befreien. Zunächst mit einem friedlichen Demonstrationszug. Doch als ein Leutnant, in seiner Angst vor der anrückenden Menge, das Feuer eröffnet, neun Matrosen getötet werden und einer den Befehlsgeber erschießt, gibt es kein Zurück mehr. Soldatenräte werden gebildet, Offiziere entwaffnet, das Militärgefängnis ohne Widerstand besetzt, die Dockarbeiter treten in einen Generalstreik, und die Revolte wächst zur Revolution, sich wie ein Lauffeuer in nur fünf Tagen über ganz Deutschland erstreckend.

Überall erfolgt der Aufstand nach dem gleichen Muster: spontan, massenhaft, getragen allein von dem einen Wunsch nach Frieden, von dem Trieb, sich aus der Verkrampfung der Durchhalteschlachten zu lösen, aufzuatmen im Akt einer allgemeinen Verbrüderung, wie sie Becher seit 1916 beschworen hat. Nur bedurfte es dafür keiner Agitation von aussen, sondern einer inneren Überzeugung von der Rechtmässigkeit, der Legalität des eigenen Aufbegehrens, das die Massen begeistert, ihnen souveräne Ausstrahlung verleiht, eine Macht verkörpernd, die Rache und Lynchjustiz nicht nötig hat. Das Mittel der abschreckenden Gewalt braucht ja erst, wer eine erneut feste Ordnung im Staatsgewand durchsetzen will. Daran dachten die Aufständischen nicht, die keinem Programm gefolgt waren, deren gewählte Vertreter aber nun in die Verlegenheit kamen, Sachentscheidungen treffen zu müssen, auf die sie niemand vorbereitet hatte.

Vorbereitet waren nur die Führer der Sozialdemokratie, die sich seit ihrer Aufnahme in die Regierung bemühten, die revolutionäre Energie in geordnete, auf Reform bedachte Bahnen zu lenken. Dass sich ihrer dabei die alte Militärführung bediente, um die Revolution zu paralisieren, schienen sie wohl als Preis einer Macht in Kauf zu nehmen, die fortan auf dem rechten Auge immer ein wenig blinder war. Dem Kaiser und seinen Fürsten blieb nur, abzudanken, während die politische Linke, deren Machtergreifung Kessler befürchtete,

tet hatte, sich erst zu sammeln begann. Der Spartakusbund war im Unterschied zu Lenins Avantgardepartei keine streng organisierte Kampforganisation, die sich mit konspirativen Mitteln bildet, um den Augenblick des Umsturzes zur Machtergreifung auszunutzen. Karl Liebknecht, der es als einziger Abgeordneter im Dezember 1914 gewagt hatte, die Kriegskredite zu verweigern, und der am 1. Mai 1916 auf einer Antikriegsdemonstration in Berlin verhaftet worden war, kam am 23. Oktober aus dem Zuchthaus. Dass er auf dem Balkon des Schlosses am 9. November eine «freie sozialistische Republik» ausrief, während Scheidemann im Reichstag die deutsche Republik noch einmal proklamierte, war ein Zeichen doppelter Ohnmacht. Rosa Luxemburg wurde gar am selben Tag erst aus dem Breslauer Stadtgefängnis entlassen. Als sie in Berlin eintrifft, ist die Machtfrage bereits entschieden: SPD und USPD einigen sich auf ein paritätisch besetztes Kabinett von je drei «Volksbeauftragten», das auf einer Versammlung Berliner Arbeiter- und Soldatenräte im Zelt des Zirkus Busch seinen basisdemokratischen Segen erhält.

Mit vorbildlicher Disziplin waren die Arbeiter am Sonntag, dem 10. November, in den Grossbetrieben erschienen und hatten gewählt, wen sie kannten. Daher sitzen in der Mehrzahl erneut die Mehrheitssozialisten in der Arena, und als Liebknecht sich erlaubt, die Genossen an ihre Haltung im Krieg zu erinnern, da wird er wieder zum traurigen Clown, zum dummen August, der die schöne Einigkeit nur stört. Der Versuch, einen Aktionsausschuss der Arbeiter- und Soldatenräte als Gegengewicht zum Rat der Volksbeauftragten zu schaffen, schlägt ins Leere, indem auch dieses Gremium durch paritätische Quotierung die Majorität der alten Reformkader sichert. Und so kann der neue Revolutionsführer, Friedrich Ebert, Sohn eines Schneidermeisters, abends der Obersten Heeresleitung einen mühsam errungenen Sieg mitteilen, auf einer geheimen Telefonleitung, die er von nun an am Ende eines jeden Tages zur Besprechung mit General Groener nutzt, um Ruhe und Ordnung zu wahren.

Becher hat sich für all dies kaum interessiert, obgleich er doch jetzt seine Visionen an der Praxis prüfen könnte. Denn auch er wird betroffen von der Unzulänglichkeit einer halben Revolution, die in euphorischer Verbrüderung steckenbleibt, die sich selbst im Rausch der Sieger entmündigt. Am 7. November siedelt der Patient nach einer dreimonatigen Entziehungskur «in Privatlogis in die Stadt über», zur Untermiete bei Familie Starke, 4. Stock in der Sophienstrasse 9, nachdem er sich am 1. November als Student der Medizin habe immatriku-

lieren lassen.⁶³ Tatsächlich verwahrt das Universitätsarchiv einen Brief vom 28. Oktober, in dem Becher bittet, ihn nachträglich einzuschreiben. Die Verwaltung antwortet, er müsse erst die nötigen Papiere vorlegen. Das Gymnasialzeugnis ist schnell eingereicht, doch muss er schon erklären, warum er nur eine Abschrift besitze. Als der Studierwillige am 27. Dezember endlich sein Abgangszeugnis von der Münchner Universität erhält und nun um eine Beschleunigung des Verfahrens bittet, erwidert der Prorektor, er habe zunächst «noch einen behördlichen Ausweis für die Zeit von Juli 1911 (Abgang vom Gymnasium) bis Oktober 1912 (Immatrikulation in München) und von Ostern 1915 bis jetzt beizubringen».⁶⁴

Womit der Beamte zweifellos im Recht war. Er kann sich nur an Gesetze halten, und dies umso mehr, als ringsum alles zu zerfallen droht. Er hält die Ordnung aufrecht, vor der es gleichgültig ist, ob ein Mensch, der noch wenige Wochen zuvor seinem Leben ein Ende bereiten wollte, der auf einen kaum nachvollziehbaren Tiefstpunkt von täglich vierzig Spritzen gefallen war, dessen Arme und Beine von Einstichwunden zerhackt sein mussten, der sich mit ungeheurer Willenskraft schreibend aufgerichtet hat, ob dieses Subjekt sich zu integrieren wünscht – oder verschwindet. Er prüft die Papiere gewissenhaft. Eine kafkaeske Geschichte, die blitzartig verdeutlicht, wie wenig die Revolution an der Struktur der Wilhelminischen Gesellschaft, sowohl mental als auch institutionell, auch nur zu kratzen vermochte: Verwaltung, Gerichtsbarkeit und das Finanzwesen – die rational-bürokratischen Vermittlungsinstanzen der sachlichen Abhängigkeitsverhältnisse bleiben als die eigentlichen Autoritäten unangetastet vom Sturz des Kaisers und seiner Fürsten. Der Massenaufstand hat den Anachronismus persönlicher Machtvollkommenheit hinweggefegt und die längst nicht mehr beherrschten Sachzwänge einer modern technisierten Gesellschaft von der Vormundschaft ihrer romantischen Ideologie emanzipiert. So lässt sich verstehen, dass Ebert, dem nüchternen Funktionär, die Revolution schlicht überflüssig erschien, da er *diesen* Zweck auch mit parlamentarischen Mitteln erreichen konnte. Nur war dies der Zweck der Revolution, hatte sie überhaupt einen – Zweck?

Wenn Becher den 9. November in Jena später zum Bild einer «schwebenden Stadt» mit beschwingt einem Redner auf dem beflaggten Rathaus zujubelnder Menge verdichtet, so ist das wieder eine seiner sentimental Verklärungen. Die rote Fahne wehte tatsächlich vom Turm herab, nur der Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrates

hat nicht verzückt gewinkt, weil er vor Glück kein Wort mehr finden kann,⁶⁵ sondern eher mit pragmatischer Nüchternheit bekanntgegeben: «Das bürgerliche Leben ist in keiner Weise gefährdet [...] Wir richten an alle Mitbürger das dringende Ersuchen mitzuhelfen, nachdem sich die unvermeidliche Umwälzung und Neuordnung rasch, leicht und friedlich vollzogen hat, Vertrauen zu dem Grossen und Gewaltigen zu haben, das sich neu formt, aus dem das neue, freie Deutschland, das lang erstrebte, einheitliche Verwaltungsgebiet Grossthüringen werden wird. Bewahret alle die Ruhe, eiserne Disziplin und Besonnenheit! Dann wird die neue Ordnung Euch allen zum Segen reichen.»⁶⁶

Dem folgt zunächst auch der Lyriker. Er habe viel mit Verwundeten, Armen und Elenden zu tun, schreibt er am 15. November an Kessler, vermutlich als medizinische Hilfskraft die Zeit bis zur Immatrikulation überbrückend. Else Hadwiger hätte mit ihm gebrochen, weil er die Revolution weder auf der Barrikade noch als Redner mitmachte.⁶⁷ Im Februar ersucht er den Insel-Verlag um Besorgung eines Lehrbuchs zur *Pathologischen Anatomie*. Leo Hartmann, Jahrgang 1899, erinnert sich denn auch, Becher im Sommersemester 1919 im Anatomiesaal, unter älteren Studenten, den Kriegsheimkehrern, gesehen zu haben. Allerdings ist er der Aufforderung vom 14. März, sich mit den zurückgesandten Papieren in den folgenden zwei Monaten erneut zu bewerben, nicht nachgekommen. Wahrscheinlich hätte er das Führungszeugnis für die Zeit, da er unstat zwischen Berlin und München irrte, wieder nicht vorlegen können.

In dem Masse, wie ihm die Eingliederung ins bürgerliche Leben erschwert wird und sich zugleich eine Gegenrevolution mit wachsender Gewalt formiert, erwacht in Becher wieder ein politisches Interesse: Zunächst taucht sein Name am 8. Dezember in der Liste von 11 Gründungsmitgliedern einer «Vereinigung sozialistisch gesinnter Akademiker» auf.⁶⁹ Doch hat sich von deren Wirken kaum etwas überliefert. Bei der Neuwahl des am 13. November gebildeten ersten Allgemeinen Studentenausschusses (ASTA) erringen die «Nationalen» im Januar 1919 doppelt so viele Mandate wie die «Demokraten» und im Mai gar drei Viertel aller Stimmen. Da hatte die Universitätsleitung bereits ihre Broschüre über *Akademische Jugend und bolschewistische Politik* unter den Studenten verbreitet, die der preussische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, ein Sozialdemokrat, im März zum Eintritt in Freikorps gegen die Gefahr von 600'000 Bolschewisten an den deutschen Ostgrenzen aufrief. Während im

Monat darauf die Bitte eines Studenten, einen Vortrag über *Die russische Revolution als geistige Bewegung* in einem Hörsaal halten zu dürfen, vom Rektor abgewiesen wird, da die Räume der Universität für Veranstaltungen politischer Tendenz nicht zur Verfügung stünden.⁷⁰ Becher hat sich noch im Dezember 1918 nach Angaben von Gertrud Morgner mit zwei oder drei Studenten der Ortsgruppe des Spartakusbundes zur Verfügung gestellt.⁷¹ An eine Aufnahme in die Jenaer USPD 1917, oder gar schon Ende 1916, wie er sie selbst in mehreren, oft voneinander abweichenden Lebensläufen behauptet, konnte sie sich nicht erinnern. Ein anderer Zeitzeuge hat einmal erwähnt, dass sich Becher nach Gründung der KPD, die in Jena erst am 13. Januar 1919 erfolgt ist, auf einer der nächsten Mitgliederversammlungen – d.h. nach dem Mord an Liebknecht und Luxemburg – habe aufnehmen lassen.⁷²

Das war die Quelle, eine Zeitungsnotiz vierzig Jahre darauf, die seitdem immer wieder abgeschrieben wurde und von Mal zu Mal bedeutungsvoller erschien, ohne die bezeichnende Passivform wahrzunehmen: Denn über die Geste einer eher symbolischen Solidarisierung mit der verlorenen Revolution kommt Becher zu keiner politischen Aktion. «Schlagt ihre Führer tot! Tötet Liebknecht!» schrie es Anfang Dezember schon von Berliner Litfasssäulen. Scheidemann hatte mit einem Freund je 50'000 Mark auf die Köpfe von Liebknecht und Luxemburg ausgesetzt und Noske ihre Ermordung schliesslich am 15. Januar 1919 telefonisch gebilligt.⁷³ Schon vom 10. bis 15. Dezember 1918 sollte Berlin durch rückkehrende Fronttruppen von Spartakisten gesäubert werden, um Ruhe und Ordnung für den Reichsrätekongress zu sichern. Als hätte die Konterrevolution von Lenin gelernt, der mit gleichem Machtinstinkt ein Jahr zuvor das Winterpalais stürmen liess, um den Beschlüssen der Sowjets Vollzugsgewalt zu verleihen. Zwar scheiterte der Plan, den General Groener mit Ebert vereinbart hatte, weil das Heer sich sogleich aufzulösen begann, doch dafür beraubten sich die deutschen Räte mit derselben Spontaneität ihrer eigenen Existenzgrundlage, indem sie eine Vorverlegung der Wahlen zur Nationalversammlung beschlossen und den Antrag ablehnten, gesetzgebende Gewalt zu beanspruchen. Auch als eine Volksmarinedivision sich Weihnachten wegen ihres ausstehenden Soldes erhebt und das Schloss besetzt, denkt niemand daran, die ungewollte Macht zu ergreifen. Liebknecht und Luxemburg gründen die von Anbeginn in sich zerstrittene KPD, die USPD tritt aus der Regierung, und die Massen gehen

erneut spontan auf die Strasse, verbarrikadieren sich und werden zusammengeschoßen von Regierungstruppen mit dem Zeichen des Totenschädels auf ihren Panzerwagen. Als dann das erste Freikorps im Westen Berlins einmarschiert, jubeln die Bürger der Truppe zu, die im Feld nie geschlagen wurde, die nur Verräter im Hinterland um den deutschen Sieg gebracht. Die Legende vom Dolchstoß war geboren.

Im März aber, als die Proletenviertel im Berliner Osten und Norden bombardiert und «entwaffnet» werden, überreicht Becher dem Grafen Kessler in Weimar seinen *Hans im Glück*. Beiläufig erwähnt er, dem Anarchisten Mühsam in München ebenso wie den Spartakisten in Berlin abgesagt zu haben, die ihn zum Mitkämpfen aufgefordert hätten. Denn er wolle nicht als «Dilettant in der Politik» mitlaufen, sagt er und läuft mit seinem Mäzen abends in den «Erbprinzen» und, wie Kessler beklagt, leider auch zu einer entsetzlichen Aufführung der *Fledermaus*. Danach Souper im Salon Heine, wo Ernst Hardt Vorträge über Kunst und Literatur hält, im autoritativen Stil verfloßener Bundesfürsten. – «Wie wenig hat sich doch in Deutschland geändert mit Ausnahme von einigen Personalien!»⁷⁴

So ist er wieder zu sich gekommen, der Ästhet Becher, dessen Beitrag zur Revolution in der Fertigstellung der vor November 1918 schon begonnenen Gedichte *Arc Alle!* zu bestehen scheint: «Rosa Luxemburg. Karl Liebknecht. Dem revolutionären Proletariat gewidmet». Daneben schreibt er, angeregt wohl durch seine Beziehung zu einer Frau jüdischen Glaubens, an einem neuen Band, *Zion* betitelt. Mit der Medizinstudentin Käthe Ollendorff hat er sich, wie zwei Jahre zuvor mit der Schwester Däublers, erneut Weihnachten verlobt, und wieder wird die Braut zur literarischen Reminiszenz, indem er sie den Kippenbergs als – namenlose – «Nichte Kerrs», des grossen Theaterkritikers, vorstellt.⁷⁵ Ende März liest der Autor mit Erfolg in Breslau und Dresden, während sich in Jena eine «Sozialistische Studentengruppe» gründet. Er heiratet am 1. April 1919 auf dem hiesigen Standesamt und fährt sogleich weiter nach Darmstadt zur nächsten Lesung.

Sein Trauzeuge war Paul Linke, jener Philosophiedozent, den Becher 1917 bei Schaxel traf, der 1918 eine Arbeit über *Grundfragen der Wahrnehmungslehre* publiziert, in den zwanziger Jahren Mitglied der «Liga für Menschenrechte» wird, bis 1931 der SPD angehört, unter den Nazis sein unerwünschtes Engagement wiedergutzumachen versucht, indem er sich 1934 als Mitglied der «NS-Volkswohlfahrt» und «Förderndes Mitglied der SS» einschreiben lässt, 1936 dem «Reichs-

luftschutzbund» beitrifft und seit 1937 «Parteianwärter der NSDAP» ist, die ihn per Kreisgerichtsbeschluss 1938 für nicht aufnahmewürdig befindet. Wovon er nach 1945, erneut Mitglied der SPD und sodann der SED, nichts mehr wissen will in den gleichen Fragebögen der neuen Macht, die ihn 1950 abwickelt und zwei Jahre darauf wieder einstellt als einen der wenigen Vertreter mathematischer Logik in Deutschland.⁷⁶ Auch das ein akademischer Lebenslauf, der in seiner Unscheinbarkeit deutsche Geschichte erhellen könnte.

Den letzten überlieferten Brief aus der Sophienstrasse 22, wohin er im Februar gezogen war, schreibt Becher am 5. Juni. Eine für den 25. Juli angekündigte Lesung im Jenaer Kunstverein ist vermutlich ausgefallen.⁷⁷ Wann jener Abend stattfand, an dem die KPD ihn laut Gertrud Morgner aus Berlin geholt habe, um in einem kleinen Saal zu lesen, lässt sich ebensowenig klären. Nur allzu gross kann die Resonanz nicht gewesen sein bei «solchen Wortbildungen, wo eins aufs andre haut».⁷⁸ Trotzdem heisst es in dem Brief vom 5. Juni, er arbeite sehr viel in der KPD. Er, der alle Kämpfe mied, schreibt an Bachmair, der als Artillerie-Kommandant der Roten Armee vor Dachau stand, am 1. Mai vor dem weissen Terror geflohen und am 4. Juni gefangen worden war, er habe sich geängstigt, «dass Du vielleicht nicht kämpfen würdest».⁷⁹ Das wirkt schon schizophoren. Doch am 4. September gibt er sich als «Vertrauensmann der Kommunistischen Partei» in Thüringen zu erkennen, wo an einen Putsch nicht zu denken sei, da es ihr, von Spitzeln ganz zerfressen, an Führern und Erfahrungen fehle, die Arbeiter die ganze Revolution nur als ein Mittel auffassten, zu Autos und seidenen Strümpfen zu kommen. Allein mit russischen Führern und Rotgardisten sei daher eine kommunistische Revolution möglich.⁸⁰

War die *Warnung* im Gedichtband *An Alle!* doch verbindlich gemeint? «Mein Weg heisst Diktatur. Mein Ziel: des Geistes / Gewaltige Herrschaft im befreiten Raum.» Sein *Gruss des deutschen Dichters an die Russische Föderative Sowjet-Republik* die Lehre, die er aus dem Scheitern der Novemberrevolution zog?

Ihr werdet hart sein. Und sehr unerbittlich. –
Und nicht vergessen. Wahret euer Recht.
Wälzt um! Befreit! Und dann erst: wahrhaft friedlich
Erhöbe sich ein göttliches Geschlecht.⁸¹

Seine Sprache ist einfacher, härter geworden. Umso drastischer verkehrt sich die idealische Verbrüderung wieder in den verzweifelten

Unglauben, mit Macht das «Göttliche» erzwingen zu müssen. Sie sind nicht Wahngebilde, die «Verfälscher jeder heiligen Idee», die im Namen sozialdemokratischer Neuordnung ihre eigenen Parteigänger mit Bomben ausräuchern liessen, als seien sie blind für die Gewalt, mit der die Soldateska ihre Niederlage am eigenen Volke rächt. «Zertrümmert westliche Demokratien!» – Das war kein Aufruf zur Aggression: Die Entente hatte vielmehr, wie Kessler dies nüchtern voraussah, den Krieg weitergeführt, mit einer Intervention gegen diejenige Macht, die als erste das Völkerschlachten unterbrach, um die Waffen wider «die grausen Schlachtenlenker» zu kehren. Und Ludendorff hat nie verheimlicht, auf gewaltsame Revanche bedacht zu sein: «Die grösste Dummheit der Revolution war es, dass sie uns alle am Leben liessen. Na, komme ich mal wieder zur Macht, dann gibt's kein Pardon. Mit ruhigem Gewissen würde ich Ebert, Scheidemann und Genossen aufknüpfen und baumeln sehen!»⁸²

Die Münchner Räterepublik, am 5. April ausgerufen, nachdem die Räte in ganz Deutschland mit parlamentarischen Mitteln ausgehebelt oder mit Gewalt zerschlagen wurden und Kurt Eisner, der Parlament und Räte demokratisch zu verbinden vermochte, einem Attentat zum Opfer fiel, war eine Reaktion auf die Reaktion, ein Zeichen für den Verlust der ursprünglich revolutionären Energie, die sich mit diktatorischen Mitteln zu erhalten versucht. Mit dem Staatsstreich vom 12. April ergreift zum ersten Mal ein Kommunist die aussichtslose Macht, geht Eugen Leviné an die Substanz des bürgerlichen Lebens, an die aufgespeicherten Banknoten und Nahrungsmittelvorräte, bedient sich der Mittel seiner Gegner, indem er Mitglieder jener fanatischen «Thule-Gesellschaft» in Geiselhaft nimmt, in deren Reihen der Mord an Eisner geplant worden war. Doch die Erschiessung von acht Geiseln und zwei gefangenen Offizieren gibt im September nur den Vorwand für die erste grosse Propagandaschlacht des Antikommunismus, die das Wüten der Befreier unter den Geschlagenen vergessen macht.

Als deren 1'000 Tote von den Regierungstruppen an einer Mauer aufgereiht wurden, um sie identifizieren zu lassen, als Hermann Göring «mit irrem Gesichts-Ausdruck und weisser Armbinde sich bereit hielt am Ludwigstor, wo er den Einmarsch von Truppen [der Rätearmee] erwartete, mit Fäusten einschlagend auf armselige Bauernbur-schen, die von ihren Artillerie-Pferden hinunterglitten»⁸³, als Gustav Landauer im Hof des Stadelheimer Gefängnisses von Offizieren geschlagen, angeschossen und zu Tode getreten wurde,⁸⁴ da will Marta

Feuchtwanger den flüchtenden Becher bei einem Bruder ihres Mannes in München getroffen haben, wie denn auch Kurt Pinthus bezeugt, er sei im Frühsommer 1919 in dessen Berliner Wohnung untergetaucht.⁸⁵

Sollte er doch nicht der aus allen Aktionen sich heraushaltende Ästhet nur gewesen sein? Hat er die Gewalt aus der Nähe erfahren, die sein Gedicht wiedergibt, ja sagend zu erbarmungsloser Härte? Kessler, der die gegenrevolutionäre Regie der folgenden Geiselmordprozesse durchschaut, gewahrt zugleich, wie sich in den Verteidigungsreden eine kommunistische Seele enthüllt, die jener der «übelsten Reaktionäre und Kriegsschlächter» gleiche. Die KPD, erzählt ihm Herzfelde, habe sich daher auch gespalten: Ein Teil strebe schnell zur Macht, während die anderen erst die Gesinnung reformieren wollten.⁸⁶

Becher aber sitzt auf Hiddensee, um sein Drama der Revolution zu vollenden.

VI. Um Gott

«Johannes R. Becher war zwei Jahre lang unser nächster Nachbar, lebte in Jena, tauchte mal hier, mal da in Aktionsausschüssen und Parteien auf, hatte Freunde und Feinde bei uns, und wer es vermochte, auf ihn einzugehen, wird für sein Leben einen Stoss bekommen haben, nach oben oder unten. Dass er nicht breiteren Kreisen bekannt wurde, Arbeiterkreisen, liegt an dem gigantischen Chaos seiner Worte und Sätze. / [...] Was sich [...] unter dem Wunsch [verborg], durch Chaos zum Paradies, durch Zerstörung zur Wesentlichkeit, durch brennende Tat zum Wesen des Menschen zu gelangen – war der Schrei nach Erlösung, nach Gott. / Das Drama *Arbeiter Bauern Soldaten. Der Aufbruch eines Volks zu Gott*, des Dichters hoffnungsvollste Arbeit, blieb als Tat ein Torso, blieb ,im Vorlaut«. Die Synthese fehlt dieser ganzen Periode seiner Schöpfung. Gott lässt sich nicht zwingen!»¹

So war in einer Rezension des Bandes *Um Gott* zu lesen, der 1920 erschien. Von ihrem Verfasser, Hans Taeger, ist nichts überliefert als sein Name und Erinnerungen an Becher. Darunter auch der Bericht von einer Lesung im Herbst des Jahres zuvor. Hans Naumann, der Jenaer Mäzen, hatte ihn eingeladen, einem kleinen Kreis von Kunstliebhabern das soeben vollendete Drama vorzutragen. Und wie 1913 im Café Stephanie, begegnet Taeger einem «ganz bürgerlichen Menschen, blassen Gesichts, mit schlaffen Zügen, typischer Grossstadtmensch und geistiger Nachtarbeiter, ein wenig nasalen Stimmton, ohne irgendein auffälliges Zeichen des Künstlers im rein äusserlichen Bild und Gehaben».

Doch als er die letzten Verse gesprochen habe – «Mensch, steh auf! / Auf ins heilige Land der Verheissung!» –, sei ein jeder entrückt gewesen in ein unirdisches Reich der Gemeinsamkeit, und schwer der Weg des Wortes zurück in die herbe Gegenwart.² Während die *Neue Zeitung*, das politisch sensibelste, seit August 1919 von der USPD in Jena herausgegebene Blatt, für ein Grossstadt-Varieté und den deutschen Grossfilm, den «Gewaltigsten von den Gewaltigen seiner Art: *Die Prostitution*» wirbt, während denn also die revolutionsmüden Massen in einem Leben mit immer kleineren Rationen sich auf ihre Art an Grosse erfreuen, zeichnet Becher sein Bild vom Aufbruch eines selig vereinten Volkes zu Gott: Das dreiteilige Drama setzt mit der

Klage DES MANNES ein, warum er immer wieder sich enthaupten müsse. «Pack dich aus zerreisse dich sei grausam und töte!» antwortet DIE STIMME DER VERHEISSUNG. «Wen je ein Messer zerstückt der weiss nur die Sanftmut kann heilen», entgegnet er und will nicht mehr warten. Die folgende VISION DER TOTEN STUMMEN BLINDEN UND DER SCHLÄFER UNTER DER ERDE verstärkt die Zerrissenheit: Noch betäubt vom «Geheimnis einer Rune», spüren sie schon ein Verlangen, sich aufzurichten. «Uns nützt kein Sieg. / Der Massenschlächter fällt uns bald», ruft es Aus DER TIEFE, bereit zu lethargischer Selbstaufgabe, aus der eine GEWALTIGE STIMME VON OBEN sie reisst: «Ihr! Glaubt an den Triumph des Gerechten!» Und wie zuvor DER MANN, SO will jetzt DER VERZWEIFELTE «nicht länger dulden mehr», will er «dich Ungeheuer finstere Erde» aufreissen.

Der Bauch der Erde platzt. In dem entfesselten STURM, der als ein Rauschen gegensätzlicher WORTFETZEN aufschlägt – «Gebt Frieden! / Schafft Gleichheit! / Wir stürzen. / [...] Ich morde und stampfe ... / Ich will nicht. Ich will nicht! / Du musst. Du musst.» – in diesem mörderisch ungewollten Muss, in der lang ersehnten und nun einer Naturgewalt gleichenden Erhebung der Verdammten gewahrt DER MANN einen höllischen Bruderkrieg ohne Ende. Jetzt, da DAS DUMPFE GEHEUL DES ABGRUNDS die Menschen beklagt, tritt ihm DIE ERSCHEINUNG DER FRAU hilfreich zur Seite, dass er sich selbst erkenne im Spiegel des anderen Geschlechts: «Du sei der grosse eroberische Dichter, der wundervolle Seligpreiser der neuen Zeit! Ein ekstatisch Weiser. Der unbeirrbar Vernünftige. Ein heilig Nüchterner. Dein klarer, allen verständlicher Gesang heisse siegreicher Triumphschwan über die schale abstrakte Gewalt jedes Todes!» Nicht Kämpfer noch Sucher werde er sein, sondern ein Erfüller – der Führer, der die Massen aus dem Chaos ihres selbstvernichtenden Aufbruchs ins gelobte Land zu geleiten bestimmt ist.

Im anschliessenden zweiten Teil aber führt kein Dichter die Rebellion zum Sieg. Vielmehr ist es DIE FRAU IN DER MITTE, eine Jüdin, die inmitten der Schlachtfelder das Heer zur Umkehr bewegt, die Soldaten aus ihren Gräben, ihren verkrampften Durchhalte-Stellungen befreiend durch einfachste Fragen nach dem Sinn ihres Tuns: «Widerstand war, Herr, unmöglich. [...] Mein steifer Harnisch schmolz vor ihrer Huld. / Sie war im Recht. / In Waffen war ich waffenlos. / In meinem Hochmut vor ihr ohne Würde. / Vor ihr in meiner Grösse

kläglich klein.» So wird DER ALTE GENERAL entwaffnet durch eine Stimme elementarer Menschlichkeit, deren Kraft sich auch DER GEWALTHERR nicht zu entziehen vermag. Jener frohen Botschaft, Gott selbst werbe um ihn, dass er Gerechtigkeit schaffe und Gleichheit gebe, sich umwandle, umkehre – bevor sich aufwälzende Menschenmassen an ihm, dem Henker, Rache nähmen. «Kehre um ... um ... um ... um ...», verdichtet sich das ECHO der STIMMEN, die in der Frau eine Heilige erblicken, bis es magisch nachklingt in der Rede des Angesprochenen: «Kehre um! Kehre um! ... Ich entthronen mich.» Und auch DIE OFFIZIERE sich ihrer Säbel entledigen.

«Ich wandle mich. / Ich hörte ihn deutlichst: ich folge ihm. / Herab muss ich steigen. Hinunter. Herab.» Beschliesst der Mann, der eben noch den Aufmarsch zur letzten Schlacht befahl, einem Drang in den Wald zu folgen, sich zu «quälen und mühen», sich erniedrigend Busse zu tun, indem er die Gewalt, deren Herr er einst war, wider sich selbst nun kehrt. «Er hat sich bekehrt.» Jubeln die Soldaten, sich frei und gleich meinend unter dem Patronat einer friedenswillig allversöhnenden Herrschaft: «Es lebe der Kaiser! / Der Herr der Erde! / Der Herr des Volks!» Worauf der GEWALTHERR wie aus einem Traum erwacht: «So gibt's noch kaisertreue Regimenter! / Sie treten an zum Sturm! / Schon brüllen die Geschütze ...» Ein Kommando der aussen bereits die Zugänge absperrenden Meuterer als Beginn seiner Schlacht deutend, fällt er zurück in die gewohnte Rolle und befiehlt, die Aufrührer zu erledigen: «Stecht ab würgt ab! Henkt rächt! Reisst dieses Unkraut aus! / Damit ihr stark bleibt wendet ab die Augen! / Gebt acht, dass restlos sie zerspringt, auf ihre Stimme ...»

Jetzt erst, in Reaktion auf den Treuebruch des Herrn, bricht sich ein «revolutionärer Marsch» Bahn, stampfen Menschenmassen herein, allzermalmend in einem endlosen Gemetzel, in dem zugleich die Erinnerung an jene Stimme aufsteigt, die vom Dasein eines friedestiftenden Gottes gekündet hatte. So endet der zweite Teil mit dem AUF-RUF DES MANNES:

Wandelt euch! Wandelt euch! Zerschlagt euere Götzen!
Brecht Sklaven auf aus dem Stechdorn der Wüste,
Aus eigener Bestiengrube, aus Sandkreis und Dumpfheit,
Aus trüber Verlassenheit eigenster Knechtschaft.
Schmerzt euer Aug denn nicht vom ewigen Sturm der Brände?
Immer wühlen noch im Blut die Hände!
Reinigt euch! Wandelt euch! Erhebt euch und schreitet!
Gottes Zug sei vorbereitet:

Zug der Dumpfen Mörder Sünder!
Zug der Kinder und Verkünder!
Zug um Zug der sicheren Finder!
Zug um Zug der Überwinder!

Der dritte Teil schliesslich setzt eben diese Vision vom heiligen Zug eines sich selbst überwindenden Volkes in Szene: einen nicht mehr gewaltsam vernichtenden, sondern heiter lockeren, gleichsam tanzenden Aufmarsch von Arbeitern, Bauern und Soldaten, die in ekstatischer Steigerung durch Wüsten hindurch ins Land der Verheissung ziehen, geführt von der Sanftmut eines Erlösers. Bis zuletzt noch einmal der Ruf erschallt, sich zu bekennen: ein Wüter oder Mensch zu sein, aufzustehen als Gottes Kind, dem zu folgen, der auch an den Verlorenen noch glaubt, dass selbst die Zuschauer sich anschliessen und ihre Stimmen im allvereinenden Gesang zur «Glorie» empor-schweben.³

Das ist schon ein merkwürdiger Text. Zunächst mögen jene autobiographischen Bezüge auffallen, die allen dramatischen Entwürfen Bechers seit 1916 zugrunde lagen. So dass man annehmen darf, dass der einzig fertiggestellte Text wie eine Art Aufhebung aus den immer wieder verworfenen hervorgegangen ist, als eine Synthese aus *Sieg der Menschheit*, *Russlands Not und Befreiung*, *Eroberung*, *Die Soldaten*, *Auftrieb* und *Hans im Glück*. Immer ging es ihm um eine Fundierung des eigenen, von Selbstzweifeln beherrschten Ich im visionär vorausgesagten Umschlag vom Verfall der überkommenen Ordnung in den Triumph einer wiederauferstehenden Menschheit. Für solch eine Objektivierung schien ihm wohl das Drama geeigneter, zumal seine Gedichte zur wirkungslosen Agitation verkamen. «Jetzt gilt es eine der wichtigsten Entscheidungen», schrieb er 1917 an Katharina Kippenberg: «der Übergang vom lyrischen: kindlichen: jünglingshaften Menschen zum dramatischen: männlichen: activen.»⁴ Ein Jahr später beteuert er Kessler, es sei sein höchster Ehrgeiz, sich über die Lyrik hinaus zu entwickeln, doch bleibe sie die einzige Ausdrucksform, in der er sich wohl fühle.⁵ Kurz darauf erklärt der vom Selbstmord Gezeichnete, Lyrik könne auch ein lasterhafter Mensch schreiben; Dramen aber nur ein ausgereifter und vollkommener. Er müsse eine neue Form finden, um das auszudrücken, was er sagen wolle, «eine Art von Kult». Kein Shakespearesches Drama, dessen Humor er unausstehlich finde. Seinem verzweifelten Ringen schreibe er die letzten Giftorgien zu.⁶

So scheint ihm mit dem *Festspiel* vor allem eine dramatische

Selbststrettung gelungen zu sein: Der Mann, der fragt, warum er sich immer wieder enthaupten müsse, warum er nicht heiter wandeln könne und doch von einem Land ohne Schlacht träumt, ist ein allzu deutliches Ebenbild Bechers. Auch dass er der Frau bedarf, um sich als der grosse eroberische Dichter bestätigt zu sehen, entspricht, auf schamlos naive Weise, seiner Vita. Freilich ebenso die Eigenart, mit der sich dieser selbsternannte Führer aus allen Kämpfen heraushält, um die Überlegenheit, das elementare Mitteilungsvermögen der furchtlosen Frau zur Vision eines kommenden Erlösers zu verdichten. Dass er dabei selbst sich auflöst in dem prophezeiten Friedenszug, ändert nichts an der Verklärung des weiblichen Opfers zum Durchgangsmoment für das männlich idealische Streben, der Last irdischer Gebundenheit, dem Fluch des Todes und des Tötens zu entkommen, einer höheren Welt ewigen Lichts teilhaftig zu werden.

Hat er nicht Fanny Fuss einer solch platonischen Liebesvereinigung geopfert, um sich als Dichter zu bestätigen, als ein Wortführer, der berufen ist, Medium der Auferstehung aller Verdammten dieser Erde zu sein? Dient ihm die ganze Revolution, die Selbstaufopferung Rosa Luxemburgs nur als Staffage für sein Verlangen nach dem Absoluten, nach einem totalen Einheitserleben, das er nächtelang mit Ludwig Meidner in Berlin bespricht? Seine religiöse Schwärmerei soll sich, dem Maler zufolge, an der «ekstatisch-frommen Ergriffenheit des jüdischen Freundes» entzündet haben, ohne jemals zum «echten Gotterlebnis», zur Erleuchtung gelangt zu sein.⁷

Der demonstrativ inszenierte Aufbruch zu Gott zeugt vom Gegenteil – von real erfahrener Gottlosigkeit. Aber weist gerade in dieser Verkehrtheit das Ganze nicht doch über Bechers private Erfahrung hinaus? Das Oberflächliche des Stückes – die eindimensional wirkende Vordergründigkeit des Geschehens, das Fehlen lebendiger Charaktere, die nur als Masken erscheinen, ja im Grunde nur als Stimmen aufatzen, als Sprachrohre –, sollte darin vielleicht seine Tiefe bestehen? Dass an die Stelle dramatisch ausgetragener Konflikte zwischen individuell motivierten Gestalten Zustandsbeschreibungen einer gottlosen Welt treten, der gegenüber ein Einzelner das Menschliche zu wahren, selbst einen «neuen Menschen» in seiner tragischen Verlorenheit darzustellen bestrebt ist, das war allen Dramen des Expressionismus zu eigen. Die Antagonisten erscheinen als Typen, oft reduziert auf Kollektivbezeichnungen – Mann, Frau, Bürger, Arbeiter, Offizier etc. – zum Zeichen ihrer Selbstreduktion, ihrer Verding-

lichung als Träger der Geschäftigkeit, die sie gefangennimmt. Daher kann allerdings auch der Protagonist nur als eine Abstraktion in Erscheinung treten: Sein Versuch, eine Fülle des eigenen Erlebens, eines inneren Kosmos, gegen die äusserlich fremde Welt funktional versachlichter Beziehungen zu behaupten, entlädt sich in ekstatischen Gefühlsausbrüchen, die den dramatisch konstitutiven Dialog rhetorisch aushöhlen, indem man mit grossen Worten aneinander vorbeiredet, oder zum lyrischen Monolog drängen, der ein Gegenbild utopisch reiner Innerlichkeit verkündet.

So gesehen liesse sich Bechers *Festspiel* als (unbewusste) Inszenierung des expressionistischen Dramas schlechthin begreifen: An Stelle der äusserlich wirkenden Konflikte um ideeller Proklamationen willen erscheint hier der Typus des Expressionisten, des menscheits-erlösenden Ideenverkünders in nahezu konfliktloser Äusserlichkeit. Mit Ausnahme des Mittelteils: Die Frau schreit nicht aus Verzweiflung an der schlechten Welt das Ideal einer besseren aus sich heraus. Sie verkündet nicht das Neue, sondern spricht von Uraltem, von einem Gott, der in ihrer Sprache erscheint: in einer Freundlichkeit, die nicht anklagt, die versöhnlich wirkt, weil sie in sich selbst versöhnt ist, die nicht zum Krieg gegen den Krieg hetzt, sondern den Herrn ermutigt, aus seiner gewalttätigen Rolle zu erwachen, um wahrhaft herrschen, das drohende Chaos durch massvoll besonnenes Handeln von dem ihn und sich selbst zerstörenden Volk abwenden zu können.

Diese Frauengestalt, die in sich eine Mitte, ein Göttliches gefunden hat, das ihren Blick befreit für die Ängste, Nöte und Wünsche anderer, für die Menschlichkeit des Gegners, erscheint eher «klassisch». Wie Goethes «verteufelt humane» Iphigenie. Nur dass die Bekehrung des kriegerischen Herrn bei Becher scheitert, und die schönen Ideale von Freiheit und Gleichheit als unerfüllte Forderungen verklingen, um als Schlag-Worte mit agitatorischer Dumpfheit in dem folgenden Schlachtgetümmel wieder unverbindlich aufzudröhnen. Wo die versöhnliche Geste im Kleinen nichts mehr bewirkt, gerät die Vision der grossen Versöhnung zum reinen Schein: die Gestalten verlieren jede Körperlichkeit, werden zu Lichtgebilden einer höchsten Illusion, getragen von inflationär suggestiver Lichtmetaphorik. Ein Wunschbild totaler Harmonie erstrahlt im Spiegel des Mannes, der sich aus seiner weiblich geläuterten Verzweiflung heraus zum Erlöser lügt.

Solch problematische Rettung spricht nicht nur von Problemen eines einzelnen Dichters oder einer Dichtungsart: Wie im griechischen Mythos die Giganten, die Söhne der Erdmutter Ge, wider die olympi-

schen Götter zum Licht empordrängen, so erwachen in dem *Festspiel* die Toten, Schläfer und Blinden. Während aber die antiken Empörer noch aus ihrer Herkunft eine unbändige Kraft bezogen, wollen die neuzeitlich Aufbegehrenden die Erde sprengen, ihren Bauch aufreissen. Der männliche Aufstand vernichtet die Welt der Leiber. Doch als Stimme eines (patriarchal transformierten) Gottes kehrt das Weibliche zurück, um hinüberzuleiten ins Reich des Geistes, in dem die Differenz der Geschlechter sich auflöst, alles Gegensätzliche verschwindet.

Diese geradezu kultisch, in einem festlichen Spiel erhaben dargebotene Schwindsucht des Menschen, die seit Plato der Hochkultur Europas zugrunde liegt, ist bei Becher mit so eigenwilliger Konsequenz zum Bild geworden, dass man sich fast wünschte, es einmal auf einer Bühne zu sehen – als ein dialektisches Lichtspiel der Aufklärung, ein Kino für Liebhaber grosser Ideale. Angeblich soll Max Reinhardt auch 1918 geplant haben, das Drama im Grossen Schauspielhaus aufzuführen. Die Premiere sei bereits plakatiert gewesen, als «besondere politische Verhältnisse» sie hätten unzweckmässig erscheinen lassen.⁸ Einen Beleg gibt es dafür nicht, zumal sich Becher offenbar in der Zeitangabe geirrt hat. Und doch müsste das Stück, gestrafft und mit multimedialer Technik inszeniert, einen erstaunlichen Eindruck hinterlassen. Denn, wie gesagt, seine Tiefe liegt in der Oberfläche, und darin dürfte es moderner sein, als die antiquierte Form auf den ersten Blick anmuten mag.

Ungleich vielschichtiger zumindest als die doppelt platte Glücksverheissung und Härtepredigt der Gedichte *An Alle!*. «Über die sogenannte politische expressionistische Lyrik habe ich mich gründlich hinausentwickelt», schreibt er im Oktober 1919 an Katharina Kippenberg. «Mein Ziel ist eine intensiv erfüllte Klassik.»⁹ Obgleich zu dieser Zeit gerade die zwei Sammelbände *Kameraden der Menschheit. Dichtungen zur Weltrevolution* von Ludwig Rubiner und *Menschheitsdämmerung* von Kurt Pinthus erscheinen, der eine 15, der andere 14 Gedichte von Becher enthaltend. Jetzt, da der Expressionismus erst breitere Anerkennung findet, also zur Mode wird, wollen ihm selbst dessen Anfänge nur eine «elende Frosch-Perspektive» verraten, wünscht er, das betriebsame Deutschland zu verlassen.¹⁰

Einen möglichen Anlass zu derart forscher Abkehr bot der Aufsatz von Bluth, den die Juli/August-Ausgabe der Zeitschrift *Die Rettung* enthielt. Darin wurde Becher zum Exempel eines scheinradikalen Expressionisten erklärt, der geltungssüchtigen Aktivismus für Geist halte: «Man schreit eben, wie man schreien muss, um in einer Volksver-

sammlung Eindruck zu machen.» Nun klingt es zwar eigenartig für einen Freund und Verehrer Ernst Ludwig Kirchners, zu meinen, expressionistische Holzschnitte zeigten dem kundigen Psychiater die Symptome von sich reden machender Hysterie, aber genau diesem Urteil wird Becher in den Kliniken immer wieder begegnet sein: «Der Expressionist lügt sein Ich, bestenfalls seine Ideale in die Gegenstände.» Der moderne Intellektuelle, der nur sich selbst darzustellen wisse, sei von einem katastrophalen Geltungsbedürfnis besessen, von einer «ichbetonten Idealistenvergewaltigung», die namentlich in der Politik zum Abgrund führe.

Geltungsbedürftigkeit gleich Nietzsches «Wille zur Macht» gleich Vitalität, rekapituliert Bluth. In der wahren Geistigkeit aber sei alles Vitale so restlos sublimiert, dass die Intelligenz aus dem Dienst des Triebhaften befreit sowie im Schopenhauerschen Sinne selbstlos, überpersönlich und uninteressiert werde, um sich allein der Erkenntnis objektiver Wahrheiten zu widmen, die, wie mathematische Formeln, unabhängig von sozialer Anerkennung bestünden. So könne es für geistige Kunst nur eine Gemeinde geben, die in dem Werk einzig Gott näherkäme.¹¹

Dieser Aufsatz musste Becher bewegen. Nicht nur wegen des persönlichen Angriffs, sondern weil ihm der vernichtende Vorwurf einer blossen Geltungssucht ausgerechnet in den Zauberformeln begegnet, die er sich zu seiner eigenen Selbsttherapie zurechtgelegt hatte: Vergeistigung durch Triebsublimierung, um als Medium Gottes rein objektiv von der Subjektivität des Neuen Menschen zu künden, der aus seiner Vereinzelung wiederaufersteht – nichts anderes glaubte er gewollt zu haben. Später berichtet Bluth, wie Becher in München aufgetaucht ist und den Examenszylinder des Herrn Doktor durch die Reihen gehen liess, dass er verbeult, als Fehdehandschuh, dem Gelehrten seine Ankunft zu erkennen gebe. Das wird frühestens im Herbst 1920 gewesen sein. Denn er habe ihm am nächsten Tag seinen Band *Um Gott* vorgelegt, um eine permanente Diskussion zu eröffnen, bis sie im Jahr darauf acht Monate in der Wohnung des abwesenden Wblfenstein miteinander verbrachten. Nun sind es Bluths «ekzentrische Auswüchse», die in Bechers Nähe abbröckeln, indem er die Kirchner-Holzschnitte hervorholt und mit den Augen wahrnimmt, nicht mit dem Verstand des Psychiaters, der den Visionen des Dichters nur nachhinken könne. «Becher machte mich einfacher, direkter, natürlicher: er setzte sich sozusagen immer auf meinen Zylinder.»¹²

Vielleicht hat auch umgekehrt das Bluthsche Besserwissen auf die

Niederschrift des Dramas im September 1919 gewirkt, und sei es als Bestätigung des eigenen Willens, die marktschreierische Ekzentrik, den Volkstribun in sich zu überwinden, zu einer einfachen, klaren, «kindlichen» Sprache zu finden, wie sie Kessler und Kippenberg an den Entwürfen des Vorjahres bemerkten. Zumindest liest er Anfang 1920 den als Gegenpol empfohlenen Schopenhauer, um kurz darauf zu bekennen: «Wenn jemand mich gedeutet hat, so tat es Bertram in dem wundervollen Buch über Nietzsche. Das hat mich wunderbar ergriffen. Sie müssen es lesen: Das bin ich!»¹³

Er sei ebenso reaktionär wie revolutionär, Deutschen-Hasser und sehnsüchtig nach dem Idealbild des Deutschen, voller Widersprüche, die in ihm selbst keine seien – wie Ernst Bertram es beschreibt. Dessen Versuch einer Mythologie wird ihm zur Selbstoffenbarung, zum Deutungsmuster für die eigene quälende Zerrissenheit. Möglicherweise ist er auf das Buch mit dem Runenzeichen, dem Hakenkreuz-Signet des Bondi-Verlages, das 1918 erschienen war und im Jahr darauf zum zweiten Mal verlegt wurde, bei Däubler gestossen, mit dem er den Nachsommer auf Hiddensee schreibend verbrachte. Däubler war ja bereits im *Almanach der Neuen Jugend auf das Jahr 1917* mit einer *Hymne an Friedrich Nietzsche* vertreten. So könnte er ihm dieses kluge, weise Buch empfohlen haben.

Das würde jenes seltsame Raunen vom «Geheimnis einer Rune» erklären, wie es zu Beginn des Dramas auftönt. Etwas Nietzsche-Georghaftes geisterte von Anbeginn im Hintergrund von Bechers Welt- und Selbstverständnis: Nietzsches Gedanken über den Tod als Erhöhung des Lebens gingen dem Selbstmordversuch von 1910 voraus, und Henckells Lob, seine kleineren Dichtungen reichten an Nietzsche heran, wurde zum Massstab des wiedergeborenen Ästheten, der sich berufen sah, sein Dasein in einer Kunst aufzuheben, die als Gnade, als ein Überschuss von Kräften ins Lebendige zurückwirke. Kein Autor, der es sich zum Beruf macht, für einen Literaturmarkt zu schriftstellen, um durch Unterhaltung der Leute seinen Unterhalt zu sichern, ein Dichter vielmehr, schicksalhaft auserwählt, um aus der Grenzerfahrung eines sich aufopfernden Lebens heraus Visionen von Untergang und Auferstehung der Menschheit zur Sprache zu bringen.

Freilich ein Ästhet, der nach moralischer Haltung verlangt, je mehr er zu versinken droht in seiner Abhängigkeit von dem künstlichen Rausch um der Kunst willen. Und der deshalb «Furcht vor Nietzsche, vor jeder Relativität in der Moral» hat, wie Kessler 1916 registriert.¹⁴ Umso mehr muss ihn das Bild überraschen, das Bertram von dem Ge-

fürchteten zeichnet: Das Bild eines Zerrissenen, eines immer wieder an sich selbst Zweifelnden, der in seiner allzumenschlichen Schwäche nach Stimmen sucht, die ihm von aussen bestätigen, dass er soll und kann, was ein Inneres von ihm verlangt, wogegen er sich wehrt, und dem er doch folgt, zerstörend, was er liebt, ja sagend zu diesem Weg in immer grössere Verlorenheit als sein Schicksal, seine Erfüllung des ihm nur Möglichen. Mit verblüffender Konsequenz sieht Bertram in dieser Unruhe, dieser Haltlosigkeit, in diesem Drang, sich selbst zu überwinden, ein Anderer zu werden, nicht schlechthin nur den Irrweg eines Vereinzelten, sondern begreift ihn mit Nietzsche, Goethe und Luther als eine Eigentümlichkeit des Deutschen, den ein Selbsthass, ein Leiden an sich selber und ein daraus hervorbrechendes «Heimweh nach dem Sein», ein Südweh und eine Bildungs-Leidenschaft auszeichne, die nach künftiger Vollendung strebe – und zugleich versucht sei, «ins Barbarische, Verworrene, mystisch Vergangene und doch stets Drohende alles Menschlichen» zurückzufallen.¹⁵

Das kann nicht mit dem «deutschen Wesen» verwechselt werden, an dem die Welt noch soeben genesen sollte: während die Herrschaftsphantasien der Nationalisten vom Kaiser bis zum fahnen-schwenkenden Arbeitsmann nicht über Fleiss, Tüchtigkeit und Ordnungsliebe, über die Tugenden eines stolzen Knechtes, hinauskamen, habe Nietzsche sich eine Wiedergeburt der griechischen Kultur im «deutschen Werden» erhofft. In demselben Sinn hatte Kessler noch 1911 gemeinsam mit van de Velde ein Nietzsche-Stadion mit einem Tempel für Festspiele, Wettkämpfe und musische Darbietungen in neoantikem Geist als Zentrum eines «Neuen Weimar» entworfen. Und obgleich ein Komitee zur Unterstützung des Projektes die wichtigsten Namen der damaligen Hochkultur von Brockhaus über Hauptmann, Hofmannsthal und Klinger bis zu Rathenau und Richard Strauss vereinte, starb die Idee am Nein der Nietzsche-Schwester: «Sie ist im Grunde doch eine spiessige Pastorentochter, die zwar auf die Worte ihres Bruders schwört, aber entsetzt und empört ist, sobald man sie in Taten umsetzt.»¹⁶ Was Elisabeth Förster, die Witwe eines fanatischen Antisemiten, nicht hinderte, zwei Jahrzehnte darauf einem verkrachten Kunststudenten, der in Riesenstadien Deutsche sich zu erneuter Welteroberung formieren hiess, den Krückstock des Toten zu überreichen, als seinem wahren Erben.

Man könnte meinen, dieser Umschlag von avanciertester Humanität in atavistische Barbarei habe sich bei Bertram bereits im Schatten

einer kopflosen Revolution als spezifisch deutsche Möglichkeit in der Gestalt jenes Künstlerphilosophen verdichtet, der auf der Suche nach einem «neuen Wozu», einer «neuen Gemeinschaft» scheitert. Wäre demnach der Nationalsozialismus eine Folge der Wirkungslosigkeit der Avantgarde in Deutschland, die jenseits der Massenkultur «das Volk» völkischen Rattenfängern überliess?

Noch stellt sich Becher dieser Frage nicht, aber gerade die Abwendung von einer vordergründig politisierenden Lyrik wird ihn zu ihr hinführen. Zunächst muss er aufhorchen bei der Vorstellung, Nietzsche habe mit «gothischer Selbstqual» das Leid zum Triumph zu steigern verlangt, habe mit Novalis Philosophie als Selbsttötung, als Negation des Nur-Individuellen begriffen und nach einer «Entpersönlichung» gestrebt, um zu höheren Formen überzugehen, für die sich erst in fünfzig Jahren einige Augen finden würden. Genau die gleichen Wendungen hatte Becher immer wieder zur Kennzeichnung der eigenen Dichtung verwandt und, wie im Fall seines gotischen Pathos, gar von Aussenstehenden erfahren, ohne sich ihrer derart weitgreifenden Verwandtschaft mit Nietzsche bewusst gewesen zu sein.

«Das bin ich!» Da klingt die Freude auf, endlich einen Spiegel gefunden zu haben, der ihm ermöglicht, aus vollem Herzen ja zu sich selbst zu sagen: seine permanente Selbstverneinung, seinen Selbsthass, seine Sehnsucht nach Verwandlung, nach einem Anderswerden zu bejahen, all dies haltlos Negative in sich als Charakter eines Volkes objektiviert zu sehen, in dessen Namen er zu sprechen bestrebt war. So dass ihn weniger Nietzsche berührt denn vielmehr die mythische Ausrichtung seines Bildes ergreift. Bertrams «Studien zu einer Mythologie des letzten grossen Deutschen» gehen von der Voraussetzung aus, alles Geschehene wolle zum Bild, alles Lebendige zur Legende, alle Wirklichkeit zum Mythos, und die Energie, die dieser Mythos ausstrahle, seine Umlaufzeit, entspreche nach unbeugsamen Gesetzen genau jener Kraft, die das Wesen des Lebenden aufgehäuft habe.¹⁷ Das war ein faszinierender Ansatz, der höchste, geradezu kosmische Objektivität versprach und dabei noch Bechers Drang zu grossen Bildern entgegenkam. So kann er der Versuchung nicht widerstehen, den Nietzsche-Mythos mit unglaublicher Naivität auf sich beziehend, sein immer wieder verworfenes Romanprojekt unter dem Titel *Legende meines Lebens* erneut aufzunehmen.

«Ich fühle in diesen Tagen deutlich, wie wir vor einer Wende stehen. Der Expressionismus hat seine stärkste Intensität erreicht, ein

wenig Zeit und wir werden zu einer wunderbaren magischen Lyrik kommen. Ich spüre einen grenzenlosen Durst nach Musik, und oft möchte ich ungeduldig vergehn im Ekel vor dem Wort. Klänge! Klänge! [...] zu afrikanischer Hitze und Brunst gesteigert: Das wird meine Prosa. Ich empfinde stark und ganz unbelehrbar, dass es noch nie einen Dichter gegeben hat, dass wir geringe Anfänger sind und spärlich nur mitschaffen können an dem grossen kommenden Bild der Vollendung. Aber mehr als in allen ist in mir von dieser Zukunft.»¹⁸

Katharina Kippenberg befürchtet einen Rückfall, als sie die Zeilen im Mai 1920 erhält, zumal Becher schreibt, bei seiner Frau in der psychiatrischen Anstalt von Haar nahe München zu sein. Auf ihre besorgte Anfrage hin antwortet jedoch Käthe Ollendorff, er sei so gesund, dass selbst die niederdrückende Umgebung wenig auf ihn wirke.¹⁹ Und Becher erklärt am gleichen Tag, sein Leben sei bisher eine stete Flucht gewesen, um sich der letzten Verantwortung zu entziehen. Oft habe er sich gewünscht, ein anderer würde sie tragen, und oft beschlossen, sich der Entscheidung durch den Tod zu entziehen. «Dies Opfer, diese Lösung wurde nicht angenommen. Und in diesem Frühjahr war es mir mit einem Schlag plötzlich klar, der mich unerhört erschütterte, aufjubeln machte und zugleich mich wieder vor Furcht vor diesem Schritt zerriss: Kein anderer als du in dieser Zeit, nur du kannst es schaffen. Es war wie das bitter-süsse Erlebnis einer Erwählung.» Nun solle sein Roman als Versuch einer mythologischen Gestaltung der Zeit vollenden, was Däubler, George und Mombert begonnen. Von solchen Gipfeln habe er das Recht herunterzublicken, sich erstmalig zu fühlen. Alles füge sich und fliesse, er sei beschenkt und komme kaum nach, das vielfältig Geschaute festzuhalten.²⁰

Becher kann die Sorge der Frau nicht verstehen, die ihrerseits seine Euphorie für einen Ausbruch von Grössenwahn halten muss, da sie nicht ahnt, wie vollständig sein Fühlen, Denken und Schreiben in den Bertram-Nietzsche übergegangen ist. Beide Briefe, wie fast alle Äusserungen jener Monate, bestehen aus nahezu wörtlichen Zitaten, die er als solche nicht kennzeichnet, weil sie für ihn originäre Selbstaussagen sind. So wie er auf dem Spaziergang mit Bluth plötzlich zu einem Pferd wurde, ebenso trancehaft spielerisch hat er sich jetzt der mythischen Gestalt anverwandelt, dass er ganz in ihr zu leben scheint, in ihren Sprachfiguren sich schicksalhaft deutet. Bereits Dehmel hatte er ja ein Verlangen nach Klängen eingestanden, um die Schwerfäl-

ligkeit der Worte aufzulösen. Wenn Bertram nun Nietzsches Rückblick auf die *Geburt der Tragödie* zitiert, wonach diese «neue Seele» hätte singen sollen – und nicht reden, um das Streben nach höchster, noch ihren Gegensatz mit einbeziehender Harmonie in der Musik als deutsch-romantischen Wesenszug vorzustellen, so erfuhr Becher eine späte, umso erregendere Resonanz. Einen mächtigen Einklang von innerer und äusserer Schwingung, der alle Zweifel, jede Distanz zu sich selbst ausser Kraft setzt und als Befreiung gehemmter Phantasien empfunden wird.

Phantasien, die seine Briefe aussprechen: Er habe sich ganz dem Betrieb der Literatur entzogen, hoffe nur, dass alle Städte bald zugrunde gingen.²¹ Einen Monat später meldet er die Fertigstellung des ersten Teils von vier Büchern seiner *Legende* und wünscht sich ein kleines Haus auf dem Land.²² Sich am Rand der modernen Welt verortend, gibt Becher sein äusserstes Wunschbild preis: Wenn es das Schicksal des Abendlandes sei, unterzugehen, so das seine, «der Letzte der Dichter zu sein und zugleich der Erste»²³.

Das sind die Phantasien von *Verfall und Triumph*, nun mit Nietzsche, Bertram und Spengler zum Sinnbild des an sich selbst leidenden Deutschen erhoben: «O bitteres Leiden. Geseget und verflucht -?! Es war mein Deutschtum [...] Blutrünstig grausam; zärtlich dennoch [...] nur im Tanzenden ist Freiheit und Recht allein. [...] Nieder mit den Akademien! [...] Ein steter Übergang voll Ungenügens. Verankert nirgends. Geborgen nie ... Was ist ein Mensch?! [...] O Deutscher! [...] Von Zeit zu Zeit musst rücksichtslos du in jedem deiner Namen zerfetzt werden. [...] Es kreist den Kreis des neuen Bunds dein Blut. Wieder: die Gemeinschaft. Wieder: ein neues chaosbindendes Mysterium. Wieder: Ein-Sinn. Ein-Klang. Wieder: der Ein-Gesang. O Völker-Wiege!»²⁴

Die Lust an der Zerstörung, die in Bechers futuristischen Gedichten noch als adäquater Ausdruck seines Krieges gegen den Krieg deutbar war, erscheint nun in ihrer ästhetischen Verselbständigung als protzige Gebärde von erhabener – Lächerlichkeit. Solch *Klänge im Vor=Laut* kommen über ein affektheischendes, im wörtlichen Sinne vorlautes Gerede nicht hinaus. Obwohl sie sämtliche Fahnenwörter Nietzsches bemühen und dabei aufs Genaueste dessen Verständnis von Aufgabe als Inspiration befolgen: «Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, dass plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, etwas sichtbar, hörbar wird, das einen im tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, – man sucht nicht;

man nimmt, –, man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, – ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, [...] ein vollkommenes Aussersichsein [...] Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtheit, von Macht, von Göttlichkeit. [...] als ob die Dinge selber herankämen und Gleichnis sein möchten [...]. Dies ist meine Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, dass manjahrtausende zurückgehen muss, um jemanden zu finden, der mir sagen darf: ‚es ist auch die meine!‘»

Zweifellos, dieses jähe Ergriffensein von Bilderströmen, das war auch Bechers Erfahrung. Kessler berichtet davon, und Taeger ebenso: «In bitterer Kälte sass er im ungeheizten Zimmer in Hemdsärmeln und brachte den Verssturm zu Papier. ‚Hinsetzen! Warten!‘ Und während ich wartete, geschah das gleiche, was ich auf dem Landgrafen [einer Anhöhe bei Jena] erlebt hatte: Teils las er das Aufgezeichnete laut und mit harter Handbewegung skandierend, teils knirschte die Feder im Fluge in grosslettrigen Worten über das Papier.»²⁵ Der gleiche Typus des Erlebens und dazu Bertrams Kommentar, solche Töne seien in deutscher Prosa nie zuvor gewagt worden, da sie den äussersten Gipfeln der Musik Vorbehalten schienen,²⁶ lassen die Versuchung ahnen, sich als «der» Prosaist im Gefolge Nietzsches zu verstehen. Nur, dass sein Vorgänger die Vorstellung, ein blosses Medium übermächtiger Gewalten zu sein, ausdrücklich als Aberglauben von sich wies und Becher ohne eigenständig gestaltende Kraft nicht über eine nachahmende Manier hinaus gelangt. Ursprünglich sollten die *Klänge* seine *Legende* einleiten. Vielleicht hätten sie als lyrischer Vorgriff durch das Nachfolgende eine Konkretion erfahren, doch die Arbeit am Roman beginnt wieder zu stagnieren, so dass die gehobene Prosa, mit dem Drama, in den Gedichtband *Um Gott* aufgenommen wird. Das Ganze bleibt ein Stückwerk disparater Teile, einen Glauben beschwörend, dessen Auflösung ihr Nebeneinander anzeigt.

Katharina Kippenberg drängt ihn, härter gegen sich selbst zu sein: «Sie lassen sich zu sehr treiben. Sie müssen jede Reihe entweder als solche oder als Glied im Ganzen verantworten können.» Bechers Gedichte übertönten sich, er möge sparsamer sein, tiefer greifen. Seine Verantwortung müsse dem einzelnen Wort gegenüber mit aller Wucht angewandt werden.²⁷ Als sachkundige Kritikerin nötigt sie, Moral ins autonom Ästhetische zu transformieren, in eine eigenverantwortliche

Strenge des Umgangs mit Sprache – während Becher sich im ästhetisierenden Spiel mit provokant zur Schau getragener Immoralität gefällt.

Hart ist er wieder nur gegen andere: Mit Ekel und Abscheu lese er den Schmutzartikel der John Heartfield und George Grosz gegen Kokoschka, der in den Fingerspitzen mehr proletarisches Gefühl habe als diese Burschen in all ihren ausgelaugten Gliedern. Heartfield und Grosz nannten Kokoschka in der Zeitschrift *Der Gegner* einen Kunstlumpen, weil der Maler während des Kapp-Putsches gefordert hatte, bewaffnete Kämpfe ausserhalb Dresdens auszutragen, nachdem ein Rubens-Gemälde im Zwinger von einer Gewehrkugel getroffen worden war. So wurde Kunst auf groteske Weise zum Politikum. «Es gibt nur eine Aufgabe: Mit allen Mitteln, mit aller Intelligenz und Konsequenz den Zerfall dieser Ausbeuterkultur zu beschleunigen. *Jede Indifferenz ist Konterrevolution!* [...] Wir fordern alle auf, Stellung zu nehmen gegen die masochistische Ehrfurcht vor historischen Werken, gegen Kultur und Kunst!»²⁸ Becher aber, der soeben noch «Nieder mit eurer Kunst!» geschrien und sich in seinen *Klängen* zum Abfakeln der Galerien und Museen bekannt hatte, muss den einstigen Freunden wie 1916 als Renegat erscheinen: «Programme, Manifeste, Postulate: Ich stelle keine mehr her; ich bin, arbeite einfach und lebe. Ich habe mich zurückbesonnen auf den Künstler in mir, ich glaube an eine entbindende und auch heiligende Kraft des Wortes, mögen mich die Kläffer heute einen Ästheten nennen, wie sie es unverschämter Weise mit George getan haben, ich verzichte gern auf solche Gefolgschaft...» Indem er der politischen Kurzsichtigkeit seiner Gegner nicht mit einer politisch überlegenen, weil überlegteren Argumentation begegnet, sondern in Nachahmung Georges sich zum Hohepriester eines heiligen Ästhetentums bekennt, bleibt auch Becher in der gleich diffamierenden Denkungs- oder Redensart befangen.²⁹

Vielleicht hat er auch an die Tränen gedacht, die Nietzsche bei Bertram über die (irrtümliche) Nachricht vom Brand des Louvre vergiesst. Immerhin waren sie ein Ausdruck der Erschütterung über die Absurdität jeder Kunst, wenn ein einziger Tag es vermochte, ganze Perioden auszulöschen.³⁰ Becher hingegen schwelgt in dem Glück, sich in einer Kirche ausweinen zu dürfen, weil ein Bericht von seiner Operation vor zehn Jahren ihm bewusst gemacht habe, wie sehr ihn Gott liebe. In den Klagegesängen Jeremias sei das heutige Elend wunderbar beschrieben. «Wie sicher stünde solch ein Mensch in dieser Welt, der den Glauben hat», schwärmt er und bekennt, im Konjunktiv, sei-

nen eigenen Unglauben. Wieder diese Weichlichkeit, die Kessler abstiess: «Ich ströme über. Oft ohne Mass und Halt. Eine Fülle ohne Grenzen. Üppig und verschwenderisch. Und in meinen besten Stunden, deren immer mehrere werden, bin ich es nicht.» Am Wendepunkt von totaler Hingabe in masslose Selbsterhöhung jedoch bricht sich eiskalte oder fanatisch hitzige Härte Bahn: Meidner möge Kokoschka von ihm grüssen. Prügel hätten Heartfield und Grosz verdient. «Aber ich würde solche Kreaturen totschiagen und zu Mist zerstampfen.»³¹

Sollte er gerade in dieser Koppelung von Kunst und Barbarei sich für einen gesteigerten Nietzsche halten? Er wolle den missbrauchten Namen des Deutschen mit neuem Gehalt füllen. «,Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt ...’ Das ist der Leitspruch zu meinem Roman *Der Letzte*, an dem ich gegenwärtig arbeite ...», schreibt Becher an Katharina Kippenberg.³² Warum nennt er das Original nicht, dem er sein Motto raubt? Der Erbschleicher schmückt sich mit fremden Federn, ohne die Unrechtmässigkeit seiner Besitzansprüche zu spüren. Wo Nietzsche es wagt, seine Stimme prophetisch zu heben, *nachdem* er in Zarathustra einen Propheten geschaffen hat, der wie keine andere literarische Gestalt die Kunst der Moderne in Deutschland und darüber hinaus dauerhaft anzuregen vermochte, verliert sich Becher in unerfüllten Plänen. Wo für Nietzsche das Standhalten im Leid den Wert eines Menschen bestimmt, indem er selbst tapfer seine Krankheit³³ aushält – fügt Becher sich Leiden zu, um seine Schaffenskraft zu stimulieren. Und wo Nietzsche mit strenger Logik die Paradoxien der Vernunft bis zur Selbstzerstörung hervortreibt – lässt sich Becher auf den Gefühlswellen der Erlösung von jeglicher Rationalität davontragen.

Nicht Nietzsche ist sein Ebenbild, aber es hätte ihm dennoch in Bertrams Mythologie begegnen können – im Inbegriff des «Schauspielers» Richard Wagner: «ohne Halt und inwendig die Beute von allen Sachen, welche stark berauschen», seine Kunst ein beständiger Fluchtversuch, ein «Mittel des Sichvergessens, des Sichbetäubens».³⁴ Einer, der durchaus unbewusst, mit naiv traumwandlerischer Sicherheit, die Rolle des grossen Dichters mimt, um sich hinwegzuhelfen über seine eigene Zerrissenheit. Insofern war Bluths Vorwurf, Becher treibe ein ungeistiger Geltungsdrang, schon begründet; nur bleibt fraglich, ob Schopenhauer, der philosophische Mentor Wagners, eine echte Alternative bot. Den originalen Nietzsche, und dessen Auseinandersetzung mit Schopenhauer, hat Becher offenbar nie gelesen. Zu sehr war er von Bertram begeistert,

der doch bewusst eine mythisch stilisierende Interpretation jener Züge an Nietzsches Leben und Denken versucht, die ihm zeitgemäss erscheinen. Dass dabei vieles, für einen anderen Blick vielleicht das Gewichtige, verborgen bleiben oder gar werden könnte, auf den Gedanken kam Becher nicht. Ihm entgeht, wie Bertram das grosse zentrale Motiv, um dessentwillen Nietzsche fast sprichwörtliche Berühmtheit erlangt hat – seine «Umwertung der Werte» und der damit verbundene «Wille zur Macht» –, seltsam unterbelichtet.

Einmal nur findet sich die Bemerkung, bei Nietzsche verführe ein «extremer Aristokratismus der Lebensauffassung, ein fast kindlich anmutender Verzicht, auch nur einen Blick zu tun auf den ungeheuren sozialen Unterbau, der das Leben seiner höheren Menschen trägt und ermöglicht, dies Leben der gelassenen Schönheit, der dankbaren Naturnähe und antiken Musse, der geläutertsten humanistischen Kultur, des überweltlichen Abendfriedens». Daneben zieht sich, in unvermitteltem Gegensatz, das Ideal eines Napoleon durch den gesamten Text, der als wiedergeborener Geist der Antike eine Ara von Kriegen eröffnet, die auf ein neues Erwachen zu wahrer «Männlichkeit» hoffen liesse.³⁵

Hier lag der wunde Punkt ihrer Differenz: «Lehnte dann Nietzsche ab, weil ‚Gewaltmensch‘, weil für Nietzsche die Erzeugung eines einzigen Individuums eines Typus Ziel sei, nicht die von möglichst *vielen* Individuen eines hohen Typus; z.B. genüge es Nietzsche, wenn *ein* Christus dagewesen sei, er, Becher, wolle möglichst *viele* Christusse usw. Nietzsche denke rein individual, er, Becher, sozial», notiert sich Kessler bereits 1916. Sein Gesprächspartner sei kein Denker, sondern ein Utopiker, dem das grösste Glück der grössten Zahl als Wegweiser diene. Allerdings behaupte auch Becher, sich die «grösstmögliche *Lebensfülle*» zum Ziel zu setzen, indem er möglichst vielen das Gefühl eines erhöhten Lebens gebe, während Nietzsche es der Masse nehme. Doch Kessler sah darin nur «Gegensätze des *Instinkts*, die durch keine Argumente zu überbrücken sind», so dass sich das Problem für den Grafen erledigt hatte.³⁶

Nicht aber für Nietzsche, der keineswegs mit kindlicher Unschuld auf einen Blick in den Unterbau seines vermeintlichen Traumbildes verzichtet. Mit unbestechlichem Scharfsinn betont er vielmehr bereits in der frühen Aphorismensammlung *Menschliches, Allzumenschliches* (1878), dass jenes Bertramsche Leben der gelassenen Schönheit nur für einige, «zu wahrer Musse Befähigte», möglich ist, wenn sie als «Kaste der Frei-Arbeit» ihren Bedürfnissen eine «Kaste der Zwangs-

Arbeit» selbstbewusst unterordnen.³⁷ Der überweltliche Abendfriede ruht auf einem permanent ins Unterweltliche hinabgedrängten Krieg. Das Glück der wenigen bedingt das Leid vieler. Dies mit aller logischen Konsequenz zu bejahen war Nietzsches Läuterung des klassischen Humanismus. Denn wie kein Gebildeter vor ihm – ausser Marx – hat er das Gesetz aller (bisherigen) Kultur betont, dass sie auf Barbarei gründet, nur auf Barbarei gründen konnte, und auf dem Willen, die barbarische Zerstörungsgewalt im Menschen zu überwinden, über sich selbst Herr zu werden.

Eine Gewalt, die für ihn jedoch weder religiös durch Predigt von Liebe und Machtverzicht noch mit den Mitteln staatlicher Organisation aufhebbar ist. Statt noch einmal seine Revolutionsgedichte unter dem Titel *Ewig im Aufbruch* (1920) hinauszuschreiben, hätte Becher in dem gleichen Buch Nietzsches, «für freie Geister», lesen können: «Es gibt politische und soziale Phantasten, welche feurig und beredt zu einem Umsturz aller Ordnungen auffordern, in dem Glauben, dass dann sofort das stolzeste Tempelhaus schönen Menschentums gleichsam von selbst sich erheben werde. In diesen gefährlichen Träumen klingt noch der Aberglaube Rousseau's nach, welcher an eine wundergleiche, ursprüngliche, aber gleichsam *verschüttete* Güte der menschlichen Natur glaubt und den Institutionen der Kultur, in Gesellschaft, Staat, Erziehung, alle Schuld jener Verschüttung beimisst.»³⁸ Wenn Sozialisten – bei denen Nietzsche an Ferdinand Lassalle und Eugen Dühring denkt – eine Gleichheit der Rechte fordern, so sieht er darin «Begehrlichkeit», eben den Bluthschen Geltungsdrang, der keinerlei Gewähr gebe, dass er auch nur das geringste an der menschlichen Natur ändern werde. «Nicht gewaltsame neue Verteilungen, sondern allmähliche Umschaffungen des Sinnes tun not, die Gerechtigkeit muss in Allen grösser werden, der gewalttätige Instinkt schwächer», heisst es noch ganz aufklärerisch und im Einklang mit Schopenhauer.³⁹

Für Nietzsche steht fest, dass der Sozialismus nur reaktionär sein kann: Um sein Ideal einer absoluten Gleichheit und Gerechtigkeit durchzusetzen, müsste er, wie bei Plato, die Vernichtung des Individuums anstreben, bedürfe es der «alleruntertänigsten Niederwerfung aller Bürger vor dem unbedingten Staate».⁴⁰ Dennoch werde dieser Sozialismus siegen, habe er im Grunde, d.h. in der (unbewussten) Vorstellungswelt seiner Zeitgenossen, bereits gesiegt nach einem zweitausendjährigen «Sklavenaufstand in der Moral», einer christlichen Umwertung der Werte.

Becher hätte den Gedankengang in der *Genealogie der Moral* nachvollziehen können, die Bertram auch, wenngleich schon verräterisch selten, zitiert. Nietzsche fordert in dieser späten Streitschrift von 1887, vor dem Gebrauch moralischer Werturteile zunächst nach deren Bedeutung zu fragen. Im Gegensatz zu englischen Moralpsychologen versteht der einstige Professor für klassische Philologie die Kategorien Gut und Böse nicht pragmatisch als Zeichen für nützliches oder schädliches Handeln, sondern deutet die Worte von ihrer sprachlichen Herkunft her als Umbildungen des älteren Begriffspaars «vornehm» und «schlicht». Jenseits der neuzeitlichen Gewohnheit, Handlungen auf Nutzen und Zweckmäßigkeit hin zu kalkulieren, erscheint der Vornehme als der ursprünglich Mächtige, der Gebietende, Reiche, der im griechischen «*edlos*» sich als der (wahrhaft) Seiende zu erkennen gebe. Der Edle, der Adelige, gegenüber dem Schlichten, dem gemeinen Mann, der im lateinischen «*malus*» den Dunkelfarbigen bezeichne, im Unterschied zu einer «herrschend gewordenen blonden, nämlich arischen Eroberer-Rasse». ⁴¹

Das gelte auch für die priesterliche Kaste, die ihre Reinheit, im wörtlichen Sinn hygienischer Vorsorge, zu Ständeabzeichen erhebe. Doch würden unter der Priester-Aristokratie erst Klüfte zwischen den Menschen aufgerissen, indem sich die Wertungs-Gegensätze auf gefährliche Weise verinnerlichten. In ihrer Konkurrenz zur leiblich mächtigen, überschäumend gesunden Kriegerkaste erwiesen sich die sinnesfeindlichen Priester als böseste Feinde, weil aus ihrer Ohnmacht der Hass ins Ungeheure, ins Geistige wachse. So hätten die Juden als priesterliches Volk sich durch einen «Akt der geistigsten Rache» an ihren Überwältigern Genugtuung verschafft, indem sie es wagten, die «aristokratische Wertgleichung (gut. = vornehm = mächtig = schön = glücklich = gottgeliebt)» mit abgründlichstem Hass umzukehren, allein die Elenden, Armen, Ohnmächtigen, Niedrigen, Leidenden, Entbehrenden, Kranken und Hässlichen als die Guten und einzig Frommen gelten zu lassen, während die Vornehmen und Gewaltigen als die Bösen, Grausamen, Lüsternen, Unersättlichen, als die Gottlosen in alle Ewigkeit verflucht und verdammt seien. Damit aber beginne der Sklavenaufstand in der *Moral*, der das paradoxe Bild eines Gottes geschaffen habe, der sich selbst zur Erhebung der Schwachen am Kreuz erniedrigt. ⁴²

Das Glück der Mächtigen sei ein aktives, das wohl mit Verachtung auf alles Niedrige herabblicke, seinem Feinde jedoch mit Ehrfurcht begegne – wohingegen die Ohnmächtigen, die Gedrückten nach dem

passiven «Glück» des Gliederstreckens strebten, ihr Handeln reaktiv sei und sie es nötig hätten, den bösen Feind zu erfinden, um sich selbst als die Guten zu behaupten. Während sich jene innere Spannung, die ihnen die Einfriedung in der Gemeinschaft aufnötige, bei vornehmen Rassen mit der «Unschuld des Raubtier-Gewissens», mit entsetzlicher Heiterkeit und tiefer Lust nach aussen hin, Fremden gegenüber, gewaltsam entladen würde, seien die Reaktions- und Ressentiments-Instinkte ihrer Opfer die Werkzeuge einer Kultur, die «aus dem Raubtiere ‚Mensch‘ ein zahmes und zivilisiertes, ein *Haustier* züchten wolle.⁴³

Dass sich dieser zahme als ein höherer Mensch, als Ziel und Sinn der Geschichte empfindet, in diesem Fortschritt gewahrt Nietzsche einen «*Rückgang* der Menschheit». Denn nun werde die Schwäche des Schwachen in den Adel einer Leistung, eines Verdienstes verkehrt. Ohnmacht heiße fortan «Güte», Niedrigkeit «Demut», Unterwerfung «Gehorsam», Feigheit «Geduld» und «Tugend». Dieses Ummünzen realer Unterordnung in eine idealisch verklärte Überlegenheit ist für Nietzsche das Kennzeichen einer Kultur der Lüge, die Rache und Hass zur Phantasmagorie eines Jüngsten Gerichts, zur Hoffnung auf ein Reich Gottes sublimiert – und im Sog dieser Wahngelüste die machtvoll irdische Schönheit der Antike besiegt.

In einem zweiten Anlauf versucht er die Aushöhlung einstiger Werte mit der Herkunft der Begriffe Schuld und schlechtes Gewissen zu erklären: Gewissen sei das stolze Wissen des souveränen, seine unberechenbare Triebnatur beherrschenden Menschen um das «Privileg der Verantwortlichkeit, das Bewusstsein dieser seltenen Freiheit, dieser Macht über sich und das Geschick».⁴⁴ Der aggressive Mensch habe als der Stärkere, Mutigere, Vornehmere auch das bessere Gewissen, mit dem er Halt und Mass zu gebieten, Gesetze aufzurichten vermag wider die reaktiven Gefühle, den Affekt der Rache.⁴⁵ Die Rasse der Eroberer, geborener Organisatoren, schaffe wie ein unbewusster Künstler den Staat, die Formen des Zusammenlebens – der unterdrückte, nach innen gewendete Instinkt der Freiheit dagegen das schlechte Gewissen. Die gehemmten Instinkte, alle Feindschaft, Grausamkeit und Zerstörungslust verkehrten sich ins Innere des Menschen; aus dieser Marter, diesem Leidên, das in sich selbst den Feind, das Böse erblickt, wachse, «was man später seine ‚Seele‘ nennt».⁴⁶ Diesen Willenswahnsinn in der seelischen Grausamkeit, der den Menschen als schuldig von Natur aus verneint, um Gott zu bejahen, misst Nietzsche an der Vornehmheit der antiken Götter, in denen das Tier im

Menschen sich vergöttlicht habe und nicht selbst zerrissen – um den Ausblick auf eine grosse Gesundheit, auf den erlösenden Menschen der Liebe und Verachtung, den Antichrist und Antinihilist, den Besieger Gottes und des Nichts zu eröffnen, der einst kommen müsse.⁴⁷

Doch bleibt er nicht bei solch (anti-) christlicher Prophetie stehen, sondern fragt in einem dritten Anlauf nach der Bedeutung asketischer Ideale. Wenn Schopenhauer, mit Kant, in der Kunst ein interesseloses Wohlgefallen am schönen Schein sieht, so scheint sich darin ja eine Sphäre der Überwindung aller inneren Zerrissenheit des (modernen) Menschen anzubieten. – Bluth hatte in diesem Sinne gemeint, Schopenhauers objektiver Geist sei jedem vitalistisch subjektiven Macht- und Geltungswillen überlegen. – Nietzsche jedoch bemerkt eine doppelte Befangenheit: gleich Kant gehe Schopenhauer nicht von den Erfahrungen des Künstlers aus, sondern verharre unbedacht im Blick des Zuschauers, während er sich zudem sein eigenes Interesse an der Interesselosigkeit verleugne. Vielmehr bedeute das asketische Ideal für den Philosophen, der das lärmende Leben, mithin die Attraktionen der Grossstadt meidet, ein instinktives Streben nach dem Optimum der Bedingungen höchster und kühnster Geistigkeit, d.h., er bejahe damit «*sein* Dasein und *nur* sein Dasein».⁴⁸

Dann aber müsste auch die Lebensfeindlichkeit des asketischen Priesters einem Interesse des Lebens selbst entsprechen. Nietzsche löst das Paradoxon, indem er den Priester als Herdenführer der Missratenen, Verstimmten, Schlechtweggekommenen, Verunglückten deutet. Sein Ideal verkörpere den Schutz- und Heilinstinkt eines degenerierenden Lebens: als ihr Hirte halte er die An-sich-Leidenden am Dasein fest, indem er sie narkotisiere, ihrem Leid in der Vorstellungswelt von Schuld und Sünde Sinn verleihe. So gesehen erscheint Religion funktional als psychologisch-moralische Interpretation eines physiologischen Hemmungsgefühls. Als ihr Funktionär versuche der Priester durch Dämpfung der Empfindungen, Beschäftigungstherapie (machinale Tätigkeit), Empfehlung kleiner Freuden, Aufforderung zur Nächstenliebe sowie Organisation der Herde und Erweckung eines Gemeinde-Machtgefühls der Unlust Herr zu werden. Neben solch unschuldiger bediene er sich aber auch schuldiger Mittel, um ausschweifende Gefühle, angefachte Begeisterungen zur Steuerung einer allgemeinen Depression sich nutzbar zu machen.⁴⁹

Woraus die Frage folgt, was denn die Macht jenes Ideals bedeute, das keine andere Auslegung neben seiner Interpretation des Men-

schen mehr ermögliche. «Wo ist das *Gegenstück* zu diesem geschlossenen System von Wille, Ziel und Interpretation?» Denn auch die Wissenschaft, von der er selbst sich noch wenige Jahre zuvor die Neubegründung einer geistig freien Kultur erhofft hatte, stehe im Bann des asketischen Ideals, dessen letzter Ausdruck der Glaube an die Wahrheit sei. Mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit jedoch rolle die Erde seit Kopernikus aus dem Mittelpunkt des Universums ins Nichts, werde das Ebenbild Gottes, der Mensch, zum Tier ohne Gleichnis. Der Glaube dränge zum Atheismus, während die Wissenschaft mit nihilistischem Blick in ein sinnloses Chaos zum Registrieren des Tatsächlichen verkomme. Dies sei «die Ehrfurcht gebietende *Katastrophe* einer zweitausendjährigen Zucht zur Wahrheit, welche am Schlusse sich die *Lüge im Glauben an Gott*» verbiete. Wie alles Grosse im Leben gehe nun auch das Christentum an sich selbst, an seiner eigenen Moral, zugrunde. Zurück bleibt das Problem der Wahrheit vor der erneut sich aufdrängenden Frage nach dem Wozu des mehr denn je an sich selbst leidenden Menschen – und Nietzsches Ankündigung seines nächsten Werkes: *Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte*.⁵⁰

Doch das Hauptwerk kommt nicht über eine Sammlung von Fragmenten hinaus, die seine Schwester erst in jene Form einer scheinbar vollendeten Weltanschauung brachte, wie sie der italienische und deutsche Faschismus als Rechtfertigung ihres Machtwillens in Anspruch nahmen. Missverstanden sie den Philosophen und sich selbst, als Herrenrasse sich berufen fühlend, die arische Welt vom rachsüchtigen Volk der Juden zu befreien? Freilich waren die neuen Grössen alles andere als vornehm und die meisten nicht einmal blond. Ihr Benehmen entsprach eher dem, was Nietzsche gemein nannte. *Sie* waren ja die Schlechtweggekommenen, die Verlierer von Krieg und Kaiserreich, Herdenführer der Elenden und Gedrückten, die der guten alten Zeit von deutscher Zucht und Ordnung nachjammerten, die einen Sinn suchten für ihre Opfer und sich vereinten im Verlangen nach Revanche, nach Rache an den überlegenen Siegermächten und den bolschewistischen Verrätern des Vaterlandes. Allein die empirische Unangemessenheit einzelner Personen besagt noch nichts über die Theorie, derer sie sich bedienen. Ebensovienig entkräftet die Streichung Nietzsches aus den Lesebüchern des Dritten Reichs den Verdacht auf präfaschistische Motive in seiner Philosophie. Immerhin gab es auch einen rechtsextremen Widerstand, dem die NS-Führung nicht reinrassig genug war. Wenngleich die SA sich aus jenen Teilen

der Arbeiterschaft rekrutierte, die weder SPD noch KPD zu binden vermochten, mit Marx gesprochen aus dem «Lumpenproletariat» und Deklassierten des Mittelstandes, so blieben noch immer die exklusiven Verbände der SS zu bedenken: eine aristokratische Gemeinschaft von Mördern mit strengem Ehrenkodex, eine Elite von Kriegern mit höherer Bildung, keinem geringen Vermögen und zum Teil adligen Stammbäumen, die vielleicht doch dem gedachten Raubtier-Rudel entsprach?

Merkwürdig aber, wie hohl und unbestimmt die Vornehmen bei Nietzsche selbst erscheinen. Zwar werden sie am Anfang der *Genealogie* als die Wertesetzenden gesetzt, für die eigentliche Gedankenführung bleibt ihre Grösse jedoch äusserlich. Nur einmal noch ragen sie in den Text: Seine Hypothese über den Ursprung des schlechten Gewissens setzt voraus, dass die Staatenbildung kein organisches Hineinwachsen gewesen sei, sondern ein Bruch, ein Gewaltakt irgendeines Rudels blonder Raubtiere, die gleichsam aus dem Nichts über eine gestaltlos schweifende Bevölkerung hereinbrechen: «sie kommen wie das Schicksal, ohne Grund, Vernunft, Rücksicht, Vorwand, sie sind da wie der Blitz da ist».⁵¹

Das Konglomerat aus vager Vermutung und unanfechtbarer Bestimmtheit ist bezeichnend für die Eigenart dieser Philosophie. Nietzsche setzt hypothetisch voraus, was er genealogisch erweisen will. Sein Verfahren unterscheidet ihn methodologisch gesehen gerade nicht von den verhöhten Moralphysikologen, die nur allzu platt das Nützlichkeitsdenken der (angelsächsischen) Moderne den Ursprüngen der Moral unterschoben. Nietzsche kehrt die Wertesetzung um, indem er seinen (deutschen) Widerwillen gegen den neuzeitlichen Wahn, alles im Leben sei auf einen Nutzen berechnet, in die Anfänge moralischer Werturteile verschiebt. Die vornehmen Eroberer sind das «Andere» der Vernunft, jene grund- und rücksichtslose Tatmenschen, wie sie der Sturm und Drang, und auf ihre Art auch die Frühromantik, der philiströsen Verringerung des kleinlich jede Regung kalkulierenden Bürgers im Gefolge der Aufklärung gegenüberstellten. Der «ganze Mensch», der in seiner Individualität den verschwenderischen Reichtum der Natur verkörpert, der in sich noch Gefühl und Verstand mit harmonischer Leichtigkeit vereint, der nicht ängstlich haushalten, den grössten Teil seiner Anlagen unterdrücken muss, um aus dem Rest einen mühsamen Gewinn zu schlagen – war schon immer ein Wunschbild, das mehr von aktuellen Ansprüchen zeugt denn von wirklich einst gelebter Fülle.

So fragt Nietzsche auch nicht über ihre Sprachwurzel hinaus nach

der geschichtlich bestimmten Lebensweise der jeweils vornehm Genannten. Viel mehr interessiert ihn das Leid moderner Zerrissenheit, das Unbehagen an der Kultur, wie es Freud später bezeichnet. Die «prachtvoll nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie»⁵² enthüllt sich einem genaueren Blick auf den Kontext als blosses Schreckgespenst: Den Lämmern, die den Raubvögeln vorwerfen, böse zu sein, den artigen Gemütern, die ihre Beschränktheit für eine Grösse halten, nach der sich alle anderen Wesen zu richten haben – ihnen hält er boshaft eine Fratze vor Augen, die an sich leer und plakativ ist, für sich, als ästhetisches Gebilde betrachtet, gar ein schlechtes, ein missratenes, romantisch affektiertes Bild. Es ist der Moralist, der sich in Nietzsche über das Moralisieren empört, die Erregung des innerlich Beteiligten, die seinen Ausdruck verzerrt. Hier zeigt sich Nietzsche selbst befangen, selbst nicht frei von Resentiment: Er hasst die Hasser, er kann dem Christentum nicht verzeihen, die stolze Schönheit der Antike durch einen Kultus des Leidens, der Selbsterniedrigung von Natur und Mensch um einer (un-) heimlichen Erhöhung der Schwachen willen ersetzt zu haben. Mit priesterlicher List durchschaut er das listige Werk der Priester, als wäre er ihr – schlechtes Gewissen.

Nietzsche, Sohn eines Landpfarrers, aufgewachsen auf einem Dorf, von Feldern und nichts als Feldern umgeben, nach dem Tod des Vaters mit sechs Jahren hinter die Stadtmauern von Naumburg verpflanzt, acht Jahre von Mutter und Grossmutter, Schwester und Tante erzogen und weitere acht im einstigen Kloster von Schulpforta asketisch gebildet, nach einem Studium der klassischen Philologie mit Vierundzwanzig ohne Promotion zum Professor nach Basel berufen, der seine Lehrtätigkeit wegen eines zunehmenden Augenleidens nach zehn Jahren abbrechen muss und fortan ein unstetes Leben zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien führt, auf der Suche nach dem erträglichsten Klima für seine Schmerzen, um mit ungeheurer Willensanspannung Philosophie jenseits der traditionellen Systeme in aphoristisch konzentrierter Form zu erneuern – dieser Kranke spricht von sich, von seinem Kampf gegen die eigene, priesterliche Herkunft, seine Askese, sein weiblich weiches Empfinden in den Mauern der sittenstrengen Provinz und den blitzhaften Aufstieg zu geistigen Höhen. Er schreibt von dem, was er ist, und nicht sein will. Seine Radikalität erwächst aus einem fieberhaft gesteigerten Selbstbewusstsein eigener Dekadenz, aus absoluter Redlichkeit eines Verlogenen, eines Moralisten der Moral. Der Gesunde, Starke,

männlich Vornehme ist sein Ideal, seine List eines umwertenden Geistes zum Sturz der Herrschaft von – seinesgleichen.

In der materiellen Bewegung des Textes sind es die Priester, denen seine Hochschätzung gilt, jene Gewaltigen, die es gewagt haben, die grausame, aber doch recht einfältige Macht der Vornehmen zu stürzen. Erst auf dem Boden dieser wesentlich gefährlichen Daseinsform des Menschen werde er überhaupt ein interessantes Tier, bekomme die menschliche Seele Tiefe, weil sie «böse» wird.⁵³ Mit keiner Silbe hat Nietzsche dazu aufgefordert, die Priester oder das jüdische Volk zu vernichten, während er die denkbar schärfste Verachtung nur für jene Antisemiten übrig hatte, «welche heute ihre Augen christlich-archaisch-biedermännisch verdrehn und durch einen jede Geduld erschöpfenden Missbrauch des wohlfeilsten Agitationsmittels, der moralischen Attitüde, alle Hornvieh-Elemente des Volkes aufzuregen suchen».⁵⁴

Hinter dem kitschig überladenen Bild von der blonden Bestie steht ein anderes, ungleich schärferes: «Der Mensch, der sich, aus Mangel an äusseren Feinden und Widerständen, eingezwängt in eine drückende Enge und Regelmässigkeit der Sitte, ungeduldig selbst zerriss, verfolgte, annagte, aufstörte, misshandelte, dies an den Gitterstangen seines Käfigs sich wund stossende Tier, das man ‚zähmen‘ will», dieser Mensch ist für Nietzsche die eigentliche Gefahr und zugleich das Wertvollste, was die Erde hervorgebracht habe: «als ob mit ihm sich Etwas ankündige, Etwas vorbereite, als ob der Mensch kein Ziel, sondern nur ein Weg, ein Zwischenfall, eine Brücke, ein grosses Versprechen sei».⁵⁵ Aber ein Versprechen wofür? Wozu das Leid? Diese Frage stelle sich unabweisbar, wenn das Christentum, und mit ihm der Sozialismus als seine politische Konsequenz, an sich selbst, an ihrer Moral zugrunde gingen: Wenn der Wille zur Wahrheit den Menschen entthronen und die Ideale der Französischen Revolution sich in ihrer Verwirklichung ad absurdum führten, weil die Gleichheit einer staatlichen Macht bedürfe, vor der alles individuell Lebendige verschwindet, dann bleibe nur ein leerlaufender Wissenschaftsbetrieb und ein ebenso bedeutungsloser Verwaltungsapparat. Eine einzige Maschinerie, die sich in Form einer unvermeidbar bevorstehenden Wirtschafts-Gesamtverwaltung über die ganze Erde erstrecken werde und in deren Diensten die Menschheit ihren besten Sinn finden könne: «als ein ungeheures Räderwerk von immer kleineren, immer feiner ‚anzupassenden‘ Rädern; als ein immer wachsendes Überflüssigwerden aller dominierenden und kommandierenden Elemente; als ein Ganzes von ungeheurer Kraft, dessen einzelne Faktoren Minimal-

Kräfte, Minimal-Werte darstellen». Wie es in einem Nachlassfragment von 1887 heisst.⁵⁶

Das wäre Nietzsches Definition des Kommunismus als Paradies des letzten Menschen, der meint, das Glück erfunden zu haben, den sein «Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht» sein totales Angepasstsein nicht mehr spüren lässt.⁵⁷ Und darauf zielt wohl auch jener Satz in der *Genealogie*, dass die Grösse eines Fortschritts sich nach seinen Opfern bemesse: «die Menschheit als Masse dem Gedeihen einer einzelnen *stärkeren* Species Mensch geopfert – das *wäre* ein Fortschritt.»⁵⁸ Die Opfer würden ja gebracht, täglich mehr, und immer weniger als solche empfunden, weil die Maschinerie ihr Dasein im Doppelsinn des Wortes erleichtert: sie von der Mühsal körperlicher Arbeit befreit und ihnen zugleich jene Schwerkraft raubt, die an individuelle Tätigkeit gebunden ist. Wessen es einzig bedürfe, wäre eine Art von Mensch, deren Hervorbringung diese furchtbar unbemerkte Selbstaussbeutung der Menschheit rechtfertigen könnte. Ein Typus, der ja sagt zu dem elenden Glück, um jenseits desselben und doch erst auf seiner Grundlage andere, neue Werte zu schaffen. Ein «*Luxus-Überschuss der Menschheit*», der selbst auf Gewalt verzichten kann, weil er sich der Brutalität der Kultur bewusst ist, die sein Wirken voraussetzt. «Mein Begriff, mein Gleichnis für diesen Typus ist, wie man weiss, das Wort ‚Übermensch‘.»⁵⁹ Ob und wie allerdings diese anderen Werte, die Bejahung des Lebens in ihrer höchsten Steigerung, im Willen zur ewigen Wiederkehr der eigenen Art zu leben, d.h. zu leiden, den Verfall der christlichen Welt aufzuhalten vermag, lässt Nietzsche offen, als sei er selbst an der Frage verzweifelt. Als wisse er nur zu gut, dass der letzte und der Übermensch das Janusgesicht *einer* Endzeit markieren, eine Doppelvision der Selbstauflösung europäischer Herrschaftskultur.

Bertrams Mythologie hatte diese Zwiespältigkeit Nietzsches, ein Ende, aber kein Anfang zu sein, mehrfach betont, ihn zum Schluss jedoch allzu harmonisch zum «vorbildlich sich vollendenden Menschen», zur Maske Gottes verklärt. Als «Opfermaske des grossen All-ebendigen»⁶⁰ scheint der Antichrist die Kultur des Abendlandes noch einmal zu retten: Nietzsche selbst wird zu dem, was er gesucht habe – zu einem neuen gemeinschaftsstiftenden Mysterium, indem seine geistige Umnachtung das Gesetz der Rückkehr aller Individualität in die Einheit des Lebens symbolisiere, sein Selbstopfer einer wahnhaft gesteigerten Rationalität ein Gleichnis sei, das die Menschheit fortan zusammenhalte. Wie Christus die Sünde des Menschen auf sich

nahm, bis zu ihrer äussersten Form, bis zur eitlen Anmassung, als Mensch Gott zu sein, für die er, als Gott, den Tod eines Verbrechers erlitt, so habe Nietzsche die mythenzerstörende Gewalt der Erkenntnis bis zur Selbstzerstörung des Erkennenden getrieben.

Das war ungleich tiefer gedacht als Bechers naiver Glaube, Christus sei quasi das Idealbild des guten Menschen und das Ziel aller Kultur, möglichst viele Christusse zu schaffen. Protestantisch geschult richtet sich Bertrams Mythos gegen eine selbstvergötternde Nachfolge Christi und Nietzsches. Als Masken Gottes verkörpern sie tragische Grösse im Untergang mit unnachahmlicher Konsequenz, die den Einzelnen aus seiner Selbstbezüglichkeit befreien und in ihrem Zeichen, in der Verständigung über ihr mannigfach ausdeutbares Bild, eine Kultur des erneuten Miteinanders ermöglichen kann. Oder bestätigt die fatal andere Wirkung eines anderen Nietzsche-Bildes doch, dass «Gott tot ist», jene Botschaft, die der Mythos noch einmal umkehrt? Musste Bertram die zeitgemässeren Fragen dieses Menschen verfehlen, oder wollte er es gar instinktiv, indem er sein Leben zur Heiligenlegende stilisiert und die syphilitische Infektion vergisst, den banalen Grund seines zehnjährigen Siechtums zum Tode?

Becher greift die Legende begeistert auf und scheitert an ihrer Übernahme als Modell für eine Autobiographie. Umgekehrt eignet sich jedoch das Interpretationsschema der *Genealogie*, um noch einmal auf sein *Festspiel* zurückzuschauen: Wirkt es nicht wie eine präzise Inszenierung dessen, was Nietzsche den Sklavenaufstand in der Moral nennt? Ein Aufbruch von Verunglückten und Schlechtweggekommenen ins Traumreich einer phantastischen Erlösung. Den Dreh- und Angelpunkt des Ganzen markiert die Bekehrung des Gewaltherrn durch eine Jüdin, die gleich einer Priesterin die Ideale der Revolution predigt. Mit Nietzsches Augen gesehen eine einzige Perversion – ein Krieger von einem Weib verführt! Und tatsächlich liesse sich, was vormals als frohe Botschaft der Liebe Gottes erschien, nun auch als teuflisches Blendwerk deuten: Getragen von Geflüster, das die lockenden Ideale Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit murmelt, von «Stimmen in der Luft», die den monotonen Ruf «Kehre um! Kehre um!» permanent wiederholen, um sich zum Echo des Gewehrsalven gleichen «Kehre um ... um ... um ... um ...» zu verdichten, setzt die Frau ihr Gegenüber einem Dauerbeschuss von Worten aus. Der antwortet wie hypnotisiert: «Kehre um! Kehre um! ... Ich entthronen mich.»

Dass der Bekehrte die Gewalt wider sich selbst kehren, sich «quä-

len und mühen», «fesseln und schnüren» will, die masochistische Unterwerfung ist jedoch nicht Schuld der moralisierenden Frau, wie es mit Nietzsche scheinen mag. Eine wieder andere Deutung würde der Ansatz von Otto Gross ermöglichen, der um die gleiche Zeit seine soziale Fundierung der Psychoanalyse zusammenfasst: Die «psychischen Typen ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘» sind für Gross künstliche Produkte eines Typs gesellschaftlicher Beziehungen. Entscheidend für das seelische Wohlbefinden, die innere Stabilität des Menschen sei die Einheit von Ichtrieb, zur Erhaltung der eigenen Individualität, und entgegengesetztem Kontakt- oder Sexualtrieb. Dass der Ichtrieb als «Wille zur Macht und Vergewaltigung» zum Leitmotiv «Mann sein wollen» erstarrt, während das Kontakt- und Hingabebedürfnis, die Unterwerfungstendenz im «Weib sein wollen» aufgehe, versteht Gross als Ausdruck patriarchaler Herrschaftsverhältnisse, in deren Folge Männer und Frauen an ihrer unausgeglichene Triebstruktur leiden. Die eigentliche Umwertung der Werte besteht für ihn daher nicht erst in der moralischen Entwertung einer vornehmen Herren-Rasse, sondern erfolgt viel früher in der Abkehr vom (babylonischen) Mutterrecht, das keine Unterordnung der Geschlechter gekannt habe, weil die Sorge um die Kinder noch ursprünglich in der solidarischen Verantwortung der Gemeinschaft lag.

Im Gegensatz zur bürgerlichen Familie des Vaterrechts, in der Liebe und Zuneigung von frühester Kindheit an mit autoritärem Zwang zur Unterordnung gekoppelt werde, könne eine Sozialisierung der Mutterschaftsfürsorge die Frau von ihrer Abhängigkeit und den Mann von der Rolle des Vergewaltigers befreien: «Die wirkliche und unverlierbare Neugestaltung ist von der Revolution zu erwarten, welche das Urprinzip der Autorität vernichtet und das Urproblem aller Wirtschaft kommunistisch löst, die ganz von innen heraus zum Umsturz ansetzt und wieder die Sorge für Mutter und Kind dem Wirtschaftsverband der Gesellschaft zuweisen wird.» Dies sei die Befreiung von jenem sklavischem Charakterzug, der jedem aus solcher Kindheit anhafte: von der Erbsünde des Willens zur Macht.⁶¹

Auch Gross will das Niedrige, das Gemeine, das Insouveräne im Menschen überwinden und versteht darunter gerade den Machtwillen, der für Nietzsche ein Siegel der Vornehmheit ist, jene Abhängigkeit von einer Gewalt, die der Herr bei Becher sich selbst auferlegt, sobald er sie nicht nach aussen hin zu wenden vermag. Allerdings gilt Nietzsche nur ein gesättigter Wille als vornehm. Gerade im unbefriedigten spürt er den eigentlich gefährlichen, den sich selbst verleugnenden,

auf Ersatz sinnenden Machtwillen. Bechers Herr wäre somit ein Knecht der Gewalt, weil er ihr nicht gewachsen ist und von Anbeginn nur hysterisch nach einer «letzten Schlacht» verlangt, statt das Leben als fortwährenden Kampf zu bejahen. Daher bliebe noch zu fragen, ob das patriarchal zerstörte und das kommunistisch zu errichtende Matriarchat tatsächlich ein so gewaltfreies Paradies war und wieder sein kann, wie Gross es behauptet. Für Nietzsche gehört die Inbesitznahme des Weibes zur «ungeheuren Vernunft Asiens», auf der die griechische Kultur gründe.⁶² In deren Mythen kommt dieser Grund auch deutlich zur Sprache, ist die Erinnerung an den Kampf der neuen Vater- mit den alten Muttergottheiten noch lebendig. Und spätestens in den *Bakchen* des Euripides musste der Philologe auf das Bedrohliche der entfesselten weiblichen Lust in den dionysischen Mysterien stossen. Doch auffallend unauffällig übergehen Bertram wie auch Nietzsche selbst diese frühesten und vielleicht am stärksten bindenden Mysterien, die es je auf Erden gab, als wollten sie davon nichts wissen.

Dabei entsprechen Nietzsches «Kunsttriebe der Natur», das apollinische Prinzip der Individuation und der dionysische Rausch der Rückkehr ins «Ur-Eine» durchaus der Grossschen Spannung von Individual- und Kontakttrieb. Der Philosoph deutet noch die Herkunft des Dionysischen aus Festen «geschlechtlicher Zuchtlosigkeit» mit einer «abscheulichen Mischung von Wollust und Grausamkeit» an, um sie bei den Hellenen ins Ästhetische, in einen Klagegesang über die Zerstückelung der Natur in Individuen, verklärt zu sehen.⁶³ Während der Psychoanalytiker Sexualorgien gerade umgekehrt zur seelischen Reinigung einer verlorenen, unter anezogener Kontaktarmut und verinnerlichter Berührungsangst verkümmerten Individualität empfiehlt, ohne das Moment der Gewalt zu bedenken. In Euripides' Tragödie zieht es die Frauen, entgegen der Weisung des neuen Staatsherrn, in die Wälder, um nach altem Glauben Dionysos zu huldigen. Aufgestört in ekstatischen Tänzen zerfleischen sie mit blossen Händen den im Gebüsch neugierig lauschenden Mann, und stolz trägt seine Mutter, im Wahn, es sei das Haupt eines Löwen, den blutigen Kopf ihres Sohnes heim. So scheint im dionysischen Ritual weniger die Individualisierung der Natur beklagt denn vielmehr ein Zerreißen des Individuums, des Gottes Dionysos, praktiziert worden zu sein. Ein Kultus, der wahrscheinlich auf die Opferung der Heroen, der Gatten Heras, zurückgeht, von deren Auswahl noch die Olympischen Spiele als Wettkämpfe der stärksten und würdigsten Männer zeugten. Denn

so gewaltsam bestimmt das Ende einer solchen Erwählung auch feststand, so ehrenvoll war es zugleich, da es den Betroffenen an der Seite der Grossen Mutter zu einem Halbgott, einem Heroen erhob. Darin liegt ja erst die Bedeutung des Opfers in allen frühen Kulturen, dass sein Untergang es auszeichnet, das sterbliche Wesen in seiner Zufälligkeit zum Zeichen eines Notwendigen erhebt, dessen Vollzug den Fortbestand der Gemeinschaft sichert. Wobei noch ältere Mythen darauf deuten, dass die matriachale Kultur ursprünglich nicht in Männer-, sondern Frauen-Opfern gründet und die tödliche Auszeichnung des Männlichen schon seine Emanzipation von der weiblichen Gottheit in sich trägt.⁶⁴

Solch Erinnerung an vorgeschichtliche Zeiten mag wie ein Raum allzu spekulativer Deutungen erscheinen, doch wurzeln in dem Unge-sicherten unsere frühesten, dauerhaft nachwirkenden Prägungen. Eines ist gewiss: auch das Matriarchat war kein Himmelreich. Eingebettet in die Kreisläufe der Naturgewalten, ordnen sich die sozialen Beziehungen nach der Vorstellung, dass jedes Nehmen ein Geben, jeder Gewinn ein Opfer bedingt. Von Freiheit und Individualität im neuzeitlichen Sinn eines selbstbestimmten Lebens kann keine Rede sein, solange weder für den Einzelnen noch für die Gemeinschaft, eine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten ihres Daseins besteht. Die Freiheit des Matriarchats folgt den Zwängen der Natur, indem es das Gesetz von Geben und Nehmen, von Tod und Geburt an sich selbst, an einem stellvertretenden Opfer vollzieht. Der symbolische Vorgang der Opferung verwandelt die willkürlich erlittene Gewalt in ein identitätsstiftendes Lebensprinzip, als ein erster Versuch, das «Schicksal», den Schrecken des Unabänderlichen, durch freiwillige Unterwerfung zu beherrschen. Ob Frauen (und Männer) darin glücklicher waren? Ausgeglicherer, vitaler, unbedenklicher, hemmungslos grausamer mit einem besseren Gewissen wohl als die Bürger einer zivilisierten Welt, die in rasender Geschwindigkeit alle Kräfte der Erde verbraucht. Die exemplarisch ausgelebte Grausamkeit der Natur, die in zweckloser Überfülle Lebenskeime erschafft und mit ebenso blinder Gewalt wieder vernichtet, verschwindet ja nur scheinbar in ihrer Humanisierung: Sie transformiert sich in den Schein einer allgemeinen Austauschbarkeit jeglicher Lebensäusserung, die das Geld als rein sachliches Mittel zum Erhalt einer universalen Ordnung verkörpert. Geld tritt an die Stelle des Opfers, Kultur sublimiert den Kultus, Künste des Handwerks und des Handels potenzieren die Fruchtbarkeit

der Natur – opfern sie den eigenwilligen Bedürfnissen des immer mehr vermögenden, des sich emanzipierenden Menschen, der im Schöpfergott ein Bild seiner selbst (er-) findet, die einst religiös gefeierte Sexualität ins Private verdrängt und die Frau als Gebärende dem Haushalt des planenden Mannes unterwirft.⁶⁵

Der Fortschritt, die Befriedung der Natur, wäre demnach der historische Ausdruck ihrer, vom Menschen listig wider sie selbst gekehrten, Gewalt. «Hybris ist heute unsere ganze Stellung zur Natur, unsere Natur-Vergewaltigung mit Hülfe der Maschinen und der so unbedenklichen Techniker- und Ingenieur-Erfindsamkeit; Hybris ist unsere Stellung zu Gott, will sagen zu irgendeiner angeblichen Zweck- und Sittlichkeits-Spinne hinter dem grossen Fangnetz-Gewebe der Ursächlichkeit [...]; Hybris ist unsere Stellung zu uns, – denn wir experimentieren mit uns, wie wir es uns mit keinem Tiere erlauben würden, und wir schlitzen uns vergnügt und neugierig die Seele bei lebendigem Leibe auf ...»⁶⁶ So sah es Nietzsche, der mit sprachlicher Vehemenz die im Zeichen von Demokratie und zunehmender Liberalität verleugneten Opfer des allseits bejubelten Fortschritts hervortrieb. Die Grausamkeit, die im Mittelalter in Form öffentlicher Hinrichtungen noch Bestandteil aller Feste war, um dem Tier Mensch ein Gedächtnis zu schaffen, hat sich für ihn im Staatsapparat, in der Produktions- und Wissenschaftsmaschinerie so weit versachlicht, dass sie als solche nicht mehr kenntlich wird. Denn die Hölle der zivilisierten Gewalt erscheint als Paradies erfüllter Sehnsucht nach jederzeit von jedermann (und Frau) an jedem Ort verfügbaren Lüstchen. Die vollendete Ordnung realisiert sich als Anarchie beliebiger Existenzen, die alle bisher gültigen Bindungen von Raum und Zeit, von Tradition und Kultur aufheben.

Gross' Gedanke einer kommunistischen Neubegründung des Matriarchats durch soziale Mutterschaftsfürsorge würde zunächst eine Verantwortung des Staates stiften und die letzte, zwanghaft empfundene Verbindlichkeit gegenüber der (Klein-) Familie abschaffen. Wie aus dieser forcierten Abhängigkeit vom Staat als Über-Vater-Mutter bei gleichzeitig totaler Emanzipation des vereinzelt Einzelnen ein neues Miteinander erwachsen kann, bleibt offen. Genauer gesagt, stellt sich Gross die Frage erst gar nicht, sondern setzt die Verwandlung des Staates in die Solidargemeinschaft einer Kommune voraus, wie er sie zu leben versucht hat: in der Kolonie auf dem Monte Verità bei Ascona, wo Theosophen, Vegetarier, Naturheilreformer und Anarchisten nebeneinander wohnten. Hier, wo auch die Schwabinger

Bohème mit Erich Mühsam ihr Sommerdomizil fand, plante er 1911, eine «freie Hochschule» zur Verbreitung seiner psychoanalytischen Lehre der Befreiung von Sexualkomplexen unter der Last des Familienzwingers zu gründen. Doch bedenkt er nirgends, dass sein «Reservat für Individualisten» 1899 nur mit dem Kapital eines Antwerpener Industriellensohnes errichtet werden konnte und er selbst vom Geld des eigenen Vaters zehrt, der ihn 1914 entmündigen lässt.⁶⁷

Die Kommune ist ein schöner Traum, getrieben vom Verlangen nach Kontakt und Anerkennung, nach intensiv erlebter Bestätigung der eigenen Individualität im Sichverschenken ohne Bindungszwang, ihre Wirklichkeit aber, ihr Zerfall an inneren Spannungen, mithin der Umstand, dass auch in diesem Kreis Männer, und vor allem der Analytiker selbst, den Ton angaben, kommt nicht zur Sprache.

Einen Monat, nachdem Gross im Februar 1920, halb verhungert und erfroren in einem Lagerhaus aufgefunden, an Lungenentzündung verstorben war, traf Becher bei Elisabeth und Karl Raichle im Uracher Ermstal ein. Raichle war am 3. November 1918, in den ersten Stunden der Revolution, zum Matrosenrat gewählt worden und hatte, mit Theodor Plievier, im Auftrag des Arbeiter- und Matrosenrates von Wilhelmshaven dessen Zeitung, *Die Republik*, redigiert. Da sie auch Funksprüche von Lenin und Trotzki mit Aufrufen zur Weltrevolution abdruckten, mussten sie das Blatt dem «21er-Rat» zur Zensur vorlegen und sollten drei Wochen später, als es in SPD-Besitz übergang, auf Nebenposten verdrängt werden. So zogen beide nach Urach, wo die Adoptivtochter eines Professors und Rittmeisters a. D. auf Raichle wartet. Der heiratet, bekommt ein Bauernhaus zur Miete und wird Landwirt. Plievier gibt Unterricht in Englisch und Spanisch, und ihr Freund Gregor Gog eröffnet ein Zigarrengeschäft. Zugleich planten sie die Herausgabe einer Zeitschrift, *Weltwende oder Das Jahr Eins* genannt. Zwar scheitert das Projekt am fehlenden Geld, doch muss der Dreibund sich schnell herumgesprochen haben. Denn schon bald besuchte sie der Reformarzt Carl Strünckmann und wenig später Gusto Gräser, Wanderprediger eines «Kommunismus des Herzens» und Mitbegründer der Landkommune bei Ascona.

Im Mai 1919 verliess Gog die Freunde, um sich als «christlicher Revolutionär» der Lehre Strünckmanns anzuschliessen, wonach der Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus allein durch die Sammlung aller Kräfte in einer einzigen «Volks-Gemeinschaft» zu über-

winden sei. *Weltwende* heisst ihre *Kampfschrift*, die Gog ab 1922 mit Alfred Daniel herausgibt. Plievier hat sich indes in ein Prophetengewand gehüllt und eine sechzehnseitige Broschüre mit dem Titel *Anarchie* verfasst, in der die beiden Ismen als Gegenpole *eines* Sklavensystems erscheinen, die zur Explosion, zur Weltrevolution drängten, um die Urreligion des Individualismus wieder freizusetzen. Aus dem Schoss des barbarisch gesunden, zukunftsschwangeren Volkskörpers Russland dämmere der Untergang einer Weltepoche über dem alten Europa, der mit Nietzsche und Max Stirner als Ankunft einer neuen, herrschaftslosen Ordnung greifbar werde: «Weltenwende ist die kapitalistisch-sozialistische Blutorgie der Gewalt: Freudenfeier, Lustrausch, Flammenzeichen aufsteigenden Morgens. [...] Der Messias ist nahe: *Das Jahr Eins der anarchistischen Aera.*»

Da sich Raichle durch Plievier um seine Ideen betrogen fühlte, kam es in der Ortszeitung zu einem merkwürdig-grotesken Streit um die Urheberschaft der *Anarchie*. So grossartig der Glaube an das Ich, an den «Wahrheitswillen des Einzelmenschen», das Heil einer Weltenwende verhies, so unheilvoll entlarvt die Provinzposse die ganze Insouveränität, die Ohnmacht und Empfindlichkeit der vereinzelt, in ein mittelalterliches Idyll versprengten Revolutionäre. Denn hier, im beschaulichen Urach, wo die Bürgerhäuser, eingebettet in die Berge und Wälder der Schwäbischen Alb, mit ihrem wuchtigen Gebälk in unmittelbarer Nachbarschaft zum bescheidenen Schloss des Herzogs von Württemberg über Jahrhunderte hinweg vom stolzen Selbstbewusstsein der Stände künden, hier war die Welt noch in der guten alten Ordnung. Der Streit zweier Literaten um die wahre Anarchie dürfte die Einwohner so wenig erregt haben wie der Auftritt des «Inflationsheiligen» Louis Hauesser im Oktober 1919, von dem der *Ermstalbote* nicht berichtet, obgleich er sich selbst in dem Blatt als beliebtester und gehasster Mann der Gegenwart angekündigt hatte. Auch dieser selbsternannte Erlöser der «Gereinigten Staaten von Europa», der sich als Übermensch ausgab und mit modernster Werbetechnik ein «Reich Gottes in Württemberg» zu errichten versprach, kehrt bei den Raichles ein.⁶⁸

Die suchen einen Menschen, mit dem sie sich verstehen und dem ihr Hof eine Herberge geben könnte. Nur sollte es ein Schriftsteller sein, der in Pfemferts *Aktion* oder einer gleichen Zeitschrift publiziert. So schreibt Raichle an den Herausgeber der *Erde*, Walther Killa, der ihm Becher sendet. «Du kannst froh sein, dass Rilla mich geschickt hat und nicht den Dr. Gross» – seinen Mitherausgeber –, «denn das

war ein ganz schlimmer Bolschewist!» soll sein neuer Gast ihm später erklärt haben.⁶⁹

Für den am wildesten verschrienen Expressionisten, den Zuckmayer und seine Freunde «Johannes Erbrecher» nannten,⁷⁰ für den ekstatischen Propheten von Verfall und Triumph wird das Bauernhaus im Ermstal zu einer Stätte der Heimkehr. Auf dem Land, «in schon südlicher Sonne»,⁷¹ fühlt sich der Dichter der Grossstadt-Apokalypsen geborgen. Umgeben von steil aufragenden Berghängen, deren sanfte Bewaldung schroffe Felsvorspünge durchbrechen, lebe er wie ein Bauer, kräftigte ihn die Verbundenheit mit dem Boden und erfahre er, wie der Geruch der Scholle in sein Werk überdestilliere.⁷² Wo andere einer zerrissenen Welt Anarchie und christliche Gemeinschaft predigen, scheint Becher sein Paradies gefunden zu haben: den Süden, in dessen Licht alles Konstruierte sich auflöst, und zugleich jenes ursprünglich «bodenständige» Deutschland, das er mit Bertram-Nietzsche zur Dichtung erheben will.

Eine Selbstfindung, wie sie auch Hesse mit Nietzsche gefordert hatte. Bevor er das Ende Januar 1919 geschriebene Heft *Zarathustras Wiederkehr* anonym in einem Berner Verlag erscheinen liess, gab Hesse, über Gog, den Uracher Freunden einen Teil des Manuskriptes zur Vorveröffentlichung für die geplante Zeitschrift. Becher dürfte den Text bei Raichle gelesen haben, auch wenn er ihn nicht direkt erwähnt: Der wiederkehrende Zarathustra verlacht das Jammern der Deutschen, die immerfort aus ihrem Selbstmitleid in betriebsames Tun flüchten. «Und dies alles, weil ihr ewig auf der Flucht vor dem Leiden seid! Auf der Flucht vor euch selbst, vor eurer Seele.» Von denen, die auf Taten drängten, bereiteten ihm jene noch das meiste Vergnügen, die sich nach dem Spartakus nennen. Denn sie ahnten Schicksal, sie sträubten sich nicht gegen den Untergang. Verzweiflung sei zwar kein Heldentum, aber «besser als diese dumpfe Angst des Bürgers, welcher erst dann zum Heldentum greift, wenn er seinen Geldbeutel bedroht sieht». Doch die Welt sei nicht da, um verbessert zu werden. «Ihr seid aber da, um ihr selbst zu sein. Ihr seid da, damit die Welt um diesen Klang, um diesen Ton, um diesen Schatten reicher sei. Sei du selbst, so ist die Welt reich und schön!» So könne die Zukunft der Deutschen, die sich mehr als jedes andere Volk an das Gehorchen gewöhnt hätten, nicht in Geld oder Macht noch in Weisheit oder Gewerbeglück bestehen: «euer schwerer, gefährlicher Weg ist dieser: reif zu werden und Gott in euch selbst zu finden. Nichts ist

euch, deutsche Jünglinge, schwerer gemacht. Stets habt ihr Gott gesucht, aber niemals in euch selbst.»⁷³

Nicht mehr aus der Verantwortung für sich selbst fliehen zu wollen, hatte Becher von Urach aus Katharina Kippenberg versichert, und Gottes Stimme in sich zu suchen war das Hauptmotiv seines neuen, von politischer Agitation sich ab- und dem schicksalhaft «Deutschen» zuwendenden Bandes. Dennoch wird er im Mai aus der Stadt gewiesen, nachdem er am Vorabend bei einem Streit über Politik die Fensterscheibe eines Cafés zerschlagen hat. Es habe sich gezeigt, berichtet Raichle, dass sie Aussenseiter waren, die anderen alle Nationalisten und gute Bürger.⁷⁴ Becher verbringt daraufhin den Juni und Juli, wie schon die ersten Maiwochen zuvor, in Haar bei seiner Frau. Anfang August kehrt er mit ihr zurück und erhält dank der Bestätigung des Insel-Verlages, dass er an einem Werk arbeite, Ende des Monats eine Aufenthaltsgenehmigung. Zu der Zeit aber hat sich Käthe Ollendorff bereits von ihm getrennt und die Scheidungsklage eingereicht.

Aus erneuter Depression entsteht nun die siebenteilige Hymne *Urach*, die dem fertigen Band *Um Gott* noch angehängt wird. «Ich habe erleben müssen: die vielfachen Konstruktionen und Vergewaltigungen, die wir gegenüber dem Leben begehen, das immer fließend gleitend unfassbar ist und bleibt.» Ebenso aber bleibe Kunst immer eine Vereinfachung, auch wenn sie versuche, dies Gleitende zum Objekt ihrer Darstellung zu machen. Und wieder gedenkt er Nietzsches, der ihm geholfen habe, seine Sprache in Fluss zu bringen. Doch sei die «poetische Symphonie» noch nicht geschaffen.⁷⁵ Dem entsprechend setzt die Hymne mit der Beschreibung einer Landschaft ein, in der alle Formen zerfließen, wo sich Masse in Kraft wandelt und letzte Worte das Ich überwölben. Verbunden in glückseligem Schweigen, erscheinen «die endlich Heimgekehrten, die Gefährten» mit einer schwarzen Blut-Perle als «Zeichen der geschlossenen makellosen Gemeinschaft – / mitten auf der Innen=Fläche einer jeden Hand».⁷⁶ Mythische Zeichen, nicht Worte schaffen Verbindlichkeit. Denn: «[...] unversehens wuchs ich und oft / Hinein in die Gefahr, dass / Eines Wortes Ereignis vermochte mir mehr zu bedeuten / Denn vieler Menschen geknechtetes Dasein. / Wehe aber dem, der sich hineinlügt in ein Schicksal! / [...] / Verlassen bin ich und nicht erkoren. / Allen zum Verhängnis, mir selbst ein Geheimnis.»⁷⁷

Becher weiss um die Verführung der Sprache, sich ein Schicksal zu lügen, der eigenen Zerrissenheit eine höhere Bedeutung zu verleihen. Nun stellen die Schlussverse – «Kein Messer fand mich. / Das Meer

spie mich aus. / Aber ach vielleicht / Begrüben mich doch bald /
Wolke und Wald – / Gottes Angesicht schaute ich – *nicht!*»⁷⁹, – den
ganzen Band noch einmal von seinem Ende her in Frage. Dichtung
soll elementar werden, soll alles Willkürlich-Gemachte, auf Wirkung
Berechnete verlieren, soll sich als rhetorisches Mittel einer heimlichen
Selbsterhöhung zurücknehmen und den Gegensatz des (Über-) Re-
dens, das Schweigen, zur Sprache bringen. Wo Becher sein Leid, sei-
nen inneren Unfrieden aushält, wo er nicht mit revolutionärer Gebärde
aufschreit und den Verfall ringsum in seinen Triumph verkehrt, da
verdichtet sich ihm der eigene Jammer zur melancholisch tiefen
Klage. Wie zu Beginn des Fragments *Volk im Untergang. Volk im
Aufgang*:

Bin ich zerbröckelnde Mauer.
Säule am Wegrand die schweigt?!
Oder Baum der Trauer
Über den Abgrund geneigt!?!⁷⁹

Und im Eröffnungsgedicht des Zyklus *Musik des Abschieds*:

NOCH NIE WAR ICH so tief gelegen
Wie unter dieser Nacht und ohne Kleid.
Der Brunnen meines Bluts verbraust im Regen.
O Osten meines Herzens: Ferne Zeit.⁸⁰

Oder, konzentrierter noch, im zentralen Anruf *An Gott*:

Hier hocke ich. Verwüstet. Tot im Leeren.
Zu oft geboren. Ach zu früh erhofft.
Sinnlos gebärend. Ratlos mich verzehrend.
Verwittert. Arg verkettet. Trunken oft.⁸¹

Doch es bleiben nur wenige Verse von solch berührend schlichter
Intensität, immer in der Gefahr, ins schwülstig Stimmungshafte, vom
gesucht Mythischen ins kitschig Überladene mit unfreiwilliger Komik
abzugleiten. Da rauscht, lodert und lallt es an der Grenze zur Ich-Auf-
lösung, wird «Opfer=Rauch» beschworen und «Blut! und Böen! Har-
fen=Griff! und Psalter! ... / Saft du der Kraft im sinkenden Zeit=Al-
ter.»⁸² Was wie präfaschistische Blut-und-Boden-Dichtung auftönt,
markiert die Kehrseite der ersehnten Ankunft im Zwanglosen, wo ein
Wir sich wieder unter Felsen freue. Denn:

Schön ist ein Dorf, wenn jauchzend das Gesinde
Im Tanz sich auf den Sommer=Wiesen dreht.
Ein Kind, es lacht. Gesäugt von deinem Winde.
Das Land durchwürzt. Grundloses Rosen=Beet.⁸³

Gerade dieser regressive Zug einer Rückbesinnung auf Werte und Bilder des vormodern mythisch grundierten Landlebens aber war es, den die zeitgenössische Kritik lobend aufnahm: Hatte man an den *Gedichten an Lotte* bemerkt, dass die «steile Geste dieses ehrlichsten Himmelsstürmers» zu erstarren drohe, und eine Entwicklung des in seiner Zerrissenheit «aufrichtigsten und darum bedeutendsten Dichters der jungen ekstatischen Generation» vermisst,⁸⁴ so heisst es nun, das wilde Gären kläre sich, leidenschaftlich verworrener Schrei wolle «zu edel gefügter Verssprache aufsteigen, dumpfem Trotz entkeimt fromme Demut». Mörikes Aufenthalt in Urach gedenkend, wünscht ein Rezensent der vielleicht ebenso grossen lyrischen Naturkraft Bechers einen Hauch jenes sanft-heiteren Geistes.⁸⁵ Für einen anderen ist mit dem Band *Um Gott* gar «die Offenbarung des religiösen Ringens unserer Seele auf das Wahrhaftigste und monumentalste Kunstwerk geworden. Seit einem Jahrhundert vernahmen wir Seelenkunde, Klänge nicht von dieser Gewalt, Schönheit und elementaren Grösse. [...] Becher ist jetzt aus dem Chaos seiner früheren Werke zum klaren Gestalter eigenster Wesenheit geworden. Schreitet er auf diesem Wege fort, dürfen wir ihn bald den grössten Lyriker unserer Zeit nennen.»⁸⁶

VII. Ich habe zu funktionieren

«Anlässlich der sensationellen Verhaftung von Johannes R. Becher bat man wir C. Th. Bluth, sich über den Fall... zu äussern. [...]

Man hat es meinem Freunde Becher verübelt, dass er schnell seine Gesinnung wechselt. Becher war zuerst *décadent*, sodann *Expressionist*, *Pacifist*, *Mysticist*, zuletzt religiös und katholisch, um schliesslich aber wieder in den parteigläubigsten Kommunismus zu münden. Becher ist ungeheuer suggestibel, man darf ihm seinen Wechsel deswegen auch nicht übelnehmen. So paradox es klingt: aber er braucht ihn für seine Literatur. Becher lebt weniger aus sich als aus seiner Umgebung; er braucht also wieder und wieder neue Bezirke, deren Stofflichkeiten er in sich aufnehmen kann: er durchtränkt sich mit neuem Pathos und mit neuen Vokabeln!

Ich glaube, dass man deswegen Becher nicht festnageln soll auf irgendeine Haltung oder Gesinnung. Im Grunde kümmert er sich wohl doch nur jeweils um das Artistische. Begriffe sind ihm gleichgültig und auch das Inhaltliche eines jeweils übernommenen Ethos ist ihm schwerlich mehr als der Anlass für formale Rhetorik oder eine pathetische Form! [...] Ich selbst hatte damals bereits den Eindruck, als suche Becher für seine bildernden Versbücher, die *associativ* bereits völlig auseinanderfielen, ein geistiges Band. Becher empfand seine damaligen Arbeiten wohl als sinnlos, und in Ermangelung eines ‚Sinns‘ suchte er nun für seine Dichtungen sich einen Zweck! Dies war – unbewusst – das artistische Motiv seiner Schwenkung!»¹

Es muss schon Aufsehen erregt haben, als man Becher im August 1925 in Urach festnahm. Offenbar von Journalisten nach seiner Meinung gefragt, fällt Bluth die Antwort sichtlich schwer. In drei Anläufen versucht er einen Text zustande zu bringen, der Fragment bleibt und nirgends zum Abdruck gelangt. Dreimal umkreist er den Gedanken, sein Freund sei weniger mit politischer Überzeugung denn vielmehr aus einer ästhetischen Haltung, einer ästhetizistischen Haltlosigkeit heraus zum Kommunismus konvertiert. Eine merkwürdige Deutung, die gängige Schablonen unterläuft: Denn im Osten galt Bechers Wiedereintritt in die KPD 1923 nur als konsequentes Resultat eines Klärungsprozesses, als die längst fällige Korrektur einer kurzzeitigen

Verirrung in katholische Frömmigkeit nach der Niederlage der Novemberrevolution, während er im Westen als Verrat am Geiste erschien, als Entscheidung für den nicht minder geradlinig gedachten Weg «zum Kulturbonzen im kommunistischen Mitteldeutschland».² Beide Seiten sahen nur eine persönliche Schwäche: im Rückzug vom Politischen die eine, in der Auslieferung an die Partei die andere. Übergreifende, mithin ästhetische, Gründe für den doppelten Bruch blieben verborgen.

Dabei hatten die Gebrüder Herzfelde schon früh ein antirevolutionäres Moment im Kunst-Willen des Lyrikers gespürt. Im März 1919 notiert sich Kessler, Helmut habe gegen Becher eingewandt, dass er das Ziel verfolge, ein grosser Dichter zu sein, seine Persönlichkeit hervorzuheben. Grosz und Wieland hingegen wollten am Puls der Zeit agieren, in der grossen Gemeinschaft, keine Dokumente schaffen, nichts, was Bestand habe und den Nachkommenden im Wege stehe. Als Kessler zwei Tage darauf zur Verteidigung von Bechers Inaktivität erklärt, er sei eine Revolution in sich, entgegnet ihm Wieland, dass er gerade deshalb nicht zu gebrauchen wäre. In einer revolutionären Epoche könnten nur gefestigte und geschlossene Persönlichkeiten revolutionär wirken. Die Romantik ewiger Selbsterstörung passe in bourgeoise Zeiten, während der Krieg klassische Naturen benötige.³

Becher hat das Verdammungswort vom Ästheten ja selbst im Juli 1920 bestätigt, als er im Gestus eines George-Epigonen gegen den Angriff von Grosz und Heartfield auf Kokoschkas Sorge um die musealen Schätze der Kunsttempel zu Felde zog. Und dennoch ergreift der ins Privatleben sich Zurückziehende zugleich öffentlich Partei für einen politisch Verfolgten. Rudolf Hartig, ein Autor der *Erde*, war 1919 als Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates von Aschaffenburg sowie des Münchner Landesarbeiterrates zu zwei Jahren Haft verurteilt worden. Als er nun aus der Festung Niederschönenfeld heraus erneut verhaftet und noch einmal mit acht Jahren Zuchthaus bestraft wird, solidarisiert sich Henri Barbusse mit dem Hungerstreikenden. Und Becher schreibt: «In einer Zeit der furchtbarsten und folgeschwersten Zerrüttung wie der unsrigen, verfallen die Staatslenker Deutschlands leider wieder in den scheinbar unausrottbaren Erbfehler ihres Volkes: gerade *die* Männer erbarmungslos zu verbannen, einzukerkern oder zu verfolgen, die allein ohne Zweifel berufen gewesen wären, die allgemeine Auflösung der Nation aufzuhalten und vielleicht in einem letzten Augenblick noch den verderblichen Geist eines

rettungslosesten Untergangs zu beschwören.» Eine solche Geistes-Struktur lasse das Furchtbarste erwarten. Dagegen zeugten Hartigs Dichtungen vom Pulsschlag eines wahrhaft ideal gläubigen und entflamnten Menschen, der allen Polizeimassnahmen zum Trotz bekenne, worauf es heute ankomme, was die Überwindung jeder Krise am dringendsten erfordere: «ein ungebrochen, freies, glühendes und begeistertes Herz!»⁴

Im Schatten solch hoher Bekenntnisse lässt es sich angenehm leben. So bleibt er bis Ende Oktober bei Raichle in Urach, der ihn sodann in die Hauptstadt begleitet, um sich durch den «Sündenpfuhl Berlin» führen zu lassen. Das kostet Geld, und nachdem der Freund schon seine Uhr versetzt hat, schickt er Becher zum Grafen Kessler, der ihm wieder aushilft. Abgestiegen sind sie, mit einem halben Schwein im Gepäck, bei Else Hadwiger. Im Haus der Morphinistin sei es jedoch unerträglich geworden, bis beide nach Breslau zogen, zu Walther Rilla. Dort kann der rote Matrose, trotz aller revolutionären Gesinnung, der «sogenannten dadaistischen Kunst» nichts abgewinnen, was Frau Rilla so empört, dass man erneut das Quartier wechseln muss. Zurückgekehrt in eine Berliner Pension, verwenden sie ihre letzten Mittel auf ein Telegramm, und Raichles Frau eilt herbei, die Herren aus ihrer Notlage zu befreien.⁵

Vom November 1920 bis Anfang Juli des folgenden Jahres wohnt Becher in der Münchner Pension Horn. Gelegentlich auch bei seinen Eltern, deren Adresse sich auf einem Brief an Meidner findet. Er sei öfter mit Bluths, Emmy und Ball zusammen, habe aber niemanden wie ihn. Dank des Malers wisse er jetzt über seine Rückfälle Bescheid. Er lese einzig die heiligen Schriften, und das wunderbare Buch der Anna Katharina Emmerich *Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi*, herausgegeben von Clemens von Brentano im Jahre 1834. Glaubt Becher ernsthaft, durch die Neuauflage eines romantischen Katholizismus des «wirklichen Lebens inne» zu werden?⁶ Wie die Figuren seines Romans *Erde*, ein Jahrzehnt zuvor?

Hugo Ball, der um die gleiche Zeit die Geschichte der Heiligen als sichtbare Zeichen der unsichtbaren Sprache Gottes zu deuten begann, mag ihn bestärkt haben. Auch der Mediziner Bluth glaubt an objektiv «Geistiges», allerdings mehr in der szientistischen Form von Gesetzmässigkeiten, die zu symbolisieren Aufgabe der Dichtung sei. «Gott» ist für ihn «der Ausdruck eines seelischen Strukturgesetzes, nach der modernen Freudschen Formulierung etwa die Form des Gewissens, oder des Überichs», während Becher Poesie als Agitation betreibe, als

Mittel, seine Zuhörer durch Begeisterung zum Handeln zu bewegen. Daher könne er Symbole, mithin «Gott», nur dinghaft betrachten: als willkürlich einsetzbares Bildmaterial jenseits abstrakt gültiger Sinnzusammenhänge.⁷

Vielleicht war es gerade dieser Gegensatz der Sichtweise, der ihn trieb, über acht Monate hinweg nahezu täglich das Gespräch mit Bluth zu suchen, statt Hugo Ball zu folgen. Im Grunde strebt er ja auch nicht nach Gotteserkenntnis, vielmehr bedrückt ihn das Bild einer gottlosen Welt, einer Welt ohne sinnstiftendes Zentrum. «Ich bin über die Deutschen verzweifelt. Es geht bergab, und ich sehe nirgends deutliche Spuren. Und man kann heute nicht mehr von einem Volk sprechen», schreibt er an Katharina Kippenberg, festhaltend an einer grossen Vergangenheit: «Der Dom aber zu Köln ist ein Felsgebirg»⁸ – ein massives Denkmal des einst einigen Volkes.

Als ein Vertreter der «völkischen» Bewegung, Adolf Bartels, ihn in seiner *Deutschen Literaturgeschichte* einen Juden nennt, kontert Becher, deutsch sein heisse folglich, verantwortungslos zu schwätzen, berufsmässig zu verleumden: «Fett, träg, blutleer, gehirnschwach, wie man ist, sich ein bequemes schäbiges Angriffsziel zu konstruieren und grob, sinnlos, verblendet, borniert darauf loswüten, zum Beispiel auf das: die Phrase Jude.» Das war boshaft-witzig gemeint, und noch vierzig Jahre später erinnert sich Bluth, wie sie Tränen gelacht hätten über den Verriss. Waren doch mittlerweile «die National-Sozialisten erschienen, und wir brodelten mit innerer Empörung. Wir kamen darauf, uns beim Schachspiel unsere Wut abzuspielen, als sässen wir Hitler persönlich gegenüber.»⁹ Schärfer als die meisten ihrer Zeitgenossen sahen sie, was sich da seit der Umbenennung der Deutschen Arbeiterpartei in die NSDAP zu formieren begann. Allein mit Schachzügen war den neuen alten Nationalisten nicht beizukommen, die sich berufen fühlten, am Ort der abgewehrten Räterepublik die Arbeiterbewegung vom Irrweg des Klassenkampfes nach russischem Vorbild weg- und zur Errichtung einer treu deutschen Volksgemeinschaft hinzuführen. Den «Gangrän», der sich zum Volkserzieher aufwerfe, einen «rassegeilen Häuptling» zu nennen, «ein Degenerations-Phänomen von Ratte», kurz: «ein ansteckendes Geschwür, das nur noch ausgeschnitten werden kann»¹⁰ – was besagt dies mehr als borniertes Loswüten auf ein schäbiges Konstrukt, auf die Phrase Nazi?

Bartels fiel es leicht, den Brief in seine Zeitschrift *Deutsches Schrifttum* aufzunehmen, um mit souveräner Gelassenheit zu er klä-

ren, er werde solcher Expressionen wegen natürlich keinen Kadi bemühen.¹¹ Becher hingegen bleibt in seiner Ratlosigkeit befangen. Am 7. Mai 1921, zwei Tage nachdem er den Schmähbrief verfasst hat, wird die Ehe mit Käthe Ollendorff vom Amtsgericht geschieden. Auch wenn die Trennung längst vollzogen war und sich im selben Monat die Insel-Rate nach einer Verlängerung des Vertrages um drei Jahre von vier- auf sechshundert Mark erhöht,¹² so quält ihn doch die Vorstellung, ein Versager zu sein, unfähig zu dauerhafter Bindung, ein Ausgestossener, ein «ewiger Jude»:

Hat mich der Himmel Herrscher, er, von dem wir sagen,
Es werde kommen neu die Welt zu binden,
Vorzeitig schon bestimmt, dass ich, ein Feind dem Bunde,

Der Pflanzen Tiere Menschen Gott umschlingt,
Mich wachse aus zu einer schweren Wunde,
Die gärt und gärt und wie ein Ewiges rinnt...?!¹³

So heisst es in dem nun entstehenden Gedichtband *Der Gestorbene*. Die Schlussverse, in die *Sieben Sonette* münden, wird Becher als *Eingang* auch den *Hymnen* voranstellen, die 1924 seine Arbeiten für den Insel-Verlag beenden und mit ihnen jenes Suchen seit *Um Gott*. Damals wollte er sich aufs Land zurückziehen, um die erste und letzte Dichtung der Deutschen vor ihrem Untergang zu schaffen. Die Stilisierung des eigenen Lebens zur *Roman-Legende* war gescheitert. Nun erlebt Bluth die Entstehung seiner Hymnen. Weit draussen wohnten sie, wo die Strassen aufhörten und in Landwege übergingen. Vor dem Haus eine Wiese mit grasenden Pferden. Auf ihrem Balkon stehend, schauten sie in aufziehende Unwetter: «Bechers Gedicht spiegelte Wolken und Blitz; der Donner verfing sich in seinen Gedichten und rollte sprachlich in heroischen, wohltonenden Versen wie niemand sie schreiben konnte. [...] Verse, in denen die schweren Einschläge des Blitzes in wiederkehrenden, urgermanischen Akzenten sich nachzitternd vertieften:

„Reisse mich auf, du Herrscher der strahlenden Chöre
aus der Umnachtung der Nacht.
Lass im Tausel der Schlacht noch einmal den Klang
deiner Stimme uns hören, der die meine entfacht !’»

Auch wenn in der Druckfassung der Taumel der Schlacht durch zerwirkte Berge ersetzt wird, so hebt sich doch der Eindruck des «Urgermanischen» nicht auf. Vielmehr erinnern die Verse an den Gestus der frühen Kleist-Hymne. Wie *Der Ringende* von einer bitteren Gottheit sprach, die den Einzelnen in seiner Einsamkeit sich verbrennen heisst, bis seine Seele glüht, so lässt *An den Ruhm* einen nicht minder grausamen Herrn verkünden: «Dunkler du! Geschleift wirst du sein von den Rossen der Hölle / Um den Mauer=Kreis rings einer entzündeten Stadt. // Sing mir zur Harfe! Der ich dir die Goldene Saite, / Glühender du, über die Wunde gespannt!»¹⁴

Die Grausamkeit ist der lebendige Grund des Schönen, wie es Nietzsche verstand. Nicht als Objekt eines interesselosen Wohlgefallens oder gar angenehmer Schein des Nützlichen, sondern letzte Steigerung, Sublimierung einer Lebenskraft zu intensivstem Ausdruck im Augenblick ihres Vergehens. Dionysische Entgrenzung des Ich, ein Sichübersteigen des Lebendigen, das seine Vereinzelung durchbrechen, sein Eingepferchtsein in Raum und Zeit transzendieren, einer universalen Einheit des Seins teilhaftig werden will. Ein Verwandeln des Daseins in ekstatischer Begeisterung statt Kontemplation einer Welt immer gleicher Ideen oder nüchterner Analyse des Bestehenden. Das war noch das expressionistische Programm, wenn auch elegisch getönt und zum Hymnus geweitet.

Später verteidigt Bluth gerade diesen Ansatz der frühen zwanziger Jahre gegen Bechers Distanzierung von den Hymnen als Mystik und Metaphysik: «Die Vernichtung des eigenen Selbst wird zum Mittelpunkt eines chaotischen aber sinnreichen Untergangs, damit im kosmischen Geschehen der Glanz eines höheren, über-persönlichen Daseins erfolgen darf.» Becher habe dann nicht mehr gesehen, dass die Entselbstung aus dem poetischen Trance-Bewusstsein, dem Nachtgeist, heraus «einen, oder vielmehr ,den einem gangbaren Weg aufzeigt».¹⁵ Das war *nach* dem zweiten Völkerschlachten geschrieben, das die Bilder eines homerischen Weltgeschehens als unheilvoll erfüllte Visionen erscheinen liess. Zuvor bemerkt er eher die Gefahr eines instrumentellen (Selbst-)Betruges: der Auflösung objektiver Strukturen in Versatzstücke eines willkürlichen Spiels. Der Artist, der Schönheit im Untergang schafft, der sich zum Sänger in der Schlacht bestimmt sieht, sich selbst verbrennen will, wird er nicht versucht sein, den Krieg – als Bild – herbeizusehnen?

Den Sommer 1921 verbringt Becher wieder in Urach, wo er bei

Raichles Nachbarn logiert, da sie selbst ein neues Haus bauen. Im September trifft er dabei auf Mia und Karl Bittel. Letzterer hat nach einem Jurastudium über Konsumgenossenschaften promoviert, arbeitet im Bildungsausschuss der KPD und wird seit 1919 polizeilich verfolgt. Der Freund begleitet sie nach Esslingen, wo die beiden ein mehrfach durchsuchtes Haus bewohnen. Hier verfasst er den Aufruf *An alle Künstler und Dichter Deutschlands*, den Bittel in einen seiner *Politischen Rundbriefe*, unter dem Titel *Sowjetrußland hungert – helft!*, aufnimmt.

Gorki hatte im Juli Westeuropa um Hilfe für zwanzig Millionen Menschen ersucht, die in Russland durch Dürre und Bürgerkrieg vom Hungertod bedroht waren. Dagegen muss Dmitri Mereshkowski, Theoretiker des russischen Symbolismus und Verfasser der Romantrilogie *Christ und Antichrist*, aus seinem Pariser Exil eingewandt haben, dass nur die Sowjets für das Elend verantwortlich seien und ihnen daher nicht geholfen werden dürfe. Becher jedenfalls fragt die Deutschen, ob sie Millionen verhungern lassen wollten, weil die Regierungsform einem Literaten nicht zusage, der als «christliche Bestie» in einen Käfig gehöre. Die Katastrophe zwingt zum Bekenntnis, die einzige Philosophie für den Arbeiter sei: Streik, Bombe, Bajonett. «Kannibalen, Sklavenmarkt, Scheiterhaufen: das ist eindeutig, echt, unverfälscht. Das 20. Jahrhundert aber ein Tummelplatz brutalster Schwächlinge, nationaler Hanswürste mit Panzern und kläffenden Pressemaschinen, ein «Weltbauplatz der mit abstrakten humanen Phrasen verkleisterten Mordzentralen und Zuchtanstalten». Im Kreuzzug westlicher Demokratien wider das Russland der Sowjets sieht er eine abstruse Gottlosigkeit, dummdreisten Hochmut abenteuersüchtiger Völker in einer einzigen Stickluftatmosphäre: «Ein Abgrund oben und unten. Gaskämpfe gärend; Explosionen, Schutthalten.»

Dem abstrahierenden Blick, der nach den Vermittlungen des Hungers fragt, setzt Becher dessen unmittelbar sinnliche Vergegenwärtigung entgegen: «Fressender wie Feuer ist's, stürzender wie Wasser, wenn das Eingeweide sich selbst verzehrt und das Gekröse sich mit dem Blut vermengt.» Er sprengt den Diskurs im wörtlichen Sinne: «Hunger: das ist wie eine gläserne Folter, deren Gestell Ketten Schraubenteile unsichtbar sind; plötzlich aber zerfliegen stückweis, wie gevierteilt, die ausgezerrten Körperstümpfe der Gemarterten». Die ästhetische Wahrnehmung des Elends der linderen zur Entlarvung politisch sanktionierter Gewalt verkehrt sich wieder zur Ästhe-

tisierung, zur Entfesselung von Bildern, in denen der Ankläger sein gewaltiges Sprachtalent ausstellt: «Hunger: das ist Fäulnis, Verfinsternung ausgebissene Gurgel, geworfene Arme. Eisenstäbe glühend gezogen wie Fäden hindurch durch den Rumpf und zuckend, ruckhaft schneidend eine verrostete Säge im Genick.»

Vielleicht liesse sich ermitteln, was noch den Nachsatz veranlasst haben mag, er hätte wissen müssen, dass Deutschlands Künstler «eine Missgeburt sind, ein Zwitter, ein apolitisches rasseloses verschlammtes Gewimmel, eine durchaus verstockte, verphraste, hochverquollene Menschheits-Unart, die nur auszurotten» sei. Hier ist ein Nerv getroffen. Eine lang aufgestaute Ohnmacht bricht sich Bahn, ein Gefühl, von totaler Lüge umgeben zu sein. Von der Scheinheiligkeit eines Christentums, das seinen Machtwillen verleugnet und die Herrschaft von Schwächlingen mit ihrer technischen Überlegenheit sanktioniert, wie es Nietzsche als Zeichen der Moderne begriff. Nietzsche verwandt ist auch die Verachtung der «Rasselosen», und an Nietzsche erinnert ein Zitat, wonach es am Charakter der Deutschen liege, dass sie über allem schwer würden, nun aber über alles Schwere sich billig hinweglügten.¹⁶

Nur hätte der Philosoph ihm entgegnet, dass mit einer Rückbesinnung auf ihr einstiges «Wesen» nichts gewonnen wäre. Ging es ihm doch gerade um eine Überwindung deutscher Schwerfälligkeit durch französischen Esprit, wie sein Stil sie vorschrieb in einer Art tanzender Reflexion, leichtfüßig und präzise zugleich. Becher aber fehlt beides. Statt freie Geister will er eine «anonyme erlösungssüchtige tief illegale Menschenschicht»¹⁷ ansprechen. Ressentimentgeladen, schwach und brutal gerät die Phantomzeichnung der geschmähten Künstler zu einem (un-)heimlichen Selbstbildnis. So leidenschaftlich er sich als Mahner einer verruchten Menschheit aufführt, so wenig hilft er den Leidenden. Denn wer soll sich durch Provokation zur Solidarität zwingen lassen? Wie ganz anders war dagegen der Aufruf des «Komitees Künstlerhilfe für die Hungernden in Russland» gehalten, den Grosz und Käte Kollwitz sowie, als Sekretär, Piscator zur gleichen Zeit verfassten: «Ihr müsst und ihr werdet helfen! Unterstützt überall tatkräftig durch eure Kunst und eure Kenntnisse und Begabungen den Kampf der Arbeiterschaft gegen den Hunger im Osten. [...] Nehmt die Verbindung mit uns auf. Propagiert das Hilfswerk in euren Bekanntenkreisen, sammelt Geld, Medikamente und Kleidungsstücke. / Lasst kein Mittel unversucht, keinen Weg unbesritten, der

hinführt auf die grosse Strasse, die von Europa hinübergebaut wird in das Land Dostojewskis, das jetzt in unsren Tagen vom Hunger und von Seuchen überfallen ist.»¹⁸

Was fehlt Becher zu solch souveränem Brückenschlag, warum muss er krampfhaft eine kriegerische Sprache bemühen? Zwei Tage nach dem Pamphlet schreibt er an die Kippenbergs: «Ach, das Vacuum verbreitert und vertieft sich immer mehr, ein Mensch nach dem anderen entfernt sich aus der Sehweite, ein Unbestimmtes ist noch da, aber oft staune ich, als hätte ich es nie gesehen, über dies seltsame, mich befremdende Wesen, das ‚der Mensch‘ heisst. ‚Der Abgrund‘ so wird er einmal in den heiligen Schriften genannt». Und so geht es weiter, in larmoyantem Tonfall klagend über den «toten Punkt», den er zu überwinden gehabt habe, über finanzielle Not, als wäre nicht gerade erst seine Monatsrate erhöht worden.¹⁹

Gefangen in permanenter Selbstbespiegelung, kehrt der Dreunddreissigjährige ins Elternhaus zurück, wo er bis zum Mai einen weiteren Hymnen-Band verfasst, der Ende 1922 mit dem Titel *Verklärung* als Sonderdruck der «Künstlerhilfe für Russland» erscheint. Verklärt wird darin ein Gefühl abgründiger Verlorenheit, das in mythische Aggression umschlägt: Wo das Meer unter einem Firmament von Blut wie Gekrös am Strande hängt, bleibt nur «ein Seim aus Nichts auf einer hohlen Hand».²⁰ Auch das Werk verwehe im Hauch: «Der Gott, der schweigt, er fordert Blut und Rauch / Und sein Gebot will, dass ich mich vernichte ...»²¹

Zur Legende verdichtet sich der Motivkomplex in dem Text *Tief ist dein Schritt*, der geringfügigen Überarbeitung einer *Penthesilea-Hymne*, die Becher im November 1920 seinem Insel-Lektor geschenkt und auf der Rückseite des *Gestorbenen* als selbständigen Band mit Lithographien von Meidner angekündigt hatte. Warum das Heft nicht ausgeführt wurde, konnte sich auch der Maler später nicht erinnern.²² Nun wirkt die Dichtung in freien Rhythmen durch Tilgung des Namens noch verwirrender als zuvor. Das Ganze ist wie aus Bild-Sequenzen eines Films gebaut: Von einem Du ist die Rede, an dessen Gürtel sich Skalpe reihen. Kriegerinnen umtanzen kreischend einen Altar und stossen Gefangene «in den Rachen der rächenden Göttin». Ein Meer wird eingeblendet, dessen Ufer anbrennen, auf Klippen ein uralt blinder König. Sodann der Monolog eines Ich, das männermordend finstere Zeiten durchjage, «den Leuchtenden suchend». Während «der Gott» wie eine Spinne gealtert über Sümpfe krieche, töte das Ich schlafwandelnd, bis sein Bildnis sich umgeboren vollenden

werde, wie ein Engel ihm des Wahnsinns Geheimnis offenbart habe. Da lodert das Meer «grellauf», ein Nachen mit zwölf Ruderern und einem Sänger am Steuer steigt empor, in dessen Rumpf, tief unten, sich die Mannschaft erwürgt, in einem Schlachtgedröhn, das in Versen von eigenartiger Schönheit verklingt:

Auf Brücken von Gliedern auch tastet wohl manch einer
sicher hinab sich in den saugenden Schlund.

Vielfach verknüpft sind und ein Rätsel den Sterblichen
nicht zu erraten der Völker Geschicke. Leere Lose viel
Schüttet zürnend der Gott in die Urne.
Denn in den Winkeln der wimmelnden Städte kauern
ungehört noch und
Lebendigen Leibs verfaulend, verfolgt und verdammt,
Die Propheten.

Während die Brandung blauhütig enthauptete Leichen schleudere, seien «in Grotten oder / in rosenen Wolken begraben und heilig gesprochen / die Liebenden. / Seelenverwandelnd erlöst nur die leidende Menschheit die Sage. / Und von den Priestern sei in den Kirchen geopfert – knieend und mit wehrauchgefüllten, geschwungenen Kesseln – / ewig / ihrem Gedächtnis!»²³

Das Sujet erinnert an Kleist, die besten Verse an Hölderlin. Anders als Kleist aber löst Becher die Sage von Penthesilea und Achill in ein namenloses Schlachten auf. Bei Kleist sind die Liebenden Gefangene eines doppelten Gesetzes: Die Amazonenkönigin muss den Heroen nach der Tradition ihres Stammes töten, und sie muss es umso mehr, als der Mann sich seiner Waffen entledigt, um die Frau zu gewinnen. Sie muss töten, was sie liebt, um sich nicht dem anderen auszuliefern. Nur inmitten des Krieges, am Rande der Schlacht um Troja, in der Männerheere um den Besitz des schönsten Weibes der Antike streiten, gibt es einen Augenblick freier Begegnung, erfüllt von gleichem Begehren, in gleicher Kraft, ohne Macht über den anderen; ein utopischer Moment, haltlos ohne Dauer und Ort jenseits des Kampfes.

Bei Becher verschwindet alles Gegenständliche aus der Geschlechterbeziehung, mithin die Gegenläufigkeit der Bewegung, aus den Zwängen überkommener Verhaltensmuster ausbrechen zu wollen, löst sich auf in ein panoramahaftes Schlachtgemälde, in eine mörderische Klangkulisse, aus der Einzelaufnahmen zeretzter Körper wie lose Dinge herausragen. Der Lyriker beschwört mit theatralischer Bil-

derfülle eine Stimmung herauf, ein Sichhingeben an elementare Vernichtungsgewalten, während der Dramatiker alle äusseren Affekte radikal reduziert zugunsten der Selbstaussagen seiner Protagonisten. Becher schafft (sich) einen gemütvollen Spiegel (seines) mystischen Verlangens nach Tod und Wiedergeburt, der in kitschig-religiöse Verklärung verborgen «Liebender» mündet. Kleist vergegenwärtigt in mythischen Gestalten eine ungelöste Tragik offen individuellen Begehrens nach Liebe, die an Grenzen des kulturell Tradierten stösst. Becher aber will gerade den Kultus erneuern, will ein gemeinschaftsstiftendes Sinnbild aufrichten, dem Priester in Kirchen opfern können. Denn «Er», heisst es im vorhergehenden Gedicht, der «die Sonne ernährt und den Mond als seine Gewächse», er entzünde «dem Volke, so ihn ehrt, eine heilige Palme», während jetzt der Sterbliche blinder als das Tier in der Höhle hause.²⁴ Es geht nicht mehr um tragische Auflehnung gegen verbindliche Gesetze, gesucht wird ein neues Objekt kollektiver Unterwerfung, das wieder ein Aufblicken ermöglicht. Und je geheimnisvoller die Sage, desto grösser ihre Wirkung auf die «Seele» einer erlösungsbedürftigen, an sich selbst leidenden Menschheit – wie sie Nietzsche als Gegenstand der Priester und Propheten beschrieb.

Darin liegt wohl auch die entscheidende Differenz zu Hölderlin: Dessen Empedokles opfert sich zwar gleichfalls, um einen neuen Bund dauerhaft zu gründen, doch geschieht dies in energischer Entgesetzung zur Kaste der Priester, die durch eifersüchtige Wahrung der Tradition die Macht des Staates, und somit ihre eigene Stellung, erhalten: «Ich kenne dich und deine schlimme Zunft», lässt Hölderlin ihn sich gegen Hermokrates verteidigen. Früh habe er gefühlt, «Dass ihr des Herzens freie Götterliebe / Bereden möchtet zu gemeinem Dienst». Und dass er selbst gleich ihnen Heiliges wie ein Gewerbe treiben sollte.²⁵ Dabei ist sein Gegenspieler durchaus im Recht, wenn er die Bürger von Agrigent zu dem Gelehrten führt, um ihnen zu zeigen, dass der, den sie für einen Gott hielten, auch nur ein Mensch sei, da die Götter ihn mit Blindheit schlugen, weil er sich zum Herren der Natur gesetzt hatte. Als das Volk merkt, dass es sich mit der Verbannung des Empedokles selbst seines besten Teils beraubt, hat und ihn bittet, als König zurückzukehren, wendet der sich erneut zuerst gegen den kalten Priester, den Gottverlassenen, der nicht lieben kann und «manche liebe Lust / Den Sterblichen hinweg geängstiget», manch Heldenkind mit seiner Predigt in der Wiege schon erstickt habe. Dem

Volk aber, das jedem Führer schnell zu folgen bereit ist, antwortet der Weise, dies sei die Zeit der Könige nicht mehr, denn: «Euch ist nicht / Zu helfen, wenn ihr selber euch nicht helft.» Menschen sei die grosse Lust gegeben, sich selbst zu verjüngen. Aus dem «reinigenden Tode, den / Sie selber sich zu rechter Zeit gewählt», könnten Völker neu entstehen.

Gesetz und Brauch, der alten Götter Namen, mögen kühn sie vergessen und, wie Neugeborene, die Augen zur göttlichen Natur aufheben, einander wieder die Hände reichen und ihr Gut teilen, Tat und Ruhm: «jeder sei / Wie alle – wie auf schlanken Säulen, ruh / Auf richt'gen Ordnungen das neue Leben, / Und euren Bund befest'ge das Gesetz.» Mit dem Vermächtnis vollendet Empedokles sein Leben, bedenkend, es müsse beizeiten weg, durch wen der Geist geredet. Man möge die Glücklichen sterben, die Freien sich bei guter Zeit den Göttern liebend opfern lassen. Worauf Kritias, der Herrscher des Staates, bekennt, von dem heiligen Mann überwunden worden zu sein: «Ich will es ehren, was mit dir geschieht, / Und einen Namen will ich ihm nicht geben.»²⁶ In den Ansätzen zu einer zweiten und dritten Fassung des Dramas, vor allem aber in dem zur Selbstverständigung verfassten Aufsatz *Grund zum Empedokles*, hat Hölderlin die Gesetzmässigkeit dieses namenlosen Geschehens noch stärker herauszuarbeiten versucht: Demnach soll es keine Eigenwilligkeit sein, kein Bestreben, sich eines unsterblichen Namens zu versichern, was ihn in den Freitod treibt. Empedokles muss sterben, damit der Geist, den er verkörpert, leben kann. Gerade weil er als der Retter erscheint, der die widerstrebende Natur in seiner Kunst vereint und daher auch Menschen und Götter auszusöhnen vermag, muss er sich selbst vernichten, sich im Feuer des Ätna den Elementen übergeben, die er als ein Einzelner willkürlich zu beherrschen schien. Das Sterbliche, das Anmassende der persönlichen Herrschaft, muss vergehen, um das Unsterbliche, die göttlich verliehene Macht des Geistes, in seinem Untergang freizusetzen. Andernfalls bliebe die Versöhnung nur ein subjektives Werk, das den zu Versöhnenden dinghaft fremd, als ein gesetzlos gemachtes, gegenübersteht, wäre die Wahrheit an eine Person gebunden, statt in ihnen lebendig zu wirken. Ist es in der ersten Fassung noch Kritias, der klagt, das Volk sei trunken und achte kein Gesetz mehr, seit Empedokles sich zum Gott ernannt habe, so erkennt nun «der Abgott seiner Zeit» selbst inmitten eines allgemeinen Aufruhrs, dass er vom scheidenden Gott seines Volkes bestimmt war, der Schwanengesang eines sterbenden Landes zu sein und daher im Freitod zu enden nach göttlichem Gesetz.²⁷

Auch dieser Text ist Verarbeitung von eigenem Erleben: Hölderlin war als Absolvent des Tübinger Stifts zum «Priester» bestimmt, sollte das Heilige als Gewerbe betreiben. Wie sein Empedokles will er nicht den überkommenen Glauben zum Schutz der Staatsgesetze wahren, nicht Duldsamkeit lehren und jede Lebenslust ersticken. Vor dem Hintergrund der französischen Revolution wird Mut zur Verjüngung gepredigt, zum Vergessen alles Angelernten, um mit wiedergeborenen Augen die «göttliche Natur» wahrzunehmen, die pantheistische Einheit des Lebendigen in einem republikanischen Bund durch Teilung der Güter, Taten und des Ruhms auch im Kunstwerk des Staates zu verwirklichen und das «neue Leben» in Gesetzesform zu festigen. Doch das Volk, die Bürger erscheinen als (ver-) führbare Menge, dem Propheten ihres Heils entgegengesetzt. Nun hat Hölderlin bereits gegen Schillers Programm einer *Ästhetischen Erziehung des Menschen* eingewandt, dass eine Vereinigung von Gegensätzen nicht durch Wechselwirkung zwischen den Extremen, sondern nur in ihnen selbst, im Werden eines Dritten aus innerer Entgegensetzung zur eigenen Position und Bereitschaft zur Versöhnung mit dem anderen in sich, erfolgen kann. Der Verkünder einer neuen Einheit muss untergehen, um ihre Entstehung aus dem Zerfall der überkommenen heraus zu ermöglichen. So verschiebt sich der revolutionäre Aufbruch, das Verkünden programmatischer Erneuerung, zur Trauerarbeit am Vergangenen. Statt das Drama fortzusetzen, schreibt Hölderlin «vaterländische Gesänge», die das Bündnisideal der Antike in ihrem Verlust, ihrem Verdämmern unter dem Beharrungsvermögen der deutschen Verhältnisse erinnern.

Becher, der Ekstatiker der Revolution, fühlt sich dem Sänger in einer durchaus vergleichbaren Konstellation verwandt. Er schult sich am verhaltenen Tonfall einer sich selbst zurücknehmenden Sprache, ohne jedoch die philosophisch-theologische Reflexion wahrzunehmen, die Hölderlins Dichtung erst begründet. Nietzsche konnte, und das hat Bertram mehrfach betont, in dem doppelten «Da ich geboren wurde, war's beschlossen» des Empedokles und dessen Schülers Pausanias sein eigenes «Amor fati!», sein Ja zum Schicksal bestätigt sehen, es gar in den Schlussversen der letzten Fragmente bis zur Konsequenz einer ewigen Wiederkehr gesteigert finden: «Geh! fürchte nichts! es kehret alles wieder. / Und was geschehen soll, ist schon vollendet.»²⁸ Ein solcher Glaube bedarf keiner Kirche. Empedokles duldet, wie Zarathustra, keine Nachfolge, keine Priester, die sich vom Auslegen seiner Worte und Taten nähren. Und er stirbt nicht den Tod eines Märtyrers, der durch sein Leid erst

fanatische Anhänger zu einer positiven Lehre bekehrt. Allein auf sich selbst werden die zur Gefolgschaft Bereiten verwiesen, auf ihren eigenen Weg, den ihnen kein Stellvertreter abnehmen kann.

Bechers Gott hingegen, der die Vernichtung des Selbst in Blut und Rauch verlangt, hat nichts gemein mit dem pantheistischen Geist des All-Lebendigen, das sich im Opfer des grossen Einzelnen verjüngt. Die Blutorgie seiner *Penthesilea* ist nicht Aufhebung, sondern Inszenierung persönlicher Willkür: Hier wird keine innere Bestimmung als ewig waltendes Gesetz angenommen, sondern das Schicksal auf äusseres Geheiss hin herausgefordert. Wider ihre eigene Neigung vertraut die Männermordende auf Erlösung durch fortgesetzten Wahn. Zum Extrem gesteigert, soll die Vernichtungsgewalt sich selbst vernichten, soll sie umschlagen in die magische Wiedergeburt einer Welt der reinen Liebe. Als wundersam elementare Urgewalt bricht die letzte, die entscheidende Schlacht denn auch wie ein Gewitter herein, um rückblickend willkürlich als Zeichen der Versöhnung von kommenden Priestern geweiht zu werden. Als Sinngebung einer sinnlosen, doch sinnlich beschworenen Gewalt. Als ein Fetisch für Ungläubige, dessen «seelenverwandelnd»-kathartische Kraft umso glaubwürdiger wirkt, je unbegreiflicher das «Geschick» sich vollzieht.

So ist es nicht ein Zuviel an Metaphysik, sondern eher der Mangel an strenger Reflexion, der die Hölderlin-Klänge in Bechers Hymnen zu Versatzstücken verkommen lässt, die als sprach-technische Anleihen in einen Bombast affektgeladener Bilder montiert werden. Was freilich nichts über die Gültigkeit des spekulativen Gottesbegriffs bei Hölderlin und Nietzsche aussagt. Letzterer setzt seinen aktiven Fatalismus, sein «Amor fati!», gegen das eigene Bewusstsein vom Tod Gottes, von der Selbstvernichtung des Christentums im europäischen Nihilismus. Und der Glaube an die ewige Wiederkehr beruht letztlich nur auf dem Energieerhaltungssatz, auf der Annahme der modernen Physik, dass die Summe der Energien im Kosmos immer gleich bleibe, also bei einer endlichen Möglichkeit von Variationen eine jede Lebensform sich irgendwann wiederholen müsste. Ein untröstlicher Glaube, der das Chaos zu Gott und den Zufall zur Notwendigkeit erhebt.

Becher übergeht solch allzu theoretische Fragen. Obgleich den Ver zweifelten auch jetzt wieder nur der Zufall praktisch aufrichtet: In einer Fastnachtsgesellschaft begegnet ihm Eva Herrmann.

Liebe auf den ersten Blick nennt die Tochter eines amerikanischen Industriellen ihr Zusammentreffen noch fünf Jahrzehnte danach.²⁹ Zwar haben sie einander schon einmal im Herbst zuvor in Berlin gesehen, doch nun springt ein Funke über. Für die zwanzigjährige Malerin wird der gut aussehende Mann mit dem melancholischen Blick und dem Odium des rebellischen Dichters zur ersten grossen Liebe. Der zehn Jahre Ältere sieht in der zierlichen Frau ein neues Du, das ihm endlich den lang gesuchten Halt geben mag: «Ich soll Ihnen das Wort sagen? Du weisst es doch selbst. Es ist doch unnötig es auszusprechen, wenn es in allem, was ich Ihnen schreibe und wie ich an Sie denke, enthalten ist?! Ich war in den vergangenen Wochen selbst sehr unsicher, hoffnungslos mich vortastend, zerrissen und unschlüssig. [...] Ich bin so allein, wie noch nie. Oft ist es mir, als würde ich starr und ich rühre mich minutenlang nicht. Sie müssen ja fühlen, dass ich mich nach Ihnen sehne; aber das Wunder zu erleben, das setzt voraus die Bereitschaft. Die Gnade ist nur möglich, wenn der Mensch durchpflügt ist, gelockert und brüchig ... Ich bitte ja so oft darum, dass endlich der Mensch zu mir kommt, der den Griff kennt, damit ich nicht abgleite. Es ist das Einfachste und vielleicht darum in dieser unentwirrbaren Zeit das Schwerste ...»³⁰

Schwankend zwischen Sie und Du, sucht er sich der Geliebten mit demütiger Geste zu nähern. «Ruh Dich gut aus, mein Liebes», fährt er fort, in diesem wie in fast allen seinen Briefen, Rücksicht nehmend auf ihre schwache körperliche Konstitution. Das Leid gehöre zur menschlichen Essenz, jede Gemeinschaft sei eine Leidensverbundenheit. Später haben solche Zeilen sie an einen Menschen erinnert, «der einer unglaublich zarten, fürsorglichen und innigen Beziehung fähig war; von rührender Geduld und einem unerschütterlichen Glauben an diese Liebe, trotz aller Schwierigkeiten.»³¹ Damals freilich mochte Eva dergleichen nicht immer so rührend empfunden haben. Wollte sie doch keineswegs nur im Leid verbunden sein, sondern jung, ausgelassen, bedenkenlos und ohne finanzielle Sorgen sich ihres Lebens erfreuen. Und gerade diese Leichtigkeit stört ihn, führt schon früh zu Misstönen in seinen Briefen, die sich im ständigen Vorwurf wiederholen, sie lasse ihn warten, liebe ihn nicht wie er sie vom ersten Tag an.

Hinzu kommt die ablehnende Haltung ihres Vaters, der in Becher einen Erbschleicher vermutet, Käthe Ollendorff in München aufsucht und entsetzt seiner Tochter jeden weiteren Umgang mit dem mittellosen Mörder, Rauschgiftsüchtigen und Kommunisten verbietet. Als sie sich dennoch, oder gerade aus Trotz gegen die Bevormundung, zu ihrer Liebe be-

kennt, schlägt der Vater eine Weltreise vor, um jenen Abstand zu gewinnen, aus dem heraus sich erst die Dauerhaftigkeit des Gefühls erweisen könne. Man einigt sich auf Italien, und da sie nach sieben Monaten noch immer entschlossen ist, zu ihm zurückzukehren, bleibt dem alten Herrn nur die Drohung, er werde sie enterben, wenn sie eine Heirat mit Becher einginge. «Mir aber lag nichts daran, verheiratet zu sein und so fuhr ich nach Berlin zu Hans. Mein Vater fand sich mit der Situation ab, schickte weiterhin den Monatscheck und unsere Korrespondenz war auf ein Minimum reduziert.»³²

Doch auch der andere Vater ist gegen die Verbindung: «Hans», soll er erklärt haben, «lass Dich weder von jüdischem, noch von amerikanischem Geld kaufen!» Becher habe das komisch gefunden, ihr nahm es die Lust hinzugehen. Mehr als der Widerwille ihrer Väter verbindet sie noch etwas Drittes: «Seltsamerweise kannte ich Bechers jüngeren Bruder, der sich mit 17 oder 18 Jahren das Leben nahm. Wir waren beide im gleichen Kinderheim in Geiseltage bei München, das so grässlich war, dass ich es nach einer Woche verliess. Ich hatte nur ein Gespräch mit ihm, in den Zweigen eines Baumes. Ich beschwerte mich über die schier unglaublichen Verhältnisse dieser Anstalt, er aber antwortete mit einer Resignation und Weisheit, die bei einem etwa 14jährigen seltsam anmutete. Ich habe diese Begegnung nie vergessen können.»³³

Das ist schon ein unheimlicher Zufall. Und wie soll Becher, auf der Suche nach erlösenden Zeichen eines Gottes, ihn nicht schicksalhaft deuten. Der Bruder, einziger Gefährte seiner Kindheit, den die Eltern auch in ein Heim abschoben, der in den Freitod ging, um ihn zu einem anderen Leben zu verpflichten, wird im Augenblick erneuter Verlorenheit auf märchenhaft phantastische Weise zum Mittler ihrer Liebe.

Ende Mai 1922 fährt er nach Berlin, wo sich die Malerin ein Atelier in der Claudiusstrasse mietet. Auf der Durchreise wird Katharina Kippenberg aufgesucht, die enttäuscht ist von dem Wiedersehen: «Etwas Sorge macht mir Becher», schreibt sie an Rilke: «er war vorige Woche bei uns – was er in seiner unbeholfenen, sehr bescheidenen Art so ungefähr zusammenbrachte, gab mir den Eindruck von einem Abgetrunkenen, der Durst ist fort und das Getränk wird lau – nun setzt ein übersteigertes Verlangen nach ganzer Nüchternheit ein und alle anderen sollens auch werden.»³⁴ Kessler registriert am zweiten Juli, Becher habe bei einem Abendessen seine politische Poesie als überwunden

und schlecht bezeichnet. Er verlange Objektivierung, Loslösung des Gedichts von den persönlichen Zufälligkeiten des Dichters. Verlaine lehne er ab, während Baudelaire ihm als gewaltiger Block erscheine. Am Vierten ist er erneut bei seinem einstigen Förderer zu Gast und bringt am Siebenten Julius Gumbel mit, den Kessler warnt, auch er stehe auf einer Liste zu Ermordender.³⁵

In der Zeit, da Becher sich in seine Uracher und Münchner Pension zurückzog, ist der Graf in Höllen hinabgestiegen, hat er im November-Heft der Zeitschrift *Die deutsche Nation* 1920 die Unterernährung von mindestens drei Viertel der hauptstädtischen Bevölkerung beschrieben. Ohne Quäkerspeisung würde eine Generation heranwachsen, die nie etwas anderes bekommen hätte als trocken Brot, Kaffeesatz und Wassergemüse. Kessler regt ein «Kinderhöllen-Konto» an und bewegt die Frau des englischen Botschafters, den Berliner Osten zu betreten, wo «sieben, zehn, dreizehn Menschen ... in einem Raum [schlafen], in den kein Agrarier seine Schweine hineintreiben würde», wie Tucholsky berichtet.³⁶ Eine edle, aber aussichtslose Samaritergeste, mag man einwenden, die das Elend mehr kaschiert, statt seine Ursachen zu beseitigen. Nur macht der Diplomat keine Gottlosigkeit der Deutschen für ihre Lage verantwortlich, sondern verweist auf Reparationsverpflichtungen, die sich aus dem Versailler Vertrag ergaben. Zwar haben die Siegermächte ihre ursprünglichen Forderungen im März 1921 von 226 auf 123 Milliarden Goldmark (zuzüglich 26 Prozent des jährlichen Exports) nahezu halbiert, doch sieht er genau, dass die Arbeiterschaft die Last der Kriegsschuld zu tragen hat. Deshalb bedürfe es einer ökonomischen Lösung, die den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft auch im Interesse ihrer Gläubiger voraussetze, statt den Konkurrenten auszubluten, worauf die Politik Englands und vor allem Frankreichs hinauslaufe. Internationale Verständigung zu wechselseitigem Nutzen sei vonnöten, nicht die Fortsetzung kurzsichtiger Gewalt.

Solch Grundsätzen gemäss nahm Kessler von April bis Mai 1922 als Beobachter an der Konferenz von Genua teil. Vor allem die zuvor in Rapallo vereinbarte Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Sowjetrußland und der gegenseitige Verzicht auf Reparationen erschien den Deutschnationalen als Verrat. Als am 24. Juni der Aussenminister Walter Rathenau einem Attentat zum Opfer fällt, erklärt Kanzler Wirth vor dem Reichstag betroffen: «Der Feind steht rechts!» und erlässt Ebert eine «Verordnung zum Schutz der Republik». Dass – und warum – sich diese Republik diesen Feind selbst geschaffen hat, verdeutlicht jedoch zur gleichen Zeit niemand so scharf und unbe-

stechlich wie der Statistiker Gumbel: In der schmalen Broschüre *Vier Jahre politischer Mord* listet er die Opfer und Täter im Umfeld der Münchner Räterepublik und des Kapp-Putsches sowie die Art der Morde und das Ausmass ihrer Bestrafung auf. Danach standen 354 «rechten» Morden mit einer Sühne von 90 Jahren und zwei Monaten Gefängnis, 730 Mark Geldstrafe und einmal lebenslänglicher Haft – 22 «linke» gegenüber, die durch zehn Erschiessungen, 248 Jahre und neun Monate Haft und drei lebenslängliche Zuchthausstrafen gesühnt wurden. Anders gesagt: Wurden für die 22 Gewalttaten, von denen vier ungesühnt blieben, 38 Angeklagte verurteilt, davon zehn zum Tode, und somit 15 Jahre Haft auf einen Mord für Recht erkannt, standen auf der Gegenseite 24 Verurteilungen, 326 ungesühnte Fälle, ein Strafmass von vier Monaten Haft und zwei «Papiermark» pro Mord sowie 23 Freite sprüche und gar drei Beförderungen trotz Geständnis.³⁷

Bemerkenswert ist die analytische Strenge, mit der Gumbel das doppelte Ungleichgewicht der politischen Verbrechen und ihrer Strafverfolgung zu erklären versucht: Dass die linke Gewalt weniger Opfer zeitigt, sei keine Frage der höheren Moral, sondern beruhe auf einem technischen Unterschied. Durch Jahrzehnte gewerkschaftlicher Schulung diszipliniert und am materialistischen Geschichtsbild ausgerichtet, begriffen die Linksparteien Massenaktionen als das einzig wirksame Kampfmittel zur Erreichung ihrer Ziele – während die Rechten, als ungeschulte Anhänger einer heroischen Geschichtsauffassung, zu individuellem Terror, mithin zu sadistischer Lust am Töten aus Rache für die Niederlage im Weltkrieg neigten, um die gewohnte Ruhe und Ordnung ihrer bis dahin legitimen Herrschaft wiederherzustellen. Vom Blick auf den grossen Einzelnen aus gesehen, erschienen die Morde an Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Landauer und Jogiches sowie die Attentate auf Erzberger, Auer, Scheidemann und Rathenau nur konsequent: «Die Linke hat keinen bedeutenden Führer mehr, keinen Menschen, von dem die Massen das Gefühl haben: Er hat soviel um uns gelitten, soviel für uns gewagt, dass wir ihm blindlings vertrauen können.» Wodurch die Arbeiterbewegung um Jahre zurückgeworfen werde.³⁸

Auch die Mitschuld der Gerichte, deren Milde gegen Rechts eine Voraussetzung der Morde sei, wird auf ein kulturell tradiertes Wahrnehmungsmuster zurückgeführt: Von jener Zeit her, in der die Anhänger der Rechtsparteien unbestritten die oberen Schichten bildeten, sei ihnen der Gedanke unvorstellbar, dass aus dieser Kaste eine Reihe von

Mördern und Mordanstiftern hervorgingen. Werde ein Linker ermordet, so könne sich der Richter ebenso unwillkürlich nicht von der Vorstellung lösen, dass er sein Feind war und schon aus Gesinnungsgründen eine schwere Strafe verdient hätte.³⁹

Kein Wunder, dass ein solcher Kopf auf der Erschiessungsliste der Rechten stand. 1891 als Sohn eines jüdischen Bankiers geboren, ging Gumbel mit Becher auf das Wilhelmsgymnasium und gab ihm Nachhilfe in Mathematik. 1910 bis 1914 studiert er Nationalökonomie, promoviert, wird im August Kriegsfreiwilliger, im Januar 1915 wegen Krankheit beurlaubt, arbeitet als Ingenieur und tritt 1917 der USPD bei. Mit dem Scharfsinn, der rechten Hass auf sich zieht, zerstört Gumbel auch Illusionen der Linken: So plädiert er auf der ersten öffentlichen Versammlung des Spartakusbundes im November 1918 für eine Teilnahme an der Nationalversammlung und gegen die Errichtung einer Diktatur des Proletariats, weil in den Entente-Ländern keine Revolution zu erwarten sei, da die Regierenden dort ihre Versprechungen eingelöst hätten. Nur in Deutschland fühle sich das Volk betrogen und sei daher zum Aufruhr bereit. Doch würden die Siegermächte im Falle einer Rätediktatur ihre Blockade fortsetzen. Die Folge wären weiterer Rückgang der Produktion, Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend – die den Weg zur Gegenrevolution öffneten. Daher gelte es jetzt, die Macht zu erhalten durch Demobilisierung, wirkliche Pressefreiheit per Verstaatlichung des Inseratenwesens zu sichern, Staat und Kirche zu trennen, Monopole zu enteignen und die Arbeitszeit zu verkürzen. So könne man schrittweise mit der Nationalversammlung den Kapitalismus abbauen, während die Diktatur nur ein Zeichen mangelnden Vertrauens in die eigene Stärke sei.⁴⁰

Im März 1919 reist Gumbel als deutscher Delegierter zur 1. Internationalen Begegnung der Friedensfreunde nach Bern, wodurch er einem Erschiessungskommando entgeht, das bereits den Befehl zu seiner Exekution erhalten hat. Er wird Mitglied im Friedensbund der Kriegsteilnehmer, gehört mit Ossietzky und Tucholsky dem 1920 gebildeten Aktionsausschuss «Nie wieder Krieg» an, geht im gleichen Jahr mit der USPD-Mehrheit in die SPD, lehrt 1921/22 an der Betriebsräteschule des ADGB in Berlin, erhält nach seiner Habilitation 1923 einen Lehrauftrag für Statistik in Heidelberg und zwei Landesverratsverfahren für seine Schriften *Verschwörer*, eine Soziologie der nationalistischen Geheimbünde, und *Gibt es eine Schwarze Reichswehr?* von 1924. Nach einer ersten Suspendierung arbeitet er 1925/26

in Moskau an der MarxEngels-Gesamtausgabe, lehrt wieder in Heidelberg, ruft 1932 alle Linksparteien zur Einheit gegen die Nazis auf, wird erneut aus der Lehre verwiesen und entgeht durch Gastvorlesungen in Paris einem Haftbefehl im März 1933. Im Exil unterzeichnet Gumbel mit Heinrich Mann das Programm einer deutschen Volksfront, ist Gründungsmitglied des «Bundes freiheitlicher Sozialisten», flieht 1940 in die USA, stellt sein Wissen um die Geheimbünde der Wehrmacht dem Geheimdienst OSS zur Verfügung, lehrt in Brooklyn und Columbia, verfasst einen Aufruf gegen die deutsche Wiederbewaffnung, erhält eine Gastprofessur an der Freien Universität in Berlin 1953 bis 1957 und tritt noch in seinem Todesjahr 1966 einem Komitee gegen den Vietnam-Krieg bei.

Der Lebensweg eines Verteidigers der Zivilgesellschaft, eines unentwegten Aufklärers gegen rechte Gewalt, Revanchismus und Krieg, der zu seinem Mut und seiner Ausdauer keines linken Mythos von einer letzten Schlacht zur Befreiung der Menschheit bedarf, warum konnte Becher ihn nicht beschreiten? Wie eine Antwort auf die Frage taucht im *Abschied* ein «Jüdlein» auf, ein Bankierssohn, mit dem Hans Gastl sich heimlich im Stadtpark trifft: Im Nebel, der alles fest Gewohnte aufzulösen scheint, vertraut der Ich-Erzähler ihm sein Grauen vor sich selber an, dass er es nicht mehr aushalte, strammzustehen inmitten einer grossen Lüge. Der andere solle ihm sagen, an was man sich halten könne. Und Jüdlein weicht ihm in den Sozialismus ein, in die Lehre, dass der Mensch nicht für sich allein lebe, sondern in Gesellschaft, dass dieses Mit- und Gegeneinanderleben sich nach bestimmten Gesetzen vollziehe. Da der Strammsteher in ihm gegen das Wort vom «Klassenkampf» als Schwindel eines reichen Juden opponiert, der doch alles haben könne, erklärt der andere, es gäbe geschichtliche Wahrheiten, das bequeme, gesicherte Leben habe aufgehört, sie müssten anders als ihre Väter werden oder mit der grossen Lüge untergehen. Also brauche er sich nicht zu erschiessen? Nein, sagt der Belesene mit Strindberg, es wäre schade um den Menschen, und will weiterreden – während Gastl aufglimmende Lichter im Nebel bewundert: «Sei doch still und sieh dir die Lichter an. Kann man nicht für den Sozialismus sein und auch einmal schweigen und die schönen Lichter betrachten?» Worauf Jüdlein spöttelt, ob er denn vielleicht Gedichte mache. Ja freilich, entgegnet der Kumpan von Feck und Freyschlag, den Söhnen eines Kaufmanns und eines Rittmeisters, die mit Gewalt ihre Klasse beherrschen, und führt den ängstlich die *Internationale* Singenden aus dem Nebel heraus.⁴¹

Stört man sich nicht an der allzu vordergründigen Symbolik, so hält das Bild eine erstaunliche Ambivalenz bereit. Lässt sich doch sehr Verschiedenes darin lesen: Ein Aufgeklärter, der durch Bildung die Schranken seiner Klassenzugehörigkeit überstiegen hat, öffnet einem in sich Zerrissenen die Augen für eine Welt gesetzmässiger Veränderung. Oder: Der kleine schwächliche Jude verführt den körperlich überlegenen Deutschen im Nebel seiner Selbstverzweiflung zur sozialistischen Lehre vom Klassenkampf. Beide Lesarten, sowohl die traditionell marxistische als auch eine eher «völkisch»-rassistische sind dem Bild eingeschrieben. Mithin die Zeichnung eines Intellektuellen, der in seinem Besserwissen unempfindlich ist für den ästhetischen Reiz der sinnlichen Welt, in der er untergehen würde ohne fremde Hilfe, ein literarisch Gebildeter, der die Künste kennt, ohne selbst schöpferisch zu sein.

Gemessen an Gumbels Unterscheidung von materialistischer und heroischer Geschichtsauffassung als sozialpsychologischer Voraussetzung politischen Handelns stehen die Figur Hans Gastl und ihr Autor – rechts. Trotz ihrer philosemitischen Haltung, wie ja auch unter Menschen jüdischer Abstammung die Differenz der Ordnungsbegriffe nicht verschwindet. Im Grunde geht es um den Typus des intellektuellen Aussenseiters, der in seinem Kopf ein Ganzes sozialer Beziehungen nach rationalen Normen wie Gerechtigkeit und Wahrheit zu (re-) konstruieren sucht – gegenüber der Annahme einer quasi gott- oder naturgewollten Einheit von Führer, Volk und Vaterland mit ihren eher emotionalen Leitwerten wie Gemeinschaftserleben und Treue. Auch Gastl/Becher ist Aussenseiter. Doch Jüdlein/Gumbel kann als Sohn eines Grossbürgers, der in einer Kultur von Aussenseitern aufwächst, die sich über Jahrhunderte hinweg gezwungen sehen, in der ständischen Gesellschaft nur als Kaufleute, Gelehrte oder Künstler Anerkennung zu finden, sein geistiges Talent nahezu ungebrochen ausbilden. Noch als Statistiker ist er der legitime Nachkomme eines Bankiers, der bei aller politischen Gegensätzlichkeit wie sein Vater soziale Prozesse in Form von Listen und Tabellen berechenbar macht. Der Sohn des Staatsanwalts hingegen, der sich mühsam vom Bauernsohn zum Oberlandesgerichtspräsidenten hochdient, erbt vor allem dessen Insouveränität: den inneren Gegensatz von energischem Willen, die Schranken der eigenen Herkunft zu überschreiten, und der Beschränktheit kulturell erworbener Vermögen, eine Unsicherheit, die der Habitus des betont autoritären Familienvaters und kaisertreuen Deutschnationalen in seiner Äusserlichkeit anzeigt. In der wieder

äusserlich demonstrativen Entgegensetzung zum eigenen Vaterhaus zeigt sich Becher «jüdischer» als seine Freunde Käthe Ollendorff, Meidner und Gumbel. Er, nicht sie, schreibt *Zion*, er will ein «ewiger Jude», ein Ausgestossener der Gesellschaft sein, der vom Rand her ihren eschatologischen Untergang verkündet in Erwartung eines kommenden Messias.

Dass sich in dem Philosemiten jedoch ein «echter» Deutscher verbirgt, spüren gerade die Nationalen, die den Glauben an ein auserwähltes Volk ins Politische wenden. Ende Dezember, nach Erscheinen seines Bandes *Verklärung*, meldet Becher, die «völkische Bewegung» interessiere sich für ihn: «es sind mir 20 (!) Abende angetragen worden, die ich in den verschiedensten Deutschen Städten halten soll. Leider muss ich natürlich ablehnen.» Eine tiefe Verzweiflung sei in der Welt, und er sehe nur neue Illusionen, aber keinen Ausweg mehr.⁴² Den Sommer hatte er mit Eva in Kölpinsee auf Usedom verbracht. Dann folgt sie ihrem Vater nach Italien. Becher schrieb ihm noch zuvor, die Entwicklung eines Menschen sei in ihrer Ganzheit zu beurteilen. Tatsächlich hätten ihn einmal chaotisch tobende Kräfte zu zersprengen gedroht, da er sie nicht ökonomisch zu verwalten vermochte. Nun aber seien die destruktiven Momente produktive geworden. Und dies verdanke er «vielleicht einem trotz allem unverdorbenen Blut, meiner Rasse». Daher könne er versprechen, sich stets für die Tochter verantwortlich zu fühlen, die künftig bei ihm beheimatet und geboren sein werde.⁴³

Die Triebsublimierung, die er Kessler 1916 als Ziel seiner Dichtung eingestand, scheint wie von selbst, im passiven Vertrauen auf die Stimme des Blutes, der Rasse in ihm gelungen. Der Mäzen seinerseits hatte damals über ihn geurteilt, er habe «Gottseidank gar keine jüdischen Attachen, ist ein Grossneffe von Bassermann und des Malers Gussow, also rein süddeutsch allemannisch-fränkisch, aus der Rasse, die uns Goethe, Hölderlin, Mörike, Stefan George geschenkt hat. Auch dieses scheint mir von guter Vorbedeutung.»⁴⁴ Solch feiner Antisemitismus, von einem der gebildetsten Kunstkenner Deutschlands dem nicht minder kulturtragenden Insel-Verleger wie selbstverständlich mitgeteilt, spricht vom Geist der Zeit, von einer gewohnten Trennung in höher- und minderwertige Rassen, nicht nur im Verhältnis zu kolonialisierten Völkern.

Bei Becher tauchen die Metaphern von «Blut und Rasse» neben einer erneuten Hinwendung zum Kommunismus auf. Der Geliebten teilt er mit, er wolle sie über ihn und ihre Zukunft aufklären. Kommunismus sei «Bedarfwirtschaft: Füreinander-Produktion; Kapitalisti-

sche Wirtschaft bedeutet: Profitwirtschaft: Gegeneinander-Produktion. Wir glauben nun zunächst, dass der Mensch, je mehr er die Materialien kennenlernt, die Technik und die Natur, er sie auch beherrschen und für sich anwenden kann, und dass der Kapitalismus weiter nichts ist als eine Epoche der Unfähigkeit gegenüber der Maschine.» Die Folge einer individual-anarchistischen Stellung zur Technik, der schrankenlosen Expansion des Gegeneinanderarbeitens, sei der bürgerliche Krieg. Die kommunistische *Gemeinschaft* jedoch habe nichts mit Nivellierung zu tun, da die wirklich grossen Schöpfungen immer Gemeinschaftsakte gewesen seien. Auch habe es keinen Sinn, individuell anarchistisch sein Geld wegzugeben: «Ich bin immer Zentralist gewesen, d.h. ich glaube nur an einen Umsturz, der äusserst diszipliniert angepackt wird, von einer geschlossenen Organisation und unter der Führung wohl der Einzelnen, aber nicht von dem Einzelnen als Einzelnem. Russland kann sich schon aus dem Grund nicht kommunistisch verwirklichen, wie es auch ein Individuum nicht könnte, solange die übrige Welt kapitalistisch ist. Alle kommunistischen Siedlungen sind ethische Phantastereien und krachen meistens erbärmlichst zusammen ...» In der Zeit des Übergangs, der sich über Jahrhunderte erstrecken werde, könne man ein Verzögerer oder Beschleuniger sein. Das Neue schon zu leben sei eine Unmöglichkeit. Selbstverständlich gäbe es auch in Russland wieder Arme und Reiche. «Es wird immer Ungerechtigkeit geben: Die einen antworten darauf: Also handle ich auch ungerecht und kapituliere vor dieser Erkenntnis: Die anderen versuchen: die Idee der Gerechtigkeit zu gestalten und alles dafür einzusetzen, dass sie, wenn auch in spärlichem Umfang, verwirklicht wird.»⁴⁵

Solch Credo eines kritischen Engagements erinnert an Gumbel. Der hatte im März 1922 die Diktatur in Russland für gescheitert erklärt. Allerdings hielt er nach drei Jahren Weimarer Republik unter sechs Regierungen mit führender Beteiligung der SPD auch einen parlamentarischen Weg zum Sozialismus für unmöglich: wegen der Psyche der Gewählten, für die als hohe Gehaltsempfänger die soziale Frage de facto gelöst sei, weil das Kapital die öffentliche Meinung durch seine Presse verführen könne und jede radikale Erneuerung durch Verlegung des Schwergewichts von den öffentlich kontrollierten Sitzungen in geheim tagende Ausschüsse sowie Modifikationen der Gesetze in ihrer Durchführung verhindert werde. Den Willen der Gemeinschaft direkt zu verwirklichen sei der Zweck des Rätessystems,

doch hätten in dem halbfeudalen Russland die berufsmässigen Arbeiterräte bald alle Instinkte der Beamten unter einer proletarischen Phrasologie entwickelt.

Es sei die Tragik der Bolschewiki, aller sozialistischen Parteien, dass sie nur im Elend zur Macht gelangten, getragen von der Hoffnung der Massen, sie würden ihre Notlage sofort beseitigen. Obwohl gerade die Umstellung von Profit- auf Bedarfsproduktion einen Überfluss blühender Industrie voraussetzte. Unter den Bedingungen einer Wirtschaft, die nicht nur, wie in Deutschland, vier, sondern sieben Jahre von Krieg, Blockade und Sabotage gezeichnet sei, hätte sich die Lösung «Alle Macht den Räten!» nur in die Allmacht der Partei und die Tschecha aus einer ausserordentlichen Kommission zur Bekämpfung der Gegenrevolution in die alleinige Ordnungsgewalt der Revolution verkehren müssen. Und dennoch solle man an dem Verfall des Räteystems nicht verzweifeln. Denn wie die bürgerliche Demokratie nicht denkbar sei ohne den Terror der französischen Revolution bis zur Napoleonischen Militärdiktatur, so scheine auch die Emanzipation des Proletariats mit diktatorischen Übergangserscheinungen einzusetzen. Wobei die Bürger nur den Erwerbstrieb von den Hemmnissen der feudäl-ständischen Verfassung lösen mussten, während es jetzt um eine neue Bindung der entfesselten Wirtschaftskraft gehe. Voraussetzung des Kommunismus sei daher neben der ökonomischen Notwendigkeit einer intakten Industrie auch die psychische eines mehrheitlichen Willens zur gemeinsamen Veränderung, d.h. einer starken Arbeiterschaft, die fähig ist, selbst Träger der Produktion und der Staatsidee zu werden sowie ihre eigenen Führer hervorzubringen.⁴⁶

Weil die Arbeiter nur Seidenstrümpfe und Autos, nur privaten Wohlstand für sich selbst begehrten, hatte Becher sich 1919 von ihrer Revolution verabschiedet, um den fehlenden Kollektivwillen zu grossen Schöpfungen in seinem *Festspiel* zu beschwören, die Schreckensbilder selbstzerfleischender Strassenkämpfe in den *Aufbruch eines Volks zu Gott* zu wenden. Jetzt, da er im Namen Gottes und einer deutschen Volksgemeinschaft die Linke enthauptet sieht, da er selbst mit seiner lyrischen *Verklärung* in eine Sackgasse geraten ist, kehrt Becher zum politischen Alltag zurück. *Verdammte dieser Erde -!* ist ein Gedicht aus dem abschliessenden Band jener Jahre überschrieben, dessen Manuskript er im Dezember 1922, angewachsen auf 600 Seiten, unter dem Titel *Deutsche Hymnen* dem Insel-Verlag übergibt. 1924 erscheint das Buch, schlicht *Hymnen* genannt, das die Verdammnis verkündet,

Gott sei tot und der Mensch ein «Abgrund, drin es / Gelächert und mordschreit».⁴⁷ Bereits im Mai 1923 druckt der Wöhrle-Verlag in Konstanz *Drei Hymnen*, die präziser von der Not sprechen, «Dass eines / Götterhöhnenden Geschlechts ich Zeuge sein / Muss, Mitschuldiger, Angeklagter, Täter / Ohne Tat, sich versündigen arme= / Verschränkenden Hinschauns». Um nicht mitschuldig zu werden, muss Dichtung erneut in das Zeitgeschehen eingreifen:

Zu schreiben aber habe ich noch das Richt =
Buch der Neuen Zeit: blutatmenden Beginn des
Zwanzigsten Jahrhunderts! – Einzuzeichnen
Darin auch die Schandtaten völkischer Mörder=
Banden; Völker=Schlächter; Henker=Generäle;
General Säbelschleim; General Drossel-Gas;
General Schindefest; das Gräuel des die
Arbeiterrassen niederkartätschenden
Studenten=Gesindels; wider Geschlechter
Einfältig sich Wehrender die Todes =
Urteile kaiserlicher Standgerichte ... Lange darum
Unter allen Erdenvölkern als das verruchtetste
Dünkte mir: Deutschland ...⁴⁸

Die Form ist härter geworden. Statt in süsslich fließenden Reimen den Weltschmerz der eigenen Seele zu beklagen, hält Becher in unregelmässig spröden Vers-Blöcken eine schier unangreifbare, felsenhaft andauernde Gewalt fest, die noch ihre Opfer verhöhnt. Solch Abstieg in ein «irdisches Höllenreich» mutet wie der Versuch einer neuen *Divina Commedia* an. Doch bleibt es bei einem Versuch, der nicht über zwei Teile der Hymne *Mord* hinausgelangt, die mit Versatzstücken von ganz anderem Duktus aufgefüllt wird, als fehle ihm der Atem zur Vollendung eines grossen Entwurfs. Weil er nicht nur die Taten selbst erfassen, sondern – wie sein Vater – ein Richt-Buch der Neuen Zeit verfassen will, bleibt er im Gestus der Verurteilung stecken, die fehlende Macht durch Karikierung des Gegners ersetzt. Die Moral verzerrt den ästhetischen Ansatz und ästhetisiert die Klasse der Arbeiter zur Rasse. Statt, gleich Gumbel, ihre Selbstorganisation durch Schulung zu fördern, verwandelt sie der Lyriker in eine mythisch vitale Grösse.

Als die grosse Maschinerie erzeugende und von ihr erzeugte Naturgewalt scheint das Proletariat berufen zu sein, die anarchische Selbstzerstörung der bürgerlichen Zivilisation im kurzfristigen Ge-

winnstreben gegeneinander operierender Privateigentümer allein durch seine leibliche Existenz aufzuhalten: als ein Organismus, der sich zum Herrn der Industrie formieren müsste, um die gemeinschaftliche Schöpfung des Reichtums an die Lebensbedürfnisse aller zu binden. Zu dieser Sicht zumindest gelangt Becher Ende 1922: Im November schreibt er, ihn interessiere jetzt das Unekstatische, Nacktsachliche, «das «Gegenständliche an sich'». ⁴⁹ Im Februar 1923 heisst es, er plane nach einem arbeitsreichen Winter, der die produktivste Epoche seines Lebens gewesen sei, «Maschinen-Hymnen: neuartige, gewagte Experimente». ⁵⁰ Und im März, er strebe einen magischen Realismus an, lese sehr viel über Ökonomie, Biologie und Philosophie und interessiere sich für die Welt der Mechanik. ⁵¹ Dass seine Neigung zu «Maschinenmalern», den ungarischen und russischen Konstruktivisten, ihn von Meidner entfernt, vermeldet einer der nächsten Briefe an Eva Herrmann, der auch die Nachricht enthält, er habe sich «wieder in die Partei aufnehmen lassen: Das war für mich gewiss kein voreiliger Schluss: Ich tat es nach monatelangen Erwägungen.» ⁵² Erwägungen, deren Spannungsfeld eine Reihe verschiedenster Namen andeuten mag, mit denen er gerade in diesen Monaten das Gespräch sucht: Durchgehend werden Meidner, Wolfenstein, Leonhard Frank und die Mathematikerin Fränze Herzfeld genannt; mehrfach trifft er sich abends mit Gumbel, aber auch mit Musil, den er in Kölpinsee kennengelernt hat, und im Februar heisst es, er sei viel mit Dr. Benn zusammen, während er mit Grosz wieder zu boxen angefangen habe und einen jungen Arbeiter namens Mansfeld seinen zuverlässigsten Freund nennt, mit dem er tagsüber die Strassen von Berlin durchstreife.

Benn, 1886 als Sohn eines Dorfpfarrers geboren und mit ostelbischen Adelsprossen zu preussischer Disziplin erzogen, hatte 1918 eine Praxis für Hautkrankheiten in Berlin eröffnet. Als Arzt verordnet er Medikamente gegen das Elend der Geschlechter, als Lyriker nur die Diagnose eines unheilbaren Zerfalls:

Totale Auflösung, monströse Konglomerate,
 neurotische Apocalypsen, transhumane Foken,
 Jaktation, hybridestes Finale -:
 Individual-Ich: abgetakelt,
 Psychologie: zum Kotzen,
 Entwicklungsprinzip: wer will das wissen,
 Ergebnis: réponse payée!!

Solch *Orgie 1920* klingt gelassen, und doch ist auch die schnoddrige Litanei von Absagen an einstige Kultur-Werte ein Wehklagen um den «Verrat an Gott»,⁵³ ihr Zynismus nur die Maske einer (sentimentalen) Moral, die sich in verächtlichen Karikaturen über die «Westenweise / des Bürgermastdarms und der Bauchgeschmeisse» entlädt. Ein Benn-Biograph hat an solchen Hassgesängen die Nähe zu Becher bemerkt. Doch sei der geniale Expressionist derart in den Sog der KPD geraten, dass der Propagandist den Dichter abwürgte: «Eine herrliche Flamme erlosch und wurde zur Laterne der Partei.» Benn habe dagegen den Sozialismus – mit Nietzsche – als Zivilisationsbetrieb, als Irrweg begriffen und an einer tragischen Vorstellung von grossen Kulturen und Eliten festgehalten. Wären die meisten literarischen Talente nach 1918 nicht auf vertrackt deutsche Art, wirklichkeitsblind und utopistisch versponnen, einem Linksdrall erlegen gewesen, «dann hätte sie der 30. Januar 1933 nicht so wie ein Donnereschlag und so ahnungslos treffen können.»⁵⁴

Bestand die Linke nur aus ahnungslosen Spinnern, wie der Westberliner Zeitzeuge sich 1962 erinnert und wie man es noch in der 18. Auflage von 1994, in einem der nunmehr 88'000 Exemplare, unverändert nachlesen kann, nach dem Abgesang sämtlicher Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehanstalten auf die Utopieverfallenheit der Literaten im vereinten Deutschland? Dass der Feind rechts steht, sahen auch andere. Und die Einsicht, dass die bürgerlich-parlamentarische Demokratie mit ihrem feudalstaatlichen Beamtenapparat sich als unfähig erweist, jäh aufbrechende Gegensätze zu lösen, verband Becher mit Gumbel und Benn. Obleich ihre Alternativen sich diametral unterschieden.

Neben den Extrem-Forderungen, entweder den Fortschritt bis zur Arbeiter-Selbstverwaltung voranzutreiben oder die sich auflösende Kultur elitär zu erneuern, erscheint Musil wie ein Vermittler: Ein Jahrzehnt vor Becher geboren, hatte der Österreicher als k.u.k. Offizier gedient, dann aber Maschinenbau, Philosophie, Psychologie und Mathematik studiert, als Ingenieur gearbeitet und 1908 über den Physiker Ernst Mach promoviert. Zwei Jahre zuvor war sein Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törless* erschienen, dem folgten fünf Erzählungen und zwei Dramen, bis er 1931 mit dem ersten Band des *Mann ohne Eigenschaften* gleichsam die Formel einer Epoche schuf. Leben konnte auch er nicht von literarischer Arbeit. In den Essays, die er oft zum Broterwerb, doch auf sprachlich hohem Niveau, schrieb, beschäftigte ihn 1921/22 das «hilflose Europa»: Überall verkünde man,

der Zeit fehle die Synthese, Kultur, Religiosität oder Gemeinschaft. Eine ungeordnete Überfülle durch historischen Rückblick und wissenschaftliche Entdeckung aufgeworfener Tatsachen werde nur von liberalen Fetzen eines unbegründeten Vernunft- und Fortschrittsglaubens verdeckt oder in den Schatten der Fetische Epoche, Nation und Rasse gedrängt. Das Bedürfnis nach einem Halt für die Impressionen, aus denen man nur noch bestand, erkläre, weshalb der Expressionismus zur Clownerie verkam. Europa sei ein babylonisches Narrenhaus, aus dessen Fenstern tausend Stimmen und Gedanken zugleich schrien, während im Keller ein hephaistischer Schaffenswille Urträume der Menschheit wie den Flug verwirkliche. Die Zeit schaffe Wunder, aber sie fühle sie nicht mehr.

Eine Rückkehr zur (alten) Kultur als einheitlicher Weltanschauung sei unmöglich, da gedeihende Gesellschaften sich selbst zersetzten und der Krieg gezeigt habe, dass sich das Leben in wiederkehrenden Krisen von Ideologien befreie, wie wachsende Weichtiere von zu eng gewordenen Panzern. Nötig wären soziale Bedingungen, unter denen ideologische Bemühungen erst Stabilität und Tiefgang erhielten. «Es fehlt uns an der Funktion, nicht an Inhalten!» Wie aber eine funktional gegliederte Gesellschaft zu schaffen sei, die geistige Auseinandersetzungen fördert und nicht dem Zufall überlässt, die eine Vielfalt von Anschauungen als beziehungsreiche Einheit rational organisiert, statt sich idealischen Gefühlen einer höheren Vereinigung hinzugeben, weiss auch Musil nicht zu sagen.⁵⁵ Denn Ideen könnten keinen Weg weisen, nur die Richtung, als Netze, die einfangend über die Zukunft geworfen würden. Die Zukunft der Deutschen heisse daher Revanchismus oder Findung einer neuen Weltordnung im Eingedenken des Versagens von Kirche und Sozialismus beim Ausbruch des Krieges.⁵⁶ Nur die Bindung an eine Partei lehnt er ab: Zwar habe Barbusse recht, wenn er sich nach diesem einzig soliden Apparat für die Wirkung des Geistes umsehe, doch könne der Dichter nicht auf ihm spielen, ohne sich zu verlieren.⁵⁷

Becher ist auf drei Typen von Rationalität gestossen, die auf ein Spektrum von intellektuellen Haltungen in der Weimarer Republik verweisen: Ein Sozialist, der in der Tradition der Aufklärung die Selbstorganisation einer bislang in ihrer Unmündigkeit befangenen Klasse fördert. Ein Geistes-Aristokrat, der zeitlose Kulturwerte in massenhafter Entwertung bewahrend aufzeigt. Und ein Positivist, der am technischen Reichtum der Moderne die Unangemessenheit überkommener Begriffe einklagt, um ein Suchen nach funktionalen Ver-

mittlungen in Teilorganisationen zerfallender Gesellschaften anzuregen. Sie entsprechen dem Bildungs-, Heils- und Leistungswissen, wie es Max Scheler zur gleichen Zeit zu unterscheiden begann.⁵⁸ Die Mutation des Wissens von den Heilslehren kirchlich gebundener Priester zum Standeszeichen der Gelehrten im Dienst ihres Landesherrn, die mit der Renaissance einsetzt, sich mit der Etablierung des allgemein Gebildeten im 19. Jahrhundert forciert und in der Produktion des hochspezialisierten Einzelwissenschaftlers im Sold von Staat und Wirtschaft eskaliert, wird Becher theoretisch nie durchdacht haben. Praktisch aber bestimmt die Säkularisierung, die Verweltlichung des Geistes, das Herausfallen von Wissenschaft, Philosophie und Kunst aus der Klammer einer göttlich verbürgten Ordnung, seine haltlose Existenz: Der Aufstand gegen die Willkür der Vater-Ordnung stürzt ins Nichts des auf sich selbst zurückgeworfenen Ich, das geglaubt hatte, ein Dichter-Bote Gottes zu sein. Ernüchert nach ekstatischem Höhenflug folgt er dem Fetisch der alten Kultur in die neue Maschinerie.

Mit den Interpretationen der Intellektuellen im Ohr nähert sich der Lyriker an der Seite eines Mansfeld, eines Nicht-Gebildeten aus der Masse, dem Moloch Industrie, der täglich seine Opfer verlangt, um die Stadt erstrahlen zu machen in ihren künstlichen Sonnen. Er wolle auf Weltreisen verzichten, da Hunderttausende von armseligen Würmern kaum alle Sonntage einmal das pure Licht erblickten, antwortet er Eva im Januar auf den Vorwurf, sein Leben nicht gestalten zu können. In Russland habe man einem Freund auf dem Markt gepökelt Menschenfleisch zum Kauf angeboten.⁵⁹ So wird das Elend der Welt, das die Geliebte missachtet wie ihn selbst, wieder zur Bezugsfläche der eigenen Identität, die er allein nicht zu finden vermag. Zumal die deutschen Verhältnisse sich explosiv zuspitzen: Bereits im zweiten Halbjahr 1922 ist die zirkulierende Geldmenge um das Siebenfache gestiegen. In den folgenden vier Monaten schnellte der Preis für einen US-Dollar von sieben- auf zwanzigtausend Mark. Als im Januar 1923 französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet besetzen, weil Deutschland seinen Reparationen nicht nachkommt, bewirken die Aufrufe von Reichsregierung und Gewerkschaften zu «passivem Widerstand» eine fatale Verstärkung nationalistischer Revanchegelüste und zugleich eine Annäherung von SPD und KPD, die im Herbst zur Regierungsbeteiligung von Kommunisten in Sachsen und Thüringen führt.

Die Suche nach einem Haltepunkt prägt jede seiner Beziehungen.

Ende Januar wird vom Ausklang der alten Freundschaft zu Bluth berichtet. Vielleicht habe er sich verändert, vielleicht die anderen: «Ich finde so viele Menschen fadenscheinig, mich interessiert die Bewegung und die Linie, diese Menschen als Individuen interessieren mich nicht.» Und als sei er selbst erschrocken über die Härte seiner Worte, fügt Becher am Rand hinzu, dass diejenigen, die er liebe, nicht so einzuordnen seien.⁶⁰ Doch es bleibt beim Einordnen, beim Griff nach einer dinghaft äusseren Welt, die seiner inneren Leere trotz des Wiedereintritts in die Partei keinen Trost verschafft: «Liebstes!» Klagt er zwei Monate darauf: «Es war mir unmöglich, Dir in den letzten Tagen zu schreiben: ich hatte mit einer gefährlichen Depression zu kämpfen: der Frühling, ohne Dich: ich glaubte, dieses Warten nichtmehr ertragen zu können. Eine tiefe Hoffnungslosigkeit, eine nicht bezwingbare Bitternis: nur automatisch sozusagen arbeitete es und lebte es in mir weiter, es war mir, als sei ich mechanisiert, aber ich wartete jeden Moment darauf, dass das Räderwerk unter dieser Last zersplittere. Meine Nerven sind in dieser Wartezeit schlecht, sehr schlecht geworden. Ich bin unglücklich, sehr sehr unglücklich, aber ich wagte Dir nichts zu schreiben. Es ist Ostern, und wunderbares Wetter; wie törricht bin ich, und doch vermag ich es nicht zu ändern. Ich bin jeden Tag mit Frank zusammen, der lautlos, wie etwas Schwarzes aus Fleisch, neben mir hergeht. Ach könnte ich doch vom Sinnlosen das am wenigsten Sinnlose tun. – [...] Lass mich nichtmehr zu lange allein, ich werde von diesem Warten aufgezehrt, ich bin jetzt hilflos dieser trostlosen Distanz gegenüber. – Aber um das eine bitte ich Dich auch zugleich: *beschleunige nichts übertrieben, bleibe, solange Du bleiben kannst*: ich möchte nur nicht, dass Du denkst: ich wäre sehr glücklich. Schau, mein Fröschlein, ich habe Dich ja so unendlich lieb, ich liebe Dich in mir mit jeder Faser, und alles ist mir ummauert und Du bist mir so endlos weit weggeraubt... / Ich küsse Dich, Du mein Einziges, und werde wieder zu leben beginnen, wenn du bei mir bist. / Dein Hans.»⁶¹

Ein traurig schöner Brief, wohl der berührendste, der uns von Becher überliefert ist. Ton und Duktus der Sprache erinnern an Büchner, der neun Jahrzehnte zuvor seiner Geliebten in gleichen Worten von der gleichen Verlassenheit schrieb, vom Gefühl des Gestorbenseins, des Sichverzehrens, der Verdammnis, keinen Schrei zu haben für sein Inneres in einer mechanischen Welt, Kinder erblickend, die Weihnachten mit hungrigen Augen vor den Auslagen der Zuckerbäcker stehen, und Herren, deren Paläste im Glanz des Fettes leuchten, das

sie den Bewohnern von Hütten mit der Maschinerie des Steuerwesens aus ihren Leibern ziehn. Dabei hat Becher, in seiner Vorliebe für den Klang der Hölderlin-Hymnen, den ersten praktischen Revolutionär unter den deutschen Literaten kaum zur Kenntnis genommen. Zwar wollte er, der wenig Bücher jemals rezensiert hat, die einbändige Gesamtausgabe der Werke Büchners von 1917 sofort besprechen, doch hat ihn der Band nicht erreicht und erlosch sein Interesse mit der wachsenden Morphinabhängigkeit.⁶² Nicht bloss Lektüre, ein gleicher Typus des Erlebens erzeugt unter vergleichbaren Verhältnissen eine unbewusst gleiche Tonfärbung, die sich nicht, wie im Falle Hölderlins, auf technische Anleihen reduziert, sondern das Experiment der 1922/23 entstehenden Gedichte prägt, die drei Jahre später unter dem Titel *Maschinenrhythmen* erscheinen.

[...] ihr
 Werdet, euch bekreuzigend, weheklagen: «Ein
 Eisen=Getier ist's, spinnenartig, millionen=
 Gelenkig ein Stachel=Ungetüm, geboren aus dem
 Pfuhl der Verdammnis: Als Augen russschwarze
 Sonnen: das ist das Welt=Gräuel! ...» Ich
 Aber, ich sage euch: Ein magischer
 Kraft=Spiegel auch bin ich; der
 Zurückwirft euch euer Bild: glanz=
 Elektrisch euch tötend. Nicht zu
 Zerscherben bin ich, ehe ihr
 Nicht zerscherbt seid! -⁶³

Etwas dämonisch Zerstörerisches sahen mit dieser *Maschinen = Hymne* 1987 die Veranstalter der Marbacher Ausstellung *Literatur im Industriezeitalter* ins Zentrum der Becher-Gedichte gestellt. Wohl überwiege eine marxistisch-revolutionäre Komponente, doch bleibe die ersehnte Zukunft auffallend nebulös. Als Gegenbild zu solch «pauschaler Ablehnung der Technik» wird auf das Drama *Masse Mensch* (1921) von Ernst Toller verwiesen, in dem die besonnene Stimme einer Frau den Maschinensturm der Arbeiterinnen mit den Worten abwehrt: «Fabrik sei Diener würdigen Lebens! / Seele des Menschen bezwinde Fabrik!»⁶⁴ Mit einem anderen Blick für ihre Eigenart erhob ein böhmisch-amerikanischer Germanist 1990 die *Maschinenrhythmen* zu einem Schlüsseltext der linksradikalen deutschen literarischen Avantgarde und lud dazu ein, einen Erzdichter des euro-

päischen Futurismus neu zu entdecken. Als Exempel einer Sprache, die, stammelnd wie in Fieberträumen, an den äussersten Rand ihrer Selbsterstörung gehe, gilt ihm Bechers *Hymne an Lenin*:

[...] Fabrik=Gevierte: fieberkurvige
Landschaft: Dämonen=Klumpen, eisen=
Gequadert, aufquollen, übergeworfen, wie
Ätzend umpanzert, von leuchtgasigen
Rauch=Mänteln; von Röhren=Geflechtem
Umstellt; rissige Feuer=Gesichter;
Kraft=Wellen; schmelzende Erz=Fluten.⁶⁵

Der einzige Kommentar, der dieser Lyrik gerecht werde, sei in Gramscis Anmerkung zu Lunatscharski zu finden, der Marinetti einmal als revolutionären Intellektuellen begrüsst hat: Die Futuristen verfügten über die klare Konzeption, dass die Epoche der Grossindustrie, des intensiven und tumultvollen Lebens, neuer Formen der Kunst, Philosophie, Sitten und Sprache bedürfe. Und sie hätten diese «ganz und gar revolutionäre, absolut *marxistische* Konzeption gehabt, als sich die Sozialisten nicht im Entferntesten mit einer ähnlichen Frage beschäftigten».⁶⁶

Allerdings besteht die Qualität des Bandes nicht nur im Wiederverwenden futuristischer Analogien, jener Substantiv-Konstruktionen, die durch Gleichheitszeichen zwischen getrennt wahrgenommenen Erscheinungen überraschende Assoziationen stiften, um Bewegung unmittelbar sprachlich, im materialen Akt des Verknüpfens von Worten zu manifestieren, deren Klang das beschworene Geschehen, den Ton eines gepressten Lebens, das Walten einer gigantischen Maschinerie hörbar macht. Nach seinem (gescheiterten) Versuch, den Expressionismus in «erfüllter Klassik» zu überwinden, fällt Becher nicht schlicht auf die frühere Sprachtechnik zurück. Was 1916 Ausdruck des Bestrebens war, die Selbstvernichtung der modernen Zivilisation im Krieg als den Augenblick notwendiger Verbrüderung unabweisbar nahezubringen und dabei sich selbst als originellen Dichter zu bestätigen – der gleiche experimentelle Umgang mit Sprache dient jetzt der Bewältigung andauernder Verlorenheit in einem Frieden, der als transformierter Krieg kenntlich wird. Dabei verschiebt sich das Pathos der Idealität in eines der Gegenständlichkeit. Das Zivilleben erscheint gegenständlich, nicht wie bei Benn durch ein Montieren von Abstrakta, in seiner immanenten Gewalt. Brutal aus geleuchtete Augenblicksaufnahmen erhellen blitzartig die Nacht: «uralte Weiber in

Schwaden, zahnlose / Kröten zweibeinig, die verhurten ihre stichblät-
terige / Zunge, vor Betrunkenen knieend, unter den / Torbögen» und
«Aufblühten zwischen / Den Schenkeln süsser Nutten in Bündeln die
/ Geldscheine», heisst es in *Deutsche Ostern 1923*.⁶⁷

Daneben der Alltag der *Heiligen Familie*, nach dem Motto der
Kantschen Definition von Ehe als Verbindung zweier Personen zum
wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften: «Du frierst al-
lein: drum frei ein Weib, und friere! / Da reibt sich Leib an Leib wie
Stein an Stein. / Drum zeugt ein Kind, ihr frierenden Geschwüre! /
Wie quietscht's! Ein Klümplein angeeist: schon friert's zu Drein!»⁶⁸
Mit lakonischer Härte wird eine proletarische Autobiographie (*Gol-
dene Jugend*) erzählt, ein Mündigwerden im Bewusstsein, Fleisch zu
sein, das starb im Mutterbauch,⁶⁹ und verweist *Prothesen* = *Gustav*
auf seine «Muskeln: seht: / Ein Bündel Draht, die Hände: schöne Zan-
gen». Christen waschen sich im Bad der Reue rein, und er zeche mit
Maschinen,⁷⁰ die singen im Traum, gläsern Fleisch sei die Welt.⁷¹ Das
Ich verkündet keine Ideale mehr, es bricht sie in der Erfahrung ande-
rer Existenzen. Nicht Mitleid wird erregt, sondern im Jasagen zum
(eigenen) grotesk entstellten Leib eine kreatürliche Kraft angezeigt,
ein Zeichen des Noch-am-Leben-, eines unausrottbar Lebendig-Seins,
das sich in seiner spröden Sprache dem konsumierenden, auf ange-
nehme Einfühlung versessenen Blick widersetzt.

Wie bei Grosz, dessen «Kult der Hässlichkeit» sich Kessler 1922
als Gegenbild eines geheimen Schönheitsideals entschlüsselt: Der
Idealist mit umgekehrtem Vorzeichen verfolge mit fanatischem Hass
das Gegenteil dessen, was er in sich trage. «Nur in der Farbe leuchtet
etwas von seinem geheimen Ideal durch. Eine mimosenhaft empfind-
liche Natur, die aus Empfindsamkeit unerhört brutal wird». Im Ge-
gensatz zu Toller, dessen *Maschinenstürmer* er am Abend zuvor im
Grossen Schauspielhaus von Berlin als tatenlosen Kitsch empfand.⁷²
Auch Becher verdichtet simultane Eindrücke zu einem Panorama von
intensiver Farbigkeit, zum *Kaleidoskop 1923*, einem Bruegelschen
Weltgemälde mit unheimlich schönen Bildern, wie dem von Waisen-
kindern, die am Ufer angeln – «Ein Fisch schiesst nach dem Haken.
Sieh: er bleckt / Voll Golds ein Maul. O Schlaf, welch geisternd Pran-
gen: / Ein Torgeheimnis=sprüht, von Flammenschaum umleckt ...»⁷³
–, vom roten Wind, der in pechhätiger Nacht an einer Litfasssäule
klebt, und vom Tod, der den Kohlentümpel meckernd umhinkt, «welk
an den Schultern zwei papierne Flügel».⁷⁴

Bilder, wie im Wahnsinn geboren. *Traum = Gespinst, Von Mördern und Irren, Die Schläfer* – Impressionen einer visionären *Höllenfahrt*. Die wieder entschärft werden durch die Belehrung, keiner sei «so schwach, dass dem anderen er nicht / Zu helfen vermöchte, abzu-beissen, daran seit Uranfang / Er aufgeknüpft ist: den Strick; oder die / Nabelschnur»⁷⁵. Die negative Kraft, das eigene Leid auszuhalten, verkehrt sich in die Positionierung einer erlösenden Macht. Was den massenhaft alltäglichen und doch grotesk individualisierten Gestalten ihre leuchtende Plastizität verlieh, löst sich auf in das platt durchsichtige Schema einer anmarschierenden Masse, die «maschinengleich» als Rache dröhnendes Wir das Weltgericht vollzieht⁷⁶: «Es ist die Welt ein Trümmerfeld. Wie eine Ware / Verhandelt wird der Mensch ... Geschütze rasseln – / Wer erobert die Welt!? Wer stiftet den Bund, den wahren!?! / Arbeiter=Völker! Muskel=harte Rassen!»⁷⁷

Wieder ist es die Moral, die sich Bechers ästhetisches Vermögen, Menschen (de-) formierende Gewalt stärker als andere zu empfinden und in seiner Phantasie zu verarbeiten, unterordnet. Er misstraut der Kunst, seiner eigenen Gestaltungskraft. Alles Geistige, schreibt er im Mai 1923, müsse zur Lüge werden, solange die sozialen Probleme nicht gelöst seien. Metaphysische Erlösungsversuche, wie er sie selbst einmal Grosz und Heartfield gegenüber vorzog, scheiterten an der eisern organisierten Macht der Herrschenden. Am gefährlichsten aber seien «die Humanitären und Reformisten, die Wohltätigkeitsver-anstalter, die immer wieder Schlafpülverchen verabreichen und jede ernsthafte und gründliche Auseinandersetzung aufschieben».

Wieder treibt ihn sein Selbsthass, das schlechte Gewissen, als Äs-thet versagt zu haben: Wie er auf dem Tiefpunkt seiner Morphium-abhängigkeit alles Kranke überwinden, sich ursprünglich als Diplo-mat, dann als Mediziner in die bürgerliche Gesellschaft integrieren und schliesslich, von ihr abgewiesen, als Deutschlands erster und letzter Dichter über sie erheben wollte, so versucht sich Becher nun in die Partei einzuordnen, um ein anderer, ein besserer Mensch zu werden. Mit der Freude eines neu Bekehrten nimmt er die «trockene und nüchterne Aufgabe» alltäglicher Kleinarbeit auf sich, der er sich immer wieder entzogen habe.⁷⁸ Arbeit als Therapie gegen die eigene Schwäche und Verzweiflung an sich selbst: «wenn man viel arbeitet, Eva, wird man sehr einfach und unverwickelt». Gründlich habe er mit jedem verweichlichten, geniesserischen und reflexiv-skeptischen Le-ben gebrochen. «Meine Schlamperei von früher ist mir ein Greuel.

Wie froh, wie froh bin ich, dass ich diesen Weg noch gefunden habe.»⁷⁹ Im Mai hofft er auf eine Parteistelle im Ruhrgebiet und glaubt im Jahr darauf, als Pressereferent nach Russland zu kommen.⁸⁰ Sein Leben habe eine vollständige Wendung genommen, erklärt der Parteiarbeiter Ende Januar 1924. «Das Caféhaus ist vorbei, die lustige Künstlerei und Schwabingerei ist vorüber. Ich habe jede Minute zu tun. Ich habe zu funktionieren, so ist z.B. das Lenin-Gedicht im Auftrag innerhalb einer knappen halben Stunde geschrieben.»⁸¹

Wieder folgt sein Verhalten dem Muster des aufmüpfigen Bürgersohnes, der sich nach Bindung sehnt, nach Heimkehr aus gottloser Verlorenheit, gewendet in ein modernes Funktions-Verständnis. Doch was besagt die religiös motivierte Parteinahme für die Arbeiterbewegung und den Marxismus? Erst jetzt beginnt Becher, «sich sozialistisch auszubilden», liest er das Marxsche *Kapital*, Lenins Imperialismustheorie und Essays von Maxim Gorki, um das eigene Leben mit dem Gesetz der Zeit in Übereinstimmung zu bringen.⁸²

VIII. Der einzig gerechte Krieg

«All diese Arbeit war Neuland. Sie wurde mit grosser Begeisterung getan, aber welche fantastischen Fehler machten wir. Zum Beispiel hielt Freund in unserer Jugendgruppe einen Kursus über Marx. Er begann mit ‚Mehrwert: Ich war die einzige Intellektuelle in unserer Gruppe, aber nicht die Einzige, die nichts davon verstand. Aber was machte das aus? In den endlosen Diskussionen erklärten uns Becher und Freund mehr und mehr. [...] Becher hatte den lieben süddeutschen Humor, aber er selbst lachte selten, wenn er auch sehr lustig erzählen konnte. Einmal entsinne ich mich, lachte er laut und herzlich. Anlass war unser Hund Asta. Asta war ein Schäferhund, der meinen Eltern gehörte und den ich spazieren führen musste. Wir nutzten die Gelegenheit aus und Erich, genannt ‚von Winterfelds er war ein Dachdecker und arbeitete zu dieser Zeit auf Dächern der Winterfeldtstrasse, also Erich ‚erzog‘ Asta, d.h. er hetzte Asta gegen die Polizisten auf. Nach den Zusammenkünften unseres kommunistischen Jugendverbandes ... gingen wir in Viererreihen singend durch die nächtlichen Strassen. Die Polizei machte uns darauf aufmerksam, dass das Ruhestörung für die schlafenden Bürger bedeutete und dass wir nach Hause gehen sollten. Nichts anderes blieb uns übrig. Bis Erich Asta erzogen hatte. Jetzt sangen wir ‚Im Arbeitsschweiss die Stirne, den Magen hungerleer ...‘, ‚Licht im Osten aufgegangen‘ und die wenigen Arbeiterlieder die es 1923 und die folgenden Jahre gab. Ein Polizist erschien. Asta, von der Leine losgelassen ging ruhig und langsam an den Polizisten heran und begann, die Zähne fletschend tüchtig zu knurren und zu bellen. Das genügte. Der Polizist verliess recht unpreussisch unsere Gruppe und wir hatten Ruhe. Wir sangen unsere Lieder, einmal, zwei mal, drei mal. Dann erhoben wir die Faust, grüsten einander mit ‚Heil Moskau‘ und später als der Rote Frontkämpferbund auch in Schöneberg Mitglieder hatte mit ‚Rot Front‘. Becher lachte und lachte als ich ihm das erzählte. Er wollte Erich kennenlernen. Der wurde ein treuer Anhänger unseres Kreises.»¹

So erinnert sich Lene Sachse 1964 an die zwanziger Jahre. Eine enge Freundschaft habe Becher mit ihrem späteren Mann, Ludwig Freund, verbunden, der 1923 bis 1926 Nationalökonomie in Berlin studiert

und die kommunistische Studentenfraktion an der Technischen Hochschule geleitet hat und «im Zusammenhang mit dem Slánsky Prozess 1952» – unter dem Namen Ludvik Frejka – «hingerichtet wurde. 1963 wurde er vollkommen rehabilitiert.»² Heil Moskau. Du entsandtest die Berater, die den Apparat zu säubern halfen von der jüdischen Verschwörung des Weltkapitals, sieben Jahre nach dem grossen Sieg. Nein, das hätten sie nicht für möglich gehalten, damals, in den Strassen von Berlin, unterm Schutz der klugen Hündin Asta. Dass er einmal Leiter der Wirtschaftsabteilung in der Kanzlei des Präsidenten einer Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik sein werde, davon mochten sie schon geträumt haben. Dafür hatten sie ja Marx gelesen. Aber was lasen sie, was nahmen sie wahr?

Der Lyriker konnte mit barocker Sprachgewalt die Verwandlung des Menschen in ein Anhängsel der Maschinerie beschrieben sehen: In Gestalt des zu einem Automaten verselbständigten Arbeitsmittels trete dem Arbeiter das Kapital als «tote Arbeit» gegenüber, «welche die lebendige Arbeitskraft beherrscht und aussaugt». Die Rationalisierung der Produktion werde zum systematischen Raub an den Lebensbedingungen des Arbeiters, an Raum, Luft, Licht und Schutzmitteln wider lebensgefährliche und gesundheitswidrige Umstände des Arbeitsprozesses.³ Nun benutzt Marx die kraftvollen Bilder aber weder zur Begründung von Maschinenstürmerei noch zur moralischen Diffamierung des Kapitalisten. Wie kaum ein zweiter Gelehrter seiner Zeit bejaht er den technischen Fortschritt und betont, dass Kapitaleigner unter dem Gesetz der Konkurrenz ihre Profite maximieren müssen. Der Sachzwang, nicht boshaft persönliches Gewinnstreben, nötige, zum Erhalt des Betriebes die Produktion zu intensivieren, d.h. den Anteil der lebendig-teuren Arbeitskraft durch tote und tödlich-effektive Arbeitsmittel komplex zu ersetzen. Die Folge sei zunächst eine Überschussproduktion an Bevölkerung, ein jederzeit verfügbares, zur Disziplinierung der Arbeitenden geeignetes Reserveheer an Arbeitslosen, deren Zahlungsunfähigkeit die Verwertung der produzierten Güter auf dem Markt behindere. Da jedoch der Mehrwert, die Summe der von der Arbeitskraft über die Kosten zu ihrer Reproduktion hinaus geschaffenen Werte, ins Verhältnis zum konstanten Kapital, zum wachsenden Anteil der Kosten für die verselbständigte Maschinerie zu setzen sei, sinke selbst in Konjunkturzeiten bei absolut steigender Grösse tendenziell die Rate des Profits.

An diesem Widerspruch seiner inneren Logik, und nicht (nur) an

der äusserlichen Verelendung des Proletariats, werde die Kapitalverwertung in sich selbst zusammenbrechen. Wobei gerade das Bestreben nach Stabilisierung der sich wechselseitig im Konkurrenzkampf vernichtenden Kapitalien durch ihre Konzentration und Zentralisation in Monopolverbindungen jenen Grad an realer Vergesellschaftung der Produktionsmittel vorantreibe, der ihre privatkapitalistische Aneignung zur Fiktion, zum Anachronismus verkommen lasse: Unter dem Gesetz einer universalen sachlichen Abhängigkeit der arbeitsteilig organisierten Produktion könne eine Minderheit nicht mehr, wie in der Geschichte aller bisherigen Kulturen, ihren Lebensgewinn auf Kosten der Mehrheit sichern, ohne die Bedingungen ihrer eigenen Existenz zu zerstören.

Damit ist für Marx die «Vorgeschichte der Menschheit» abgeschlossen: sie werde untergehen, indem sich die Produktivkräfte in anarchisch wirkende Kräfte der Destruktion verkehren – oder es gelingt den «assozierten Produzenten», den vereinigten Arbeitenden, «ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell [zu] regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle [zu] bringen, statt von ihm als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den, ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen [zu] vollziehen». Doch bleibe auch dies immer ein Reich der Notwendigkeit: «Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung.»⁴

Was bei Nietzsche zur Fixierung zweier entgegengesetzter Kasten der Zwangs- und der Freiarbeit führt, versteht Marx als Aufgabe einer kommunistischen Gesellschaft: eine Neubegründung von Humanität durch Unterordnung der sich im 19. Jahrhundert von Kirche und Staat emanzipierenden Wirtschaft unter die Selbstzwecksetzung menschlicher Kräfte. Wie sich aber der Wechsel von privater Verantwortung für ein kapitalistisch-gewinnorientiert geführtes Unternehmen zur gemeinschaftlichen Kontrolle über einen menschenwürdig-rationellen Stoffwechsel mit der Natur vollziehen soll oder kann, bleibt in der Marxschen Theorie offen – als der später, im marxistischen Lehrgebäude, «dialektisch» verbrämte Sprung, den die Praxis der Revolution lösen muss. Eine Praxis, die Engels schlechthin, nach Massgabe der modernen Naturwissenschaften, zum Kriterium der Wahrheit erhob, d.h. zur Bestätigung gesetzmässig erscheinender und doch ungewiss

bleibender Behauptungen. Dieser Dualismus von sozialontologisch bestimmten Gesetzes-Aussagen und pragmatischem Vertrauen in experimentelles Handeln war dem «Marxismus» – eine Bezeichnung, gegen die sich Marx und Engels verwarnten, weil sie eine historisch bestimmte Denkform auf den Namen einer Person reduziert – von Anbeginn zu eigen: Bereits in ihrer ersten Gemeinschaftsarbeit hatten sie 1844 erklärt, es handle sich «nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen *vorstellt*», sondern «was es *ist* und was es diesem Sein gemäss geschichtlich zu tun gezwungen sein wird».⁵

Das war gegen die Scheinradikalität der sich verächtlich über die Masse erhebenden Junghegelianer gerichtet. Becher wird den Streit so wenig gekannt haben wie das Urteil eines zeitgenössischen Rezensenten, der hier den Grundstein zu einer neuen Kirche in römisch-katholischer Weise gelegt sah.⁶ Dennoch kam gerade der Gedanke an eine «historische Mission» der Arbeiterklasse, wie ihn vier Jahre darauf das *Manifest der kommunistischen Partei* verkündet, seinem Bedürfnis nach Erlösung, seiner Suche nach dem sinnstiftenden Halt in einer neuen Glaubensgemeinschaft entgegen. Dass die Metapher vom Proletariat, das nichts als seine Ketten zu verlieren, wohl aber eine Welt zu gewinnen habe, x sich zum Bild einer welterobernden Rasse verdichtet, dazu gehören freilich noch andere Momente. Für Marx ist die Partei das Vermittlungsglied zwischen Theorie und Praxis: Der entschiedenste Teil unter den Arbeitern, ihre Avantgarde, trage das Wissen um die gemeinsame Lage in die Massen hinein, um ihr Bewusstsein über alltägliche Bedürfnisse hinaus zu erweitern. Um zu verhindern, dass sich ihr Zorn nur in einem blinden Maschinensturm entlädt, um den individuellen Drang nach Freiheit von der Zwangsarbeit im Dienst der verselbständigten Industrie als Teil einer gesamtgesellschaftlich notwendigen Bewegung begreifbar zu machen und übergreifende Aktionen zur Durchsetzung ihrer wahren Interessen als Angehörige einer gemeinsamen Klasse zu organisieren, den mit der Herausbildung eines Weltmarktes sich globalisierenden Kapitalverhältnissen eine internationale Vereinigung der Arbeit entgegenzusetzen.

Lenin forciert das Aufklärungskonzept vom Hineintragen des Wissens, um die «Klasse an sich», als Objekt der Ausbeutung, zur «Klasse für sich», zum Subjekt des bewussten Klassenkampfes, zu bilden, ihre sozial diffusen Lebensenergien auf ein gemeinsames Ziel hin auszurichten. In dem Augenblick, da die Parteien der II. Internationale, mit der

deutschen Sozialdemokratie als ihrem Herzstück, mehr und mehr von der Marxschen Revolutionsvorstellung abrückten und im Glauben an die Möglichkeit, durch parlamentarische Mehrheitsbeschlüsse auf dem Reformweg friedlich in den Sozialismus hineinwachsen zu können, den Weltkrieg nicht nur nicht verhinderten, sondern durch Gewährung von Kriegskrediten aktiv mittrugen, in diesem Moment des Versagens schien sich Lenins Forderung einer «Partei neuen Typs» zu bestätigen, wie ihn die Bolschewiki seit der Spaltung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (1903) verkörpern: eine Partei unter Führung von «Berufsrevolutionären», die mit konspirativen Mitteln sich auf den Aufstand der Massen vorbereiten, um die gewalt- sam errungene Macht zur Zerschlagung des alten Staatsapparates zu nutzen und damit erst den Boden für eine Selbstverwaltung der Arbeiter und Bauern durch ihre Sowjets, ihre gewählten Räte, freizulegen.

Er denkt ungleich pragmatischer als Marx. Den Sohn eines geadel- ten Schulinspektors aus der russischen Provinz, dessen Bruder wegen eines Attentats auf den Zaren hingerichtet wurde, den man selbst als Studenten der Rechte von der Kasaner Universität ausschloss, der dennoch sein Examen extern ablegt, als Anwalt nach Petersburg über- siedelt, die dortigen Arbeiterbildungszirkel zu einem «Kampfbund» vereint, für drei Jahre nach Sibirien verbannt wird, nach Westeuropa emigriert, während der Aufstände von 1905 zurückkehrt, wieder flieht, 1914 in die Schweiz abgeschoben wird und nach der Entthro- nung des Zaren im Februar 1917 in einem geschlossenen Eisenbahn- waggon durch Deutschland reist, als Geheimwaffe des Oberkomman- dos, die den Feind an der Ostfront ausschalten soll – diesen Gelehrten, der von Land zu Land hetzt, bewegt die Machbarkeit der Revolution.

Auch Marx hat den Aufstand ersehnt, dann aber nach der europäi- schen Krise von 1848/49 eine Konsolidierung des Kapitals erlebt, die ihn nötigt, seinen ursprünglichen theoretischen Ansatz zu verschie- ben: Statt, wie noch in den *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie* (1857), die Subjektbildung des Proletariats als Aufhebung einer universalen Selbstentfremdung des Menschen zu begreifen, dem seine eigenen Wesenskräfte in Form einer kapitalistisch verselbstän- digten Maschinerie als unbeherrscht fremde Gewalt begegnen, ver- sucht er im *Kapital* (1863) die objektive Struktur eines «sich selbst verwertenden Wertes» zu erfassen, die mit naturgesetzmässiger Not- wendigkeit auf ihre Selbstzerstörung hinausläuft. Ein Versuch, der als

Werk, trotz des Umfangs von drei Bänden, ein Fragment bleibt, ein unvollendeter Wille, sich gegen die Macht des Toten, des Fertigen, des Automatischen aufzulehnen.

Jetzt, da sich nach 50 Jahren der erwartete Untergang in Form eines Weltkrieges ereignet, will Lenin die Gunst der Stunde nutzen: Drei Mal droht er dem Zentralkomitee mit seinem Austritt, wenn die Bolschewiki die bürgerliche Regierung nicht entmachten, um dem II. Gesamtrussischen Sowjetkongress gesetzgebende Gewalt zu verleihen. Nicht für seine Person verlangt er die Macht wie Trotzki und Stalin nach ihm. Auch die Forderung nach einer «Diktatur des Proletariats», mit der Marx auf die Erschiessung der Pariser Kommunarden, auf ihre Unbeholfenheit dem Machtapparat der Herrschenden gegenüber reagiert hatte, versteht Lenin nur als Notlösung für eine Übergangszeit, als ein Mittel zur Übergabe des Grossgrundbesitzes an die (landarmen) Bauern, zur Enteignung von monopolisierten Schlüsselindustrien wie Schwermaschinenbau, Berg- und Elektrizitätswerke sowie zur Verstaatlichung des Bankwesens. Jeder Staat sei ein Machtinstrument der jeweils herrschenden Klasse. Im Gegensatz zu bürgerlichen Demokratien, die im Schein friedlicher Versöhnung nach innen das Diktat über die Produktionsmittel festschreiben und nach aussen hin Kriege legitimieren, komme es darauf an, den diktatorischen Charakter des Staates bewusst so einzusetzen, dass die Masse der Produzenten die Erfahrung der Veränderbarkeit ihrer Lage gewinne und selbst zur aktiven Teilnahme an der Aufhebung der bestehenden Verhältnisse bewegt werde. Mit der Gestaltung ihres eigenen Lebens werde der Staat ebenso absterben wie die Religion als Ausdruck einer existentiellen Abhängigkeit von unbeherrschten Mächten in Natur und Gesellschaft. An die Stelle einer Regierung über Personen trete die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen, wie es Engels formuliert hatte.

Nun heisst es allenthalben, Lenin habe den Zerfall des Sowjetimperiums vorprogrammiert, indem er das despotische Russland vom zivilisierten Europa abzuspalten begann. Und doch hat dieser weltgewandte Intellektuelle auf seinem Lebensweg und in der Bewegung seines Denkens erst Motive der westeuropäischen Aufklärung mit einer russisch anarchischen Geistestradition, das Ideal rationaler Organisation mit sinnlicher Spontaneität vereint: Wie Bakunin setzt er auf eine ursprüngliche Bildungskraft der revolutionären Aktion, in der die Beteiligten über sich hinauswachsen, am eigenen Leib Handlungsmöglichkeiten erfahren und eine Urteilsfähigkeit entwickeln, wie sie

Jahre geduldiger Schulung nicht vermitteln könnten. Dennoch vertraut er nicht auf einen Aktionismus schlechthin, sondern glaubt, der russische Aufstand werde als Initialzündung das Signal zu jener Weltrevolution geben, deren Bedingungen Marx zu begreifen versuchte.

Als Emigrant verdammt, dem Völkerschlachten tatenlos zuzusehen, hatte sich Lenin 1916 in der Züricher Spiegelgasse seine Theorie der Moderne erarbeitet, während zur gleichen Zeit am anderen Ende der Strasse Emmy Hennings und Hugo Ball ihr dadaistisches Cabaret im «Club Voltaire» eröffneten, die Sprache, den Klang eines jeden Buchstabens von den Sinnvorgaben der überkommenen Ordnung zu befreien, die Welt mit den Augen eines Kindes spielerisch neu zu sehen. Die schmale Broschüre über den *Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus* folgt dem Marxschen «Gesetz der kapitalistischen Akkumulation», konstatiert eine fortschreitende Konzentration der Produktion in monopolisierter Form sowie ein neuartiges Verschmelzen von Industrie- und Bankkapital zur «Finanzoligarchie». Der traditionelle Warenexport trete hinter den profitableren Finanztransfer zurück, und internationale Monopolverbände bildeten sich heraus, die Einflusssphären und Weltmärkte untereinander aufteilten. Da zugleich die koloniale Aufteilung der Welt durch bisherige Grossmächte abgeschlossen sei, drängten die imperialen Kräfte des Kapitals auf der Suche nach Rohstoffquellen und Absatzmärkten zu einer permanenten Neuverteilung, die unvermeidlich zum Krieg führen müsse. Die Mobilisierung grosser Volksmassen zum Kampf für die Ziele der Bourgeoisie ermögliche jedoch zugleich, dass sich das Proletariat auf den Schlachtfeldern seiner Klasseninteressen bewusst werde und die Waffen umkehre gegen die wahren Feinde im eigenen Land statt gegen den ebenso in den Krieg gezwungenen Arbeiter der anderen Nation.

In der Tat kam es, vor allem an der Ostfront, massenhaft zu Soldatenverbrüderungen. Und tatsächlich trugen die heimkehrenden Soldaten den Impuls zur Revolution ins Hinterland, das ihnen nicht, wie später behauptet, in den Rücken gefallen war. Gespeist aus dem Hunger der Unteren und dem Wohlleben der Oberen, wie Kessler sich bereits im Februar 1918 nach einem Frontbericht von Herzfelde notiert hat: «Der einfache Mann sei nun einmal vor Allem auf seinen Magen eingestellt. Seitdem er weniger zu essen bekomme und die russische Revolution den Gedanken an seine Rechte geweckt habe, wachse sich sein Hunger allmählich zum Ingrim gegen seine Offiziere aus. Jeder Urlauber, der nachhausefährt, trägt diese Erbitterung in seine Familie.»⁷

Doch die Erbitterung richtet sich eben nur gegen die Offiziere, aus denen sich dann auch die entschiedene Konterrevolution rekrutiert, und bestenfalls gegen den Kaiser, der einen schnellen Sieg versprach – nicht aber gegen die Bourgeoisie, die als Kapital eine sinnlich nicht greifbare Abstraktion blieb und mit der man sich eher in einer nationalen Opfergemeinschaft vereint sah, die halt zusammen den Karren aus dem Dreck ziehen muss. So stiess sich kein Arbeiter an der Bildung einer Interessengemeinschaft zwischen Gewerkschaft und Unternehmerverbänden, die sich von nun an Arbeitnehmer und Arbeitgeber nannten, obgleich nach Marx doch die ersteren ihre Arbeitskraft geben und letztere sie nehmen.

Noch weniger Grund zum Aufbegehren gegen ihre Brotgeber verspürten die Arbeiter der Siegermächte, deren herrschende Klasse zwar den Gewinn des Krieges einstrich, während das Massenheer den Blutzoll zu entrichten hatte, dafür aber, wie Gumbel es voraussah, mit dem Selbstwertgefühl einer stolzen Nation belohnt wurden. Darüber hinaus hatten sie alle Aussicht auf sichere Beschäftigung in prosperierenden Unternehmen, die noch immer ihre Kräfte aussaugten, doch kann die Arbeit sukzessive erleichtert werden durch gewerkschaftlich ausgehandelten Schutz und Lohnerhöhung. So scheint sich Nietzsches Prognose zu erfüllen, dass die Menschheit im Dienst der Maschinerie ihren Sinn finden werde, zumal sich das Unterhaltungsbedürfnis der zivilisierten Massen als profitables Anlageobjekt für eine schnell aufblühende Industrie erweist, die auch das Marxsche «Reich der Freiheit» noch erfolgreich besetzt: Muster vom glücklichen Leben in Serie produzierend.

Dagegen liesse sich mit Lenin einwenden, es sei dies nur eine vom Opportunismus der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften korrumpierte Arbeiterschaft, die ihre wirklichen Interessen kurzfristig verkennt, mithin ihr Solidaritätsgefühl für die Klassenbrüder in anderen Ländern und Erdteilen verloren hat und daher schon auf dem Wege ist, im nächsten Krieg wieder als Kanonenfutter zu dienen. So schuf er eine dritte, eine Kommunistische Internationale, die den Funken der alleingelassenen Revolution in die Welt tragen sollte, indem sie die Notlösung einer Diktatur des Proletariats zur Kampflosung gegen die bürgerliche Demokratie erhob und ihre Mitglieder verpflichtete, sich nach dem Prinzip des proletarischen Internationalismus auf die Umkehrung kommender imperialistischer Eroberungs- in befreiende Bürgerkriege vorzubereiten.

Wohingegen wiederum Karl Kautsky einräumt, dass es wohl radikal klinge, aber keineswegs marxistisch sei, den Krieg mit der unpersönlichen Schuld des Kapitalismus zu erklären, da man praktisch nicht Abstraktionen, sondern allein «Institutionen und Personen als Träger bestimmter gesellschaftlicher Funktionen» bekämpfen könne, um die Verhältnisse zu beseitigen, die sie schufen.⁸ Und so schreibt der führende Theoretiker der II. Internationale sein Buch *Wie der Weltkrieg entstand*, zeigt er post festum, anhand von Akten des Auswärtigen Amtes, wie der deutsche Kaiser und seine Regierung ihr Volk planmässig belogen, um Russland die Schuld am Ausbruch eines Krieges anzulasten, den man unter der Voraussetzung einer Neutralität Englands und Frankreichs schnell im Bund mit Österreich und Italien zu gewinnen glaubte, bis sie ihren Fehlerwartungen erlagen und Opfer militaristischen Grössenwahns sowie monarchischer Eitelkeit wurden. Solch abenteuerliche Politik sei gerade nicht Ausdruck eines konsequenten Imperialismus, der, wie einst Bismarck, danach strebe, mit ruhiger Kalkulation aus dem internationalen Kräfteverhältnis einen sicheren Machtgewinn zu erzielen. Eine «vernünftige deutsche imperialistische Politik»⁹ hätte sich in keinen Zweifrontenkrieg hineinmanövrieren und nicht mit der bolschewistischen Weltrevolution zu ihrer Entlastung spekulieren dürfen.

Das ist schon ein merkwürdiges Dokument der Einfühlung in imperiale Vernunft. Immerhin erklärt Kautsky in einem Vorwort vom November 1919, der Weltkrieg weise mit seinen grauenvollen Konsequenzen gebieterischer denn je auf die Marxsche «Pflicht der arbeitenden Klassen, selber die Mysterien der internationalen Staatskunst zu bemeistern, die diplomatischen Streiche ihrer Regierungen zu überwachen»¹⁰. Warum aber konnten die Klassen, von denen hinfort keine Rede mehr ist, nicht ihre Pflicht erfüllen? Und wäre Kautsky denn ein wahrer Imperialismus lieber gewesen? Haben seine Genossen im Reichstag vielleicht doch geglaubt, sie würden die richtige Imperialmacht kreditieren? «Hätte die deutsche Sozialdemokratie gewusst, dass ihre Regierung von dem österreichischen Ultimatum nicht überrascht wurde, [...] dann hätte unsere Partei – das konnte man bei ihrer damaligen Haltung bestimmt erwarten – sich mit derselben Schärfe gegen die deutsche wie gegen die österreichische Regierung gewendet.» Aber sie haben ihnen geglaubt, oder vielmehr glaubten sie nicht, der Kaiser würde so dumm sein, den Weltfrieden aufs Spiel zu setzen. Der wirkliche Marxist, der den gestürzten Wilhelm radikal,

einen Trottel oder Verrückten nennt, will ihn 1914 für klüger gehalten und seinen Friedenseifer geglaubt haben, weil die Regierung «ihren Nachrichtenapparat auf das Geschickteste zu handhaben» verstand. Lässt sich soviel naiv zum Markt getragene Naivität noch überbieten?

Mit dem Aufdecken der Regierungslügen werde das deutsche Volk moralisch vor aller Welt entlastet, müsse es nun auch politisch wieder die Anerkennung der anderen finden: Irreführt durch die Staatsmänner der Hohenzollern, sei es zum willigen Werkzeug gemacht worden. Trotz moralischer Schuldlosigkeit mit der politischen Schuld seiner Dynasten belastet, wäre es nun ein Objekt des wildesten Hasses und Abscheus. Wer das Volk liebe, müsse es von diesem Bann erlösen. Den schmähhlichen Betrug rückhaltlos einzugestehen, den «einzelne tapfere und klarsehende deutsche Sozialisten und Pazifisten schon während des Krieges erkannten», dies werde das beste Mittel sein, das Vertrauen der Völker wieder zu gewinnen und «dadurch den Einfluss der militaristischen Gewaltpolitik bei den Siegern zurückzudrängen, die jetzt die grösste Gefahr für den Frieden und die Freiheit der Welt geworden sind».¹¹

Fatal, wie der Sozialist ein Volk von jeder Schuld reinwäscht, das sich noch zwei Mal in diesem Jahrhundert von Regierenden verführt sehen wird, die es später ebenso unkritisch verdammt, wie es ihnen einst gefolgt war. Gewiss lassen sich Volksmassen auch in anderen Nationen von populistischen Bewegungen mitreissen, deren Resultate sie im nachhinein verwünschen. Doch sich so wortreich von jeder Verantwortung loszusagen und aus der moralischen Rechtfertigung für die alte Schwäche einen neuen Ordnungsanspruch abzuleiten, das scheint wohl sehr «deutsch» zu sein. Eine merkwürdig kultivierte Form, die Kontinuität des eigenen Versagens erfolgreich zu verdrängen. Denn mit keinem Wort erwähnt Kautsky den Baseler Sozialisten-Kongress, an dem er sieben Jahre zuvor teilgenommen hatte. Es lohnt sich, das Protokoll dieser ausserordentlichen Tagung nachzulesen, die einberufen worden war, weil die damalige Balkankrise in einen Krieg von europäischem Ausmass umzuschlagen drohte.

555 Delegierte aus 23 Ländern waren zum 24. November 1912 angereist. Die Internationale der Arbeit sei eine grosse reale Macht, die Chauvinismus und Profitgier Einhalt gebieten würde, hiess es zu ihrer Begrüssung. Eine einheitliche Taktik für den Kampf gegen den Krieg zu finden, um sich nie mehr von den Ereignissen überraschen zu lassen, nennt Tagungsleiter Anseele das Ziel des Treffens.

Dann marschieren sie demonstrativ von einer Kaserne zum Münster, in erster Reihe Kautsky und Jaurès. Glocken läuten eine Viertelstunde lang, die Orgel braust auf, und ein Wald roter Fahnen zieht ins Kirchenschiff ein, wo «eine Anzahl grosser sozialistischer Geister der Gegenwart» von der Kanzel herab zu den Versammelten spricht: Sicher sei die Sache des Friedens nur, «wenn sie sich auf eine straff organisierte, zielbewusst geleitete und zum Handeln fähige und bereite Macht stützen kann», mahnt Regierungspräsident Blocher. «Auf unsere Diplomatie ist nicht der geringste Verlass.» Doch werde das Proletariat seine Macht zur Geltung bringen, schwört Hugo Haase, der zwei Jahre später im Namen der SPD-Fraktion dem Reichstag erklärt: «Wir lassen das Vaterland in der Stunde der Gefahr nicht im Stich.» James Keir Hardie, schottischer Bergarbeiter, Gewerkschaftsführer und Mitbegründer der Labour Party, redet von der heiligen Pflicht der Demokratie, alle Waffen zu gebrauchen, die den Kriegsausbruch verhindern könnten, bis zum internationalen revolutionären Gegenstreik. Das Kapital halte mit der Presse eine ungeheure Macht in seinen Händen, das Volk in einen nationalen Taumel zu versetzen, gibt Hermann Greulich zu bedenken. «Überall müssen wir hingehen, um das Bewusstsein unserer Aktion in die Massen zu tragen», ruft Jean Jaurès, Philosophieprofessor, Historiker der französischen Revolution und Gründer der Parteizeitung *Humanité*, unter stürmischem Beifall. Er tat es und wurde am 31. Juli 1914 dafür ermordet, ohne dass sein Tod die Klasse rührte.

Tags darauf beschliesst der Kongress einstimmig ein *Manifest der Internationale zur gegenwärtigen Lage*, das die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen verpflichtet, «alles aufzubieten, um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern», bzw. für dessen rasche Beendigung einzutreten, die «Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen».

Unter langanhaltendem Beifall verkündet Jaurès: «Nicht nur leicht hin gesprochen, nein, aus dem tiefsten unsres Wesens erklären wir, wir sind zu allen Opfern bereit!» Und der Österreicher Victor Adler fügt hinzu: «Wir stehen gegenüber einer Lage, die automatisch herbeigeführt worden ist durch den Mechanismus der kapitalistischen Gewalten und durch die Unfähigkeit der herrschenden Klassen, die in diesem Moment, wie in allen entscheidenden Momenten und auf allen entscheidenden Gebieten, ihre vollkommene Unfähigkeit beweisen,

die Kräfte zu beherrschen, die ihre Wirtschaftsweise entwickelt hat.» Clara Zetkin erklärt, der Krieg sei nur eine Erweiterung des Massenmords, dessen sich das Kapital auch im sogenannten Frieden schuldig macht. Hunderrttausende fielen jährlich auf den Schlachtfeldern der Arbeit. Auch die Bürgerrechtsurkunde der Frauen werde mit Blut geschrieben. Stürmischer Beifall antwortet auf ihr Gebet: «Sozialismus, dein Reich komme!» Nur Vaillant, ein zweiundsiebzigjähriger Komunarde, bringt die entscheidende Differenz in den Einheitsbekundungen zur Sprache: Nicht ohne Bedenken für einige andere Sektionen hätten Gedanken der Franzosen in die Resolution aufgenommen werden können. Sie seien jedoch keineswegs ausgeschaltet. «Ausgeschlossen ist weder der Aufstand gegen den Krieg noch der Generalstreik!» Und wieder klatscht man, hört einen Italiener flammend von Millionen Seelen reden, in eine einzige gegossen, um endlich die Hand zum Zeichen der Zustimmung zu erheben. Die Tribünen brechen in betäubenden Beifallssturm aus, die Delegierten stimmen die *Internationale* an, und die ganze Versammlung ist von Begeisterung erfüllt.

Als der Vorsitzende Greulich die Nachricht mitteilt, dass am Vortag in Frankreich 24 Bergleute durch eine Kohlenstaubexplosion getötet worden sind, erheben sich alle in «Ehrfucht vor den Helden der Arbeit». Die Zahl der Opfer mache mutig und kühn, das Leben nicht nur für das Kapital, sondern auch einmal für den grossen Befreiungskampf der Arbeiterklasse einzusetzen. Zuletzt dankt August Bebel, minutenlang umjubelt, den Behörden, die zum ersten Mal der Internationale mit Wohlwollen entgegenkamen, und der Kirche, die im Zeichen seltener Toleranz ihr Münster zur Verfügung gestellt habe. Und Greulich entlässt den Kongress mit dem Schlachtruf: «War against war, guerre à la guerre, Krieg dem Kriege! (Stürmischer Beifall.) Die Delegierten stimmen begeistert in den Ruf ein und singen die nationalen Kampflieder des Proletariats. Schliesslich tönt von allen nur noch der deutsche Sozialisten-Marsch: ‚Mit uns das Volk, mit uns der Sieg‘!»¹²

Das Volk, diese abstrakteste aller Abstraktionen, mag, als immer verführbare Menge, unschuldig gewesen sein. Die Sozialisten aber, die sich in treu marxistischer Terminologie, ohne Marx auch nur zu erwähnen, als Führer eines klassenbewussten Proletariats verstanden, hätten nach der Katastrophe des nicht verhinderten Weltkrieges wohl von ihrer politischen und moralischen Schuld sprechen müssen. Freilich gehörte Kautsky früh zur innerparteilichen Opposition gegen eine SPD-Führung, die Angst bekam vor dem Nationalismus der Wähler-

massen und zugleich hoffte, durch ihre vaterländische Loyalität die Regierung nach dem schnell erwarteten Sieg zu Konzessionen für eigene Reformpläne verpflichten zu können. Haase und Kautsky wurden ausgeschlossen. 1917 gründeten sie die USPD – in Gotha, was wohl heissen sollte, man wolle zurück zu den Quellen. Als hätte nicht Marx das Gothaer Programm mit seiner verschwommenen Formel von der allgemeinen Gewinnverteilung einer ätzenden Kritik unterzogen. Andere waren bereits weiter gegangen. Zetkin, Mehring, Liebknecht und Luxemburg hatten die «Spartakusgruppe» gebildet, um wenigstens zu jener zweiten Pflicht von Basel zu stehen: die kommenden Krisen für eine Beseitigung der Klassenherrschaft zu nutzen. Liebknecht und Luxemburg wurden folgerichtig in Schutzhaft genommen und drängten sich sogleich nach ihrer Entlassung unter die Aufständischen, die ohne Blutvergiessen einen Sieg errungen hatten, mit dem sie, ohne Führung, nichts anzufangen wussten. Am fünften und sechsten Januar 1919 standen Hunderttausende, aus Protest gegen die Absetzung des Berliner Polizeipräsidenten, eines Mitglieds der USPD, im Zentrum Berlins, vom Tiergarten über die Linden bis zum Alexanderplatz, bereit, die Regierungsgebäude zu stürmen. Doch der dreiundfünfzigköpfige «Revolutionsausschuss», in der Mehrzahl aus revolutionären Obleuten der Grossbetriebe, USPD-Vertretern und nur zwei Spartakisten bestehend, konnte sich zu keinem Befehl entscheiden. Kopflos tat die Masse das einzig Vernünftige, was ihr zu tun blieb: sie löste sich auf.

Kautsky wurde noch im November von den «Volksbeauftragten» als Staatssekretär ins Auswärtige Amt berufen. Zwar verzichtet er im Dezember, da Barth, Dittmann und Haase aus der Regierung austraten, auf den Posten, doch nimmt der «werte Genosse» auf Eberts Bitte hin Anfang Januar die Arbeit an den Akten zum Kriegsausbruch wieder auf.¹³ So führt ihn sein Glaube, das Vertrauen der Völker durch Aufdeckung einstiger Geheimdiplomatie wiedergewinnen zu können, in Archive hinab, während oben auf der Strasse die Revolution auseinanderläuft, Noske den Terror organisiert und jene tapferen Sozialisten erschlagen werden, deren Namen er nicht zu erinnern wagt. Dass Ebert unterdessen allabendlich auf einem geheimen Apparat die Entwaffnung des Volkes mit der Obersten Heeresleitung diplomatisch berät, wird er so wenig geahnt haben wie einst das Treiben ihres Kaisers.

Die deutsche Sozialdemokratie hat als Sektion der II. Internationale, gemessen an deren einstimmig beschlossenen Zielen, vollständig versagt. Sie trägt, gemessen an der selbst auferlegten Pflicht, die

Hauptverantwortung für den nicht verhinderten Weltkrieg. Und sie müsste folglich, gemessen an Kautskys Verlangen nach Konkretion zu bekämpfender Institutionen und Personen, sich zu ihrer (Mit) Schuld an dem Massenschlachten bekennen, um die Verhältnisse zu beseitigen, die ein solches Vergehen schufen. Das hat sie bis heute nicht getan, denn man wollte und will ja nichts als friedliche Reformen. Und doch ist es der Diktator Lenin, der ihre Forderungen mit einer III. Internationale einlöst: der einheitliche Taktiken erarbeiten lässt, gestützt auf eine straff organisierte Macht, und dem Imperialismus die Kraft der Solidarität entgegenstellt, indem er Willi Münzenberg beauftragt, eine «Internationale Arbeiterhilfe» (IAH) zu gründen, die Brücken nach Westeuropa schlägt, mithin die Macht der bürgerlichen Presse mit einem roten Medienkonzern bricht.

Lenin verwirklicht den Diskurs der Sozialdemokratie. In dem Augenblick, da sie sich selbst als erstmals anerkannte Kraft weihet in Szene setzt und praktisch nichts bewirkt, drängt der Bolschewik illegal auf die entschiedene Umsetzung ihrer Beschlüsse. Dass er den Krieg gegen den Krieg wie ein Militärstrategie führt, ist eine Konsequenz gemeinsamer Denkvoraussetzungen, der allerdings seine individuelle Veranlagung in ihrer spezifischen Prägung als ein russischer Intellektueller im antizaristischen Widerstand entgegenkommt. Nur so kann er, gleichsam aus dem Nichts heraus, zur Verkörperung einer geschichtlichen Stunde werden, wie der kleine Offizier Bonaparte ein Jahrhundert zuvor. Ein Weltgeist, nicht mehr zu Pferde, wie ihn Hegel sah, doch auf der Tribüne, im Arbeitszimmer des Kreml, wie er nicht nur gläubigen Linken erschien. Das Bild vom machtsüchtigen Abenteurer, der eine Handvoll Verschwörer an die Regierung putscht, das sich heute in Illustrierten gut verkauft, verdrängt den Rückhalt, auf den dieser charismatische «Führer des Weltproletariats» bei den Massen halbfeudal geknechteter Bauern, von in- und ausländischem Kapital zu Hungerlöhnen verbrauchter Proleten und der Schlachten überdrüssiger Soldaten stieß. Sie wollten Land, Brot und das Ende des Krieges. Der Gesamtrussische Sowjet, den die Sozialrevolutionäre aus Protest gegen den Sturz der provisorischen Regierung verliessen, beschloss zuerst Dekrete über den Frieden und die Verstaatlichung des Bodens. In den freien Wahlen zur Nationalversammlung erhielten die Bolschewiki zwei Wochen darauf nur ein knappes Viertel der Stimmen. Das Parlament war nun, nach westlichem Mass, die einzig legitime, aber darum noch nicht die einzig reale Macht in Russland. Wer wählt wen mit

welcher Freiheit in einem Volk, von dem nur ein Fünftel zu lesen und zu schreiben vermag? Die Sozialrevolutionäre hätten mit der Mehrheit der bürgerlichen Parteien die Dekrete aufheben und in der neuen Regierung wie in der alten an der Seite Frankreichs den 'Krieg gegen Deutschland' fortsetzen können, der allein in der Juli-Offensive 1917 60'000 Leben verschlang, um mit den Siegermächten vom Spiel der Imperien zu profitieren.

Nicht nur, weil die Bolschewiki von Deutschland 40 Millionen Goldmark und drei Jahre zuvor schon einmal die doppelte Summe erhalten haben, zum Lohn für ihr Ausschalten der Ostfront, besteht Lenin – gegen Trotzki – auf dem Brester Frieden, der Sowjetrussland zum Verzicht auf die Ukraine, Estland, Livland und Georgien sowie zur Zahlung von sechs Milliarden Goldmark an Berlin zwang. Sein Konzept war von Anfang an, die Mobilisierung des Volkes gegen andere Völker umzukehren in den Kampf wider die herrschende Klasse, die im eigenen wie im fremden Land am Geschäft des Krieges profitiert. Noch immer hält er sich an jene *Zwei Taktiken* einer revolutionären Sozialdemokratie, die er 1905 nach der ersten antizaristischen Massenrebellion aufgestellt hatte: die Mehrheit der Klein- und Mittelbauern mit ihren Lebensinteressen gegen den Grossgrundbesitz auf die Seite des zahlenmässig schwachen, aber in wenigen Zentren politisch stark organisierten Proletariats zu ziehen, somit das Bürgertum zu «paralisieren» und die bürgerlich-demokratische in eine proletarische Revolution hinüberzuleiten.¹⁴ Deshalb löst Lenin mit der Souveränität eines Militärs die Konstituierende Versammlung am sechsten Januar 1918 als ein westlich tradiertes Machtinstrument auf, da sie sich tags zuvor geweigert hatte, das Programm der Sowjets, die «Deklaration der Rechte des werktätigen und ausgebeuteten Volkes», zu erörtern und über die Frage des Friedens abzustimmen. Während umgekehrt Ebert im Namen der Nationalversammlung und mit Reichswehrhilfe die östlich orientierten Räte entmachtet, die ihm als basisdemokratische Massenvertretungen fremd und nutzlos, wenn nicht gefährlich erscheinen, um schliesslich die bürgerlichen Herrschaftsverhältnisse in Staat und Wirtschaft (wieder-) herzustellen.

Lenin führt tatsächlich den Krieg gegen den Krieg mit allen Mitteln, bis zum Massenterror – wo die anderen nicht einmal den Generalstreik erwägen. «Erschiessen – das ist das A und O der kommunistischen Regierungsweisheit geworden», zitiert der *Spiegel* Kautsky und schätzt die Opfer des leninistischen Blutrausches von Dezember 1917 bis Februar 1922 auf 280'000.¹⁵ Vergessen werden nur die Ver-

antwortung der II. Internationale für zehn Millionen Kriegstote, die Gewalt der Intervention und weissgardistischer Vergeltung. Im März 1918 landet ein englischer Kreuzer in Murmansk, im April gehen japanische und im August amerikanische Truppen in Wladiwostok an Land. Während die Regierungen erklären, Russland vor dem deutschen Imperialismus verteidigen zu wollen, spricht *Der japanische Handelsmann* von der Kornkammer, dem Fischereigebiet, Holzstapelplatz und Kohlebergwerk, der Gold-, Silber- und Platinmine der Welt, notiert der Innenminister der USA, Sibirien stelle «ein Neuland dar, das erschlossen werden muss, und wir müssen uns den ersten Platz an diesem Tische sichern», und bringt die *British Federation of Industries* das Interesse aller Beteiligten auf den gemeinsamen Nenner: «Sibirien, die gewaltigste Beute, die sich der zivilisierten Welt seit der Entdeckung Amerikas bietet!» Der Weltkrieg wird weitergeführt und nicht zufällig gegen das Land, das als erstes mit seinen Spielregeln brach. Dass die Herrschaft der Sowjets bis zum Frühjahr 1918 auf ganz Russland, einschliesslich Sibirien, übergreifen kann, spricht kaum noch für die blosse Willkür einer Handvoll Bolschewiki. Jetzt erst besetzen Truppen aus 14 Staaten das Land. 1917 hatten Frankreich und England es bereits in geheime «Aktionssphären» aufgeteilt. Als sich im März 1919 die Siegermächte zur Friedenskonferenz in Paris versammeln, sind 30 Staaten eingeladen – ausser Sowjetrußland, einem Hauptgegenstand ihrer Verhandlungen, zu denen US-Präsident Wilson mit nicht weniger als 1'300 Experten anreist. Zugleich warnt der englische Premier Lloyd George seinen Kriegsminister und Wortführer der Intervention, Winston Churchill: «Wenn es bekannt würde, dass Sie nach Paris gefahren sind, um einen Krieg gegen die Bolschewiki vorzubereiten, so würde das eine Erregung unter der organisierten Arbeiterschaft hervorrufen, die man sich nur schwer vorstellen kann.» Auf der Konferenz erklärt er denn auch, die ganze Armee werde meutern, brächte er weitere 1'000 Soldaten nach Russland, ebenso wie in Amerika, Kanada und Frankreich. Also beschliesst man, sich zurückzuziehen, per Handelsblockade die Sowjets auszuhungern und durch Versorgung der weissgardistischen Truppen mit Rüstung und Nahrungsmitteln die Arbeit des Tötens anderen zu überlassen. Doch der weisse Terror treibt die Massen unter das rote Banner. So zumindest erschien *Das russische Wunder* aus der Perspektive des gleichnamigen Dokumentarfilms von Annelie und Andrew Thorndike, der 1963 in 16 Sprachen übersetzt wurde. Das Kom-

plement zum *Spiegel-Bild*: Der eine zeigt, was der andere verschweigt. Geschichte als fortgesetzte Spiegelung.¹⁶

Die einfache Frage nach der politischen und moralischen Schuld einzelner Personen und Institutionen an der Eskalation der Gewalt, die wir den ersten Weltkrieg zu nennen uns angewöhnt haben, wird umso schwerer zu beantworten sein, je mehr man bereit ist, den Anteil nicht nur einer Partei an der Auflösung der überkommenen Ordnung mit ihren verschiedenen Wertmassstäben wahrzunehmen. Eines aber ist gewiss: Während die Verteidiger des Zarismus den latenten Hass gegen das alte Regime mit seinen krassen Gegensätzen von Elend und Luxus durch ihre Zwangsmittel nur noch aufpeitschen konnten, hatten die Bolschewiki eine Vision, eine aufrichtende Idee, einen neuen Glauben an die irdische Erlösbarkeit des Menschen, die dem aussichtslos wachsenden Leid einen Sinn zu geben vermochte.

Wenn diese Sinngebung mit den gleichen Schrecken an Autorität gewinnt, so nicht, weil der Zweck an sich die Mittel heiligt, wie der Realpolitiker Lenin es erwarten musste nach dem Muster westeuropäisch utilitaristischen Denkens von Machiavelli bis zu Bismarck: «Cui bono?» – Wem nutzt es? fordert der geschulte Jurist, bei jeder Analyse eines sozialen Phänomens, einschliesslich des eigenen Handelns, zu fragen. Weshalb es für ihn keineswegs unmoralisch war, mit einem Gegner wie der deutschen Regierung Geschäfte abzuschliessen, wenn daraus ein Nutzen für die «Sache der Revolution» erwuchs, während er Verbündete, die Moral predigten, ohne zu handeln, an die Wand stellen liess. Wo aber die Strategien sich verselbständigen, wo der Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt jede Kalkulation aufhebt und sich nur noch zu einem Kontinuum sinnloser Leiden verdichtet, da kann inmitten der Barbarei ein Zweck als Heil aufscheinen, der unbegreiflich grausame Mittel als ein notwendiges, ein die Not abwendendes Übel zu deuten verspricht.

Erst jetzt wird, was Lenin rational plant, zum Gegenstand einer religiösen Bewegung. Dass auch die Sozialdemokratie einem Glauben frönt, hatte Adler in Basel demonstriert mit seinem Vertrauen in einen unaufhaltsamen Fortschritt, der die Verursacher eines Weltkrieges mit einem Weltgericht strafen werde. Lenins Imperialismustheorie wurzelt in der gleichen Anschauung, wonach die explosive Lage Europas automatisch herbeigeführt worden sei durch den Mechanismus der kapitalistischen Gewalten. Sein Gegenentwurf meint daher weniger Destruktion des Bestehenden denn vielmehr Konstruktion einer nicht minder «automatisch» funktionierenden Volkswirtschaft durch

planmäßige Industrialisierung. Aus solch sachlichen Erwägungen und keiner persönlichen Herrschsucht heraus strebt Lenin danach, der Konzentration und Zentralisation des Kapitals in modern monopolistischer Gestalt eine gleichwertige Akkumulation politischer Macht gegenüberzustellen: «Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes.»¹⁷

Ohne zu bemerken, wie eine solche Entgegensetzung nur zwei Seiten ein und desselben Vorgangs fixiert: zum einen die Totalisierung des Kapitals als eine Realabstraktion. Das Bestreben, aus Geld mehr Geld zu gewinnen, drängt zu massenhafter Produktion von Tauschwerten mit Hilfe einer effektiven Maschinerie, die im wörtlichen Sinne all-umfassend jegliches Leben auf Erden zum auszubeutenden Rohstoff verdinglicht oder, moralfrei gesprochen, als einen Gegenstand seiner Wertschöpfung betrachtet, abstrahierend von anderen, ihm eigenen Werten. Dagegen zum anderen, vom Zwang fremder Verwertung geweckt und geformt, ein kreatürliches Widerstehen, ein Drang der Ausgebeuteten, der zu Lohnempfängern Degradierten und vom Genuss ihrer Produkte Ausgeschlossenen, sich selbst zu behaupten. Eine Energie, die sich in politischer Rationalisierung als Machtwille einer Klasse ebenso mechanisch und fatal totalisiert.

Rosa Luxemburg hatte der Fatalität zu begegnen versucht, als sie sich selbst zur Untätigkeit gezwungen, in ihrer Breslauer «Schutzhaft» notierte: «Ohne allgemeine Wahlen, ungehemmte Presse- und Versammlungsfreiheit, freien Meinungskampf erstirbt das Leben in jeder öffentlichen Institution, wird zum Scheinleben, in der die Bürokratie allein das tätige Element bleibt. Das öffentliche Leben schläft allmählich ein, einige Dutzend Parteiführer von unerschöpflicher Energie und grenzenlosem Idealismus dirigieren und regieren, unter ihnen leitet in Wirklichkeit ein Dutzend hervorragender Köpfe, und eine Elite der Arbeiterschaft wird von Zeit zu Zeit zu Versammlungen aufgeboten, um den Reden der Führer Beifall zu klatschen, vorgelegten Resolutionen einstimmig zuzustimmen, im Grunde also eine Cliquenwirtschaft – eine Diktatur allerdings, aber nicht die Diktatur des ; Proletariats, sondern die Diktatur einer Handvoll Politiker, d.h. Diktatur im rein bürgerlichen Sinne, im Sinne der Jakobinerherrschaft.» Lenin und Trotzki hätten Neuwahlen einberufen sollen, statt mit der Auflösung der Konstituante die Demokratie abzuschaffen und sich von der lebendigen Quelle allen geistigen Reichtums und Fortschritts abzusperren.¹⁸

Vor allem in ihren (späteren?) Randbemerkungen drängt sie auf Ersetzung des Terrors zur Abwehr der Konterrevolution durch das «einzige Gegengift: Idealismus und soziale Aktivität der Massen, unbeschränkte politische Freiheit». Zur Formel komprimiert: «Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden. Nicht wegen des Fanatismus der ‚Gerechtigkeit‘, sondern weil all das Belebende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und seine Wirkung versagt, wenn die ‚Freiheit‘ zum Privilegium wird.»¹⁹

Die Polin (ver-) sieht die Masse mit Eigenschaften, die im westlichen Denken nur für den Einzelnen gelten: Freiheit, Aktivität und Geist als Zeichen eines selbstbestimmten Lebens im Gegensatz zur passiven Menge. Dass die unmündigen Befehlsempfänger, Nietzsches «Herdentier», das Produkt bürgerlicher Klassenherrschaft seien und Sozialismus geistige Umwälzung bedeute, darin war sie sich mit den Russen einig. Nur habe sich Lenin im Mittel vergriffen: Dekret, diktatorische Gewalt der Fabrikaufseher, drakonische Strafen, Schreckensherrschaft sind für sie weniger Zeichen eines asiatischen Despotismus denn vielmehr Instrumente europäischer Zweckrationalität, die einst zur jakobinischen Gleichheit vor der Guillotine führten. Sein Grundfehler sei, dass er – «genau wie Kautsky» – die Diktatur der Demokratie entgegenstelle.²⁰ Die mechanische Entgegensetzung verhindere, die Diktatur des Proletariats als uneingeschränkste breiteste Demokratie zu verwirklichen, die nötig sei, um den Sozialismus am Leben zu erhalten: als ein Experiment, das unbedingt öffentlicher Kontrolle bedarf, um nicht den Austausch der Erfahrungen auf einen geschlossenen Kreis von Regierungsbeamten zu beschränken und die Massen wieder zu Hörigen zu degradieren, die dem Glauben folgen, ihre Führer hätten ein fertiges Rezept in der Tasche. Wie sie es in der SPD erlebt hat. So gewahrt Rosa Luxemburg den Ausgangspunkt für die Verzerrung der russischen Revolution im Versagen der deutschen. Die Bolschewiki hätten genug geleistet, indem sie ein Problem stellten, das nur international gelöst werden könne: «die Aktionsfähigkeit des Proletariats, die revolutionäre Tatkraft der Massen, den Willen zur Macht des Sozialismus überhaupt».²¹

Es hiesse Übermenschliches von Lenin und Genossen verlangen, sollten sie unter solchen Umständen die schönste Demokratie hervorzubringen. Die Gefahr beginne, wo sie aus ihrer Not eine Tugend machen, eine von fatalen Bedingungen aufgezwungene Taktik zum Muster erheben.²² Genau das aber tat die Kommunistische Internationale,

weil sie, genau wie Kautsky, zwar theoretisch vom Kapital sprach, praktisch aber die Schuld am Versagen des Proletariats auf Personen und Institutionen reduzierte. Für sie hatte sich die Sozialdemokratie mit ihrer unverbindlichen Organisationsstruktur als unfähig erwiesen. Während Kautsky an der Möglichkeit des friedlichen Hineinwachsens in einen rechtsstaatlich kontrollierten «Ultraimperialismus» festhielt, bildeten die nun weltweit entstehenden kommunistischen Parteien eine politische Vereinigung, die wie ein multinationaler Konzern mittels ihrer Vertretungen in den einzelnen Ländern, ausgerüstet mit einer zentral erarbeiteten Strategie und Taktik, das Monopol in der Arbeiterbewegung erringen und den Krieg gegen den Krieg bis zur Machtergreifung nach dem einzig erfolgreichen Vorbild der Bolschewiki führen sollte.

Angesichts dieser gigantischen Zentrale erinnert Paul Levi an das Erbe Rosa Luxemburgs. Als Rechtsanwalt hatte er sie 1914 vor dem Frankfurter Landgericht verteidigt und ergriff er nun auf andere Art Partei gegen eine neue Übermacht: Als sein Protest gegen den Auftrag der Komintern zur linksradikalen Abspaltung einer KP von den italienischen Sozialisten auf Abweisung stösst, tritt er im Februar 1921 aus dem Zentralausschuss der KPD aus, deren Vorsitzender er seit dem Frühjahr 1919 war. Auf die folgenden Märzkämpfe, die Besetzung der Leuna-Werke während eines Streiks und ihre aussichtslose militärische Verteidigung gegen die Reichswehr, antwortet Levi mit seiner Broschüre *Unser Weg. Wider den Putschismus* und wird wegen groben Vertrauensbruches aus der Partei ausgeschlossen. Gleichsam zu seiner Rechtfertigung gibt er 1922 die Notizen zur russischen Revolution aus dem Nachlass der Parteigründerin heraus.

Doch ihr Scheitern wirkt, vor dem Hintergrund der siegreichen deutschen Konterrevolution, als fatale Bestätigung für die Richtigkeit des leninistischen Willens zur organisierten Macht: Als am 13. März 1920 die Brigade Ehrhardt mit Reichskriegsflagge und Hakenkreuz-Emblemen in Berlin einmarschiert war und sich Wolfgang Kapp zum Reichskanzler des neuen Oberbefehlshabers der Reichswehr, General von Lüttwitz, ernannte, da floh die SPD-Regierung, die nicht einer ihrer Soldaten zu verteidigen bereit war. Jetzt rief Ebert die «Arbeiter! Genossen!» zum Generalstreik auf. Und die Massen retten in einer spontanen Aktionseinheit die Republik mit jener Disziplin und jenem Mut, der ihren Führern mangelt. Keime bewaffneten Widerstands werden in Thüringen und Sachsen vom Militär erstickt. Doch im Ruhrgebiet erhebt sich eine Rote Armee,

die im Verlauf der einen Streikwoche Dortmund, Hamm, Bochum und Essen erobert. Gegen diesen Feind einigen sich Regierung und Putschisten schnell: Am 16. März empfing der in Berlin zurückgebliebene Vizekanzler Schiffer einen drei Tage zuvor zum Major ernannten Unterhändler – Hauptmann Pabst, den Mörder von Liebknecht und Luxemburg. Zwei Tage darauf nahm er das Abschiedsgesuch des Herrn von Lüttwitz entgegen, nicht ohne ihn seiner Pensionsansprüche zu versichern sowie Geld und falsche Pässe für eine Übergangszeit anzubieten, bis die Nationalversammlung die vereinbarte Amnestie bestätigt haben werde. Der Brigade Ehrhardt rechnete es der einstige Generalstabschef und neue Oberbefehlshaber der Reichswehr, General Hans von Seeckt, noch im Tagesbefehl vom 18. März zu ihrer Ehre an, sie habe geglaubt, «vaterländischen Interessen zu dienen» – bevor sie mit Gesang, wehenden Fahnen und einer Maschinengewehrsalve in die wieder entmachtete Menge Berlin freigab. Den Arbeitern an der Ruhr aber stellten Ebert und Genossen ein Ultimatum zur Abgabe ihrer Waffen, um sie schliesslich der Rache der Reichswehr zu überlassen: «Pardon gibt es überhaupt nicht. Selbst die Verwundeten erschiessen wir noch. Die Begeisterung ist grossartig, fast unglaublich. [...] Gegen die Franzosen waren wir im Feld viel humaner», hat 1968 Sebastian Haffner einen jener Kameraden zitiert, die für Ruhe und Ordnung sorgten, und hinzugefügt: «So endete der Kapp-Putsch: mit einem mörderischen Strafgericht der immer noch sozialdemokratisch geführten Regierung über ihre Retter, ausgeführt von denen, vor denen sie gerettet worden war.»²³ Dass er dafür von Historikern der ehemaligen Bundesrepublik mit Ignoranz gestraft und eines pathologischen Hasses bezichtigt werden konnte, gehört auch zur unvollendeten deutschen Geschichte.

Lenins Realismus erscheint Becher nun als Haltepunkt. Nicht der Idealismus von Rosa Luxemburg, deren Ruf nach Freiheit er in seinem *Festspiel* noch 1919 hatte als Stimme reiner Menschlichkeit in einem Kreislauf sich selbst vernichtender Gewalt untergehend triumphieren lassen. Vier Jahre später erreicht die «Nachkriegskrise» ihren Höhepunkt: Von Juli bis November verliert das Papiergeld Monat für Monat das jeweils Zehnfache seines Wertes. Der Preis für ein Brot stieg von 250 Mark im Januar über 1'428 Mark im Juni auf das Doppelte im Monat darauf, um das Zwanzigfache im August, auf 1,5 Millionen im September und im letzten Quartal von 1,7 auf 399 Milliarden. Die Arbeitslosigkeit, die – allein unter Gewerkschaftsmit-

gliedern – von 5,1 Prozent im Dezember 1918 auf 0,8 im Oktober 1922 gesunken war, betrug im September 1923 bereits 9,9 Prozent und ergriff von Oktober bis Dezember nahezu ein Viertel der Gemeldeten. Zugleich wächst die Zahl derer, die Kurzarbeiter-Unterstützung erhalten, auf 500'000 im September und nimmt in den folgenden zwei Monaten noch einmal um je eine halbe Million zu.

Drei Regierungen scheitern an der Krise. Der Parteilose Cuno hatte, wie 1920/21 schon einmal Fehrenbach, ein dreiviertel Jahr rein «bürgerlich», ohne die SPD, regiert. Vom August bis November versucht Stresemann, mit zwei Kabinettsumbildungen unter Beteiligung der Sozialdemokratie das Staatsschiff durch die Inflationsflut zu steuern. Die anschnellenden Preise für Lebensmittel hatten im Monat zuvor das Reich zum Gären gebracht. Am 11. August ruft die Vollversammlung der Betriebsräte von Gross-Berlin zum Generalstreik auf. Kautskys *Neue Zeit*, die Wochenschrift der SPD, muss ihr Erscheinen einstellen, weil ihr die Leser ausgehen, während in Nürnberg auf dem «Deutschen Tag der Vaterländischen Verbände» Hunderttausend zu einer Rede Hitlers strömen. Zugleich planen der Oberbürgermeister von Köln, Konrad Adenauer, und der Finanzier Louis Hagen, das Rheinland zu separieren, es unter dem Schutz Frankreichs der bolschewistischen Gefahr zu entziehen. Am 26. September verkündet Ebert das Ende des passiven Widerstandes gegen die Ruhrbesetzung und verhängt den Ausnahmezustand über das gesamte Reich.

Dennoch marschiert die NSDAP zum «Deutschen Tag» in Bayreuth auf. Ein Putschversuch der Schwarzen Reichswehr wird am 1. Oktober abgewandt. Dagegen verbünden sich an der Basis die zerrissenen Arbeiterparteien: Am 10. übernimmt die KPD in der sächsischen SPD-Regierung die urbürgerlichen Ressorts Wirtschaft und Finanzen, und sechs Tage später das Justiz- und Wirtschaftsministerium in Thüringen. Woraufhin Bayern die diplomatischen Beziehungen zu Sachsen abbricht und Ebert am 22. Oktober Reichswehrtruppen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nach Leipzig und Dresden beordert. Während unterdessen in Aachen eine «Rheinische Republik» ausgerufen wird, lehnen die Vertreter der SPD auf einer Reichsbetriebsrätekonferenz in Chemnitz einen erneuten, nun gemeinsamen Aufruf zum Generalstreik ab. Die Zentrale der KPD verschiebt den zwei Tage zuvor beschlossenen Aufstand. In Hamburg greift man dennoch zu den Waffen. Drei Tage und Nächte verschanzen sich 300 Arbeiter gegen die Übermacht von 6'000 Mann Polizei und Militär im Stadtteil Barmbeck, wie eine Guerilla in

kleinen Kampfgruppen von Dächern herab und verborgen im System der Kanalisation operierend, bis Thälmann den «geordneten Rückzug» der isolierten Aktion befiehlt.

Parallel planen Münchner Militärs unter General von Lossow einen Marsch auf Berlin nach dem Vorbild Mussolinis. Die Reichsregierung stellt ultimative Rücktrittsforderungen an Sachsen und Bayern. Letztere weigern sich zu verhandeln, die KPD verlangt nochmals den Generalstreik, doch wird die sächsische Regierung per «Reichsexekution» am 29. Oktober abgesetzt. Die SPD zieht ihre Minister aus der Reichsregierung zurück, und deren Armee marschiert in Sachsen und Thüringen auf Anordnung des Genossen Ebert ein, der jegliche Arbeitsniederlegung durch Notverordnung verbietet. Am 9. November, dem vierten Jahrestag der Eroberung Berlins durch Arbeiter- und Soldatenräte, ruft Hitler die «Nationale Revolution» aus: *sein* Marsch wird zerschlagen von jener adligen Elite, die dem Plebejer (noch) nicht zu folgen bereit ist. So geht die vollziehende Gewalt im Reich an General von Seeckt über, der Ende des Monats KPD, NSDAP und die Deutsch-völkische Freiheitspartei mit ihren Organisationen verbietet.

War da Raum für Idealismus? Wenn Regierungen nur noch reagieren und die Wirtschaft ihren Zahlungsverpflichtungen nicht mehr nachkommt, der Staat die Schuldenlast auf die Unteren abwälzt, die nun plötzlich Millionäre sind, ohne zu wissen, wovon sie ihre Familien ernähren sollen mit dem wertlosen Lohn ihrer Arbeit, während die Dollar-Konten, die Immobilien und Produktionsanlagen der Oberen beständig an Wert zunehmen? Der 8. Parteitag der KPD sprach Ende Januar 1923 vom Wirtschaftskrieg an der Ruhr, der im Gefolge nationalistischer Schuldzuweisungen an Frankreich zum Sieg des Faschismus führen werde, wenn es der Arbeiterklasse nicht gelinge, Europa in eine Föderation von Räterepubliken zu verwandeln. Dazu aber bedürfe es einer proletarischen Einheitsfront, wie sie zwei Monate zuvor der IV. Weltkongress der Komintern als neue Taktik beschlossen hatte. Aus taktischen Gründen war im Juni, als der von einem französischen Kriegsgericht zum Tod verurteilte Student Leo Schlageter zu einer Symbolgestalt des Widerstands wurde, der Deutschland-Beauftragte der Moskauer Zentrale, Karl Radek, selbst zu einem «nationalbolschewistischen» Bündnis mit radikalen Konservativen bereit, um das Protestpotential kleinbürgerlicher Massen gegen die bestehende «Scheindemokratie» zu vereinen.²⁴ Löst sich die Strategie im Taktieren auf?

Clara Zetkin versucht zur gleichen Zeit, den Faschismus als «klassischen Ausdruck der Generaloffensive der Weltbourgeoisie» zu erklären. Während Otto Bauer auf dem Hamburger Internationalen Sozialistischen Arbeiterkongress einen Monat zuvor die Verantwortung an der Weltreaktion den russischen Kommunisten anlastete, plädiert die einstige Sozialdemokratin für eine umgekehrte Sicht: Der Faschismus rekrutiere sich aus den proletarisierten Mittelschichten, aus deklassierten Beamten und erwerbslos gewordenen Offizieren und Unteroffizieren, die, enttäuscht in ihren Hoffnungen auf Reformen, der neuen Bewegung zuströmten. Einem Asyl für politisch Obdachlose und sozial Entwurzelte, die im Willen zur Gemeinschaft der Nation mit einem autoritären Staat eine Macht wähten, alle Klassengegensätze zu überbrücken. Die Bourgeoisie könne sich zur Sicherung ihrer Herrschaft des scheinrevolutionären Programms und des Terrors der Faschisten aber nur bedienen, wenn das Proletariat die Revolution nicht weiterführe.

So sei die Zahl der Fasci 1920 von 100 auf 1'000 gestiegen, als die revolutionsfeigen Führer der Sozialistischen Partei sich scheuten, die Fabrikbesetzungen in Norditalien zum politischen Machtkampf auszuweiten. Mussolini habe die Masse der Enttäuschten an sich gezogen. Nun erweise er seine Unfähigkeit, soziale Versprechungen einzulösen, da die Klassengegensätze mächtiger wären als alle sie verleugnenden Ideologien. Der Faschismus werde sich von innen heraus zersetzen. Nur genüge es nicht, seinen Zusammenbruch abzuwarten, weil er eine internationale Erscheinung sei, die Deutschlands desolote Lage begünstige. Nirgends gebe es einen grösseren Gegensatz zwischen objektiver Reife zur Revolution und subjektiver Unreife des Proletariats infolge des Verrates reformistischer Führer.

Daher gelte es, jene Schichten, die dem Gegner verfallen, ins eigene Kampfheer einzugliedern. Denen, die einen Ausweg aus furchtbaren Nöten suchten, die aus tiefer Seelennot feste Hoffnungen, unerschütterliche Ideale, eine Weltanschauung begehrten, um Natur, Gesellschaft und ihr eigenes Leben zu begreifen – ihnen habe man die frohe Botschaft vom erlösenden Kommunismus zu bringen. Dem Einzelnen sei die Überzeugung einzuhämmern, auf ihn komme es an, in jedem müssten sie die Flamme des Klassenwillens anblasen. Dann werde über dem Chaos der heutigen Zustände sich die «Riesengestalt des Proletariats mit dem Rufe aufrecken: Ich bin der Wille! Ich bin die Kraft! Ich bin der Kampf, ich bin der Sieg! Mir gehört die Zukunft!»²⁵

Und wie 1912 in Basel antwortet ihr stürmischer, lang anhaltender Beifall. Noch immer will sie die Einheit der Klasse gegen das Weltkapital herstellen, um jene Vernichtungsgewalt abzuwehren, die sich den Völkern im Gewand nationalistischer Versöhnung aufdrängt. Noch immer steigert sich die Sechsendsechzigjährige zur Weissagung des kommenden Sieges. Nur dass sie diesmal zur Erweiterten Exekutive der Komintern (EKKI) spricht. Um sie zu warnen vor der Schwäche der Sozialdemokratie, vor ihrer eigenen Schwäche, die sich verkehrt ins Pathos der Anrufung einer monströs-riesenhaften Kraft des Proletariats. Statt sich zu fragen, warum ihre grossen Worte im Alltag der kleinen Leute so ohnmächtig verhallt sind, beschwört die Tochter eines Dorfschullehrers, die in den Gründerjahren ein Lehrentseminar in Leipzig besucht und von 1892 bis 1917 die Redaktion der Frauenzeitschrift *Die Gleichheit* geleitet hat, einen vitalen Willen zur Macht.

Obleich sie doch mit einer nüchternen Analyse einsetzt: Tatsächlich hatte ja die Auflösung der Reichswehr, die laut Versailler Vertrag zur Reduzierung ihrer Truppenstärke von vier- auf einhunderttausend Mann gezwungen war, den Kapp-Putsch veranlasst, da die Brigade Ehrhardt ihre Entlassung nicht kampflos hinnehmen wollte und das restliche Militär gleichfalls an einer Machtprobe mit der Regierung interessiert war. Auch im Fall der Beamten und Angestellten geht es mehr um Standes- denn um Kapitalinteressen. Sie traf die Inflation am härtesten: sie verloren ihre Spareinlagen, während die Mehrzahl der Arbeiter schon zuvor nichts besass, ausser der eigenen Arbeitskraft und einem Hausrat, der auf Handwagen Platz fand. Zu den aus der Wirtschaft Entlassenen kamen von Oktober 1923 bis April 1924 noch einmal knapp 400'000 hinzu, da die Reichsverwaltung 20 Prozent ihrer Beschäftigten «abbaute». Jetzt waren sie, was Marx doppelt freie Lohnarbeiter nannte: frei von persönlicher Abhängigkeit und frei von Besitz. umso mehr hielten sie (sich) an der Vorstellung fest, einmal etwas Besseres gewesen zu sein. Präzise sieht Zetkin sie daher den Faschisten folgen, die versprochen, sie in einer Volksgemeinschaft zur verlorenen Existenz zurückzuführen und den Klassenkampf als Ursache ihres Elends zu zerschlagen. Nun wäre die ideologische Scheinlösung von dem realen ökonomischen Problem zu trennen, um zwei politische Programme zu entwickeln – eines zur Auseinandersetzung mit der Beschränktheit nationalistischer Ideen und ein weiteres zur sozialen Integration dieser neuen Schicht von Arbeitslosen. Doch vermengt der Blick auf die Bourgeoisie beide Ebe-

nen. Dass die jeweils Herrschenden sich einer Ideologie bedienen, um ihre Opponenten in Schach zu halten, die Interessenvertreter der norditalienischen Fabrikbesitzer und, wie Zetkin selbst betont, vor allem die monarchistisch gesinnten Grossagrarien Süditaliens den Faschismus wohlwollend gewähren lassen, da er das Aufbegehren der Industrie- und Landarbeiter abwendet, erscheint nicht als ein psychologisches Grundgesetz politischer Machtkämpfe schlechthin, sondern wird an den besonderen Willen einer monolithisch herrschenden Klasse, an das Weltkapital gebunden.

Die Kommunistin bedient sich einer mechanischen Reduktion, die dem Klassenkampf-Denken der alten Sozialdemokratie treu bleibt, während deren Reform-Erneuerer, nicht minder konsequent dem Zivilisations- und Fortschrittsglauben verpflichtet, ihre unsichere Machtposition durch Kompromisse gegen die «bolschewistische Gefahr» behaupten. Indem Clara Zetkin dem faschistisch interpretierten Gesamtkapital den Macht-Willen eines Weltproletariats entgegenstellt, bestätigt sie das unreflektierte Gesetz der Politik und verfällt einer gigantischen Ideologie. Das Bestreben, die Macht zu erzwingen, macht sie blind für die strukturelle Angleichung an ihren Gegner: für die gleiche Ordnung des Lebens nach dem Phantasma einer erlösenden Weltanschauung. Wenn aber die Mitschuld der kommunistischen Parteien an der Entstehung des Faschismus nur noch darin bestehen kann, «nicht tatkräftig, nicht aggressiv genug aufgetreten» zu sein, dann werden sich auch ihre Mittel nicht mehr unterscheiden. Dann wird die entschiedene Gewalt gegen Andersdenkende zum Beweis für die Macht des wahren Glaubens, der alle Zweifel zerschlägt. Und so verkommt der Idealismus, mit dem Rosa Luxemburg den Massen eine geistige Freiheit der Selbstbestimmung zusprach, zur Zauberformel vom Klassenbewusstsein, das einem jeden einzuhämmern sei.

Dass im September in Moskau eine Spezialkommission des EKKI mit Bucharin, Radek, Sinowjew und Trotzki eine zweite ‚Revolution in Deutschland für den 9. November vorbereitet,²⁶ wird Becher, wie der Mehrheit der Parteimitglieder, nicht bekannt gewesen sein. Den Sommer verbringt er mit Eva Herrmann, der lang Entbehrten, in Wittdün auf der Nordseeinsel Amrum. Die väterlichen Dollars machen den Urlaub billig. Ein Foto zeigt sie, auf ein Brückengeländer geschwungen, sorglos glücklich in die Kamera lachend, während er, in Anzug, Fliege, weissen Schuhen und gestreiften Gamaschen, wie ein Dandy neben ihr

lehnt, doch todernt zum Betrachter blickt, mit der rechten Hand krampfhaft den linken Arm vorm Bauch haltend. Dann fahren beide auf dem Motorrad, das Eva ihm schenkt, nach Urach. Für ein paar Tage, bis sie wieder ihrem Vater nach Italien folgt und Becher seiner Parteiarbeit in Berlin. «Die Hamburger Ereignisse sind furchtbar», schreibt er am 26. Oktober 1923. «Der Hunger hier ist entsetzlich, die Menschen leiden über alle Massen, aber das Leid wird sinnlos, es entwickelt keine Energien, nur hie und da rasch wieder zuschlagende Affekte.» Er hoffe, bald in eine bezahlte Stellung zu springen, sauge sich voll mit Erlebnis-Inhalten und Tatsachen-Füllen, die sich in ihm kristallisierten, bis er sie gestalten werde, wenn sie wieder auf dem Lande seien.²⁷

Unterdessen werden Brandler, Thalheimer und Radek für das Scheitern der deutschen Oktober-Revolution verantwortlich gemacht und stirbt Lenin im Januar 1924. «Seinen Tod erfuhren wir im Romanischen Café durch F. R. Innen wie erstarrt sass Leonhard Frank. Nun ist es aus. Als ginge die Welt nicht mehr weiter», notiert Becher im *Tagebuch* von 1950.²⁸ Er habe sich eilends entfernt, um für sich allein zu sein. Unartikulierte Laute seien aus ihm herausgestürzt, in dem Atelier, in dessen Nähe Lenin 1912 gewohnt hatte. Im Parteilokal der Klopstockstrasse sei dann auch das Gedicht *An der Bahre Lenins* entstanden. Lene Sachse hingegen erinnert sich an eine gemeinsame «Feuertaufe» am Tag der Trauerfeier, dem 27. Januar. Becher sei treppauf, treppab geeilt. «An einem Wochentag im Winter solch eine Riesenmasse auf die Beine zu bringen, das bedeutete den Einsatz von uns allen.» Noch war die Partei verboten. «Die Polizei tobte sich mit den Gummiknütteln auf unseren Rücken aus.» Becher habe darüber geschrieben, doch zu berichten vergessen, dass auch er «ganz schön zugerichtet wurde. Tat es uns weh? Wir spürten nichts als Stolz, zur Familie der kommunistischen Partei zu gehören. Ja, wir waren wie eine glückliche Familie.»²⁹

Tatsächlich beschreibt er in einer *Demonstrations-Novelle* die Polizeigewalt gegen verbotene Ansammlungen zum fünften Jahrestag der Ermordung von Liebknecht und Luxemburg. Mag sein, dass sie nach vierzig Jahren die kurz aufeinanderfolgenden Aufmärsche verwechselt. Merkwürdig aber bleibt die Differenz der Erinnerungen, dass die Frau vom Stolz über das gemeinsam Erlittene spricht, während er einen Caféhaus-Dichter zeigt, der in einsamer Verlorenheit, aus dem Gefühl einer (schicksalhaften) Nähe seiner persönlichen Existenz heraus ein Werk auf den grossen Einzelnen schafft. 1924 hat Becher das Lenin-

Gedicht als Beleg für sein Funktionieren erwähnt. Doch das Exemplarische an dem Vorgang bestand ja nicht nur in dem Umstand, dass er die Verse als Auftragsarbeit in einer halben Stunde verfasst, sondern auch in der Folge, wonach ein so fabrizierter Text «an fünf Orten zugleich in Berlin vor insgesamt 20'000 Menschen gesprochen» sowie «in einer Auflage von 10'000 Exemplaren gedruckt, verteilt und in der Stadt angeklebt wurde».³⁰

Von einem solchen Erfolg hat Becher zeitlebens geträumt: Dafür war er zu sterben bereit, wenn nur seine Gedichte und in ihnen sein besseres, sein «höheres» Ich fortlebten. Geld hatte er, sofern er welches besass, gern ausgegeben, für elegante Kleidung und gutes Essen, an ein gesichertes Leben aber in privatem Wohlstand kaum einen Gedanken verschwendet. Schon früh möchte er als Stimme einer Neuen Zeit, als Werkzeug der sozialistischen Idee dienen, das verhasste Dasein als Sohn eines lieblos empfundenen Ordnungswächters übersteigen, in ekstatisch sich selbst vernichtender, sich zur Flamme der Begeisterung reinigender Subjektivität das Objektivste, Gott, die Vision einer brüderlichen Gemeinschaft verkünden. Das Verlangen, sein Sprechen zu entpersonalisieren, alles Private aufzugeben, um die eigene Stimme zum Organ einer materiell tiefer verwurzelten und ideell umfassenderen Einheit des Lebendigen auszubilden, sich selbst zu erniedrigen um eines erhöhenden Gesanges willen, das zufällige Ich zu entleeren, um es mit den Lebensenergien einer namenlosen Masse aufzufüllen, die in der Schöpfung des gleichfalls anonymen Dichters den organischen Ausdruck ihrer eigenen Bestrebungen, der sie bewegenden Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte erfährt, diese gegenläufige Doppelbewegung, die an den Modus mittelalterlichen Einheitserlebens in der *Unio mystica* erinnert, dieses «gothische Pathos» des Johannes R. Becher scheint sich mit seiner funktionalen Eingliederung in die kommunistische Weltbewegung zu verwirklichen. Zu fragen wäre nur, inwieweit die lebendige Masse (noch) als ein einheitliches Wesen, als jenes Subjekt «Volk» gelten kann, das auch Marx in metaphorischer Umschreibung den «Schöpfer der Geschichte» nannte, und ein einzelner Medium einer solchen Ganzheit zu sein vermag – oder ob beide Vorstellungen Wunschphantasien seiner Vereinzelung sind?

Dass die parteiliche Kunst nur eine Übergangserscheinung sei, hat er selbst der *Frankfurter Zeitung* gegenüber betont. Deren Feuilletonredaktion hatte ihn anhand seiner *Deutschen Hymnen* gefragt, warum er die Melodie der Wörter durch ihr Auseinanderreißen immer wieder abbreche.³¹ Am 25. September 1923 erschien Bechers Antwort

unter dem Titel *Ästhetische Korrespondenz oder Das politische Versmass*: Ihr Gesetz bestehe in der Tendenz, das Kalkül innerhalb des Sprachlichen zu akkumulieren, um es wieder in ein Ursprünglich-Lebendiges aufzulösen. Das Nacheinander werde mit einem dialektischen Manöver in ein Nebeneinander verwandelt, in die Sphäre des Gleichzeitigen, die das Express-Tempo der Zeit im Gedicht markiere. Womit Becher noch einmal genau das Anliegen der futuristischen Avantgarde beschreibt.³² Doch gelangten solche Ansätze einer zeitgemässen Kunst – durch die Irrealität des Einzelnen – nur zu isoliert-exzentrischen Gebilden, aber nicht zu allgemeingültigen, zu total-objektiven: «alogische Bomben unterminieren den traditionellen akademischen Satzbau, die bürgerliche Spracharchitektur: Rhythmik, Melodik, Metaphorik schwankt; die Sprache selbst produziert, unabhängig von ihrem Schöpfer, scheinbar unlösbare, eigengesetzlich gegeneinander sich bewegende, anarchische, gegenseitig explosivartig sich pressende Verknotungen. Das Gedicht wird überdichtet. Überall heroisch-rabiate, krampfhafteste Versuche, den längst schon geborstenen Sprachmotor wieder in Schwung zu bringen. Das formale Bewusstsein überholt das materielle. Eine antinormenhafte Auftrennung von Form und Inhalt. Und darin beruht die Problematik aller nur formalrevolutionären Künstler. Sie bleiben trotz allem Abenteurer, Abenteurer in einem Vacuum.»

Weder politische noch ökonomische Motive treiben Becher zur Partei zurück. Sein ästhetisches Dilemma, durch technisches Experimentieren mit der «Verdinglichungsstruktur» des Sprachlichen in eine Sackgasse geraten zu sein, lässt ihn nach einer neuen inhaltlichen Bindung der sich selbst zerstörenden Form suchen. Ein wohl antibürgerliches, doch eher traditionell-konservatives Verständnis von Kunst, die nicht beliebiges Produkt der besonderen Fertigkeit eines Einzelnen zu dessen Broterwerb sei, sondern bewahrendes Organon des Lebendigen als Medium eines Zeitgeistes, drängt zur politischen Avantgarde, die aus der (ökonomischen) Anarchie eine neue Ganzheit zu bilden strebt, und bedient sich dabei eines modernistischen Vokabulars: Der «soziologischen Struktur» einer Übergangszeit gemäss wandle sich auch die Funktion künstlerischer Tätigkeit, deren Aufgabe nur mehr in «rücksichtsloser Entlarvung und Destruktion aller bürgerlichen Denk- und Seinsformen» bestehen könne. Solch Kritik aber sei nur möglich vom Standpunkt der Klasse aus, deren Organisationsform die kommunistische Partei repräsentiere. Dann wäre

auch die Zeit nahe, «das grosse, kollektivistische Gedicht, das Volks-Epos, die Gemeinschafts-Hymne» wieder zu verwirklichen.³³

Im März 1924 hat Becher das Flugblatt-Gedicht zu einem Epos erweitert, das er, *Am Grabe Lenins* überschrieben, «dem Stosstrupp des Proletariats, der Kampfgefolgschaft des Leninismus» widmet. Es setzt mit jenen Versen ein, die zur Trauerfeier rezitiert wurden: An Lenins Bahre entsende jedes Volk einen roten Soldaten, aus dem bald eine Armee wachsen werde. «Reisst euch die Kette ab! Vorwärts! Marschier!» laute die Botschaft des Toten an die noch Lebenden. Sodann folgt das Kontrastbild eines Alpenhotels, in dem russische Fürstinnen sich von ihren Brillanten füttern liessen und die Tränen der Arbeitermütter zu süssem Wein geworden seien: «Nicht schmecken sie daraus den Geschmack der Kümmeris mehr, / Der an all diesen Speisen klebt. / Herz und Gehirn hat ihnen das Wohlleben vergiftet. / Sie sind satt, satt, ach so übersatt.»³⁴

Doch die Antithetik der Bilder, die an Büchners *Hessischen Landboten* erinnert, verliert in dem Masse an Spannung, wie die Hungern den nur als mitleiderregend-schwächliche Opfer erscheinen. Büchner hat in seinen Gleichnissen den Ausgebeuteten ihre statistisch aufgehobenen, zu abstrakten Zahlen geronnenen Energien wiedergegeben, indem er sie ins Ästhetische transformiert, indem er zeigt, wie sich ihre eigenen leiblichen Kräfte zu monströs sie beherrschenden Leibern formieren. Auch in Bechers *Maschinenrhythmen* kann man solch (sur-)realistischen Fabelwesen begegnen. Im Spiegel des toten Lenin jedoch erscheinen nur abgemagerte Arbeiter, Gefangene und schluchzende Kinderscharen. Ohne ihren Führer sind diese Massen kopflos, niedriger als jedes Vieh: So wälzten sich «Millionen Proletarierrümpfe» an der Front im Blut und eigenen Kot, in fieberichten Krämpfen der Riesenleib Russlands. Nun aber sei – im Geiste Lenins – der Proletarier-Staat aufgerichtet als «ein stahlhartes Gefüge», ein Weltenbollwerk: «Gewehr bei Fuss steht heute alarmbereit / Das zu einem beweglichen Panzerleib zusammen=geschweisste Arbeiterheer Russlands. / Unbarmherzig durchschneidet das lebendige Knäuel der Komplotte die Tscheka.»³⁵

Zu einem Monstrum werden die Aufständischen, zu einer Tötungsmaschinerie, wie sie furchtbarer kein Antikommunist zeichnen konnte. Die Bewegung der Bilder führt ihre vermeintliche Bedeutung ad absurdum: Was ein Zeichen der Autonomie sein soll – «die Millionenmasse, sie organisiert sich selbst» –, erscheint als Totenbeschwörung, wenn Krupskaja und Stalin die sich spontan formierenden Trau-

erzüge auf Lenins letzten Willen verpflichten. «Uns verlassend, gebot Lenin», das Banner der Partei, ihre Einigkeit, die Diktatur, Treue zu den Grundsätzen usw. usf. in Ehren zu halten, zu hüten, befestigen und wahren. Und plötzlich werde die ganze Welt «erfüllt mit Fahnenwirbeln und rhythmischen Glücksschwingungen».³⁶ Die absurde Verkehrung von Trauer in Euphorie, das dialektische Manöver der Wende eines Massen ergreifenden Verlustes in machtvolle Begründung kommender Paradiese, diese realitätsstiftende Wahnvorstellung adäquat festgehalten zu haben ist freilich auch ein Sieg des Ästhetischen.

Während Büchner die *Kraft* der (sozial) Schwachen in entfremdeter Gestalt wahrnimmt, stilisiert Becher die (politische) Kraft der *Schwachen*, die sich zur rächenden Gewalt vereinen, von Hass und Neid getrieben: «Es naht der Tag der proletarischen Rache», massakriert und gelyncht in den freiesten Demokratien werde man den Misthaufen der deutschen Republik entlarven, bis in den Betrieben die ganze Belegschaft einstimmig fordere: «An die Wand, an die Wand mit den Sozialverrätern! Nieder mit ihnen allen, den Gewerkschaftsbonzern, demokratischen Stimmzettelschweinen, mit ihnen allen, den patriotischen Durchhaltern seligen Angedenkens!»³⁷ Der Schwur auf die Stosskraft des toten Lenin mündet in die Entfesselung eines offenen Bürgerkrieges, angefacht von radikalem Hass: «Ihr Millionen, der Millionen Blutopfer gedenkt! / Gedenkt! Gedenkt! Gedenkt! – / Hasst! Hasst! Hasst! / [...] / Grabt bis dorthin, wo der morsche Stamm seine Wurzel hat! / Dann schlägt zu mit der Axt.» Und so endet das Epos als Stimme eines Wir, das «die stahlharte Überwindung alles Schwächlich= Vergangenen» im Werk Lenins grüsst.³⁸

Solch hasserfülltes Gedenken aber markiert das gerade Gegenteil einer lebendigen Erinnerung. Es verdrängt das eigene Versagen, die eigene Mitschuld an vergangenem Leid und lässt den zur Gottheit erhobenen Toten nirgends selbst zur Sprache kommen. Dessen Vermächtnis bestand eben nicht im Festhalten an der Diktatur mit einem stählernen Bannerträger: «Gen. Stalin hat [...] eine unermessliche Macht in seinen Händen konzentriert, und ich bin nicht überzeugt, dass er es immer verstehen wird, von dieser Macht vorsichtig genug Gebrauch zu machen», diktiert Lenin, selbst des Schreibens nicht mehr mächtig, Weihnachten 1922. Stalin sei zu grob, und dieser Mangel könne in der Funktion des Generalsekretärs nicht geduldet werden. Deshalb schlage er vor, ihn abzulösen durch jemanden, der «to-

leranter, loyaler, höflicher und den Genossen gegenüber aufmerksamer, weniger launenhaft usw. ist». Ergänzt er am 4. Januar 1923 einen *Brief an den Parteitag*, der nach seinem Tod über das Schicksal der Partei entscheiden werde.³⁹

Der Brief wurde als Lenins Testament im Mai 1924 auf dem XIII. Parteitag verlesen, der jedoch einstimmig beschloss, ihn nicht zu veröffentlichen. Denn da hatte sich Stalin bereits, mit Sinowjew und Kamenew im Rücken, gegen Trotzki durchgesetzt, von dem Lenin schrieb, er sei «wohl der fähigste Mann im gegenwärtigen ZK, aber auch ein Mensch, der ein Übermass von Selbstbewusstsein und eine übermässige Vorliebe für rein administrative Massnahmen» habe. Gelähmt durch einen Schlaganfall, befürchtet er eine Spaltung, der eine Erweiterung des Zentralkomitees gegensteuern soll. Die rivalisierende Politik der persönlichen, von Laune und Eitelkeit gefärbten Macht soll durch breite Sachentscheidungen ersetzt werden, getragen von höflich-toleranten Umgangsformen und der «Einbeziehung vieler Arbeiter», um den Apparat «umzugestalten», wie es in einem weiteren Nachsatz des Briefes hiess.

Mit dem militärischen Sieg über die Konterrevolution sah Lenin erst die wirklichen Probleme der Revolution beginnen: «Wir verstehen nicht zu wirtschaften.» Es mangle der Schicht von Kommunisten in den Verwaltungen an Kultur. Man werde nur dann die Wirtschaft leiten können, wenn man sie mit fremden Händen aufzubauen verstehe, mit Hilfe der ökonomisch erfahrenen Bourgeoisie, von ihr lernend und sie zugleich auf den eigenen Weg lenkend. «In der Volksmasse sind wir immerhin nur ein Tropfen im Meer, und wir können nur dann regieren, wenn wir richtig zum Ausdruck bringen, was das Volk erkennt.» Die Avantgarde, die sich im Frühjahr 1921 von den Massen gelöst habe, müsse an sich selbst arbeiten, sehr langsam, behutsam und sachkundig der Bauernschaft durch Erfahrung beweisen, dass sie zu führen lerne.⁴⁰

Das waren Grundsätze aus Lenins Referat zum XI. Parteitag 1922, ein Jahr nachdem er gegen Trotzki darauf bestanden hatte, den Kriegskommunismus als ein System wirtschaftlich ineffizienter Zwangsmassnahmen durch eine «Neue Ökonomische Politik» (NÖP) aufzuheben: Durch bewusste Lenkung der in den Schwarzmarkt verdrängten Privatinitiative mittels des staatlichen Monopols an Grund und Boden, im Bank- und Kreditwesen sowie dem Aussenhandel. Damit aber ist die bisherige Elite von Revolutionären überfordert: Wer die Massen zum Aufstand zu agitieren vermag und selbst bereit ist,

sein Leben an vorderster Front zu opfern, verfügt im seltensten Fall zugleich über Sachkenntnis in Staats- und Wirtschaftsfragen. Sich die Abhängigkeit vom bürgerlich-zaristischen Apparat einzugestehen und nach Wegen seiner Umgestaltung zu suchen, darum kreisen sämtliche Aufsätze, die Lenin 1922/23 noch auf dem Krankenbett diktiert. Zunächst schlägt er vor, das – von Stalin geführte – Volkskommissariat der «Arbeiter- und Bauerninspektion» zu erneuern, indem 400-500 Spezialisten im Auftrag des vergrößerten ZK Revisionen vornehmen.⁴¹ Zugleich gelte es, den ganzen Staatshaushalt auf die Bedürfnisse der elementaren Volksbildung umzustellen, um aus einer «halbasiatischen Kulturlosigkeit» herauszukommen. Denn noch immer waren mehr als die Hälfte der Einwohner im europäischen Teil Russlands und zwei Drittel in Sibirien des Schreibens und Lesens unkundig. Statt Stellenpläne für Staatsverlage und Hauptverwaltungen aufzublähen, habe man die Stellung der Lehrer, vor allem auf den Dörfern, zu festigen.⁴² Eine allgemeine Elementarbildung der gesamten Bevölkerung könne jenen Grad von Aufgewecktheit entwickeln, der ihre genossenschaftliche Vereinigung ermögliche. Es genüge diese «Kulturrevolution», um ein vollständig sozialistisches Land zu werden, doch bedürfe es dafür einer materiellen Basis.⁴³

Lenin erkennt, wie eines das andere bedingt, wie ein komplexes Kulturniveau nicht (mehr) durch den Appell an ein revolutionäres Klassenbewusstsein gehoben werden kann. Anders als in der späteren Kulturrevolution Maos propagiert der Kommunist keine Vernichtung bürgerlicher Intelligenz, sondern verlangt, gegen die «Träumereien von der «proletarischen Kultur» das Niveau eines «gewöhnlichen zivilisierten westeuropäischen Staates» zu erreichen.⁴⁴ Für den Anfang solle es genügen, ohne die «Typen vorbürgerlicher Kultur» von Beamten oder Leibeigenen auszukommen. Übereile sei schädlich, weil nur das als erreicht gelten dürfe, was ins Alltagsleben, in die Gewohnheiten eingehe. Dies zu prüfen habe die Arbeiter- und Bauerninspektion, fortschrittlichste Arbeiter und aufgeklärte Elemente, die kein Wort auf Treu und Glauben hinnehmen, keines gegen ihr Gewissen sagen und vor keinem Kampf mit der Bürokratie zurückschrecken würden. Nur so könne man durchhalten bis zur Revolution in den höherentwickelten Ländern, die zwar am Weg der Ausbeutung untereinander und des gesamten Ostens festhielten, gerade dadurch aber Russland, Indien, China, die gigantische Mehrheit der Erdbevölkerung, in einen weltweiten Kampf hineinzögen. Bis zum nächsten «kriegeri-

schen Zusammenstoss zwischen dem konterrevolutionären imperialistischen Westen und dem revolutionären und nationalistischen Osten» müsse es dieser orientalisch zurückgebliebenen Mehrheit gelingen, sich zu zivilisieren.⁴⁵

Freilich merkt Lenin selbst, wie er mit seinem Paradigmenwechsel vom Bürgerkrieg zur Kulturrevolution indirekt all denen recht gibt, die bereits 1917 erklärt hatten, Russland müsse erst – durch (friedliche) Kapitalbildung – kultiviert werden, bevor es für den Sozialismus reifen könne. Warum aber, entgegnet er im Januar 1923, dürfe man nicht vom deutschen Vorbild abweichen und auf revolutionärem Wege Voraussetzungen der Zivilisation schaffen, zumal die Bourgeoisie der reichsten Länder, mit der französischen Besetzung des Ruhrgebietes, sich ausserstande zeige, «nach diesem Krieg ‚normale‘ bürgerliche Verhältnisse herzustellen».⁴⁶

Nun ist es Mode geworden, mit verächtlicher Häme von den Zweifeln zu sprechen, die ihn, den Gewaltherrscher, am Ende doch befiehl: «Es scheint, ich habe mich vor den Arbeitern Russlands sehr schuldig gemacht», zitiert man Lenin, um sogleich zu behaupten, er habe in dem Georgier Stalin «einen russischen Nationalisten mit angemessener Brutalität erkannt, bei dem er sich um die Bewahrung seines Lebenswerks kaum hätte zu sorgen brauchen».⁴⁷ Doch das vollständige Zitat spricht gerade von der Schuld, sich nicht genügend in die «ominöse Frage der Autonomisierung» eingemischt zu haben, «die offiziell, glaube ich, als Frage der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken bezeichnet wird». Die Bezeichnung selbst ist eine Ironie. Lenin, der vermeintliche Staatsgründer, war sukzessive von der Bildung der Union ausgeschaltet worden. Am 30. Dezember 1922, als der I. Unionskongress der Sowjets die Vereinigung von Russland, der Ukraine, Belorussland und Transkaukasien zur UdSSR beschloss, diktiert er die Zeilen: Ein kranker Mann, in einem Landhaus fern von Moskau gefangen, isoliert von jeder Entscheidung. Der dennoch von Stalins Druck auf die Georgier erfahren hat und erklärt, dessen Eilfertigkeit sei verhängnisvoll. Tags darauf heisst es: Ein Georgier, der «leichtfertig mit Beschuldigungen des ‚Sozialnationalismus‘ um sich wirft (während er selbst ein wahrer und echter ‚Sozialnationalist‘, ja mehr noch, ein brutaler grossrussischer Dershimorda ist)», verletze die proletarische Klassensolidarität, die durch nichts so gehemmt werde wie durch nationale Ungerechtigkeit. Minderheiten gegenüber sei ein Zuviel an Entgegenkommen und Nachgiebigkeit besser als ein

Zuwenig, weil die formale Gleichheit die reale Ungleichheit, mithin die Schuld der geschichtlich tradierten Gewalt grösserer Nationen verdecke. Deshalb habe man Ordshonikidse exemplarisch zu bestrafen, politisch verantwortlich müssten natürlich Stalin und Dzierzynski gemacht werden. Denn bei aller Notwendigkeit, sich gegen die westlichen Imperialisten zusammenzuschliessen, dürfe man nicht «in imperialistische Beziehungen zu den unterdrückten Völkern hineinschlittern» und somit die eigene Autorität untergraben.⁴⁸

Wer ist zynischer: Stalin, der die intellektuelle Überlegenheit des anderen als Bedrohung empfindet, ihn unter Hausarrest stellt und in einem Rundschreiben allen Gouvernementskomitees der Partei versichert, Lenins *Prawda*-Artikel zur Reorganisierung der Arbeiter- und Bauern-Inspektion sei einem kranken Hirn entsprungen, oder jene, die dem Toten das Wort im Munde verdrehen, sich Zitate nach Belieben zurechtstutzen? Was ist das für ein Hauch, der diesen *Spiegel* so beschlagen lässt, dass er blind wird für Gegenläufiges in den Diktaten eines ohnmächtigen Machthabers? Warum können wir nicht wahrnehmen, dass Lenin nach aussen hin Zwang gegen Zwang setzt und zugleich im Innern Kultur, Toleranz, Zurückhaltung als die eigentlich menschlichen Kräfte einer gewaltfrei überzeugenden Autorität zu entwickeln bestrebt ist? Und wenn auch dies «zugleich» sich als ein «danach» erweisen, wenn sich zeigen sollte, dass der Handelnde, wie Nietzsche es mit Goethe sah, immer ein Gewissenloser ist, wäre dies nicht ein Grund zur Trauer? Sollten wir nicht die Empfindung für den Schrecken wachhalten, der auch Büchners Danton ergreift, als er, selbst ein Opfer der von ihm geschaffenen Terror-Justiz, im Kerker die Schreie derer vernimmt, die er im September 1793 in den Gefängnissen hatte ermorden lassen, weil die Konterrevolution vor Paris stand? Wozu stattdessen der «Katastrophe des Kommunismus» das Abziehbild vom Siegeszug eines «sozial geläuterten Kapitalismus» aufkleben, der aller Völker Sehnsucht nach Konsum, Freiheit und Recht erfüllt?

Als sei Lenins Ansatz mit seinem Scheitern erledigt, als habe nicht Gorbatschow den Gedanken einer komplexen Umgestaltung wieder aufgenommen, bevor er zum Stargast westlicher Talkshows verkam, und als habe nicht die Leninsche Idee, durch radikale Abrüstung aller Staaten Mittel freizusetzen für eine andere Kultur des selbstbestimmten Miteinanders, jene «friedliche Revolution» im Osten normiert, als das erklärte Ziel der konservativen Wende im Westen, den Gegner totzurüsten, sich verwirklichte.

Auch Becher versteht Lenin 1924 nur als Heerführer einer Revolutionsarmee, dessen Grösse für ihn noch drei Jahrzehnte später in der Nachfolge Stalins bestand.⁴⁹ Das treibende Motiv einer derart reduzierten Wahrnehmung aber tritt in dem Epos offen zutage: Es galt der Überwindung alles Schwächlich-Vergangenen, die sich in der Kontinuität zu dem Stählernen hin symbolisch verdichtet.⁵⁰ Als deren Sänger sucht er demonstrativ die eigene Schwäche zu überwinden, die Herkunft aus dem Lager der Reichen in sich selbst, in der Verarmung seiner Sprache auszumerzen. Was bei dem Gewinn an Stärke verlorengeliegt, zeigt sich in der Überarbeitung des *Festspiels* von 1919 zu einem *Kampf drama*, die er im Frühjahr vornimmt.

Der Einsatz ist kaum verändert: Ein Mensch will nicht länger warten mehr, bis der Traum des Lichts ihn erhebe. Allerdings kommt der Ruf zum Auferstehen nun von ferne statt von oben. Eine Gegenstimme entlarvt Gott als Schwäche, als Ausdruck der verinnerlichten Knechtschaft, von der sich die Unterdrückten nur selbst erlösen könnten. Wieder wird das Aufreissen der Erde proklamiert, doch erschallt kein endloser Bruderkrieg, sondern klingt solidarische Hilfe der Aufständischen untereinander an. Die Rebellion ist disziplinierte Antwort auf die Frage, «Für wen? Warum? Wozu?» sich die Arbeiter, Bauern und Soldaten bislang geschunden hätten. Ein Mann und eine Frau bewundern die Fülle der Erde, die entstellt werde vom Aufbruch Millionen erbärmlichster Menschen. Gemeinsam wollen sie – statt des einst nur vereinzelt Ich – einstimmen in den «Schrei des Jahrhunderts», nicht mehr warten zu können. An die Stelle der Selbstreflexion – «Was bin ich?» – tritt ein Wahrnehmen anderer: «Was wollt ihr?» Und auf das dreifache Echo hin – «Mensch werden» – folgt das neue Gebet der beiden: «Gib, dass ich die Kraft habe, / All mein Denken und Tun, / All mein Sinnen und Trachten / Zu widmen dem Befreiungskampf derer, die kommen werden, [...] Dass einst ich lebendig sein möge und geborgen / Im Leben derer, / Deren freies Dasein ausfüllen wird der Raum der zukünftigen Geschichte. // Gib, dass alle Anforderungen, die an mich gestellt werden, ich erfülle. / Dass ich ein gut funktionierendes Glied sei / Im Mechanismus jener riesenhaften Kampfmaschine, / Die erbaut ist aus Arm, Gehirn, Willen, Herz, Muskelwerk des werktätigen Volks, / Die die Herrschaft der sinnlos Herrschenden ausrottet, / [...] / Bis das letzte Bollwerk der Volksfeinde zerschmissen ist ... / Und die Menschenerde zu einer ruhend schwingenden Schale geworden ist, / Gefüllt mit dem ewig-kreisenden, mit kristallischem Licht.»⁵¹

Damit endet der erste Teil, in dem Becher alle Stimmen des Zweifels (von unten) eliminiert und die Zuversicht (von oben) durch Beschwörung eines mechanisch-eisernen Kampfwillens zur Verwirklichung hehrer Lichtträume ersetzt hat. Die idealischen Ziele sind gleichgeblieben, nur verdeckt die rationale Sinnstiftung der lebendigen Zukunft ein sinnliches Wahrnehmen ihrer gegenwärtigen Mittel, verkommt die schöne Utopie zum Loblied auf das eigene Funktionieren in einer Tötungsmaschinerie.

Der zweite Teil handelt von den Lehren der Novemberrevolution: Nicht mehr die Stimme einer Frau an vorderster Front, sondern Flugblätter aus dem Hinterland bewegen das Heer, einen zwecklos gewordenen Eroberungsfeldzug abubrechen. Statt der echt dramatischen Bekehrung des Gewaltherrn erscheint ein platt prosaisches Betrugsmanöver von Offizieren: den Rückzug befehlend, wollen sie sich an die Spitze der Revolution begeben, um sie niederzuschlagen. Die Fakten stimmen, doch das Spiel wird nicht stimmiger, verliert vielmehr seine eigenständige Ausdruckskraft in behelrenden Zweck-Erklärungen. Das verzweifelte Stammeln einer revolutionären Führerin – «Wenn man nicht rechtzeitig an die Wand stellt ... / Geschontes Blut bei ihnen: / Blutströme bei uns ...» – und die tödliche Einsicht zweier Arbeiter im Grossstadtdunkel, «härter denn je, unnachgiebiger, rücksichtloser denn je» vor die Frage der Macht gestellt zu sein⁵² – sie verharren in ohnmächtiger Kampfansage, die nur noch eine aussichtslose Steigerung zu rachsüchtiger Propaganda zulässt: «Schliesst jetzt die Reihen! / ... / Rüstet euch, / Damit ihr bereit seid, / Wenn die Stunde der Vergeltung schlägt.»⁵³

Der Geist der Rache muss die Toten beschwören – «sie werden, Mörder, morden dich» –, weil er in den Lebendigen nur deutsche Michel sieht, die ihr Schicksal nicht selbst in die Hand nehmen wollten. Die Gründe, warum die Unteren sich nicht gegen ihre Enteignung wehren, werden im dritten Teil aufgesucht: Zwei Gestalten steigen nun, wie in der *Divina Commedia*, in die Unterwelt hinab. Jedes Volk bestehe aus zwei Völkern, unterweist einer den anderen, aus dem der Herrschenden und dem der Unterdrückten, je unterschieden in Ausdruck, Gebärde und Sprache. Das ganze Gefühls- und Gedankenleben des werktätigen Volkes jedoch sei zersetzt durch gekaufte Subjekte, die sich seine Vertreter nennen. «O aber wie ungeheuer schwer ist es auch, an die Stelle der Denkmethode und der Gefühlssprache der herrschenden Klasse [...] eine neue Zeichenwelt zu setzen, nur die Ansätze dazu, nur Übergangsbildungen; wie schwer, die alten Symbole,

tief eingekerbt in dem Seelenkern fast ausnahmslos aller Menschen, auszumerzen!»⁵⁴

Tatsächlich geschieht hier etwas für Becher Neuartiges: Nicht mehr der grosse Einzelne, der Dichter-Eroberer, soll Zeichen schaffen zur Orientierung anderer – die Betroffenen selbst sind aufgerufen, ihre Phantasie freizusetzen. Ein symbolisch mit Polizeiketten abgesperrtes Areal wird zur Verfügung gestellt, in einer Art «politischer Rummelplatz, als Manegestück» eigene «Coupleteinlagen, Hakenkreuztänze, knallende Heilrufe. Wahrhaft patriotische Orgien» etc. aufzuführen. «Nach dem Motto: Je grösser der Schieber, je grösser der Lump, desto patriotischer tut er. Alles ist hier möglich. Furchtbarste Erzählungen von Judengreueln, von einer internationalen Liga zur Errichtung der Weltherrschaft des Judentums usw. usw.»⁵⁵ Zeugt aber dieser vaterländische «Hexensabbath» wirklich von freier Phantasie, erweitert er die Vorstellungskraft – oder lässt er sie nicht doch nur im Zirkel polizeilich eingegrenzter Klischees verharren?

Hellsichtig zeichnet Becher die nationalsozialistischen Arbeiterfänger in seinem Panoptikum einer sich mit Irrsinn aufladenden Zeit, bis hin zur Gründung des allermodernsten Instituts für Rassenforschung mit einem Arier-Prüfapparat und der Einblendung einer Riesenwerkstatt, in der Naturwissenschaftler an der Vorbereitung des nächsten Krieges arbeiten. Auch bedient er sich dabei einer nicht-klassischen Aesthetik des Grotesken, die den Massen-Erfahrungen ungleich näherkommt als das einstige Festspiel. Und doch bleibt sein Blick beschränkt, gefesselt durch das Motiv der Rache: Denn das Gesindel, das «Gezücht aller Gezüchte», das seine Wanderer am «untersten Pfuhl der Hölle» gewahren, sind weder Nazis noch Bankiers – sondern die sozialdemokratischen Verräter der Novemberrevolution. «Furchtbar! Das Entsetzlichste, was ich je gesehen habe! Sieh: die letzten Sparpfennige, die sie dem Arbeiter auspressen, die benützen sie dazu, Waffen anzuschaffen und damit eben diese Arbeiter niederzuschlagen.» So weit hat er die Wahrnehmung geschärft für den (Selbst-)Betrug der Massen durch ihre Führer. Dann aber setzt blendender Hass ein: «Leidenschaftslos, eisig vor Verachtung, so wird man einst, wenn man wieder ihnen zu begegnen gezwungen sein wird, die Angelegenheit erledigen, ohne dabei auch nur hinzusehen. Ja, es waren doch vielleicht auch Menschen, von solch einem Gefühl dürfen wir in diesem Fall kaum gehemmt werden.»⁵⁶

Darin besteht die grundlegende Differenz der beiden Fassungen, dass der Mann 1919 bemerkt, wie stark die Frau Tyrannen in jeder

Gestalt gehasst habe, doch darüber eine andere Kraft nicht vergass: «Aber du, du verachtetest nicht. / Denn du kanntest unserer Erde grosse Schwere. / Wenn du vom Tod sprachst, / Sprachst du wie von der Notwendigkeit eines ewig melodischen Übergangs. [...] Dein Glaube barg die Elend-Schwachen.»⁵⁷ Diesen Glauben hatte er 1924 verloren. An seine Stelle trat die Schreckensvorstellung, nur noch als Mörder-Mörder die geschundene Menschheit in ihrem Blut erlösen zu können: «Ich kralle ein mich, ihr Herzen verstockt, in euch mit eisernen Fangzähnen. / Ich haue ein in das vermorschte Gerümpel mit lohenden Fäusten. / Friss, du Hund, / So höhnten einst, da ich aufmuckte, / Mich die Herrschenden an, / Und stopften mich, bis ich platzte, mit wässrigem Kriegsbrot. / Hah, / Nun spei ich's zurück als glühenden Brocken ...»⁵⁸

Der vormalis «gesungen aus Überwelten / Gottselige Gesänge», wird zur roten Bestie, die der blonden Nietzsches und seiner nationalsozialistischen Verehrer gleicht. Das apollinische Ideal realisiert sich in dionysischer Enthemmung, wie die GROSSE ROTE-MARSCH-HYMNE sie als abschliessender vierter Teil der Dichtung besingt: «Wir sind mitten im Krieg! / Bürgerkrieg: / Reisse empor dich aus allen Verkettungen, Genosse: / Wir erobern die Welt / So wird glätten zu einer diamantenen Fläche / Sich bald vor dir die Erde! / Roter Marsch! Roter Marsch! / Marsch.»⁵⁹

Lenin habe ihn von der Angst vor dem Verdacht Nietzsches befreit, im Bekenntnis zum Kommunismus ein «terrible simplificateur» zu sein, lautet die erste essentielle Eintragung in Bechers *Tagebuch* der Jahrhundertmitte.⁶⁰ Tatsächlich nahm ihm die Forderung, den Welt in einen Bürgerkrieg umzukehren, jegliche Skrupel vor der Gewalt, die er schon mehrfach ästhetisiert hatte. Im erneuten Gewahrwerden sinnloser Leiden, im Gefühl eigener Verlorenheit, der schuldlosen Schuld, ein Zuschauer von sanktioniertem Unrecht und verleugnetem Elend zu sein, gibt ihm Lenin die Antwort auf Nietzsches Suche nach einem neuen Wozu. Der Arbeiter, der sich zur letzten Schlacht erhebt, wird zum Übermenschen. Vom Gewaltherrn des *Festspiels* unterscheidet diesen Eroberer nur, dass er mit bestem Gewissen nach barbarischen Mitteln greift, dem Guten, Wahren und Schönen einen neuen Grund zu schaffen im «namenlosen Heldentum von Millionen».⁶¹

Einem derart «demokratisch» gewendeten Nietzsche war Becher in Gorki begegnet: 1923 hatte er dessen Aufsatzsammlung *Die Zerstörung der Persönlichkeit* gelesen. Der Titelessay von 1909 schildert den Verfall der Kultursymbole vom mythischen Heroen Prometheus

zum modernen Nihilisten, den er ein vatermordendes Kind des Kleinbürgers nennt. Das Bild des anarchischen Rebellen, in dem Becher sich selbst erkennen konnte, und sein Gegensatz einer massenhaft unpersönlichen Heroik im Arbeitsleben ging auf den Dekadenz-Befund des Philosophen zurück.⁶² Aber auch Bogdanow und Lunatscharski nahmen Anleihen bei Nietzsche auf, um den orthodoxen Marxismus Plechanows zu überwinden, der jegliche Erscheinung des sozialen Lebens auf ökonomische Ursachen zurückführt.⁶³ Und Trotzki sprach von der Möglichkeit, «einen höheren gesellschaftlich-biologischen Typus, und wenn man will – den Übermenschen zu schaffen», eine Steigerungsform der menschlichen Befähigung zu Stärke, Intellekt und Harmonie.⁶⁴

So verbindet sich die Marxsche Theorie, sobald sie nicht nur beschreibend, sondern unmittelbar handlungsorientierend wirken will, mit etwas, was Nietzsche «Wille zur Macht» nennt oder Bergson einen «élan vital»: eine Lebenskraft, die das Reflektieren überschreitet und selbst nicht mehr reflexiv wahrgenommen wird. Vielmehr verleugnet der etablierte, der sich selbst positiv der bestehenden Macht entgegensetzende Wille den Impulsgeber, der nun sein schärfster Kritiker wäre: Das Jasagen zur Barbarei auf dem Grund jeglicher Kultur muss verdrängt werden in dem Augenblick, da die alten Gewaltmittel der neuen Ordnung dienen. Denn ihre Kraft zehrt von einer doppelten Moral: äusserlich von der Schuldzuweisung an den Anderen, den Gegner, der mit wachsender Ohnmacht zum Feind wird, und im Innern getrieben vom Gefühl einer (Mit-) Schuld, vom schlechten Gewissen, nicht (genug) gehandelt zu haben. Zumindest in Bechers *Kampfdrama*, fatal spürbar bei Clara Zetkin und wohl auch im Fall Gorkis, der die Sowjetunion 1921 bis 1928 verlassen hatte, bevor er ihren Aufbau heroisch verklärt.

Die Demonstration brutaler Stärke kündigt von empfindsamer Schwäche. Doch von wessen Schwäche? Dass der proletarische Riese Zetkins nicht der Sprache der Arbeiter entstammt, zeigt Becher mit der Unbestechlichkeit eines Chronisten: Es sind die Höllen-Wanderer, denen die – bedrohliche – Masse als ein gewaltiger, monströser Held erscheint, von dem *sie* erwarten, dass er das Wahre, Gute und Schöne sich erobern werde, das sie selbst vermissen. Auch die Mythisierung des Proleten im Spiegel des Halbgottes Herakles bei Lunatscharski, wie sie 50 Jahre zuvor bereits Hermann Hettner als Inbegriff der modernen Tragödie galt,⁶⁵ überlagert die Arbeitswelt mit einem ihr frem-

den Zeichenmaterial, das der Bildungssphäre des Bürgertums entlehnt ist. Zwar sprach der Gebildete Marx ebenso von einer Mission, die er ursprünglich als Verwirklichung der Philosophie begriff, doch verwahrte er sich zeitlebens gegen eine Vergötterung des Proletariats. Der Begriff «Gesamtarbeiter» hat im *Kapital* lediglich die Gültigkeit einer theoretischen Abstraktion, die gedanklicher Differenzierung bedarf, um unter den verschiedenen Bedingungen bestehender Gesellschaften politisch handlungsfähig zu werden. Jene «frohe Botschaft» vom Kommunismus, die Clara Zetkin predigt, um verirrte Seelen zu erlösen, hätte Marx als Gefühlsbrei verlacht. Und doch hat eben diese Weltanschauung für das Heilsbedürfnis einer ratlosen Mittelschicht erst wieder kampffenschlüssene Massen wie zur Zeit der Sozialistengesetze formiert, während der Streit um die Theorie nur einen kleinen Kreis von Spezialisten beschäftigt.

Becher, nunmehr Leiter der kommunistischen Fraktion im SDS, Mitglied des Roten Frontkämpferbundes seit dessen Gründung im Mai 1924 und ständiger Mitarbeiter in der Abteilung Bildungswesen⁶⁶ der KPD-Zentrale, schreibt nach dem Motto Gorkis «Glaube an dein Volk, glaube an seine schöpferischen Kräfte. Hilf ihm, sich aus dem Zustand des Kniens zu erheben, geh zum Volk, geh mit ihm» ein Manifest: *Von der Tribüne*. Gegen die christliche Irrlehre, die Millionen im Namen einer phantastischen Gottheit abschlachten liess, gelte es in wahrer Nachfolge Christi den Geist der Vernichtung mit seinen eigenen Mitteln zu vernichten, um der Wiedergeburt des Menschen im Dombau einer Gemeinschaftsordnung willen. «Wohlan, ihr Menschenvölker», heisst es im Nietzsche-Gestus, «ich lehre euch eine neue Unsterblichkeit.» In dem neuen Akt des «Riesendramas der Menschheit», auf dem Marsch in die klassenlose Gesellschaft, die wieder freies Forschen und das reine Gemeinschaftskunstwerk ermöglichen werde, bedürfe es eines «exakt funktionierenden Gewalt-Instruments: der Diktatur des Proletariats». Die deutsche idealistisch gesinnte Jugend sei besonders berufen, am Befreiungskrieg mitzukämpfen, der den Menschen über sich hinaushebe, «so dass das Unmögliche möglich wird, die unorganische, in sich zerfetzte Menschenmasse glühend wird, sich in sich verschmilzt, ineinanderschwingt, bis sie plötzlich in die organische Volkseinheit umschlägt». Auch die Kunst, die zum Spekulationsobjekt verkomme, könne sich nur erneuern, wenn sie aus ihrer Abgeschlossenheit heraustrete und sich einreihe in die Kampffront, die das Russland Lenins, Gorkis und

Majakowskis mit dem Amerika Whitmans, Sinclairs und Chaplins vereine, dem «elektrischen Amerika», das einst das technisch vollendetste Bollwerk der Erde sein werde. Wann endlich reisse sich der jahrtausendlang gekreuzigte Menschheitsleib von seinem Kreuz?⁶⁷

Vordergründig treibt ihn christlich drapierte Gewalt, sie mit erlösender Gegengewalt zu beantworten. Die irrationale Steigerung dieser ausichtslosen Strategie aber setzt voraus, dass er Geschichte als ein Drama betrachtet, das auf schicksalhaft-zwangsläufige Konflikte hinausläuft. Und ist die Idee, dass Gegensätze ins Extreme zu steigern seien, um ineinander umzuschlagen, das empirische Dasein zu übersteigen und das Unmögliche, das Utopische einer absoluten Einheit zu erlangen, nicht doch eine spezifisch «deutsche» Vorstellung des Göttlichen? Im deutschen Pantheismus des ausgehenden Mittelalters verwurzelt, findet sie sich ausgeprägt bei Schelling, dann bei Hegel, gegen den Rationalismus der Moderne wiederaufgenommen bei Nietzsche, ursprünglich auch bei Marx und praktisch umgesetzt in der russischen Revolution, deren Köpfe sich an Deutschland orientierten. Selbst die Unmöglichkeit eines Zweifrontenkrieges, der Millionen zujubelten, war sie nicht möglich geworden durch eben diesen «Idealismus», diesen Willen zum Opfermut, sich über das berechnende Sein zu erheben, Unsterblichkeit zu erringen? Hatte sich Becher nicht 1913 einen grossen Weltkrieg herbeigewünscht, das enge Leben in einem kalten rechteckigen Raum zu überwinden?

Dieselbe Mischung aus religiösem Erweckungspathos und verbissenen Durchhalteparolen verbindet ihn zehn Jahre später noch immer mit seinen Gegnern. Seine Wertvorstellungen sind nicht über *Verfall und Triumph* hinaus gelangt, so sehr er sich auch müht, ein Anderswerden zu demonstrieren. Eben weil sich für ihn und in ihm nichts ändert, wächst seine äusserliche Radikalität. «Wir bedanken uns für Almosen! Wir haben genug von euch, ihr Mäzene!»⁶⁸ schreit er der Welt ins Gesicht und berichtet am gleichen Tag, da eben diese Worte im Prosa-Band *Vorwärts, du rote Front!* erscheinen: «Erfreulich war meine Unterredung mit Kessler, der mir, kaum dass ich mit ihm zusammen war, anbot, mir in den nächsten Monaten wieder eine Rente von je 200 Mark (zweihundert) zu geben, dass ich in meinen Arbeiten ein wenig freier bin.»⁶⁹

Und doch muss er sich in seiner Sicht bestätigt sehen: Im August 1924 nimmt der Reichstag mit den Stimmen der SPD den Dawesplan an, der die Reparationszahlungen auf jährlich 2,5 Milliarden Goldmark festlegt und Kontrollkommissare zu ihrer Sicherstellung einsetzt. Eine

ökonomische Lösung zeichnet sich ab, für die Kessler plädiert hatte. Die KPD-Zentrale hält dagegen, dass Deutschland zur Kolonie und der Frieden nicht sicherer werde: «Neue tödliche Waffen zur Luft, zu Wasser, zu Lande werden erfunden! Der Gaskrieg wird vorbereitet!» Der Finanzplan verschärfe den Kampf zwischen der englischen, deutschen und französischen Industrie. Weshalb nur schärfster Klassenkampf die Arbeiter retten könne, auf deren Rücken sich die Steuerlast verteile.⁷⁰

Tatsächlich bleibt die Arbeitslosigkeit eine Dauerbelastung auch in den kommenden Jahren der «Stabilisierung»: von 11,4 Prozent 1924 auf 8,3 im Folgejahr reduziert, wächst sie 1926 auf mehr als das Doppelte. Und wer Arbeit hat, bekommt die Rationalisierung auf andere Art zu spüren: durch den Einsatz moderner Technik nach dem Vorbild amerikanischer Fließbandproduktion. Zudem wird die gesetzlich festgelegte Arbeitszeit von täglich acht Stunden durch Sonderbestimmungen immer wieder ausgedehnt. Dennoch verliert die im Frühjahr wieder zugelassene KPD bei den Dezember-Wahlen fast eine Million Stimmen. Zwar spricht die Zentrale bereits im November von Terror, weil Tausende Kommunisten im Gefängnis sassen und selbst Reichstagsabgeordnete nicht frei zu den Wählern sprechen könnten. Allein die Massen wollen keine Revolution mehr, nach fünf Jahren zermürbender Unruhen wählen sie die Aussicht auf eine gefestigte Wirtschaft, die ihre Alltagsorgen zu lösen verspricht.

Becher war im Frühjahr mit Eva in eine kleine Wohnung nach Berlin-Lichterfelde Ost gezogen. Im Februar hatte er mit ihr, Hedwig und Julian Gumperz einen Skiurlaub in Voralberg verbracht. Als sie dann, für immer, aus Italien zu ihm zurückkam, drängte er darauf, neben das Häuschen der beiden zu ziehen. Gumperz gab seit 1919 den *Gegner* heraus, der 1924 sein Erscheinen mangels Abonnenten einstellen musste, versuchte einen Neuanfang mit dem Jahrbuch *Platz dem Arbeiter* und wurde im Februar als Teilhaber am MALIK-Verlag gemeinsam mit Grosz und Herzfelde zu je 500 Reichsmark wegen «Verbreitung unzüchtiger Darstellungen» in der Grafikmappe *Ecce Homo* verurteilt. Bei ihm nun verkehrten Gerhart Eisler, Hedes Bruder, nach Redaktionsarbeiten in der *Internationale*, der *Roten Fahne* und im KPD-Pressedienst während des Parteiverbotes 1923/24 als Mitglied der Berliner Bezirksleitung Instrukteur für Mitteldeutschland, Heinz Neumann, damals noch Redakteur des Zentralorgans und kurz darauf, mit 22 Jahren, Vertreter der KPD im EKKI, sowie andere «Genossen,

von denen Becher glaubte lernen zu können», wie Eva Herrmann sich an die schwierige Zeit der ersehnten Zweisamkeit erinnert, nach der sie im Sommer allein nach Sylt fährt, sich im Herbst eine Pension sucht und ihm das Atelier überlässt. «Ich glaubte an seine Begabung und an die unantastbare Unschuld seines Herzens», schreibt sie mit dem Abstand eines halben Jahrhunderts. «Im Rückblick erscheint mir diese nie ganz erfüllte Liebe ungemein zart und innig, und ich frage mich manchmal ob sie überhaupt je geendet hat.»⁷¹

Eine Liebe, die nur in der Distanz zu dauern vermag. Es sei nichts als der Mangel eines geeigneten Partners, der sie hindere, von ihm zu gehen, schreibt Becher ihr nach. Er werde auf einen Monat nach Urach fahren, denn für die Nordsee fehle ihm das Geld, obwohl er ausspannen müsse.⁷² Immerhin hat er im Frühjahr die Korrektur der *Hymnen* im Insel- und der *Maschinenrhythmen* im Schmiede-Verlag fertiggestellt, als Brotarbeit die Übertragung eines Gedichtbandes von Bjedny, des Gegenpols zu Majakowski, übernommen, dessen Poem *150 Millionen* gleichfalls 1924 in Bechers Nachdichtung erscheint, hat eine Aufsatzsammlung von Lew Sosnowski «durchstilisiert» sowie, nebenbei, *Am Grabe Lenins* verfasst und sein *Festspiel* überarbeitet. Mit alledem verdient er «kümmerlich wenig, so viel, dass ich nicht gerade verhungere, ungefähr 150 Mark im Monat»⁷³. Die Stelle im Ruhrgebiet hat sich zerschlagen, ebenso die Arbeit in Moskau. «Morgen werde ich Dir, wenn ich, so Gott will, wieder einmal gegessen habe, ausführlich schreiben», vertröstet er die Geliebte im Winter 1923/24 und erwähnt einen Romanvertrag, den er unbedingt abschliessen müsse.⁷⁴

Noch immer trägt er die unvollendete Autobiographie mit sich, die *Legende* seines Lebens, die er in der Nachfolge Bertram-Nietzsches am Rande der Welt erzählen wollte. Neben dem Manifest nun erscheint eine «Fragment» genannte Erzählung unter dem Titel *Quo Vadis* ... Ein Mikroroman, der mit einer merkwürdigen Laudatio auf den Dilettantismus einsetzt: «,... Gott Lob und Dank! Endlich wieder einmal schlechte Musik!» Ein Wanderer vernimmt sehnsüchtiges Geigenspiel aus einem Fenster, von wilden Hecken überwuchert, der Amtswohnung des Leichendieners einer Kleinstadt. Die Klänge wecken Erinnerungen an dilettantische Konzerte, deren Misslingen ihm plötzlich als Zeichen einer anderen Vollendung erscheint, als Ausdruck eines «tieferen Gemeinschaftsgefühls mit allen wahrhaft Lebendigen» – im Gegensatz zu unnahbar klassischen Vollkommenhei-

ten, die alles Erdenelend verklärten. Die gemarterte, gestammelte Sprache der zum Welt-Erleiden gezwungenen Kreatur quäle sich, labyrinthisch, aus unterirdischen Röhrengängen hervor. «Die einen triumph=singen, strahlend verzückte Gesichter. [...] Sie haben ihre Sprache sich erstritten, sie dürfen sich aussprechen und aussingen: sie sind die Herren der Welt. / Die anderen aber, unbeholfen, aller künstlerischen Mittel bar, sie gestalten mit verkümmerten Organen die erlösungssüchtige Konfession einer anderen Menschheit: «Verdammte dieser Erde ...'»⁷⁵

Während der Leichendiener seinem Sohn beim Abendessen erklärt, dass die Regierung Pappsärge erlaubt habe, um der verarmten Bevölkerung das Sterben zu erleichtern, verwandelt sich die Amtswohnung im Hirn des Wanderers zu einem «winzigen, von blauen giosenden Wassermassen rhythmisch umschwankten, im Welten=Ozean versunkenen Gehäuse. / Die Wände schimmerten milchig, das Gaslicht in der Mitte unter der korallig durchzweigten Decke, von schimmernenden, rubinäugigen Riesenfliegen umschnurrt, sprühte bengalisch als Unterwassersonne; eine silbern federnde Spirale stieg von unten die Wendeltreppe hoch; der abgewetzte Bretterboden war mit einer Schicht von glasigem Flaum wie neu übertüncht; alle Gegenstände dehnten sich, zu den sonderbarsten Figuren sich verrenkend, in einer brünstigen Tropenwärme; in langen gewundenen gleichförmigen Bewegungen umschlich sich lauernd der Vater, der Sohn; der Sohn, der Vater. Überstiegen sich, hockten einander auf den Schultern, die Köpfe eingezwängt zwischen den Schenkeln wie zwischen einer beinernen Schere; beschnupperten sich, benagten sich, es roch sämig und schleimig. Der Tisch, auf dem sie sich jetzt balgten, zog unter ihnen sich lang in eine unendliche Länge, wie eine brandig gefleckte Haut. Die beiden liebkosten sich, legten plötzlich die Augen auf ihre Hände, tasteten sich gegenseitig mit den Fingern die blutleeren Augenhöhlen ab; betrachteten sich; und lösten endlich in sich sich auf in einen farblosen, wässerigen Knäuel.»⁷⁶

Welch seltsame Vision. Später wird den Wanderer noch einmal ein Bild überfallen: Als vaterländische Truppen einmarschiert sind, um den Aufstand streikender Arbeiter im friedlichen Tal niederzuschlagen, und schwermütige Serenadenmusik über dem fackelerleuchteten Marktplatz schwebt. «Die ganze Natur stülpt um sich wie ein gläserner Kelch, draus schlürfst du als unsichtbaren Saft den Wahn der Ewigkeit...» Doch da weiss er, dies sei der Zauber der modernen Höllewelt, die erstrahle in den wunderbarsten Sonnenuntergangsfarben. Das Wissen zügelt den visionären Ausbruch. «Wache, Genosse!»

zwingt er sich selbst, in der Stunde der Verklärung die Anfechtung zu erkennen: «Es ist, wenn du noch ein fein vibrierendes Herz hast, deine gefährlichste Stunde. [...] Vergänglich ist all dies Irdische, spricht du, und deine Augen schliessen sich, und deine Hände binden sich ... Wehe dem, dem die Hände sich binden ... / In solch einer Stunde ist wohl mancher schon von uns abgefallen. Man fällt aber immer nur zum Gegner ab. [...] Ja, wer nicht für mich ist, spricht die Revolution, ist wider mich ...» Nicht leicht sei es, «nicht zu einem Jenseitsgläubigen oder zu einem Dichter zu werden, sondern – standzuhalten». Denn «es scheint so: alles Tote blüht atemlos sich hinüber in das Lebendige, das Lebendige atmet lautlos sich wieder in das Tote zurück; alles Vergängliche aber ist wie aufgezehrt von einem glühroten Kern, der ist die Ewigkeit. Alles flutet. Die Welt: ein gläserner Wellenschlag. Alles neigt einander sich zu, alles umschmiegt sich; alles ist miteinander, beieinander. Schwingt, schwingt ... / Die tags sich mordende Kreatur kehrt nachts versöhnt in ihre ursprüngliche Einheit zurück.»⁷⁷

Dieser Erzähler hat Angst vor seinen eigenen Visionen, vor seiner Dekadenz, seiner Empfindsamkeit für das Zerfliessen alles Geformten, das sinnliche Vergehen jeder irdischen Gestalt, in dessen Angesicht jegliches Handeln seinen Sinn verliert. Angst mithin vor dem Eingeständnis, dass jene Gemeinschaft, die sich Kommunismus nennt, nur im Nachtbewusstsein einer kreatürlichen Verbundenheit alles Lebendigen bestehen kann, während die lebenden Kreaturen einander im Tageslicht morden. Soll der Wanderer vorbeigehen an dem «Massenmord», tatenlos auf ein Jenseits hoffend, oder ihn als Künstler in einen «Märchenmantel» hüllen? Vor die Frage sah sich Becher gestellt, der seinen Wanderer rettet durch eine göttliche Stimme der Revolution: ein Gewissen, das mit alttestamentarischer Strenge zum Bekenntnis nötigt.

Im «gestrafften Leib» einer Lokomotive fragt sich der Wanderer, da ein Zeitungsverkäufer neueste Nachrichten vom Niederwerfen des Roten Terrors ausruft, wo er stehe, wer er sei. Hämmernd kehrt in ihm die beschwörende Rede eines kommunistischen Führers wieder, die Leiber anzuspannen, zu einem Willen zu werden, sich einzuordnen mit unbedingtem Gehorsam, unter Verzicht auf persönliche Freiheit für die wahre Freiheit der kommenden Geschlechter zu kämpfen. Da sieht er «im Geist» eine Millionenmasse vorbeiziehen von Abgemetzeln, lebenslänglich in Betriebe Eingepferchten, durch widersinnige Gesetze und Strafmethoden zwanghaft von Verbrechen zu Verbre-

chen Gejagten. Doch als er im Namen aller Missbrauchten hervortreten und protestieren will, da flüstert ihm die eigene Stimme aus der Ferne zu, nicht so viel Wesens von sich selbst zu machen. So schläft er ein und träumt von einer proletarischen Hundertschaft, die im Fabrikhof stramm aufmarschiert, ein jeder bei seinem Namen gerufen. «,Genosse Hans Unfried –’ / Da trat auch der Wanderer seinen Schritt vor: / ,Hier!’»

Erwachend gewahrt er ein Bauernweib, einen Arbeiter, spürt eine «herz=warme» Atmosphäre. Mit der blitzartig ihn durchschliessenden Einsicht, dass ein Mitschwingen in jeder Zuckung der Leidenskurve eines heillos zerrütteten Volkes den Einzelnen unauflösbar mit dem Schicksal aller verknüpft, tritt der Wanderer «in seine letzte unendliche Heimat: in die Menschheit selbst hinaus». Um nun, an seinem Ziel, zu verkünden: «,Auf, ihr Dichter: ’s ist wieder Zeit, Heldenlieder zu singen! ... Oh, an den Menschen wieder glauben, das heisst: ich bin geborgen in der Menschenwesenheit selbst, und mir kann nichts mehr geschehen. [...] wir schiessen uns selbst ab als Geschoss nach dem Ziel ...’» Und so schlage sich ihm aus der gestalteten Gegenwart eine lichtvolle Brücke ins Vergangene, und von dort, nach allen Seiten hin ausstrahlend, in die Zukunft; eine Brücke des erkennenden Menschen, der ungefährdet darüber wandle, trunken von nüchternster Wahrheit.⁷⁸

Mit erstaunlicher Präzision vereint diese kommunistische Seelenrettung Marx’ Metapher von der Revolution als Lokomotive der Geschichte und Nietzsches Bild vom Menschen als einer Brücke, einem «Pfeile der Sehnsucht nach dem anderen Ufer»⁷⁹. Allerdings sah er eine nicht im Strammstehen und der andere ebensowenig in schlichter Volksverbundenheit den Heilsweg der Menschheit. Warum bemerkt Becher nicht den Widersinn einer Selbstvergewaltigung um kommender Freiheit willen? Die Not, sich gewaltsam gegen vernichtende Gewalt zur Wehr setzen zu müssen, wird zur Tugend, das sich selbst zugefügte Leid zum Lustgewinn, die Unterwerfung zu einem Akt des Sichaufrichtens in neuer Identität. Was als Durch- und Übergang zu wahrer Menschlichkeit mit barbarischen, vom Gegner aufgezwungenen Mitteln gemeint ist, gibt sich als Selbstzweck zu erkennen. Der freiwillige Eintritt in die militärische Formation *ist* bereits die Freiheit, die sie erkämpfen will – die Befreiung vom Irrweg einer leidvoll erfahrenen Individuation.

Das Leid anderer erscheint nur im Prisma der Treue zu einer haltstiftenden Fahne, einer «Sache», die es selbst versachlicht. Gerade der

Blick, mit dem Becher sich den Opfern des «weissen Terrors» scheinbar solidarisch zuwendet, stellt sie mit erbarmungsloser Härte bloss: Als ineinander verbissene Leichen, zu Brei geschlagene Köpfe und aufgeplatzte Körperhälften bis hin zu Kübeln, «voll von gesplitterten Knochenstücken und Fleischbrocken; auch flüssige seifige Massen», die aussehen «wie Eingewecktes». Zwar versucht er, die Fetzen der Toten namentlich und nach ihren einstigen Berufen zu bezeichnen, doch wird diese Zuordnung ihnen angehängt, wie jenem vom Rumpf gerissenen Kopf ein Zettel, an einem Draht durch die Nase gezogenen, «darauf verzeichnet mit Bleistift zu lesen war der Name des Eigentümers». ⁸⁰ Registriert werden sie nach dem Muster der (bürgerlichen) Persönlichkeit, das die militärische Disziplin gerade überwinden soll. Nicht aber individualisiert, nicht verlebendigt durch Erinnerung ihrer unzerstörbaren Eigenart. Becher fixiert die erfahrene Gewalt, seine Sprache gibt mit anästhisierend traumhafter Schärfe die Brutalität der unsichtbaren Mörder wieder, doch nicht zugleich den Opfern ihre Menschlichkeit zurück. Die Auferstehung, die der wiedergefundene Glaube am Ende verheisst, wird vom Erzählen nicht eingelöst, sie verrät sich als aufgesetzte Ideologie. Verklärt zum Hort des neuen Lebens, markiert die proletarische Kampfgemeinschaft nur die ideale Kehrseite jener Maschinerie, die der *Rote Marsch* besang, zeugt sie von der alten Macht des Todes.

Umso merkwürdiger bleibt der Beginn in der Amtswohnung des Leichendieners: Assoziiert die (futuristische) Metapher der gespannt ins Dunkle schnellenden Lokomotive «männliche» Potenz, so verdichtet das (surrealistische) Bild von den sich liebend bekämpfenden Männern in seiner bedrohlich verlockenden, anschwellend zerfliessenden Form eher «weibliches» Begehren. War nicht auch dies schon eine Heimkehr des Wanderers? Was sah er wie im Fieber? Einen Vater, der den Sohn liebend vergewaltigt. Einen Sohn, der den Vater köpft mit der Schere seiner Schenkel. Sah Hans Unfried in die Herkunft des Johannes R., für den es kein Zurück gibt, es sei denn in den «millionenfach gekreuzigten Menschheitsleib», der, «alles Vergangene wie eine Fiebervision abstreifend», sich verwandelt in seine wahre Gestalt?⁸¹ Dem entspricht die Bewegung des Textes als ein Abstreifen des (klein) familiären Ich-Bezugs, ein doppeltes Sichverwandeln: ideell zum Soldaten der Revolution durch geistige Eingliederung in das Kampfheer der Arbeiterschaft und realiter zum mitfühlenden Bestandteil eines zuckenden Volkslebens. Das allerdings beschränkt bleibt auf die Reisegesellschaft in einem Zugabteil, wie denn

auch die Rote Armee nur als sauber geordnete Hundertschaft in den Grenzen eines Fabrikhofs – parademässig – auftritt. So hat der Wanderer nicht durch eigene Veränderung seine Isolation überwunden, sondern erwacht – imaginär – aufgehoben in der Vorstellung einer neuen (Gross-) Familie. Indem ein Arbeiter ihn – zur Fahne – ruft, verhilft er dem Sohn zu seiner wahren Gestalt als ein wahrer Vater.

Nur die Mutter fehlt. An deren Stelle tritt der Volksleib, der den Erwachenden mit pränataler Geborgenheit umhüllt. Doch schon zu Beginn existiert sie nicht. Überhaupt gibt es in dem Text nur drei Frauenfiguren: Ein «kauern des nacktes Weib», das mit «blutigen Krallen» in ein Fabrikrevier greift, auf einem Plakat gegen die Ruhrbesetzung. Sodann die Schwester von Mühlenbesitzern, die im Krieg Sanitäterin gewesen sei und daher von freierem Geist; eine Motorrad fahrende Pazifistin, mit Stimme im Aufsichtsrat einer Säuglingsfürsorgestelle. Und schliesslich «das Bärbele», ein einziger Aussatz, eine «kleine Märtyrerin» als «Schandmal» der Geschlechter.⁸² – Ein Flintenweib, eine männliche Unternehmerin und ein Opfer der «Sünde», Kind einer Geschlechtskranken oder selbst zur Prostitution gezwungen. Alle drei verbinden Sexualität mit etwas Bedrohlichem: mit Raub, Berechnung und Krankheit – in den Augen des Mannes. Eine eigene Sprache haben sie nicht, vor allem nicht Bärbele, von Mitleidspathos zum lebenden Denkmal stilisiert.

Genauso problematisch aber waren Bechers gelebte Beziehungen zu Frauen: Die erste war bestimmt, durch (gemeinsamen) Opfertod seinen Dichterruhm zu begründen. Eine zweite sollte seine blonde Muse sein. Eine dritte bedeutete ihm viel als – Schwester eines Dichters. Und die erste Heirat ging er mit der Nichte eines berühmten Kritikers ein. Dabei seien sie dem jungen Charmeur nur so zugelaufen, berichtet Meidner. Doch habe kein einziges Verhältnis angedauert. Nach kurzer Zeit sei Becher stets sehr gemein und geradezu brutal geworden, wenn er die Frauen los sein wollte.⁸³ Die meisten drängen selbst auf Trennung, wie auch Eva Herrmann nach einem Vierteljahr alltäglichen Zusammenlebens. Am längsten vermochte ihn wohl Else Hadwiger, die «mütterliche» Freundin, zu halten. Denn Halt hat er bei Frauen vor allem gesucht, während die eigentlich erotischen Untertöne in Briefen an Männer von Dehmel bis Wolfenstein und Meidner mitschwangen. Dem Roman *Erde* von 1912 war ein Krieg der Geschlechter eingezeichnet, deren inzestuöse und homoerotische Begierde sie in eine Kette von Toden trieb, die alle nur den eigenen

Selbstmordversuch spiegeln. Von furchtbaren Trieben sprach Else Hadwiger, und Triebsublimierung nannte er selbst das Credo seiner Kunst. Mit Beginn der Pubertät von einem unnahbaren Vater ins Kinderheim verbannt und umso länger am Schoss der Familie – der Mutter? – hängend, verschiebt sich sein Bedürfnis nach Liebe, Zuwendung, körperlicher Nähe in Phantasien, die unerfüllt bleiben, von Spielen mit dem sechs Jahre jüngeren Bruder abgesehen. Wünsche, die er, im Unterschied zu Otto Gross, auch als Bohemien nicht auszu- leben vermag. Die sich Ersatzformen schaffen im Schwimmen von Rekorden, im eruptiven Erzeugen von 500 Gedichten, in orgiastischer Zerstörung der Syntax.

Von früh auf beweist er (sich) seine «männliche» Härte, indem er sie wider die eigene «weibliche» Schwäche kehrt, um Anerkennung zu finden in einer Umwelt, die ihn als *enfant terrible*, als ein unerzogenes Kind, permanent abweist – und deren patriarchale Normen er gerade im Aufstand gegen den Vater verinnerlicht. Sich übersteigen, die triebhafte Natur überwinden, um teilzuhaben an der Schöpfung eines unsterblichen Geistes, bleibt seine ästhetische Grundvorstellung, die der Verkehrung des Matriarchats im katholischen Kultus der jungfräulichen Mutter Christi entspricht. War der «reine» Liebestod mit Fanny Fuss, die als *Maria der Jugend* in den frühen Gedichten wiederkehrt, nicht (unbewusst) doch ein Mord, eine Tötung der Mutter? Um sie für immer zu besitzen an Stelle des Vaters, oder sich ihrer Sexualität, ihrer Dominanz zu erwehren in dieser dunklen Familiengeschichte?

Bereits 1913 war einem Psychoanalytiker an dem Band *Die Gnade eines Frühlings* Bechers Kenntnis der Freudschen Werke aufgefallen. Zustimmend zitiert er Verse aus *Befreiung*, wonach das Feuer der Wünsche in der Geliebten die Mutter, im Vater einen «Frass der Hunde» sehen lasse – ohne die jähe Umkehrung des Schemas zu bemerken: «Und! Und! / mein lieb Mutter fass ich sanft am Mund! Mund! / drück ihr den letzten Atem zu / stehl mich fort – und / werf mich meinem Vater in die Arm.»⁸⁴ So erscheint der Traum des Wanderers wieder anders: als homosexuelle Solidarisierung von Vater und Sohn gegen die bedrohlich empfundene «Weiblichkeit» in ihnen selbst, ihr Verlangen nach Hingabe, nach Auflösung ihrer starren Personalität – die er auf einer höheren Stufe wiedergewinnt durch sich selbst beschneidende Eingliederung in die militärische Formation. Gewinn von Omnipotenz durch Kastration hiesse demnach das Ziel des Weges, das keine Ruhe gibt, weil die Selbstverstümmelung mit aggressiver Energie weitertreibt.

Dass Grausamkeit mit Masochismus und «das Ganze mit einer gewissen Bisexualität zusammen [hängt]», hat Lou von Salomé im Herbst 1882 mit Nietzsche besprochen.⁸⁵ Der von Frauen erzogene Mann sah in der männlich gebildeten Frau einen Freund seines letzten Glücks und Leidens, der allein ihn verstehe, dem er seine Lehre vom Übermenschen anvertrauen könne.⁸⁶ Und den Nietzsche verdammt, als sie ihren eigenen Weg geht, ihr das Wort von der Peitsche nachrufend, die der Mann nicht vergessen dürfe, wenn er zum Weibe geht – Sacher Masochs Instrument einer grausam wollüstigen Versinnlichung des seiner selbst überdrüssigen Geistes.⁸⁷ Bertram hat sich auch um diesen heiklen Punkt herumgeschlichen, indem er die Begegnung zur Episode herunterspielt. Bei Adorno heisst es acht Jahrzehnte später, im Rückblick auf die Gewalt in kommunistischen und faschistischen Diktaturen, nur noch: «Totalität und Homosexualität gehören zusammen.» Rohrwasser warnt dagegen vor einer Totalitarismuseideologie, die den Gedanken ihre Schärfe nimmt, und verweist auf Erich Fromm: «In physiologischer Hinsicht ist der durchschnittlich autoritäre Mann heterosexuell. [...] In seelischer Hinsicht aber ist er homosexuell und der Frau gegenüber feindselig, grausam eingestellt.»⁸⁸

Wie auch immer man die Identitätsfindung dieses Wanderers theoretisch zerlegen und interpretieren will, deutlich wird, dass sie aus einem ganzen Komplex von Ambivalenzen herausführen soll: aus einer sozialen Randlage, die ins Zentrum der Zeitbewegung mündet, aus sexueller Unentschiedenheit und einer Ästhetik, die mit dem Blick von unten, von der unregelmässig kreatürlichen Bewegung der Leiber her zum Ausdruck eines kommenden Geschlechts neuer «Herren der Erde» drängt. Die Ankunft in der erlösenden Wahrheit ist zweifellos eine Lebenslüge, doch keine willkürliche. Dass sie vielmehr, ganz im Sinne Nietzsches, als jene Form des Irrtums erscheint, dessen eine Art zu Leben bedarf, um sich mit ihren Vorstellungen von Leid und Glück behaupten zu können, zeichnet diese Prosa als ein Zeitdokument aus, gibt dem schlechten, dem gequälten Stil einen eigenen Wert. Der Untertitel *Ein Fragment* scheint zwar anzudeuten, dass Becher selbst um die innere Brüchigkeit seiner fertigen Geschichte weiss, doch fehlt dem Text jene Distanz des Erzählers zu den Figuren, die eine zweite Zeichenebene schaffen könnte. Kunst spielt hier nicht mit einer Ideologie, sie wird zu deren Chronik. Ihr «fragmentarischer» Charakter verweist auf die grosse Geschichte, deren Vollendung sie im Kleinen vorwegnimmt – als ein klassisch bürgerlicher Entwicklungsroman in nuce.

Becher hätte sich tatsächlich übersteigen, sich in eine kritische Beziehung zu seinen Metaphern setzen müssen, um die Eigenart des Textes zu begreifen und selbst als Wanderer zwischen den Welten auszuhalten, seine Alpträume schreibend zu ergründen, statt sich Wunschträumen hinzugeben. Bedurfte es dazu übermenschlicher Kräfte? War es nur allzumenschlich, die Rolle auch im Leben zu spielen, die er sein Spiegelbild auf dem Papier finden liess? Alle Zweifel verdrängend in einer politischen Identität, deren innere Schwäche sich ihm von aussen fatal als Stärke bestätigt. Denn im Februar 1925 beschlagnahmte der «Staatsgerichtshof zum Schutz der Republik» den *Rote Front-Rand* und das *Kampfdrama*. Im Monat darauf wird Raichle mit Gefängnis bestraft wegen der Aufführung seines Stückes *Das Tor des Ostens oder Der rote Schmied*. Im April verurteilt der Staatsgerichtshof Rudolf Margies zu 15 Jahren Zuchthaus wegen Bildung einer KPD-Terror-Gruppe, ohne Entlastungszeugen anzuhören, während man Hitler bereits im Dezember 1924, acht Monate nach seiner Verurteilung zu fünf Jahren Festungshaft, freiließ, als er mit freundlicher Hilfe der Beamten im Justizvollzug seinem Sekretär Rudolf Hess die Bibel des «Dritten Reichs» fertig diktiert hatte. Die Institution zum Schutz der Republik, die 1922, nach dem Rathenau-Mord, gegen Rechts gegründet worden war, funktioniert perfekt – gegen Links. Ende Mai werden das Bauernkriegs drama *Thomas Müntzer* von Bertha Lask sowie der Kapp-Putsch-Roman *Barrikaden an der Ruhr* von Kurt Kläber eingezogen und drei Wochen später Josef Gärtner zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er die Grundsteinlegung eines Denkmals für die Revolutionsopfer am 15. Juni 1924, dem fünften Jahrestag der Beisetzung Rosa Luxemburgs in Berlin-Friedrichsfelde, zu verantworten hatte. Damals waren unter seiner Leitung der Sprechchor 7'000 von Gustav von Wangenheim, eine Klage von 7'000 politischen Gefangenen in Deutschland, aufgeführt und ein Prolog von Becher mit den Schlussversen verlesen worden: «Grab, öffne dich! / Öffne dich, Erde! / Euer gedenken, / Ihr Gefallenen, / Heisst: / Rüstet zum Bürgerkrieg.»⁸⁹

Doch nicht den Aufstand wählt das Volk, sondern Hindenburg, die greise Autorität des verlorenen Krieges, im April 1925 zum Präsidenten der Republik. Auf den legalen Sieg der Restauration antwortet Becher sofort mit einem neuen Gedichtband: *Der Leichnam auf dem Thron*. Gebaut aus drei Teilen, ruft er die *Verdammten dieser Erde* an, sich zum *Roten Marsch* zu formieren, wenn nicht die Herrschaft des Leichnams zu einem neuen Krieg führen soll, den *Die Bombenflieger*

als einen allvernichtenden Gaskampf zwischen Amerika und Europa heraufbeschwören. Gegen dies Schreckensbild stellt er sein «,kommunistisches' Gedicht» als namenloses Heldentum, schöpferische Anonymität, Gleichzeitigkeit allen Geschehens, Ankunft einer neuen Menschenrasse und Sichtbarwerdung einer neuen Menschenordnung – als Brücke, die selbst den Übergang erkämpfe, Sender sei, «Antenne, / Turbine, / Streik, / Bajonett, /... / Roter Terror, / Tscheka, / Bombe. –»⁹⁰ Ist das noch trotzige Vision, oder schon eine neurotische Zwangsvorstellung, die äusserlich erfahrene Gewalt im Innern forciert? Die nicht mehr nur todesmutig, die mit krankhafter Lust eine «proletarische Riesenkampfmaschine» gegen «ordensgezierte Metzelmaschinen» in Gang setzt?⁹¹ Was Becher als Attribute des Kommunismus aufzählt, sind Topoi futuristischer Dichtung: Simultaneität, Dynamik, Technikkult und Bejahung des Krieges als Hygiene, als Mittel zur «Gesunderhaltung der Arten durch Selbstbehauptung», wie Moeller van den Bruck, ein Vordenker des revolutionären Konservatismus, es 1913 formuliert hat.⁹² Das losgelöste Wort, das nach Marinetti in die Substanz der Materie eindringen und sich mit ihrer absoluten Kraft anreichern werde,⁹³ hier erscheint es als politische Waffe. Die traditionellen Verse werden aufgelöst in Worte, die wie Geschosse wirken sollen. Doch deren demonstrativ behauptete Stärke, der in Sprache übersetzte Masseneroismus, lässt nur ein additives Ganzes entstehen, das in einen faserigen Sprachbrei zerfällt.

Gleich nach Erscheinen des Bandes wird er aufgrund einer Anzeige des Berliner Polizeipräsidiums vom Staatsgerichtshof im Juni 1925 beschlagnahmt. Im Juli eröffnet der Oberreichsanwalt ein Verfahren gegen den Verfasser, am zehnten August wird seine Inhaftierung verfügt, und am zwanzigsten nehmen ihn zwei Uracher Polizisten in Gewahrsam. Becher sei vom Mittagessen weg verhaftet und ins Amtsgefängnis abgeführt worden. Die Kinder hätten geheult wie Schlosshunde,⁹⁴ berichtet Raichle später, der sofort nach Stuttgart fuhr, um den Präsidenten des SDS aufzusuchen. Adolf Heller informiert denn auch unverzüglich die Presse. Am 24. August sendet der Vorstand Protestschreiben an den Reichsjustizminister und den Oberreichsanwalt. Mühsam spottet in der *Welt am Montag*: «Der Kulturwert des Gedichts, / lieber Becher, nützt dir nichts. / Denn ‚Der Leichnam auf dem Thron' / lebet noch; – nur stinkt er schon.» Und Theodor Heuss erklärt tags darauf in der *FAZ*, die Verantwortung für die Freiheit des deutschen Schrifttums zwingt, «mit allem Ernst gegen die Haltung

einer Rechtsprechung Einspruch zu erheben, die mit Beschlagnahme und Verhaftung ein Regulativ für geistige Bewegungen gefunden zu haben glaubt».⁹⁵

Becher war unterdessen in einen Hungerstreik getreten, um die Begründung des Haftbefehls zu erzwingen. Nun erfährt er, gegen 13 Paragraphen mit dem *Leichnam* verstossen zu haben: Vorbereitung zum Hochverrat, Gotteslästerung und Aufreizung zum Klassenhass lautet die Anklage. Den Streik hält er zwei Tage durch, nach weiteren drei erreichen die Esslinger Rechtsanwälte von Bagnato und Kölle seine Freilassung, vielleicht auch, weil die Behörden Angst bekamen vor einer angekündigten Demonstration des Rotfrontkämpfer-Bundes vom «Gau Württemberg». Die Genossen seien von einer unerwarteten Fürsorge gewesen, bezeugt Elisabeth Raichle.⁹⁶ Zum ersten Mal ist er selbst Gegenstand massenhafter Solidarität. Wie sehr ihn dies Gefühl erhebt und bestätigt, davon spricht der *Kampfprud* den er am Tag nach seiner Entlassung verfasst: An «Kameraden!» gerichtet – als die er bereits 1924 die Intellektuellen aufgerufen hatte, sich endlich zum Gegenangriff wider eine Sumpfliteratur zu organisieren⁹⁷ –, fragt er, ob die freiheitlich Gesinnten unter dem Trommelfeuer tagtäglicher Erfahrungen noch immer glaubten, ihre Pläne in der bürgerlichen Ordnung verwirklichen zu können? Erwiesen habe sich, dass die herrschende Klasse nicht mehr in der Lage sei, auch nur die allgemeinsten demokratischen Forderungen zu erfüllen.⁹⁸ So kehrt er, bestärkt in seiner radikalen Negation des Bestehenden, nach Berlin zurück, von nun an unter ständiger Polizeikontrolle und einen Roman im Gepäck mit dem merkwürdigen Titel: (*CH Cl = CH*) *3 AS (Levisite) oder Der einzig gerechte Krieg*.

Seit Anfang April war das Manuskript in Urach entstanden, wo es sogleich Lotte Rotter, geschiedene Ripper, mit Schreibmaschine in eine druckfertige Form brachte. Beschrieben wird die Gefahr eines Gaskrieges, dessen Ausbruch die kommunistisch geführte Arbeiterbewegung durch bewaffnete Aufstände in Amerika, Deutschland und den Kolonien zuvorkommt. «Fiebernd, dass ich vielleicht zu spät käme und dass der Krieg inzwischen schon ausgebrochen sei, hieb ich im Jahre 1924 [1925] Seite um Seite hin», erinnert sich Becher ein Jahrzehnt später an die Niederschrift des Buches, für die er keine drei Monate gebraucht habe, um auf schleunigste Drucklegung zu drängen.⁹⁹ Einen Vertrag hat er erst Ende Dezember mit Agis, dem KPD-eigenen Verlag, abgeschlossen, wo der Roman allerdings bereits Anfang Januar erschien. Noch im gleichen Jahr folgen zwei Übersetzungen

gen in Charkow und Leningrad. Das Vorwort zur ersteren datiert vom 17. Februar 1926, eine Einleitung zur deutschen Ausgabe vom 4. August 1925, dem Jahrestag der Weltkriegseröffnung von 1914. So mag der Text tatsächlich in grosser Eile verfasst, gesetzt und ins Russische übertragen worden sein. Doch weniger spontan denn vielmehr in Abstimmung, wenn nicht gar direktem Auftrag der KPD-Zentrale, die ja bereits im September 1924 von der Vorbereitung eines Gaskrieges gesprochen hatte.

Das würde auch erklären, weshalb ihm Lotte Rotter so lange assistieren kann. Sieben Jahre jünger als Becher, hatte die Tochter eines jüdischen Rechtsanwaltes aus Brünn ihr Studium der Chemie mit einer Doktorarbeit abgeschlossen und war in der Sowjetischen Handelsvertretung der Berliner Botschaft angestellt. Über ihre erste Ehe und wie die beiden einander kennengelernt haben, finden sich im Archiv keine Spuren. Lilly hat sie eher vernichtet, und selbst in der Biographie des Dichters von 1981 erscheint die Frau namenlos.¹⁰⁰ Sie werden sich wohl in dem Kreis ausländischer Studenten um Ludwig Freund begegnet sein. Jedenfalls hat sie ihm die technische Möglichkeit des Umrüstens jeder chemischen Fabrik zur Produktion von Massenvernichtungswaffen verdeutlicht und jene Fachliteratur aufgearbeitet, die er dem Roman als «Quellennachweis» beifügt. Vielleicht ist sie gar zu seiner Unterstützung «abkommandiert» und läuft die nahezu gleichzeitige Veröffentlichung in der Sowjetunion über die Botschaft, von der Becher später sein Honorar bezieht.¹⁰¹

Immerhin vereint der Text alle Grundmotive einer strategischen Wende, die in Moskau festgelegt wird: Im Juni 1924, nach dem Scheitern des Hamburger Aufstandes und dem Verbot der KPD, sieht der V. Weltkongress der Komintern in Faschismus und Sozialdemokratie zwei Seiten ein und desselben Werkzeuges der grosskapitalistischen Diktatur.¹⁰² Neun Monate darauf beschliesst eine Erweiterte Tagung des EKKI die Bolschewisierung der kommunistischen Parteien: ihre Reorganisation zur Kampfpartei mit quasi militärischer Struktur, um durchzuhalten unter den Bedingungen einer sich stabilisierenden bürgerlichen Herrschaft; mittels Disziplin, innerer Geschlossenheit und ideologischer Klarheit die aufgeriebenen Kräfte neu zu formieren in einer Einheitsfront von unten, gegen die Hauptstütze des Kapitals, die reformistische Führung in SPD und Gewerkschaften; durch ein Verlagern des Schlachtfeldes vom Wohngebiet auf «rote Betriebszellen», die jegliche Illusionen der Arbeiterschaft vom parlamentarischen

Ausgleich innerhalb kapitalistischer Staaten und der Möglichkeit eines dauerhaften Friedens zwischen ihnen in geduldiger Überzeugungsarbeit zerstören.

All dies findet sich in Bechers Roman geradezu mustergültig vorgeführt, so wie sein Poem, das Kampfdrama und die Erzählung von 1924 bereits eine Militarisierung der Arbeiterbewegung im Zeichen Lenins zum Ausdruck brachten. Doch auch diesmal ist der Text nicht bloße Illustration einer aufgenötigten Ideologie. Im Zentrum steht der Gedanke, dass die Arbeitenden die Verfügungsgewalt über ihre Produktionsmittel erobern müssten, wenn sie nicht als Anhängsel einer verselbständigten Maschinerie umkommen wollen. Wie kein zweiter Autor der zwanziger Jahre hat Becher die Marxsche Theorie der Verkehrung menschlicher Produktivkräfte in Mittel einer gigantischen Destruktion am Gegenstand des Gases vergegenwärtigt: an einem Objekt, das selbst nicht gegenständlich erscheint, das, weder greif- noch sichtbar, geruchlos auftritt, ein Ding, das mit den Sinnen erst wahrgenommen werden kann, wenn seine zersetzende Gewalt am eigenen oder dem Leib des Nachbarn wirkt. Ein grausamer Zauber, wie böse Naturgeister den Menschen ohne Warnung überfallend, und doch von ihm selbst erdacht, in Massen von Massen produziert, die nicht einmal ahnen, dass sie an ihrer eigenen Zerstörung arbeiten. Denn das Gas, das jederzeit in einer für Laien nicht fassbaren Umstellung normaler Lack- und Farbenproduktion gewonnen werden kann, ist ideal geeignet zum Abwurf über Industriezentren, nahe der Grossstädte, um die Rüstung des Gegners lahmzulegen und seine Produktionsstätten selbst, nach ihrer Entseuchung, zu übernehmen. Vor diesem modernen Angriffsszenario einer technisch fortgeschrittenen Armee von Spezialisten, die ohne Beteiligung und ohne Wissen der eigenen wie fremden Bevölkerung effektiv funktioniert, müssen die Abrüstungsverhandlungen des Völkerbundes, auf die liberale Pazifisten hoffen und auch die Führung der SPD mit Stolz als ein Zeichen der Zivilisation verweist, wie ein naiver Anachronismus oder bewusster Betrug erscheinen: «Wer rüstet ab? Worin besteht das Wesen dieser Abrüstung? Wenn man sich ernsthaft mit diesen Fragen beschäftigt, kann man zu der überraschenden Entdeckung gelangen, dass die bürgerlichen Regierungen die Produktion solcher Mittel der Kriegführung reduzieren und einstellen, die in technischer Beziehung bereits veraltet sind und in einem künftigen Krieg kaum irgendeine Rolle spielen könnten. Die Abrüstung erstreckte sich jedoch noch niemals auf Flugzeuge, Panzer und chemische Werke. Das aber ist das Entscheidende.»¹⁰³

(CH C1=CH)3AS, die Formel für Chlorovinyldichlorarsin, wird zum Symbol: zum «Symbol des Nullpunktes, des Gefrierpunktes, auf dem jetzt die bürgerliche Kultur angelangt war»¹⁰⁴. Einer Kultur der Abstraktion, hinter deren Schein vertraglich gesicherter Friedfertigkeit, des technischen Fortschritts und der sich gesetzlich durchsetzenden Vernunft zum Wohle aller sich eine allvernichtende Gewalt, verdeckte Spannungen und andauernde Ausbeutung von Mensch und Natur verbergen. Ein solcher Blick degradiert den einstigen Sprachrebellent noch nicht zur trüben Parteilaterne. Vielmehr erweist er sich jetzt erst als ein Avantgardist, der Unsichtbares sichtbar machen, der das Sehen verändern, die Verdinglichung des Menschen aufheben will durch Wahrnehmung jener Zusammenhänge, die den Dingen ihre mörderische Qualität verleihen.

Auch die Form soll avantgardistisch sein. Nicht mehr durch Zerreißen der Syntax, um das Selbsterstörerische des Krieges zum Ausdruck zu bringen. Wohl aber mit den Mitteln der Fotomontage,¹⁰⁵ die ermöglicht, getrennte Wirklichkeiten per Zitat zu verbinden und als simultane Vorgänge festzuhalten, die Zeit als einen Raum in kaleidoskopartigen Ausschnitten wahrzunehmen. Das futuristische Prinzip der Simultaneität wird zum kommunistischen Weltbewusstsein, das eine universale Gegenwart des Krieges in sich wandelnder Gestalt vor Augen führt: Im November 1918 kehrt der Student Peter Friedjung von der Front zurück und erfährt die Fortsetzung des Krieges als Revolution, die ihm, mit den Augen seiner Offiziere, als Verrat am Vaterland erscheint. Mehr als die politischen Vorgänge berührt ihn jedoch das ergraute Antlitz seiner Mutter, das die Vorstellung weckt, der Krieg schlafe nur seinen Bluttausch aus, um, giftigen Samen niederstreuend, wieder zu erwachen.¹⁰⁶ Als ihm Kameraden am Abiturientenstammtisch ein «deutsches Ehrenwort» abfordern, er werde «es den Sausozialisten ordentlich einbrocken», wenn er nun zum Studium nach Berlin gehe, und einer kreischt, man müsse Agenten einschleusen, Plünderungen provozieren, Gift einspritzen, erklärt Peter, diese Sprache nicht zu kennen, während sein «Gott zertrümmerte».¹⁰⁷ Später heisst es, er sei Mitglied einer völkischen Sturmabteilung geworden, bis er hinter ihren nationalen Phrasen Profitjäger und Hasardeure erkannt habe, die das Blut des Volkes aussaugten. «Degenerierte aller Art», Abenteurer, Homosexuelle, Päderasten, Sadisten, Masochisten, ein Klub von Deklassierten, denen Politik als Maske für geschäftliche und erotische Beziehungen diene. Deutschlands Aufstieg sei gleich

bedeutend mit der «Ausrottung dieser Banditen und ihrer Geldgeber», einer Masse von Lumpenproletariern, geführt von Lumpenbourgeois und aus gehalten vom Finanzkapital, das sich ihrer als Druckmittel bediene, obgleich die ganze Bewegung im Schlamm der Korruption erstickte. Nach drei Monaten habe er dies begriffen und fortan mit der «proletarischen Bewegung» sympathisiert.¹⁰⁸

Daneben steht die Geschichte des Bergarbeiters Max Herse, der den andauernden Krieg auf dem «Schlachtfeld der Arbeit» erlebt, von dem Clara Zetkin in Basel sprach, wo die Delegierten sich erhoben zum Gedenken an die Opfer eines Grubenunfalls. Im Roman ereignet sich eine Schlagwetterexplosion an der Ruhr. Eine andere Art des Gasangriffs, verursacht durch mangelnden Arbeitsschutz. Ein Riesenventilator lüftet das Massengrab, und nach einer Woche steht es wieder bereit zu neuen Opfern. Während die Katastrophe als Medienergebnis schmackhaft zubereitet wird und die Repräsentanten der Ordnung eine Totenparade inszenieren, wecken rote Fahnen Erinnerungen an die Ruhr-Armee. Wie damals Soldaten aus den Gruben stiegen, so werde der Erdbauch morgen wieder platzen, würden Millionen aus der Tiefe heraufstürzen wie lebendige Lavamassen: «Wehe: die Kohle kommt! Wehe, [...] wenn die aus Bitternis über Jahrhunderte lang geduldig ertragenes Leid glühend gewordene Menschenkohle über euch kommt! ... / Das wird der Auferstehungstag, der Tag der Befreiung sein ganzer Geschlechter lebendig Begrabener ... / Glück auf! – »¹⁰⁹

Von der Auferstehung eines Toten hatte auch Friedjung geträumt: Bei einer Heldengedenkfeier sah er den Beschworenen, den unbekanntem Soldaten, der sich selbst zu Wort melden will, von der Polizei als Ruhestörer hinter die Absperrung gedrängt – wo ihm ein Zug mit roten Fahnen entgegenkam, sich mit Gesang als rächende Richter ankündigend. Im Erwachen stand Jonny vor ihm, das Bild eines Amerikaners, den er beim Sturmangriff einst gefangen nahm und der ihm von Experimenten an Menschen im Chemiewaffenstützpunkt Edgewood berichtet hat. Amerika ist sodann der dritte Ort des Geschehens: Nach dem Vortrag eines Professors über chemische Kampfmittel in einem Offiziersklub verfassen zwei, sozialistisch gesinnte, Militärs einen Aufsatz zur Aufklärung aller Arbeiterorganisationen der Welt. Indessen führt die Spannung zwischen Amerika und Japan, die beide um den chinesischen Markt konkurrieren, durch Flottenmanöver zu offener Konfrontation. Mit der Kriegsgefahr wächst die Kommuni-

stenverfolgung. In New York wird die Parteiführerin Mary Green mit weiteren fünfundsiebenzig Genossen des Hochverrats angeklagt. Obgleich der Vorwurf, sie habe heimlich Giftgase mit Hilfe bestochener Chemiker hergestellt, drei Morde begangen und Attentate auf Morgan, Ford und andere Wirtschaftsführer geplant, absurd ist, liefert ein «ausserordentlich gut funktionierender Spitzelapparat» die lückenlose Beweiskette, auf deren Grundlage man sie zum Tode verurteilt. Am Abend wird der Generalstreik verkündet. Auf dem Weg zum elektrischen Stuhl sieht die Frau in gewaltig aufdröhnende Zeiten: Die Erde werde Lava, alles kämpfe auf Leben und Tod um das Wesentliche, «den Klassenkern». Hinrichtungsmaschinen würden wieder errichtet werden auf den Plätzen der Städte, umringt von Filmapparaten, da die einst so friedliebende Bourgeoisie in Orgien von Blutrache und sadistischen Greueln ohne Massen schwelge. Wiederauferstehen werde die Folter, herausfahren werde man die Gefangenen aus den Städten, «sie zwingen, ihre Gräber selbst zu schaufeln, sie bei lebendigem Leib begraben ... Man wird nach raffiniert ausgeklügelten wissenschaftlichen Methoden die Qualen steigern, bis zum Wahnsinn des Gefolterten sie steigern und dann die Geständnisse, deren man bedarf, Protokoll um Protokoll auspressen.»¹¹⁰

Die Hinrichtung sei ein Zeichen, dass es kein Erbarmen gebe im Bürgerkrieg, jetzt gelte das Gesetz der Klassenrache. Der Gas-Artikel erscheint weltweit in der Arbeiterpresse. Eine «rote Zelle» habe sich in der Armee gebildet, GBRO genannt: «Geheimbund revolutionärer Offiziere». Die Regierungen lassen mechanische Armeen aufmarschieren. Vor die Wahl zwischen imperialistischem Krieg und Krieg gegen diesen Krieg gestellt, formieren sich Arbeiterbataillone im Bewusstsein, man habe nicht nur Ketten, sondern die Zukunft der Welt zu verlieren. Als in Berlin der Aufmarsch der Massen zum 1. Mai mit Stromschlägen auf einen Platz getrieben und von Regierungstruppen zusammengeschossen wird, bricht der Bürgerkrieg auch in Deutschland aus. Friedjung, nun Leiter der kommunistischen Gaskampfabwehrabteilung, stirbt, noch als Schwerverletzter im Gefängnis von Polizisten gefoltert, doch «so wenig einsam» wie nie, aufgehoben in der Versicherung eines Genossen, der Einzelne möge fallen, das Ganze, die Klasse werde siegen. Auch Butler und Morrow, die Verfasser des Anti-Gas-Manifestes, fallen als rote Flieger in der Luftschlacht. Aber Edgewood wird erobert. Und es fällt der Sozialdemokrat Herse: überzeugt vom entschiedenen Auftreten der Kommuni-

sten, reiht er sich in den Kampf ein und wird, halb erstickt im Gas-sumpf, da die Regierung Berlin bombardieren liess, erschossen von zwei Gestalten in schwarzglänzender Gummiuniform mit weissen Totenkopfnöpfen. Zuletzt jedoch heisst es, den roten Entseuchungskommandos sei es nach Monaten gelungen, den Sumpf trocken-zulegen – die Erwartung von Max bestätigend, dass die «rote Welle» wohl auch diesmal nicht die ganze Welt überfluten, dass man «vor der Tatsache eines grossen gewaltig zusammengeschmiedeten Blocks von Sowjetrepubliken stehen» werde, der sich noch gegen eine «beträchtliche Anzahl kapitalistischer Staaten behaupten» müsse.¹¹¹

So siegt am Ende das – Stalinsche – Konzept des Durchhaltens, der Verteidigung und des Ausbaus der eigenen Stellung, unter Verzicht auf den – «trotzkistischen» – Anspruch einer Weltrevolution, um den Sozialismus in einem Block zu errichten. Ein Sieg des Realismus, wie ihn Becher als Kennzeichen von Inhalt und Form seines Buches hervorhebt: Um Tatsachen, Taten und Ereignisse handle es sich, «nicht um poetische Erfindungen, phantastische Konstruktionen oder um Wahnbildungen». Aus der Wirklichkeit geboren, wolle der Roman als lebendiges Wesen in ihr wirken, als ein Soldat der Revolution dienen. Wolle er Stimme sein für den Dulderleib des werktätigen Volks, das sich vom Kreuzstamm losreisse, ein millionenstimmiger Schrei, Aufruhrend Klagelied, ein Heldengedicht von der «Riesendurchbruchschlacht», der Geschichte Europas am Rande des Abgrunds.¹¹²

Doch sosehr er betont, keine Utopie¹¹³ zu entwerfen, so erfunden sind die Zusammenhänge, in die er die «Tatsachen», sein Zitate-Material, hineinkonstruiert. Der expressive Wahn, unmittelbar Sprache eines Volkes zu sein, verdeckt die Vermittlungen, die der Autor in seinem Sprechen, seinem Schreiben leistet. Denn Becher beschränkt sich eben nicht darauf, simultane Momentaufnahmen zu montieren. Was sein Kamerablick so bruchstückhaft einblendet, erweist sich am Ende als eine ideal zusammengesetzte Ganzheit. Das Puzzle ist vorhergestanzt, es kann kein anderes Bild entstehen. Was sich als organischer Ausdruck behauptet, bleibt ein Artefakt¹¹⁴ im Sinne Nietzsches: Wie in einer Wagnerschen Oper wird der Stoff durch Leitmotive – Krieg, Gas, Opfer etc. – kunstvoll raffiniert verknüpft. Eines bezieht sich auf das andere, als könnte es gar nicht anders sein. Doch die Konstruktion der Wirklichkeit geht ihrer Wahrnehmung voraus. Die Helden, die sich mit Todesmut für die «Sache» des Proletariats opfern, sind Marionetten des Autors.

Das wäre sein gutes Recht, wenn er nicht das Gegenteil behaupten würde. So aber wird die Stärke der (verleugneten) Konstruktion zur ästhetischen Schwäche: Das avantgardistische Bestreben versackt in trivialen Erzählmustern, die gerade nicht realistisch sind. Da schwingt sich der Infanterielleutnant Morrow, mit zweifach durchschossener Lunge, ins Flugzeug, als er hört, dass sein Genosse Butler gefallen ist. Und nach ihm ein zweiter, ein dritter, Hunderte drängen herbei. Nach dem alten Lanzermotto: Wo einer fällt, da springen tausend in die Bresche. «Festgeschnallt ...' / ,Sturzhelm und Gasmaske auf!' / «Vorwärts! Los!' –»¹¹⁵ Der Krieg als Action – wie in einem (schlechten) Comic. So wäre eine Umsetzung des Romans als TV-Game denkbar: Gespielt wird um Europa, Rot gegen Schwarz, Blut fließt reichlich, und mit Fahnen darf geschwenkt werden. Dem Sieger verwandelt sich zum Schluss das verseuchte Trümmerfeld in den wunderschönen Anblick eines «begeisterungs-glühenden» Menschen-Sterns, eines «kristallinen Kuppelgefüges», einer Erde, deren Fruchtbarkeit wie Wein über den Rand schäumt, erfüllt von omnipotenter «Menschen-Kraft» – in den Genuss einer Tele-Vision, wie sie Peter Friedjung in seinen Aufzeichnungen der Nachwelt verhieß.¹¹⁶

So gesehen ist weniger der Aufstand eines geschundenen Volksleibes denn vielmehr ein geistiges Verlangen nach gigantischer Potenz, eine Bereitschaft zur Opferung massenhafter Leiber, um die Schöpfung einer neuen Erde zu (be-) zeugen, die Botschaft des Schreibers, der seine eigene Sprache nicht wahrhaben will oder kann. Weil er verdrängt, dass auch ihm das Politische nur als Maske seiner homoerotischen Machtwünsche dient? Die Figur enthält ein Selbstbildnis, der Roman die erste Einlösung der lang geplanten Autobiographie eines «letzten Deutschen». Aus dem Wanderer Hans Unfried ist der Kämpfer Peter Friedjung geworden. Ein Jüngling nach dem Bilde Siegfrieds – «ein Musterbeispiel für einen idealistisch gesinnten jungen Deutschen», wie ihn seine Mutter nennt. Und der Vater, ein Staatsanwalt wie Heinrich Becher, trägt ihm zum Abschied auf, der zu werden, der er sei – «ein kerndeutscher Männercharakter!».¹¹⁷ Wenn dieser Nationalist, auf der Flucht vor dem aufständischen Deutschland, sich in der Schweiz erschießt, als er vom Gesinnungswandel seines Sohnes durch einen Brief der Mutter erfährt, so richtet er sich selbst und zeugt für die wahre Männlichkeit des anderen, der als Rächer der Frau an ihrem falschen Gatten in den Kampf gegen den (Gas-) Sumpf im eigenen Lande zieht. Heldisch hart, der Leib ein Panzer, als habe er in Drachenblut gebadet.

«Was mich am offiziellen Partei-Kommunismus am meisten stört, dieser Nationalismus, der genau so fanatisch wie der alte, nur mit neuem Vorzeichen versehen ist, – ich spüre ihn auch in diesem Buch», schrieb Max Herrmann-Neisse in einer der ersten Rezensionen zu *Lewisite A*¹⁵ Mit dem Abstand von fünf Jahrzehnten hat ein anderer Leser den Roman bewusst in den Kontext nationalistischer Kriegsliteratur seiner Entstehungszeit gestellt. Im Vergleich mit Ernst Jüngers *Kampf als inneres Erlebnis* und Franz Schauweckers *Aufbruch der Nation* traten die selben Topoi des Soldatischen zutage, wie sie Klaus Theweleit in der gesamten Freikorpsliteratur fand: eine Panzerung des «Männlichen» vor dem Zerfließenden, dem «weiblich» konnotierten (Innen-) Leben, dem aufquellend Leiblichen, dem Massenhaften, das erst in seiner militärischen Formierung, seiner Eindämmung, als Spiegel und Resonanzfläche des befehlenden Ich, Gestalt gewinnt.¹¹⁹

Wobei der Krieg beides ermögliche: Die äussere Sicherheit des Körpers gegen seine innere Auflösung und eine Entgrenzung des Ich im Töten, eine lustvolle Enthemmung der unterdrückten Triebe zugleich. Ob sich nun deshalb «Bechers Krieg» auf eine «geregelte Aufhebung des Tötungsverbots, die totale Entfesselung des Verlangens zu töten»¹²⁰ reduziert, bleibt jedoch zu bezweifeln. Rohrwasser verweist das allzu apodiktische Urteil selbst in eine Fussnote, obgleich es den Tenor seiner Lesart bestimmt. Becher, der dem wirklichen Krieg fernblieb, habe die Auflösung seiner selbst imaginiert, um sein Ich im Durchgang durch die entmündigten Massen wiederzugebären, sich seiner Identität als deren Stimme zu versichern. Das würde dem Bild entsprechen, das *De Profundis Domine* ein Jahr vor dem Weltkrieg bot: Eine Asthetisierung des Massenelends, ein Schwelgen in der Wiedergabe erlittener Leiden, das umschlägt in eine ebenso unbedenkliche Feier von herrlichen Eroberern mit blitzenden Bajonetten. Die Lust am Töten, die als – verzweifelter – Racheakt im *Kampfdrama* anklang, erscheint im Roman als Kennzeichen des Gegners. Ist die Bourgeoisie, die ihre Macht im Anschauen öffentlicher Hinrichtungen genießt, nur eine Projektion eigener Wünsche, eine Vorwegnahme der Moskauer Schauprozesse im Spiegel des aufziehenden Faschismus? Das Vorbild der Mary Green fand Becher allerdings in Sacco und Vanzetti, die 1921 unter falscher Anschuldigung zum Tode verurteilt und sechs Jahre später, trotz weltweiter Proteste, hingerichtet wurden.

Die Psychoanalyse hat auch ihre Grenzen. Wenn sie angesichts der Metapher vom Platzen der Erde am Auferstehungstag der lebendig

Begrabenen fragen lässt, ob der Autor als Morphinist an Verstopfung gelitten habe,¹²¹ macht die Methode sich selbst lächerlich und verdeckt ein ernsteres Problem: Das Bild fand sich bereits im *Festspiel* und steht hier wie dort für den Aufstand der Giganten, der Söhne der Ge, verwandelt in die jüdisch-christliche Vorstellung vom «Jüngsten Gericht». Ohne diesen Drang aus der Tiefe, ohne das Aufbegehren der in Unterwelten Hinabgedrängten gibt es keine Revolution. Auch der gern, im Gegensatz zu Becher, zitierte Walter Benjamin sah in den Unterdrückten «das Subjekt historischer Erkenntnis». Bei Marx seien sie als die letzte geknechtete, die «rächende Klasse» aufgetreten, die das Werk der Befreiung im Namen von Generationen Geschlagener zu Ende führten. Die Sozialdemokratie aber habe sich darin gefallen, «der Arbeiterklasse die Rolle einer Erlöserin *künftiger* Generationen zuzuspielen. Sie durchschneit ihr damit die Sehne der besten Kraft. Die Klasse verlernte in dieser Schule gleich sehr den Hass wie den Opferwillen. Denn beide nähren sich an dem Bild der geknechteten Vorfahren, nicht am Ideal der befreiten Enkel.»¹²² Wie Becher fundiert Benjamin den historischen Materialismus im Mythos des Messias. Nur stehe der Erlöser nicht am Ende einer Epoche, sondern sei jeder Gegenwart eine schwache messianische Kraft gegeben, auf welche die Vergangenheit Anspruch habe. Gegen den Glauben an einen unendlichen Fortschritt bemächtigte sich der historische Materialist einer Erinnerung, wie sie im Augenblick der Gefahr aufblitze. Einer Gefahr, die beide Zeiten betrifft, nämlich «sich zum Werkzeug der herrschenden Klasse herzugeben» und damit das eigene, wie das vergangene, Leben an die Tradition, die Geschichtsschreibung der Sieger zu verlieren, lasse ein wahres, unwiederbringliches Bild der Vergangenheit vorbeihuschen, das verschwinde, wenn die Gegenwart sich nicht in ihm erkenne und die Kontinuität der Geschichte aufsprengte.¹²³ Historie höre auf, ein leerer Zeitablauf zu sein, indem sie zum Gegenstand einer Konstruktion werde, die von Jetztzeit,¹²⁴ von einem Moment unabgeholter Hoffnung geladen sei.

Genau dem entsprechend stand in *Levisite* das Bild Jonnys vorm Auge des erwachenden Friedjung, dem sich im Traum die Vereinnahmung der Kriegsoffer durch die Historienfeier der Herrschenden aufgedrängt hatte, als er selbst zum Werkzeug traditioneller Nationalisten zu werden drohte. Becher will die Kontinuität dieser antirevolutionären Geschichte sprengen und beweist doch in seiner Konstruktion nur, wie sich die ursprünglich vaterländischen Tugenden der Treue, Geradheit und Opferbereitschaft in der internationalen «prole-

tarischen Bewegung» kontinuierlich erfüllen. Benjamin hat den unwillkürlichen Charakter der bildhaften Erinnerung, des Eingedenkens betont und sie dem Erwachen aus einem Traum, aber auch einem sorgsam umsichtigen Ausgraben gleichgesetzt.¹²⁵ Erinnerungen lassen sich demnach nicht erzwingen, sie steigen aus dem Innern auf oder müssen erarbeitet, aus den Tiefenschichten des Vergessens gehoben werden, sind Ausdruck eines leiblichen Ergriffen- und Beteiligtseins von und an Anderem als dem eigen genannten Willen, Wünschen und Trieben. Bei Becher aber kommen die anderen, der tote Soldat, die lebendig Begrabenen, nicht selbst zu Wort: Nicht als Subjekte werden sie erinnert, um sie und sich zu erlösen im befreienden Aufnehmen ihrer Hoffnungen, ihrer unterdrückten Lebensenergien, sondern als Objekte des Gedenkens, der stummen Mahnung, in die Konstruktion einer Befreiung kommender Geschlechter einfunktioniert. Statt ein verschüttetes Vermögen zu anderem Leben freizusetzen, lässt die Beschwörung der Toten eine Macht des Todes auferstehen, die sich mit elementarer Gewalt, als glühende Kohle, als Lava- und Glut der Revolution, wider alles Lebendige unter der Maske des «Klassenfeindes» kehrt. So bleibt Becher der Gefangene eines naturhaft fremden Willens, des Wunsches nach Allmacht, eines Triebs zum Tode, der sich, wie bei Nietzsche, im Abgrund des Ich verbirgt. Ein «destruktiver Sadismus», der ein Verlangen nach Omnipotenz als Kompensation eigener Ohnmachtsgefühle mit Nekrophilie, mit Liebe zum Toten verbindet?¹²⁶

Und doch baut auch Benjamin auf die «destruktive Kraft der Arbeiterklasse», weil die Katastrophe als Fortschritt erscheint, wo der Fortschritt, die Anpassung des Menschen an selbstverständlich gewordene Techniken der Naturausbeutung, mit Nietzsche als die eigentliche Katastrophe begriffen wird. Wer den Faschismus bekämpfen wolle, dürfe ihn nicht zu einem unbegreiflichen Rückfall in längst überwundene Kulturlosigkeit verklären, sondern habe an der Ausnahme die Regel der Zivilisation zu entziffern, eine fortgesetzte Sublimierung unterdrückter Triebe in Natur und Gesellschaft als den barbarischen Grund der herrschenden Kultur zu begreifen. Die Zerstörung des Zerstörenden, die Becher seit 1923 der Versöhnung von Arbeit und Kapital in Faschismus und Sozialdemokratie entgegensetzt, versteht Benjamin Ende der dreissiger Jahre als Zeichen echter Humanität: «Funktion der politischen Utopie: den Sektor des Zerstörungswürdigen abzuleuchten.» Wer aber soll wie über das Zerstö-

rungswürdige entscheiden? Die Aufzeichnung bricht ab mit einem Verweis auf seine «Psychologie des destruktiven Charakters»¹²⁷, die an Becher erinnert: «Platz schaffen» sei die einzige Parole dieses Charakters, der sich im Zerstören verjünge, dem die ungeheure Vereinfachung der Welt ein Schauspiel tiefster Harmonie verschaffe. So lege er das Bestehende in Trümmer um des Weges willen, der sich durch sie hindurchziehe.¹²⁸

Damit gleicht der Destruktive dem «Engel der Geschichte», der, vom Wind des Paradieses in die Zukunft getrieben, auf eine Spur sich häufender Trümmer zurückblickt. Wohl markiert er die Kehrseite des Fortschritts, ohne selbst von dessen Fatalität erlösen zu können. Im Augenblick der Gefahr, «da die Politiker, auf die die Gegner des Faschismus gehofft hatten, am Boden liegen und ihre Niederlage mit dem Verrat an der eigenen Sache bekräftigen», bleibe nur die Rettung durch den Historiker, der gegen den sturen Fortschrittsglauben, das Vertrauen in eine Massenbasis und deren Einordnung in einen unkontrollierbaren Apparat den Pessimismus organisiere.¹²⁹ Zwar ist bei Benjamin allein von der Sozialdemokratie die Rede, doch sind die Geschichtsthesen, nach Gershom Scholem, als «sein Erwachen aus dem Schock des Hitler-Stalin-Paktes» zu lesen.¹³⁰ Der Sohn eines jüdischen Kaufmanns aus dem Berliner Westen hatte Philosophie studiert, über Kunstkritik in der Romantik promoviert und führte, da seine Habilitationsschrift abgewiesen worden war, das Leben eines Essayisten, der sich 1927 in Moskau der Wahl stellt, in die KP einzutreten oder die private Unabhängigkeit wissenschaftlicher Arbeit zu wahren.¹³¹ Der 1933 nach Paris emigriert und, vom Krieg eingeholt, die Thesen vollendet, die sein Vermächtnis werden, als er 1940, auf der Flucht nach Spanien von der Gendarmerie festgesetzt, zum Gift greift. Ein Wanderer, der keinen Halt für parteiliches Denken in einer Partei sieht, dem sich das Bild der Revolution als anzufachender Lokomotive der Weltgeschichte in den Griff des davoneilenden Menschengeschlechts nach einer «Notbremse» verkehrt.¹³²

Wann hat sich die Katastrophe ereignet, wann wurde die Gelegenheit verfehlt, das Wettrennen in die Vernichtung aufzuhalten? War Becher nicht doch erschreckend hellsichtig, als sich ihm fünfzehn Jahre vor Benjamins Thesen, zwei Jahrzehnte vor Adornos *Dialektik der Aufklärung* die Barbarei der modernen Zivilisation zum Symbol des Gases verdichtet, das im Rücken des humanisierten Krieges, aller Ächtung durch einen internationalen Gerichtshof zum Trotz, sechs Millionen Leben an einer verborgenen, inneren Front auslöschen, in

in einer Todesfabrik beseitigen wird? Und war es nur Blindheit, auf den Gegenkrieg zu hoffen? Dass Menschen jüdischer Abstammung die ersten Opfer der Völkischen sein würden, davor hat er seit 1923, seit der Hymne *Mord*, wieder und wieder gewarnt und sah zugleich, wie gut situierte Juden ihre Mörder aushielten: In Brünn waren sie «begeistert, eigentlich noch deutscher als deutsch, sie finanzierten das Deutsche Haus. Von ihnen lebte das Deutsche Theater». Lotte Rotters Mutter war eine Verehrerin Wagners,¹³³ der den Antisemitismus zur Kultur erhob. Und darin unterschied sie sich nicht von Gleichvermögenden in ganz Deutschland. Der Drang nach sozialer Bestätigung begann stärker zu wirken als die Wahrung einer mit Verzicht verbundenen religiösen Herkunft. Wer sich mit besonderem Stolz als ein Semit empfand, zog es vor, nach Palästina auszuwandern, um den wahren Gottesstaat im Zeichen Zions zu errichten. Der Mehrheit aber war viel mehr an einer Integration in der bestehenden Gesellschaft gelegen. Schliesslich hatten sie im Weltkrieg Seite an Seite mit den anderen Deutschen um ihr gemeinsames Vaterland gekämpft, hatten Eisene Kreuze erstritten und glaubten sich, auf dem Boden der Weimarer Verfassung, einer wachsenden Anerkennung als gleichberechtigte Staatsbürger der neuen Republik sicher sein zu können – trotz aller nationalistischen Ressentiments, denen sie mit (nationalen) Wirtschafts- und Kulturleistungen zu begegnen suchten.

Bechers «einzig gerechter Krieg» vereint den jüdischen Erlösungsgedanken mit einer deutsch-nationalen Tradition des soldatischen Helden. Seine Parteinahme für ausgegrenzte, rebellierende Massen ermöglicht ihm, in der Kindheit erworbene Werte, sein Erziehungsmuster zu bejahen, indem er es mit der Energie der anderen auflädt und wider die eigenen Erzieher kehrt. Der ein Anderer werden, der seiner Herkunft entfliehen, sich von seiner Mit-Schuld als ein Abkömmling der staatstragenden Kultur, als Herrensohn und Mörder, befreien will, reaktiviert die Fessel, der er zu entkommen meint. Dabei kann die Ohnmacht der Partei, die ihm als rettende Familie erscheint, nur das Grundgefühl seiner Kindheit, das Gefühl einer totalen Abhängigkeit verstärkt haben, das er seit der expressionistischen Sprachrevolte in einem Wechsel von Allmachts- und Unterwerfungsphantasien zu kompensieren versucht, in denen die Sehnsucht nach zeitloser Zärtlichkeit, nach völliger Hingabe umschlägt in wild aufschreiende Destruktion.

Der Mangel an theoretischer Fundierung, an skeptischer Distanz

zum eigenen Tun, dessen Verklärung zum unmittelbaren Ausdruck einer höheren organischen Einheit, der Sprache Gottes, des Volkes, der Klasse oder Nation, liefert ihn gänzlich seiner Zeit aus, mit der er aufsteigt und – in Vergessenheit gerät. Die Theoretiker der «antiautoritären Erziehung» aber, die Becher ein anderes Erkennen seiner selbst hätten ermöglichen können, die warnenden Stimmen distanzierter Beobachter kann und will der auf Wirkung Drängende nicht hören. So vermögen weder Benjamin noch Adorno und Horkheimer oder Wilhelm Reich, deren besseres Wissen im Nachhinein, zwanzig Jahre nach dem zweiten Krieg, die Lehrstühle im Westen erobert hat, die energisch Handelnden im entscheidenden Augenblick zu überzeugen. Müssen demnach (politisches) Engagement und kritisches Bewusstsein auseinanderfallen; und wäre dies nicht ein Grund zum Erschrecken, den zu überbrücken es mehr bedarf als neuer Losungen oder gelehrter Texte?

«Trotzdem bleibt Bechers Buch – um noch einmal das Wichtigste zusammenzufassen – wertvoll als revolutionäres Dokument, als eine Dichtung, die menschliches Verantwortungsbewusstsein, entschiedene Stellungnahme zu aktuellem Thema, kämpferischen Mut hat, voll Energien, die sich mit gleicher Vehemenz wider das wüste Heut und einem (allzu goldig gesehenen) Morgen oder Übermorgen zuwenden»¹³⁴, schloss Herrmann-Neisse seine Rezension. Da war es schon verboten: Am 14. Januar 1926 erstattet das Berliner Polizeipräsidium Anzeige beim Staatsgerichtshof, der den Roman am vierten Februar, zum Schutz der Republik, konfiszieren lässt. Zwei Monate zuvor hatte der Innenminister von Preussen bereits die Polizei in einer speziellen Verfügung zur effektiveren Beschlagnahme staatsgefährdender Literatur angehalten. Unter dem Eindruck der Durchsuchung von Buchhandlungen und seiner eigenen Wohnung schreibt Becher im Vorwort zur russischen Ausgabe vom grausamen Verfolgsein der Werke revolutionärer Schriftsteller in Deutschland.

In der Woche darauf ruft die Ortsgruppe des SDS in Berlin zur Demonstration gegen die Not der Schriftsteller. Während Heuss die wirtschaftliche Lage bedauert, verweist René Kuczynski auf Millionengeschenke der Regierung an die Ruhrindustrie und Milliarden, mit denen sie die Fürsten «abfinden» will. Becher spricht von nötiger Solidarität, von der gewerkschaftlichen Organisation aller Schriftsteller und verliest eine Resolution zur entschädigungslosen Enteignung der einstigen Feudalherren.¹³⁵ Gleichzeitig wird die «Gruppe 1925» gegründet, eine Schriftstellergemeinschaft, die mit Becher, Brecht, Döb-

lin, Ehrenstein, Hasenclever, Leonhard, Mehring, Tucholsky, Wolfenstein u.a. nach innen den «kameradschaftlichen Zusammenschluss fördern» und nach aussen hin eine «moderne geistesradikale Bewegung» repräsentieren soll.¹³⁶ Alle vier Wochen wollen sie sich im Hinterzimmer eines Cafés treffen. Bloch, Brod, Grosz, Frank, Kasack, Musil, Piscator und Toller werden hinzugezogen. Man plant Vorträge, eine Zeitschrift, eine Buchgemeinschaft junger Autoren. Die gemeinsame Lage zwingt zur Verständigung, doch bleibt es bei den Plänen. Schon am 11. Oktober 1925 hatten sich einige von ihnen, nach den ersten Sanktionen gegen Kläber, Lask und Becher, zu einer Kundgebung «Für die Freiheit der Kunst» im Theater am Nollendorfplatz zusammengefunden. Einen gleichlautenden Aufruf, Artikel 142 der Weimarer Verfassung zu verteidigen, unterzeichneten auch Brod, Döblin, Feuchtwanger, Hauptmann, Hesse und die Brüder Mann. Denn seit 1924 waren die Regierungsparteien bestrebt, ein Gesetz zur «Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften» durchzubringen, das so verschiedene Literaten im Protest vereint, da sie, wie Thomas Mann, einen fadenscheinigen Vorwand darin sahen, «sich durchschlagender Machtmittel gegen den Geist selbst und seine Freiheit zu sichern».¹³⁷ Der Fall Becher wird zum gemeinsamen Nenner eines vagen Bündnisses.

Am 23. März protestiert die «Gruppe 1925» gegen die Beschlagnahme von *Lewisite*. Die Voruntersuchungen zur Anklage auf Hochverrat, die seit August unter permanenter Überwachung des Deliquenten laufen, werden im Mai 1926 mit dem Gutachten eines Gerichtsarztes abgeschlossen, der ihm volle Zurechnungsfähigkeit bescheinigt. Becher verbringt die folgenden Monate wieder in Urach, wo ihn Alexander Abusch aufsucht, der Sohn eines Kutschers, der 1923 vor einem Hochverratsverfahren aus Bayern floh, nachdem er heimliche Rüstungspläne aufgedeckt hatte, unter einem Pseudonym die *Neue Zeitung* in Jena redigierte und nun Redakteur der *Roten Fahne* und Leiter des Kommunistischen Pressedienstes geworden war. Gemeinsam fahren sie auf die Feste Hohenasperg, das Gefängnis von Schubart zu sehen, das Verlies eines Dichters, den ein Herr von Gottes Gnaden arretieren liess.¹³⁸ Einen Blick in die eigene Zukunft zu werfen, Kraft zu schöpfen aus der historischen Analogie?

Doch die Mühlen der Justiz mahlen langsam, die öffentliche Meinung ist ihr nicht gewogen, die Gesetzeslage nicht eindeutig. Anfang Dezember nimmt der Reichstag das «Schmutz- und Schundgesetz» an, trotz

Kundgebung der Roten Hilfe im September, trotz aller Proteste einer Delegation von Schriftstellern noch während der Parlamentsdebatte. Jetzt erst tritt das Reichsgericht in Aktion und zunächst auch nur gegen die Vertreter kommunistischer Literatur: Ende Januar 1927 wird die Verhandlung gegen Rudolf Reimann, den Prokuristen des Verlages Junge Garde, und den Leiter der VIVA-Buchhandlung, Fritz Domnig, eröffnet. Sie sollen einer «staatsfeindlichen Verbindung» – der legalen KPD – angehören, eine gewaltsame Änderung der Reichsverfassung vorbereitet und die republikanische Staatsform herabgewürdigt haben. Becher ist als Zeuge geladen und bestreitet die Absicht des Hochverrats. Er habe sich mit *Levisite* nur gegen den imperialistischen Krieg richten wollen und daher das Proletariat schildern müssen, das in erster Linie von einem Gaskrieg betroffen sein würde, aber auch als wichtigste Kraft zur Produktion des Giftgases an dessen «Abstellung» mitwirken könne.¹³⁹ Anträge der Verteidigung, Thomas Mann, Hesse, Hauptmann und andere Künstler als Sachverständige anzuhören, werden abgewiesen und die Angeklagten zu einer Festungshaft von je zehn Monaten sowie 100 RM verurteilt.

Becher deutet den Präzedenzfall als Einschüchterungsversuch allen Buchhändlern gegenüber und als Bestätigung seiner Perspektive: «Ein Buch gegen den kommenden Krieg verbieten heisst Massnahmen treffen, um den Widerstand gegen einen solchen Krieg ... zu brechen.» Alle leidenschaftlichen, alle «wirklichkeitsbesessenen» Künstler und Pazifisten aber werde das Urteil aus ihrer Unentschlossenheit aufrütteln.¹⁴⁰ Am 27. Februar spricht er, neben Döblin, auf einer gemeinsamen Protestkundgebung der «Kampfgemeinschaft für Geistesfreiheit» und der «Vereinigung linksgerichteter Verleger». Dennoch werden über Max Härzer, einen Buchhändler aus Jena, Anfang März zwei Jahre Festung und die obligatorische Geldstrafe verhängt. Der SDS ersucht daraufhin im April den Oberreichsanwalt, Becher «aus völliger Recht- und Schutzlosigkeit wenigstens in die Rechte des Angeklagten» zu versetzen. Denn das seit zwei Jahren schwebende Verfahren vernichte seine schriftstellerische Existenz, da seine Bücher eingezogen wurden und kein Verleger die Veröffentlichung eines weiteren Werkes von ihm wagen könne. Er selbst halte es für unvereinbar mit Pflicht und Ehre, dass andere, für den Inhalt seiner Schriften unverantwortliche Personen statt seiner angeklagt und verurteilt werden.¹⁴¹

Im Mai erläutert Bechers Anwalt, Alfred Apfel, die Rechtslage:

Die ursprünglich inkriminierten Schriften – das Kampfdrama, der Prosaband und die *Leichnam*-Lyrik – fielen unter das Amnestiegesetz, das Hindenburg zu seinem Amtsantritt im August 1925 erlassen hatte. Statt das Verfahren rechtmässig einzustellen, habe man es mit *Levisite* wiederaufgenommen durch Unterstellung einer «fortgesetzten Handlung». Durch Zuhilfenahme einer juristischen Konstruktion, die sonst nur angewandt wird, um das Strafmass eines Angeklagten zu *mildern*, ihn nur einmal für eine mehrfach begangene Tat zu verurteilen. Die Verteidigung nun werde, gestützt auf das Urteil von Sachverständigen, nachweisen, dass es bei dem Gas-Buch nicht um eine Fortsetzung der leidenschaftlich revolutionären, sondern um eine der «sachlichen Schriften» gehe, die soziale Probleme behandeln, ein «im Grunde wissenschaftliches Werk».¹⁴² Das war natürlich eine ebenso unhaltbare Konstruktion, auch wenn Becher selbst im Vorwort zur russischen Ausgabe den Experimentalcharakter des Romans betont und ihn eine «Synthese von Kunst und Wissenschaft» nennt.¹⁴³ Zugleich legt er im Agis-Verlag einen neuen Gedichtband vor, der selbstverständlich die angeklagte Gesinnung fortsetzt – und gerade deshalb zu Bechers grösstem Erfolg auf dem deutschen Buchmarkt wird: *Wie Levisite* in der Sowjetunion von 1926 bis 1930 dank seiner Verfolgung im Westen eine Gesamtauflage von 67'000 Exemplaren allein in russischer Sprache sowie weitere Übersetzungen ins Ukrainische, Belorussische, Jiddische, Armenische und Aserbaidshanische erreicht, so erscheint *Die hungrige Stadt* bereits nach einem Jahr mit einer erweiterten Zweitaufgabe im fünften bis zehnten Tausend.

Dennoch enthält der Band nicht nur Agitprop-Verse. Kessler sah in einigen wirklich schönen und reinen Gedichten Bechers lyrisches Talent wieder zum Durchbruch kommen, nachdem es jahrelang durch die Politik verödet gewesen sei. «Traumlose Zeit! Wehe dem, der träumt! ...» zitiert er den *Träumer*, den Mord ereilt, versunken im Traum von «zeitloser Zeit». Becher antwortet mit Leonhard Frank, der ihm einmal gesagt habe, wenn man in die Partei untertauche, werde man auf zehn Jahre völlig vernichtet, würde dann aber eine ganz neue Dichtung hervorbringen. Worin der rote Graf, der 1919 ein Völkerbund-Statut gegen die Vormachtstellung der Entente entworfen, den Vorsitz einer Weltjugendliga übernommen und am IX. Pazifistenkongress 1920 teilgenommen hatte, der 1922 dem Präsidium der Deutschen Friedensgesellschaft beitrug, im Folgejahr mit Vorträgen für ein demokratisches Deutschland in Amerika warb, erfolglos für

die DDP bei den Reichstagswahlen 1924 kandidiert und mehr und mehr ins Abseits gerät, der selbst schon als Interieur in seinem Van-de-Velde-Zimmer erscheint und noch einmal mit einer Rathenau-Biographie die Vorstellung einer vernünftigen Moderne der sich formierenden Massengesellschaft entgegensetzt, um sich nach 1927 nur noch seiner Cranach-Presse zu widmen, der Vollendung des *Hamlet*, an dessen Illustrationen Gordon Craig seit 1912 arbeitet, während Hauptmann die Übersetzung liefert, die Becher 1916 nicht zustande bekam – worin also Kessler jenes Unmass an Naivität und «micawberhaftem Vertrauen» wiedererkannte, das ihm an dem Expressionisten schon auffiel.¹⁴⁴

Das war am 23. August 1927. In der Nacht zuvor waren Sacco und Vanzetti hingerichtet worden. Kessler notiert einen beispiellosen Entrüstungssturm in allen Ländern, eine Massenbewegung wie beim Kriegsausbruch. Und dass es gut sei, wenn die träge Masse einmal fühle, was sich fortlaufend an Greueln neben dem Glanz und Kitsch der modernen Kultur und hinter dem Schleier verborgen abspiele. Becher aber, der eben gegen diesen «Deckmantel der Zivilisation» angeschrieben hatte, fand er im kleinen Schloss, einer Pension im Park von Babelsberg, wo er einen Teil der Sommer 1927/28 verbrachte,¹⁴⁵ «hochherrschaftlich installiert; er sieht sehr wohl und schon stark bürgerlich aus. Vom früheren Heldenjüngling und Morphinisten ist nichts mehr zu sehen, sondern nur ein recht wohlgenährter, breiter, ja schon etwas fetter junger Mann, der mit ruhigen, unbekümmerten Augen durch eine goldene Brille einen anschaut.»¹⁴⁶

Kessler kam mit Herzfelde, der gerade einen enormen Erfolg verbuchen konnte: Die Erinnerungen von Harry Domela, dem «falschen Prinzen», dessen Fall im Dezember 1926 halb Europa über eine Republik lachen liess, in der Adel, Bürger, Militärs und Behörden einen dahergelaufenen Jungen als den Sohn des Kronprinzen von Preussen hofierten, verkauften sich in nur drei Wochen 17'000mal. Ein halbes Jahr Untersuchungshaft hatte der Angeklagte, mit Herzfeldes Hilfe, genutzt, die Geschichte seines Lebens zu erzählen: von seiner gutbürgerlichen Herkunft als deutscher Balte, den der Krieg von den Eltern trennt, der in einem Asyl aufwächst, mit vierzehn eingezogen, als Reichswehrosoldat gegen Arbeiterunruhen eingesetzt und, seiner Jugend wegen, entlassen wird, der Arbeit findet und sie als Reichsfremder verliert, ohne Obdach durch die Strassen zieht, dem ein kriminelles Talent zum Überleben fehlt, doch gute Manieren und die Maske adliger Namen plötzlich die Tür zur Oberwelt öffnen.¹⁴⁷

Ein wirkliches Märchen, das uralte Thema vom Aufstieg des Bettlers zum Königssohn, glänzend geschrieben, eine echte Erzählung für den Hörer, ohne Ballast an Betrachtungen, wie Becher neidlos anerkennt.

Am sechsten August hat Oberreichsanwalt Alfred Werner die endlich fabrizierte Anklageschrift unterzeichnet. Sie umfasst 44 Seiten und wirft dem Autor vor, in den Jahren 1924 bis 1926 in nicht rechtsverjährter Zeit durch eine und dieselbe fortgesetzte Handlung eine gewaltsame Änderung der Reichsverfassung vorbereitet, an einer staatsfeindlichen Verbindung teilgenommen, die Staatsform herabgewürdigt sowie Gott gelästert zu haben.¹⁴⁸ Zwei Monate später gibt Senatspräsident Alexander Niedner, der zur gleichen Zeit eine Anklage gegen Justizrat Heinrich Class, den Führer der Alldeutschen und Planer eines Attentats auf General von Seeckt, abweist, das Hauptverfahren gegen Becher frei. Die erste Verhandlung wird auf den 16. Januar 1928 anberaumt. Da keine Fluchtgefahr besteht, darf er sich uneingeschränkt bewegen, selbst Ende Oktober in die Sowjetunion fahren, neben Käthe Kollwitz, Arthur Holitscher und Raichle, zum zehnten Jahrestag der Oktoberrevolution, als «der Dichter der Revolution, vielleicht der grösste unter den heute Lebenden»¹⁴⁹.

Auch Bernhard Reich, Theaterkritiker und Regisseur an den Reinhardt-Bühnen, sah keinen anderen deutschen Schriftsteller, den man damals hätte revolutionärer nennen können. Obgleich in der Sowjetunion Bernhard Kellermann, Georg Kaiser und Toller als die Repräsentanten dieses neuen Autorentyps galten. Reich, der seit einem Jahr in Moskau lebte, hatte 1926 den ersten Artikel über Becher in russischer Sprache geschrieben. In Erwartung eines explosiven Menschen ist er enttäuscht, auf einen Mann der «Ordentlichkeit und Ruhe, Gemessenheit, Würde» zu treffen. Am stärksten beeindruckt diesen Revolutionär in Bürgergestalt nicht die Reden von Bucharin, Zetkin, Barbusse oder Stalin in der Grossen Oper, sondern die Truppenparade vom 7. November. «Es gab ein ungeheures Schauspiel, ein ungeheures Gefühl von Kraft, und das war eben ein ganz grosses Erlebnis, eben die Realisierung eines Ideals. Vorher war alles Vorstellung, irgendwie etwas Abstraktes, und jetzt plötzlich wird etwas Abstraktes, sehr Gewünschtes real», erinnert sich Reich noch 1963.¹⁵⁰ Und Becher notiert, auf einem Redaktionsbogen der *Wetschernaja Moskwa* vom 18. Dezember: «Moskau, das rote Moskau, Sowjetrussland, war für mich das stärkste und glücklichste Erlebnis. Zum ersten Mal konnte ich zu der Umwelt aus vollem Herzen ‚Ja‘ sagen.»¹⁵¹

Unterdessen organisiert die Rote Hilfe seine internationale Verteidigung: Vom 1. Januar 1928 datiert ein Schreiben Gorkis aus Sorrent. Europa bringe nicht viele begabte Menschen hervor. Becher, der zu den Begabten gehöre, solle bestraft werden, weil er leidenschaftlich liebe und hasse. «Ich rufe alle ehrlichen Menschen auf, zu protestieren gegen das Gerichtsverfahren gegen Johannes R. Becher, der keine Schuld hat, als die, dass er ehrlich und begabt ist.» Vier Tage darauf solidarisiert sich der gerade gegründete Reichsverband des Deutschen Schrifttums auf seiner ersten Jahressitzung mit Becher. In der *Roten Fahne* nennt ihn Abusch «den Dichter des kämpfenden Proletariats». Die gesamte klassenbewusste Arbeiterschaft und alle deutschen Intellektuellen müssten ihre Stimme gegen eine finstere Klassenjustiz erheben. Am 8. Januar quillt das Theater am Nollendorfpfplatz, die «Piscator-Bühne», über: auf einer Kundgebung sprechen Georg Lebedour, der Mitbegründer der USPD, Franz Höllering, Herausgeber von *Film und Volk*, der Anwalt Apfel sowie Toller, Kisch und Holitscher für Becher. Wolfenstein verliest eine Protestresolution von 50 Künstlern, darunter Döblin, Mühsam, Grosz und Piscator. Verlesen werden auch das Schreiben Gorkis und die Wortmeldungen anderer Autoren: Brecht lobt die Unbestechlichkeit der Justiz, da sich auf der ganzen Welt mit der grössten Geldsumme kein Richter mehr verführen liesse, Recht zu sprechen. «Ein Land, das die Freiheit seiner Künstler bedroht, ist kein Kulturland», schreibt Walter von Molo. Und Alfred Kerr, der Kritikerpapst der Weimarer Republik, bekennt mit unerwartetem Pathos: «Johannes R. Becher, das bist *Du* und *Du* und *Du*-, das sind morgen *wir!* ... Aber wir müssten, auch ohne selber gefährdet zu sein, einem edel glühenden Bruder beispringen, der am Werk ist, die sumpfige Stauung zu hindern, oder der, mit hohem menschlichem Recht (wie Friedrich Hebbel sagt) ‚an den Schlaf der Welt rührt‘.»¹⁵²

Zudem gehen Tausende Telegramme aus dem In- und Ausland ein, darunter von Sinclair, Dos Passos, Rolland und Barbusse, die zum Teil in das Heft *Der literarische Hochverrat von Johannes R. Becher* aufgenommen werden, das die Rote Hilfe Ende Januar herausgibt. So gelangt der Dichter quasi über Nacht zu seltener Berühmtheit, ohne dass auch nur ein einziges Wort über die ästhetische Qualität seiner Texte fällt. Brecht etwa hatte ursprünglich an *Levisite* einzig bemerkenswert gefunden, «wie (auch künstlerisch) ausgezeichnetes Material durch Benutzung veralteter Romanformen, vor allem durch assoziierende Schreibweise, beschädigt werden kann».¹⁵³ Doch im Au-

genblick interessiert alle nur die politische Wirkung. Und die Justiz zeigt sich denn auch getroffen: Einen Tag nach der Solidaritätserklärung so vieler Intellektueller verschiebt das Reichsgericht den Beginn der Verhandlungen auf den 15. März.

In der Zwischenzeit, am 16. Februar, heiraten Hans Robert Becher und Lotte Ripper. Er zieht aus der Claudius- in die Gervinusstrasse, aus Eva Herrmanns Atelier in die Wohnung seiner neuen Frau. Für Flitterwochen bleibt keine Zeit. Am 13. März reden Toller und Becher zu Arbeitern im Leipziger Palmgarten. Obwohl ihnen noch vor Beginn eine weitere Verschiebung des Prozesses, auf unbestimmte Zeit, mitgeteilt wird, spricht der einstige Kommandant der Bayerischen Räterepublik, der fünf Jahre Festungshaft am eigenen Leib erfahren hat, wider die Klassenjustiz, während Becher einen *Kampfruf gegen den Krieg* verliest: Am Tag des geplanten Prozesses werde in Genf erneut eine Abrüstungskonferenz beginnen. Sich bestätigt sehend durch wachsende Kriegsausgaben und neue Waffen, fasst er die Botschaft von *Levisite* noch einmal zusammen – dass der kommende Krieg nur durch eine soziale Revolution, einen Bürgerkrieg zur «Aufrichtung der Diktatur des Proletariats in allen Ländern der Welt», verhindert werden könne; dass Kunst eine Waffe im Klassenkampf sei, der sich auch das einst fortschrittliche Bürgertum gegen den Feudalismus bedient habe, und dass er sich folglich in den Dienst des revolutionären Proletariats stelle, dessen wichtigste Organisation zur Leitung seiner Kämpfe die Kommunistische Partei sei.¹⁵⁴

Genau dafür sollte Becher verurteilt werden: für die Propagierung eines gewaltsamen Umsturzes des bestehenden, verfassungsmässig festgeschriebenen Gesellschaftssystems. Seine Verteidigungsrede ist eine identische Spiegelung der Anklageschrift. Jedes seiner Worte gibt den Anklägern recht – und nimmt ihnen zugleich das Recht, ihn dafür zu richten. Eine merkwürdige Kampfansage, von einem ungeheuren Gefühl der Überlegenheit getragen. Dass die Richter im Augenblick einer solchen Offenbarung den Rückzug antreten, lässt ihre Macht nichtig erscheinen. Man könnte von einem Sieg der Öffentlichkeit sprechen, die sich neben Parlament, Regierung und Staatsapparat als vierte Gewalt in einem demokratischen Staat zu konstituieren beginnt. Immerhin hatte am gleichen Tag die Deutsche Liga für Menschenrechte einen «feierlichen Protest» erhoben und erschien in der *Roten Fahne* ein «Kampfruf des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller». Nimmt das Gericht wirklich Rücksicht auf all diese Stimmen?

Und lässt sich ein so totaler politischer Gegensatz überhaupt juristisch vermitteln? Müsste nicht die KPD als verfassungsfeindliche Partei verboten oder die Freiheit des Geistes als Recht zur Selbstzerstörung des Staates ausgelegt werden? Wobei die Kommunisten das Verbot selbst hätten fordern müssen, um ihr Freisein zu einer anderen Form des Miteinanders wahrzunehmen, die keines Staates mehr zur Unterdrückung Andersdenkender bedarf. Stattdessen halten sie sich an die Regeln des bürgerlichen Parteien-Spiels, mimen den entrüsteten Vorkämpfer für demokratische Meinungsfreiheiten, die sie in ihren eigenen Reihen als liberale Aufweichung nicht dulden, und träumen vom Paradies eines Sowjet-Europas, in dem sie alles anders machen würden, sobald sie nur die Macht dazu bekämen. Sollte das Gericht sich bewusst zurückziehen, um den Gegnern dieses Staates die Chance zur weiteren Polarisierung der politischen Kräfte im Zeichen eines Märtyrers zu nehmen, dann wäre seine momentane Schwäche ein Zeichen listiger Stärke. Doch darf bezweifelt werden, dass die Unparteiischen in ihrer standesgemässen Parteilichkeit, im Bestreben, ihre soziale Stellung zu wahren, überhaupt so weit dachten. Die Staatsmächte des guten alten Europas jedenfalls sichern die tradierten Verhältnisse, indem sie den zwei Tage darauf von der Sowjetunion eingebrachten Plan einer totalen Abrüstung belächeln.

Was aber wird aus einer Öffentlichkeit, die sich im pluralen Nebeneinander schöner Meinungen gefällt, wenn Deutschland erwacht – ein vollbärtiges Dornröschen unterm Stahlhelm, das noch immer im Kyffhäuser schläft, «einen gekrönten Bismarx als Messias erwartend», wie Ehrenstein es am 21. März 1928 beschrieb? Becher müsste, meint er, «strafweise in die preussische Dichterakademie eingestossen» werden.¹⁵⁵ Auch bis in diese, seit Oktober 1926 erst bestehende, Gesellschaft hat sich sein Fall herumgesprochen, der die Grossen der Zeit in sieben Sitzungen beschäftigt: Am 10. Januar, *nach* der Kundgebung auf der Piscator-Bühne und der ersten Verschiebung des Prozesses, bringt Heinrich Mann ihn zur Sprache und fragt vorsichtig an, «ob die Akademie nicht das Prinzip sich zu eigen machen sollte, alle Übergriffe der Justiz in literarischen Angelegenheiten aufmerksam zu verfolgen». Doch die Debatte führt zu keinem Beschluss. Zwei Tage später klagt man zunächst über mangelndes Geld; von Molo schlägt eine Lotterie vor, und es wird beschlossen, das Finanzministerium für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Sektion zu interessieren. «Zum Schluss verliert Heinrich Mann den Entwurf ei-

nes Protestes gegen Übergriffe in literarischen Rechtsfällen. Die Anlehnung an den aktuellen Fall Becher scheint dem Ausschuss zu stark, er hält eine allgemeinere, auf das Grundsätzliche gerichtete Form für wirksamer.» Am 20. Januar stimmen die Anwesenden einer zweiten Fassung grundsätzlich zu, doch müsse man vor einer Beschlussfassung erst Bechers Roman lesen. Zwei Jahre nach dessen Erscheinen. In der Sitzung vom 12. Februar werden Antworten auf eine entsprechende Umfrage verlesen, die ausserordentlich uneinheitlich sind.

Döblin, frisch aufgenommen, «führt aus, dass eine Akademie sich falsch einstelle, wenn sie sich politisch einstelle». Allerdings erklärt er nachdrücklich seine Sympathie für das mutige Verhalten Bechers. Däubler, gleichfalls ein neues Mitglied der erlauchten Runde, «stimmt ihm im letzten Punkte bei». Er, der einmal sein Schwager werden sollte, «betont nochmals, dass er Becher für einen rein gesinnten Dichter halte». Es schliesst sich eine grundsätzliche Diskussion an, ob man das Ergebnis der Umfrage veröffentlichen solle. Döblin und Loerke werden beauftragt, das Material zu ordnen und eine Denkschrift zu entwerfen. Zuletzt wird noch ein Protest von Thomas Mann gegen den Hatvany-Prozess in Ungarn abgelehnt, weil die Einmischung des Auslandes für die Verurteilung von Sacco und Vanzetti ausschlaggebend gewesen sei. Fünf Tage darauf «folgt in Anlehnung an den Fall Becher eine grundsätzliche Aussprache über Recht und Pflicht zu Protesten der Sektion». Nun beschliesst man Richtlinien, wonach sie nicht zu Protesten verpflichtet werden könne, wenn die fraglichen Materialien einem Drittel ihrer Mitglieder unbekannt seien. Dem Entwurf von Mann für Becher stimmt niemand zu, auch Däubler, Döblin und der ebenso neugewählte Frank nicht. Am Ende wird zwar eine vierte, während der Sitzung entworfene, Fassung angenommen, doch beschliesst man erst am 1. März – zwei Wochen vor Beginn des Prozesses –, den Protest-Entwurf allen erreichbaren Mitgliedern zu schriftlicher Äusserung zu übersenden, um die Ergebnisse erneut zu erörtern. In der Sitzung vom 19. März schliesslich wird weiterberaten: «Von Molo beantragt, die Diskussion, da der Prozess auf unbestimmte Zeit verschoben ist, zu vertagen. Dagegen sollen die Mitglieder gebeten werden, sich grundsätzlich über das Thema Politik und Kunst zu äussern aus Anlass des Falles Becher.»¹⁵⁶

Man debattiert, diskutiert, berät und beschliesst unentwegt und grundsätzlich vor allem. Wenn die Sache nur nicht so politisch wäre, und Geld möchte man auch von diesem Staat. So geht es fort, bis der

Februar 1933 kommt, und der Präsident der Akademie dem Vorsitzenden der Dichter, Heinrich Mann, seinen Rücktritt nahelegt, weil er, mit Käthe Kollwitz, den *Dringenden Appell* eines Internationalen Sozialistischen Kampfbundes zur Einheitsfront von SPD und KPD gegen die Partei des neuen Reichskanzlers unterschrieben hat und der nationalsozialistische Leiter des Kultusministeriums die gelehrte Anstalt aufzulösen droht. Da findet sich kein Mann mehr, der Protest erheben würde. Nur eine Frau, Ricarda Huch, meint, man hätte es darauf ankommen lassen müssen, ob die Regierenden wirklich den Mut aufbrächten ...¹⁵⁷

Die Entscheidungen fallen hinter der Bühne: Am 14. Juli 1928 beschliesst der Reichstag ein «Gesetz über Straffreiheit» für Straftaten aus politischen Beweggründen, nachdem die KPD bereits Anfang März einen Antrag auf Freilassung aller politischen Gefangenen und Niederschlagung laufender Prozesse gestellt hatte. Das Reichsgericht, das Becher noch im Mai wegen eines Gedichtes auf den Justizmord an Sacco und Vanzetti in der *Zweitaufgabe der Hungrigen Stadt* vernehmen liess, braucht sechs Wochen, um zu prüfen, ob seine Tat auch nach dem neuen Gesetz zu bemessen sei, und zuletzt in einer Sitzung des Ferienenats vom 25. August das Verfahren einzustellen.

Im September ziehen Lotte und Hans Becher in die Wilmersdorfer Künstlerkolonie am Laubenheimer Platz, wo sie am 13. Oktober einen Sohn gebiert, Hans Thomas, während er, sechs Tage darauf, sein anderes Kind aus der Taufe hebt: einen Bund proletarisch revolutionärer Schriftsteller, der nicht in dem einmaligen *Kampfruf* vom März verhallen, der politisch eingreifende Dichter und schreibende Arbeiter dauerhaft verbünden soll im gemeinsamen Streben nach einer «Literatur von unten».¹⁵⁸

Ist dies die Erfüllung seiner Sehnsüchte, hat er ihn gefunden, den lang gesuchten Halt in der kleinen und der grossen Familie zugleich, erlöst von dem Fluch, ein Feind dem Bunde zu sein, der Pflanzen Tiere Menschen Gott umschlingt...?

IX. Der grosse Plan

«Wir sind viel gewandert, ... bis an den Bodensee. [...] In dieser Nacht hat sich zwischen Mia Bittel und Hans Becher eine Liebesgeschichte angebahnt. [...] Es war jedenfalls ein stiller, aber heisser Kampf zwischen den beiden. Ich Unglückselige musste alles mit anhören. Den Bittel haben wir hinausgetragen, der ist ohnmächtig geworden, der hatte einen Kollaps gekriegt. Am anderen Tage fuhren wir weiter nach Konstanz. [...] Unser Freund Becher und seine Freundin Mia sind allein weitergereist, Bittel ist abgezogen, und wir sind auch betrübt nach Hause gegangen. [...] Als freier Mensch respektierte er die Freiheit seiner Frau.»

Erinnern sich 1960 Karl und Elisabeth Raichle an die Sommer in Urach. Auch dieser Teil ihres Gesprächs mit Ernst Stein erschien drei Jahrzehnte später in einem Ausstellungskatalog zum *Roten Verschwörerwinkel*. Privates verschränkt sich mit Politischem: «Wir haben sehr heftige Diskussionen gehabt, die halbe Nacht [...] um die Partei. Damals gab es den Trotzismus. Mia Bittel war immer die hochprozentigste von uns allen.»¹

In der Tonbandmitschrift des Becher-Archivs geht es weiter: «Sie hat Becher und mich immer gerühmt, weil wir Abweichungen nicht...» Was bedeuten die drei Punkte? Eine zweite, auf den ersten Blick nahezu identische Fassung gibt den gleichen Satz mit einer leichten Veränderung wieder: «Sie hat uns oft gerügt, Becher und mich, weil wir Abweichungen gehabt hätten.» Zwei Buchstaben ersetzt, ein nichtiges Wort gestrichen. Und doch ergibt die Aussage einen umgekehrten Sinn, der einmal als Beweis zur Liquidierung der Abweichler hätte dienen können. Welch fahrlässiges Protokoll, aufgenommen nur sieben Jahre, nachdem der grosse Wachsame seine Augen schloss. So schnell war es vergessen, das Gewicht eines Wortes, wenn Buchstaben entscheiden über Leben und Tod?

Zum Glück gibt es noch die Bänder, die jeden Ton verzeichnen. Auch den Protest der Frau gegen die Männergeschichten: «Das lassen wir dann weg», beruhigt sie der Archivar, während Karl fortfährt: «Und dann gab es eine noch unruhigere Nacht – » «Das kann man nicht hier sagen.» «Wenn man über Becher spricht, muss man schon bei der Wahrheit bleiben!» «Aber das betrifft hier auch andere Menschen, und da kann man nicht – » «Es war jedenfalls ein stiller, aber

heisser Kampf zwischen den beiden Männern ...», behält er das Wort: «Aber er war sehr souverän, der Bittel, weil das damals noch zu dem – » «Zum guten Ton dazugehörte», sagt sie. «Zum Leben gehörte», endet seine Rede. «Ein freier Mensch – », meldet sich Stein. «Und diese Situation mit Anstand und Würde getragen hat», schliesst Elisabeth ihren Satz. «Ein freier Mensch respektierte die Freiheit seiner Frau auch!» ergänzt der Dritte. «Naja, natürlich das war auch so», entgegnet sie mit einem Lächeln in der Stimme, «bloss umgekehrt wars natürlich meistens nicht der Fall.»

Und wechselt das Thema: «Wir haben immer sehr heftige Diskussionen gehabt, bis in die halbe Nacht hinein.» Stein: «Worum gingen denn die, doch nicht mehr um Gott?» «Nein, die gingen nicht mehr um Gott, die gingen um Partei, äh politische Sachen.» «Ja», fällt Karl ein, «damals gabs Trotziskus!» Seine Frau: «Ja, Trotziskus, Trotzki und Trotzisten!» Er: «Und Mia war ja – » Sie: «Eine Fischer-Anhängerin.» Er: «Eine ganz starre Dogmatikerin, das war immer die Hochprozentigste von uns allen!» Stein: «Wer?» Karl: «Mia Bittel.» Stein: «So.» Karl: «Und die hat uns oft gerügt, Becher und mich.» Elisabeth: «Aha?» «Weil wir ab – », plötzlich auf lachend, «weichungen hatten.» Und während er sich noch vor Lachen schüttelt, fällt ihr ein: «Da haben wir doch auch mal so ne schöne Torte gekriegt, was war denn da, irgendetwas.» «Ja», hat sich der Mann wieder gefangen, «weil wir schon bei Mia sind, da kann auch erwähnt werden – » «Nein», entgegnet die Frau, «das ist jetzt so ein Gespräch von Mensch zu Mensch, das ist nicht schön, «wenn man – » Schnitt.²

Ob sie damals auch so lachten über das Unaussprechliche, das Partei-chinesisch, mit dem irgendwo sich wichtig nehmende Leute um Machtposten fochten, unverständliche Formeln, die sie einander um die Ohren schlugen, die mit magischer Gewalt Gegner aus dem Weg zu räumen, Feinde festzunageln, eine Politik zu sanktionieren vermochten, die Millionen in Rechtlosigkeit, Hunger und Tod trieb? Dabei war Karl Raichle doch mit nach Moskau gefahren. Vor Ort muss er erlebt haben, wie die Partei am 14. November 1927 Trotzki und Sinowjew aus ihren Reihen ausschloss, weil sie in Moskau und Leningrad ihre eigenen Umzüge zum zehnten Jahrestag des Roten Oktober organisiert hatten. Leib Bronstein, der 1879 geborene Sohn eines jüdischen Kleinpächters, der sich nach Abschluss des Gymnasiums dem Südrussischen Arbeiterbund anschloss, war als Lew Dawydowitsch

Trotzki nach zwei Jahren Untersuchungshaft 1902 aus der Verbannung geflohen, folgte den Menschewiki, wurde 1905 Vorsitzender des Petersburger Sowjets und erneut verbannt. Wieder floh er, gab Zeitungen in Paris und den USA heraus, kehrte im Mai 1917 zurück, trat im August zu den Bolschewiki über, leitete die Festnahme der Provisorischen Regierung und wurde vom II. Sowjetkongress zum Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten gewählt. Auf der Wahlliste der Partei für die Konstituierende Versammlung hatte Trotzki hinter Lenin und Sinowjew gestanden. Stalin rangierte auf dem neunten Platz. Dennoch war es ihm gelungen, den Rivalen nach Lenins Tod ins Abseits zu manövrieren. Noch 1924 wird er aus dem EKKI gedrängt, im Januar darauf seiner Funktion als Vorsitzender des Revolutionären Kriegsrates enthoben, im Oktober 1926 aus dem Politbüro und ein Jahr später aus dem Zentralkomitee der KPdSU ausgeschlossen.

Und mit ihm Sinowjew und Kamenew, die den Kampf gegen Trotzki begonnen hatten. Ihn, den genialen Redner und Militärstrategen des Bürgerkrieges, fürchteten sie als einen neuen Bonaparte, von dem das In- und Ausland erwartete, dass er die Nachfolge Lenins antreten werde. Der stählerne Joseph Wissarionowitsch Dshugaschwili, im gleichen Jahr wie sein grosser Kontrahent, doch als Sohn eines Flickschusters in der georgischen Provinz, geboren, in einem Priesterseminar zum Gehorsam erzogen und zum Rebellen sich bildend, hatte die, in ihren Augen, geistlose Kleinarbeit übernommen, den Apparat einer sprunghaft gewachsenen Partei zu verwalten: Die alte SDAPR zählte auf ihrem V. Parteitag in London 1907 gut 150'000 Mitglieder, einschliesslich der Sozialdemokraten von Polen und Lettland. Zehn Jahre später rechneten die Bolschewiki nach der Februarrevolution nur mit 40'000 Anhängern, deren Zahl sich bereits zur April-Konferenz verdoppelt hatte. Der VI. Parteitag der SDAPR, auf dem im August die «Zwischengruppe» unter Trotzki zum linken Flügel überging, vertrat 240'000 Genossen. In den drei Jahren des Bürgerkrieges nun wuchs das Lager der Bolschewiki auf über 600'000. Der Sog der Sieger war, wie immer, gewaltig. Enthusiasten schliessen sich an, alles steht in Frage, um alles wird gestritten, und zugleich lockt die kommende Karriere-Partei. Nach dem X. Parteitag jedoch, der 1921 einen Zuwachs von noch einmal 130'000 verzeichnet und jäh, unter dem Schock des Kronstädter Aufstandes, die Ausbildung innerer Fraktionen und Gruppen stoppt, setzt eine erste «Säuberung» ein, die zum Ausschluss eines Viertels aller Mitglieder führt. Im April 1923, nach

einem Jahr Kampf mit dem «NÖP-Mann», dessen Privatinitiative die Wirtschaft bedarf und die Politik befiehlt, nach zunehmender Paralyse durch die Schlaganfälle ihres anerkannten Führers und der unerkannten Festigung ihres Apparates unter Stalin, ist die Partei auf 386'000 geschrumpft.

Dieses minderbemittelten Generals dienstbeflissener Sekretäre glaubten sich Sinowjew, als Owsej-Gerschen Radomyschelski-Apfelbaum auf einem kleinen Milchhof in der Ukraine aufgewachsen, und Lew Rosenfeld, Sohn eines Lokomotivführers, Kamenew genannt, bedienen zu können. Beide hatten ein abgebrochenes Studium, in Bern und Moskau, durch Arbeit im politischen Untergrund ersetzt, doch ihren Horizont in der Emigration erweitert und wurden Vorsitzende der Sowjets in Leningrad und Moskau, den Machtzentren des neuen Russland. Als Lenins Leben nach einem Jahr qualvollen Siechtums verlischt, als er endlich sterben darf, da präsentieren sie sich am Sarg des Verstummen wie eine heilige Dreieinigkeit, die den Geist der leninistischen Kollektivität wahren werde.

Trotzki war dem Schauspiel ferngeblieben, da er sich einer Kur unterzog und Stalin ihm einen falschen Termin genannt habe; vielleicht aber auch, weil er Abscheu empfand vor der Totenbeschwörung, aus Trauer über den unersetzbaren, den ebenbürtigen Gegner. Den Massen jedoch, die vier Tage lang an dem Leichnam vorbeizogen, um (noch) einmal mit eigenen Augen die sagenhafte Gestalt zu erblicken, in der sich nun erst recht alle Hoffnungen auf ein irdisches Paradies der Gleichheit und Freiheit verdichteten, den orthodox erzogenen Massen grub sich die Kontur der neuen Führer tief ins Gedächtnis ein, die in ihrer leiblichen Gegenwart als rechtmässige Erben erschienen. Die 240'000, die spontan dem «Aufgebot» folgten, den Verlust durch einen engeren Zusammenschluss der besten Kräfte des Landes auszugleichen, gingen in die Partei eines Generalsekretärs, der dem Halb-gott der proletarischen Weltrevolution ewige Treue schwor.

Damit ergaben sich neue Mehrheitsverhältnisse. Trotzki hatte 1923 vor ihrer Bürokratisierung gewarnt und sprach von einer drohenden «Degeneration» der bolschewistischen Garde. Stalin, dem bescheiden lächelnden Mann, der die Büros fest im Griff hat und dabei frei von persönlichen Ansprüchen allein der Partei zu dienen scheint, steht nur ein Teil der alten Führung noch im Weg, um jene «unermessliche Macht» auszuüben, die Lenin an ihm zweifeln liess. Als im Mai 1924 dessen Testament verlesen wird, versichern Sinowjew und Kamenew, das gesamte ZK könne bezeugen, dass die Befürchtungen Iljitschs

nicht eingetroffen seien.³ Unvorstellbar war ihnen, sich damit selbst verurteilt zu haben. Vielmehr wagen sie jetzt den entscheidenden Schlag gegen Trotzki, indem sie aus Lenins Hinterlassenschaft sämtliche Negativ-Urteile über den zweiten Mann der Revolution herausklaubten: Von seiner menschwertigen Herkunft über die Verzögerung des Brester Friedens bis zum Streit um die Gewerkschaften, die er 1920 «durchzurütteln» forderte, entstand ein Zerrbild, das keinerlei Verdienste mehr gelten liess. Der an die Wand Gedrängte schlug mit gleicher Waffe zurück. Im Herbst 1924 erschien sein Buch *Die Lehren des Oktober*, das vom Kairos, vom Augenblick der revolutionären Situation handelt, den wahrzunehmen Aufgabe der Führung sei. Dabei erinnert er an die Haltung von Sinowjew und Kamenew, die Lenins geheimes Drängen auf den Aufstand im Oktober 1917 ablehnten und in die Öffentlichkeit trugen. Wenn Trotzki dann noch auf den deutschen Oktober 1923 als die – unter Komintern-Chef Sinowjew – verfehlt Chance verweist, die für Russland lebenswichtige Weltrevolution voranzutreiben, so führt er sie als Versager und Verräter am Leninschen Erbe vor. Doch konnte eine solch sublimale Kritik nie die Massen erreichen, die in der Enthüllung interner Streitigkeiten von einst eine blosser Denunziation aus gekränkter Eitelkeit sahen.

Stalin liess die alten Bolschewisten sich gegenseitig kompromittieren, sprach nun seinerseits für die Integrität seiner Retter und relativierte die einstige Grösse Trotzki, wechselt dann aber mit erstaunlicher Souveränität von der persönlichen auf eine sachliche Ebene: Statt die Lauterkeit des anderen in Frage zu stellen, greift er dessen eigene Ideologie auf. Im Gegensatz zur «trotzkistischen» Erwartung einer permanenten, die ganze Welt erfassenden Revolution sei es möglich, den Sozialismus zunächst nur in einem Land zu errichten, auch wenn sein Fortbestand von einer Revolutionierung der ihn bedrohenden, kapitalistischen Staaten abhinge. Diese Sowohl-als-auch-Mischung zweier mechanisch entgegengesetzter Losungen galt fortan als dialektische Musterlösung des schwierigsten aller Probleme, da die XIV Parteikonferenz sie im April 1925 zum «bindenden Gesetz» der Partei erhob. Dabei hatte er noch ein Jahr zuvor in seinen Vorlesungen *Über die Grundlagen des Leninismus* an der Swerdlow-Universität verkündet, dass in einem Land allein wohl die Bourgeoisie gestürzt, nicht aber die sozialistische Produktion organisiert werden könne. Ende 1924 hat Stalin die Formulierung revidiert und ihre «richtiggestellte» Variante Anfang 1926 in der Broschüre *Zu den Fragen des Leninis-*

mus noch einmal begründet: Er habe eine in zwei Fragen zerlegt durch «Auslegung des «vollen Sieges des Sozialismus' als «volle Garantie gegen die Wiederherstellung der alten Ordnung die nur durch die «gemeinsamen Anstrengungen der Proletarier mehrerer Länder' erreicht werden kann, und zweitens dadurch, dass auf Grund der Leninischen Schrift *Über das Genossenschaftswesen* die unbestreitbare Wahrheit ausgesprochen wurde, dass wir alles Notwendige zur Errichtung der vollendeten sozialistischen Gesellschaft besitzen».⁴

Stalin löst alle Schwierigkeiten der Praxis, indem er sie ideologisch aufhebt. Unter der Hand des einstigen Seminaristen, geschult in der Beweisführung des orthodoxen Glaubens, verwandelt sich die Marxsche Theorie zur Hermeneutik, zur Kunst der richtigen Auslegung, kanonische Schriften von Kirchenvätern zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu vereinen und als seligmachende Lehre in sämtlichen Gemeinden durchzusetzen. In klassischer Weise zitiert er seine eigene Behauptung, die Hauptfrage des Leninismus betreffe nicht die Bauernschaft – womit die II. Internationale ihn auf den vormodernen Osten reduzieren wollte –, sondern die Diktatur des Proletariats, und fragt sich selbst: «Ist dieser Leitsatz richtig? / Ich glaube, ja. Dieser Leitsatz ergibt sich völlig aus der Definition des Leninismus.»⁵ Das ist – schlechte – Rhetorik, die das Feld möglicher Fragestellungen in den engen Kreis feststehender Antworten einschliesst. Aber gerade in dieser schwerfällig plumpen Manier nur konnte sie so ausserordentlich erfolgreich sein. Denn diese Sprache war den Massen – in der Partei – verständlich. Zwar fehlen ihr die kraftvollen Bilder und sprichwörtlichen Wendungen, die Volkes Mund verdichtet und grosse Redner spontan aufgreifen, doch verliert er sich nie in subtile Streitfragen, die zu erörtern es einer speziellen Bildung bedarf. Alles erscheint logisch, aus einfachen Definitionen abgeleitet, in sich widerspruchsfrei, klar formuliert und vor allem frei von persönlichen Ambitionen. Wo Stalin von sich selbst redet, da vertritt kein Individuum seine eigene Meinung, sondern gibt der Generalsekretär der Partei in aller Öffentlichkeit Rechenschaft über eine ungenaue und darum korrigierte Formulierung, die nun offenbar, für jedermann einsichtig, den Gegebenheiten entspricht: den Axiomen und Zitaten Lenins. Dass er dabei dennoch die Form des individuellen Meinens («Ich glaube, ja.») benutzt, verleiht seinen Ausführungen jenen betörend sympathischen Klang, der das Bild vom guten Menschen, vom treu sorgenden Landesvater in der Uniform eines selbstlosen Funktio-

närs auszeichnet, das noch Jahre nach dem Tod des Schlächters die Vorstellung seiner Untertanen dominiert.

Wer hingegen in dem Augenblick, da das Volk, ausgelaut vom Bürgerkrieg und den NOP-Gewinnern ausgeliefert, sich nach Ruhe und Ordnung sehnt, die Möglichkeit des nationalen Aufbaus anzweifelt, wer von permanenter, von endloser Revolution spricht, muss als ein «Ungläubiger», ein selbstgefälliger Querulant erscheinen, der den inneren Frieden bedroht. Als Wortführer eines neuen Ismus, der von der Linie der Partei abweicht, waren Trotzki und all jene, die sich auf ihn beriefen, politisch erledigt. Was auch immer sie selbst sagten oder dachten, stand im Zeichen einer vorausgesetzten Lesart, die sie mit ihrem Widerspruch nur befestigen konnten.

Über die Fangseile der Hermeneutik stolpern nun aber auch Sinowjew und Kamenew, während Stalin zum «rechten» Flügel im Politbüro übergeht: zur Partei der Macher um Bucharin, den studierten Wirtschaftsjuristen und Chefredakteur der *Prawda*, Ministerpräsident Rykow und Tomski, den Führer der Gewerkschaften, die auf ein Hinüberwachsen in den Sozialismus setzen, auf eine kontinuierliche Entwicklung der Sowjetunion aus einem halbfeudalen Agrar- in ein modernes Industrieland. Getreu den Prinzipien der NOP sollten florierende Landwirtschafts-Unternehmen, und das waren zwangsläufig mehr Gross- und Mittelbauern statt der «Muschiks» auf ihren Kleinstfeldern und der unerfahrenen Kolchosen, durch Kredite gefördert werden, um die Gewinne über Steuern in die aufzubauende Industrie «hinüberzupumpen». Die «Neue Opposition», die sich im Frühjahr 1926 mit Trotzki verbündet, fordert dagegen eine beschleunigte Industrialisierung durch erhöhte Besteuerung der «Kulaken» und forcierte Kollektivierung, um sich nicht in die Abhängigkeit von Grossbauern zu begeben. Im Herbst 1927 stellt die *Prawda*, dem Statut gemäss zwei Monate vor dem nächsten Parteitag, Thesen des ZK und Gegenthesen der «vereinigten linken Opposition» zur Debatte, die mit 726'006 gegen 4'120 Stimmen bei 2'676 Enthaltungen auf allgemeine Ablehnung stossen. Auch den Gegendemonstrationen schliessen sich nur wenige an. Trotzki und Sinowjew sowie, auf dem XV. Parteitag, weitere 75 Kritiker werden ausgeschlossen, obgleich die Mehrheit im selben Moment mit dem Beschluss zur Kollektivierung der Landwirtschaft und der Direktive zur Ausarbeitung eines Fünfjahrplanes Forderungen der Opposition erfüllt. Zudem bewahrheiten sich im Januar 1928 die Warnungen der Linken mit einer drohenden

Hungersnot der Städte. Die Wirtschaft hatte insgesamt wieder annähernd das Vorkriegsniveau erreicht, auf dem Markt aber standen nahezu zwei Drittel weniger Getreide zur Verfügung als 1914. Die Masse der Kleinbauern, die erst durch die Revolution zu Land gekommen waren, produzierten mühsam, sich selbst vor den Holzpflug spannend, für ihren eigenen Bedarf. Während die Grossen den Verkauf von Überschüssen an den Staat mit Forderungen verbanden, die den politischen Bündnispartner, die Dorfarmut, paralyisierten. Hinzu kamen Hamsterkäufe der städtischen Bevölkerung in Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Krieges, da England die diplomatischen Beziehungen abgebrochen hatte, der Gesandte der Sowjetunion in Warschau ermordet worden war und sich Nachrichten von Überfällen auf die Botschaften und Handelsvertretungen in Berlin, Peking und Schanghai häuften.

Stalin löst das Dilemma durch «Sondermassnahmen», durch Beschlagnahme des gespeicherten Getreides. Zwar warnt Bucharin vor einem Kahlschlag und nimmt Verbindung zu Kamenew auf, doch gegen das Stalinsche Zentrum mit Molotow und Woroschilow ist er schon selbst in der Minderheit. Und wie im Falle Trotzki und Sinowjew hat der Generalsekretär zuerst die Anhänger seines Rivalen im Verwaltungsapparat von Partei und Staat entfernt, sie mit Aufgaben in der Provinz oder im Ausland betraut, so dass der Konkurrent, selbst bei offenem Widerstand, kaum mehr Fürsprecher in den entscheidenden Gremien gefunden hätte. Zu spät erwachten sie, die sich klüger dünkten, im Abseits der Macht. Mehr noch: Als der Stählerne zum gemeinsamen Kampf gegen Rechts aufruft, da kehren die soeben ausgeschlossenen Führer der «trozkistischen» Opposition wieder an das Schachbrett der Partei zurück, um ein neues Spiel zu wagen. Sinowjew, Radek und Pjatakow sind bereit, öffentlich ihrer antisowjetischen Ideologie abzuschwören und «unbedingte Unterwerfung unter die Beschlüsse der Partei und ihrer Organe»⁶ zu geloben.

Waren sie unbelehrbare Utopisten, die nicht wahrhaben wollten, dass sie einzig und allein die Macht des Listenreichen stärkten, oder glaubten sie, ihn selbst überlisten zu können? Und welche Alternativen boten sich ihnen? Wer die Partei von aussen verändern will, dient der Konterrevolution – das war ein Axiom ihres Denkens, eine Erfahrung ihres Lebens: «Die Ausnutzung jeder Art Abweichung von der streng konsequenten kommunistischen Linie durch die Feinde des Proletariats hat sich mit grösster Anschaulichkeit an dem Beispiel der Kronstädter Meuterei gezeigt, als die bürgerliche Konterrevolution

und die Weissgardisten in allen Ländern der Welt sofort ihre Bereitschaft bekundeten, sich sogar der Losungen einer Sowjetordnung zu bedienen, um ja nur die Diktatur des Proletariats in Russland zu Fall zu bringen ...»⁷ So hatten sie es selbst im März 1921 auf dem X. Parteitag beschlossen, nach dem Sturm auf die Festung der einstigen Revolutionselite, die «Sowjets ohne Bolschewiki» forderte. Intellektuelle liessen auf Arbeiter schiessen, die sie Kleinbürger nannten, weil die Aufständischen nicht sahen, wie ihr Verlangen nach freien Wahlen und freiem Grund und Boden dem grossen Kapital entgegenkam, das nur darauf wartete, seine Besitztümer wieder in Anspruch zu nehmen. Das Verbot jeglicher Fraktionsbildung, das der Partei im Augenblick des drohenden Identitätsverlustes ihre Handlungsfähigkeit wahren soll, nimmt ihr zugleich die Möglichkeit, andauernde Differenzen von Anschauungen und Erfahrungen offen auszutragen, und zwingt ihre lebendige Vielfalt, in einen farblosen Hintergrund zurückzutreten, vor dem Statisten der Macht hehre Einheitsformeln zu beschwören, während in einem mehr und mehr kriminalisierten Untergrund die verdrängten Gegensätze zu «Cliques» erstarren. Auch Lenin blieb am Ende nur die Hoffnung auf eine reformierte Arbeiter- und Bauern-Inspektion: eine Garde von Tugendwächtern, die wie ein Deus ex machina den verselbständigten Machtapparat von unten nach oben kontrolliert und dabei, als ein Bund von gefürchteten Wanderern durchs Labyrinth der Intrigen und Beziehungsgeflechte, ein tiefes Misstrauen in die (soziale) Erneuerung des Menschen verkörpern. An die Stelle eines nötigen Gesellschaftskonzepts, das die Vermittlungen individuellen Denkens und Handelns, mithin die Bedingungen der Möglichkeit einer demokratischen Kontrolle jeglicher Institutionen bedenkt, tritt die Suche nach gleichsam schicksalhaft auserwählten Personen von absoluter moralischer Integrität. Als eine solche aber präsentiert sich der Generalsekretär im Abglanz seines Kultes um den toten Lenin, während die anderen wohl hofften, Stalin sei am Ende, habe abgewirtschaftet und werde mit Bucharin untergehen. Dann würde ihre Stunde, noch einmal, schlagen.

Mehr als 3'000 Mitglieder verlassen nach dem XV Parteitag die Opposition. Nur Trotzki unterwirft sich nicht, wird Anfang 1928 nach Alma-Ata verbannt und im Jahr darauf des Landes verwiesen. Bis 1933 lebt er auf den Prinzeninseln, nahe Istanbul, als unbestechlicher Kritiker eines Diktators, der zur gleichen Zeit auf eben jene Mittel des Kriegskommunismus zurückgreift, die Trotzki einst gegen Bucharin

empfahl. So hatte er im April 1926 bereits eine rabiate Industrialisierung gefordert. «Wie die junge Bourgeoisie in der Periode der ursprünglichen Akkumulation ihre letzten Kräfte hergab, so müssen wir handeln.»⁸ Der belesene Marxist wusste genau, was er da zum Vorbild eigener Praxis erklärte: Die «gewaltsame Schöpfung vogelfreier Proletarier», wie sie Marx im *Kapital* erinnert, «die blutige Disziplin, welche sie in Lohnarbeiter verwandelt, die schmutzige Haupt- und Staatsaktion, die mit dem Exploitationsgrad der Arbeit die Akkumulation des Kapitals polizeilich steigert».⁹ Mit boshafter Lust stösst Marx in die Gedächtnislücke der Saubermänner, die ihr Geschäft für ein «Naturgesetz der Produktion» halten und vergessen haben, wieviel Gewalt dazugehört, den Produzenten von seinen natürlichen Produktionsmitteln zu trennen, massenhaft Bauern vom Acker zu vertreiben, um profitablere Weideflächen zu gewinnen, und sodann dem doppelt freien Lohnarbeiter den Rhythmus der Maschinen anzuzüchten. Unsentimental konstatiert er den Fortschritt, dass das Gesetz selbst zum Vehikel des Raubes am Volksland wird: «Der Raub der Kirchengüter, die fraudulente Veräusserung der Staatsdomänen, der Diebstahl des Gemeindeeigentums, die usurpatorische und mit rücksichtslosem Terror vollzogene Verwandlung von feudalem und Claneigentum in modernes Privateigentum, es waren ebenso viele idyllische Methoden der ursprünglichen Akkumulation.»¹⁰

Und diesen Prozess, der in England vier Jahrhunderte gewährt hat, der in 150 Jahren amerikanischer Geschichte durch die Freisetzung der Sklaven in Lohnarbeiter während des Bürgerkrieges, die Ausrottung der indianischen Urbevölkerung in ihren rohstoffreichen Siedlungsgebieten und den massenhaften Zustrom von Einwanderern aus Europa beschleunigt wurde, diese historische Komprimierung von zerstörender Gewalt und konstruktiver Energie sollten die Sowjets in weniger als einem Jahrzehnt nachholen? Wenn Stalin vor einer solchen Aufgabe zurückschreckte, so nicht, weil ihn moralische Skrupel plagten. Er, den seine Freunde Koba, den Unbeugsamen, nannten, hat Gewalt nie verabscheut. Auch galten ihm die USA als das Vorbild moderner Arbeitsorganisation, sah er im Stil des Leninismus eine Vereinigung russisch revolutionären Schwungs mit Amerikas Sachlichkeit.¹¹ Noch darin erweist sich der Generalsekretär als ein Mann der Sicherheit, der, gestützt auf einen gigantischen Apparat, stets die goldene Mitte zu behaupten sucht, zwischen den Extremen auf der linken und rechten Position, von deren Denkarbeit er sich ausborgt,

was er zum Erhalt seiner Stellung braucht. Eine Situation jedoch, in der die Regierenden nicht mehr so weitermachen können und die Regierten nicht mehr so weiterleben wollen wie bisher, im Leninschen Verständnis also eine «revolutionäre Situation», lässt Stalin zum Extremisten werden: zu einem Radikalen des Zentrums, der nach vorn flieht.

Die Ordnung besteht fortan aus einem System von Sondermassnahmen. Im April 1929 beschliesst die XVI. Parteikonferenz den ersten, im Grunde «trotzkistischen», Fünfjahrplan, und Ende des Jahres verkündet das Politbüro eine Offensive zur «Liquidierung der Kulaken», zur totalen Enteignung von zwei Millionen Grossbauern, die mit ihren Familien, weiteren acht Millionen Menschen, nach Sibirien deportiert werden, wenn sie nicht Widerstand leisten und in Arbeitslagern verschwinden. Ihr Eigentum geht an Kolchosen, die nicht gelernt haben, mit grossen Einheiten zu wirtschaften, und denen sich die Klein- und Mittelbauern nur unwillig anschliessen. Lieber schlachten sie ihr Vieh, als dass sie es an die Kollektive verlieren. Die Hälfte aller Pferde sowie zwei Drittel der Schafe und Ziegen sind nach fünf Jahren vernichtet. Sieben Millionen Menschen verhungern, eine Million mehr als nach Bürgerkrieg und Dürre 1921/22. Die Zahlen verhüllen das Leid. Im Land herrscht offene Gewalt. Ganze Dörfer werden mit Maschinengewehren umstellt. Bis wachsende Rebellion im März 1930 einen ZK-Beschluss zur «Bekämpfung der Verzerrungen der Parteilinie in der Kollektivwirtschaftsbewegung» erzwingt.

Stalin selbst rügt in einem Presseschreiben die Verletzung des Leninschen Prinzips der Freiwilligkeit. Schuld daran trügen allein die unteren Parteiebenen, deren Funktionäre zu ersetzen seien. Längst ist er ein Gefangener des eigenen Apparates geworden. Die «Jagd nach aufgebauchten Ziffern», die der *Kurze Abriss* der KPdSU-Geschichte von 1938 im Nachhinein für das Chaos verantwortlich macht,¹² kennzeichnet am markantesten den bürokratischen Sozialismus in seiner strukturellen Verwandtschaft mit spätfeudal-bürgerlichen Herrschaftsformen: eine Reduktion menschlicher Vermögen auf quantitative Einheiten, deren Berechnung alles Lebendige in funktionale Momente eines Automaten verwandelt. Doch das verwaltete Leben rächt sich in den Verwaltern selbst, deren Ehrgeiz, die Pläne zu überbieten, eine planmässige Abstimmung unmöglich macht. Die sich überstürzende Kollektivierung der Landwirtschaft zwingt zu einer ebenso rasanten Industrialisierung, um Traktoren für die sprunghaft wachsen-

den Felder zur Verfügung zu stellen, wozu es Stahl und Erze bedarf. Gewaltige Industrieregionen werden aus dem Boden gestampft. Grossbaustellen saugen das Heer von Arbeitslosen auf, das die NÖP geschaffen hat, proletarisierte Bauernmassen wandern in die Städte, eine Eruption entfesselter Produktivkräfte erschüttert das Land.

Jetzt erst ereignet sich die wirkliche Revolution, wie das Erwachen eines Riesen: Ungeheuer, mit elementarer Gewalt alles mit sich reisend, droht die heraufbeschworene Bewegung ihrem Initiator zu entgleiten. Warnende Stimmen erheben sich in der Partei. Doch Stalin kann und will nicht zurück: «Wer zurückbleibt, der gibt sich geschlagen», erklärt er im Februar 1931 auf der ersten Konferenz für Wirtschaftsfunktionäre. «Die Geschichte lehrt uns, dass das alte Russland immer besiegt wurde, weil es rückständig war.» Und: «Wir hängen fünfzig oder hundert Jahre hinter den fortschrittlichen Völkern der Erde zurück. Wir müssen das in zehn Jahren nachholen. Entweder tun wir das, oder man wird uns zerschmettern.»¹³ Damit hat er die Führung erneut an sich gerissen, als heroischer Verteidiger des grossen und doch immer wieder geschlagenen, des mächtigen und zugleich hilflosen «Mütterchen Russland». Mit instinktiver Sicherheit bindet der georgische Seminarist die revolutionären Energien wieder an die emotional vereinende Kraft des (russischen) Patriotismus und gibt ihr zugleich eine neue rationale Losung: «Die Technik entscheidet in der Rekonstruktionsperiode alles.» In dieser Spannung von nationalem Traditionalismus und moderner Technokratie konnte das Sowjetimperium bis zu seiner Selbstaflösung in einer dritten Revolution bestehen, ohne je eine Diktatur des Proletariats gewesen zu sein.

Parallel zu den sozialen und politischen Vorgängen verlaufen die Umbrüche in der Literatur und den Künsten. Doch nicht in einer kausalen Abhängigkeit. Die grosse Blüte der Lyrik, und mehr noch der Malerei und Architektur, in den ersten Jahren der Sowjetmacht war kein Verdienst der Oktoberrevolution. Wie in Deutschland der Expressionismus jene inneren Spannungen zum Ausdruck brachte, die in die Selbstzerstörung der tradierten Ordnung in Gestalt eines ersten Weltkrieges mündeten, so wurzeln auch die russischen Formexperimente in den Sichtweisen und Fragestellungen einer vorrevolutionären Epoche, nehmen sie deutsche, französische und italienische Ansätze auf, als ein Moment der ästhetischen Avantgarde in Europa, der die politische misstraut: «Nieder mit den parteilosen Literaten! Nieder

mit den literarischen Übermenschen! Die literarische Tätigkeit muss zu einem Teil der allgemeinen proletarischen Sache, zu einem ‚Rädchen und Schraubchen‘ des einen einheitlichen, grossen sozialdemokratischen Mechanismus werden, der von dem ganzen politisch bewussten Vortrupp der ganzen Arbeiterklasse in Bewegung gesetzt wird»¹⁴, schrieb Lenin 1905, ganz in der mechanistischen Vorstellungswelt der Sozialdemokratie befangen, die Stalin auf die Formel vom Schriftsteller als dem «Ingenieur der menschlichen Seele» bringt.

Zugleich aber heisst es bei seinem Vorgänger, das literarische Schaffen vertrage am allerwenigsten mechanische Gleichmacherei, Nivellierung, Herrschaft der Mehrheit über die Minderheit. Zweifellos sei es «unbedingt notwendig, weiten Spielraum für persönliche und individuelle Neigungen, Spielraum für Gedanken und Phantasie, Form und Inhalt zu sichern».¹⁵ Man könnte von einem solchen Punkt aus gegenläufige Bewegungen in Lenins Denken bis zur späten Bejahung von Gewalt bei gleichzeitiger Forderung nach zivilisierten Umgangsformen und dem Abbau von Verwaltungsposten zugunsten einer Kulturrevolution verfolgen. Das wäre produktiver, als seinen Fall unter Schizophrenie abzuhaken. Offenbar hielt er im politischen Ringen des Vortrupps um die Massen Agitationsliteratur mit operativem Gebrauchswert für erforderlich, während über den Tag hinaus wirkende Kunst der Freiräume bedarf, die ihr die Partei-Maschinerie «sichern» muss. Wohl kaum indem Partei und Staat sich die ihnen genehmen Dichter halten. Lobeshymnen auf seine Person waren ihm zuwider. Sollte eine selbstbewusste, um ihre Grenzen wissende, Diktatur die Kunst vor dem nivellierenden Zugriff der Politik bewahren – um sich nicht selber in der mörderischen Realität zu verlieren, die eigenen Wünsche, Träume, Hoffnungen als lebendige Gegenkräfte aufzuheben? Nicht in einem Ideal, das die Wirklichkeit vergessen macht, mehr in Bildern, die Erinnerungen wachhalten an das ursprünglich Ersehnte, die unsere Sinne schärfen für die Gefahr der Anpassung, des Erstarrens zur Maske eines Stählernen im leeren Kampf um die Macht schlechthin. Wäre dergleichen als politische Ästhetik des «Träumers im Kreml» denkbar, auch wenn er selbst nicht daran dachte?

Seinen eher konservativ biedereren Geschmack jedenfalls hat er nie zum Massstab einer neuen Staatskunst erhoben und zugleich ein Veto gegen die linksradikale Reduktion der aufgebrochenen Vielfalt im «Proletkult» eingelegt. Als im Oktober 1920 der erste Gesamtrussische Kongress der «Organisation Proletarische Kultur»

unter Lunatscharski tagt, entwirft Lenin sofort eine Resolution, wonach «alle Versuche, eine eigene, besondere Kultur auszuklügeln, sich in eigenen, abgesonderten Organisationen abzukapseln», theoretisch falsch und praktisch schädlich seien. Denn der Marxismus habe seine «weltgeschichtliche Bedeutung als Ideologie des revolutionären Proletariats dadurch erlangt, dass er die wertvollsten Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters keineswegs ablehnte, sondern sich umgekehrt alles, was in der mehr als zweitausendjährigen Entwicklung des menschlichen Denkens und der menschlichen Kultur wertvoll war, aneignete und es verarbeitete». Insofern geht es Lenin nicht um Kunst an sich. Als Teil einer Ideologie habe sie vom Geist des Klassenkampfes durchdrungen zu sein, für die Aufhebung der Klassen durch – geistige – Aneignung der ganzen Menschheitskultur zu wirken.¹⁶ Eine Aufgabe, die er in der Woche zuvor auch dem III. Kongress des Kommunistischen Jugendverbandes unterbreitet hatte.

Wobei er unter Ideologie den «richtigen» Ausdruck von Klasseninteressen verstand und nicht, wie Marx, eine verselbständigte Bewusstseinsform. Hier liesse sich das dogmatische Moment im Leninismus finden: in der Einsetzung des Bewusstseins mit dem Sein als dessen «Widerspiegelung». Sosehr Lenin in *Materialismus und Empirio-kritizismus* (1908) auch den abstrakten Charakter des Primats der Materie betont und eine relative Selbständigkeit des Bewusstseins einräumt, so bezeichnend bleibt doch sein Vergleich mit dem Abbild in der Fotografie. Relativität ist noch keine Dialektik und die Kamera ein mechanischer Apparat, der «die» Wirklichkeit naturalistisch festhalten, aber auch als Medium dienen kann, festgefahrene Sichtweisen zu verfremden. Letzteres wäre für Lenin «Subjektivismus». Objektiv betrachtet, gibt sich ihm die soziale Welt als ein Spannungsfeld entgegengesetzter Klasseninteressen zu erkennen, auf dem man lediglich zwischen bürgerlicher oder sozialistischer Ideologie wählen kann. Dass ein solches Welt-Bild sich aber nur für denjenigen herstellt, der eine spezielle theoria, eine vorausgesetzte Anschauung, als Brennglas vor sein Auge schraubt, diese Materialität des Sehens, die kulturelle Vermittlung der eigenen Wahrnehmungsmuster, hat Lenin nie als ein theoretisches Problem begriffen. Eben weil sie ihn als Gegenstand seiner Praxis in Beschlag nahmen. Für Marx war Sozialismus unmittelbar, in seinem täglichen Tun, eine Wissenschaft, eine Kritik der Politischen Ökonomie, der Lehre zur Bereicherung privater Kapitaleigner als ideologischer Verklärung der natürlichen und sozialen

Quellen des Reichtums. Wie die Negation als Position, die Lehre vom Klassenkampf als Ideologie wirkt, hat er wiederum nicht gefragt. Obgleich er doch einmal die fatale Aussicht formuliert hatte, dass eine Theorie zur materiellen Gewalt werde, sobald sie die Massen ergreife. Genau das geschah mit Lenin, der den Marxismus als Anleitung zum Handeln propagierte, um die klassenlose Gesellschaft zu erzwingen. Wenn er dennoch für kulturelle Offenheit, Toleranz und Umsicht eintrat, so war dies weniger einem proletarischen Klassenstandpunkt zu verdanken als vielmehr seiner bürgerlichen Erziehung.

Insofern waren der Proletkult und die «Wachsamkeitsbewegung» der Gruppe «Oktober» in ihrem Hegemoniestreben gegen eine Vielfalt konkurrierender Künstlergruppen, vor allem aber gegenüber den «Mitläufern», nicht nur die radikaleren, sondern auch die ehrlicheren Vertreter ihrer Klasse. Mitläufer hatte Trotzki die nicht-kommunistischen Schriftsteller genannt, die in der Zeitschrift *Krasnaja Now* von Alexander Woronski veröffentlichten. In *Literatur und Revolution* entwickelte er 1923 die These, dass die Schaffung einer eigenständigen Kultur des Proletariats erst mit seinem endgültigen Sieg, das heisst eben in der klassen/osew Gesellschaft möglich wäre, in der es sich selbst aufhebt. Daher müsse man kritische Autoren aus dem bürgerlichen Lager unterstützen, wie es das ZK auch bis 1925 unter seinem Einfluss tat. Bis Bucharin, der Fürsprecher der «Oktober»-Gruppe, die Oberhand gewann. Im Januar formiert sich die Russische Assoziation Proletarischer Schriftsteller (RAPP) als führende Abteilung einer Allunionsassoziation (VAPP). Ein im Juni gefasster ZK-Beschluss *Über die Politik der Partei auf dem Gebiet der schöngestigten Literatur* versichert salomonisch, dass die Eroberung der führenden Positionen auch auf diesem Gebiet früher oder später eine Tatsache werden müsse, um sich dann jedoch eindeutig für den «freien Wettbewerb der verschiedenen Gruppen und Strömungen» auszusprechen.¹⁷

Bereits im Jahr zuvor hatte der V. Komintern-Kongress die Gründung einer Art Literatur-Internationale angeregt. Das 1920 schon einmal gebildete provisorische Internationale Büro für Proletkult war versandet. Ein Internationales Verbindungsbüro für proletarische Literatur (IBPL) sollte jetzt die Bildung nationaler Verbände nach dem Vorbild der VAPP koordinieren: «Absolute Freiheit des schöpferischen Suchens, unbedingte Beteiligung mit dem eigenen Schaffen am Befreiungskampf des Proletariats sind die grundlegenden Losungen dieser Vereinigung.»¹⁸ Der Appell mag die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft kommunistischer Schriftsteller im SDS unter Becher

veranlasst haben. Im August 1925 protestiert das IBPL in der *Prawda* gegen die Verhaftung des Dichters, der sich in einer Antwort zur «grossen Aufgabe» bekennt, «unser kämpferisches Lied als Banner dem Proletariat voranzutragen und mit Geduld, grosser Geduld die schwankende, wankelmütige Schicht der Intelligenz aufzuklären und für die Reihen unserer roten internationalen Front zu werben».¹⁹ Zur gleichen Zeit kündigt das Büro die Einberufung eines 1. Internationalen Kongresses proletarisch revolutionärer Schriftsteller für das kommende Jahr an. Im Februar 1926 erwählt es Hermann Duncker, den Mitbegründer der Marxistischen Arbeiterschule und damaligen Leiter der Bildungsabteilung im ZK der KPD, sowie Becher zu seinen korrespondierenden Mitgliedern. Die Spaltung der RAPP, die Anhänger der Opposition unter Sinowjew und Kamenew ausschliesst, sowie mangelnde Resonanz ausserhalb der Sowjetunion führen zur Verschiebung des Treffens und zur Umbenennung in ein Internationales Büro für *revolutionäre Kunst* (IBRL), um die Beschränktheit eines rein «proletarischen» Kurses zu überwinden.²⁰

Am 15./16. November 1927 tagt der Kongress in Moskau mit 30 Teilnehmern aus 11 Ländern. Bernhard Reich erinnert sich, bescheidener, an eine Besprechung, zu der Lunatscharki, der Volkskommissar für Aufklärung, ausländische Schriftsteller am Rande der Revolutionsfeiern eingeladen habe. Als Einzelgänger hätten sie vor allem den Mangel an Kontakten und Informationen über die Arbeit der anderen beklagt. Frei sprechend, ohne Manuskript. Becher habe von der Verfolgung revolutionärer Literatur in Deutschland berichtet und die Notwendigkeit ideologischer Klärung betont, «insbesondere den trotzkistischen Umtrieben in der Literaturtheorie entgegenzutreten». Womit er indirekt mit Barbusse polemisierte, der in seiner Zeitschrift *Monde* noch immer den tags zuvor aus der Partei ausgeschlossenen Trotzki zu Wort kommen liess.²¹ In dem Aufsatz jedoch, der als Bechers Referat in dessen Gesammelte Werke eingegangen ist, findet sich nichts dergleichen: Nach dem Abflauen der Revolutionswelle von 1918 gäbe es keine neue Generation, liessen Sensationsfilme und Sportnachrichten in bürgerlichen Blättern kaum mehr Platz für ernst zu nehmende Literaturkritik. Aber auch in der kommunistischen Arbeitsgemeinschaft sei eine Behandlung literarischer Fragen aus mangelndem Interesse der politischen Redakteure nicht möglich. Dem Versuch einer Gruppenbildung mit den Sympathisierenden Döblin, Brecht und Frank fehle es an eigenen Methoden. Als proletarisch-re-

volutionäre Schriftsteller werden lediglich Kisch, Lask, Becher, Kläber sowie Lorbeer und Ginkel, zwei Arbeitertalente, genannt. Die Partei sehe weder ein, dass man jungen Kräften die Möglichkeit geben müsse, sich zu entwickeln, noch nutze sie ihre Presse, um die «wahre Stimmung der Massen» mittels Literatur zu erkunden. Dem wirke zwar die von Becher und Kläber gegründete Proletarische Feuilleton-Korrespondenz (PFK) entgegen, indem sie die Provinzpresse mit kulturpolitischem Material versorge, doch hoffe man nun auf eine bessere Entwicklung durch bessere Verbindung zu den Schriftstellern der Sowjetunion.²²

Was auch immer Becher tatsächlich gesagt haben mag, es ist ein einziges Debakel, das den Ausfall gegen die «trozkistischen Umtriebe» erklärt: Trotzki hatte recht. Die proletarisch-revolutionäre Literatur ist eine Missgeburt, ein Zwerg, der aus seinen Kinderschuhen nicht herauswachsen kann, ein Bastard, aus der Orientierungssuche desertierter Bürger und den Schreibversuchen politisch Entmündigter gezeugt, ein Zwitterwesen, das niemand haben will. «Wir wären glücklich», schrieb Becher nur wenige Wochen zuvor, wenn man die nach Osten ausgestreckten Hände «freundschaftlicher und freundlicher als bisher» ergreifen würde, denn für die Sowjetunion gingen die schreibenden Genossen durchs Feuer.²³ Doch die Komintern ist im Westen nur an grossen Namen interessiert, um die sich Münzenbergs Medien-Konzern bemüht. Ob da ein paar idealisch gesinnte Schreiber für sie durchs Feuer gehen oder nicht, berührt die Heimat aller Werktätigen in der Masse, wie ihr Autodafé die Massen zu beeinflussen verspricht. Und dass die schweigen, dass es «auch bei uns eine Kluft zwischen Kunst und Leben gibt», hatte Becher im März 1927 in einer ukrainischen Zeitschrift eingestanden. Selbst Otto Müller-Glösas Versuch, durch Anpassung an Kleinbürgerklischees mit dem Roman *Das Arbeitermädchel* ein Massenpublikum anzusprechen, sei gescheitert. «Für den Arbeiter», folgert der Bürgersohn, «ist das Beste gerade gut genug.»²⁴

In der fehlenden Verbindung zu den Massen sah er kurz vor seiner Fahrt nach Moskau auch den Grund für die Niederlage des Expressionismus als der letzten bedeutenden Literaturbewegung.²⁵ Die proletarisch-revolutionäre soll leisten, was der gescheiterte Aufbruch Einzelner nicht einzulösen vermochte: eine Wiedergeburt der Dichtung im Aufheben des Gegensatzes von Kunst und Leben, im Hineingehen des Dichters in die Masse, die ihm als «Dickicht der Arbeiterschaft»²⁶ fremder denn je erscheint. Und doch macht seine Aussichtslosigkeit

das Unternehmen interessant, im Grunde viel spannender als die Agitationsmaschinerie Münzenbergs, der das Ganze einfach lächerlich fand.²⁷ Wenn es gelingen würde, mit einer Literatur von unten in das Dickicht einzudringen, die wirkliche Massenstimmung zu erkunden, denen zur eigenen Sprache zu verhelfen, in deren Namen hoch oben die Revolution verkündet und verwaltet wird – wäre das nicht in der Tat etwas Neues?

Der Kongress wählt neben Lunatscharski, Barbusse und Vaillant-Couturier auch Becher ins Präsidium des IBRL und beschliesst die Herausgabe einer Zeitschrift, des *Boten der ausländischen Literatur*, sowie erneut die Gründung nationaler Sektionen. Dies scheint nun auch in Deutschland möglich zu sein, dank der politischenjustiz gegen linke Autoren, die Becher erst über einen engen Kreis literarisch Interessierter hinaus zum Begriff werden lässt. Am 10. März 1928 erklärt der des Hochverrats Beschuldigte in der *Roten Fahne*, es sei ein erfreuliches Zeichen, dass sich aus Anlass seines Prozesses Dichter und Denker aus den verschiedensten Lagern zu einer gemeinsamen Abwehrfront zusammengeschlossen hätten. «Wie wäre es, denke ich mir oft, wenn wir diese Front beibehalten würden, sie vertiefen, sie verbreitern würden?» Er habe nicht die Illusion, die schweren Fehler, die sie allesamt gemacht hätten, würden sich aufheben, doch gehörten viele zusammen, die aus persönlichen Eigenarten wider einander strebten: «Die Einheitsfront aller geistig Schaffenden mit den Menschen, die mit ihrer Hände Arbeit den Kampf ums Brot führen, diese Einheitsfront als ein erster Schritt zur Aufhebung der unheilvollen Trennung zwischen Produzenten und Konsumenten, muss verwirklicht werden.»²⁸

Drei Tage darauf erscheint am gleichen Ort der *Kampfruf* des BPRS von 51 Unterzeichnern, darunter Hanns Eisler, die Brüder Herzfelde, Kisch und Wittfogel. Am 1. April lesen im Namen des gleichen Bundes sechs Autoren «proletarisch-revolutionäre Dichtungen» auf der Piscator-Bühne. Doch erst Anfang Oktober findet sich in der PFK und den ihr verbundenen Zeitungen ein Aufruf zu seiner Gründung, worauf 200 Anmeldungen eintreffen sowie Vorschläge für eine provisorische Leitung, die zwei Wochen später die Versammlung in den Sophiensälen einberuft. Warum diese Verzögerung?²⁹ Immerhin waren im März und April bereits eine Assoziation revolutionärer bildender Künstler (ARBKD) sowie der Arbeiter-Theater-Bund Deutschlands (ATBD) gegründet worden. Sie alle verstanden sich als Teil einer «roten Kulturkampffront», deren Bildung der 11. Parteitag

der KPD ein Jahr zuvor beschlossen hatte. Becher war als Reichstagskandidat für die Wahlen Ende Mai 1928 aufgestellt worden, das wird ihn Zeit gekostet haben, auch wenn Zeugnisse von Wählerversammlungen nicht überliefert sind.³⁰ Kann es sein, dass er noch auf eine breitere, eine Einheitsfront unter Einschluss linksbürgerlicher Literaten hoffte? Freilich hätte er sie dann nicht (nur) in der *Roten Fahne* ansprechen, hätte er vor allem die eigenen Fehler aussprechen müssen, um selbst eine Verständigung zu ermöglichen. Allein die andere Seite gab sich nicht beweglicher: Becher wird kaum erfahren haben, wie Döblin, Däubler und sein alter Freund Frank ihn artig lobten und zugleich eine entschiedene Solidarisierung in der Dichter-Akademie aus Angst vor politischen Konsequenzen wieder und wieder verschoben, doch sah er das Resultat. An dem gleichen beiderseitigen Unvermögen war die «Gruppe 1925» im Vorjahr zerfallen. Die Geistes-Revolutionäre hatten andere Partner gefunden.

So blieb nur ein Bündnis von wenigen Berufsautoren mit einer Mehrheit von Arbeiterkorrespondenten, die für Tages-, Betriebsoder Zellen-Zeitungen in ihren Wohngebieten schrieben. Ein Drittel der Anwesenden trat noch auf der Gründungsversammlung in den Bund, dessen Mitgliederzahl sich von 300 Ende Oktober nur langsam auf 350 im folgenden Jahr erhöht und erst 1931/32, mit einer Verdoppelung der Ortsgruppen, sprunghaft um 200 anwächst. Er wird nie zu einer Massenorganisation, obgleich der Bund nach 1930 auf «Massenkritik-Abenden» auch Leser einzuschliessen versucht, um die Trennung von Produzenten und Konsumenten in der Literatur aufzuheben. Die Erweiterung auf 26 Ortsgruppen mag Möglichkeiten andeuten, die der Nationalsozialismus jäh vernichtet. Der explosionsartige Anstieg der Betriebs- und Erwerbslosen-Zeitungen von 160 im Jahr 1929 auf 3'000 bis 1931³¹ weist jedoch ebenso auf Potenzen, die der Polarisierungsprozess in der Krise hervortreibt, wie er zugleich die Schwäche des Bundes anzeigt. Dessen Zeitschrift, das schmale, nur 30-40 Seiten umfassende Heft *Die Linkskurve*, muss ihr Erscheinen Ende 1932 aus Mangel an Geld, an (zahlenden) Lesern einstellen. 1929 hatte man die erste Nummer in stolzen 17'000 Exemplaren verlegt, von denen ein Drittel sich *nicht* absetzen liess. Dasselbe geschah bei den folgenden zwei Heften, trotz Verringerung ihrer Auflage um zwei- und noch einmal dreitausend. Fortan erschien das Blatt in maximal 5'000 und 1932 nur noch 3'500 Stück. Obwohl sein Preis 30 Pfennig betrug. Doch ein Fünftel der Bundes-Mitglieder war erwerbs-

los, ein Drittel konnte 1930 seine Mitgliedsbeiträge von 75 Pfennig nicht bezahlen. Da lag, im Notfall, dem Arbeiterleser und -korrespondenten sein regionales Organ näher als das fern, in Berlin redigierte, unter der Redaktion von Ludwig Renn, einem Intellektuellen adliger Abstammung. Und die Not wurde permanent; nur wer über Geld verfügte, konnte Zeitungen kostenlos oder zum halben Preis liefern, wie die SPD im Ruhrgebiet.³²

Pure Geldnot war es auch, die den immer wieder angekündigten Bundestag, der laut Statut möglichst alljährlich einmal stattfinden sollte, bis zuletzt nie zustande kommen liess. Es fehlte schlicht an Mitteln, die Anreise der Delegierten von der Ruhr, aus Hamburg, Oberschlesien und Sachsen zu finanzieren, den Zentren der Arbeiterbewegung, in denen sich die ersten Ortsgruppen ausserhalb Berlins gebildet hatten. Damit trat der Vorstand, der ursprünglich nur die Arbeit zwischen den Bundestagen leiten sollte, an die Stelle der höchsten Instanz. Da er, gleichfalls aus praktisch-finanziellen Erwägungen, auf die Hauptstadt beschränkt blieb, war die Provinz de facto entmündigt. Nur dort aber hätte man die Stimmung der Massen erkunden, eine landesweite Einheitsfront von unten entwickeln können. Nahezu 60 Prozent aller Mitglieder des Bundes waren 1930 parteilos, und nur 40 Prozent gehörten der KPD an sowie 1,5 der SPD, USPD oder Anarchisten. In Berlin aber herrschte ein umgekehrtes Verhältnis. Auch die soziale Zusammensetzung war verschieden: Eine Statistik von 1929 stellt je 42 Prozent Arbeiter/Angestellten und Berufsschriftstellern/Redakteuren 16 Prozent Künstler, Studenten, Lehrer und Theatermacher gegenüber. Für 1930 sind je ein Drittel Arbeiter/Angestellte und «Mehrberufler», ein Viertel Berufsschriftsteller/Redakteure sowie fünf Prozent Schauspieler/Regisseure, vier Prozent «Künstler», drei Prozent Studenten, Lehrer, Ärzte und nur ein Prozent freie Autoren ermittelt.³³ Dieses eine Prozent dominiert die Arbeit des Bundes: Renn und Weinert als verantwortliche Redakteure der *Linkskurve* und Becher als Vorsitzender, der zugleich die Fraktion der KPD im SDS und BPRS leitet. Wenn letzterer dann 1932 über den unhaltbaren Zustand klagt, dass in Berlin nur 50 und in Frankfurt gar 20 Prozent der Bundesmitglieder Arbeiterschriftsteller seien, so ist er schon ein Gefangener der eigenen Organisationsstruktur, gebunden an eine Praxis, in der die Not zur Tugend pervertiert: wo wieder nur ein paar Obere im Namen der Unteren sprechen.

Dies hatten Aussenstehende von Anbeginn kommen sehn. Am 26.

Oktober 1928 brachte Willy Haas in seiner *Literarischen Welt* einen «grundsätzlichen» Artikel: Streng sei zu unterscheiden zwischen dem Proletariat, das für sich selbst um Gerechtigkeit kämpfe, und den Radikalen, die in der Tradition von Literaturnobs das Zeitgemässe an sich für eine intellektuelle Leistung hielten. Impotente Schriftsteller bräuchten bloss zum Kommunismus überzulaufen, um sich als Feuilletonschmierer für gewichtiger zu dünken als die gesamte Moderne, wie der gewiss begabte Becher seine Gedichte für wertvoller halte als die schönsten von Goethe. Da aber noch in jeder Revolution die Konservativen besser geschrieben hätten, bekenne man sich lieber zum Glauben an eine objektive literarische Qualität.³⁴

Die gleiche Sichtweise machte drei Jahre zuvor bereits Hans Brandenburg gegen Becher geltend: Der «Inselprolet und seine Genossen» seien schlimmste Bourgeois, da sie keinen Tag an den Maschinen gestanden, sondern nur im Kaffeehaus gesessen und ihre väterlichen Monatswechsel verzehrt hätten. Die Parteidoktrin dieser konjunkturbeflissenen Überläufer werde von keinem gescheiten Arbeiter mehr geglaubt, der sich nach nichts so sehr sehne wie nach bürgerlicher Kultur. Die Vorstellung, Dichtung müsse sich als Teil eines Überbaus dem Kampf an der Basis unterordnen, um danach erst, in der klassenlosen Gesellschaft, zur Blüte zu gelangen, entstamme einem vorgestrigen Materialismus, dem Kunst zum Rülpsen des gefüllten Magens verkomme. Wahre Kunst habe es immer gegeben, während aller Kämpfe, «nicht als deren Schlachtruf, sondern als der Lerchengesang, der im Getümmel desto lauter tönt».³⁵ Das war der erste Streit um Becher, der von April bis November 1925 in der Zeitschrift *Die schöne Literatur* ausgetragen wurde, nachdem Hans Reiser seine *Hymnen* verzweifelte Schreie eines «Verwundeten unserer Zeit» genannt hatte.³⁶ Becher selbst schrieb zuletzt an Brandenburg, den er vom Bonsels-Kreis her kannte, einen privaten, nicht vermarkteten Brief: «im Interesse einer künftigen sachlicheren Kampfmethod, an der uns doch sicher beiden gleichviel gelegen ist», verweist er nüchtern auf seinen Bruch mit dem Insel-Verlag. Der Vorwurf, nur in Versen Klassenkampf zu mimen, sei eine billige Irreführung, und das Wort von den Überläufern in demselben Sinne treffend, wie auch die Vorkämpfer der bürgerlichen Revolution, die Enzyklopädisten, zu einem Grossteil dem Adel entstammten. Da es sich letztlich um einen Streit von Weltanschauungen handle, der «für die Menschheit noch eine schwere und tragische Angelegenheit» sein werde, wäre es zu wünschen, dass sich ihr Kampf freihalte von allen persönlichen

Verunglimpfungen. Weder Lenin noch Trotzki oder Radek habe man mit dem Gerede von Caféhausliteraten tot gemacht, verblieb Becher «in ehrlicher Gegnerschaft».³⁷

Im selben Gestus antwortet er nun Haas, alles Persönliche sei bei weltanschaulichen Debatten rücksichtslos zu liquidieren. «Denn für alle Teile produktiver halte ich: saubere Abgrenzungen ohne Diffamierungsversuche, kein ‚Snob‘ hin und her, keine falschen Unterstellungen, nicht dem anderen in den Mund spucken, was er nie in seinem Leben zu behaupten gewagt hätte ... Trennen wir uns, grenzen wir ab, das ist die einzige Möglichkeit, um vielleicht einmal zusammenzukommen.» Souverän stellt Becher dem radikalen Verriss das gelassene Selbstbewusstsein derer entgegen, die nicht verleugnen, dass ihnen bislang nur Anfänge gelingen, «Sondierungen, Tastversuche – und hie und da einmal ein ‚Hauch vom anderen Ufer‘», wie es im Aktionsprogramm des Bundes nachzulesen sei. So fiel die lautstark angeklagte Ignoranz mit einem leisen Wink auf den Kläger zurück, der nicht bemerkt hatte, wie seine Verhöhnung der die Bürger verhöhnenden Mode-Kommunisten in einen modisch gewordenen Antikommunismus abglitt.³⁸

Künstlerische Qualität bestehe in der Synthese, einer möglichst restlosen Durchdringung von Form und Inhalt,³⁹ pariert Becher den Vorwurf der Auflösung objektiver Werturteile. Die allzu glatte Formel verrät eine konzeptionelle Schwäche. Allein sein Herausforderer verschanzt sich selbst hinter der Autorität eines Goethe, ohne eigene Kriterien aufzudecken. Wie zuvor auch Brandenburg, trotz scharfer Kritik an der Selbstvergewaltigung von Kunst zur Waffe, nur das fragwürdige Bild vom Lerchengesang im Schlachtgetümmel beschwor, einer reinen Schönheit jenseits des hässlichen Lebens. Beide Seiten verharren in einer unproduktiven Entgegensetzung: im Festhalten am politischen Engagement der Aufklärung die eine und in der Weigerung, Kunst in eine «soziologische Funktion» aufzulösen, die andere. Beide nehmen nur einen Moment des Menschen wahr: hier die zeitlich bestimmte Prägung in einer sozialen Struktur des Mit- und Gegeneinanders, dort ein ewiges Wesen als Geschöpf «Gottes» oder der Natur. Und sie fragen nicht nach der kulturellen Einheit beider Ebenen, der sie doch angehören. Die Abgrenzung aber, die Becher vorschlägt, könnte auf eben diese Frage hinführen, wenn sie einander tatsächlich in wechselseitiger Anerkennung ihrer Eigenart näherkämen.

Neun Tage nach Bechers Entgegnung erscheint in der *Roten Fahne*

sein Grundsatzartikel *Partei und Intellektuelle*: «Der Intellektuelle, der zum Proletariat kommt, muss den grössten Teil dessen, was er seiner bürgerlichen Abstammung verdankt, verbrennen, bevor er in Reih und Glied mit der proletarischen Kampfarmee mitmarschieren kann.» Untergehen müsse die heilige Persönlichkeit, alles Übersteigerte, die geistreiche Verantwortungslosigkeit. Nur wer in den kleinsten Alltagsfragen mitgehe, werde unmerklich und dauernd umgeformt. Wer jedoch den «Lebensgrund: die Massen» verlasse, trete unbewusst aus der Partei. Jeder, der längere Zeit keine Parteiarbeit geleistet habe, könne es an sich selbst beobachten, wie man zu rutschen anfangen, sich abseits, vereinsamt vorkomme, wie das bürgerliche Panorama sich immer grossartiger und lockender aufbauen, «das Leben, das kapitalistische Leben» siegen, Partei, Revolution, Arbeiterschaft nur noch ironisiert würden, und: «Ein Sprung – man ist ‚drüben‘.» Wer zur Partei komme, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, den Führer zu spielen, dem werde sie nichts bieten. Nein, dürfe sie nichts bieten: «Hände weg von der Partei, ihr Geschäftemacher und Karrieristen!» Mit ihrem Dreck mögen sie andere belästigen: «Wie schnell wurden sie aus Gegnern der Partei zu erbitterten, verstockten Feinden der Arbeiterschaft! Lasst laufen, was läufig ist! Unsere Sache, die beste Sache der Welt, ist stark genug, hat genügend Anziehungskraft, dass sich über kurz oder lang auch die besten und lebendigsten Kräfte uns zuwenden.»⁴⁰

Das war gegen Wilhelm Herzog gerichtet, den Herausgeber der Zeitschrift *Das Forum*, und ist zugleich eine zweite Antwort auf Haas: Dessen Vorwurf des Snobismus wird gegen unsichere Kandidaten in den eigenen Reihen gewendet, um Ab- und Ausgrenzungen moralisierend zu begründen. An Stelle souveräner Argumentation bricht sich ein Wüten gegen «individualistisches Dreck» Bahn, das seine Energie aus der Einfühlung in den Intellektuellen bezieht, den sein Unterbewusstsein ins lockende Leben verführt, ins «kapitalistische», wie er nachträgt. Wieder wird eine Angst vor Innerem greifbar, wie sie den Wanderer in *Quo vadis ... ?* befiel. Die Abwehr einer Dekadenz, die Becher am schärfsten im Klavierspieler Antonio zeichnet, einer Figur seiner 1925 veröffentlichten Erzählung *Der Bankier reitet über das Schlachtfeld*.

Am Ende einer Schiffsreise, die in der Nacht zuvor mit einem makabren Maskenfest, der grotesken Simulierung des eigenen Untergangs, ausgedungen war, nähern sich der italienische Musiker und ein Bankier aus Amerika einander in gegenseitiger Bewunderung. Auf die Frage des um seine Söhne besorgten Milliardärs nach den

Idealen der Jugend in den Kämpfen der Zeit antwortet der Künstler: «Dem Ungewöhnlichen, Abenteuerlichen, Tollkühnen, all dem, das wie ein Kreisel balancierend über eine messerscharf geschliffene Kante dahinschwebt, dem gilt unsere Liebe ... Wir, die wir in Wahrheit nicht mehr lieben können, wir lieben die Liebe. Wir, die wir in Wahrheit uns nicht mehr sehnen können, wir empfinden eine heisse Sehnsucht nach der Sehnsucht ... Wir lieben nicht mehr mit dem Herzen, wir sehnen nicht mehr aus einem Herzensgrund heraus: wir lieben, wir sind sehnsüchtig mit den Nerven ... Wir sind Nervenbündel, längst stumpfgekitzelte Nervenbündel, hoch hinein in den Weltenraum wie eine Antenne gespannt: wir vibrieren, phosphoreszieren ... Nicht mehr ... Wir senden keine Funken, wir strahlen keine Wärme mehr aus ... Der Lebensquell ist versiegt...

Wir sind unglaublich feist, geistig feist, meine ich, ausgehöhlt vor unstillbarem Heiss hunger und sattgefressen zugleich. Wir werfen uns über die Welt gierig wie über einen Leichenhügel her, wir beschlafen Leichen, treiben Leichenschändung, und selbst unfähig zum Leiden, sind wir geniale Leidenspenden ganzer Völkerrassen, die durch uns zum Leiden gezwungen sind. Wir sind gefräßige Kulturmaden, wir sind die wollüstigsten, raffiniertesten Geniesser, die je ein Zeitalter hervorgebracht hat. [...] Wir geniessen unseren Tod!» Nur dürfe es keiner wagen, das verträumte Aufjauchzen über die eigene Verwesung zu stören: «Denn grausam sind wir, erbarmungslos, das Gehirn voll von Ränken und unberechenbaren Gedanken, geschmeidig und unerbittlich zugleich, und noch sind wir stark, stark genug! [...] Farbenräusche, Klangräusche ... auch der Sinnenrausch, der Bluttausch ist für uns geistige Menschen ein geistiger Rausch. [...] Ich berausche mich am Rausch. Aber dieser Rausch, Mr. Branting, hat eine Voraussetzung: Ihre, ja Ihre Nüchternheit. Hören Sie: Ich bin nur Ihre andere Seite, Mister!»

Und weiter: «Nach der politischen Seite hin betrachtet, entspricht der Faschismus noch am ehesten unserer Weltkonzeption. Wir können der Menschheit zwar keinen neuen Welt-Entwurf vorlegen, aber wir werden mit spitzem Hammerschlag noch einen neuen Zug ins Weltgesicht einmeisseln; eine grausame Linie, Schattenkurven unters Auge, eine masslose Bitterkeit.» Wissend, dass dies ganze «Draufgängertum, unser brutaler Mut Lebensfeigheit und eine tiefe Welt-Angst zur Wurzel» habe. Noch schüttelten sie unter konvulsivischen Zuckungen die letzten Früchte aus sich heraus: «eisig glühende, gespenstische, exzentrisch verformte Gewächse. Dann ist uns der Herbst

gekommen, traum- und rauschlos ist er, dieser Welten-Herbst, von einer Kälte, Morschheit und Einsamkeit ohnegleichen, dass man sich schier selbst verbrennen möchte. Wird dann noch einmal wie dürres Blättergeraschel diese Welt aufflammen zu einem Scheiterhaufen, darauf man sich zur grossen Ruhe betten kann!?» Nach unten, auf die Heizer weisend: «aus ihnen heraus destilliert sich auf einem langen, qualvollen Umweg mein Traumreich ... Und wenn Stahl, Kohle, Erdöl einst aufstehen wider mich ...!?» Dann berausche er sich an dem Gedanken, sie eigenhändig mitzuwürgen. Gott aber, die Unsterblichkeit der Seele – «bleiben wenigstens wir ehrlich voreinander. Wir beide wissen mehr, als wir für unbedingt geboten halten, dass es ausgesprochen wird ...»⁴¹

Der Bankier fährt, einem Rat des Musikers folgend, weiter zu den Stätten des Weltkrieges, die eine «Schlachtfelder-Verwertungsgesellschaft m.b.H.» als Wallfahrtsort für Touristen naturgetreu, mit kunstvoll gefertigten Attrappen halbverweste Leichen erhält. Wie Napoleon wird er von den Mitreisenden bewundert, traumversunken auf einem Hügel in der ausgebrannten Landschaft stehend, eine Erscheinung, die sich im hellen Licht behauptet gegen den Glauben der Bauern ringsum an einen nachts über die Felderwandernden Christus, von dem der Reiseführer berichtet, er werde am «Grossen Tag» die Gläubiger unter der Erde anführen, um die Schuld der Wucherer, Schieber und Ausbeuter des Volkes mit blutiger Rache auszugleichen.

Das war, von seiner Anlage her, ein starker Text, auch wenn der politische Lehrwert sich allzu schwach in den Vordergrund drängt. Den Hauptfiguren fehlt die dekadente Raffinesse, von der sie formelhaft sprechen. Ihr Gegenpol erscheint ebenso eindeutig typisiert in der Gestalt eines bettelnden Krüppels, eines einstigen Soldaten, den der Führer von seinem Schlachtfeld vertreibt. Von aussen glotzt er ins Lichtparadies, ins Schlaraffenland eines prachtvollen Hotelsaals, wo die Reisenden mit Jazz ihr Siegesdiner feiern – während Emil, «das Frontschwein», zu den «Kindlein in der Grube» spricht und, verhaftet dem Ruf des Erdrachens, dem Schrei nach Rache, irrsinnig wird. Hier hätte die Erzählung enden können, vielleicht noch mit dem anschließenden Feuerwerk, in dessen Glanz die Herrschaften davonfahren, durch ein Spalier toter Augen hindurch, gespenstisch aufblitzend im Irrlicht der sprühenden Funken. Doch statt die entworfene Landschaft in sich zu verdichten, überlastet Becher sie mit zwei angehängten «Träumen»: Der Bankier sieht sich in der Nacht von einer Dichter-

schar umgeben, die ihn als Vertreter eines neuen Renaissance-Menschentums in den Himmel hebt, bis er im Aufstand der von ihm Erniedrigten wieder jäh auf die Erde herabstürzt. Zugleich erscheint dem Bauern Jacques ein graues Männchen, das auf einem unbeschreibbaren Tier über ein feurig glühendes Schlachtfeld geritten sei und wie der Bankdirektor ausgesehen habe, der unweit des Dorfes eine Sommervilla bewohnt. Marie, sein Weib, bringt den «Besessenen» zum Priester, der ihm ungewürzte Speisen verordnet, weil der Traum auf falscher Ernährung und ungenügender Blutzirkulation beruhen müsse. An der Stelle unterbricht der Erzähler sich selbst mit der Versicherung, jeder klassenbewusste Prolet hätte ihn, aus «Einsicht in den Mechanismus der Geschichte» heraus, deuten können: Jacques solle nur den Schlaf aus seinen Augen reiben, den Priester zum Teufel jagen und an den Sieg des Proletariats glauben. Sein Gott sei tot, die Glocken aber läuteten Sturm. Worauf der zum Klassenbewusstsein erweckte Kleinbauer einem so Sprechenden die Hand gereicht hätte. Nach einem Jahrzehnt möge dann der Bankier noch immer reiten, doch die Völker würden ihre Köpfe heben.⁴²

Die aufdringlich behelende Traumdeutung und die Gestalt des Bauern selbst, der Züge von Diderots Fatalisten Jacques mit Büchners Woyzeck vereint, zerstören die Ästhetik des Textes. Die Ambivalenz der bildhaften Vorgänge wird durch – nachträglich – rationale Erklärung eindeutig gemacht. Das bei aller typologischen Überhöhung doch organisch gefundene Bildmaterial – vom Maskenfest des eigenen Untergangs bis zur Feier eines «neuen» Lebens im Museum des Todes – verkehrt sich in ein artifiziell gesuchtes. Entgegen der «realistischen» Schlusswendung, die den kommenden Sieg einer Einheitsfront von Proleten und Kleinbauern über den kriegslüsternden Bankier verheißt, verlangt die Bildlogik des Textes nach einer surrealen Verdichtung, die das Zombiehafte, das Künstliche der Schein-Herrschaft dieser Überlebenden spüren lässt, den Totentanz der Moderne auf dem Schlachtfeld der europäischen Kultur.

Andererseits entlarvt sich die politische Tendenz selbst durch den Bruch im Erzählen, durch die quasi-religiöse Erweckungsmission eines proletarischen Deus ex machina, als ein (dieser) Welt fremder Zusatz. Den Scheinfrieden durch offenen Krieg zu beenden, um wieder Raum für neues Leben zu schaffen, dem entspricht das heimliche Begehren des Gewaltästheten Antonio, der nichts sehnlicher wünscht, als sich selbst zu verbrennen, im kalten Herbst seiner tödlichen Ein-

samkeit noch einmal zu letzter Grösse zu entflammen. Zwar sieht er im Faschismus die politische Erfüllung seines Willens, noch einen Zug ins Weltgesicht einzumeisseln – doch war diese Ästhetisierung der Politik nicht auch Becher zu eigen? Dieser kühne Künstler, der um seine Lebensfeigkeit weiss, klingt nicht nur wie eine Sammlung von Nietzsche-Zitaten, sondern enthält das redlichste Selbstbild, das der Lyriker je von sich gezeichnet hat.

Die «totalitäre» Wurzel von Faschismus und Kommunismus dürfte eher in diesem Modus ästhetischen Erlebens zu finden sein, denn im Vergleich äusserer Attribute: im Gefühl der inneren Leere, die Spiegel einer entleerten, entgötterten Welt ist, Ausdruck des Zerfalls einer traditionell geheiligten Gemeinschaft in zweckrationale Beziehungen einzelner Einzelner, die ihre Individualität einer Masse gegenüber zu behaupten suchen und zugleich auf Erlösung von der Zerrissenheit hoffen in letzter Gesamtschau des Lebens, bevor es unter dieser äussersten Vergewaltigung durch unsere innersten Sehnsüchte endgültig diffundiert und der Gott Mensch in seiner Schöpfung untergeht. Vordergründig liessen sich demnach Kommunismus und Faschismus als zwei Formen der gleichen Ersatzreligion beschreiben, als Verführung atomisierter Massen durch die Artistik paranoider Gestalten, deren Lebensangst, deren seelisches Vakuum nach Allmacht verlangt. Dahinter aber wäre mit Nietzsche eine Verwirklichung des Christentums im Augenblick seiner nihilistischen Selbstauflösung zu begreifen: der Schaffung totaler Einheitsformen, die den Anspruch auf monotheistische Erklärung der Welt in ihrer Unterwerfung unter einen allerzeugenden «Geist» einlöst, indem sie sich der Technik als Mittel zur absoluten Herrschaft bedient.

Dieser zweite Aspekt fehlt im *Bankier*, wo im Zeichen eines Bauern-Christus nur die Vision des «Jüngsten Gerichts», einer rächenden Auferstehung der Geschändeten beschworen wird. Auch in der Einleitung zu *Levisite* ist vom Dulderleib des Volkes die Rede, das sich vom Kreuzstamm losreise. Sich aufrichten, demonstriert der Roman, meint aber vor allem, die Technik zu erobern, um sie wider die Herrschenden zu kehren. Damit verkehrt sich allerdings auch die eigentliche Botschaft Christi in ihr Gegenteil: Das Vermögen des gottgeborenen Menschen, am eigenen | Leib erfahrenes Leid und Unrecht auszuhalten, ohne sich selbst zum Richter über andere aufzuwerfen, der Versuchung zur Gegengewalt, dem Verlangen nach Macht als Rache zu widerstehen, um

desto machtvoller von der Freiheit einer Liebe, einer Hingabe an alles Lebendige zu zeugen, die den Tod in sich überwinden und noch ihren Feinden vergeben kann. Doch welche Kirche, welche sich christlich nennende Politik hat, solange sie geschichtsbildend wirken wollte, jemals so tapfer gehandelt? Von den Kreuzzügen über die Kolonialisierung Afrikas, Amerikas und Asiens im Zeichen des einzig wahren Glaubens bis zur Säuberung des Ostens von den Roten war das siegreiche Christentum immer nur Maske für Eroberungslust, Machtgier und Bekehrungseifer. Dass Becher den Widerstand gegen die religiös verbrämte Herrschaft in der gleichen Praxis verortet, verweist auf sein Verhaftetsein in eben jener Tradition, die er zu überwinden meint. Mehr noch: die Parteinahme für die Entmündigten ermöglicht ihm eine Neubegründung des alten Machtwillens in jenem Augenblick, da er sich in ein dekadenes Formenspiel mit dem eigenen Untergang auflöst. Lenin wird zu einem neuen, einem futuristischen Christus, der mit seinem Evangelium in alttestamentarischer Strenge eine zweite Schöpfung entfesselt:

Er rührte an den Schlaf der Welt
Mit Worten, die wurden Maschinen,
Wurden Traktoren, Häuser,
Bohrtürme und Minen – Wurden Elektrizität,
Hämmern in den Betrieben,
Stehen, unauslöschbare Schrift,
In allen Herzen geschrieben ...⁴³

Solch Rühren am Schlaf der Welt hatte Kerr im Januar 1928 auf Becher bezogen, nach einer Wendung von Friedrich Hebbel. In dessen Tragödie *Gyges und sein Ring* heisst es: «Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!» Denn auch die Welt brauche ihren Schlaf, um zu wachsen. Eingeschlafen sei sie über die Dinge, die sie im letzten Kampf errungen. «Wer sie ihr nehmen will, / Der weckt sie auf. Drum prüf' er sich vorher, / Ob er auch stark genug ist, sie zu binden, / Wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt, / Und reich genug, ihr Höheres zu bieten, / Wenn sie den Tand unwillig fahren lässt.»⁴⁴

Von dieser Warnung ist bei Becher nichts mehr zu spüren, eben weil Lenin für eine Entfesselung und Bindung die Welt umgestaltender Kräfte zugleich steht. Im Zeichen Lenins glaubt er die selbst einst befreite, aus ihrer einschläfernden Syntax gesprengte Sprache der Dich-

tung wieder so binden zu können, dass sie sich dem Neuen einschreibt, um weltgestaltend zu wirken. Kunst soll sich nicht in einer Revolutionierung der Form an sich, losgelöst vom Verständnis der Massen, als Objekt feinsinniger Kenner verlieren und ebensowenig als bloße «Waffe», wie noch 1925, zur Agitation dienen. Vielmehr greift er mit dem Band *Die hungrige Stadt*, und exemplarisch mit dem Lenin-Gedicht in dessen Zweitaufgabe Ende 1928, wieder auf sein früheres Bestreben zurück, in Lyrik Lebenskräfte auszuformen, mithin eine «erlösende» Macht des Wortes wahrzunehmen. Wieder sucht er nach einem Stil, der die manierierte Verkrampfung, die konvulsivischen Zuckungen seiner *Maschinenrhythmen* abstreift, um durch sparsam erneuerten Reim und vereinfachten Rhythmus Wirklichkeiten mitzuteilen.

Der Vorwurf des Konjunkturritters geht an den Problemen einer solchen Positionsfindung vorbei. Tatsächlich sitzt Becher jeden Vormittag ab fünf Uhr morgens im Pressedienst, in einer Dachkammer des «Karl Liebknecht-Hauses».⁴⁵ Im April 1930 entgegnet er Hans Lorbeer auf die Behauptung der KPD-Opposition, die Herausgeber der *Linkskurve* seien Angestellte des Münzenbergkonzerns: «Keiner von uns hat vom Kommunismus was, es ist leicht nachzuweisen, dass alle Herausgeber es ‚besser‘ gehabt hätten bei der Bourgeoisie. Ich habe bereits wieder einen Hochverratsprozess neben so und sovielen anderen Prozessen, bin nicht mehr Parteiangestellter, Kläber ist der einzige.»⁴⁶ Bereits anderthalb Jahre zuvor hatte er ihn gedrängt, härter zu sich selbst zu sein, die eigenen Manuskripte kritischer zu überarbeiten und sich keiner Illusion über den Bund und die PFK hinzugeben. Ein Mensch, der um seine Existenz ringt, habe nicht unter allen Umständen recht.⁴⁷ Das waren nahezu die gleichen Worte, wie sie Katharina Kippenberg einmal dem jungen Becher ins Gewissen schrieb.

Lorbeer aber, den Schlosser aus Piesteritz, mussten solch kluge Ratschläge ungleich mehr verbittern: Zehn Jahre jünger, als uneheliches Kind in eine Arbeiterfamilie gegeben, mit vierzehn Hilfsarbeiter, wegen politischer Agitation 1925 entlassen und auf die schwarze Liste der nirgends Einzustellenden gesetzt, war Schreiben für ihn, ohne «höhere» Bildung, zur Existenzgrundlage geworden. Seit 1922 hatte er erste Gedichte, auch einen eigenen Lyrik- und 1928 einen Prosa-Band veröffentlicht. Doch bürgerliche Blätter bleiben ihm versperrt, die parteieigene Presse zahlt schlecht, und ihre Verlage sind mehr an den grossen,

politisch sicheren Namen interessiert. So erscheint sein Roman *Ein Mensch wird geprügelt*, den er unter Bechers Anleitung schreibt, 1930 nur in russischer Sprache. Mit Verzweiflung sieht er der Geburt eines Kindes entgegen und dankt dem Freund, dass der es immer noch gut mit ihm meine. «Aber ich bin doch am Ende.»⁴⁸ Immer wieder drängt er auf Vermittlung ausstehender Honorare, und immer wieder verweist der andere auf die leeren Kassen der Partei. Der Rat, mit dem Dichten als Broterwerb aufzuhören, muss zynisch wirken in einem Augenblick, da Hunderttausende ihre Arbeit verlieren. Doch beklagt er nicht nur den Mangel an Geld: Grünberg habe ihm mitgeteilt, dass der Bundesvorsitzende fordere, erst an Zola, Maupassant, Flaubert und Balzac das Schreiben zu lernen. Also sei Becher ein «Literaturtrotskist»? Auch er selber könne nicht mehr ganz zur neuen Linie der Partei stehen.⁴⁹

Die neue Linie, das war die Wendung gegen den «Sozialfaschismus», die der 12. Parteitag der KPD im Juni 1929 beschloss, nachdem bereits im Jahr zuvor der VI. Weltkongress der Komintern «das Feuer» gegen rechte Abweichungen, gegen Bucharin in der Sowjetunion und die KPD(O) von Brandler und Thalheimer in Deutschland, eröffnet hatte, deren «Versöhnlerturn» aus dem Kampf gegen die «Ultralinken» hervorgegangen sei. Ein Versuch, aus der eigenen Konzeptlosigkeit, aus dem permanenten Pendelkurs, den Positionskämpfen zwischen «Linksradikalen» und «Opportunisten» heraus zu einem Mittelweg zu finden – durch Verlagerung des selbstzerstörerischen Binnenkonflikts auf einen gemeinsamen äusseren Feind: auf die Führung der SPD, die dem Faschismus den Weg bereite, und den Völkerbund, der zu einem neuen Krieg rüste. Mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise im Herbst 1929 und den Wahlerfolgen der NSDAP ein Jahr später nimmt die Beschwörung zunehmender Klassenkämpfe den Schein einer sich bestätigenden Analyse an, obgleich die KPD sich eben nicht auf die Katastrophe vorbereitet erweist.

Von unten, vom Rand her gesehen, wirken die Parolen der Zentrale fadenscheinig. Sind sie Masken für andere Fehden: «Ich bin noch Mitglied der Partei; wurde geladen und habe mich verantwortet», schreibt Lorbeer im Dezember 1929. Die Stadtleitung habe ihn gegen Gehässigkeiten der Genossen vor Ort verteidigt.⁵⁰ Ein erwerbsloser Arbeiter, der Gedichte schreibt, ist nicht normal, Hass begegnet ihm von seinesgleichen, nicht Solidarität, die er von oben erhofft, von Becher, der seinen Roman an eine Zeitung vermitteln soll. Sensibilisiert durch die eigene

Lage, deutet er dessen Kartengruss, er müsse in Urach leben, da er keine Existenzmöglichkeit in Berlin habe, als Flucht vor Intrigen. «Ich glaube eines fest: die Parteikonflikte oder gar nur Personen haben Dir ein Verbleiben im Apparat unmöglich gemacht. Und da sage ich: ‚Wenn die kommunistische Partei Dich so schmähdlich abstösst oder gehen lässt, dann steht es faul!‘» Denn dies bedeute den Abgang der proletarisch-revolutionären Dichtung von der Bühne. Keine Kraft sehe er in ihrer Organisation und brauche doch gute, klare Führung, Kritik und Freundschaft, um vorwärtszukommen. Bisher sei Becher ihm Ansporn gewesen, doch liest er nun, überempfindlich geworden, dessen «Alles Gute!» zum Schluss als ein Zeichen der Trennung. «In Urach wirst Du bei Karl Raichle wohnen, in dem kleinen Hause sicher. Und dort wirst Du an die grössere Arbeit gehen. Schön muss das sein, allen Schmutz, alle Lasten hinter sich zu lassen und einmal ungehindert schaffen zu können. Ich wünsche Dir recht frohe Stunden, wo Du alles Schlechte vergessen kannst.»⁵¹

In Urach, wo Raichle seine Werkstatt, vier Meter im Quadrat, zum «Becher-Häusle» umgebaut hat, waren sie beide im Sommer 1928 für ein paar Tage abgestiegen. Drei Jahrzehnte danach erinnert sich Lorbeer, wie sie auf einer Motorradfahrt in die Schweiz in der Pension haltmachten, von der die Freunde ihren Lebensunterhalt bestritten. Die meisten Gäste schliefen in Nebengebäuden, in «strohgepolsterten Boxen». Abends sah er, wie die älteren Herren den Dichter in literarische Gespräche verwickelten. «Edelkommunisten» habe er sie insgeheim genannt und herausfordernd gelächelt dabei. Die Schöngelster, so Lorbeer, «waren für alles Revolutionäre, doch ohne Gewalt und sacht und sinnig. Mit ihnen sprach Becher ganz anders als mit mir.» Seine gutbürgerliche Kinderstube habe es ihm ermöglicht, den Leuten entgegenzugehen, mit ihnen über Dekadenz und Fortschritt in der Literatur zu streiten. «Es war ein Feuerwerk von Begriffen, das mich fast blendete. Einmal ging es um den ‚Ulysses‘ von Joyce. Die Herren waren davon begeistert. Auch Becher äusserte Erstaunen über solch einen Versuch, in einen Tag und eine Nacht eines Menschen ein ganzes Gesellschaftsbild einzufangen. Dann aber sagte er in alle Begeisterung hinein: ‚Doch – wozu?‘ ‚Wozu?‘ So hörte ich ihn oftmals fragen. Weil er bei jedem physischen und geistigen Schritt diese Frage auch an sich selbst stellte.»⁵²

Der von Not und Krankheit Gezeichnete, der die Mittel nicht aufbringen kann, sich in einer so dürftigen Herberge auszukurieren, einmal frei von der Last alltäglicher Sorgen sein eigenes Talent zu entfalten

ten, blickt mit Verachtung und Eifersucht auf die Edelkommunisten. Froh ist er weiterzufahren, wieder die Rolle des Reisemarschalls übernehmen zu können, der das Geld für den Mann am Steuer verwaltet, dem starken Esser immer zwei Portionen zu Mittag bestellt, ihm die Zigaretten anzündet, Anweisungen entgegennimmt und Eröffnungen einer neuen Welt: «Er zeigte mir, was er schon als Knabe gesehen hatte, wenn sein Vater mit ihm die Berge der Alpen bestieg, um seinem Sohn den Horizont eines über das niedrige Volk gestellten Bürgers zu geben.» Der aber habe über die Herrlichkeiten der Welt nicht die graue Masse vergessen, die den Reichtum erhalte, und von seinen Bergen – herab – den Weg zur Arbeiterklasse eingeschlagen.⁵³

Das kleine Wort «herab» fehlt in der Erinnerung, es fehlt die Mühsal des Abstiegs von oben und des Aufstiegs von unten, und die Frage, ob sie beide noch die Kraft haben würden, über das Niveau der Mitte hinauszugelangen, auf dem sie einander begegnen. Dass er schon inmitten der Klasse stehe, indem er einem der Ihren zeige, «was die Herrschenden sich zur eigenen Lust vorbehielten», auf dass diese Welt «unser» werde, damit ist ja nichts gewonnen. Nun erst tritt die Differenz ihrer Wahrnehmungen zutage: Ergriffen vom Anblick des Tessins, fragt Becher seinen Begleiter, ob er sich bewusst sei, was es bedeute, dies sehen zu dürfen? Ja, er sei ja aus Piesteritz, dem Stickstoffdorf. Und vielleicht der einzige, der diese Bergwelt zu sehen bekomme, erwidert der Bürgersohn, wenn es nicht anders werde. Doch während Lorbeer am Ziel ihrer Reise, in dem Dorf Carona, wo Kläber mit seiner Lebensgefährtin, der erfolgreichen Kinderbuchautorin Lisa Tetzner, ein kleines Haus besitzt und Becher mit ihm die Gründung des Bundes vorbereitet, während der Arbeitslose hier die Armut registriert, die alle arbeitsfähigen Männer sommers in die Ferne treibt, fragt ihn der andere plötzlich, was er von Ruhm und Unsterblichkeit halte. Ob es nicht schaurig sei, nutzlos gelebt zu haben, wie Schotter, über den einmal die neuen Dichter schreiten würden? «,Wenn von mir nur drei Gedichte vom Klang des Abendliedes des alten Matthias Claudius bleiben, so habe ich als Dichter nicht umsonst gelebt.»⁵⁴

Lorbeer schweigt und erklärt, man müsse Speichen kaufen für die Rückfahrt. Als ein Verkäufer ihnen ungeeignetes Material aufschwätzen will und Becher peinlich beschwichtigt, der Herr müsse es wohl wissen, platzt es aus ihm heraus: Er sei Schlosser! Schreit er und will abreisen. Doch der gutgenährte Athlet, der jeden Morgen in Urach eine halbe Stunde am Boxsack trainiert, der weit hinausschwimmt in

den Bergsee, vor dessen Klarheit dem schwächtigen Arbeiter schwindlig wird, stellt sich ihm in den Weg. «Ich wurde noch wüender, die Tränen traten mir in die Augen. Drei Gedichte sollten von ihm bleiben – und von Speichen verstand er rein gar nichts! Meine Ohnmacht unter seinem festen Griff und auch der Gedanke, mich von ihm trennen zu sollen – ein unerträglicher Schmerz!»⁵⁵ Der Bürgersohn, der nach dem «Wozu?» literarischer Experimente fragt, um Kunst an die Veränderung der Welt zu binden, denkt zuletzt, im Angesicht seiner Sterblichkeit, doch nur an den eigenen Ruhm, an eine Selbstvollendung im Gedicht nach Massgabe des 18. Jahrhunderts. Wahrscheinlich hatte er wieder einen Gleichklang in dem anderen Dichter erwartet, den er proletarisch nannte wie sich selber auch. Aber sie sind nicht gleich, sosehr sie es auch wünschen mögen. Der wirkliche Prolet kann und will sich nicht an Claudius messen. Aus seinem dreckigen Nest heraus auf die Höhe der herrschaftlichen Betrachtung einer zwecklos reinen Schönheit der Welt gehoben, hält er sich doch an die Not darin und weicht von der Ebene der Unsterblichkeit ins Alltägliche, das ihm näher liegt. Dass Becher, der Umworbene, der mit all dieser Grösse, dieser Offenheit und Weite des Blicks aufwachsen durfte, dem sich die Sprache wie von selbst zu Versen formt, dass dieser Abgesandte einer anderen Welt ihn in der seinen nicht als Fachmann anerkannte, dass er noch hier einem anderen den Vorzug gab, das war vernichtend. Das nahm ihm jeden eigenen Wert, liess ihn weniger als einen Knecht sein, der doch wenigstens die Kenntnis des Materials, die gegenständliche Erfahrung der Arbeit seinem Herrn voraushat, auch wenn er nicht in den Genuss ihrer Resultate gelangt, weil sie ihm sein Lebtage vorenthalten werden und im Augenblick des Glücks die Organe verkümmert sind, das wahrhaft Gute und Schöne zu schmecken.

Später sprechen sie nicht mehr darüber. Zuletzt nur, da sie heimkehren in den Rauch der Schornsteine und Frau, Kind und Mutter inmitten grauer Wirklichkeit von einer traumhaft schönen Reise berichten, wenn Lorbeer schliesst: «Es war, als sei ein schöner Traum zu Ende: der Traum vom vollendeten Menschen, der Traum von der vollendeten Welt»⁵⁶, klingt noch einmal eine abgründige Bitternis auf: Der Traum ist vorbei, eh dass der Bund gegründet, der Machtkampf entschieden, eine Arbeiterregierung gewagt wird.

Hier geht es um mehr als persönliches Gekränktheitsein, wie es der Briefwechsel von Lorbeer mit Grünberg nahelegen mag. Im Januar

1930 klagt er ihm, zum Lieferanten von Material degradiert zu sein, von dem er nie erfahre, ob es gedruckt werde. Gern würde er Becher angehen, doch der sei über solche Kleinigkeiten so erhaben: «Der Hans Becher, das ist ein grosser Dichter, aber ein ganz kleiner Mensch.» Auch ihn schmerze, antwortet Grünberg, dass «der liebe B.» wie andere tonangebende Genossen für diese realen Dinge kein Verständnis aufbringe. «Hunger kann eben nicht theoretisch erfasst werden. Ich kämpfe gegen diese Kaltschnäuzigkeit, solange ich im Vorstand bin, einen erbitterten Kampf, wobei ich aber bisher von beinahe allen Genossen im Stich gelassen wurde.»⁵⁷ Dabei hatte Becher seinen Roman *Brennende Ruhr* an den Greifenverlag vermittelt und mit einem Vorwort versehen, als kein kommunistischer und auch nicht der Malik-Verlag ihn drucken wollte. Dieser «Händedruck» habe ihm damals viel Kraft gegeben, erinnert sich Grünberg später, und auch all denen geholfen, «die, nun ermutigt, ebenfalls den Schritt vom lesenden Arbeiter zum schreibenden wagten».⁵⁸ Wie Wilhelm Tkaczyk, für dessen Gedichte Becher ebenfalls einen Verlag fand. Zugleich leitet er Arbeitsgemeinschaften zur Lyrik mit mehr als 70 Teilnehmern, verfasst individuelle Kritiken für die Einsender von Preisausschreiben der *Linkskurve*, die Arbeiter-Autoren fördern wollen, und organisiert Lesungen im Dezember, dem «Monat des proletarischen Buches» – ohne Bezahlung und ohne Anweisung oder Hilfe der Partei. «Absolut nicht würdevoll, absolut nicht Chef, absolut nicht irgendwie doktrinär, dogmatisch oder von oben herab belehrend! Alles andere. Im Gegenteil: Der Einfachste der Einfachen. Ein Mensch wie ich und du.» So erschien er Trude Richter, der – ehrenamtlichen – Sekretärin des Bundes.⁵⁹

Dennoch verkündet ihm Lorbeer im September sein Urteil, dass er ein grosser Dichter, aber ein sehr kleiner Mensch sei. Weil er sich nicht hineindenken könne in die dringenden Bedürfnisse eines Einzelnen: «Du denkst nur im Grossen, und darum bist Du so klein als Mensch! Der Jammer eines Menschen ist Dir – wie Balzac – nichts als interessante Studie für Dein literarisches Werk!» Nur vordergründig geht es um die Mitarbeit an der *Arbeiterpolitik*, der Zeitschrift der KPD(O), vor der Becher warnt und die dem Erwerbslosen doch fünfzig Mark im Monat einbringt, während die Partei ihn verrecken lasse. Dem Grossen wird vorgeworfen, seine Macht nicht zu nutzen, einen Kleineren zu verteidigen gegen das Moskauer Büro, den Arbeiterverlag und Weiskopfs *Welt am Abend*. Weltfremd sei es, von Verrat zu sprechen, ohne einen Ausweg aufzuzeigen. Und tatsächlich wirkt Bechers Drohung, die Brie-

fe eines Freundes der Partei zu übergeben, schäbig, macht seine «Angst vor ‚schriftlichen Dokumenten‘» ihn klein, verrät Furcht und Schwäche.⁶⁰ Doch welche Rolle mutet ihm Lorbeer da zu? Nicht einfach mangelnde Freundschaft klagt er ein, vielmehr soll der andere ein allmächtiger Herr sein, der sich der Sorgen jedes Einzelnen annimmt, vor allem seiner eigenen, zu deren Lösung ihm Kraft und Einfluss fehlen. Dabei weiss er genau, wie nichtig Bechers Macht ist. Der selbst mehr Geduldete soll von oben herab in einen Apparat eingreifen, der nur durch Selbstorganisation der Produzenten von unten her verändert werden könnte. Oder bedürfte es doch dieser doppelten Bewegung, von oben und unten? Dann hätte der Vorsitzende dem Freund erklären müssen, warum er die Herren-Rolle in der Politik nicht annimmt, und Sorge tragen, dass die fehlende Solidarität unter schreibenden Genossen in der *Linkskurve* veröffentlicht wird, um ihr den Charakter privater Intrige zu nehmen. Das wäre ein Zeichen echter Souveränität gewesen und hätte eine gemeinsame Suche nach neuen Formen eines existenzsichernden Miteinanders eröffnen können.

Stattdessen bleibt Becher ein Knecht politischer Tagesparolen, gerade weil er Herrschaft ästhetisch praktiziert durch Aus- und Umbildung seiner Lyrik zur Stimme des Proletariats. Dass der Bürgersohn sich von Lorbeer an die Fabriktoe führen liess, um zu sehen, wie sie die grauen Massen aufsaugen, und in Kneipen, wo verbrauchte Gesichter ihm von dem Immergleichen erzählten, das ihr Leben ausmacht, um es in einem Gedicht auferstehen zu lassen, das alles enthielt, «was ich empfand, ich, der ehemalige Stickstoffprolet»⁶¹ – dies muss das Furchtbarste gewesen sein. Eine Entmündigung, die man selbst nur bewundern kann: Da kommt ein wohlgenährter Mann aus der grossen Stadt, lässt Elend und Glück dieser kleinen Welt auf sich wirken und findet Worte, die der Beteiligte seit Jahren sucht in qualvollem Ringen mit dem erlebten Stoff. Eben weil es der Distanz zur Gestaltung eines Gegenstandes bedarf, und der Nähe, einer Bereitschaft, sich auf die Eigenart, auf die Subjektivität des Objekts einzulassen, seine widerständigen Energien aufzunehmen und in dauerhafte Zeichen zu transformieren. Das war es wohl auch, was Haas meinte, als er vom Vorzug der konservativen Autoren vor den revolutionären sprach, die ihren (guten) Willen schon für ein Werk ausgeben. Und das war Literaturtrozkismus, der die eigentlich proletarischen Schriftsteller zu Materiallieferanten erniedrigte, sie in die Schule bürgerlicher Erzählmuster zwang.

Als die «Proletensektion», wie Grünberg sie nennt, gegen die Bevormundung revoltiert, greift die Partei erstmals in den Bund ein: Die Behauptung von Erich Steffen, dem Leiter der KPD-Erwerbslosenbewegung, dass nur «geborene Proletarier» auch restlos proletarisch empfinden und schreiben können, weist der Leiter der Agitpropabteilung im ZK der KPD, Josef Lenz, als linksradikalen Ökonomismus zurück. Zur gleichen Zeit kulminiert in der *Linkskurve* eine radikale Abgrenzung gegen bürgerliche Autoren mit einem Verriss des «unproletarischen» Proletarier-Romans *Berlin Alexanderplatz* von Döblin, der wiederum Becher als «Quatschkopf» verhöhnt, woraufhin das IBRS in Moskau seine Übersetzung stoppt.⁶²

Es ist die Not der Ideologie, den einzig wahren, und doch nirgends greifbaren, Klassen-Standpunkt des Proletariats unter Beweis stellen zu müssen, die zu den krudesten Verrenkungen führt.

Inmitten dieser Übungen des Spagats zwischen links und rechts, zwischen kritischen Bürgern, geborenen und Partei-Arbeitern, werden die Wahlen vom 14. September 1930 zum Schock: Die NSDAP hat ihren Stimmanteil von 2,6 auf 18,3 Prozent erhöht und ist damit über Nacht zur zweitstärksten Kraft im Reichstag avanciert. Die SPD hat fünf Prozent verloren und die KPD zweieinhalb gewonnen. Nun beginnt ein unheilvolles Kopf-an-Kopf-Rennen dreier Parteien, von denen eine jede behauptet, die Interessen der Arbeiter und des ganzen Volkes am besten zu vertreten. Eines Volkes, das seine Zukunft im März 1930, noch unter der letzten sozialdemokratisch geführten Regierung, bis 1988 mit jährlich festgelegten Reparationszahlungen in Milliardenhöhe verplant sah, das die Weltwirtschaftskrise am härtesten trifft und dessen bürgerliches Zentrum mit einer Notverordnung nach der anderen re (a) giert.

Nicht nur die Linke hat kein Konzept. Zunächst und vor allem scheitern jene, die gerade eine Ära der Stabilität verkündet hatten. Die wirtschaftliche Grundlage der Weimarer Republik wird eben nicht vom politischen Radikalismus zerstört. Dass die Arbeitslosigkeit in Deutschland von 1929 bis 1932 jährlich um zehn von 14,6 auf 44,4 Prozent wächst, verweist vielmehr auf ein radikales Versagen überkommener Verwertungsmechanismen. Als die Danatbank im Juli 1931 vorm Bankrott steht und die Dresdner Bank ebenso eine drohende Zahlungsunfähigkeit offenbaren muss, sind die Gold- und Devisenreserven der Reichsbank in nur zwei Wochen auf weniger als die Hälfte des Vorjahres geschrumpft. Das Kapital flieht, und wieder wird die Schuld nach unten abgewälzt, wird gespart an den Ausgaben für

die sozial Schwächsten, die seit 15 Jahren einen – von oben – zum «Schicksal» verklärten Schlag nach dem anderen einstecken: Krieg – Konterrevolution – Geldentwertung und nun eine «Depression», die, zählt man das Anschwellen der Kurzarbeit auf 22 Prozent hinzu, nur noch ein Drittel aller Arbeiter und Angestellten in vollem Lohn und Brot erhält.

Dass die einzigen Parteien, die nicht in die Regierungsverantwortung einbezogen sind, eine solche Lage propagandistisch ausnutzen, ist eine Normalität im Politgeschäft und die Folge ihrer Ausgrenzung mit den Mitteln der Demokratie. Wer da moralische Zensuren verteilt, bezeugt nur seine Blindheit für die verdrängte Not, die im Rücken hehrer Appelle wiederkehrt. Denn das Schreckliche an der Diktatur sind ja nicht die Machtgelüste eines Tyrannen, den ein listiger Plan weniger Entschlossener und zuletzt der Opfermut eines Einzelnen immer zur Strecke bringen kann – doch furchtbar wird die Energie der vielen, der Heroismus von Massen, wenn sie in einem Führer den Ausdruck ihrer eigenen Verzweiflung und die Glut ihrer Hoffnungen verkörpert sehen wollen.

Welche Arroganz spricht aus dem Kommentar der *Frankfurter Zeitung* vom 15. September 1930: «Über ein Drittel der Abgeordneten», Nazis und Kommunisten, «kommt für eine Regierungsarbeit überhaupt nicht in Frage – sie sind der Feind jeder parlamentarischen Regierung.» Mit der gleichen Selbstherrlichkeit glaubt ein Teil der Grossfinanz und -industrie sich zwei Wahlen später des verhöhten Hitler bedienen zu können, um mit seiner Regierungshilfe ihre Position zu wahren. Die *Linkskurve* deutet den Stimmgewinn für die NSDAP als Bestätigung der Alternative Sowjetstern oder Hakenkreuz: «„So wie bisher darf es nicht weitergehen“, das ist Erkenntnis und Wille der 4,5 Millionen, die sich um die Sturmflagge des Kommunismus sammelten, das ist aber auch das dumpfe, unklare Gefühl des grössten Teiles der 6 Millionen, die diesmal noch den Rattenfänger-melodien des Nationalsozialismus folgten.»⁶³

Von Clara Zetkins früher Warnung vor dem Faschismus als Scheinrettung der Weltbourgeoisie aus gesehen, wirkt die Argumentation der Kommunisten logisch und konsequent. Jetzt, da zum ersten Mal die ganze kapitalistische Welt von einer einzigen Krise erfasst wird und auch die Produktion in England und den USA auf den Vorkriegsstand zurückfällt, können sie sich nur bestätigt fühlen. Zumal gleichzeitig der Nationalismus in Ungarn, Bulgarien und Polen faschistoide Herrschaftsformen annimmt, Japan in China einmarschiert und in der

Sowjetunion die Industrialisierungswelle des ersten Fünfjahrplans einsetzt. Hier verkommt das Alte – dort entsteht das Neue. So einfach erschienen ihnen die Dinge. Und wenn die Sozialistische Internationale um Millionen-Opfer der Kollektivierung im Osten klagte, Kautsky vom «Bolschewismus in der Sackgasse» schrieb und Crispian über die politischen Gefangenen der Union, dann klang dies in ihren Ohren wie eine diffamierende Ablenkung vom eigenen Versagen seit 1912.

Die SPD-Führung reagiert auf das Wahldesaster mit einer illustrierten Massenaufgabe ihres Heidelberger Programms von 1925. Unter seinem eigenen Porträt, mit seltsam leeren Augen wie in Nichts schauend, schreibt Hermann Müller-Franken, die Steigerung der Produktivkräfte schreie nach einer Demokratisierung, die den Werktätigen schon in nächster Zeit mehr Einfluss auf die Wirtschaft gewähre. So könne eine Station nach der anderen erreicht werden. Doch seien grosse Schichten noch nicht zum Klassenbewusstsein erwacht. Im Zeichen des nationalen Sozialismus drohe die Diktatur eines Ständestaates. Solch Verwirrung der Begriffe mache Aufklärung nötiger denn je. Das Wort und mehr noch das Bild möge dem Millionenheer der Sozialdemokratie neue Genossen zuführen.⁶⁴ Wie die Nazis⁶⁵ entdecken sie nun erst den Wert der Propaganda, die Tiefenwirkung des Bildes auf Massen, denen die Musse, Bildung und Zeit fehlen, lange Programme zu studieren. Für die Bolschewiki war die Bild-Sprache in einem Land voller Analphabeten eine Frage der Existenz, so dass der politische Avantgardismus auch in expressiven Plakaten seinen Ausdruck fand, wie in Majakowskis ROSTA-Fenstern. In Deutschland sind es die Dadaisten Grosz und Heartfield, die im Bestreben, die «reine», zum kultischen Objekt musealer Weltbetrachtung verkommene Kunst zu zerstören, eine Politisierung des Bildes vorantreiben: Das Abbild einer heilen, in Gott zentrierten Welt weicht dem Augenblick des Erwachens im Chaos, der Montage von Momentaufnahmen. Sie illustrieren keine Thesen, sondern legen verborgene Ansichten frei und schaffen durch Verfremdung der gewohnten Dinge Zusammenhänge, die den Betrachter zur eigenen Deutung einer veränderbaren Wirklichkeit einladen – und ihn zugleich in eine suggestiv wirkende Dynamik einbeziehen.

Äusserlich scheint das SPD-Programm mit einer Fabrikmontage sich der gleichen Sprache zu bemächtigen, doch dann folgen die alten Karikaturen im Gestus des *Wahren Jakob*, Stilisierungen des Kapi-

tals zur weltumspannenden Schlange, des einzelnen Kapitalisten zum riesigen Fettkloss, der einem Marschzug mit roten Fahnen im Wege sitzt, naturalistische Zeichnungen vom Elend und Stolz der Arbeit – das ist noch immer die Ikonographie des ausgehenden 19. Jahrhunderts. «Eine gewaltig erstarkte Arbeiterbewegung, gross geworden durch die opferreiche Arbeit von Generationen, stellt sich dem Kapitalismus als ebenbürtiger Gegner gegenüber», heisst es unter einer Sammlung von 20 Männerköpfen, mit Bebel an der Spitze, Bernstein und Liebknecht, Wilhelm – nicht Karl Liebknecht. Keine Frau in dieser Heldenreihe, weder Luxemburg noch Zetkin, der sie alle einmal zugejubelt hatten. Selbst der alte Mehring wird verleugnet. Wie zum Hohn prangen daneben Marx und Engels, heisst es, mächtiger denn je erstehe der Wille, das kapitalistische System zu überwinden. Ein Witz, der in der Kopplung eines Fotos vom Reichstag und einer Kiste mit der Aufschrift *Deine Waffe! Ran an die Urne!* gipfelt.⁶⁶ Diese SPD (-Führung) fällt – in ihrer Bild-Sprache – noch hinter Basel, hinter ihr ausgeblendetes Versagen im Weltkrieg zurück. Gib uns Deine Stimme, braver Prolet, und wir führen dich zu Frieden und Wohlstand, lautet ihre Botschaft.

Nicht so platt verfahren die *Sozialdemokratischen Lehr- und Lesebücher*, Das erste Heft stellt die Wahlpolitik der Putschtaktik der KPD gegenüber. Engels habe mit seiner *Einleitung* zu Marx' *Die Klassenkämpfe in Frankreich* 1895 eine nötige Revision eröffnet, indem er die Nutzung des Wahlrechts als neue Kampfweise darstellte.⁶⁷ Die folgenden zwei Hefte sollen diese, von Kommunisten als Revisionismus gebrandmarkte, Sicht durch Texte von Marx und Engels zum Staat untermauern. Zwar gibt man nun zu, dass letzterer auf Bitten der gerade legalisierten SPD hin Passagen der *Einleitung* gestrichen hat, doch werde davon sein «Testament» nicht berührt. Immerhin handelt es sich um die Forderung, den Strassenkampf nicht völlig zu verwerfen. Worauf der Herausgeber erklärt, ein Bürgerkrieg wäre «heute durchaus nicht ausgeschlossen». Zwingen die Reaktion durch illegale Gewaltmittel die Sozialdemokratie zur Abwehr, dann werde sich das Proletariat nicht stumm und hingebungsvoll erschiessen lassen.⁶⁸

Doch sie blieben stumm, die Abgeordneten der zuletzt zweitstärksten Wahlpartei, da sie glaubten, die Nazis würden sich nur der KPD-Putschisten entledigen. Nicht aus Feigheit, sondern der Logik ihres Denkens verpflichtet, das symbolhaft im Titel des vierten Heftes aufschien: *Der Staat der deutschen Arbeit*. Allein von ihrer sozialen Zusammensetzung her wird darin die Weimarer Republik zum Arbeiter-

staat erklärt, dessen Verfassung eine weitgehende sozialistische Wirtschaftspolitik ermögliche. Entscheidend sei nur die Dynamik der Wahlen.⁶⁹ Zum Beweis vorgelegte Statistiken liessen aber anderes erkennen: 90 Prozent der Lohnempfänger, das waren 11 Millionen Arbeiter, und Dreiviertel aller Einkommensbezieher verfügten demnach 1926 über maximal 3'000 Reichsmark. Dagegen 0,3 und 0,1 Prozent der letztgenannten Gruppe, exakt 9'435 sowie 3'789 Personen, über 50'000 bis 100'000 und mehr. Eine winzige Minderheit besass noch immer den grössten Einfluss auf die Arbeits- und Lebensbedingungen der Mehrheit, auch wenn die SPD es im Vertrauen auf soziale Gesetzgebung nicht wahrnahm.

Das war das Dilemma dieser Republik, dass die Verfassung kaum etwas zu wünschen übrigliess, ihre reale Verfasstheit aber immer unhaltbarer wurde. All die guten Gesetze mussten Kosmetik bleiben, solange sie nicht in grundlegende Verhältnisse mit ihren Wertsetzungen eingriffen. Und bei aller klugen Kritik am Faschismus als «ideologisch verbrämter Diktatur des Bürgertums» – das sozialdemokratische Ideal einer Verwandlung des Obrigkeitsstaates in den «neuen Staat der deutschen Arbeit» konnten sich auch die Nationalsozialisten auf ihre Fahnen schreiben. In deren Selbstverständnis sollten ja gerade die Obrigkeit, das «raffende Kapital» sowie eine Kaste von Schönrednern, mithin die «Bonzen» von SPD und Gewerkschaften gestürzt werden, um die «deutschen» Werte der Arbeit, Treue und Kameradschaft in einem neuen Staat zu verwirklichen. Da mochte es noch soviel Aufklärung über rückwärts gewandte Utopien geben; die klangen, wenn man nur die Wahl hatte zwischen Parteien, deren Regierungswechsel nichts an der eigenen Lage ändert, zuverlässiger als der eben erlebte Fortschritt, der Wohlstand versprach und zum Stempeln zwang. Wer dennoch glaubte, eine europäische Staatenföderation nach aussen und Selbstverwaltung nach innen verwirklichen zu können, weil die Verfassung garantiere, dass die Staatsgewalt vom Volke ausgeht, der musste durchhalten bis zum bitteren Ende. Und konnte auch kein Bedürfnis einer Verständigung mit der KPD spüren, die doch nur eine «Diktatur des kommunistischen Ordens über das Proletariat» wie in Russland errichten würde.⁷⁰

Rosa Luxemburgs Ansatz, die fatale Alternative Demokratie oder Diktatur, den phantasielosen Scheingegensatz von geduldigem Ausharren im Parlament und gewaltsamer Zerschlagung des Staates, zu überwinden, wird doppelt verdrängt: aus schlechtem Gewissen von

der SPD und durch die Macht des Faktischen in der KPD, der Stalins Fünfjahrplan als der einzig reale Ausweg aus der Krise eines weltweit zerfallenden Systems erscheint. War es nur Zufall, dass 1931 eine Frau, die Pädagogikprofessorin Anna Siemsen, die Spannung von *Partei-disziplin und sozialistischer Überzeugung* in der SPD zur Sprache brachte? Deren Leipziger Parteitag sei nach dem Wahlschock jeder Entscheidung ausgewichen und habe stattdessen die Leitung mit einem erhöhten Disziplinarrecht versehen, um gegensätzliche Überzeugungen zu unterdrücken und Geschlossenheit zu demonstrieren. Auf Reinheit bedachte Parteien aber verkämen zu Sekten. Lebendige Einheit könne nur aus geduldiger Erziehung, Verständigung und Erfahrungsaustausch erwachsen. In Deutschland sei man an stramme Organisationen gewöhnt, die Republik eine Demokratie ohne Demokraten. Menschen, die nach Fallersleben von der Wiege bis zum Grab «bürokratisch verwaltet, polizeilich bewacht und militärisch geschult» würden, denen ein anständiges Leben nach Befehl und Vorschrift zum Instinkt geworden sei, legten auch in revolutionären Verbänden ihre Gewohnheit nicht ab. Werde die unbedingte Disziplin vor der Instanz erschüttert, so schlage sie in ihr Gegenteil um. Der Untertan könne sich in Unbotmässigkeit nicht genug tun. In radikaler Verneinung folge er wieder irgendeinem Führer, dem er blind gehorche. «Die staatszertrümmernden Nationalsozialisten gehören Seite an Seite mit den ‚Sozialfaschisten‘ fressenden Kommunisten: Untertanen mit verkehrten Vorzeichen hier wie dort.»⁷¹

Doch die Krankheit stecke auch in der SPD: Seit Bebels Tod habe sich ein Beamtenapparat von Berufsfunktionären herausgebildet, der in seinem eigenen Absicherungsbedürfnis die Willensäußerungen der Massen verfälsche. Sie gleiche dem deutschen | Generalstab gegen Kriegsende: einer glänzenden Maschinerie, die | durch tausend Röhren den Willen der Zentrale bis in den letzten Schützengraben leitet und jede gegenteilige Regung schon in der untersten Instanz zum Schweigen bringt, so dass sie in die Luft fliegen müsse.⁷² An 1914 erinnernd, als die Majorität schon einmal unrecht hatte und Treue zum Sozialismus eine Verletzung der Disziplin gebot, rührt Anna Siemsen an den wunden Punkt der Partei: Nur wer die alten Klassenkampftheorien nicht in der Truhe eines unbeschränkten Optimismus verstaut habe, könne / ruhig dem Kommenden entgegensehen, während der Überraschte in seiner Angst vor dem Unerwarteten nach Sündenböcken suche, statt nüchtern zu diskutieren. In einer Zeit, die ein Äusserstes verlange an Über-

zeugungstreue, Opferwillen und Mut, sei Disziplin eine Frage der Gesinnung, deren Freiheit eine Organisation um ihrer eigenen Stärke willen ermöglichen müsse.⁷³

Wie am Vorabend des Weltkrieges glaubten die führenden Sozialisten, sich durch Wahlen ihres endgültigen Sieges sicher sein zu können. Wozu noch Klassenkampf, wenn die neue Taktik schon erfolgreich war und sich zudem mit Engels sanktionieren liess. Wieder hatte man, seit 1920, einen ständigen Zuwachs von 100 über 131 auf 153 Sitze bis 1928 zu verzeichnen. Die Krise fiel so jäh in ihre Blütenträume von friedlichen Reformen wie einst der Ausbruch des Krieges, den mit aufgerüstet zu haben, sie sich später nicht mehr eingestanden. Dass die Massen nun ausgerechnet den Nazi-Dilettanten zuströmen mussten, war einfach zu dumm von ihnen. Also galt es, die Ungebildeten aufzuklären: Lehr- und Lesebücher mit dem schönen Spruch «Wissen ist Macht!» unters Wahlvolk zu streuen, um wieder guter Hoffnung zu sein. Noch immer sind sie die stärkste Partei im Reichstag, haben nur zehn Mandate verloren und fühlen sich mit einem Vorsprung von 36 Sitzen den Schreihälsen weit überlegen, mit denen niemand koalieren wird. Ihr Hauptfeind bleibt die KPD, weil sie den Marxismus, ihre gemeinsame ideologische Wurzel, als Revoluzzerium diskreditiert, ihnen die Arbeiter, ihre Wählerschaft, streitig macht und dabei all das verkörpert, was sie an sich selbst und ihrer Herkunft nicht mehr wahrhaben will.

Siemsen drängt auf eine Erneuerung der SPD. Aus der selbstgefälligen Wahl- soll wieder eine kritische Kampfpartei werden, die nicht über die Massen hinweg regiert, sondern deren Regungen aufgreift, durch Verständigung und Erfahrungsaustausch überzeugte Demokraten erzieht. Doch beschränkt sie selbst ihr Konzept auf das Binnenleben der Partei, auf das Verhältnis der Opposition zu einer Mehrheitsleitung, die sie als explosiv verselbständigte Maschine beschreibt – wie Trotzki die Sowjet-Bürokratie nach Lenins Tod! War es nicht die Angst vor dem Unerwarteten, das Scheitern des sicheren Mittelweges, das Stalin auf der Suche nach Sündenböcken die «trozkistisch-sinowjewistische Verschwörung» und den «rechten Block» (er)finden liess? Seine Flucht nach vorn in die totale Mobilisierung aller Kräfte eines gebeutelten Volkes im Zeichen der Selbstbesinnung Russlands entsprach präzise der «nationalen Revolution» von Sozialisten, die vielleicht doch ihren Namensvettern mehr verwandt waren, als wir es zu sehen gewohnt sind. Zumindest verdeckt die Titulierung «kommunistisch» für die Diktatur des Stalinschen Parteiapparates eher deren

sozio-mentale Voraussetzungen und verkürzt die Suche nach Alternativen auf all jene, die sich Demokraten nennen.

Im Übrigen wechselt die Frau noch im gleichen Jahr vom «linken» Flügel der SPD zum «rechten» der SAP, einer Sozialistischen Arbeiterpartei, in der sich, wie 1917 in der USPD, die ausgeschlossene oder ausgetretene Opposition vereint, von der wieder ein Teil in die KPD über und ein anderer auf verlorenem Posten untergeht. War ihr Modell schon unter Sozialdemokraten gescheitert, so hatte sie erst gar keinen Gedanken daran verschwendet, ob und wie ein Dialog zwischen den verfeindeten Arbeiterparteien möglich wäre. Auch sie bemerkt nicht, dass die Aggressivität und Arroganz der Kommunisten ein Ausdruck ihrer Ohnmacht sind, ihrer permanenten Ausgrenzung durch ebenso insouveräne Sozialisten, die sie in linksradikaler Selbstisolierung mit dem Bekennertstolz aller Ketzer verinnerlicht haben.

Müntzer gegen Luther, die Konstellation sollte nicht ohne Grund mit dem Stück von Bertha Lask gestrichen werden. Verboten war die Vorstellung, das Reich Gottes auf Erden dem Kompromiss der Reform-Kirche mit den weltlichen Herren gegenüberzustellen. Davon lebte und zeugte ja der Kommunismus: von dieser plebejischen Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit, nach einer ursprünglichen Gemeinschaft mit allen Wesen ringsum, bevor ihre Selbstliebe die ersten Menschen in jene Fremde vertrieb, in der die Arbeit als Fluch auf ihnen lastet. Die Konstruktion idealer Staatsgebilde war, von Plato bis zum «utopischen Sozialisten» Saint-Simon, eher die Sache unzufriedener Aristokraten. Während wirkliche Volkerhebungen dem befreienden Aufatmen gleichen, wenn ein unerträglich gewordener Druck abfällt, ein unmittelbares, den ganzen Leib ergreifendes Glücksgefühl, grundlos, als hätte die Erde ihre Schwerkraft verloren, und ohne einen Zweck, der über diesen Augenblick wundervoll erleichterten Daseins hinausreicht. Solch Aufstände müssen denen als sinnlose Gewaltakte erscheinen, die sich ihnen entgegenstellen. Die Beteiligten erleben sie als ein Fest der Sinne, als Tanz und Gesang.

Doch das sind die Feiertage der Revolution, der leichtfertige Taumel ihrer Geburt, der unwirklich scheint, wenn am Morgen danach wieder Hunger erwacht nach dem täglichen Brot, und mit ihm die Frage nach dem Warum und Wozu des Ganzen. Jetzt schlägt die Stunde der Ideologen, jetzt erst beginnen die wahren Machtkämpfe der neuen Führer, die das fortgesetzte Leid begründen, indem sie auf Schuldige verweisen, auf

Feinde, von denen zu befreien sie und ihre neue Ordnung sich anempfehlen. Und jetzt erst werden die Opfer des alten Regimes aufgerechnet, wird im Zeichen der Neuordnung systematisch Gewalt gegen Gewalt gesetzt. Wird das Volk an seinen alten Gehorsam gemahnt, das aus Hoffnung auf ein dennoch besseres Leben, Ratlosigkeit und schlechtem Gewissen heraus wieder den neuen alten Siegern folgt. So gesehen war die Weimarer Republik ein einziges Nachspiel der unvollendeten Revolution von 1918, die vier Jahre zuvor im Aufbruch kriegsbereiter Massen ihren Anfang nahm.

Natürlich hatten die Sozialdemokraten recht, wenn sie den Kommunisten vorwarfen, den Marxismus in ein Aufputzmittel zu verfälschen. Aufstände lassen sich nicht erzwingen. Wer sie herbeiredet, spielt mit dem Feuer. Die ästhetische Verwandlung des Stoffes «Revolution» aus einem *Festspiel* in ein martialisches *Kampfdrama* durch den Exmorphinisten Becher wäre demnach ein Zeichen, dass Politik zum Rausch verkommt, zum Nervenkitzel, um einer inneren Leere zu entgehen, wie sie der Ästhet Antonio in der 2Lm&zer-Erzählung als geistiges Signum einer ganzen Generation eingestand. Doch zugleich war es der nüchterne Ebert, der die Souveränität von Sachsen aufhob, als Teile der SPD es wagten, Teile der KPD in ihre Regierung aufzunehmen, die Radikalen in die Republik zu integrieren. Auch wenn Thälmann die Partei mit dem Hamburger Aufstand in die Illegalität getrieben hat, so entbindet dies sieben Jahre später nicht von der politischen Pflicht, den Gegner selbst differenziert zu betrachten, nach Punkten der Verständigung zu suchen in einer so gravierenden Notlage, die an Dauer und Intensität die Inflation von 1923 in ihren Schatten stellt. Zumal die KPD den Rontfontkämpfer-Bund nach seinem Verbot 1929 aufgelöst hat und nun ihrerseits mit der Wahltaktik auf legalem Wege zur Macht strebt. Dass sie dabei kontinuierlich an Stimmen gewinnt, während die SPD immer mehr an Boden verliert, in der Reichshauptstadt gar seit 1930 von den Kommunisten überholt wird, macht das Verhältnis nur schwieriger.

Im Mai 1927 hatte die KPD in einem offenen Brief an den Gewerkschaftsbund, die Sozialdemokraten und das Reichsbanner, eine Art Bürgerwehr von SPD und DDP, vorgeschlagen, dem Aufmarsch des Stahlhelm in Berlin eine «eiserne Mauer der Abwehr»⁷⁴ entgegenzustellen. Doch die wollten der Provokation ausweichen und rieten den Arbeitern, ins Grüne zu fahren. Vier Monate darauf forderten die Kommunisten erneut, mit einer gemeinsamen Gegendemonstration

zum 80. Geburtstag Hindenburgs Schwankenden die eigene Seite zu erkennen zu geben.⁷⁵ Erst 1931 entsteht – als Antwort auf die «Harzburger Front», den Zusammenschluss der Rechten von Hitler bis zu Fürstenhäusern – die «Eiserne Front»: eine Vereinigung von SPD, ADGB, Reichsbanner und Arbeitersportlern, die im April 1932 die Wiederwahl des greisen Reichspräsidenten im Kampf gegen Hakenkreuz und Sowjetstern sichert.

Wie 1914 bekennt sich die Sozialdemokratie zur bestehenden Macht, klammert sie sich an einen alten Mann, dessen Herrschaft eine ungebrochene Kontinuität vom Kaiserreich zur Republik verkörpert. Doch weniger aus anezogenem Gehorsam denn vielmehr mit der Berechnung, ihre parlamentarische Position für kommende Zeiten wahren zu können, verzichtet die SPD auf Durchsetzung eines eigenen Programms mit eigenen Kandidaten, versichert sie Brüning in Privatverhandlungen ihrer Loyalität und verkennt beharrlich, dass Hindenburg das Parlament so wenig achtet wie einst Wilhelm II. Auch er führt seine Gespräche, lässt den Bürger-Kanzler im Mai wegtreten, vertraut einem Präsidialkabinett mit vier Freiherren unter Franz von Papen, das er im Dezember General von Schleicher übergibt und schliesslich, nach einigem Widerstreben, am 30. Januar 1933 dem «Führer», dessen Zugkraft seit den letzten Wahlen schwand.

Diese Republik ist untergegangen, wie sie geboren wurde: in einem Intrigenspiel von Ehrenmännern. Einer Tragikomödie auf dem Rücken des Volkes, das sich bis zuletzt als Stimmvieh zu den Urnen treiben liess, weil doch alle nur sein Bestes wollten. Sozialen Ausgleich durch demokratische Selbstverwaltung die einen, wirtschaftlichen Aufschwung im Vertrauen auf traditionelle Eliten die anderen. Die Demokraten hatten das theoretisch überlegene Programm, da sie über den Tag hinaus dachten. Die Aristokraten behaupteten ihre praktisch bestehende Macht, indem sie sich den Aufstiegswillen eines Plebejers einverleibten, der neue Kräfte in die alten Glieder goss, den Erfindungsreichtum der Industrie an atavistische Mythen von Blut und Rasse band, die Arbeiterfahne mit dem Hakenkreuz verschmolz. Wobei das paradox Explosive dieser Kopplung von Vorzeit und Moderne einen Grossteil der angestammten Führung lange irritiert hat, bis einige es unternahmen, sich der ihnen fremden Weltanschauung als einer Ideologie zur Durchsetzung eigener Interessen zu bedienen – und der anderen, des Marxismus, zu entledigen.⁷⁶

Denn Hitlers Kapitalcharakter bestand ja weniger in seinem Programm als vielmehr in der Art, wie er es an die Massen brachte: Er

war der erste Politiker, der sich selbst anbot wie eine Ware. Er sprach nicht vom Fortschritt, er verkörperte ihn, indem er die modernsten Kommunikationsmittel – Fotografie, Film, Schallplatte und Rundfunk – rationell nutzte, sich von einem Opernsänger in Techniken des Sprechens und der Schauspielkunst unterweisen liess sowie per Flugzeug in 15 Tagen 53 Städte eroberte. Das war schon fast eine futuristische Aktion, eine simultane Existenzweise, die ihn allgegenwärtig erscheinen liess wie ein sensationell neues Produkt auf dem Markt der Politik. Wenn diesem hässlich grölenden Mann etwas Geniales anhaftete, so sein Gespür für Public Relations, sein ungeheures Talent für Inszenierungen kollektiver Sehnsüchte, die ihm Macht verliehen.

Die SPD sah nur die Dummheit seiner Scheinlehre und der Massen, die ihr folgten. Dabei hätte sie mit Marx eben darin den adäquaten Ausdruck eines sich totalisierenden Warenfetischismus begreifen können, der alle Bereiche der bürgerlichen Gesellschaft erfasst. Doch da sie Politik für eine Sache der vernünftigen Argumentation hielt und sich vornehm abwandte von der Anbietung mit lockenden Wahlversprechen, blieb ihr nur die Flucht zur alten Diplomatie, zu Geheimverhandlungen hinter verschlossenen Türen, die das Parlament ausser Kraft setzten. Dabei hatten die Sozialisten mit dem Pomp von Basel auch einmal praktiziert, was ihnen nun als schlechte Manier erschien. Selbst gerade erst etabliert, gab es für sie schon zu viel zu verlieren, um nicht zu taktieren, und waren sie sich im Vertrauen auf einen unabwendbaren Fortschritt ihrer Zukunft noch zu sicher, um die erworbene Position energisch zu verteidigen. So hofften sie nach der Entmachtung ihres Ministerpräsidenten von Preussen durch Hindenburg und Papen am 20. Juli 1932 geduldig auf den Schiedsspruch des Leipziger Reichsgerichts, statt die traditionelle Arbeiterwaffe des Generalstreiks zur Verteidigung ihrer legalen Macht einzusetzen, die schon einmal die Männer mit dem Hakenkreuz am Stahlhelm aus Berlin vertrieben hatte und nun die Chance zu einer zweiten, nicht eisernen, aber lebendigen Einheitsfront bot. «Die Roten haben ihre grosse Stunde verpasst», triumphiert Goebbels. «Die kommt nie wieder.»⁷⁷ Doch war man nicht zwölf Jahre lang gut verfahren mit einer Befriedung von oben? Wenn sich alle an die Verfassung hielten, würde alles in Ordnung sein. Wozu sollte noch wirklich Gewalt vom Volke ausgehen?

Und so konnte sich die KPD als einzig konsequente Stimme von unten verstehen, die Staatsbeamte der SPD mit besonderem Eifer zu unterdrücken suchten. 1929 hatte allein deren Polizeipräsident von

Berlin das Demonstrationsverbot zum 1. Mai, dem von der Sozialdemokratie eingeführten «Kampftag der Arbeiterklasse», nicht aufgehoben. Beide Seiten erwarteten eine Kraftprobe, nur die eine war im Besitz der Waffengewalt, während die andere das Pflaster aushob. Sie wollten auf den Strassenkampf nicht verzichten, den Bebel einst Engels zu streichen bat, um mit der neuen Taktik den Staat zu erobern. 33 Tote, zumeist unbeteiligte Passanten, und hundert Verletzte waren das Resultat des «Blutmai», der gerade klassenbewusste Arbeiter bewegen musste, zwei Jahre darauf das Volksbegehren von Stahlhelm und NSDAP zur Auflösung des preussischen Landtags zu unterstützen.

Dennoch widersprach ihre Forderung, dieselbe Regierung, die auf sie schiessen liess, mit einem Generalstreik zu verteidigen, nicht einer Einheitsfront von unten: Als man im Juni 1929 im Wedding zusammenkam, war dies tatsächlich «kein Parteitag der Minister und Exzellenzen», der «Pfründner und Postenjäger, die es nach der Staatskrippe gelüftet», wie bei der SPD in Magdeburg. Natürlich wurden radikale Linke als Spalter aus den Massenorganisationen hinausgedrängt, mit Hilfe der Reformier auf schwarze Listen gesetzt. Das Schlagwort von der blutigen Diktatur des Sozialfaschismus lebte von dem kaum verblassten Blut der Strasse und war zugleich Ausdruck eines furchtsam verengten Wahrnehmungsmusters, das sich in der Losung aussprach, der Wedding und das Leunawerk, alle Stätten von Ausbeutung und Not, müssten «zu immer festeren Burgen des revolutionären Klassenkampfes, zu roten Festungen des Kommunismus werden». Denn die könne man nicht verbieten.⁷⁸

Die eigene Ohnmacht, das Gefühl des Ausgeliefertseins an eine Welt fortgesetzter Verbote verdichtet sich zur Burgenmentalität. Während die Sozialisten die Spielregeln der Demokratie, den gesetzlichen Rahmen einer möglichen Selbstbestimmung optimieren, sprechen die Kommunisten von leiblich erlittener Gewalt, die im Namen des Gesetzes als Friedenswerk erscheint. Das gesteigerte Empfinden für verleugnetes Leid aber verkehrt ihre Ausgrenzung in eine fatale Selbstisolation, sobald sie den Schmerz nicht mehr aus-, sondern durchhalten wollen, sobald sie sich – in Gedanken – mit einem Panzer, einer Festung umgeben, um zurückzuschlagen und einmal selbst die Macht zu erobern, die der feindlichen Welt Frieden gebietet durch ein neues Gesetz. Die Vorstellung äusserer Geschlossenheit imaginiert für den Augenblick einen Gewinn an innerer Stärke, doch verliert der Einzelne auf seinem gesicherten Posten, ausgerüstet mit schmalen Sehschlitzen und angewiesen auf die Übersicht der Späher

oben im Turm, die Weite des Horizonts und die Tiefe des Raums aus dem Blick.

War das nicht den Bolschewiki geschehen? Hatte Lenin versucht, die Blockade gegen Sowjetrussland durch internationale Verträge und Wirtschaftsbeziehungen aufzubrechen sowie im Innern die «asiatische Kulturlosigkeit» zu überwinden, so macht sein Nachfolger aus der Not eine stählerne Tugend. Das Mutterland der Revolution wird zur Feste geschmiedet und die KPD als ein Brückenkopf im Feindgebiet instruiert: «Verjagt die Agenten des Sozialfaschismus aus allen Funktionärsposten in Betrieben und Gewerkschaften!» Mit einem «kühnen Angriff auf den Reformismus»⁷⁹ wagt die Partei den Ausbruch, und läuft den Nazis ins Messer.

Obwohl sie den anderen Gegner durchaus früher und differenzierter erkannt hat als die SPD. Im Juni 1930 forderte das ZK, den Phrasen der NSDAP ihre reale Politik gegenüberzustellen, um zugleich zwischen der Führung und den Massen der Anhänger, Mitläufer und Wähler zu unterscheiden, deren Protestpotential es zu gewinnen gelte.⁸⁰ So hatte es Clara Zetkin sieben Jahre zuvor gefordert, und darauf war nun das *Programm zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes* ausgerichtet: Im Falle ihrer Machtergreifung würde die KPD den Versailler Raubfrieden aufkündigen, keine Grenzen ohne Zustimmung der Massen anerkennen, die Wirtschaft durch Handel mit der Sowjetunion sichern, Banken nationalisieren, den grossen Hausbesitz enteignen, die Staatskasse von unproduktiven Ausgaben für Polizei, Kirche u.a. befreien sowie den Grossgrundbesitz unter landarmen Bauern aufteilen. Mit eisernem Besen werde man alle Schmarotzer hinwegfegen, durch Begrenzung der Arbeitszeit auf sieben Stunden bei nur vier Tagen pro Woche die Erwerbslosigkeit aus der Welt schaffen und auf der Grundlage der breitesten Sowjetdemokratie die volle Gleichberechtigung von Frauen und Jugendlichen garantieren. Wenn sich daher alle Not und Ausbeutung Leidenden um die Partei zusammenschlossen, würde sie eine Macht bilden, gegen die jeder Widerstand aussichtslos wäre.⁸¹

Die Kampfansage an alle Besitzenden erhob zur Rettung, was die SPD als Möglichkeit der Verfassung offenliess: eine Verwandlung von Privat- in Gemeineigentum durch Staatsdekret. Zugleich nahm der nationale Einstieg Forderungen der NSDAP auf, so dass die KPD als Synthese der beiden Arbeiterparteien erscheinen konnte, die von unten her das Versprochene einlöst, statt selbst nur im bestehenden Herrschaftssystem aufzusteigen. Sie kam ja auch nicht in die Versu-

chung, sich mit den Regierenden zu arrangieren. Während Brüning noch im Oktober 1930 Hitler empfängt und im Januar 1932 Gespräche mit der NSDAP und der SPD aufnimmt, bleibt die drittstärkste Partei des Reichstages im Abseits. In einem selbstgewählten Abseits, mit einem Programm, das sie politikunfähig macht, indem es Ziele und Mittel vermengt: «Schmarotzer» zu enteignen sowie Arbeit und Boden an alle zu verteilen war gut gemeint. Ein ehrlicher Ausdruck der Empörung von Arbeitswilligen, die sich in Armut verstossen sehen, weil eine kleine Schicht an ihrem Überfluss festhält. Aber schlecht durchdacht und hatte mit Marxismus wenig zu tun. Denn solch moralisierende Diffamierung der Grosseigentümer zeigt nur, wie tief der Kleinbürgerstolz auf den wilhelminischen Arbeitsmann sich in die Mentalität seiner politischen Organisationen eingegraben hatte. Im Grunde verband dieser Stolz die drei Parteien miteinander und liess sie sich wechselseitig als Arbeiterverräter, -mörder und -hetzer denunzieren. Während ein kritisches Klassenbewusstsein nach Marx hätte fragen müssen, wie ein anderer Reichtum geschaffen, wie die Arbeit verändert, der Mensch in ihr aufgerichtet werden kann, statt den Luxus der wenigen nur in die Not der vielen herabzuziehen.

Doch hier versagt der einfache Blick von unten, bedarf es einer Sachkompetenz, die der beste Wille nicht ersetzen kann. Der Führer dieser Partei war wirklich ein Hafenarbeiter. Den Aufstand in Hamburg hat Thälmann souverän organisiert, so sehr man den Sinn einer vereinzelt Aktion anzweifeln mag. Eine Volkswirtschaft zu fördern aber stellt ganz andere Fragen, wie sie eher die vorsichtigen Brandler und Thalheimer beschäftigten. Und die wurden als rechte Abweichler zurückgedrängt, wie auch die SPD-Linke als der «gefährlichste Feind» galt⁸² im Abwehrkampf der Macher der Revolution gegen ihre geistig überlegenen Kritiker. Dabei hatte gerade die Einsicht, dass revolutionäre Bekenntnisse zu Masken taugen, hinter denen Hilflosigkeit sich verschanzt, Lenin bewogen, zur NOP umzukehren, die Partei zum Lernen von Fachkräften der – westlichen – Wirtschaft zu verpflichten. Bucharin war noch bestrebt, die Erfahrungen des eigenen Staatskapitalismus theoretisch aufzuarbeiten, als Stalin nach vorn floh und die KPD mitriss, die nicht sehen konnte oder wollte, wie sich in der Sowjetunion wieder eine Teilung der Gesellschaft in Obere und Untere vollzog. Als Leninisten hätten sie aus den Widersprüchen des russischen Aufbaus lernen, sie als Probleme der industriellen Arbeitsteilung begreifen müssen, statt Moral zu predigen, wie dies im Falle

Moskaus nun die SPD tat. Das Wirtschaftsbündnis mit der Sowjetunion war der einzig praktikable Punkt ihres Programms, und den erprobte die deutsche Regierung seit Rapallo. Stahllexporte in den Osten sicherten längst die einheimische Krisen-Industrie. Dass man dort im Gegenzug auch noch bereit war, die Reichswehr heimlich aufzurüsten, sie gar mit Kampfgas zu beliefern, hatte Carl von Ossietzky aufgedeckt, wofür er des Hochverrats beschuldigt wurde und keine Solidarität von Becher erfuhr.

Und dies war das zweite Verhängnis der KPD, dass die ehrlich gemeinte, nicht immer kompetente, Stimme von unten unglaublich wurde durch ihre Abhängigkeit von den Winkelzügen der hohen Diplomatie. So sprach das ZK im Februar 1932 nur noch von einer anti-imperialistischen Massenfront zur Verteidigung der Sowjetunion. Die Gefahr des Faschismus verschwand hinter der Vorstellung einer erneuten Intervention, die Japan mit der Besetzung der Mandschurei vorbereitet habe und die mit einer Einbindung Deutschlands in die Entente auf der gleichzeitigen Abrüstungskonferenz in Genf forciert werde. In deren Verlauf wurde ein Treffen zur endgültigen Regelung der Reparationsschulden beschlossen, die US-Präsident Hoover, nach einem Hilferuf Hindenburgs, im Juni 1931 auf ein Jahr auszusetzen vorschlug, um die gegenwärtige Regierungsform als ein «starkes Bollwerk gegen den Kommunismus» zu erhalten. Hoover sah in der deutschen Bankenkrise sofort eine Parallele zum Bankrott der Staatsfinanzen, der 1789 die französische Revolution ermöglicht hatte. Um dergleichen zu verhindern, waren die Westmächte denn auch bereit, mit der Vereinbarung einer einmaligen Zahlung von drei Milliarden Reichsmark im Juli 1932 auf den Youngplan zu verzichten. Damit aber fiel ein Eckpfeiler des KPD-Programms und musste Stalin von einem SPD-geführten Deutschland eine engere Anbindung an Frankreich und England, das heisst eine weitere geopolitische und wirtschaftliche Isolierung Sowjetrusslands befürchten. Dass sie unmittelbar einen Einmarsch planten, hat er wohl selbst nicht geglaubt. Doch warum war der Völkerbund 1927 nicht auf sein Angebot einer totalen Abrüstung eingegangen? Und warum sollten die enteigneten Besitzer auf ihr russisches Erdöl, Kohle und Erze verzichten, zumal das Land sich ja wieder am Abgrund eines Bürgerkriegs befand. Stalin erwartet eine Wiederkehr des Gleichen, die ihm gelegen käme, da sie die inneren Unruhen nach aussen wenden würde. Das war phantasielos, aber konsequent.

Erst im Mai 1932 ruft die *Rote Fahne* zur «Antifaschistischen Aktion» gegen den «Todfeind» auf. Als im Monat darauf die SA wieder zugelassen wird, setzt der Terror der Strasse ein: Parteilokale verwandeln sich in Festungen, Wahlversammlungen in Saalschlachten. Im August hält Clara Zetkin die wohl beste Rede ihres Lebens: Nachdem Pieck im Preussischen Landtag vom Pult gezerrt worden war, weil er die Nazis Arbeitermörder genannt und auf die Milde der Justiz ihnen gegenüber verwiesen hatte, wagt es die von Krankheit gezeichnete Fünfundsiebzigjährige, dem Reichstag als dessen Alterspräsidentin die Stirn zu bieten. Die Politik des kleineren Übels habe das grösste erzeugt – die Massen an Passivität zu gewöhnen. Das Parlament könne aber nur für Kämpfe genutzt werden, die draussen in den Massenaktionen ihre Stütze fänden. Stärke bestehe nicht in Parlamentssitzen, sondern in Organisationen. Deshalb sei es das Gebot der Stunde, alles Trennende zurückzustellen hinter eine «Einheitsfront gegen den Faschismus und seine Beauftragten in der Regierung».⁸³

Ein solcher Blick hätte die fatale Entgegensetzung von Demokratie und Diktatur, von Parlament und Massenbewegung vielleicht zu überwinden vermocht. Doch selbst im Oktober kann die Reichsparteikonferenz der KPD nicht auf die Erklärung verzichten, das Thälmannsche ZK stehe für die Abwehr aller bürgerlichen und sozialdemokratischen Einflüsse im unversöhnlichen Zweifrontenkampf gegen Rechtsopportunisten und Linkssektierer.⁸⁴ Dass Ulbricht noch am 18. Januar 1933 vor dem EKKI erklärt, es gelte gegen jede Korrektur der Generallinie zu kämpfen und den Hauptstoss weiterhin auf die SPD zu richten,⁸⁵ zeugt davon, wie umstritten die Linie bis in die höchste Generalität hinein bleibt. Wie aber sollte die andere Partei in alledem das Angebot einer Einheitsfront wahrnehmen, wie der Versuchung widerstehen, im Monat darauf nicht das drohende Verbot der KPD auszunutzen, indem sie den jetzt noch möglichen Generalstreik, auf die Zeit nach den März-Wahlen verschob, um als Gegenleistung ihre Stimmen zu fordern?

Die Suche nach der verlorenen Mitte, der rettenden Linie in all den absurd erscheinenden Kämpfen zwischen links und rechts, von oben und unten, spiegelt sich auch im Streit um ein Programm des BPRS. 1928 wollte man einer Literatur von unten Gehör verschaffen und glaubte schon mit ihrer blossen Existenz Trotzki widerlegen zu können. Doch als es um die Entwicklung einer wirklich eigenen literarischen Position, mithin um die Techniken des Schreibens ging, geriet die Mehrzahl der Arbeiterautoren in eine neue Abhängigkeit von den

wenigen professionellen, die bürgerlicher Herkunft waren und unversehens wieder zu Oberen wurden. Gegen die «Literaturtrozkisten» erhob sich die «Proletensektion» im Bundesvorstand noch einmal 1931 mit einem Programmwurf der Exilungarn Biro und Komját, die eine Überlegenheit der proletarischen Literatur proklamierten. Revolutionäre Autoren aus dem Bürgertum sollten wohl für den Anfang noch hergebrachte Formen vermitteln, ohne selbst ganz tief in das Leben der Arbeiterklasse eindringen zu können.⁸⁶

Becher sendet den Entwurf an das Sekretariat der Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller (IVRS), wie sich das IBRL seit seinem zweiten Kongress in Charkow 1930 nennt. Obwohl er einer Entmachtung gleichkam: «Komját und Recha und Möller betreiben eine intensive, aber schwer greifbare Hetze von links gegen mich, Biha, Wittfogel und IVRS», schrieb Becher im Juni nach einem sechswöchigen Aufenthalt in der Sowjetunion.⁸⁷ Die Linken hatten seine Abwesenheit genutzt, um Otto Biha als Redakteur der *Linkskurve* abzusetzen und eine ZK-Resolution gegen die Ästhetik-Artikel Wittfogels anzustrengen, die von Mai 1930 bis zum Januar in der Zeitschrift des Bundes erschienen waren. Eine abstrakte Debatte über Inhalt und Form an sich sei unverzeihlich im Angesicht der imperialistischen Kriegspläne. Nur durch Intervention in Moskau, beim RAPP-Vorsitzenden Awerbach, konnte Becher den Beschluss verhindern. War es nun die Zusicherung der Parteispitze, er werde seinen Posten nicht verlieren, war es Opportunismus, charakterlose Machtgier, die ihn bewogen, die Plattform der gegen ihn Hetzenden als «im Grunde absolut richtig» gutzuheissen?⁸⁸

Der Entwurf wurde im Juni angekündigt, aber erst im Oktober fertiggestellt. Im August erhielt die Arbeitsgemeinschaft kommunistischer Schriftsteller eine Fraktionsleitung für die «Intellektuellenarbeit» im Bund und SDS. Diese Aufgabe zu übernehmen war der Parteauftrag, mit dem Georg Lukács aus Moskau nach Berlin kam. Mit Gabor verfasst er sogleich eine «Plattform der Intellektuellen-Opposition im Allgemeinen und ein internes Arbeitsprogramm».⁸⁹ Becher operiert mit taktischer Vorsicht: Im Bundesvorstand isoliert, fordert er von seinen Opponenten ein Programm und lässt im eigenen Lager einen Gegenentwurf vorbereiten. Verwirrend ist nur, dass beide Seiten meinen, der gleichen Partei zu dienen, dass die «linke» Opposition Rückhalt im ZK findet und die «Rechten» im Herzen der Weltrevolution.⁹⁰

In dieser Pattsituation versucht der Vorsitzende, mehrere Wege of-

fenzuhalten. Dass er dabei auch an den eigenen Posten denkt, muss ihn nicht moralisch diskreditieren. Materielle Vorteile sind keine zu erlangen, auch kann von Macht, von Entscheidungsgewalt über anderes Leben kaum die Rede sein. Schwerer wiegt die Verlockung, sich als Repräsentant, als Sprecher der anderen zu sehen, der sinnlos empfundenen Existenz eines vereinzelt Dichters einen Sinn als Funktionär, als Wegbereiter einer neuen Literatur zu verleihen. Immerhin hatte 1917 ein Psychiater notiert, Bechers Ideal sei, ein Mandat für den Reichstag.⁹¹ Da er elf Jahre darauf nicht gewählt worden war, liesse sich der Vorsitz im Bund als Ersatz für das ersehnte Rollenspiel deuten. Allerdings verzichtet er in der Novemberwahl 1932 auf eine erneute Kandidatur zugunsten eines Inhaftierten.⁹² Und die Rolle im BPRS ist keine ruhmvolle – belächelt von den Kollegen gleicher Herkunft, beargwöhnt von den eigenen Genossen. *Er* hat sich, zum wiederholten Mal, der Intrige zu erwehren. So kann man ihm nur vorwerfen, nicht gänzlich auszusteigen aus einem intriganten Verein. Doch wäre dies nicht auch eine Flucht aus der Verantwortung? Eine Demonstration hehrer Moral, die nichts bewirkt?

Nachdem die Fraktionsleitung den linken Entwurf Anfang Oktober abgelehnt hat, drängt er in mehreren Briefen auf eine Stellungnahme der IVRS, um die Fronten endgültig zu klären. Als die erwünschte Kritik Ende Dezember eintrifft, schreibt Lukács ein neues Programm, das Gabor überarbeitet und Becher straft: Während Biro und Komját eine Überlegenheit über die bürgerliche Literatur bei gleichzeitigem «Nachhinken» hinter dem revolutionären Klassenkampf wegen ungenügend tiefer Verbundenheit mit der revolutionären Arbeiterbewegung behaupteten,⁹³ spricht der Gegenentwurf vom Zurückbleiben, das im Unvermögen bestehe, die Zeitprobleme so zu gestalten, dass der Horizont des Lesers sich erweitert. Das grosse proletarische Kunstwerk müsse die Wechselwirkung mit den anderen Klassen so allseitig und tief erfassen, dass im Alltagsleben die grossen treibenden Kräfte der gesellschaftlichen Entwicklung sichtbar und sinnfällig würden. Darin bestünde der Stil des «dialektischen Realismus», der allein eine wahre Massensliteratur schaffen könne.⁹⁴

Die Formel fand sich bereits bei den Linken. Beide Papiere standen vor der gleichen Frage, die der Reichskulturkongress der Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur (IfA) im März 1931 gestellt hatte: Wie denn jene Massen zu erreichen seien, die wider alle Logik des Klassenkampfes den Nazis nachzulaufen begannen? Die IfA war ja im Herbst 1929, nach der Weddinger «Wende», gegründet worden, um vielfältige

Organisationen unter einheitlicher Führung der Partei gegen die «Kulturreaktion» zu mobilisieren. Nun hatte sich erwiesen, wie wenig eine bloße Zentralisierung zu bewirken vermag. Daher erklärte der Bund, es gelte, mehr in bisher vernachlässigte Bevölkerungsschichten einzudringen.⁹⁵

Das war der gemeinsame Grund beider Programme, den konnte Becher auch im ersten Entwurf absolut richtig finden, da er selbst gerade einen Leitartikel über *Unsere Wendung* verfasst hatte: Man müsse die «Sprache der Massen» erlernen, um die wirklich treibenden Kräfte in unmittelbarer, nacherlebbarer Form darzustellen.⁹⁶ Glaubten aber die Proleten, durch Betonung des Inhalts ohne «Formenspielererei» die Einheitsfront von unten bewirken zu können, so sah Lukács gerade umgekehrt in der Eigenart des Ästhetischen, in der Wirkungsmacht der Gestaltung das politische Moment einer jeden Literatur.

Auch er war, wie Becher, vom Problem der sich selbst zerstörenden Form in der modernen Kunst aus zur Arbeiterbewegung gestossen. Als Sohn eines geadelten Bankdirektors hatte er in Budapest an der Juristischen Fakultät studiert, zunächst in Staatswissenschaften und sodann mit einer Theorie des Romans promoviert. Nach Aufenthalt in Florenz und Heidelberg näherte sich Lukács über Hegel dem Marxismus, trat 1918 der KP Ungarns bei, wurde sogleich in ihr ZK kopiiert und im Jahr darauf zum stellvertretenden Volkskommissar für Unterrichtswesen der Räterepublik ernannt. Von der Konterrevolution in Abwesenheit zum Tode verurteilt, fand er in Wien Asyl. Der zur Illegalität Gezwungene lehnte, mit Rosa Luxemburgs Vertrauen auf die Spontaneität der Massen, jegliche Beteiligung am Parlament ab, wofür ihn Lenin scharf kritisierte. 1923 gab er bis dahin verstreut publizierte Essays unter dem Titel *Geschichte und Klassenbewusstsein* heraus. Sie verbanden einen lebensphilosophisch verstandenen Hegel mit Max Webers Soziologie der Moderne als komplexer Rationalisierung und Marx' Analyse des Warenfetischismus: Weil die Rationalität, die alles Lebendige ihren Zwecken unterwirft, selbst ein Produkt der fetischisierten Warenbeziehung sei, erzeuge sie in der rationalen Gestaltung von Teilprozessen eine irrationale Ganzheit, die sich mit zunehmender Planmässigkeit ihrer Momente anarchisch selbst vernichtet. Ausgestellte Individualität und persönliche Freiheit in der pluralistischen Gesellschaft werden als Scheinform eines «verdinglichten Bewusstseins» greifbar, in dessen Rücken sich die sozialen Vermittlungen zwanghaft sachlich durchsetzen. Anders als die ab-

strakte Subjektivität des Bürgers, die sich ohne Reflex ihrer Voraussetzungen für unabhängig erklärt, könne der Arbeiter im Begreifen seines Objektstatus, des Warencharakters seiner leiblichen Existenz, sich zu einem Klassenbewusstsein erheben, das ihn mit der wahren Totalität des Seins, mit den objektiven Gesetzen der Zeit verbinde. Als konkrete Gestalt dieses existentiellen Bewusstseins verkörpert die Kommunistische Partei für Lukács jenes «Subjekt-Objekt», das Hegel im Widerspruch sich entwickeln und Schelling als das «Absolute» im Kunstwerk verwirklicht sah.

Solch hintergründig metaphysisches Verständnis des Marxismus wirkte elektrisierend auf linke Intellektuelle wie Bloch, Benjamin und Adorno und hinterliess noch in Heideggers *Sein und Zeit* seine Spuren. Doch Lukács verband die Theorie zugleich mit einer politischen Praxis, die aus dem Dilemma, die Partei als Fetisch sanktionieren oder von aussen her verwerfen zu müssen, durch immanente Kritik herausführen sollte. Gerade diese innere Verunsicherung, diese Nötigung, sich mit logischer Argumentation auseinanderzusetzen, war es wohl, die ihn in den Augen der Macher, der um ihre Posten kämpfenden Agitatoren, besonders gefährlich erscheinen liess, als ultralinken Revisionisten, wie ihn Sinowjew auf dem V. Weltkongress der KI brandmarkte.⁹⁷ Dennoch erhielt er 1928 den Auftrag, ein Grundsatzpapier zur Lage in Ungarn zu entwerfen. Mit einer «demokratischen Diktatur» forderte das ZK-Mitglied, sich nicht, wie Béla Kun, der Demokratie abstrakt diktatorisch entgegenzustellen, sondern bürgerliche Grundrechte in einem breiten Bündnis gegen den Faschismus zu verteidigen, um sie über ihre Grenzen hinauszutreiben.

Als die Thesen im Jahr darauf vom EKKI der Rechtsabweichung bezichtigt werden, nimmt Lukács sie in einem Akt der Selbstkritik zurück. Dass er trotz des Rituals, das seinen Parteiausschluss verhindert, an dem Konzept einer antifaschistischen Demokratisierung festhält, zeigt nun sein Programmentwurf für den Bund, der auf Erweiterung des Bewusstseins für die Breite der nötigen und real sich formierenden «Volksrevolution» zielt, statt den eigenen Horizont durch inflationäre Beschwörungen des Fetischs Proletariat zu verengen. Eben diese Sicht hatte sich ihm in Moskau bestätigt. 1930 aus Österreich ausgewiesen, arbeitete er mit einem Jahresstipendium im Marx-Engels-Archiv. Hier konnte der zweifache Revisionist seinen Ansatz beim «verdinglichten Bewusstsein» am Begriff der «entfremdeten Arbeit» in Marx' *Pariser Manuskripten* von 1844 präzisieren. Zugleich fand er eine Gruppe von Literaturwissenschaftlern vor, die un-

ter Michail Lifschitz die gesamte Hinterlassenschaft der «Klassiker» nach Grundsätzen einer Kunsttheorie absuchten. In deren Briefwechsel über das *Sickingen*-Drama von Lassalle, in dem sie die lebendige Charaktergestaltung bei Shakespeare Schillers Sprachrohren vorzogen, und in Engels' Wort vom «Sieg des Realismus» in den Romanen von Balzac, die trotz aller Klassenzugehörigkeit und persönlichen Sympathie des Autors ein wahres Panorama vom Untergang des Adels zeichneten – darin sah Lukács sein eigenes Bestreben vorgebildet.

Die Freude der Selbstbestätigung liess ihn nicht bemerken, wie das Verfahren Marx und Engels zu Kirchenvätern verdinglicht, deren Schriften zur Begründung eines Dogmas verführen, einer Lehre, die durch höchste Autoritäten abgesichert erscheint. Hätte nicht ein lebendiges Klassenbewusstsein von Personen und ihren Geschmacksurteilen abstrahieren müssen, um der Marxschen Methodik getreu einen eigenen ästhetischen Ansatz aus der Analyse der Wirklichkeit heraus zu entwickeln? Und doch war es ein Fortschritt, dass in der *Linkskurve* 1932 Auszüge aus den zumeist unbekanntenen Dokumenten erschienen. Darunter auch Lenins Kritik am Proletkult, sein Drängen auf das Erbe der Weltkultur. Bis dahin galt das mechanische Konzept der Parteiliteratur von 1905, die ein Rädchen im Getriebe eines einzigen Apparates sei, als Erfolgsrezept des Leninismus, das Becher 1925 erstmals aufgriff und die Zeitschrift des Bundes noch vier Jahre darauf an Stelle eines Programms abdruckte. Sie kannten ja nur einen Bruchteil der Äusserungen jener Geister, in deren Namen sie zu handeln meinten. In einer solchen Situation, vor dem Hintergrund sich polarisierender Massenbewegungen, wirkt Lukács' Bildungsvorsprung doppelt unanfechtbar: Weder Arbeiter noch Funktionäre vermochten auf seiner begrifflichen Höhe zu argumentieren, und niemand konnte den Belegen widersprechen. «Der heilige Franziskus predigt den Fischen», versuchte Becher die Schweigenden aufzumuntern, wenn sie einander stumm ansahen nach einem der endlosen Referate des Gelehrten im Bundesvorstand.⁹⁸

Erschlugen die Monologe schon die Berliner Führung, so mussten sie an der Basis, deren Masseneinfluss er doch erweitern wollte, vollends vorbeireden, waren sie eher Wasser auf die Mühlen der latenten Intellektuellenfeindlichkeit, aus der Hitler sein Kapital zog. Zumal Lukács mit einer vernichtenden Kritik an Romanen von Willi Bredel und Ernst Ottwalt die eigentliche Keimzelle der proletarisch-revolutionären Literatur verwarf: die Reportage als Sprachform der Arbeiterkorrespondenten. Der Theoretiker sah gerade hier das verdinglich-

te Bewusstsein am Werk, die ästhetische Entsprechung der entfremdeten Arbeit, die das Leben versachlicht, Menschen als gesichtslose Anhängsel einer sie fatal beherrschenden Maschinerie wie eines ebenso automatischen Klassenkampfes fixiert, in der Unmittelbarkeit willkürlicher Augenblicksaufnahmen verharrt und Resultate nach einem vorausgesetzten Schema montiert, statt Prozesse, widersprüchliche Entwicklungen in unverwechselbaren Charakteren zu gestalten. Indem er eine Gestaltung der Totalität des Alltags, den Ausdruck des wahren Klassenbewusstseins in grossen Kunstwerken nach dem Vorbild von Balzac oder Tolstoi fordert, entmündigt Lukács die Schreibenden, wie Becher es mit Lorbeer tat.

Ottwalt kontert mit Brecht, er vergesse über der ästhetischen Wertung der Literatur deren Funktion: Das in sich vollendete Werk verwandle den Leser in einen Geniesser, statt als Waffe im Kampf gegen den Faschismus «bewusstseinsverändernd in die Wirklichkeit einzugreifen». Neue, sich verändernde Wirklichkeiten würden die tradierten Formen sprengen, und so sei es kein Zufall, dass der sowjetische Fünfjahrplan seinen plastischsten Ausdruck in zwei Formexperimenten gefunden habe, in Tretjakows *Feld-Herren* und – Bechers *Grosser Plan*.»

Becher und Reiser hatten bereits 1925 ebenso argumentiert: Das Zeitalter der Eilzüge könne nicht mehr mit der Postkutschen-Lyrik eines Mörike erfasst werden. Auch die Waffen-Funktion von Dichtung im Klassenkampf nahm kein zweiter so wörtlich radikal. Wider den *Leichnam auf dem Thron* warf er Wort-Bomben. Die *Maschinenrhythmen* spürten mit futuristischer Technik widerständige Energien deformierter Leiber auf. *Levisite* war als Experiment, als Montage-Roman gedacht. Und noch 1929 schrieb er im Vorwort zu Grünbergs *Brennende Ruhr*: «Die Reportage ist die Avantgarde, der erste Vorstoss einer kommenden Dichtung in ein neues Diesseits.»¹⁰⁰ 1927 hiess es gar, eine lebendige Kunst der Übergangszeit sei Kunst und nicht Kunst, sie enthielte Elemente des Zerfalls, die zugleich Elemente neuer Gebilde seien. Die künstlerischen Produktivkräfte würden die Grenzen sprengen, die Produktionsverhältnisse die Formen von Drama, Roman und Lyrik aufbrechen. «Wolkenkratzer, Jazz, die Rhythmik der Maschinen: das ist unsere Zeit. [...] Wir leben im Experiment. [...] Wir müssen die Zeit... mit dem entwickeltsten Raffinement der modernen Technik erfassen.»¹⁰¹

Das sind Vorstellungen, die zwei, drei Jahre später bei Brecht wiederkehren. Es kann daher nicht genügen, sie unter dem Fahnenwort

«Materialästhetik» schlechthin Lukács und Becher gegenüberzustellen.¹⁰² Vielmehr müsste die Frage, warum der andere mit gleichen Motiven zu verschiedenen Resultaten gelangt, es ermöglichen, die Gegensätze in sich zu differenzieren. Denn auch der entscheidende Punkt, wonach es Brecht & Co. darum gehe, die tradierte Arbeitsteilung zwischen Produzenten und Konsumenten in der Kunst aufzuheben, findet sich bei Becher, liegt seiner Idee des Bundes zugrunde. Aus der Verinselung des Produzenten sah er 1923 eine Selbsterstörung der Formen hervorgehen, deren künstlich forcierte Radikalität zum Genussobjekt vermögender Kenner auf dem Kunstmarkt verkomme. Durch Rückbindung seines individuell sprachlichen Vermögens an das Bestreben der anonymen, zum Objekt von Wirtschaft und Politik verdinglichten Massen, sich als Subjekt zu erfahren, sollte die kunsthandwerklich gemachte Einheit von Versatzstücken wieder dem organisch gewordenen Ausdruck einer lebendigen Ganzheit weichen.

Becher wollte Geburtshelfer des kollektivistischen Gedichts, einer kommenden Gemeinschaftshymne sein. Als solche war schon das *Festspiel* von 1919 angelegt, das den Intentionen Max Reinhardts entsprach, das Theater aus seiner Verengung zur Guckkastenbühne herauszulösen, es wieder in den Vorstellungsraum *eines* Volkes zu verwandeln. In dessen Aufführung von Sophokles' *Ödipus* vor 5'000 Zuschauern im Zirkus Schumann war neun Jahre zuvor etwas zutage getreten, das sich in Kesslers Idee eines Nietzsche-Stadions ein Symbol schuf: eine Sehnsucht – der kulturellen Elite – nach antiker Ganzheit, nach einem Neuen Stil des sich arbeitsteilig zerreisenden Lebens der Moderne. Im «Geist der neuen Volksgemeinschaft» sahen Sozialdemokraten 1920 die Einheit von Schauspieler und Publikum mit einem Verband öffentlich getragener «Volksbühnen» gesichert. Piscators erstes Proletarisches Theater hingegen versuchte, den «Personenkult des Künstlers» in einem kollektiven Arbeitswillen aufzuheben, der auch den Zuschauer nicht mehr in der Rolle des Genießenden belässt, der ihn mit (er) zieht im «Geist der revolutionären Arbeiterschaft».¹⁰³ Theater nicht als Unterhaltung nach Arbeitsschluss oder Weihe am Feiertag, sondern organisierendes, die Sinne schärfendes Medium eines weltweiten Aufbruchs. Auch wenn das Projekt am Finanzmangel und der Verweigerung einer Spiellizenz durch den sozialdemokratischen Polizeipräsidenten von Berlin scheiterte, konnte es Becher 1923 bei Gumperz studieren. Zudem hatte die KPD einen Zentralen Sprechchor gegründet, den im Herbst der Putsche Gustav von Wangenheim

übernahm. Dessen Chor 7'000 wirkte elementar: «Ein Erleben, ein Rhythmus umspannt Darsteller und ‚Publikum‘ und zündet Gewissen und Aktion.»¹⁰⁴

Mit dem gleichen Ziel schrieb Becher sein *Festspiel* zu einem *Kampfdrama* um, das Pfingsten 1924 in Magdeburg vor oder besser mit 10'000 Zuschauer-Akteuren inszeniert werden sollte.¹⁰⁵ Warum es dazu nicht kam, ist unbekannt. Nur in Buchform entwirft er eine radikale Spielfläche: Wie der Anmarsch in Demonstrationssägen mit Musik, Fahnen und Plakaten, das Verteilen von Flugblättern sowie Ansprachen und Diskussionsgruppen bereits zum «Stück» gehörten, so war dessen Mitte als Improvisation gedacht, als freies Vor- und Ausspielen des «Deutschen Pfuhs» in Form eines «politischen Rummelplatzes».¹⁰⁶ Das wäre in einer Montage von Sketch, Artistik und Clownerie eine Vorwegnahme und Forcierung der *Revue Roter Rummel* gewesen, mit der Piscator Ende November im Wahlkampf für die KPD warb.¹⁰⁷ Der Autor setzt mit (seinen) Bildern aus der Novemberrevolution lediglich einen Rahmen, um das «poetische Gewissen» jener Volksteile zu wecken, denen bisher Zeit und Mittel fehlten, sich auszudrücken. Indem Schauspieler und Publikum sich zur «klassenbewussten organischen Einheit zusammen [arbeiten]»¹⁰⁸, würden sie selbst zu Schöpfern einer neuen Zeichenwelt. Ein jeder könne auftreten, in grotesken Gesten und Bildern sich den Irrsinn von der Seele spielen, all das Bedrängende einer Friedensordnung, die sich als unerklärter, alltäglicher Krieg zu erkennen gebe. Wie in einer Gruppentherapie.

Damit aber werden (bürgerliche) Kunst und (proletarisches) Leben gerade nicht organisch verbunden. (Geschlossene) Rahmenhandlung und (offene) Improvisation, (vorgeschriebene) Rollendisziplin und (erhoffte) Massenspontaneität fallen auseinander. Wenn am Ende von der Bühne herab (symbolisch) Waffen verteilt werden und das Spiel in Chöre übergeht, die den Bürgerkrieg hymnisch besingen, so schlägt die Auflöschung der isolierten Kunst in eine totale Ästhetisierung des politisch verengten Lebens um. Klassenkampf wird zur kultisch zelebrierten Erlösung, zur Feier einer unentfremdeten Gemeinschaft als rauschhafter Aufhebung des Einzelnen in einem all-einigen Gesang, der die Wirklichkeit vergessen macht. Ihr Vorbild ist, unbewusst, Richard Wagners *Gesamtkunstwerk der Zukunft*, die absolute Oper, die Nietzsche als Verrat, als Missbrauch der ästhetischen Mittel empfand: die Suggestion einer mythisch gesteigerten Einheitserfahrung als Machwerk des modern verein-

zelten, des dekadenten Künstlers. Ihre Kraft besteht weniger in der Parteinahme für das Leid anderer Menschen denn vielmehr in einem sich selbst verleugnenden Drang nach Anerkennung, der im Zeichen moralischer Verdammung von Individualismus und Dekadenz, in der Maske einer Selbstüberwindung durch funktionale Eingliederung in den Alltag der Partei ewig unbefriedigt weiterrückt.

In dem Masse, wie Becher als «proletarischer» Dichter anerkannt wird, schwindet seine demonstrative Radikalität. *Ein Mensch unserer Zeit* überschreibt er seine *Gesammelten Gedichte*, die 1929 im – Rudolstädter Greifenverlag erscheinen. Aus einem Wust sich überstürzender Gleichnisse habe er das einfache menschliche Wort gerettet.¹⁰⁹ Die Rettung aber bestand im Zerschneiden des expressionistischen Frühwerks: Verse verschiedener Gedichte wurden einfach zu einem neuen zusammengesetzt. Solch Montage harmonisierte, was einmal über das Bestehende hinauswollte. Auch in weiteren vier Gedichtbänden – der Zweitauflage der *Hungrigen Stadt* (1928), *Im Schatten der Berge* (1928), *Graue Kolonnen* (1930) und *Der Mann, der in der Reihe geht* (1932) – macht sich ein veränderter Tonfall geltend, eine Hinwendung zum Balladesken und eine Häufung autobiographischer Stoffe. Es ist, als beginne der Enddreissiger eine Mitte in sich selbst zu finden. Indem er sich mit seiner Herkunft zu versöhnen beginnt, öffnet sich sein Blick für die Wege anderer Menschen, die er zunehmend individuell zu gestalten vermag. Die einst verworfene Persönlichkeit wird ästhetisch legitimiert, während zugleich seine Lebensverhältnisse bürgerlich geordnete Züge annehmen. 1930 hatte er wieder mehrfach Kessler um Unterstützung gebeten; im Jahr darauf erwirbt die Frau, mit Hilfe ihrer Eltern, ein kleines Reihnhaus in Zehlendorf, wo ein tschechisches Dienstmädchen den Sohn versorgt. Zwar erwägt Becher, in die Sowjetunion auszureisen, als die Handelsvertretung ihren Arbeitsplatz abbaut und die Familie von seinen Honoraren nicht leben kann, doch retten ihn wohl Moskauer Beziehungen.¹¹⁰

Brecht geht einen umgekehrten Weg: Seine frühen Stücke inszenieren Asozialität und Egoismus als vitale Haltungen, sich des Moralisierens als Herrschaftsmittel einer unmoralischen Welt zu erwehren. Mit zynischer Kälte verdichtet seine *Hauspostille* den kalten Zynismus einer Realität, in der das Geschäft regiert und Menschlichkeit nur folgerichtig zur unscheinbaren Geste verkommt. Von Idealen erhofft er nichts, Weltanschauungen sind ihm Arbeitshypothesen, die experimenteller Prüfung bedürfen. Solch überlegen rationale Haltung, die aus der Distanz heraus den Blick für das

Bestehende analytisch schärft, statt sich der Wunschvorstellung einer erlösenden Synthese hinzugeben, setzt freilich ein geordnetes Leben voraus, das ihm selbst die beschriebenen Widrigkeiten vom Leibe hält. Mit einem Hausmädchen übernimmt er von seinem Vater auch dessen kulturelles Kapital. Brecht denkt nicht daran, alle Brücken hinter sich abzubreaken, und er stellt sein Schreiben nie in den Dienst der Partei, wie Becher es tat.¹¹¹ Während der Abkömmling des Oberlandesgerichtspräsidenten am «Richtbuch der Zeit» schreibt, während er Verse wie Geschosse schmiedet als Zeichen des Aufstands, um Rache zu nehmen für erlittene Schmach und Hass zu predigen für ersehnte Liebe, handelt der Sohn eines Augsburger Kaufmanns schlicht mit Ansichten, mit ätzenden Einblicken in eine schillernde Welt und verfasst die vielleicht berührendsten Liebesgedichte, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden.

Brecht muss sich nichts beweisen, er ringt nicht mit einem inneren Feind, will nicht, sich selbst verbrennend, in ein unsterbliches Werk hinübergehen. Er ruht in sich, ist von Jugend an Mittelpunkt sich um ihn scharer Freundeskreise. So können seine Arbeiten immer mehr den Charakter von Werkstattprodukten annehmen. Wie ein alter Meister beschäftigt er Gesellen und vor allem Gesellinnen, untersucht mit ihnen geeignete Stoffe und Techniken, nimmt Anregungen entgegen und regt Entwürfe an, denen er den letzten Schliff gibt, um sie unter seinem Namen zu verkaufen. Der Gewinn der Mitarbeiter ist ein geistiger. Ihm selbst ermöglicht die gelebte Bürgerlichkeit, ihre Anarchie mit dialektischem Witz in Szene zu setzen. In der verführerischsten Form von einfühlsamen Balladen verordnet der exmatrikulierte Medizinstudent boshafte Abgesänge auf erhabene Gefühle. Doch die Verfremdung verselbständigt sich nicht zum Stilmittel der romantischen Ironie. Vielmehr dient sie ihm zur Beschreibung einer Gesellschaft, die systematisch Armut im Überfluss produziert und Früchte der Erde vernichtet, um deren Preis zu wahren – einer Absurdität, die als das Muster gott- oder naturgegebener Ordnung gilt, vor der moralische Appelle an den Einzelnen lächerlich werden.

Im Unterschied zum absurden Theater aber übernimmt Brecht die traditionellen Formen, um sie immanent zu sprengen. Das Avantgardistische besteht bei ihm weniger in einer Auflösung von Kunst in Leben. Indem er die dramatische Handlung durch Kommentare unterbricht und somit das passive Einfühlen in den Helden verhindert, wird gerade der Kunstcharak-

ter des Bühnengeschehens betont. Die Identität von Kunst und Leben, wie sie der Naturalismus des 19. Jahrhunderts suggeriert und Hitler mit seinen Auftritten in die Politik einführt, soll zerstört werden. Wo die Wirklichkeit zur Nachahmung des Theaters wird, kann das Theater nicht mehr die Wirklichkeit nachahmen, ohne sich selbst zu verlieren. Das «epische» oder «nicht-aristotelische» Spiel will Modelle liefern zur Veränderung des Bestehenden: Die Bühne wird zum Labor, sie unterstellt gesellschaftliche Verhältnisse, unter deren Bedingungen Möglichkeiten menschlichen Verhaltens experimentell durchgespielt werden. Die Handlung behauptet nicht mehr, organische Gestaltung, wesenhaft gesteigertes Leben zu sein, sie gibt sich offen als Konstruktion zu erkennen, die durch Befremden zur Auseinandersetzung, zum Zergliedern ihrer abstrakt-«falschen» Momente nötig, das heisst eingreifendes Denken provoziert.

Exemplarisch erscheint das Konzept in den *Lehrstücken* und am reinsten in der *Massnahme*, dem umstrittensten Text Brechts, dessen strengen Aufbau der Autor noch kurz vor seinem Tod für eine Form der Zukunft hielt:¹¹² Vier Agitatoren stehen vor einem Parteigericht, den ein Massenchor darstellt. «Sie haben in China kommunistische Propaganda getrieben und dabei ihren jüngsten Genossen erschiessen müssen.» Um die Notwendigkeit dieser Massnahme zu beweisen, «zeigen sie, wie sich der junge Genosse in den verschiedenen politischen Situationen verhalten hat»¹¹³. Die vier treffen ihn als Sekretär des letzten Parteihauses vor der Grenze. Er stellt sich vor, indem er erklärt, sein Herz schlage für die Revolution. «Der Anblick des Unrechts trieb mich in die Reihen der Kämpfer. Ich bin für die Freiheit. Ich glaube an die Menschheit. Und ich bin für die Massnahmen der kommunistischen Partei, welche gegen Ausbeutung und Unkenntnis für die klassenlose Gesellschaft kämpft.» Die Abgesandten aus Moskau führen weder Ersatzteile noch Traktoren oder eine Anweisung des ZK mit sich; statt zu helfen, verlangen sie Hilfe, um den chinesischen Arbeitern das «ABC des Kommunismus» zu bringen – «den Unwissenden Belehrung über ihre Lage, den Unterdrückten das Klassenbewusstsein und den Klassenbewussten die Erfahrung der Revolution». Der Genosse ist einverstanden, seinen Posten zur Verbreitung der Weltrevolution zu verlassen. Einverstanden auch mit der Auslöschung seines Gesichts: Weil Panzerkreuzer und Kanonenboote bereitliegen, die Sowjetunion anzugreifen, wenn einer von ihnen in China gesehen wird, müssen sie Masken tragen, bereit zu sterben und den Toten zu verstecken.

Zuerst soll er Kulis agitieren, die einen Reiskahn schleppen. Doch weil er, trotz Warnung, in hilfloses Mitleid verfällt, verlachen sie ihn als Narren und verjagen auch seine Genossen auf Geheiss ihres Aufsehers als Hetzer. Vor einer Textilfabrik soll er mit Flugblättern zum Streik aufrufen. Da ein Polizist einen Arbeiter statt seiner verhaften will, empört sich der Genosse über das Unrecht. Der Arbeiter rebelliert, wird im Handgemenge erschossen, und der nun ausbrechende Streik endet mit der Bestrafung des Polizisten. Die grosse Ungerechtigkeit bleibt erhalten, indem sie eine kleine Gerechtigkeit gewährt.

Als die Agitatoren von einem Zoll-Streit der Kaufleute mit den Engländern erfahren, schicken sie den Jungen zum reichsten, er möge sein Vertrauen gewinnen, um die Kulis für eine gemeinsame Aktion zu bewaffnen. Der Händler begrüsst ihn als seinesgleichen, da auch er verstünde, von den Kulis Gehälter zu bekommen. Nach dem Essen wollen sie das Waffenlager besichtigen. Doch da ihm zuerst der Reiche sein Leiblied vorsingt, den *Song von Angebot und Nachfrage*, der im Eingeständnis gipfelt, er wisse nicht, was ein Mensch sei, er kenne nur seinen Preis, verweigert der Genosse das Essen, wird vertrieben und bleiben die Kulis unbewaffnet. Worauf der Kontrollchor antwortet: «Umarme den Schlächter, aber / Andere die Welt: sie braucht es!»

Schliesslich lässt er sich von Führern der Arbeitslosen zum Generalstreik überreden. Die Agitatoren entgegnen, er solle die Wirklichkeit sehen, seine Revolution sei schnell gemacht und morgen abgewürgt. Der Einzelne mit seinen zwei Augen könne vernichtet werden, nicht aber die Partei, die tausend Augen habe und auf der Lehre der Klassiker beruhe, geschöpft aus der Kenntnis der Wirklichkeit. Doch der junge Genosse kündigt alles Einverständnis, im Anblick des Kampfes wolle er das allein Menschliche tun: «Hier ist die Aktion. Ich stelle mich an ihre Spitze. Mein Herz schlägt für die Revolution. Hier ist sie.» Zuviel habe er gesehen, darum trete er vor «als der, der ich bin, und sage, was ist.» Er ruft in die Nacht, dass sie aus Moskau gekommen seien, «euch zu helfen», zerreisst die Maske und zeigt sein «nacktes Gesicht. / Menschlich, offen und arglos.» Da aber aus den Häusern die Ausgebeuteten schreien, wer den Schlaf der Armen störe, dass man die Fremden, die Hetzer jagen solle, schlagen die vier ihn nieder und verlassen die obere Stadt, während in der unteren die Massen in Versammlungshäusern warten. Sie müssen zu ihnen, können den Jungen, der sich selbst entlarvt hat, nicht über die Grenze bringen und ebensowenig sich der Gefahr

aussetzen, dass andere ihn erkennen, weil die Interventionstruppen bereitstehen. Also beschliessen sie, ihn zu erschiessen und seinen Körper in den Kalkgruben auszulöschen – wie sie es zu Beginn ihres Unternehmens vereinbart hatten.

Dass auch der junge Genosse seiner Tötung zustimmt, dass er zuletzt noch ausruft: «Im Interesse des Kommunismus / Einverstanden mit dem Vormarsch der proletarischen Massen», darin sah Ruth Fischer 1948, wie die meisten Gegner Brechts, eine rechtfertigende Vorwegnahme der Moskauer Prozesse. Das Stück entspreche den Parteisäuberungen nach der Niederlage in China, wobei der «Sänger der GPU» es fertiggebracht habe, die KPD, «allen revolutionären Drängens der früheren Jahre entledigt, darzustellen, ohne jede Spur eigenen Lebens, ein gefügiges Werkzeug in der Hand der russischen Hierarchen». ¹¹⁴ Allerdings vergisst die Antistalinistin zu erwähnen, dass sie es war, die 1924 die Niederlage vom Herbst zuvor genutzt hatte, sich selbst an die Spitze der Partei zu stellen, sie von Brandlerianern zu säubern und ihre Bolschewisierung auf Stalins Geheiss einzuleiten. Auch ging es ihr weniger um Brecht als um Gerhart und Hanns Eisler, ihre Brüder, von denen der eine als Rechtsabweichler sich in China im Auftrag der KI bewähren sollte, während der andere die Musik zu dem Chorwerk geschrieben hatte. Das Politische maskiert persönliche Querelen, es verbirgt eigene Rechtfertigungszwänge, die blind machen für die Wirklichkeit der Geschichte im Text und jenseits desselben.

Denn zwischen den Moskauer Prozessen und Brechts *Massnahme* besteht ein Gegensatz, der sich schärfer kaum vorstellen lässt: Das absurde Schauspiel einer rechtmässigen Verurteilung von Lenins (jüngeren) Genossen als faschistische Feinde war lang und gründlich vorbereitet, das Einverständnis der Angeklagten ein perfider Erfolg von Folter und Erpressung. Das Lehrstück erprobt eine Grenzsituation, in der es keine überlegenen Kläger mehr gibt: «Klagend zerschlugen wir unsere Köpfe mit unseren Fäusten / Dass sie uns nur den furchtbaren Rat wussten: jetzt / Abzuschneiden den eigenen Fuss vom Körper; denn / Furchtbar ist es, zu töten. / Aber nicht andere nur, auch uns töten wir, wenn es nottut / Da doch nur mit Gewalt diese tötende / Welt zu ändern ist, wie / Jeder Lebende weiss. / Noch ist es uns, sagten wir / nicht vergönnt, nicht zu töten. Einzig mit dem / Unbeugbaren Willen, die Welt zu verändern, begründeten wir / Die Massnahme.» ¹¹⁵

Das war nicht die Sprache der stalinistischen Gerichte. Für sie waren

die Ermordeten Feinde, ein Abschaum der Menschheit, und keine Genossen, kein Teil des eigenen Leibes, in den man sich, schmerzhaft, zu schneiden gezwungen sieht unter dem Druck unmenschlich-gewaltsamer Verhältnisse. Nicht Wachsamkeit wird hier demonstriert, sondern die Not im Augenblick des Schreckens festgehalten: «Es ist leicht, das Richtige zu wissen / Fern vom Schuss / Wenn man Monate Zeit hat / Aber wir / Hatten zehn Minuten Zeit und / Dachten nach vor den Gewehrläufen / Und mussten sehen das Gesicht des Unglücklichen / Unseres Genossen.»¹¹⁶

Wie bedenkenlos schlug dagegen in Bechers *Kampfdrama* die Entschlossenheit zur gewaltsamen Vernichtung der vernichtenden Gewalt in eine hymnisch verklärte Orgie der Destruktion um. 1919 hatte er noch den (männlichen) Zirkel des Tötens, die end- und sinnlose Folge von Angriff und Vergeltung durch eine (weibliche) Stimme einfacher Menschlichkeit durchbrochen, die niemanden verachtet, weil ihr Glaube an den Tod als ein Moment im Kreislauf des Lebens die Elend-Schwachen barg. Während sein Bekenntnis zum Materialismus ihn nur noch die Not sehen, die eigene Gottes-Suche als Verrat empfinden und Rache schwören liess, materialisiert Brecht das Menschliche jenseits religiöser Erlösungssehnsüchte in einer kreatürlichen Verbundenheit: «Wie das Tier dem Tiere hilft / Wünschten auch wir uns, ihm zu helfen». Er kontert den äusserst gesteigerten Sachzwang durch die immanente Gegenbewegung eines Mitgefühls, das die Fatalität des Tötenmüssens kreuzt, ohne sie aufzuheben: «Helft mir.» Bittet der Genosse, als die anderen ihn fragen, ob er «es allein machen» wolle. «Wir sagten: Lehne deinen Kopf an unsern Arm / Schliess die Augen / Wir tragen dich.»¹¹⁷

Zärtlicher und furchtbarer ist noch keine Tötung gestaltet worden. Man hat daher auch *Die Massnahme* als Schicksalstragödie gelesen, die Brechts eigene Theorien ad absurdum führe.¹¹⁸ Tatsächlich wirkt das Lehrstück auf den ersten Blick wie ein antikes Drama. Selbst die aristotelische Einheit von Handlung, Ort und Zeit wird gewahrt, da das Ganze ja eine Rechtfertigung der vier Agitatoren vor einem Parteigericht darstellt. Also doch ein schauriges Oratorium, das im Untergang des Einzelnen den Aufstieg der Bewegung feiert? Dieser Tod ist jedoch weder im juristischen noch im religiösen Sinne ein Opfer: nicht Mord, eher Tötung auf Verlangen und kein Ritual, das einer Weihe dient. Die Partei wird durch den Tod nicht erhöht, und der Chor erhöht auch nicht den Tod. Er heiligt nirgends das Mittel

durch den Zweck. Als Vertreter des Ganzen das Ganze sehend, nennt er die Arbeit der Agitatoren glücklich, weil die Revolution nun auch in China marschiert, und zeigt sich einverstanden mit ihnen. Der Tod erscheint als ein Arbeits-, ein Betriebsunfall. Der Genosse musste sterben, weil er gegen die – zu seinem eigenen Schutz – vereinbarten Regeln des Verhaltens verstieß, deren konsequente Einhaltung den Erfolg der anderen sichert. Die von allen einkalkulierte Auslöschung legitimiert die von keinem gewollte Tötung. Dem Jungen wurde am Anfang des Unternehmens sein Ende in Rechnung gestellt. Hier waltet kein göttliches Schicksal, sondern die Macht eines Diskurses, der im Ausserordentlichen seine Ordnung unter Beweis stellt.

Brecht meinte, der Genosse halte nicht genügend Disziplin und lasse zuwenig seinen Verstand sprechen, so dass er ungewollt zu einer Gefahr werde. Zweck des Lehrstücks sei demnach, «politisch unrichtiges Verhalten zu zeigen und dadurch richtiges Verhalten zu lehren».¹¹⁹ Kommunisten, vor allem Intellektuelle bürgerlicher Herkunft, die aus moralischen Gründen zur Partei der Unterdrückten übergegangen waren, musste die Verfremdung ihres Ideals, der Umschlag von solidarischem Klassenkampf in fatale Selbsttötung, stören. Sie fanden das Stück nach seiner Uraufführung im Dezember 1930 unrealistisch: eine idealistische «Vergewaltigung der revolutionären Wirklichkeit durch Gehirnliche Konstruktionen»,¹²⁰ die die Partei vergöttere und von mangelnder Erfahrung zeuge. Es entspreche nicht der Praxis, dass man einem jungen Genossen, der dauernd Fehler begehe, immer schwierigere Aufgaben übertrage, schrieb Biha in der *Linkskurve*.¹²¹ Und Alfred Kurella urteilte in der *Literatur der Weltrevolution*, dem Organ der IVRS, dass gerade die Agitatoren politisch falsch, nämlich rechtsopportunistisch handelten, indem sie aus ihrem Kopf, aus den Lehren der Klassiker heraus ideale Bedingungen erwarteten, statt den spontanen Kampf der Massen weiterzutreiben.¹²²

Brecht hat daraufhin das Lehrstück überarbeitet: Die Agitatoren kommen nicht mehr wie Missionare in ein fremdes Land, sie sollen die Partei nicht aufbauen, sondern unterstützen. Der junge Genosse hat die Reiskahnschlepper nicht schlechthin aufzuwiegeln, vielmehr lässt er sie Holzschuhe, eine konkrete Arbeitserleichterung, fordern. Und vor der Fabrik gilt es einen Teilstreik zum Massenstreik zu erweitern. Dass er trotz aller Fehler noch bis zuletzt helfen muss, das Netz der Partei zu knüpfen, wird mit seinem grossen Anhang in den Jugendverbänden motiviert. Und bevor der Junge mit ihnen bricht, fordern die anderen nun,

er möge sie überzeugen, weil sie selbst im Unrecht sein könnten, wie auch der Chor sich vom Urteilenden zum Lernenden wandelt.

Das alles sind gewichtige, teilweise die Argumentation umkehrende Veränderungen, die zeigen, wie ernst Brecht die Kritiken nahm, dass er bereit war, sich selbst belehren zu lassen. Der Text war ja tatsächlich eine Kopfgeburt, entwickelt aus dem *Jasager* und *Neinsager*, die am Modell eines japanischen No-Spiels aus dem 15. Jahrhundert Motive des *Badener Lehrstücks vom Einverständnis* variierten. Doch die Rahmensezung wurde von den empirischen Einwüfen nicht berührt: Es blieb bei der doppelten Auslöschung, deren Vorbild weniger in den chinesischen Realerfahrungen zu finden war als in der Theorie Lenins. Dessen Konzept vom Hineintragen eines (selbst-) kritischen Klassenbewusstseins in den Alltag der Massen, indem die Partei Widersprüche im Bestehenden ausnutzt, statt sich in radikalen Forderungen zu gefallen, kennzeichnet die Agitatoren. Brecht hatte Lenins Kritik am *Linksradikalismus als Kinderkrankheit des Kommunismus* sowie die Rede vor den Jugendverbänden gelesen, die gerade 1930 in der deutschen Werkausgabe erschienen waren. Vor allem das Lernen aus den Fehlern der eigenen Praxis und die Bindung «kommunistischer Sittlichkeit» an die Interessen des Klassenkampfes werden modellhaft übernommen.¹²³

Was aber Lenin unvermittelt gegenüberstellt, forciert Brecht dialektisch, indem er die Spannung von materieller Sittlichkeit, realer Veränderung und der Predigt formaler Moral innerhalb der kommunistischen Bewegung selbst verortet. Der junge Genosse, den der Anblick des Unrechts in ihre Reihen trieb, verkörpert ein rein moralisches Selbstbewusstsein, eine gute Seele, die jedem sogleich und überall zu helfen bereit ist – und niemandem auf Dauer hilft. Sein Glaube, die Menschheit solle frei sein, übergeht die Gründe, warum Menschen unfrei sind. Die im Dunkel verborgene Masse, der er sich als ihr Helfer hilflos offenbart, vertreibt in ihm einen fremden Störenfried, der ihr Leben nicht teilt. Sein eigenes Handeln ist unfrei, beschränkt von sublimer Selbstgerechtigkeit: Sein Mitleid und seine Bereitschaft, zur Durchsetzung von Gruppeninteressen einen Aufstand zu wagen, ändert nichts an der Lage der Betroffenen, weil sie im System der Arbeitsteilung gründet. Jene Mehrheit verachtend, die in diesem System funktioniert, um zu (über-)leben, verhindert er das Bündnis, die Verständigung, die allein die bestehende Gesellschaft radikal, in ihrem Grund revolutionieren könnte.

Denn Aufseher, Polizist und Kaufmann werden von Brecht nicht verächtlich, sondern funktional gestaltet: Sie alle stellen sich als Personen vor, die eine bestimmte, für das Zusammenleben nützliche Aufgabe erfüllen. Insofern sind sie Masken im ursprünglichen Wortsinn der lateinischen *persona*.

Auch Marx begreift Kapitaleigner und Lohnarbeiter als «Charaktermasken» jenseits ihrer (privaten) Moral. Was ein Mensch an sich, hinter den Masken seiner in Geld zu berechnenden Zweckmässigkeit sei, diese Frage des Kaufmanns bleibt bei Brecht (und Marx) offen, wird vom Spielmodell der sozialen Rollenspiele erst hervorgetrieben. Die Agitatoren spielen die Rolle von Partei-Agenten, die sich als «normale» Bürger maskieren. Indem sie die Regeln ihres Spiels, die Normen der Konspiration einhalten, überleben sie erfolgreich. Darin gleichen sie, als gut funktionierende Berufsrevolutionäre, denen, deren Funktionieren sie verändern wollen. Nur das Moment ihrer Nicht-Identität unterscheidet sie, ihre Anpassung um des Widerstands willen, ihre innere Differenz zu der Rolle, die sie äusserlich spielen, ihr Bestreben, sich auf Bestehendes einzulassen und es nicht als Fertiges hinzunehmen.

In dieser Immanenz des Widerspruchs könnte das Menschliche aufscheinen, oder besser gesagt: etwas kreatürlich Lebendiges, wie es das Bild der furchtbar-zärtlichen Tötung verdichtet und das Spiel als Bewegung materialisiert. Denn ein jeder der vier Agitatoren muss einmal die Rolle des Getöteten übernehmen, dessen argloses Gesicht im listigen Maskenspiel seiner Genossen wiederaufersteht – als ein Stachel der Erinnerung an das Verlorene, an die ursprüngliche Vision, aus der die Partei ihre Identität bezieht. Das absolute Verlangen nach dem Guten muss untergehen, sobald es sich als das einzig Wahre dem Bestehenden gegenüberstellt. So gesehen hat der Junge, als Typus, ein echt tragisches Schicksal und erscheint die Partei gerade darin als eine wahrhaft sittliche Kraft der Veränderung, dass sie die Selbstbeschneidung der in ihr Handelnden schmerzhaft wachhält. Sollte das Lehrstück dann nicht doch «Furcht und Mitleid» erregen, die Zuschauer in ihrer Ganzheit, ihrem Denken und Fühlen ergreifen – wie es Aristoteles von der Tragödie forderte?

Den Pressestimmen zufolge hat die Uraufführung genau so auf das Publikum in der Berliner Philharmonie gewirkt: Erschütternd und hinreissend sei das Ganze gewesen.¹²⁴ Natürlich gab es auch andere, die eine «polizeiliche Büro-Sprache» vernahmen.¹²⁵ Die politische Tendenz der Zuschauer überlagert ihre Wahrnehmungen. Und dennoch be-

stätigen selbst die Verrisse das Beeindruckende der Vorstellung. Drei grosse Arbeiterchöre hatten sich zu einem äusserst disziplinierten Gesang vereint. Vor ihnen sprachen und sangen vier Schauspieler in einer Art Boxring. Dahinter wurden die Texte in kindlicher Handschrift an eine Wand projiziert. Durch Weglassung jeglicher Requisiten unterstrich Slatan Dudow als Regisseur noch den gestisch-einfachen, den «primitiven» Charakter des Spiels, der den Möglichkeiten des Agitproptheaters entsprach, jener Form, die aus einer Vielzahl von Sprechchören als eigenständige Ausdrucksweise hervorgegangen war – und erhöhte gerade dadurch die suggestive Wirkung der Bühne, auf der die Versammelten, wie im antiken Drama, Grundprobleme ihrer Polis in bewusster Stilisierung, den Mythos der Weltrevolution verhandelt sahen. Manche sprachen denn auch vom «Versuch eines neuen Kultes», einer «Ahnung künftiger Liturgien».¹²⁶ Als Brecht und Eisler dagegen in einer öffentlichen Diskussion betonten, das Werk sei mehr zu Lehrzwecken für Produzenten als für Konsumenten geschrieben, werden sie scharf zurückgewiesen.¹²⁷ Sieben Jahre später notiert Brecht, das Lehrstück bedürfe überhaupt keiner Zuschauer, da aus ihm nur die selbst Spielenden durch «Einnahme bestimmter Haltungen» lernen könnten.¹²⁸ Und schliesslich untersagt er vor dem Hintergrund des Kalten Krieges jegliche Aufführung, die erfahrungsgemäss nichts als moralische Affekte beim Publikum hervorriefe.¹²⁹

Es bleibt bei dem Dilemma: Als Aktion von Massen – im Chor – für Massen – im Zuschauerraum – wirkt *Die Massnahme* kathartisch, während das Lehrstück als Versuchsanordnung zur experimentellen Selbsterkundung sozialer Rollenspiele nur wenige Intellektuelle erreicht, Gymnasial- und Studentengruppen in den sechziger und siebziger Jahren. Auch die Annahme des Autors, die Strenge der Form ermögliche ein freies Erfinden, ein Variieren der einzelnen Szenen,¹³⁰ wird von der Aufführungspraxis widerlegt. Brechts eigene Überarbeitung verfälscht bereits seinen Materialbefund, indem er die Leninsche Partei neuen Typs zu einer gewaltfreien Kommunikationsgemeinschaft von Lehrenden und Lernenden idealisiert. Wer umgekehrt das Stück als Entlarvung der bolschewistischen Barbarei inszenieren will, ist gezwungen, selbst das Menschliche, den Schmerz in der Tötungsszene zynisch auszulöschen.¹³¹

Auch dies könnte man einen Sieg des Realismus nennen. Die Stärke des Textes liegt in der Strenge seiner Konstruktion, die Typen des Verhaltens konsequent an ihre Grenzen im Rahmen real gesetzter Verhält-

nisse führt. Die Logik des Geschehens zwingt, instinktiv nach einem Ausweg zu suchen, weckt die Phantasie, die das Bestehende in seiner Totalität in Frage stellt. Und darin erweist es sich als organischer Ausdruck einer nicht naturgegebenen, einer von Menschen gemachten, auf kollektiven Vorstellungen von Ordnung beruhenden Wirklichkeit. Insofern hätte Lukács seine Kritik am verdinglichten Bewusstsein, das nur Impressionen aneinanderreicht, in Brecht bestätigt finden müssen. Doch bleibt die Positivität des Ganzen negativ. Der Vormarsch der Massen macht den Untergang des einen nicht vergessen; sein Schicksal wird nicht versöhnt durch ein Gesetz der Geschichte, der Widerspruch nicht aufgehoben in einer Weltanschauung, die Neues im Alten verheißt. Neu ist der Schrecken, dass es weitergeht. Das Spiel gibt keine Antwort, es schärft die Fragen einer unverändert brüchigen Welt.

Lukács hat sich auf die Grenz-Erfahrungen der endlich gestalteten, der nicht in sich vollendeten Totalität erst gar nicht eingelassen, indem er sie als ethische Verengung von «strategischtaktischen Problemen der Partei» abwies.¹³² Möglich, dass dem zweimal Verwarnten die Sache zu nahe ging. Auch Brecht, der sonst Leid und Tod auswich, ist solch ein radikaler Text nie wieder passiert. Und Becher schweigt. Nur in einer Fussnote zur *Wewt/e*-Erklärung heisst es, Genossen entzögen sich der Wirklichkeitskontrolle, indem sie in chinesische Stoffe flüchteten.¹³³ Als 1932 *Die Massnahme* von Arbeiterchören in sechs Städten aufgeführt wird, behauptet er, «unsere Literatur» könne «alle Masken abreißen», da die Arbeiterklasse ihrem Kampf keine aufsetze.¹³⁴

Seine Antwort auf Brecht ist ein anderes Chorwerk, das die Junge Volksbühne im gleichen Jahr spielt: *Der grosse Plan*. 1930 hatte Becher auf der Konferenz von Charkow gefordert, sowjetische Autoren müssten jetzt ein Epos des Fünfjahrplans schreiben. Das Treffen von 81 Vertretern aus 22 Ländern war Ausdruck einer merklichen Konsolidierung. Die Idee einer Literateninternationale schien sich zu verwirklichen. Andererseits verwiesen Themen der Tagung wie die Suche nach einer «Generallinie» zur Klärung theoretischer Fragen oder einer Neuordnung des Verhältnisses von proletarischen und «kleinbürgerlich-revolutionären Schriftstellern»¹³⁵ auf wachsende Verunsicherung: Das Schlagwort von der Weltrevolution genügt nicht mehr in dem Augenblick, da ein reales Bedürfnis nach Orientierung in der weltweit ausbrechenden Krise es auf greift. Jetzt waren Handlungskonzepte nötig, die

nur aus einer Verständigung der letztlich doch mehr spontan gebildeten denn zentral geplanten Nationalverbände hätten erwachsen können. Das Moskauer Büro aber weiss, wie das EKKI, allein seinen Führungsanspruch durch Besetzung der wichtigsten Referate zu behaupten. Becher erzwingt dennoch eine Rede für den BPRS. Zur Kriegsgefahr sprechend, drängt er, weniger mit bürgerlichen Spitzenliteraten zu polemisieren und mehr auf die Massenliteratur zu achten, in der Krieg wie ein Abenteuer wirke, das aus der Enge des Alltags befreit. Auch gelte es, das Zerstörungswerk nicht als ein isoliertes Phänomen zu verdammen, dem gegenüber die bestehende Gesellschaft bewahrenswert erscheine, statt das Reifen des Krieges in der Friedensordnung aufzuzeigen. Die eigene Phantasielosigkeit verkenne den kommenden Krieg.

Das alles waren Leitsätze, die seinem Roman *Lewisite* zugrunde lagen. Wie nebenbei schlägt Becher zudem vor, ein westeuropäisches Sekretariat der IVRS in Berlin zu gründen. Und schliesslich war auch die Aufforderung, mit dem Fünfjahrplan Schritt zu halten, durch seine epische Gestaltung die Genossen in den kapitalistischen Ländern zu unterstützen, eine deutliche Absage an die Führungskraft der Sowjetliteratur, freilich in der Form eines Auftrags, sich als solche in der Tat zu erweisen. Denn es sei ein katastrophaler Fehler, dass keiner es verstanden habe, konkret, lebendig, in einfacher Sprache den Aufbau ihrer Heimat zu gestalten. Nach Serafimowitschs *Der eiserne Strom*, dem Heldenlied des Bürgerkriegs, und Majakowskis *150 Millionen* bliebe noch das Gewaltigste zu besingen. Ein Gesang auf den Fünfjahrplan «hätte die Macht, tief in das Bewusstsein einzudringen, in jede menschliche Bewegung, bis in die fernste Traumfaser hinein», somit immer weitere Schichten vom Vaterland des internationalen Proletariats zu überzeugen und die Kriegspläne der Imperialisten zu durchkreuzen.¹³⁶

Im Anschluss an die Konferenz nahm Becher, mit anderen Delegierten, an einem öffentlichen Prozess gegen die «Industriepartei» teil, der Ende November in Moskau begann. Acht Techniker und Ingenieure, darunter Professor Leonid Ramsin, Direktor des Wärmetechnischen Instituts der Hauptstadt, und Viktor Laritschew, der Vorsitzende der Brennstoffsektion im staatlichen Planungskomitee, waren angeklagt, im Dienst einer Pariser Emigrantenvereinigung gezielte Wirtschaftssabotage organisiert zu haben. Sie lieferten ausführliche Geständnisse und wurden entsprechend verurteilt – fünf zum Tode. Die Gäste waren be-

eindrückt, wie Prozessberichte von Anna Seghers und Louis Aragon bezeugen.¹³⁷ In Bechers Phantasie verknüpft sich das Erlebte mit der Idee des soeben beschworenen Epos, das er in Berlin niederschreibt, während der Streit um Brechts *Massnahme* beginnt.

So entsteht die Vorstellung vom planmässigen Aufbauwerk im Kontrast zur gleichzeitigen Formierung eines Gegenplans, das Land insgeheim in Chaos, Hunger und Aufstände zu treiben. Trotz ihrer Klugheit und des ausländischen Kapitals aber scheitern die überlegenen Fachleute gleich doppelt an den Massen: da sie, wie Becher es in Charkow formulierte, unter «Anspannung der letzten Kraft»¹³⁸ den Plan trotz alledem, und noch dazu vorfristig, erfüllen und weil das «Auge der Massen», die GPU, jede Bewegung kontrolliert. Das ergibt, in gestischeinfacher Sprache konzentriert, tatsächlich den Eindruck von etwas Gewaltigem, von dem eine begeisterte Wirkung ausgehen konnte.

Fritz Beer hat sich im Abstand von fünf Jahrzehnten erinnert, wie er auf einer Revolutionsfeier in Prag Auszüge aus dem Epos aufnahm: «Wir mokierten uns über dieses Traktat ohne Farben, Töne und Gefühle, über die ständige Wiederholung des banalen Parteilogans vom «Grossen Plan, der für fünf Jahre geplant war und in vier Jahren erfüllt wurde». Das war keine Dichtung, drang nicht unter die Haut, sprach nicht zu den Herzen, es war eine Litanei im Paukenton. Aber es riss die Zuhörer mit, obwohl es meist Tschechen waren, die kein Wort deutsch verstanden.»¹³⁹ Dagegen fand Herbert Ihering die Sprache des Epos 1951 «jedem Arbeiter verständlich und doch anspruchsvoll, formbewusst, unsentimental». Solostimmen und Gegenrufe würden akustisch fast mit derselben Technik eingeschnitten, mit der optisch in Eisensteins und Pudowkins ersten grandiosen Filmen die Massenszenen mit Grossaufnahmen Einzelner kontrastierten. Der *Grosse Plan* stehe mitten in der Bewegung, die damals Film, Bühne, Dichtung und Musik erfasst habe, er gehöre zu den «Meisterwerken jener Jahre kurz vor 1933, in denen der deutsche Geist noch einmal sich sammelte, in denen die Verbindung zwischen Arbeitern und Intellektuellen dichter wurde».¹⁴⁰ Auch hier verzerrt das Politisch-Moralische die Wahrnehmung des Ästhetischen. Worin der eine ideologischen Formalismus erblickt, der durch monotone Wortwiederholungen Massen in seinen suggestiven Bann zieht, gewahrt der andere den Einsatz moderner Techniken als adäquaten Ausdruck einer Zeitbewegung.

Schon weil er so verschiedene Les- oder Hörarten ermöglicht, nötigt der Text, ihn genauer anzusehen. Auf den ersten Blick handelt es sich

um eine Entlarvung von Agenten des Klassenfeindes, die ausgelöscht werden: «Wenn man die hier / An die Wand stellt, / Ist es, um / Einen Dreck abzutun, / Eine schmierige Sache.» Einer der Angeklagten sei zwar ein alter Mann, aber doch ein Schädling – «Also / Muss man ihn / Auslöschen.» Menschliche Bedenken tun nichts «zur Sache».¹⁴¹ Mit dieser verächtlichen Härte, die der eine herzlich und der andere unsentimental nennt, schafft Becher das Gegenstück zu Brecht: Seine Agitatoren reißen dem falschen Genossen – Ramsin – die Maske vom Gesicht und bekennen sich offen zu einem weltweiten Sturm. Wie er selbst stolz darauf war, dass beim Reichsgericht ein zweites Hochverratsverfahren gegen ihn anstand, weil er im Oktober 1929 auf einem Schriftstellerkongress in Baku versichert hatte, der «rote Wachtposten des Westens» stehe bereit, die Angriffe auf die Sowjetunion abzuwehren, und die Zeit sei nicht fern, da in Deutschland unter Führung der KP von Neuem Barrikaden errichtet würden.¹⁴² Etwas anderes wäre es daher, vor Gericht «Worte zu sprechen, / Die widerhallen in den Massen».¹⁴³

Dass sie sich den Massen überhaupt in den Weg stellten, nicht wie sie es taten, ist die Schuld der Angeklagten, die *vor* jeglicher Beweisführung «Telegramme aus aller Welt», «Meetings in Städten und Dörfern» zu erschiessen fordern.¹⁴⁴ Auch Gorki ging in seinem Aufruf *An die Arbeiter und Bauern* von Frankreich und England bereits am Tag des *Vrozessbeginns* davon aus, dass in Moskau gelehrte Lakaien der aus Russland verjagten Kapitalisten vor Gericht stünden, die «abscheulichster Verbrechen gegen die Arbeiterschaft überführt worden und geständig» seien. Deshalb sollten sie von ihren Regierungen fordern, die Emigranten zu vertreiben, um einen Krieg zu verhindern.¹⁴⁵ Zehn Tage zuvor hatte er den Satz geprägt: «Wenn der Feind sich nicht ergibt, wird er vernichtet.» Dies sei die Folge aus einem andauernden Bürgerkriegszustand, verursacht durch den Terror der Kulaken und organisierten Lebensmittelmangel. Wobei Gorki die Gewalt als Weg zu einer Kultur bejaht, die nicht mehr nur im Werk weniger bestehe: Die Partei bringe die «Vernunft der revolutionären Masse zum Ausdruck», indem sie deren wundertätige Energie organisiere.¹⁴⁶ Kurz darauf erklärt er, nicht eine einzige Person, sondern «die konzentrierte Energie von Millionen» übe in der Sowjetunion die Diktatur aus. Deren Ziel, der Gesamtbevölkerung das Bewusstsein ihres Rechtes auf Schaffung neuer Formen von Gleichheit anzuerziehen, beweise, dass der Individualismus aufgehört habe, Grundlage der Kulturentwicklung zu sein.

Die krude Formulierung wird verständlich, wenn man sieht, woran Gorki zugleich arbeitet: Seit 1925, seitdem der Emigrant sich mit dem Gedanken trägt, wieder nach Sowjetrußland zurückzukehren, schreibt er an einem Roman, der die vier Jahrzehnte russischer Geschichte von 1880 bis zur Oktoberrevolution in vier Bänden umfasst, von denen der abschliessende, dem er nach 1930 die letzten sechs Jahre seines Lebens widmet, ein Fragment bleibt. *Das Leben Klim Samgins* – ein Versuch, den Umbruch der Epoche und des eigenen Lebens im Prisma einer Gestalt zu erzählen, die das Maskenspiel sich selbst erfindender Menschen durchschaut, der die Welt nur ihr leeres Ich zurückwirft in einem Spiegellabyrinth bedeutungsloser Impressionen, einer Gestalt, die eine «Utopie von Abenteurern» in der Revolution gewahrt, wie der Bittere selbst, bevor er das Land verließ – Bilder eines radikal Aufgeklärten, der jeden Glauben verlacht und sich zu glauben sehnt, der an seiner Individuation, an der Sinnlosigkeit seines Wissens leidet und zuletzt von den Massen zertreten werden soll.

Jürgen Rühle hat die «Totenmesse der Intelligenzija» als Dokument eines inneren Kampfes zwischen der Romantik bolschewistischer Weltverbesserung und dem Realismus eines liberalen Intellektuellen beschrieben.¹⁴⁷ Mit Nietzsche gelesen, gewinnt der Gegensatz noch eine andere Dimension: Dann erzählt der Künstler Gorki die Geschichte des Nihilismus, der Selbstentwertung traditionell europäischer Werte. Während der politische Publizist Gorki die Kluft zwischen dem apollinischen Schein der Identität eines autonomen Ich und der dionysischen Erneuerung des alleinigen Lebens in rauschhafter Zurücknahme seiner Individuation zu überbrücken sucht, indem er die Partei zum Organ, zum Geburtshelfer einer neuen Geschichte erklärt, der die Massen zur «Vernunft» bringt: ihre unterdrückten Energien zur Destruktion des Zerfallenden freisetzt und ihnen zugleich, als bindendes Gegengewicht, das Recht einer neuen Kultur anerzieht, mit bewusster Gewalt anzüchtet. Denn: «Kultur ist die durch Vernunft organisierte Gewalttat an den tierischen Instinkten der Menschen.»¹⁴⁸

Als eine solch gigantische Triebsublimierung erscheint bei Becher der Fünfjahrplan. Nur zwei Gestalten des Epos sind individualisiert: Ramsin und ein namenloser Emigrant, der als Taxifahrer am Pariser Bahnhof Saint Lazare auf ein Zeichen zur Heimkehr wartet. Ersterer wird, wie bei Brecht, funktional vorgestellt. Er halte Kolleg, sei voll von Kenntnissen

und dürfe sich ausschöpfen. Dem Lehrenden schmecke das Wissen, wenn er sehe, wie die Lernenden zugreifen. Durch seine Schüler, die aus den Dörfern des Ural zu ihm kamen, sei er selber gewachsen, im Verbund von Genossen.¹⁴⁹ Sukzessive aber verführt ihn der Gegenplan einer (Marionetten-) Regierung von Fachleuten. In dem Masse, wie er sich in der Vorstellung gefällt, selbst eine Welt zu bändigen, statt nur am Aufbau teilzuhaben unter der Kontrolle unqualifizierter Massen, mit denen ihn nichts verbinde,¹⁵⁰ gerät Ramsin in Widerspruch zum eigenen Wissen, dass alles sein Gesetz habe,¹⁵¹ und verkehrt sich ihm die Wissenschaft zur Kraft der Destruktion. Er vernichtet sich selbst, sein lebendiges Wirken im offenen Kreis der Schüler, indem er sein (persönliches) Selbstwertgefühl in geheimen Verhandlungen über die soziale Funktion seines (individuellen) Vermögens stellt. Also spricht das Gericht nur aus, was der Angeklagte bereits als Gesetz seines Seins an sich vollzogen hat?

Auch der Chauffeur ist in seinem Dasein schon tot – als Teil einer Maschine, ziellos, von fremden Wünschen bewegt: «Auf fahrenden Rädern / Bin ich begraben, / Rollend durch die Jahre».¹⁵² Am Leben erhält ihn nur der Trieb zurückzukehren, sein Traum vom blutigen Feuer des Aufruhrs, von grausamer Wahrnehmung seines Adels, seiner Vorrechte.¹⁵³ Dem gegenüber steht eine unaufhaltsame Massenbewegung: Alle Brücken, die sie hinter sich sprengten, werden wieder errichtet, aufgerissene Gleise neu gelegt, abgetragene Städte aufgebaut und immer neue dazu.¹⁵⁴ Eine, für den Einzelnen, unbegreifliche Bewegung ergreift ganze Landschaften, nimmt den Gegenständen ihren dinglichen Charakter, verwandelt sie in Momente eines einzigen Prozesses.

Bislang konkret Erscheinendes, die gewohnte Ordnung der Dinge, wird abstrakt und Abstraktionen erscheinen konkret: Städte, Dörfer, Sibirien und der Ural treten als sich (ent-) äussernde «Personen» auf. Es ist, als triebe sie etwas über sich hinaus, lasse sie die Furcht vor den alten Herren überwinden, in unbändiger Lust, ihre starre Form abzustreifen. Alles fest Gewordene löst sich auf in bewegte Massen, in freigesetzte Energie, die das Wort neuer Herren zu einer neuen Schöpfung fügt: der grosse Plan der Arbeiter und Bauern, die produktiven Kräfte von Mensch und Natur, deren Überfluss das Profitgesetz vernichten muss, um ihren Warencharakter zu erhalten, zum Nutzen aller wirken zu lassen. An die Stelle des anonym herrschenden Geldscheins beliebig austauschbarer Sachwerte soll der Widerschein, der lebendige Ausdruck einer selbstbeherrschten Gemeinschaft treten, die ihr gesamtes Vermögen

planmässig, in einer vereinten Anstrengung aller Kräfte, zu entwickeln versteht.

Deshalb die leitmotivische Wendung, die das Epos wie einen Teppich kontrastierend verwobener Bilder als durchgehender Faden strukturiert: «DER GROSSE PLAN WIRD VOLLENDET, / IN VIER JAHREN WIRD ER VOLLENDET, / DER GROSSE PLAN, / DER AUF FÜNF JAHRE BERECHNET WAR.» Das Gesollte erscheint als ein sich selbst, unberechenbar-dynamisch, durchsetzendes Sein, dessen inflationäre Beschwörung anzeigt, dass hier in Wirklichkeit – niemand herrscht. Die Gewalt, auf der das Vorrecht des emigrierten Herrn, des Repräsentanten der bisherigen Ordnung, ruhte, vernichtet den Fachmann, der sich über die neue Ganzheit des Lebens erhebt. Nicht nur Volksmassen, auch die Wände und Bänke fordern seinen Tod. Der Einzelne wird auf die Gemeinschaft hin-gerichtet, die in seiner Aufopferung ihr Gesetz vollzieht und ihm zugleich einen über sich selbst hinausweisenden Wert verleiht.

«Ohne dich / Können wir nicht auskommen», fordert der Chor, einen jeden zu überzeugen, weil man sich nicht darauf verlassen dürfe, dass alles von selbst komme. Nichts solle man verschweigen von der Härte des Klimas im Lande der Sowjets. Dann werde Grosses am grössten sein. «Übermenschliche Kraft» komme über den Menschen, auf dem eine Herrschaft laste, schlimmer als die der fessellosen Natur: Weizen werde verbrannt, die Erde zugedeckt, damit keine Ölquellen springen, Erfindungen aufgekauft, Nahrung ins Meer geschüttet. Drückend liege die Planlosigkeit der Gesellschaft auf ihm, der furchtlos erkenne, an einem Anfang zu stehen. Zurückblickend auf zwei Jahrtausende Leid, ertönt die *Hymne auf den Beginn einer neuen Geschichte der Menschheit*: «Wir haben Schluss gemacht / Mit unserem Stillehalten und Dulden.» Der Mensch werde erst entdeckt, werde geschaffen in einem Tempo, das alles Erreichte hinter sich lasse. «Ohne ein Bild uns zu machen / Und sprachlos – / Die Grenze der Zeit / Haben wir überschritten / Und sind aufgebrochen / Ins Zeitalter / Des / Kommunismus.» Worauf «jeder Leser» in die Verheissung der vier Jahre einstimmt, und der Chor, zur Eile drängend, zuletzt magische drei verkündet.¹⁵⁵

So steigert sich das Epos zu einem Opernfinale, wird in letzter Verdichtung seiner tragenden Motive Bechers Widerspruch kenntlich: Im Bestreben, einen jeden von der Notwendigkeit einer gemeinsamen, sich nicht von allein formierender Abwehr des Krieges und einer selbstzer-

störenden Friedenswirtschaft zu überzeugen, überredet er doch nur seine, in den Text integrierten, Leser, sich in den Selbstlauf einer planmässig beschworenen Massenbewegung einzureihen.

Man kann darin ein ästhetisches Unvermögen erblicken. Wie Beer und sein Freund, Juraj Spitzer, der Becher als «Obersitzer» verspottet wegen billig aufputschender Propagandatricks. Ob und wie er selbst als Leiter des tschechischen Verbandes proletarischer Laienbühnen wahre Kunst zu gestalten vermochte, wird nicht erzählt. Stattdessen erinnert Beer ihre Begegnung in einer Luxusension: «Mein Gedächtnis hat seine Persönlichkeit völlig ausgelöscht und mit unwahrscheinlicher Intensität eine einzige Erinnerung bewahrt: dass er anders aussah, als er redete, dass sich hinter seinem Gesicht etwas zu verbergen schien, das ich nicht ergründen konnte.» Sich selbst fragend, warum er Bechers Einladung nach Moskau nicht gefolgt sei, was er da verdränge, erklärt der Exkommunist, er habe später von einem Emigranten erfahren, dass der andere seine Geliebte ermordet hätte, «eine Arbeiterin in einer Tabakfabrik». Worauf er entsetzt gewesen sei, in der irrigen Überzeugung, dass nur ein guter Mensch ein gutes Werk schaffen könne. Auch habe ihm der Emigrant erzählt, «Becher, Weiskopf und Herzfelde arbeiteten mit der GPU zusammen». Dies könne sehr wohl Verleumdung sein, habe aber für ihn Bedeutung gewonnen, als man 1990 in der innerdeutschen Debatte Becher und seine Freunde der Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit beschuldigte. Was wiederum 1935 unter Kommunisten als Auszeichnung gegolten habe, wie er ehrlicherweise feststellen müsse, obgleich er ehrlicherweise schon damals die Verbrechen hätte argwöhnen sollen, von denen heute jedermann wisse.¹⁵⁶

Was also wird da verdrängt, in dieser wortreichen Beteuerung der eigenen Ehrlichkeit, die mit ungeprüften Legenden und bewusst möglichen Verleumdungen handelt? Was steckt hinter dem Entsetzen über das Verbrechen eines anderen, das einmal – einem selbst – als Auszeichnung galt? Der Schrecken einer andauernden, einer existentiellen Nicht-Identität hinter dem Maskenspiel mit der fixen Moral, die als dummer Fehler erscheint, sobald man sich einer neuen Wahrheit sicher glaubt? Ohne beides je ergründet zu haben, im unbewussten Spiegel eines Abgrunds, über den die Worte hinwegreden.

Man kann das Epos auch biographisch lesen: als Projektion des Becherschen Begehrens, anders zu werden, aus seiner schuldbeladenen Vereinzelung heraus in eine lebendige Gemeinschaft überzugehen, sich selbst vernichtend in neuer Gestalt zu erwachen.

Mithin als Ausdruck seiner Endzeitphantasien seit *Verfall und Triumph*. Dann aber bliebe umso bemerkenswerter, wieviel Material der Autor in einer derart subjektiven Konstruktion aufzufangen vermag. Anders als in *Levisite* dienen ihm Tatsachen weniger zur Illustration einer er- denn vielmehr als Bausteine der gefundenen Geschichte. Die Handlung erwächst weitgehend aus der Umkehr statistischer Angaben, einer Verleumdung versachlichter Taten: Gleise wachsen, Berge weichen und der Chor wird, telephonisch, mit Sibirien verbunden.

Das Ausblenden der vermittelnden Tätigkeit ermöglicht einprägsame Verfremdungen, die das Ungewöhnliche, ja das Ungeheure des Aufbaus im Osten unmittelbar sinnlich erfahrbar machen. Hier, in der Nähe ihrer Mittel, tritt die Differenz der Ästhetiken von Brecht und Becher am deutlichsten zutage: Dient ersterem das Verfremden zur Schaffung von Distanz, um eingreifendes Denken beim Betrachter zu provozieren, so legt letzterer es eher auf die traditionelle Einfühlung an, auf den suggestiven Sog der Bilder, die sich ihm aufdrängen – zugleich warnend, sich nicht einem Zahlenrausch hinzugeben, und bemüht, die Härte der Arbeit zu betonen. Blicke die Frage, ob Becher nicht doch eine Wirklichkeit erfasst, auf die sich der überlegene Brecht erst gar nicht einlässt? Die Welt einer Arbeit, in der das Subjekt vollständig aufgeht, nicht mehr zu trennen von seinen Objekten, wo Mensch und Maschine verschmelzen zu einer dynamischen Einheit, die mit potenziertem Naturgewalt elementar wirkt, wo Selbstaufopferung in das erhabene Gefühl einer sinnerfüllten Existenz mündet. Eine Welt, die dem normalen, durch Bürgerrechte geordneten Dasein als Wahnsinn erscheint. Während sich umgekehrt, gemessen an der Ganzheit des Lebens, die Teilung in Arbeit und Freizeit, in öffentliche Zwangs- und private Freiräume, in Klassen und Parteien als nicht minder pathologische Selbsterstörung des zivilisierten Menschen erweist.

Mit Marx liessen sich die Gegensätze vereinen: Eine Gleichsetzung von Leben und Arbeit schlechthin wäre für ihn die Spitze menschlicher Selbstentfremdung, ein Reich der Notwendigkeit, das sich als Freiheit gilt. Darin sah er die kulturelle Tendenz des Kapitals, eines im Konkurrenzkampf verselbständigten Zwangs zur Entfesselung der Produktivkräfte, die sich im Warenfetischismus zur Selbstvermehrung der Dinge verklärt, von deren Vermarktung die Existenz des Menschen als Produzent und Konsument abhängt. Dass solch doppelte Unterwerfung unter die hässliche Schönheit künstlich gemachter Dinge eine Quelle der Lust

sein könnte, damit hatte er nicht gerechnet. Mit dieser Lust, die das System der Marktwirtschaft in seinem Zerfall verjüngt, wenn sich die Vereinzelten massenhaft nach Beschäftigung sehnen, um einer inneren Leere zu entkommen, und zum Lohn am Glanz voller Warenhäuser berauschen. Vor solchem Elend ist das Klassenbewusstsein machtlos.

In dem Augenblick, da das Frankfurter Institut für Sozialforschung Marxismus mit Psychoanalyse verbindet, um sich zu erklären, warum die politische Aktion der Arbeiter hinter ihrer sozialen Lage zurückbleibt,¹⁵⁷ schreibt Becher ein Epos, das die Macht haben soll, ins Unbewusste vorzustossen, den Rausch nutzbar zu machen, die Vereinzelten mitzureissen in eine imaginierte Bewegung. Kunst als aggressiver Werbefeldzug: Public Relations für das Grossunternehmen Sowjetunion, das sich im Konkurrenzkampf mit dem Weltkapital gezwungen sieht, aus dem Nichts heraus eine eigene Industrie zu erschaffen, sich selbst radikal auszubeuten, an die Grenzen des (physischen) Vermögens zu gehen, eine Kraft freizusetzen, die «übermenschlicher» Schöpfung gleicht. Was als Durchbruch zum Kommunismus, als Entdeckung des mit rasender Geschwindigkeit, bild- und sprachlos, sich orgasmisch übersteigenden Menschen erscheint, wäre nach Marx die totale Herrschaft des Kapitals, der aufgespeicherten Energie anonymer Massen, die mit fataler Dynamik die Erde zum Glühen bringt. So liesse sich das Sowjetregime, im Prisma des Epos, weniger als Rückfall in einen asiatischen Despotismus deuten denn als komprimiertes, wie mit einem Zeitraffer erfasstes Bild der europäischen Moderne: des Menschen, der durch den Spiegel seiner monistischen Gottheit hindurchgeht, der, sich selbst und alle Rätsel der Welt durchschauend, den Traum von der Allmacht des Geistes verwirklicht und sich auflöst in seiner Schöpfung.

Nur konsequent taucht Stalin, der Gott des Imperiums, nicht einmal als Person auf, geschweige denn in individueller Gestalt. Er ist «EIN NAME BISHER NICHT GENANNT», ein am Rand erwähntes Zeichen der «Geschlossenheit der Partei»¹⁵⁸ – das Corporate Design des Unternehmens, dem er vorsteht. Ein Mann ohne Eigenschaften, gesichtslos, austauschbar und gerade deshalb allgegenwärtig. Die Macht, die er verkörpert, besteht nicht in der Gewalt einer Zentrale, die man besetzen, durch Putsch oder Wahlen erobern kann. Sie sitzt in jedem Punkt ihres Geltungsbereiches, ist Verkörperung eines kollektiven Begehrens.

Wer in dieser Macht die Substanz der Ideologie erkennen will, hat es der Ehrlichkeit Bechers, seiner naiven und zugleich ästhetizistisch raffi-

nierten Übertragung der eigenen Sehnsucht nach erlösender Verwandlung in die Tat-Sachen des Sowjetaufbaus zu verdanken, dass der *Grosse Plan* präzises Material zu ihrer Dechiffrierung liefert. Die anarchisch-pulsierende Doppelbewegung im wiederkehrenden Rhythmus von Zerstörung und Aufbau, von Untergang und Aufstieg hat er ja nicht erdacht. Ihre Ideologisierung beginnt, wo den Akteuren (und ihren Gegnern) ein guter (oder schlechter) Plan-Wille angedichtet und als Slogan dem Hörer eingehämmert wird. Gerade weil Becher die Ideologie nicht entlarven, sondern adäquat, massenwirksam werbend, vermitteln will, stellt er sie modellhaft bloss und erweist sich einmal mehr als ihr unbestechlicher Chronist. Weil es ihm um die Wahrheit, um die Konsequenz des Sowjetsystems geht, lässt er Ramsin erschiessen, der in Wirklichkeit zu zehn Jahren Haft begnadigt wurde. Und wenn Becher, Seghers, Aragon und Gorki hätten argwöhnen können, was das Gericht wusste – dass die Verbrechen der Angeklagten konstruiert und ihre Geständnisse erpresst worden waren –, so konnten sie es doch nicht glauben, ohne die Hoffnung zu verlieren, an einer Bewegung teilzuhaben, die inmitten der ökonomischen, politischen und kulturellen Krisen einen Neubeginn wagt.

Obwohl die seit zwei Jahren offenkundige Ratlosigkeit des Kreml gerade 1932 Stalin im ZK isoliert. Einem Zeitzeugen zufolge habe man in Parteikreisen offen von einer bevorstehenden Wende, einer zweiten NÖP gesprochen. Nur sei Bucharin nicht bereit gewesen, den ihm selbst verhassten Führer zu stürzen, wie Jüngere es konspirativ versuchten, weil er glaubte, dass ohne dessen starke Hand die Partei nicht imstande wäre, das Land mit ökonomischen Reformen zu liberalisieren. So konnte Stalin zur Macht zurückkehren und sämtliche Dokumente dieser frühen Perestroika vernichten.¹⁵⁹ Dass Bucharin um seiner Liberalisierungspläne willen des Diktators bedurfte, verweist aber auf jene realen Machtverhältnisse, die den Stählernen emportragen und die Becher zur Sprache brachte.

Wie der erste Moskauer Schauprozess, 1922 gegen das ZK der Sozialrevolutionäre, so diente auch der Ramsinsche weniger der Bestrafung von Schuldigen denn vielmehr der Behauptung einer festen Ordnung in wachsender Anarchie. Damals wurden 15 ZK-Mitglieder zum Tode verurteilt, obwohl man ihnen nicht nachweisen konnte, dass sie die Mordanschläge auf Lenin und Trotzki in Auftrag gaben, die Beteiligte reumütig, in Erwartung einer milden Strafe, eingestanden. Noch am gleichen Tag verfügte Kalinin, die Urteilstvollstreckung aufzuschie-

ben, da die Führer gerettet werden könnten, wenn ihre Anhänger jede Tätigkeit gegen die Sowjetmacht einstellen würden. Womit die einzige Oppositionspartei lahmgelegt war. Nun fiel es den Bolschewiki leicht, das Urteil auf fünfzehn und 1924 gar auf fünf Jahre Haft zu reduzieren. Ihr Gegner hatte seine Bedeutung, seine Massenbasis verloren.

Kurt Kersten, der 1925 an das Verfahren erinnerte, sah darin nicht einen strategisch cleveren Schachzug, sondern «die grosse Abrechnung mit der Konterrevolution». Dass hier die Auftraggeber strenger bestraft wurden als die Attentäter, während die deutsche Justiz weder im Rathenau- noch im Hitler-Prozess nach den Geldgebern, einem «Netz von Verschwörercliquen» gefahndet hatte, erschien dem linken Publizisten als Kennzeichen zweier Klassengerichte.¹⁶⁰ Auch diese Erfahrung wird den Blick Bechers geprägt haben. Dass aber die Industriepartei eine Kopfgeburt der GPU sein könnte, gezeugt vom Bedürfnis nach einem Sündenbock für das Versagen der eigenen, in Cliquenkämpfen sich ausmanövrierenden Führung,¹⁶¹ dass Stalin der Saboteur ist, der das Land in den Hunger treibt, weil er sich – wie der imaginäre Ramsin – über die Massen stellt, so weit reicht seine Phantasie nicht. Er wagt es nicht, sich vorzustellen, was er erlebt und verdrängt haben muss. Er setzt nicht das widerständige Potential seines Unterbewusstseins frei, sondern besetzt das der anderen. Aber warum? Um sich zu entlasten von verinnerlichten Zwängen, von eigener Schwäche in einem fremden Rollenspiel, um durchzuhalten als Soldat der Revolution?

Als solcher hat er Bilder gefunden, die zur gleichen Zeit bei einem radikalen Rechtsintellektuellen wiederkehren: 1932 beschreibt Ernst Jünger die Moderne als Einbruch einer elementaren Gewalt in das Absicherungssystem des Bürgers, dessen Herrschaft durch vernünftigen Ausgleich einander entgegenwirkender Vermögen auf der Grundlage eines Gesellschaftsvertrages sich als Abstraktion, als Schein erweist. Die Technik, die den Verwertungsrahmen des Marktes sprengt, sei die Erscheinungsweise eines neuen Typus: des Arbeiters, der sie als Gestalt, als Rasse zu beherrschen vermag, indem er mit der Maschine verwachse und ihr gemässe Lebensformen, «organische Konstruktionen» erzeuge. An die Stelle des Gegensatzes von Masse und Individuum trete in dem neuen Staat der totalen Arbeit die Beziehung von Führer und Gefolgschaft, die in einem Begriff von Freiheit als Dienst, als existentiell wahrgenommener Verantwortung gründe. Der Arbeiter dürfe sich nicht in die Ideen des 19. Jahrhunderts einspannen lassen, zu denen

Nationalismus und Sozialismus gehörten. Ersterer sei vom weltumfassenden Mobilisierungscharakter der Technik überholt, letzterer forcire die Zersetzung des Staates, die Atomisierung der Autorität, der sich in verselbständigten Zweckverbänden auch verantwortungslose Kräfte bedienten. Pogrome und Rassenkämpfe seien die Folge eines Zerfalls, an dem sich beteiligt zu haben zu den verhängnisvollen Fehlern des liberalen Judentums gehöre.¹⁶²

Es trifft daher Jünger nicht, wer ihn des Nationalsozialismus bezichtigt. Sein Judenhass weist Hitler als eine solche Kraft aus, die durch bürgerliche Wahlen zur Scheinherrschaft gelangt. Die «Arbeits- oder Staatsdemokratie» hingegen basiere auf einem Plan, der die planetarische Herrschaft der Gestalt des Arbeiters vorbereite. Als «Rasse» hat diese Gestalt nichts mit dem Blut zu tun, das ein Volk über andere erheben soll. Der Neid auf das «auserwählte Volk» Gottes mag vielmehr das tiefere Motiv für Hitlers Grössenwahn gewesen sein, das sich hinter der Gelegenheit verbarg, den latenten Antisemitismus zum Stimmfang zu nutzen, alle Unzufriedenheit auf das «jüdisch-raffende» Kapital abzulenken und Schuldige für das eigene Versagen bereitzuhalten. Die Rassenlehre, die sich in den zwanziger Jahren an deutschen Universitäten etablierte, war eine Reaktion auf das Wuchern der Industrie und der Grossstädte mit ihrer Produktion ausgezehrter Massen. Im naturnahen Landleben, in der Bindung an die Scholle, sahen «Rassehygieniker» das «gesunde Erbgut» des Volkes bewahrt und bereiteten den Boden für einen naturalistischen Staat, der es per Gesetz von allem «Minderwertigen» befreien sollte.¹⁶³ Ohne Nietzsches Einsicht in Krankheiten, in Anomalien als Bedingung des Geistes zu bedenken, verkam dessen Idee einer Züchtung von «Übermenschen» zur hohlen Platttheit blauäugig-blonder Führerpuppen, die man ebenso serienmässig herzustellen suchte wie das Leben der anderen in Todesfabriken auszulöschen.

Jünger registriert eine zweite, industriell geschaffene Natur, deren Gesetze nicht beliebig machbar sind. Dem studierten Zoologen geht es um eine organisierende Kraft, die als Ganzheit ein grösseres Wirkungspotential entfaltet als die Summe seiner Teile. Eine Gestaltung des «Weltgeistes», wie er im Nachhinein betont. Er habe Marx wieder auf Hegel zurückgeführt, um den ökonomisch verengten und politisch instrumentalisierten Begriff des Arbeiters morphologisch zu erweitern, die Gestalt wahrzunehmen, die sich in ihren Erscheinungsformen entfalte wie die Goethesche «Urpflanze».¹⁶⁴ Nicht in der Masse, einer ma-

nipulierbaren Ansammlung atomisierter Individuen, sondern in den Frontsoldaten habe sich der Typus gezeigt: in Gesten der Entschiedenheit und Opferbereitschaft. Wie denn auch der Arbeitsplan eine Mobilmachung grossen Stils sei, die Abrüstungsverhandlungen zur Farce verkommen lasse, da man chemische Fabriken nicht verbieten könne. Die moderne Technik *ist* Krieg, *ist* Revolution in Permanenz. Ein Zurück zur liberalen Idylle, gar zur fest gefügten Ständegesellschaft, gibt es nicht. Blicke also nur, der Gefahr ins Auge zu sehen, einen «heroischen Realismus» zu leben?

Becher sieht Gleiches. Im Namen der gleichen Werte, in Jüngers *Stahlgewittern* redend, liess er seinen Peter Friedjung von der Front zu einer weltweit sich formierenden Roten Armee heimkehren, verhiess er die Heraufkunft einer neuen «Rasse» und will der *Grosse Plan* zum Krieg gegen den Krieg mobilisieren, inhaltlich wie formell auf dem höchsten technischen Standard einer typisierten Materialschlacht. Ist der Linke ein roter Faschist, der Rechte ein verkappter Bolschewik? Jüngers Ideal von einem Orden zur geistigen Zucht verantwortlicher Führungskräfte eine Entsprechung zu Lenins «Partei neuen Typs», zu Stalins Kaderschmieden – oder ein Erfordernis der Moderne, wie es in Cambridge und Oxford, bei Harvard und Yale ungebrochen praktiziert wird? Sind die kommunistisch genannten Regime nicht wegen ihrer Kommandowirtschaft zusammengebrochen, sondern weil die Falschen auf der Brücke standen, weil Stalin die Eliten in Politik, Kultur und Armee erschiessen liess, aus Angst vor ihrer Selbständigkeit, und jene, die ihm nicht zu widersprechen wagten, fortan nur den Durchschnitt heranzüchteten, die Anpassungsfähigen, die zu jeder Wende bereit sind?

Oder passt Marx doch nicht in das System des *Arbeiters*? Meint die «freie Individualität, gegründet auf die universelle Entwicklung der Individuen und die Unterordnung ihrer gemeinschaftlichen, gesellschaftlichen Produktivität, als ihres gesellschaftlichen Vermögens»¹⁶⁵ einen anderen Typ, eine andere Gestalt des Menschen? Jünger, wie Becher, war die Formel 1932 nicht zugänglich, da die Marxschen *Grundrisse* erst sieben Jahre darauf in Moskau erschienen. Allerdings hätten sie im dritten Band des *Kapitals* lesen können, dass für ihn die Freiheit des assoziierten Produzenten jenseits der Notwendigkeit beginnt, gründend auf gemeinschaftlicher Kontrolle des Stoffwechsels mit der Natur und einer Verkürzung des Arbeitstages.¹⁶⁶ Bereits das *Kommunistische Manifest* sprach von einer «Assoziation, worin die freie Entwicklung eines

jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist».¹⁶⁷ Doch Hermlin hat einmal das Entsetzen erinnert, mit dem er spät, im fünfzigsten Jahr seines Lebens erst, wahrnahm, dass hier nicht das Gegenteil stand, wie er selbst es wieder und wieder zu lesen geglaubt hatte, befangen in der Vorstellung, der Einzelne habe sich dem Allgemeinen unterzuordnen.¹⁶⁸ Wie der junge, für Freiheit und Revolution sich aufopfernde Genosse, dessen Haltung Brechts *Massnahme* so hart und voller Feingefühl zur Diskussion stellt?

Waren sie so sehr von einer autoritären Erziehung geprägt, dass ihnen Alternativen undenkbar erschienen, dass sie Texte verkehrt lasen? Brecht, der unumstrittenen Autorität im Kreis seiner Mitarbeiter, geht es um freie Ein- statt Unterordnung. Individualität soll weder verdammt noch vergöttert, sondern sozial verwirklicht werden. Im *Radiolehrstück* von 1929 hat er an Charles Lindbergh demonstriert, wie einem Einzelnen der Flug über den Atlantik, ein Sieg über Naturgewalten gelingt, weil er nicht allein ist, weil ihn die Erinnerung an die sieben Männer, die seinen Apparat gebaut haben, wach hält im Ansturm der Elemente, er sich bewusst macht, beteiligt zu sein an der Erhebung des Menschen über seine Erdgebundenheit, der Liquidierung jedweden Gottes.¹⁶⁹ Statt sich in den Heldenmut eines Idols einzufühlen, sollen Schulkinder, als Adressaten, jene Zusammenarbeit erkennen, die sich in der Technik vergegenständlicht und deren Wahrnehmung dem Einzelnen die solidarische Kraft verleiht, sie selbständig zu beherrschen – also auch den Radioapparat als ein Mittel der Kommunikation zu nutzen und sich nicht nur unterhalten zu lassen.

Das kam Marx' Erwartung entgegen, die Tauschwertproduktion werde zusammenbrechen, sobald die Mehrarbeit der Masse unnötig sei, sobald es gelinge, durch wissenschaftliche Methoden die Naturkräfte zu automatisieren. Dann könne – und müsse – der Mensch aus dem unmittelbaren Produktionsprozess, aus der zur Reproduktion der Gesellschaft notwendigen Arbeit heraustreten und sich in frei disponibler Zeit den sozial geschaffenen Reichtum aneignen – d.h. vor allem «die Fähigkeit des Genusses», seine «individuellen Anlagen» entwickeln, die wiederum als Produktivkraft auf die Arbeit verändernd zurückwirken würden.¹⁷⁰ Geschah dies nicht soeben in der grossen Krise? Der neue Typus von Fließband-Produktion hat einen Überfluss an Produzenten wie Produkten geschaffen. Die Freiheit des Menschen erscheint im Selbstlauf der Dinge als ein Heer von Arbeitslosen, die das System retten, indem sie die Beschäftigten zu freiwilliger Mehrarbeit nötigen und sich selbst gezwungen sehen, sich zum Erhalt ihres Lebens in jede Beschäf-

tigung zu fügen. So schreitet sie fort, die Verarmung des Menschen im Zeichen seiner reichen Gesellschaft, die das Gnadensbrot für ihre Opfer, für die Minderwertigen, die den Verschleiss nicht durchhalten, sozial nennt.

Nichts aber nützt es, die Ausgestossenen zur Rebellion gegen Reiche aufzuputzen, ihre Armut gar zur Tugend der Entsagung zu verklären und bourgeoisen Müsiggang zu verdammen. Auch verkürzte Arbeitszeit, wie sie die KPD gefordert hatte, hilft niemandem, wenn sie nicht verbunden ist mit einer Aufhebung der verinnerlichten Knechtschaft, der Gewohnheit, sich in einem Raum vorgegebener Wertungen und Gedanken zu bewegen. Wenn sie nicht Potenzen fördert, eigene Genuss- und Urteilsfähigkeiten auszubilden. Danach strebten ja die vielfältigen Kulturorganisationen, die erst spät von der Partei erkannt und eingespannt wurden. Doch ihr Vorbild war, im Bewusstsein des eigenen Versagens, die Sowjetunion, die wiederum nach dem Bild des westlichen Fortschritts ihre Massenproduktion aufzubauen begann. So sehen sie im Elend des Westens nicht die Chance zu einer Individualität, die sich in den technischen Mitteln ihre gesellschaftlich erzeugten Kräfte geistig aneignet, um neue Formen des Miteinanders zu erproben, statt maschinenhaft in immer gleichen Kolonnen zu marschieren. Wie sie in der Freiheit des Ostens die Not verkennen, die eine gemeinschaftliche Kontrolle über die Naturbeherrschung in Herrschaftstechniken der sich selbst ausbeutenden Gemeinschaft verkehrt.

Allein das sagt sich leicht, aus der Sicherheit zeitlicher und intellektueller Distanz heraus. Sieht man die Bilder der *Überflüssigen Menschen*, die Fotografien des Arbeitslosen Walter Ballhause in dem gleichnamigen Band mit Bechers Gedicht gleichen Titels, den Blick auf eine Menschenschlange, in Dreierreihe sich windend vor einer Stempelstelle, das Hakenkreuz im Hintergrund ein Zeichen der Hoffnung, die leeren Gesichter am Bordstein und die beiden, die Arbeit fanden, mit einer Dose als Kopf für «IMI» werbend,¹⁷¹ dann verblasst das bessere Wissen. Es war ein gesunder Instinkt, der die Proletensektion des Bundes gegen ihre Bevormundung durch Intellektuelle aufbegehren liess, die sie eine wahrhaft proletarische Weltanschauung lehren wollten. Auch wenn sie selbst der Forderung nach literarischer Qualität nur mit dem Schlagwort des echt Proletarischen zu antworten vermochten. Und Becher hatte recht, wenn er Brecht einen bürgerlichen Autor nannte. Obwohl der Marx am nächsten kam, indem er Kunst als produktiven Genuss, als kollektive, erotisch

aufgeladene Frei-Arbeit praktizierte, um alternative Möglichkeiten des Umgangs mit Technik, mit gesellschaftlich erzeugten Apparaturen, einschliesslich des Staates und der Partei, modellhaft zu erproben. Die Gegensätze verkehren sich ineinander: Die unmittelbar zur Tat Drängelnden, die es aus ihrer Ohnmacht, Ausgrenzung und Zerrissenheit heraus zu ideal erlösenden Synthesen treibt, verharren in abstrakten Losungen, während die anderen, die distanziert die realen Bildungsformen analysieren, an konkreten Lösungen arbeiten.

1929 war Brecht erleichtert, als er vom Fenster herabsah, wie die Polizei am 1. Mai auf Passanten schoss, während Becher die Kugeln am Wedding um den Kopf flogen. Der Bund galt dem Kaufmannssohn, der im Gründungsjahr mehrfach an Debatten in der Wohnung des Hochverrätters teilgenommen hatte,¹⁷² als Konsumverein von proletarischen Schriftstellereibesitzern, die weder in ihrer Produktion noch mit einem Kongress beweisen könnten, wirklich Feinde der bürgerlichen Klasse zu sein, da sie nur den Markt für sich monopolisieren wollten.¹⁷³ Ein Geschäft also? Der Anteil der in Frage stehenden Literatur am Gesamtumsatz des Buchhandels betrug ein Prozent. In einer Weddinger Leihbibliothek mit 70 Prozent Arbeiter-Stammkunden verzeichneten 1930 Wallace, Courths-Mahler, Sienkiewicz und Marlitt die höchste Nachfrage, «anspruchsvollere» Autoren, selbst Heinrich Mann, Döblin und Remarque, fehlten ebenso vollständig wie die proletarisch-revolutionären.¹⁷⁴ In diese Literatur der Massen versuchte der Bund mit seiner Reihe *Rote Eine-Mark-Romane* einzudringen. Nicht, weil er in den Lesern nur Abnehmer sah, wie Brecht unterstellt. Lorbeer und Grünberg klagten ja gerade, dass der Vorstand diese, für sie lebenswichtige Funktion der Abnahme ihrer literarischen Produkte so geringschätzte. Massenwirksame Muster der Kriegs-, Abenteuer- und Kriminalromane sollten genutzt werden, um politische Inhalte zu transportieren, Gefühle und Fragen zu wecken, das Klassenbewusstsein per Unterhaltung einzuschmuggeln. Allerdings hätte es dafür eines hohen, auf andere Art avantgardistischen Kunstvermögens bedurft, um das Spiel mit den Formen so leicht zu beherrschen wie Brecht in seiner *Dreigroschenoper*. Bei Bredel, Gotsche und Marchwitza geraten die Fremdmuster eher zu Zeichen des unbewusst eigenen Verhaftetseins in traditionell «trivialen» Rollenklischees, die ihrer Politik zugrunde lagen.¹⁷⁵ Man braucht eben doch Genialität und gut laufende Geschäfte, um wahrhaft revolutionär zu denken. Diese seine Voraussetzungen vergisst Brecht zu er-

wähnen, wenn er be-merkt: in ihrem eigenen Schoss erzeugt die beherrschte Klasse nur bürgerliche Kultur und die proletarische erzeugt sie im Schoss der bürgerlichen Klasse». ¹⁷⁶

Mit dem aufbrechenden Programmstreit und der Suche nach Handlungsmöglichkeiten ändert sich die Konstellation. Nun taucht Brecht als Mitverfasser eines geplanten Protestes auf, ¹⁷⁷ und für Januar 1932 kündigt Becher die Herausgabe einer neuen Zeitschrift mit Brentano, Ihering und Brecht an. ¹⁷⁸ Der entwirft zur gleichen Zeit den Plan, Fachleute um ein Organ zu scharen, das die «faschistischen Argumente» herausarbeiten und Gegenargumente liefern soll. ¹⁷⁹ Im Jahr zuvor war sein Projekt, mit Brentano, Benjamin, Ihering und Lukács *Kritische Blätter* herauszugeben, unter anderem an der dozierenden Haltung des Ungarn gescheitert, dessen Überlegenheit er hasste. ¹⁸⁰ Wollen sie jetzt eine Zusammenarbeit versuchen, ihre Differenz produktiv machen?

Die Zeitschrift wird nicht mehr erwähnt. Die Parteiverlage haben die «Produktion unserer Literatur vollständig eingestellt», wendet sich Becher im März an das Sekretariat des ZK der KPD. ¹⁸¹ Der IVRS meldet er 30 erstklassige Werke, die nicht herauskämen, und mahnt eine Stellungnahme zum Programmentwurf an. ¹⁸² Die vermeintliche Führung aber ist selbst machtlos. Im April beschliesst das ZK der KPdSU einen *Umbau der literarischkünstlerischen Organisationen*. Die konkurrierenden Verbände sollen aufgelöst und einheitliche geschaffen werden. Ein erster Schritt zur Gleichschaltung der Künste, der sich jedoch vor allem gegen die RAPP richtet, deren bornierter Schlachtruf «Verbündeter oder Feind» einem breiteren Bündnis mit Sympathisierenden im Weg stand. Becher nutzt die Gelegenheit, der IVRS ihr Versagen nun offen vorzuhalten und zu fordern, dass die russischen Genossen die Leitung mit den deutschen teilen. ¹⁸³ Ende Juni berät in Berlin die seit 1929 immer wieder verschobene Reichsarbeitskonferenz des Bundes eine entsprechende Resolution, unterbreitet Lukács sein Konzept und wird ein neuer Vorstand gewählt mit Kisch, Seghers und – Brecht.

Inwieweit die Emanzipierung von der Moskauer Zentrale, der Umbau des Bundes in «Produktionskollektive», sein Anwachsen um zehn neue Ortsgruppen sowie die Öffnung für Linksintellektuelle sich in einer veränderten Arbeit niederschlugen, wird nicht mehr erfahrbar sein. Trude Richter hat als Sekretärin alle verfügbaren Dokumente in ihrer Neubauwohnung mit Zentralheizung zu Konfetti zerschnitten und tütenweise bei Paddelfahrten

auf der Havel versenkt, wie auch Bechers Frau alles Belastende dem Feuer übergab, bevor das Vernichtungswerk ihrer Gegner einsetzte. Belegbar ist nur, dass die Polemik zwischen Lukács und Ottwalt, der Streit um die Gestaltung der Wirklichkeit, im Januar 1933 öffentlich fortgesetzt oder vielmehr erst in einem grösseren Kreis begonnen werden sollte. Und dass die Kommunistische Partei von Wahl zu Wahl immer mehr Stimmen erfasste, während den Nazis der Atem ausging. Welchen Anteil an solch Verschiebungen die der Sprache Mächtigen trugen, bleibt wohl auch verborgen. Ende Oktober jedenfalls waren die Wilmersdorfer Tennishallen, im reichen Westteil der brodelnden Stadt, für drei Tage ausverkauft, an denen die Junge Volksbühne, begleitet vom dreihundertköpfigen Arbeiterchor Gross-Berlin, in einem Boxring den *Grossen Plan* zur Aufführung brachte: ein «proletarisches Kampforatorium von einer gewaltigen Wucht, ganz ohne Romantik und ohne jede Phrase, sachlich und bezwingend».¹⁸⁴

Was wäre geschehen, wenn nicht andere hinter verschlossenen Türen die Macht des Staates verschoben hätten?

X. Abschied

«Ich habe immer gesagt, meine Mutter, die kaufte im ersten Weltkrieg fünf Pfund Zucker, zehn Pfund Mehl, zwei Kilo Butter und ein bisschen Schinken und damit dachte sie, das wird vier Wochen reichen, damit werden wir den ersten Weltkrieg überstehen. So kamen mir damals die Vorbereitungen der Kommunistischen Partei vor, Hitler zu begegnen, sich auf einen Bürgerkrieg vorzubereiten. Und da war es Bechers Verdienst, dass er zu dieser einen Zellen-Sitzung die ganzen, also die ganzen Schlagtruppen vom Antifa und wie sie alle damals hiessen, Rotfrontkämpferbund war ja damals verboten, aus Zehlendorf bei sich versammelte. Die marschierten an so diskret wie möglich. Am nächsten Morgen oder am selben Abend noch war die Polizei schon da und erkundigte sich [...] Zu dieser Zusammenkunft der eigentlichen Sturmtruppen der Kommunisten, da hatte Becher Ludwig Renn eingeladen, und das war ein ganz ausgezeichnete Instrukteur. Der machte die ganze Sache so einfach, dass alle begeistert waren.»¹

Seit fünf Jahren war kein Tag vergangen, an dem nicht die Presse der KPD mit Meldungen von einem kommenden Krieg auf das Hirn der Proleten getrommelt hätte. Literaten wurden gefragt, was sie tun würden, wenn morgen der Überfall auf die Sowjetunion begänne. Heroische Bekenntnisse, antwortete Becher in Charkow, seien allzu leicht, könnten im Ernstfall in Panik umschlagen. Mit Lenin gelte es, sich auf den Alltag des Kampfes vorzubereiten, statt vom Ergreifen der Gewehre zu schwärmen.² So lud er, der Literatur als Kriegsarbeit³ verstand, Renn zur Instruktion der Antifa-Truppen in sein Haus. Der hatte als Sohn eines Prinzenenerziehers am sächsischen Hof die Laufbahn verwirklicht, die der andere aufgeben musste. Unter dem Eindruck des Kapp-Putsches legte er das Amt eines Hauptmanns der Dresdener Sicherheitspolizei nieder, um sich Studien in Russisch, Jura, Nationalökonomie und Kunstgeschichte zu widmen. Die erneute Erfahrung der Gewalt, mit der in Wien 1927 die Polizei gegen Demonstranten vorging, bewog ihn, der KPD beizutreten. Das Honorar für seinen Erfolgsroman *Krieg* gab er dem BPRS und wurde Mitherausgeber der *Linkskurve* sowie des *Aufbruch*, der Militärzeitschrift der Partei. Bereits im November 1932 hatte man ihn

wegen Verdachts der Ausarbeitung von Aufstandsplänen verhaftet, dann aber amnestiert.⁴ Mit der Besetzung der KPD-Zentrale am 23. Februar 1933 liess Göring zu Hilfspolizisten ernannte Schlägertruppen von SA und SS nach den Plänen suchen, die sich nirgends fanden, weil es sie nicht gab.

Zwar waren am 25. Januar, drei Tage nach der provokativen Errichtung eines Horst-Wessel-Steins gegenüber dem Liebknecht-Haus, einhundertdreissigtausend dem Aufruf zu einer Gegendemonstration gefolgt, deren stundenlangen Aufmarsch Thälmann, in eisiger Kälte, mit erhobener Faust abnahm wie Stalin die Militärparaden auf dem Sarkophag des Pharaos der Weltrevolution, doch schien ihm ein bewaffneter Aufstand gerade deshalb nicht nötig. Wer sollte sie aufhalten, diese geschlossenen Formationen, deren machtvolle Erscheinung das Grölen und Sticheln der Nazis in den Schatten stellte? So dachten viele, und nicht zuletzt jene, die um ihren Besitz, ihre Macht bangen mussten. Als fünf Tage darauf Hindenburg den Gefreiten in den Sattel hebt, der sich anschickt, den Staat durch Vernichtung seiner marxistischen Feinde zu retten, ruft die KPD wieder zum Generalstreik, der wieder nicht befolgt wird. Nur vereinzelt kommt es zu Protesten, zu kleineren Warnstreiks gegen ein Kabinett, dessen Legalität den Widerstand lähmt. Zumal die Auflösung des Reichstages am 1. Februar mit der Aussicht auf Neuwahlen zum 5. März wieder Hoffnungen weckt, das Regime bald loszusein. Auch wenn es den Kommunisten noch am gleichen Tag Veranstaltungen unter freiem Himmel verbietet und Hindenburg eine erneute Notverordnung, ein Versammlungs- und Presseverbot für jegliche Kritik an der Regierung, zum «Schutz des deutschen Volkes» erlässt, so konnte dieser Zynismus doch nur die Fronten klären, den Wählern die Augen öffnen für die einzig richtige Alternative: «Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler.» Und wer Hitler wählt, wählt den Krieg. Hatte die KPD nicht die Wahrheit vorhergesagt, als die Sozis noch immer für den Generalfeldmarschall warben?

Jetzt demonstriert die Eiserne Front ihre Stärke, indem sie zweihunderttausend am 7. Februar im Berliner Lustgarten vereint, während das ZK der KPD in einer Kneipe am Stadtrand den Sturz der faschistischen Regierung durch den Massenkampf der Arbeiter beschliesst. Im Grunde war nichts geschehen, nichts entschieden. Noch immer rangen drei Parteien um die Mehrheit der Stimmen, um die Gunst der Arbeiter und kleinen Angestellten. Die Nazis versprachen, mit einem Vierjahresplan die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, und drohten allen Zweiflern mit offener Gewalt. Das hatten sie auch vor dem 30. Januar getan, ob die An-

erkennung von oben die Stimmverluste unten wieder wettmachen würde, war nicht erwiesen. Und Hitler brauchte eine Zweidrittelmehrheit, um die Verfassung für eine dauerhafte Präsidialregierung ändern zu können. Dafür war die Industrie zu spenden bereit. Der Vorsitzende ihres Reichsverbandes, Krupp von Bohlen und Halbach, folgt nun selbst der Einladung ins Palais des Reichstagspräsidenten Göring, um sein Interesse an einer klaren Innenpolitik zu bekunden. Hitler versichert, dies würden die letzten Wahlen für zehn, wenn nicht hundert Jahre sein, und wie von Zauberhand geschaffen steht den Regierungsparteien ein Wahlfond von drei Millionen Reichsmark zur Verfügung.

Der doppelten Macht des Geldes und der Staatsgewalt hatten die Kommunisten nichts als ihre Leiber und Ideen entgegensetzen. Doch addiert mit den Stimmen der SPD, waren sie noch immer in der Überzahl. Deren Führung erbot jetzt die Einheitsfront, nur unter der Bedingung eines wechselseitigen Nichtangriffspaktes, in dem die bedrängte KPD die alte Taktik des Abwartens und Stillhaltens spürt. Die Sozialisten wollen die Demokratie retten, um Hitler mit der Waffe des Wahlzettels den Laufpass zu geben, sobald er abgewirtschaftet hat – ohne ein Wort über die Krisenjahre zuvor und ihr eigenes Versagen. Die *Rote Fahne* warnt am Sonntag, dem 26. Februar, dass es um mehr gehe: um eine Ausrottung des Marxismus. Noch einmal bäumen sie sich auf im Gestus der letzten Lebenszeichen von Liebknecht und Luxemburg: «Eure Zeitungen sind verboten, eure Druckereien geschlossen, eure Flugblätter beschlagnahmt. Aber ihr selbst seid da. Keiner kann euch daran hindern, von Mund zu Mund, von Etage zu Etage, von Betriebsabteilung zu Betriebsabteilung, vor und in der Stempelstelle mit aller Glut eures Herzens, mit der heissen Kraft eurer Überzeugung für die Wahl der Liste 3 zu werben, zu werben, zu werben und alarmbereit zu sein!»⁵

Und doch war das «Trotz alledem!» auch ein Zitat, eine Formel, ein überkommenes Muster, dessen Beschwörung Gefahr und Chance im Gegenwärtigen verfehlt. Nachdem die KPD seit 1923 nahezu jede Regierung faschistisch genannt und immer wieder zum Generalstreik aufgerufen hat, nimmt keiner mehr ihre Warnung so ernst, wie es nötig wäre, um den Sieg der wirklichen Faschisten zu verhindern. Sie selbst schien ihren Worten nicht zu glauben. Die Gründer der Partei hatten Jahre im Gefängnis verbracht und wurden, noch ehe sie in die Revolution und deren Frühgeburt, in diese Republik von der Reichswehr Gnaden, eingreifen konnten, nach acht Wochen rastlosen Redens und

Schreibens ermordet. Ihre Nachfolger repräsentieren eine Massenorganisation, die im Augenblick der lang vorausgesagten Entscheidung tatenlos ihrem Untergang zusieht. Ausgerechnet Thälmann, der Führer des Hamburger Aufstandes, hält sich an die Legalität. Er muss aus seinen Fehlern gelernt und bemerkt haben, dass die Nazis nur auf die Gelegenheit warten, die Partei zu zerschlagen. Warum aber hat er sich nicht in den Jahren zuvor auf diese Stunde vorbereitet, hat ein weitverzweigter Apparat keine Alternativen für verschiedene Handlungsmöglichkeiten erarbeitet?

Göring behauptet zwar, im Liebknecht-Haus Materialien einer Verschwörung aufgedeckt zu haben, doch liefert ihm erst der Reichstagsbrand in der Nacht zum 27. Februar den gesuchten Vorwand, die Gegner zu vernichten und sich als den einzigen Garanten der Ordnung aufzuspielen. Der Gang in sein Palais, der Vorzeigetäter und die fertigen Listen, nach denen sogleich eine beispiellose Welle von Verhaftungen losbricht – das alles liess keinen Zweifel, wer das Feuer gelegt hatte. Also kann der Spuk sich nicht mehr lange halten, wenn er zu solch dreisten Lügen greifen muss. Wer hätte geglaubt, dass eine Mehrheit des Volkes sie glauben würde? Dass sie die Lüge zu glauben begeherten, weil man sich nach einer Wahrheit sehnt, die Stabilität, Ruhe und Sinn verspricht. Nach all der Wirrnis, wie schon einmal, zehn Jahre zuvor. Und hatte die Partei damals nicht auch ein Verbot überlebt, mit 7'000 Gefangenen unter dem «Faschisten» von Seeckt? Es ist das Denken im Muster einer Wiederkehr des immer Gleichen, das ihre Kräfte bannt. Wie Stalin, der noch immer auf Frankreich und England als die (einstigen) Hauptfeinde der Intervention startt und die KPD auf einen unversöhnlichen Kampf gegen die Sozialdemokratie einschwört. Nicht aus Machtgier oder Bosheit heraus, vielmehr festhaltend am Gewohnten, aus doppeltem Mangel an Phantasie: dem Unvermögen, sich die eigene Auslöschung vorzustellen und neue Wege zu gehen, sich zu öffnen für andere Möglichkeiten des Daseins.

«Arbeiter, die unser antifaschistisches Abzeichen tragen, machen sich lustig über den Machtantritt Hitlers. Der habe sich fein in die Nessel gesetzt, Papen habe ihn hereingelegt. Klar, der wird abwirtschaften wie noch nie und dann – WIR! [...] Hitler solle jetzt zeigen, was er könne ... ,Wird er, wenn ihr nichts dagegen tut, verlasst euch drauf! ‘ Aber der Genosse kann sich nicht durchsetzen. ,Bei uns ist nicht Italien, die deutsche Arbeiterschaft wird es sich nicht gefallen lassens – , umso schrecklicher wird der Terror sein [...].’»⁶

Auch Becher kann sich nicht durchsetzen, wie der Namenlose in seinem Band *Der verwandelte Platz*, der 1934 in Zürich und Moskau erscheint. An welche Gegenwehr er dachte, welche Instruktionen Renn gab, wissen wir nicht. In seiner Phantasie, die schon so viele Bilder der Vernichtung hervorgebracht hat, war der Terror gegenwärtig. Er hatte Angst, als er floh, und er hatte Grund dazu, mehr als die meisten der Autoren, die das Land in Panik verliessen, in dem bald ihre Bücher brannten. Am Hegewinkel, wo die wachsamen Bürger die Polizei riefen, war Becher bekannt als «rote Socke», oder Sau, wie es damals hiess. In den letzten Tagen soll er Georg Glaser, einen schreibenden Arbeiter, einquartiert haben, als eine Art Leibwächter, wie zuvor schon Jan Petersen. Es gab andere, die noch verhasster waren und dennoch blieben, wie Ossietzky. Renn wird am Tag nach dem grossen Brand verhaftet. Ebenso Mühsam. Becher war gewarnt, er blieb dem Haus fern, das die SA umstellt hatte, kehrt am ersten oder zweiten März noch einmal zurück, packt ein paar Taschen und verschwindet, ohne den Sicherheitstrupp in Anspruch zu nehmen, der am U-Bahnhof bereitstand.⁷

Mit unbekannter Hilfe gelangt er nach Leipzig, in die Messewohnung Raichles. Karl hatte 1928 zwei Semester am Dessauer Bauhaus studiert, wo auch Becher in einer Vortragsreihe las. Als im Schatten der Krise die Pensionsgäste im Ermstal ausblieben, gründete er eine der ersten Zinnschmieden Deutschlands, eine kleine Werkstatt, die Gebrauchsgegenstände im funktionalen Stil schuf. Im Auftrag des Landesgewerbebeamten übernahm der Mann vom Land gar 1931 eine Fabrik in Lützenhardt bei Freudenstadt. «Von Regierungen wegen» sollte er den Hausierern einer alten Zigeunersiedlung Arbeit beschaffen und verband das Zinn mit einer Weberei. Becher hat die Freunde, wie in den Sommern zuvor, für ein, zwei Monate besucht, bis sie selbst im Jahr darauf flohen, als Kommunisten auf einer schwarzen Liste in der braunen Provinz vermerkt. Am Rand des roten Berlins glaubten sie sicher zu sein, in einem Waldhäuschen bei Kleinmachnow, das wieder Becher, Bittel und andere barg.⁸

Raichle sammelt Geld für ihn. Nagel will über seinen Vater einen Pass von dessen Bekannten, Helmut von Frankenberg, besorgt haben, der allerdings selbst 1949 Becher bitten wird, ihm zu bestätigen, dass er für einige Tage in seiner Wohnung untergetaucht sei. Der Pass bringt ihn als Vertreter von vier oder fünf Werkstätten im Messezug nach Prag. Lilly hat er später erzählt, wie ein Mitreisender im Schlafabteil ihn musterte, einen gut geklei-

deten Herrn, mit *Völkischem Beobachter* im Mantel, wie der andere aufatmete beim Überschreiten der Grenze, sich als jüdischer Flüchtling zu erkennen gab, und wie er selbst am Morgen ein winziges Schild in seiner Hose fand: «J.R. Becher», vom Schneider eingenäht.⁹ Den Zeitgenossen wird ein anderer Fund mitgeteilt: Ein Zehnmarkschein, den eine Leipziger Arbeitslosenfamilie ihm zugesteckt habe. «Genosse!» habe ein junger Mann ihn vor dem Hauptbahnhof angesprochen und nach Haus geführt, in ein dürftiges Zimmer, doch voll Wärme und Geborgenheit im Gegensatz zur heimatlosen Wüste von Plüschmöbeln und Goldrahmen in der Wohnung seiner Eltern. Der Vater habe ein Bier gebracht und Zigarren, die Mutter einen Braten. Alle drei hätten sich gefreut, wie es dem Gast schmeckt, den sie zum Zug begleiteten, bedauernd, dass es keinen Koffer zu tragen gab. Fest reichten sie ihm die Hand und das Geld, sorgfältig in Papier gewickelt, auf dem stand: «,Mehr haben wir nicht ... Deine Eltern ...' [...] Auch daran hatten sie gedacht, wenn es entdeckt würde – Deine Eltern ... / Reich beschert wie nie in meinem Leben, nahm ich Abschied von Deutschland. / Auf Wiedersehen, Genossen!»¹⁰

Die Geschichten erhellen einander: der Schrecken der geglückten Flucht in der Maske eines «feinen Herrn»¹¹ und das Wunschbild vom Abschied, der Heimkehr verspricht. Nur ist das Vertrauen in den Unbekannten, der ihn zum Festmahl lädt, allzu wundervoll, um wahr zu sein. Es verdrängt die Not des Gejagten und der Arbeitslosen. Der da flieht aus einem Land, dessen Dichter er sein wollte, der sich von Gott und Vaterhaus verstossen sah, findet heim in die Geborgenheit einer namenlosen Familie, die ihm alles gibt, was sie geben kann, was er in seinem realen Leben so oft vermisst hat: ideale Eltern, deren Liebe ihn begleitet in die Fremde, ihn nicht allein lässt in Angst und Misstrauen gegen jedermann. Dem liegt die wirkliche Solidarität Nagels, Frankenberges, der Raichles, ihres Leipziger Quartiergebers, eines Genossen Schwabe am Ravensteinplatz, und anderer zugrunde, wie sie Becher schon einmal, im Gefängnis, erfuhr. Nun konnte er den tatsächlichen Verlauf seiner Flucht nicht erzählen, ohne die Helfer zu gefährden. Denn Raichle blieb zurück, hatte sich in Meersburg am Bodensee ein Haus gekauft und musste seine Produkte auf der Messe präsentieren, wo Kollegen schon feixten, man solle auf ihn aufpassen, dass er nicht Feuer ans Grassi-Museum lege. Doch in seiner Stilisierung zum Symbol ungebrochener Verbundenheit verkehrt sich das Bild des Abschieds in die (Aus-) Zeichnung eines Gastes, mit dem sie nicht einfach ihr Leben teilen, für den ihr Letztes herzugeben ihnen Glück bedeutet. Es

wird zum Zeichen eines Herrn, der für sie seinen Weg geht, eine Passion ohne Wiederkehr.

Vom 25. März bis zum 21. April 1933 ist Becher in Brünn polizeilich gemeldet, auf der Durchfahrt von Berlin nach Wien.¹² Frau und Kind konnten die Grenze wohl legal überschreiten. Obgleich auch sie für einige Tage bei den Raichles Schutz suchten. Am 5. März waren Lotte und Nagel noch zur letzten Wahl gegangen. Trotz des Terrors erhielt die KPD knapp fünf Millionen Stimmen, votierte in Berlin fast ein Drittel aller Wähler für die Kommunisten, die hier nur um ein Prozent von den Nazis geschlagen wurden. Die Regierung erklärt deren 81 Mandate, darunter auch Bechers,¹³ für ungültig und verbietet die Partei am Achten, nachdem fünf Tage zuvor bereits Thälmann verraten worden war. Verboten sind Reichsbanner und Eiserne Front, so dass der SPD nur die Rolle von Statisten bleibt, die zuschauen, wie der Schriftsteller Adolf Hitler im Frack und der Gutsherr Paul von Hindenburg in der Uniform des Kaisers einander die Hand reichen über der Gruft Friedrichs, des grossen Kriegers, und der Reichstag sich ohne ihre Stimmen per Ermächtigungsgesetz aufgibt. Als Bechers Frau und ihr Begleiter vom Wahllokal zurückkehrten, hörten sie schon die Motorräder der SA, liefen in den Grunewald, schlichen zum Hintereingang des Hauses, packten Atti, den Sohn, und flohen zum Freund einer Freundin aus dem Uracher Kreis. Sicherheit für einen Augenblick in der Wohnung eines hohen Gerichtsbeamten, mit grosser Abendgesellschaft nebenan. Weiter zu Raichle, dem freundlichen Schwaben, der den Nachbarn nicht auffällt. «Ja, wollen Sie denn nicht auch zu uns komme», sagt sein Junge dem Suchtrupp, der am Morgen darauf an der Tür vorbeizieht: «wir seien doch auch Kommuniste?»¹⁴

Lotte war erst Anfang Februar von der Beerdigung ihres Vaters aus Brünn zurückgekehrt. Nun ist sie auf die Hilfe der Mutter angewiesen, die in ihr eine missratene Tochter sieht, sie später enterben lässt. «Ich hörte täglich, zu jeder Zeit / – Ich kenne den Text, den uralten / ‚Du hast es zu nichts gebracht, und darum / Müssen wir dich jetzt erhalten’», macht sich der Schwiegersohn seinen Reim auf die Verwandtschaft.¹⁵ Wieder wird er die Vorwürfe aus dem Vaterhaus vernehmen, wann endlich er anfangen wolle, richtig zu arbeiten, für die Familie zu sorgen, statt Poesie und Politik zu treiben, wofür er nun die Rechnung erhalte. Während sie ihren Geschäften nachgingen, als sei nichts geschehen, als treue Wagnerianer die deutsche Kultur pflegten, bis sie abgeholt wurden.

Becher übergibt den Pass an Nagel, der vier Jahre lang als Helmut von Frankenberg und Ludwigsdorf bei Lotte lebt, im Schutz einer SS-Uniform,¹⁶ und fährt nach Wien, wo sich Brecht bei den Eltern Helene Weigels aufhält. «Es gibt kein grösseres Verbrechen als Weggehen», hat der Kaufmannssohn gedichtet. «Kämpfer sind arme Leute. Sie können nicht Weggehen», schrieb er Ende 1932 und hatte grad ein Landhaus erworben. «Vor wir in den Kampf gehen, muss ich wissen: hast du einen / Pass in der / Rocktasche?»¹⁷ Auch Brechts Wohnung wurde durchsucht, als er mit Frau und Sohn über Prag nach Wien floh. Nicht ohne zuvor Mitarbeitern den Auftrag erteilt zu haben, seine Materialsammlungen gleich Parteidokumenten zu verwahren, wie ein Biograph betont.¹⁸ In Wien sei er mit alten Freunden zusammengetroffen, mit Eisler, Sternberg und Graf. Einem anderen zufolge mit Becher. Der Reichsfraktionsleiter der kommunistischen Schriftsteller, der wie viele Verantwortliche die Dokumente der Partei verbrennen liess, um sie einer Verwertung durch die Nazis zu entziehen, erinnert sich später: «Es kamen Genossen und fragten: ‚Wie lang / Willst du in Deutschland noch bleiben? / Ein Steckbrief ist nach dir unterwegs. / Du weisst, dein Beruf ist, zu schreiben // ‚Ich weiss, mein Beruf ist – doch werd ich nicht / Die Genossen verlassen und flüchten. / Ich weiss, ein Steckbrief ist unterwegs – / Doch die Zeit ist jetzt nicht, um zu dichten» Die Genossen aber bringen ihn nach Leipzig, und weiter zur Wiener Messe.¹⁹ Von Brecht ist in dem Rückblick nicht die Rede, allerdings erwähnt der in einem Brief an Becher «unseren Wiener Plan eines festen Punktes in P. [aris]».²⁰

Nach Schuhmacher haben sie die Gründung einer Exilzeitschrift mit dem Titel *Der Funke* besprochen.²¹ Will Brecht die *Iskra* Lenins wiederaufleben lassen, wie die alten Bolschewiki die Kräfte draussen schulen, eine Avantgarde bilden, um den Funken zur Zündung der Revolution ins Land hineinzutragen? Im März und April reist er in die Schweiz, folgt einer Einladung Kläbers nach Carona, versucht Thomas Mann zu sprechen, der ausweicht, und Hesse in Montagnola. Eine Künstlerkolonie wird erwogen, dann fährt er weiter nach Paris, schreibt ein Ballett für Kurt Weill, mit mässigem Erfolg. Auch beim Film ist der in Frankreich unbekannte Theatermacher nicht gefragt, so dass er ein Angebot von Karin Michaelis annimmt, mit seiner Familie in ihrem Haus auf der Insel Thuro zu wohnen. Kaum angekommen, wendet sich Brecht an – Becher: Unumgänglich sei eine autorisierte Konferenz zwischen einigen Kollegen, um «Methoden unserer zukünftigen Arbeit

endgültig» festzulegen. Beinah überall habe er stärkste Entmutigung und Verwirrung angetroffen. Getrennt vom Proletariat suchten Arbeiterautoren mit harmlosen Kinderbüchern und kitschigen Filmen zu überleben. Die Linksbürger hätten für einen Kampf mit dem Faschismus keinen Standpunkt, was «uns» eine wirkliche Chance gäbe: Wenn jemals, dann seien sie jetzt für politische Schulung zu haben. Doch erschrecke das rapid sinkende Verständnis für die Fortschrittlichkeit der Sowjetunion. Die praktische Führung habe aufgehört. Nicht mehr die Art der Parolen werde beklagt, sondern ihr völliges Ausbleiben. Deshalb müsse Becher unbedingt auf die Konferenz drängen und sehen, dass «wirklich autoritative Freunde» dort hinkämen, was auch Klüber und Ottwalt sowie Trude (Richter) und Otto (Biha) in Deutschland forderten.²²

Der Absender, «Dein alter», und ein Nachsatz, wann er über Dänemark komme, sprechen von bemerkenswerter Nähe und deuten auf jene Verständigung in Wien. Offenbar meint das Wir den Bund, dem die zuletzt Genannten auch in der Illegalität noch angehören und dessen Potential Brecht, als Präsidiumsmitglied, mit einer Arbeitskonferenz zu aktivieren drängt, um der Privation der Linken im Augenblick ihrer Kopflosigkeit entgegenzuwirken. Insofern dienten seine Sondierungen in Zürich, Lugano und Paris vielleicht doch nicht nur dem eigenen Auskommen, war die Kontaktaufnahme zu dem bislang verspotteten Grossbürger Thomas Mann, wie zum Romantiker Hesse, Teil eines abgestimmten Versuchs, antifaschistische Literatur im Exil zu organisieren, mithin Bechers Streben nach einem Weststützpunkt der IVRS zu verwirklichen?

Der Brief trug eine Moskauer Adresse, wohin Becher nach eigenen Angaben am 18. April von Brünn aus aufbrach.²³ Wahrscheinlich hatte er die tschechische Stadt über Wien erreicht, das er den Ämtern nur zur Tarnung als späteres Reiseziel nannte, während er auf die Zustimmung der Parteizentrale zur Weiterreise nach Russland wartete. Denn einer solchen bedurfte es, um in die Union zu emigrieren. Im Zeichen des Fünfjahrplans war die Zahl deutscher Facharbeiter und Ingenieure, die das Land des Aufbaus als Opfer der Krise willkommen hiess, von vier auf achtzehntausend seit 1931 angeschnellt. Dass die Sowjets nun aber, da das Leben der Antifaschisten von Konzentrationslagern bedroht werde, ihre Tore verschlossen, statt den Verfolgten ein Recht auf Asyl zu gewähren, beklagte im Juni die Prager *Neue Weltbühne*. Die Strategie des Kampfes sei keine Frage von Humanitätsduselei, sondern revo-

lutionärer Zweckmässigkeit, antwortet *Der Gegenangriff*, Münzenbergs Alternative zum Wochenblatt des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda.²⁴ War das nicht die Brechtsche Frage, wer noch kämpfen werde, wenn er Weggehen könne? So unmenschlich hart wie die Verhältnisse, die sie stellten. Was tun, um die Emigration als «Frontabschnitt» zu nutzen, lautete die nächste Frage für Brecht und Becher, nachdem sie doch gegangen, der Gewalt des Gegners gewichen waren.

Den Aufbau der Sowjetunion hielten beide für die einzige materielle Kraft, die den Faschismus in seinem unverhohlenen Aggressionsdrang aufzuhalten vermag. Wenn sie an den Verträgen von Rapallo festhielt, deren Verlängerung im Mai von der Regierung des neuen Reichs unterzeichnet wurde, so war dies als eine Stärkung auf lange Sicht zu verstehen. Wie sollte ein Land, das in einem Jahr fünf den Rückstand eines Jahrhunderts zu überwinden begonnen hatte, es wagen, auf geplante Wirtschaftsbeziehungen zu verzichten, die auch die fortgeschrittensten Staaten des Westens nicht im Namen der Demokratie boykottierten? War nicht vielmehr zu erwarten, dass sie Hitlers Verlangen nach dem «Lebensraum im Osten» insgeheim als Vernichtung des Bolschewismus begrüßen würden? Wäre demnach der Widerspruch, mit einem erklärten Todfeind kooperieren zu müssen, produktiv auszuhalten, als ein solcher bewusstzumachen, um der Übermacht dennoch zu widerstehen, sich nicht wortlos vom Strom der Zeit treiben zu lassen? Wie der Bundesvorsitzende 1930 in Charkow, so verlangt nun Brecht von Moskau eine wirkliche Führung, die sich durch organisierende Vorarbeit ausweist.

Becher, der damals als einziger Ausländer ins Sekretariat der IVRS gewählt worden war, wird den Brief gerade noch bekommen haben, bevor er eine Rundreise in die Zentren der emigrierten Schriftsteller antrat. Gleichsam auf den Spuren Brechts fährt er vom 5. Juli bis 27. September nach Prag, Wien, Zürich und Paris. Laut Reisebericht hat er in Prag und Paris auf Sitzungen von je 30 Mitgliedern des BPRS Möglichkeiten der «Sammlung aller antifaschistischen Kräfte auf dem Gebiete der Literatur» beraten. In Wien soll Graf, der ihm ein Gespräch mit dem Leiter des Arbeiterbildungsinstituts der SPÖ vermittelt, einen Kreis um sich scharen. Fehl schlug der Versuch, mit Stefan Zweig und Zuckmayer²⁵ in Salzburg Verbindung aufzunehmen. In Zürich habe Brentano ihn mit einem wüsten Geschimpf auf die Partei empfangen und die Theorie vom Sieg des Kleinbürgertums in Deutschland vertreten – Trotzki's Theorie. Er unterhalte enge Beziehungen zu Sozialdemokraten

und zu Tranquilli, d.h. zu Ignazio Silone, den Mitbegründer der KP Italiens, die ihn 1931 als «Trotzkisten» ausschloss. Zur «Frage des Trotzkismus in der Literatur» werde eine Arbeitsgemeinschaft in Paris eingerichtet, wo der SDS nach seiner Auflösung im Reich repräsentativ auszugestalten sei. Mit dem Aufbau einer Korrespondenz, die Absatzmöglichkeiten in der Weltpresse sichern solle, seien die Genossen Schestwo und Steffi beauftragt worden. Wohl Margarete Steffin, die Brecht im gleichen Kontext nennt, diesmal nicht verächtlich von einem Konsumverein sprechend, sondern vom Rauchen des Schornsteins.²⁶ Auf der Rückreise habe ihm der Theoretiker der SAP, Franz Sternberg, die Gründung einer IV Internationale angekündigt, die eine zweite Partei in Russland fordern werde. Wie Becher überhaupt den Eindruck hatte, die Emigrationspanik sublimiere sich zu trotzkistischen Fragen.

In sechs Punkten fasst er seine Erfahrungen zusammen: Absolute Notwendigkeit des westeuropäischen Stützpunktes; ebenso der Herausgabe eines «Organs für die Intellektuellen-Bewegung, in dem die trotzkistischen Argumente widerlegt werden»; grundsätzliche Neugestaltung des Vertriebs der *Internationalen Literatur (IL)*, der Zeitschrift der IVRS, die sonst vollkommen unnütz sei; gründliche Vorbereitung einer «Weltkonferenz aller antifaschistischen Schriftsteller» zur Schaffung dauerhafter organisatorischer Formen; Intensivierung von Einladungen mit Zeit zum Fertigstellen eigener Arbeiten und Bildung eines «Stabs von Theoretikern» zu Problemen der Weltliteratur für die fehlende ideologische Führung.²⁷

Becher fordert und fördert eine Vereinigung von Literaten gegen den Faschismus als Arbeit: Arbeitsgemeinschaften sowie repräsentativ, durch die Mitarbeit bekannter Autoren gestaltete Organisationen und Publikationsorgane sollen zerstreute Kräfte sammeln. Die gleiche Intention hatte er vor und mit dem Bund vertreten. Auch die Gegner innerhalb der Linken sind dieselben geblieben. Doch statt ängstlich jede Berührung mit Andersdenkenden zu vermeiden und sie mit Schlagworten zu erledigen, sucht er vermittelnde Gespräche vor Ort und verlangt von Moskau ein Widerlegen ihrer Argumente durch theoretische Fundierung. Das war nicht die Haltung eines Funktionärs, der alles besser weiss, und verwies zugleich auf die alte Crux des Bundes, auf die Schwäche der eigenen Argumentation, des nie zustande gekommenen Programms.

Das Dilemma der Praxis zeigt sich denn auch in einem Nachtrag zum

Reisebericht: Becher legt ein Gutachten zur Gründung einer Grammophonplattenfabrik bei und fordert die IVRS auf, durch ihre Auslandsvertretungen der Antifa-Literatur Eingang in die Weltpresse zu verschaffen sowie für die Nutzung ihres Potentials im Sender der Komintern einzutreten, dessen «Überpathos» als lächerlich empfunden werde. Er sondiert Möglichkeiten der technischen Verwertung literarischer Arbeit, um sodann die selbständige Etablierung eines neuen Mediums im Westen einzublenden: Die Prager *Neuen Deutschen Blätter* (*NDB*). Da Becher vom Plan Klaus Manns erfahren habe, *Die Sammlung* herauszugeben, auch Haas seine Zeitschrift neu auflegen wolle und bereits trotzkistische Einflüsse zu spüren gewesen seien, hätte er sich entschlossen, rasch zuzugreifen. So habe er im Namen der IVRS einen Vertrag mit Herzfelde geschlossen, der ihm die Finanzierung der ersten drei Nummern garantiere, weil nur unter dieser Bedingung einige reiche Juden bereit wären, Geld für ein langfristiges Erscheinen der *NDB* zur Verfügung zu stellen. Auf Bedenken der tschechischen KP gegen privatkapitalistische Geldgeber hin hätten sie eine Aussprache bei Gottwald, dem Generalsekretär, verlangt. Die sei für unnötig erklärt worden, doch habe er bereits in Paris von schweren Vorwürfen gegen sie beide gehört, seien ihm auf seiner Rückreise Gerüchte entgegengetreten. Wieder in Prag angekommen, habe er zum ersten Mal den Namen Skrach als Geldvermittler erfahren. Da aber Genosse Hugo (Eberlein), der inzwischen einen Parteivertrag mit Herzfelde und Hans Günther abgeschlossen hatte, die Angelegenheit für erledigt betrachte, geht auch Becher zum Lob der Zeitschrift über: Mit einer Auflage von 7'000 Exemplaren bei 5'000 Vorbestellungen sei sie ein Durchbruch zur Einheitsfrontbewegung. Klaus Mann habe bereits vorgeschlagen, seine *Sammlung* einzustellen, um gemeinsam die *NDB* herauszugeben. Zweifellos aber beständen bei Herzfelde «starke Neigungen zu einer opportunistischen Entstellung unserer Linie», so dass die IVRS prüfen müsste, welche Garantien sie sich verschaffe, damit die Zeitung in «unsere» Richtung verlaufe.²⁸

Nach David Pike, dem Verfasser der noch immer umfassendsten Studie über deutsche Schriftsteller im sowjetischen Exil von westlicher Seite, brauchten die Kommunisten eine Intellektuellen-Zeitschrift und liessen die Vorarbeiten bequemerweise von anderen leisten: Gegen Ende des Jahres 1933 habe Becher sich in Herzfeldes Pläne eingemischt; so zumindest hätte der die Geschichte 45 Jahre später in Berlin erzählt. Skrach, der Sekretär des tschechischen Premiers Masaryk, habe

das Geld für die *NDB* vermittelt, worauf man ihm und Becher die Köpfe wusch, da sie sich kaufen liessen. Günther, seit November 1932 Vertreter des BPRS in Moskau und von dort zur Mitarbeit nach Prag geschickt, sei dann in die Druckerei geplatzt und habe ihn mit einer Ohrfeige gezwungen, die Namen der Herausgeber aus dem Impressum der ersten drei Nummern zu tilgen, weil Becher unzufrieden mit der liberalen Redaktion war. Da er selbst kein anderes Gremium als Ersatz für Herzfelde, Seghers, Graf und Petersen, den illegalen Leiter des Bundes im deutschen Untergrund, hätte nennen können, seien die Namen schliesslich überklebt worden.²⁹

Eine seltsame Geschichte, an der man ebenso zweifeln darf wie an Bechers Bericht. Der Vorsitzende kam nicht erst Ende des Jahres nach Prag. Bereits Ostern, im April 1933, traf er sich in der Stadt Kafkas mit Trude Richter, der Frau, die unter dem Allerweltsnamen seit zwei Jahren ein Doppelleben führte. Sie hatte englische, französische und deutsche Literatur sowie Geschichte studiert. Um ihre Lehrstelle an Gymnasien nicht zu gefährden, nahm sie in der Frankfurter Ortsgruppe dieses Pseudonym an, wurde arbeitslos und Sekretärin des Bundes in Berlin. In der Maske einer gutbürgerlichen Existenz, als Frau Dr. Erna Barnick den Nachbarn kaum bekannt, bot ihre Wohnung Schutz für die letzte Leitungssitzung. Das Büro hatten sie im November, nach Besetzung der Marxistischen Arbeiterschule, selbst aufgelöst. Seitdem habe Becher, in ihrer Erinnerung, die Umstellung auf eine kommende Illegalität vorbereitet, die *Linkskurve* zum Dezember eingestellt und die Mitglieder zu operativen Kleinformen, zu Zweizeilern im Knittelvers, angehalten. So liefen die Arbeitsgemeinschaften weiter, als Bierabende getarnt. Zunächst habe die KPD noch eine legale Zeitschrift aufgekauft: *Das bunte Blatte* eine Boulevard-Zeitung, in der Trude Richter die Bücherverbrennung zu ironisieren versuchte, an der sie mit Elfriede Brüning, Berta Waterstradt, Kurt Steffen und Petersen teilnahm. Sie schrieben in «sarkastischer, bombastischer Manier», dass ein jeder die Lächerlichkeit hätte merken müssen, doch brachten die Nazis die gleichen Pamphlete.³⁰ Was tun, wenn der Sarkasmus des Gegners nicht zu überbieten ist?

Auf dem Tiefpunkt des Schocks zwischen Reichstags- und Bücherbrand versucht die Botin den Kontakt zur emigrierten Leitung wieder aufzunehmen; in Kischs Wohnung von Hans Günther erwartet, dem Mann, den sie seit sieben Jahren liebt, aber nicht heiraten konnte, ohne ihr Überbrückungsgeld als Studien-Assessorin zu verlieren, von dem

beide gelebt hatten. Das Hauptthema ihrer Prager Unterredung seien bereits die geplanten *NDB* gewesen!³¹ Möglich, dass sie im Nachhinein ihren Wünschen erliegt, wie sich auch Hans Schwalm erinnert, nicht Becher, sondern er habe als Jan Petersen den Bund in illegalen Fünfergruppen reorganisiert, nachdem dieser unter dem Druck der ersten Verhaftungswelle im März zerfallen war.³² Selbst wenn erst im Juli, bei einem zweiten Besuch Trudes in Prag, die Mitherausgeberschaft Petersens sowie die ständige Rubrik «Stimme aus Deutschland» mit Berichten aus dem Untergrund in den *NDB* vereinbart wird, so müssen dem Gespräche voraus gegangen sein.

All dies stellt die Legende von Bechers willkürlicher Einmischung in Frage. Ebenso die Memoiren Beers, in denen Herzfelde als ein eiskalter Intrigant erscheint, der sich unentwegt mit seinem Schwager Weiskopf berät, wie man Kritiker in den eigenen Reihen durch Publikationssperre und Denunziation mundtot machen könne.³³ Wob ei auch diese Entlarvung subjektiv geprägt ist, doch dürfte sie von einer nachträglichen Parteinahme abraten. Statt nach Schuld oder Unschuld Einzelner zu fahnden, gilt es noch immer, die Verhältnisse zu erkunden, das Feld möglichen Verhaltens auszuschreiten, sich auf die wirklichen Menschen in ihrer Schwäche einzulassen, um verschiedene Formen von Widerstand wahrzunehmen in einer Zeit wachsender Vernichtung. Natürlich ist Günther für Becher ein Unterpfeiler zur Wahrung der «Linie» im Experiment *NDB*. Nur welcher Linie? Moskau wird ja von ihm aufgefordert, eine solche erst zu erarbeiten. Noch im August, einen Monat vor Erscheinen der ersten Nummer, besteht die IVRS auf der sofortigen Rückkehr von Bechers Vertrautem; worauf Herzfelde erklärt, die «Zusammenarbeit mit G.» gefalle ihm sehr, sie harmonisierten und es fände sich so leicht niemand anderer, von dem er dies erwarten könne.³⁴ Wieder erweist sich das Präsidiumsmitglied als machtlos, bleibt ihm nur zu warnen vor der «grössten Gefahr eines P[artei-] Konflikts».³⁵ Warum soll er im Übrigen nicht auch an die Liebenden gedacht haben, die einander näher kamen über Prag? Das wäre zwar sentimental gewesen, hätte den Anforderungen der Konspiration widersprochen, und tatsächlich ist durch den Briefwechsel der beiden die einzige Verbindungsadresse nach Deutschland «hochgegangen»,³⁶ doch Becher war sentimental, und seine eigene Ehe ging gerade zu Bruch.

Da sitzt er mit der anderen abends im Café und fragt nach dem Leben, vor dem er floh, lässt sich erzählen vom Lernhunger der Genossen drü-

ben, die in ihrer Ratlosigkeit dankbar sind für eine Einführung in Marx' *Kapital*, von der Geistesgegenwart, die sie vor einer nächtlichen Passkontrolle der SA bewahrt, die Tasche voller Manuskripte als elegante Arierin mit dem Herrn Obersturmbannführer flirtend, und von der Verwechslung als Strichmädchen auf der Friedrichstrasse beim Treff mit einem Unbekannten, der ihr Zeichnungen übergeben sollte für die illegale Zeitschrift *Stich und Hieb* in der Grösse einer Streichholzschachtel.³⁷ Für einen Augenblick verlachen sie die Tragikomik einer Existenz, die nicht zu spüren ist im Prager Idyll. Welche Phantastik wäre vonnöten, diese Wirklichkeit zu schildern. «Becher konnte wundervoll zuhören», entsinnt sich Günther Weisenborn einer Begegnung auf dem Wenzelsplatz: «Er war ein Meister der Frage. Er sprach kaum von sich. Als unser Gespräch endete, blickte er mir in die Augen und sagte: ‚Sie müssen unbedingt in Deutschland bleiben. Einer muss da sein und ein Memorandum aufschreiben.‘»³⁸

Davon steht so wenig im Reisebericht wie von einem Treffen mit den Raichles in Zürich. Die kamen von Meersburg herüber, glaubten Hochverräter zu sein, stopften ihre Taschen voll antifaschistischer Literatur und warfen sie kurz vor der Grenze aus dem Auto. Ängstliche Menschen, die dennoch mutig waren, auf ihre Art.³⁹ Pike interessieren sie nicht. Er fragt auch kaum nach dem Adressaten des Berichtes. Dabei wirkt Bechers «Nachtrag» wie eine einzige Rechtfertigung seines eigenmächtigen Eintretens für die *NDB*, das ihn sofort von Paris bis Prag als einen Abweichler in der Emigrantenszene gebrandmarkt hatte. Ihn ärgere «die verdammte Atmosphäre von Misstrauen und Ungründlichkeit», schrieb ihm Brecht zur gleichen Zeit. «Du musst auch da etwas dagegen tun.»⁴⁰ Aber was soll er gegen das Getratsche unternehmen, das ihn selbst verfolgt? Müsste nicht vor diesem Hintergrund der Bericht als ein Drängen auf gründliche Sacharbeit gelesen werden? Pike aber zitiert geradezu genussvoll Brentanos «Missvergnügen an der eingefleischten Dummheit der Parteiführer»⁴¹ – und verschweigt Brechts Antwort, wonach er die Besetzung der Posten für eine Nebenfrage halte: «Von allen Anti-KP-Richtungen und -Massnahmen hätten wohl wenige revolutionär gewirkt, wenn sie durchgekommen wären; als sie durchkamen, wirkten sie konterrevolutionär.» Im Grunde helfe «nur reelle Arbeit, Nützlichkeit. Streiten sollte man eigentlich nur, wenn man Macht hinter sich hat, so dass man es ausnutzen kann für die Sache, wenn man recht behalten hat.»⁴² Darüber liesse sich nun streiten, doch wer die

Brechtsche Haltung und ihre Parallelen in Bechers Handlungen einfach ausblendet, betreibt jene Schwarzweissmalerei, die den Kommunisten unaufhörlich nachgesagt wird.

Andere wiederum sehen in den *NDB* eine «gesuchte Konfrontation mit dem dogmatischen «Moskauer Kurs'», unterstellen jedoch Becher, er habe sich, erfahren in schnellen Wendungen, der Erwartungshaltung bürgerlich-liberaler Autoren angepasst.⁴³ Ein Wendehals, der sich nach dem Wind dreht? Béla Illés, dem Generalsekretär der IVRS, fiel in den sechziger Jahren ein Gespräch mit dem Freund ein: Durch die Strassen Berlins gehend, habe der ihn 1929 gemahnt, es werde nicht gut gehen, auch wenn er nicht sagen könne, wo der Fehler stecke. «Ich bin ein disziplinierter Mensch, ich habe aber Angst, dass man mich deshalb irgendwann später tadeln wird ...» In Moskau sei er nach Hitlers Machtübernahme voll Bitterkeit eingetroffen: «Was ich auch fragte, er antwortete nur mit ja oder nein. Es vergingen einige Wochen, ehe er anfang zu arbeiten. Er warf sich mit bewundernswerter Energie in die Literaturbewegung und in die Parteiarbeit. Er arbeitete täglich 12-14 Stunden.»⁴⁴

Arbeit als Selbsttherapie, das entspricht der Psyche eines Menschen, der sich schon zweimal, 1918/19 und 1923/24, aus tiefen Orientierungskrisen emporgearbeitet hat. 1933/34 entstehen die drei Hefte *An die Wand zu kleben*, Kurzgedichte im Knittelvers, *Deutscher Totentanz 1933* und *Es wird Zeit*, zusammengefasst im Band *Neue Gedichte*, sowie *Deutschland. Ein Lied vom Köpferrollen* und *Der verwandelte Platz*. In ihrer Gesamtheit entwerfen die fünf Bände das Bild einer Arbeiterklasse, die sich unter Opfern auf ihre Kraft besinnt, um Hitler zu stürzen. Ein Teil, wie die Klebeverse, stammte noch aus den Wahlkämpfen vom November 1932. Sie arbeiten mit dem gesprochenen, dem schlagfertig grosse Reden aufbrechenden Wort, wie denn auch Bechers Gedichte, Szenen aus dem *Grossen Plan* und selbst Passagen aus *Levisite* von Berliner Agitpropgruppen operativ eingesetzt wurden, wahrscheinlich häufiger als die Texte Brechts, die ihm Nachgeborene gern als Alternative einer eingreifenden Ästhetik gegenüberstellen.⁴⁵ Auch hier wäre genauer hinzusehen. Die Verse, die zur Eigenproduktion, zur alltäglichen Widerrede in einfachen Zweizeilern anregen wollen, sind einprägsam, wo sie gerade nicht Rebellion predigen, wo sie die Kontinuität der Besitzverhältnisse lakonisch konstatieren: «Du kommst als neuer Mensch nach Haus, / Spannst du in deutschen Bädern aus.» Oder: «Für ,Ord-

nung' sorgt der Staat und ‚Ruh‘. / Wer hat, der kriegt noch was dazu.» Und schliesslich in der *Kölner Ballade* auf das Treffen von Hitler und Papen im Hause des Bankiers Schröder: «Der gute Trommler braucht Kredit, / Das Volk geht einfach nicht mehr mit, [...] Aus meinem ‚Kampf‘ kann ich beweisen, / Man muss das Volk mit Lügen speisen...»⁴⁶ Dass und warum das Volk sich mit Lügen abspeisen lässt, kommt nicht zur Sprache oder wird allein den «Bonzen» der SPD angelastet. Daneben gibt es zaghafte Ansätze einer Selbstkritik, einer Satire auf den «Genossen Fehlerfrei».⁴⁷ Doch der Grundton entspricht den Verlautbarungen einer Führung, die den Boden unter ihren Füßen verloren hat.

Ein Realitätsverlust, ein jäher Umbruch von Vertrautem in unwirkliche Fremdheit, wie er sich im Bild vom verwandelten Potsdamer Platz verdichtet: «Frühling – und der ganze Platz hat Ausschlag. Einen bunten, fleckigen Ausschlag, braune Geschwüre, [...] Wo sind die auf einmal nur hergekommen? Jedes Staunen bleibt mir im Halse stecken, der Alte Fritz kommt über den Platz geritten». Wieder aber vertraut Becher nicht der Kraft seiner Vision. Statt dem kommenden Schrecken ins Auge zu sehen, ein Traumgespräch mit dem Herrn zu wagen, lässt er sich von einem Genossen Fritz aus Moabit versichern, die Partei werde erstarken «durch das, was wir opfern, stark dadurch, dass alles Fremde und Faule unsere Reihen verlässt. Du, spürst du nicht, jetzt wachsen wir.» Plötzlich sei ihm, als hätte ihn die Partei, durch das unerschütterliche Du, aus seiner Schwäche heraus gerissen, und nun träume er davon, wie es sein werde, «wenn wir in Deutschland die Macht haben», um stolz über den Platz Lenins zu gehen.⁴⁸

Auch das ist eine Geschichte vom Widerstehen, oder vielmehr: vom Durchhalten. Wie in *Quo vadis?* und in der Bankier-Erzählung werden alptraumhafte Erscheinungen des Abgelebten, des Bedrohlichen, einer übermächtigen Gewalt in kollektive Wunschträume gewendet, wird ein Einzelner – ein Wanderer, ein Bauer, ein Ich-Erzähler – durch ein Du aus seiner Verlorenheit in sich selbst herausgeführt in ein erlösendes Wir. Verloren geht dabei die visionär aufscheinende Dichte. Es ist, als schrecke Becher im letzten Augenblick zurück vor einer Grenze, an der die gewohnte Ordnung der Dinge sich auflöst, als installiere er über dem Abgrund seines Erlebens ein Fangnetz politischer Verheissungen.

Wo Becher an Grenzen der Sprache stösst, «das Übermass / an Grauen» in Worte zu fassen, gerät die Absicherung ins Wanken, bricht sich das Eingeständnis einer anderen Schwäche Bahn: «Wie oft, Genos-

sen Bürokraten, / Habt ihr das Neue hinterrücks gelähmt. / Ob unsrer nicht vollbrachten Taten, / Genossen, haben wir uns oft geschämt.» Es gelte, die Fehler offenzulegen, statt wie bisher alles zu schlucken. Doch kaum aufgedeckt, werden sie getilgt: Lüge und Dünkel in den eigenen Reihen, Unwissenheit, Trägheit, Vergessen, «fade Phrasen», mit Siegen aufgeblasen, die «schlimmen Maulaufreisser» – aus dem *Deutschen Totentanz* herausgestrichen.⁴⁹ Liess er die Strophen unterdrücken, wieder alles schluckend? Sie sind mitzulesen, als Gegentext eines Parteiarbeiters, der sich jener Linie unterwirft, die seit Kronstadt jede Fehlerdiskussion vor den Gewehren des Feindes verbot. Wo er die eigenen Zweifel übertönt, wird seine Stimme hohl, wie in *Berichten aus dem Dritten Reich*, die Becher 1933 unter dem Namen G. P. Ulrich verfasst: «Überhaupt ist ohne alle Schönfärberei festzustellen», heisst es in einem Unsatze, «dass die Haltung der Genossen hervorragend gut ist.» Nach dem Reichstagsbrand sei ein Augenzeuge auf dem Polizeipräsidium unter fürchterlich Misshandelten «nicht einem einzigen begegnet, der seelisch und moralisch erschüttert worden wäre». Ihre Grundstimmung bestehe im Vertrauen zur Partei, in unverbrüchlicher Solidarität und heroischem Kampfesmut.⁵⁰

Das waren die Phrasen, deren sich der Dichter geschämt hatte. Vielleicht greift er deshalb zum Pseudonym? Doch es gibt Passagen im *Verwandelten Platz*, die nicht minder erschrecken. Im Auftrag der Komintern schreibt Becher zudem 34 Zweizeiler, die Heinrich Vogeler mit Schwarzweisszeichnungen illustriert. In holzschnitthaft derben Zügen wird die Gewalt festgehalten («Proleten quält zu Tod der Folterknecht. / Das nennt sich Kampf für Freiheit und für Recht.»), Missmut auf gespürt («Es grollt in der SA ...») und wachsender Widerstand gezeigt («Es gibt kein Land. Der Bauer meint verdrossen: / ‚Die Sense hoch! Die Reihen dicht geschlossen!‘»), bis der Bilderbogen sich zur Vorstellung vom Massensturm steigert: «Die Rote Hilfe lebt!» steht auf hohen Fahnen und zuletzt, unter dem Angesicht Thälmanns – «Es sammelt sich der Einheit Rotes Heer. / Es kommt der Tag, da heisst’s: VOLK ANS GEWEHR».51

Dem entsprachen die Leitsätze des EKKI, das erst im Dezember 1933 zusammentrat, um den Faschismus als «die offene terroristische Diktatur der am meisten reaktionären, chauvinistischen und imperialistischen Elemente des Finanzkapitals» zu definieren. Zehn Monate hatte Moskau geschwiegen unterm Schock der deutschen Niederlage, die nun allein

von der ununterbrochenen Verräterei der Sozialdemokratie seit 1918 künden sollte. Diese spiele weiter die Rolle der sozialen Hauptstütze der Bourgeoisie, und falsch sei ihre Einschätzung, der Kapitalismus befinde sich auf dem Weg, seine allgemeine Krise zu überwinden. Alle kapitalistischen Staaten entfalten vielmehr eine nie dagewesene Kriegsproduktion, eine Produktivkraftentwicklung zu unproduktiven Zwecken, die zwangsläufig zur Verschärfung ihrer Widersprüche führen müsse, so dass jeden Moment ein Umschwung eintreten könne. Es wäre daher ein rechtsopportunistischer Fehler, nicht die «objektiven Tendenzen des beschleunigten Heranreifens der revolutionären Krise» zu sehen. Nur von der Untergrabung des Masseneinflusses der Sozialdemokraten hänge es ab, wie schnell die Herrschaft des bankrotten Kapitalismus vom Proletariat gestürzt werde.⁵²

Leicht ist es, im Nachhinein die Thesen zu belächeln, die einen Aufschwung sehen wollen, wo alle Wege hinabführen in den Abgrund endloser Zerfleischung. Das war kein Widerlegen der anderen, wie es Becher forderte. Deren Argumente wurden ungeprüft zur Seite gedrängt, um der Niederlage zum Trotz an den eigenen Schemata festzuhalten. Getrennt von den Massen verliert die Zentrale mehr und mehr den Blick für deren Wirklichkeiten. Und doch hat sich ihre Sicht damit nicht erledigt: Zu ihrem Unglück hat sie recht mit dem Verrat der Sozialdemokratie, die sie nicht nur in Deutschland den Weg des geringsten Widerstands gehen, sondern auch in Japan, Frankreich und England die imperialen Interessen der jeweiligen Regierung mittragen sieht. Natürlich hat die II. Internationale, zum zweiten Mal, versagt. Ebenso aber die Komintern, weil sie sich, wie ihre Vorgängerin in Basel, auf der Siegerstrasse der Geschichte wähnt: Und wenn es zum Krieg kommt, wenn wir auch scheitern, wird der Kapitalismus darin untergehen und die Revolution siegen – so hatten die führenden Sozialisten einst gepredigt, und den gleichen Automatismus verkündet nun die kommunistisch genannte Führung. Wobei die Weltwirtschaftskrise wirklich dazu geführt hatte, nicht verwertbares Kapital in Rüstung zu akkumulieren.

Wenn Becher dies nicht überzeugte, so wird ihn die Forderung des EKKI, den rechten Opportunismus der ZK-Mitglieder Remmele, Neumann und anderer «Defaitisten» schonungslos auszurotten,⁵³ diszipliniert haben. Möglicherweise wurde er wegen seines eigenmächtigen Eintretens für die *NDB* und der anstössigen Strophen des *Totentanzes* auch in die Komintern strafversetzt, wie nicht wenige vor ihm?

Heinrich Vogeler war zwanzig Jahre älter. In Worpswede hatte er an der Jahrhundertwende das Leben eines Märchenprinzen geführt, sein Haus, seine Frau und sich selbst als Momente eines vollendeten Jugendstils präsentiert. Auf dem Höhepunkt des Ruhmes sah Rilke, der Freund, den Illustrator, Architekten und Möbeldesigner stagnieren. So war der Weltkrieg auch für ihn eine Befreiung vom Gefühl, tot zu sein. Im Januar 1918 schrieb der Unteroffizier einen Protestbrief an den Kaiser gegen den Brester Gewaltfrieden und ward für irre erklärt statt erschossen, wie er es erwartet hatte. Im Herbst hielt er Vorträge über den «Expressionismus der Liebe», Kommunismus und Weltfrieden. Nach kurzer Haft hatte Vogeler im Sommer 1919 seinen Barkenhoff zur landwirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft erklärt, später zur Arbeitsschule mit zwölf Erwachsenen und zehn Kindern. Die «Geburt des neuen Menschen» durch Befreiung der Liebe von allen Fesseln des Besitzes, durch Einssein mit dem kosmischen Werden war Ziel der Kommune, die immer wieder vorm finanziellen Bankrott stand, bis 1923 die Rote Hilfe das Anwesen übernahm, als Erholungsheim für Kinder politischer Gefangener sowie Kriegs- und Revolutionswaisen. 1928 hatte er die Assoziation Revolutionärer Bildender Künstler Deutschlands mitbegründet, wurde jedoch als Rechtsabweichler aus der KPD ausgeschlossen. «Den Mechanismus, den Bürokratismus der kommunistischen Partei immer wieder bis in die Wurzeln zu zerstören, ist und sind die Hauptaufgaben der Arbeiter von unten, von den Betrieben aus»⁵⁴, schrieb der Maler 1930. Im Jahr darauf ging er in die Sowjetunion, arbeitete als Architekt im Allunionskomitee für Standardisierung des Bauwesens, später im Laboratorium für Saatexperimente und 1933 als Kunstkritiker.

Der Wandel seiner Ausdrucksmittel gleicht dem Bechers: Beide gehen vom Zerfall einer totalen Kunstwelt aus und suchen eine neue Einheitsform des Lebens im Kommunismus. Beide wollen sich verschenken, den Reichtum eines überschäumenden Talents, das in seiner Privation zur leeren Form erstarrt, wiederbeleben als Organ einer Gemeinschaft von Namenlosen. Vogeler ersetzt die Ornamentik des Jugendstils, den Traum vom allumfassenden Werden, Ranken und Blühen, von unvergänglicher Schönheit, festgehalten im Augenblick ihres Vergehens, einer morbiden Dynamik im Stillstand, durch «Komplexbilder», die eine Gesamtschau simultaner Bewegungen in mosaikartig gebrochenen Momentaufnahmen suggerieren – wie *Levisite* oder *Der grosse Plan*. Das Scheitern seiner anarchistischen Arbeitsschule und, auf der Gegen-

seite, das Erleben eines «Arbeitstaumels», von Frohsinn und Gesang beim Sowjetaufbau, die auch Becher, Seghers und Aragon beeindruckten,⁵⁵ binden ihn trotz aller Kritik des Apparates an die Partei als bewegend Kraft der Massen, zumal der erhoffte Druck von unten in Deutschland ausbleibt oder faschistische Formen annimmt.

Becher verwarf 1923 jedes Insel-Leben am Rand der bestehenden Gesellschaft als Phantasterei und sah sich im Vogelhof, einer arisch-christlichen Gemeinschaft bei Urach, bestätigt «Es waren durchweg bürgerliche Leute, die aber nach den Prinzipien des Urkommunismus gelebt und gewirtschaftet haben»⁵⁶, meinte Raichle, der seinen Lebensunterhalt damit verdient hatte, dass er Bürger mit kommunistischer Gesinnung beherbergte. Das verwirrt die Begriffe. Doch mit Marx hiess Kommunismus nicht Rückzug aus kultureller Verderbnis in heile Natur: Nicht Verzicht auf sozial entwickelte Bedürfnisse, ihre universelle Freisetzung als Wesensart des sich über die Natur erhebenden Menschen war seine Idee, die er in der modernen Industrie sich spontan-unbewusst und daher in entfremdeter Form verwirklichen sah. Das Weiterdrängende, ihre Realdynamik, die Millionen aus Analphabetismus und Schicksalsgläubigkeit riss, verlieh der Sowjetunion eine sittliche Überlegenheit, während die rückwärts gewandte Zivilisationskritik der Wander- und Jugendbewegung in den Mythos einer nationalsozialistischen Volksgemeinschaft münden konnte. So wurden Becher wie Vogeler letztlich nicht von äusserer Parteidisziplin zu ihren Bildern gezwungen, waren es die innere Verzweiflung über den Sieg von Lüge und Gewalt und schliesslich das Bewusstsein des eigenen Versagens als Künstler bürgerlicher Abstammung, die sie trieben, ihre Hoffnungen einmal mehr auf das Proletariat zu übertragen.

Was wussten sie vom Leben im *Dritten Reich*, wo ihr gleichnamiges Heft, auf zehn mal dreizehn Zentimeter gestutzt, von Hand zu Hand gehen sollte? Berichte über die illegale Bundesarbeit trafen in Prag ein, neben Beiträgen für die *NDB*, wo sie Ottwalt, Günthers Nachfolger, wohl für Becher aufarbeitete. Zumindest hat sich ein solcher Bericht vom Juli 1934 erhalten. Demnach empfingen sie jeden Monat Analysen von sechs besonders bemerkenswerten faschistischen Büchern. Verhaftungen habe es, dank konspirativer Schulung, nicht mehr gegeben. Geseheitert aber sei der Versuch, eine Oppositionsgruppe im Reichsverband Deutscher Schriftsteller zu bilden, weil die Kleinbürger von der Gleichschaltung der Presse nur profitierten und gewerkschaftliche Ab-

sicherungen bestünden, für die der SDS vergebens gekämpft habe. Um sie zu beeinflussen, bedürfe es Genossen von literarischer Autorität und kleinbürgerlicher Herkunft. Doch bestünde ein empfindlichster Mangel an qualifizierten Kräften, fehle die einheitliche Oberleitung, sei eine «Rationalisierung und Zentralisierung der gesamten Kulturarbeit unbedingt notwendig».⁵⁷

Das waren Berichte aus zweiter, dritter Hand. Hinzu kamen wachsende Differenzen in der Emigration: Im Januar 1934 hatte Ottwalt ihm geschrieben, lebenswichtig sei eine «intensive Kontrolle» über die Pariser Gruppe.⁵⁸ Und im Monat zuvor Marchwitza aus Zürich: Die Zersplitterung der Freunde, ihre Hilflosigkeit und Untätigkeit könne nur durch energische Organisation beseitigt werden. Es fehle «eine durchgehende Kontrolle der Gruppen». Deshalb sei der Weststützpunkt dringend nötig.⁵⁹ Übrigens hat Brecht eine Mitredaktion an den *NDB* abgelehnt, weil die Zeitschrift «voll von ihm kontrolliert werden müsse».⁶⁰ War ein so vielfaches Verlangen nach Kontrolle nur der Ausdruck eines autoritären Erziehungsmusters, das die Revolutionäre ohne Anleitung wie Kinder in Gezänk zerfallen liess, oder nüchternes Eingeständnis, dass spontaner Widerstand nicht genügt?

Im April 1934 verfasst Becher einen *Kurzen Bericht über die Situation der deutschen revolutionären Literatur-Bewegung*. Er schreibt von sich in dritter Person, dass er vor sechs Monaten bereits allen Instanzen mitgeteilt habe, warum man das Ganze nicht von Moskau aus leiten könne. Zwar sei die Möglichkeit so günstig wie noch nie, «eine grosse und breite Intellektuellen-Bewegung zu entfalten», doch ohne direkte Eingriffe eine Führung unmöglich, verselbständigten sich die Gruppen um Herzfeldes *NDB* und Münzenbergs *Editions du Carrefour*, die schon einander bekämpften. Wobei sie alle sich von Moskau im Stich gelassen fühlten, während die NS-Gründung einer «Union nationaler Schriftsteller» an Stelle des PEN nicht beantwortet werde. Deshalb sei es notwendig, sofort einen oder mehrere Genossen nach draussen zu schicken, um die antisowjetischen Stimmungen in den eigenen Reihen zu liquidieren und Voraussetzungen für den Weststützpunkt zu schaffen.⁶¹

So sprach die Partei, deren Führung – ein Adressat ist auf den zwei Seiten nicht vermerkt – sich Becher als Liquidator anbot. Fahnenwörter des wachsamem Apparates werden aufgeboten, um höchste Gefahr zu signalisieren. Dabei will er raus aus Moskau, eine flexible Leitung schaffen, die vor Ort vermitteln, lähmende Rivalitäten untereinander in der Ausrichtung auf den wirklichen Gegner aufheben könnte. Wozu er

Mittel brauchte und Befugnisse, beides aber wird ihm verwehrt. Im April ist er für zwei Wochen in Brünn gemeldet, angeblich auf der Durchfahrt von Prag nach Paris. Ein Bericht über eine solche Reise, die Becher kaum privat unternehmen dürfte, liegt nicht vor. Vielleicht hat er nur die Familie zu Ostern besucht. Zur gleichen Zeit flieht Trude Richter mit Skiern über die tschechische Grenze. Er selbst wird ausgebürgert. Zwischen Bekanntmachungen über den Londoner Goldpreis und zur Ausführung der Butterverordnung erklärt der Reichsminister des Inneren im *Reichsanzeiger* vom 29. März 34 Intellektuelle der Staatsangehörigkeit für verlustig, «weil sie durch ein Verhalten, das gegen die Pflicht zur Treue gegen Reich und Volk verstösst, die deutschen Belange geschädigt haben». Es ist die zweite Liste, eine Ehrung eigener Art, mit Einstein, Graf, Leonhard und Plievier.⁶²

Erst im Oktober kann der, wie Pike meint, «reisefreudige Becher»⁶³ aufbrechen. Er fährt über Brünn, trifft Graf, laut Bericht, und wohnt eine Woche bei Frau und Kind, zum letzten Mal, wovon er schweigt. Einem späteren Lebenslauf zufolge wird er «auf Beschluss des EKKI zu Barbusse nach Paris geschickt (,als organisatorisch verantwortlich der Komintern'), um an Stelle der MORP [IVRS] eine neue Schriftstellervereinigung zu gründen». Neben Barbusse und Kolzow sei er für die Vorbereitung und Durchführung des Pariser Kongresses von 1935 verantwortlich gewesen.⁶⁴ Sein wirklicher Anteil am Zustandekommen des legendenumwobenen Treffens von 250 Literaten aus 38 Ländern ist bis heute seltsam unterbelichtet. Ob die Forderung nach einer Weltkonferenz antifaschistischer Autoren, die er im Herbst 1933 erhob, und sein permanentes Drängen auf einen Weststützpunkt die entscheidenden «Instanzen» zu beeinflussen vermochten, bleibt noch immer in den Moskauer Archiven zu erkunden. Bereits 1932/33 hatte Vaillant-Couturier, der Generalsekretär der französischen Sektion, eine neue Vereinigung vorgeschlagen. Auf dem I. Allunionskongress der Sowjetschriftsteller, der im August 1934 in Moskau tagte, verlangten Kolzow und Tretjakow, den diffamierenden Begriff der «Mitläufer» zu überwinden. Um Bündnispartner gegen den Faschismus zu gewinnen, sei noch das Selbstverständnis als revolutionäre Schriftsteller zu einschränkend. Dem ging ein (undatierter) *Entwurf zum Umbau der IVRS* voraus, wonach deren Form veraltet, die ausschliessliche Leitung von Moskau aus nicht mehr möglich sei. Eine Liga antifaschistischer Schriftsteller solle in Paris geschaffen und die bisherige in eine «unsichtbare Organi-

sation» umgewandelt werden. Wendungen, die auf Becher als (Mit-) Verfasser verweisen.⁶⁵ Im September beschloss das EKKI denn auch die Gründung eines IVRS-Sekretariats in Paris unter Barbusse, dem Stalin Anfang November in einem Gespräch erklärt, es gelte, die alte Literaturinternationale zu liquidieren.⁶⁶

Die Formierung einer literarischen Einheitsfront wird zum Vortrupp aussenpolitischer Neuorientierung: Hatten Stalin und die Komintern bis 1933 in England, Frankreich und der SPD ihren Hauptfeind gesehen, so nötigt die Realität sie zu einem Bündnis mit denselben Kräften gegen den sich unerwartet stabilisierenden Faschismus. Diese Fähigkeit, Taktiken nach den sich verändernden Wirklichkeiten zu korrigieren, konnte Stalin vom Pragmatiker Lenin lernen. Während aber sein Meister die Korrekturen eingestand und sie theoretisch zu ergründen forderte, sucht der Schüler nach Sündenböcken, deren Bestrafung die neue alte Linie zwischen linken und rechten Abweichlern hindurch «bestimmt». Lenin verstand die Oktoberrevolution als Teil einer Weltbewegung, die sich in der Komintern ihr eigenes Organ schafft. Dem Statut der KI gemäss tagten ihre Weltkongresse alljährlich, beschloss sie den Rahmen der sowjetischen Aussenpolitik. Unter Stalin verkehrt sich das Verhältnis. Der Kongress wird nur noch drei Mal zusammengerufen, um den Aufbau des Sozialismus in einem Land zu sichern: mit der Ausschaltung Trotzki 1924, Bucharins 1928 und dem Entlastungsmanöver der «Volksfront» 1935. Stalin, der Mann der Mitte, bleibt im Hintergrund, hält keine Reden, ist an keiner Debatte interessiert. Unverändert strebt er nach Stabilität, Ruhe und Ordnung, urbürgerlichen Grundwerten, die nun zutage treten im Prinzip der «Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten» des deutschen (wie zuvor des italienischen) Faschismus, der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu den USA, der Tschechoslowakei, Rumänien und Bulgarien, dem Streben nach «kollektiver Sicherheit» mit Eintritt in den Völkerbund im September 1934.

Eine solche Einheitsfront von oben, eine Verständigung repräsentativer Vertreter bisher entgegengesetzter Lager, allein ihres taktischen Charakters wegen zu verwerfen ist naiv. Merkwürdig, wie Pike schulmeisterlich, im Rückblick erscheine das Ganze «von vornherein als zum Scheitern verurteilt – aus dem einfachen Grund, weil die Kommunisten nie zu echter Zusammenarbeit wirklich bereit waren», weil sie «immer nur ... herablassend und schulmeisterlich»⁶⁷ die anderen von ihrer

Wahrheit überzeugen wollten. Da wird, ganz einfach, das Taktieren, das Umgarnen von Andersdenkenden, um den eigenen Spielraum in einem Zweckbündnis zu erweitern, zur kommunistischen Untugend erhoben, statt eben darin das Erbe aller bisher gültigen Diplomatie zu begreifen, das die Bolschewiki sich in dem Masse aneignen, wie sie vom offenen Aufstand zum Tagesgeschäft der Politik übergehen. Umso genauer wären die Zwecke zu prüfen, wer zu welcher Kooperation bereit ist.

Barbusse verfasst nach seiner Rückkehr aus Moskau das Manifest einer Internationalen Liga der Schriftsteller: Das Universum bestehe aus zwei Welten – einer der Zusammenarbeit und einer von Kerkermeistern. Während sich alle kapitalistischen Länder auf dem Wege zum Faschismus befänden, repräsentiere die UdSSR Jugend und Kraft, müssten folglich alle Schreibenden das «Experiment unseres Zeitalters» durch Aufklärung unterstützen.⁶⁸ Ein so grobes Welt-Bild mochten weder Romain Rolland noch Heinrich Mann unterzeichnen. Den hatte Becher, wie er Ende Oktober aus Prag schrieb, in einer längeren Unterredung «gewonnen». Er sei begeistert gewesen über einen Plan der Sammlung und bereit, in die Direktion solch eines Verbandes einzutreten.⁶⁹ Freudig wird vermeldet, man könne grössere Kreise erfassen als je gedacht. Der Kongress habe «ausserordentlich positiv gewirkt, alles aufgelockert und bereitgemacht».⁷⁰

Ausgerechnet der Gründungskongress des Schriftstellerverbandes, der seine Mitglieder per Statut zur einheitlichen Methode des «sozialistischen Realismus» verpflichtet, soll von bürgerlichen Autoren nicht als Verengung, als die Gleichschaltung empfunden worden sein, als die er den Nachgeborenen gilt?⁷¹ Becher hat ihn als Wendung zu wirklicher Literatur vorgestellt, die über politische Tagesdichtung hinausreiche, indem sie das Erbe einbezieht. Womit er seinen eigenen Beitrag zum Tenor des ganzen Kongresses erhob, denn der Lyriker hatte wie kein zweiter Rettung und Reinigung des Erbes als das Verbindende zwischen der Arbeiterklasse und Schriftstellern betont, denen es Ernst sei mit Kosmopolitismus, Vernunft und Freiheit. Wie Mann und Feuchtwanger, die trotz ihres Glaubens an die Sozialdemokratie als tapfere Antifaschisten zu achten seien.⁷² Feuchtwanger liess daraufhin vernehmen, Bechers herzhafteste Rede habe einen letzten Damm niedergerissen.⁷³ Und Mann schien zu vergessen, dass der KPD-Funktionär ihn zwei Jahre zuvor als Untertan verhöhnte, weil er Hindenburg für den Damm hielt, der Hitlers Reichspräsidentschaft aufhalten könne.⁷⁴ Oder war es gerade das Bewusstsein des eigenen Versagens, der eigenen

Kurzsichtigkeit, die ihn den Kommunisten in die Fänge trieb? Umgart von Eva Herrmann, der einstigen Geliebten Bechers, die dieser bat, unauffällig einen Kontakt herzustellen, da Mann auf Moskauer Briefe keine Antwort gab? Feuchtwanger sollte sie «etwas drücken» und an Thomas Mann schreiben. Die «Stimmung der ‚Prominenten‘ zu sondieren», um sie in einer Liga zusammenzufassen, sei auch ihre Aufgabe.⁷⁵

Solch Sondierungen aber hatte Becher bereits Ende November 1933, nach der Rückkehr von seiner ersten Reise begonnen, als die Komintern ihn noch mit der Agitationsbroschüre vom *Dritten Reich* beauftragte. Damals drängte er Stefan Zweig, Schickele und Frank, aus ihrem Schweigen herauszutreten, die Macht der Literatur wahrzunehmen, die befeuern und erzittern lassen könne, bat sie um Mitarbeit an der *IL* und vor allem an den *NDB*.⁷⁶ Dort war zuvor ein Briefwechsel zwischen Zweig, Herzfelde und Ernst Fischer erschienen. Worauf Becher an den Pariser Bundessekretär schrieb, man müsse diese Methode zu korrespondieren ausbauen und besser benützen, um bürgerlichen Autoren das Gespür zu geben, dass sie sich ihrer Verantwortung nicht entziehen könnten.⁷⁷ Er handelt als Realist, dem es um einen Nutzen, einen Zweck geht. Die Dinge sind nicht so, wie wir sie wünschen oder träumen, erklärt er Bredel ein Jahr später. Auch wenn es grotesk sei, dass man in England nur Toller und Feuchtwanger kenne und gefragt werde, wer der sonderbare deutsche Schriftsteller wäre, der einmal unter dem Namen Thomas, ein andermal unter Heinrich Mann schreibe, so müssten sie eben «mit diesen bestehenden Grössen [...] literatur-politisch rechnen». Sie könnten nicht, bei der unmittelbaren Kriegsbedrohung der UdSSR, ihre ganze Karte auf zukünftige Grössen setzen. Selbstverständlich würden immer wieder Leute abspringen, die heute in jene Union reisten, die sie gestern noch für ein Eldorado der Menschenfreser hielten. Doch bräuchte man vor denen keine Angst zu haben. Wenn Bredel meine, Ehrenstein hätte nie für die Sache gekämpft und gelitten, so würden sie mit einer solchen Argumentation hübsch allein bleiben «im Kreis unserer engsten Familie», der Partei. Prüfstein für Becher ist vielmehr, dass der andere einst mutig und offen gegen den Krieg Stellung genommen habe, weshalb man sich auch mehr um Frank bemühen müsse.⁷⁸

Dahinter stand der alte Vorwurf der Proletensektion, der Exbürger würde sich viel zu sehr um die Grössen einer vergehenden Welt kümmern, die er zu Studienaufenthalten in die Sowjetunion lud, und darüber die eigenen Kräfte vergessen. Immerhin hatte Bredel zwei Jahre Fes-

tungshaft wegen Vorbereitung zum literarischen Hoch- und Landesverrat und 13 Monate KZ ertragen. Becher, der von alledem verschont blieb, antwortet ihm im Gestus der Brechtschen *Massnahme*: Wer wirklich etwas verändern will, darf nicht auf Hilfe von oben hoffen, muss im Bestehenden selbst nach den Möglichkeiten suchen, seine Ziele durchzusetzen, mit List und ohne Angst vor dem anderen. Damit aber droht das Bündnis zur politischen Kalkulation rein äusserlicher Grössen zu verkommen, zur Frage des Kaufmanns nach Aufwand und Nutzen, einer realen Frage, denn die Mittel Moskaus sind beschränkt. Mehr noch: zu einem Pokerspiel, zur Frage, auf welche Karte man setzen soll. Der Realismus, das kampffentschlossene Bewusstsein, mit fremden Dingen zu eigenem Nutzen zu operieren, gibt sich als Zeichen jener absoluten Ungewissheit zu erkennen, die schon immer die Kehrseite des Fortschritts war.

Muss diese Haltung unmoralisch sein? Becher verfährt keineswegs prinzipienlos. Sein Bündniskriterium ist auch nicht der Einfluss eines Autors schlechthin, sondern dessen Stellung zum Krieg. Ebensovienig kauft er die anderen durch falsche Freundlichkeit. Heinrich Mann hat er immer geschätzt, gerade sein Hohn auf den vermeintlichen Untertan sprach von enttäuschter Liebe. Und die Differenz wird nicht verschwiegen, wie er auch keinen Hehl aus seinem Urteil über die SPD macht: Als Ende 1933 der *Sozialdemokrat* in Prag, wo der Vorstand der im Juni verbotenen Partei sein Quartier errichtet hat, auf das Gedicht *Vier Proleten* in den *NDB* hin Becher als literarischen Freibeuter attackiert, verlangt er eine grundlegende Auseinandersetzung. Die Verse schildern, wie vier Kommunisten vor 75 Gefangenen geköpft werden und der letzte, auf seinen letzten Wunsch hin von den Fesseln befreit, um sich noch einmal zu recken, einem SA-Führer einen letzten Schlag versetzt. «Prolet, schlag zu!» endet das Gedicht, das ein hilfloses Umsichschlagen vor der endgültigen Niederlage zum Symbol des Widerstands erhebt. Dass es mit einer Erinnerung an «Herrn Eggerstedt» einsetzt, der im Vorjahr die vier nach einem Überfall der SA in Altona, bei dem 16 Arbeiter und zwei Braunhemden getötet wurden, festsetzen liess, so dass sie für Herrn Hitler «gut aufbewahrt» waren,⁷⁹ fand die SPD perfide, weil die Nazis den sozialdemokratischen Polizeipräsidenten von Hamburg inzwischen selbst ermordet hatten. Becher meinte, an der Entgegnung könne man die Frage der Einheitsfront aufrollen, wenn man die Beschimpfungen beiseite lasse und den politischen Inhalt herausar-

beite.⁸⁰ Einheit bestehe nicht in prinzipienloser Anpassung, schrieb er an Graf, der ihn warnt, es sei ungenügend, den Sozialisten zu sagen, welch grauenhafte und verhängnisvolle Rolle sie vordem spielten, man müsse es so tun, dass sie einen wirklich verstehen. Nicht mit vier Verszeilen, die es bequem machten, über Lästerung eines Toten zu schreien. Dass er es ihnen zu leicht gemacht habe, sei sein taktischer Fehler, der obendrein die *NDB* gefährde.⁸¹

Zweifellos: Wäre die KPD an die Macht gekommen, hätte sie wohl die NSDAP verboten, aber vor allem gegen den Vorstand der SPD einen demonstrativen Prozess eröffnet, wie ihn Becher im *Grossen Plan* der II. Internationale ankündigt: «Euer Verbrechen ist grösser, / Als es euch je aufgerechnet wurde. / [...] / Ihr lehrt die Massen, sich zu ducken / Und alles hinzunehmen, weil es so ist. / Ihr lehrt die Massen / Die Anpassung an das Elend. / [...] / Morgen findet der Prozess statt / Gegen euch. / Nehmt Platz. / Desselben Verbrechens / Klagen wir euch an / Wie Ramsin und die anderen. / Wir, denen ihr Hunger und Krieg / Bestimmt habt, / Werden euch anklagen.»⁸²

So scharf die Kritik an der Anpassungs-Lehre der Sozialdemokraten, so kurzschlüssig war die Folgerung, sie würden das Masseneleid bestimmen, es bewusst planen, wie Ramsin unterstellt wurde. Zwar behauptet Becher gegenüber Graf noch immer, die SPD sei allein schuld am Kommen des Faschismus, doch glaubt er das ja selbst nicht mehr. Ende Juli 1934 schreibt er an Ottwalt: «Wir sollen versuchen, alle die zu gewinnen, die ehrlich gegen den Hitler-Faschismus kämpfen, und zwar sollen wir sie nicht ‚ausnutzen‘, sondern kameradschaftlich in unseren Kampf einreihen.» Wobei die Qualität der eigenen Praxis am überzeugendsten sei.⁸³ Energischer heisst es im März 1935: «Nicht durch Vorlagen irgendwelcher Dokumente, bei denen die Freunde nur als Objekt zu unterschreiben haben, können wir sie gewinnen, sondern nur dadurch, dass wir ihre Arbeitsinteressen entfachen und dass sie auch an dem Text der Dokumente massgeblich beteiligt sind».⁸⁴

Wenn Hiller, Budzislawski, Georg und Kersten in Prag bereit sind, mit ihm einen literarischen Klub zu gründen, dann vor allem, weil er ästhetische Qualität vorweisen kann: Vor Wolfenstein und anderen liest er Sonette, die eine lange Diskussion auslösen. Dass Lenin unter Kulturrevolution eine bewahrende Erneuerung der Weltkultur durch die bisher vom Genuss ihrer Schätze Ausgeschlossenen verstand, hatten sie so wenig zur Kenntnis genommen wie Becher selbst noch fünf Jahre zuvor, als auch ihm Bolschewismus als Destruktion des Bestehenden

galt. Am Ende soll Max Brod gesagt haben, «unter diesen Voraussetzungen könne man wirklich mit uns zusammengehen», und Tags darauf noch einmal, «dass er bis jetzt immer das starke Gefühl gehabt habe, dass wir literaturfeindlich, deutschfeindlich seien, alles Wertvolle in der deutschen Vergangenheit bedingungslos den Nazis überlassen hätten».⁸⁵

Das waren aber Bechers eigene Zweifel; seine Kritik an den Maulaufreißern der Parteibürokratie, die ihm selbst noch allzu glatt von der Zunge ging, erscheint nun positiv gewendet im Leitbild einer Dichtung, die an Breite und Tiefe alles Bisherige in sich aufzunehmen versuche, die Liebe, Tod, Natur nicht ausschliesse und sich ihrer Verantwortung für die deutsche Sprache bewusst sei.⁸⁶ Erprobt wird der Ansatz im Gedichtband *Der Mann, der alles glaubte*, dessen Manuskript er im Dezember 1934 abschliesst:

Ein Blick, der von der Seite
Nur flüchtig mich gestreift –
Ein Wort, das in der Weite
Der Zeit man erst begreift –

Ein Händedruck, kaum spürbar
Und beinah wie versteckt –
Das blieb. Blieb unverlierbar,
Von keiner Zeit verdeckt.

Das Bleibende im flüchtigen Augenblick, im fern nachhallenden Wort, im *Erinnerungswind*⁸⁷ aufzuspüren war unerhört für einen Sprecher der Partei, einen Gesandten des Apparats. Ganz zu schweigen von der strengen Kunstform des Sonetts. Solch neue Töne, solch poetische Vorarbeit eröffneten eine Verständigung jenseits des politischen Kalküls, ein Zusammengehen, das auf wechselseitiger Achtung vor dem Sprachvermögen des anderen gründet. Denn mit dem Verstand kann man schnell taktische Wendungen vollziehen, aber gute Verse lassen sich auch im Auftrag der besten Partei nicht machen. Bechers Talent sei «kaum wiederzuerkennen, so viel deutlicher und schöner hat das wahre und wohlüberlegte Gefühl für seine ‚Klasse‘ es gemacht. Die Klasse muss! das Volk sein, sonst schriebe er nicht so volkstümlich», bemerkt Heinrich Mann in einer Rezension des Bandes. Zudem fänden sich einige der schönsten Sonette darin, die seit den klassischen Zeiten hervorgebracht wurden. Das sei viel: volkstümlich sein und humanistisch, ein Bildungs- und Erziehungsgesetz haben neben dem wirt-

schaftlichen. «Wie, wenn es das erste Schimmern, noch hinter dem Horizont, einer zweiten Renaissance wäre?»⁸⁸

Man braucht das Urteil nicht zu teilen, doch wie Pike es mit keinem Wort zu erwähnen, zeugt von erstaunlicher Ignoranz. Freilich muss eine solche Stimme übergehen, wer am Dogma einer unmöglichen Zusammenarbeit mit Kommunisten festhalten will. Auch darf man zwei weitere Gedichtbände Bechers und dessen Roman *Abschied* nicht beachten, wenn denn stimmen soll, dass die anderen in ihrer Sturheit nie die wahre Natur von Hitlers Massenerfolg begriffen, dass sie alle Erscheinungen in die Zwangsjacke einer abstrakten Theorie gepresst und eine Literatur geschaffen hätten, die nur Leitartikel in Fiktion umsetze. Nie wären sie über die Proklamationen der Jahre 1933-35 hinausgegangen, im festen Glauben, dass der Zusammenbruch des Faschismus nur noch eine Frage der Zeit sei.⁸⁹ Davon abgesehen, dass die Selbstzerstörung der NS-Diktatur, die als Bewegung von Anbeginn in einen Revanchekrieg marschiert ist, tatsächlich eine Zeitfrage war, erscheint der Nachgeborene in seiner apodiktischen Weisheit gläubiger, als die Betroffenen es je sein konnten. Das Exil war für sie selbst eine quälend leere Zeit des Wartens, und gerade in diesem Vakuum musste ein jeder von ihnen spüren, wie sie mit Leid und Grauen sich füllt, wenn der Widerstand ausbleibt, den sie hilflos beschworen. Dass Pike mit Vorliebe die immer gleichen Worthülsen aufzählt, mit denen eine so zerrissene Existenz sich panzert, um zu überleben, und nur selten menschliche Regungen darunter wahrnimmt, mag seinem akademisch rohen Blick geschuldet sein. Bedenklicher wird es, wenn er die wiederkehrenden Topoi der Arbeit im Untergrund, des Malens von Wandsprüchen, des Druckens und Verteilens von Flugblättern, «politischen Vandalismus» nennt.⁹⁰ Welche Verachtung nicht nur der Emigranten, sondern auch derer, die ihr Leben einsetzten gegen eine Gewalt, die im Text des Allwissenden nicht spürbar ist und deren wahre Natur er selbst sich nirgends zu erklären bemüht, so wenig, wie er nach Alternativen im Bestehenden fragt. Was soll die diffamierende Rede von «Münzenbergs antifaschistischem Kreuzzug», vom Überschwemmen des Marktes mit dem *Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror*, von der Inszenierung eines «sogenannten ‚Gegenprozesses‘» in London⁹¹ – hätte Becher schweigen, hätte er nicht versuchen sollen, die Weltöffentlichkeit mit einem Dokument in 17 Sprachen wachzurütteln? Wäre es besser gewesen, den Leipziger Schauprozess ungestört ablaufen zu lassen? Der Historiker bedient einen Diskurs, der seine eigene Sicht blockiert.

Wozu nahm er die Mühsal auf sich, von Amerika kommend in Moskauer und Berliner Archiven zu graben, zu rühren an verdrängtes Leben, wenn es am Ende doch nur der Illustration jener Thesen dient, die er auf seinem Herflug schon fertig mit sich trug? Nichts ändert sich an unserer Vorstellung von Welt, wenn wir fremde Sturheit nur stur fixieren. Doch was hindert uns, einander aus den Zwangsjacken zu befreien, in der Erstarrung des anderen die eigene zu ergründen?

Dabei erscheint der neue Ton in Bechers Lyrik so neu nicht, erinnert man sich seiner kürzeren Gedichte, die 1920-23 zwischen den Hymnen entstanden, und bedenkt man die Veränderung, die Kessler an der *Hungrigen Stadt* aufgefallen war. Es ist, als erfülle sich nun, was er ihm damals mit Franks Worten angekündigt hatte: dass aus zehn Jahren Selbstaufgabe an die Partei eine neue Dichtung erwachsen werde. Eben jene «Volkstümlichkeit», jene Vereinfachung der Sprache, die nicht Simplifizierung meint, sondern den organischen Ausdruck eines ganzen Volkes, dessen Sänger er durch all seine Formexperimente hindurch sein wollte. Und zugleich mit der ästhetischen scheint sich die politische Erwartung einzulösen, dass man sich trennen, sich abgrenzen musste, um wieder zusammenzugehen. Gehen die Parteien, im weitesten Wortsinn, nun über ihre Grenzen hinaus, um miteinander etwas Neues, Unbekanntes zu wagen, oder verwischen sie das Trennende nur?

Von gewachsener Souveränität zeugen Bechers Züricher Gespräche mit Silone, Frank, Brentano und Thomas Mann, die er zur Mitarbeit an den *NDB* und der *IL* einlädt. Dass er eine «Einflussnahme» auf *den* Repräsentanten der deutschen Literatur schlechthin für möglich hält, dass er meint, die IVRS könne «ihm bei einem Klärungsprozess behilflich» sein, mag man für einen Beleg der kommunistischen Arroganz halten. Doch die gleichzeitige Mahnung an die eigene Adresse, sich vor Etikettierungen zu hüten, das Drängen auf präzise Verlagsverhältnisse, um Raubdrucke zu unterbinden, und die Einladung des anderen, sich selbst ein Bild von der Sowjetunion zu machen⁹² – all dies spricht in seiner Gesamtheit für eine weniger oberflächliche Haltung, als sie Pike und Genossen im Nachhinein Becher gegenüber einnehmen. Der registriert in Paris einen grossen Erfolg des *Schriftstellers*, der Zeitschrift des SDS, die Briefe von gleichgeschalteten Autoren aus Deutschland erhalte, während der Kontakt zum Untergrund immer brüchiger wird. Man berate über eine «Reorganisation der gesamten Kulturarbeit in D», für de-

ren Leitung Peter (wohl Merin, d. i. Otto Biha), Kläber, Herzfelde und der Pariser Bundessekretär vorgeschlagen seien. Dabei hätten sich Instanzschwierigkeiten mit der deutschen «Vereinsvertretung», der Auslandsleitung der KPD ergeben, die gleichfalls in Paris sass. Man kann den Streit ahnen, da der Bund vom ZK, und dessen Mitglied Münzenberg, immer geringgeschätzt wurde. Bechers Bericht mündet in eine Reihe von Forderungen: Das Material des Moskauer Kongresses müsse sofort bereitgestellt werden, die Arbeitsgemeinschaft für Theorie sofort einsetzen und Material zur Erbfrage liefern; durch Vermittlung der IVRS seien alle Stellen so anzuweisen, dass die Pariser Gruppe unbedingt selbständiger arbeiten könne und Kräfte freigestellt würden, die sie unbedingt brauche. Die IVRS selbst dürfe in diesem Zeitpunkt des Überganges nicht aufgelöst und die *IL*, angesichts der Finanzschwierigkeiten der *Sammlung* und der *NDB*, nicht eingestellt werden.⁹³

Die befürchtete «Auflösungsspielerei» aber war der Auftrag, mit dem Barbusse von Stalin kam. Radek, nach zweijähriger Verbannung im Ural zum persönlichen Sekretär und aussenpolitischen Berater des ersten Mannes wiederaufgestiegen, hatte auf dem Allunionskongress ein Grundsatzreferat über den Stand der internationalen revolutionären Literatur gehalten. Darin erhob er nicht nur die Sowjetliteratur zur besten der Welt und verriess Joyce' *Ulysses*, er übergang auch verächtlich die Literatur der deutschen Antifaschisten. Wogegen Bredel und Herzfelde tags darauf energisch protestierten. In der Nacht hatte man sich auf einer Parteiversammlung verständigt, in der wohl Becher zur Mässigung drang. Warum sollte er den schon geplanten Weststützpunkt, und die damit verbundene Chance einer grösseren Selbständigkeit, durch einen Angriff auf Radek gefährden? Der seinerseits wird Stalin zur Liquidierung der IVRS geraten haben, deren ineffektive, von Becher seit Jahren kritisierte, Arbeit ihm unbrauchbar erschien für die angestrebte Wende in der Aussenpolitik.

Am 15. Dezember berichtet Becher von der ersten grossen öffentlichen Versammlung des SDS in Paris, auf der Ehrenburg und Malraux über den Sowjetkongress sprachen und Anna Seghers den Vorschlag gemacht habe, «eine Konferenz aller fortschrittlichen Kräfte der Literatur» in Westeuropa zu organisieren.⁹⁴ Die scheinbar spontane Idee, der die 400 Anwesenden begeistert zustimmten, war natürlich zuvor im kommunistischen Führungskreis besprochen worden, den Pike mit Koestler als ma-

nipulierenden «Klüngel» erledigt.⁹⁵ Dabei wird vergessen, dass auch diese List aus verkehrter Ohnmacht stammt. Vogeler schrieb Anfang 1928, mit Bezug auf «die Becher-Sache»: «Ich arbeite ja lange aktiv im SDS in der kommunistischen Fraktion und habe da die Beobachtung gemacht, dass man mit den ‚Brüdern‘ sehr taktisch lavieren muss. Die Reaktion braucht in jeder Generalversammlung ein sehr einfaches taktisches Mittel, um eine aufkommende Linksstimmung zu erdrücken. In dem Moment, wo sie sieht, dass ein grosser Teil ... sich zur Opposition schlagen will – provoziert sie die Kommunisten, und – leider fallen unsere Genossen meist pünktlich darauf herein, entgleisen, beantworten Brutalität mit Brutalität, und schnell ist die wankende Stimmung wieder in eine feste Phalanx der Gegner zurückgeschlagen. Da kann uns nur vorherige Aussprache schützen und unsere planmässige Vorbereitung.»⁹⁶ Sie hatten gelernt, sich und den SDS mit den Waffen ihrer Gegner zu beherrschen. Sich ihnen damit nicht anzugleichen, nicht auch die eigenen Ziele in ihrer Verwirklichung zu entwerten blieb nur ein Wachhalten des Widerspruchs selbst, ein inneres Widerstehen gegen die Verlockung, erfolgreiche Notlösungen zur Tugend zu verklären, der Stachel, immer wieder andere Möglichkeiten wahrzunehmen.

Ein zynisches Spiel mit gezinkten Karten war es nicht. Wenn Anna Seghers auch als Einzelne, mit dem Kleist-Preis anerkannte Schriftstellerin auftrat, so konnte und musste doch jeder wissen, dass hier eine Kommunistin sprach, für die es, offiziell, keine Trennung von privater und Partei-Meinung gab. Insofern war das Moment der Intrige in dem unfreiwillig komischen Versteckspiel eher gegen Moskau gerichtet. Becher hatte versprochen, auf die Rückkehr von Barbusse zu warten, nun setzten sie den Abgesandten Stalins unter Druck. Dessen Manifest, das mit seinem platten Dualismus hinter den ungleich differenzierteren Ansatz beim gemeinsamen Erbe zurückfiel, stiess auf die einhellige Ablehnung derer, die es gewinnen sollte. Dennoch erklärt Barbusse' Sekretär Udé ihm am 26. Dezember, der Text sei nicht mehr zu ändern, die IVRS aufzulösen und das Sekretariat einer Liga zu bilden, dem er und vier Franzosen angehören würden. Ginge es Becher um den eigenen Posten, müsste er sich damit zufriedengeben. Doch schreibt er einen Tag später an Karl Schmückle, seinen Stellvertreter in Moskau, diese Art von Zusammenarbeit sei für ihn untragbar, da er von dem Auflösungsbeschluss nichts gewusst und die deutsche Literatur einen bedeutenderen Wert habe, als ihr eingeräumt werde.⁹⁷

Übrigens verwirft zur gleichen Zeit auch Rolland die Ersetzung der IVRS. Der Kreml müsse das Zentrum der grossen neuen Bewegung bleiben. Er traue den «Dilettanten des l'art pour l'art nicht und noch weniger den Opportunisten des revolutionären Denkens», die es verstehen, fortschrittliche Positionen einzunehmen, die sie bald schwächen. Im Zentrum wäre ständig eine erfahrene Führung nötig, die immer wachsam ist und die Zügel fest in der Hand hält.» Denn 30'000 gut bewaffnete und disziplinierte Leute stünden zu jeder Stunde bereit, unter dem Kommando eines Heerführers in Paris eine beliebige revolutionäre Bewegung erbarmungslos zu unterdrücken.⁹⁸ Pike zitiert den gleichen Brief, in milderer Form, indem er die Dilettanten und den Heerführer ausblendet, statt zu bemerken, wie der Nicht-Kommunist Romain Rolland hier «stalinistischer» (oder realistischer?) argumentiert, als Stalin handelt.⁹⁹

Mitte Januar 1935 fährt Becher mit Moussinac, dem französischen Delegierten im Moskauer IVRS-Büro, und Udé zu Barbusse. Man einigt sich auf die Bildung eines Initiativkomitees und Grundlinien eines Kongressaufrufs, der im Februar unter Jean Richard Bloch entworfen und im März mit Malraux, Nizan und Ehrenburg überarbeitet wird, so dass er nach einer ersten Vorstellung im Pariser Café Voltaire am 5. April in der *Monde* erscheint. Becher ist mehr und mehr in den Hintergrund getreten, wohl bewusst, um die anderen nicht als Objekte nur fertige Vorlagen unterzeichnen zu lassen, wie er im März an Schmückle schrieb – oder hat man ihn schon ausgebootet?

Zumindest Moskau lässt den Deutschen hängen, wenn nicht fallen: Da sind zunächst die Sticheleien Bredels, der ihm «Abkehr von der Tendenz», d.h. Verrat an der eigenen Literatur und den eigenen Leuten vorwirft, weil Becher über den Allunionskongress gejubelt habe, dass man nun endlich wieder dichten könne. Ausserdem wird ihm nachgetragen, dass er Ruth Körner, die Lebensgefährtin eines mehrfach wegen Hochverrats inhaftierten Redakteurs der *Roten Fahne*, der im Untergrund blieb, als seine Frau kommen, d.h. retten liess. Sie muss zum Fall geworden sein; er aber weigert sich, eine Schuld zu bekennen,¹⁰⁰ verlangt, wirkliche Gründe statt nur Andeutungen in der «Sache mit Karl», der Parteirüge Schmückles und seiner Absetzung als Redakteur der *IL*, zu erfahren,¹⁰¹ und warnt vor der arbeitshemmenden Kolportage «gewisser Stimmungen».¹⁰² Am 22. März fragt Becher, ob er überhaupt noch Mitglied des Sekretariats der IVRS sei,¹⁰³ und schreibt am gleichen Tag einen Brief an Dimitroff, der auf den

ersten Blick wie eine Anbiederung erscheint: Der Bulgare hatte Ende Februar, genau ein Jahr, nachdem er in Leipzig freigesprochen, zum sowjetischen Staatsbürger ernannt und nach Moskau geflogen worden war, einen Vortrag über antifaschistische Literatur gehalten. Becher begrüsst die Aufgabe, Heldenschicksale zu gestalten, vorbildliche Typen, wie sie bürgerliche Autoren einst schufen, um dann jedoch der Unterschätzung eigener Erfolge zu widersprechen. Malraux, Aragon, Bredel, Seghers, Graf, Scharrer, Ottwalt, Uhse, Petersen, Weinert und Brecht dienten der Sache mit neuen Arbeiten. Becher erhebt Einspruch gegen die Ignoranz des Politikers, doch anders als Herzfelde und Bredel gegenüber Radek versucht er, ihn zu gewinnen: «Ich habe Dir deswegen so ausführlich berichtet, lieber Genosse Dimitroff, weil es für uns Schriftsteller ganz besonders wichtig ist, Politiker zu Freunden zu haben, die uns bei der Durchführung unserer Aufgaben helfen.» Dies sei in der Partei nicht immer so gewesen. «Wir selbst verfielen allzu oft der Administration und einer gegenseitigen gehässigen Kritik, die nicht zur Selbstverständigung führte, sondern nur Missstimmung brachte und Entfremdung.» Es wäre ein Glück, wenn er sie unterstützen würde. Und es wäre nicht gut, allzuviel Zeit damit verbringen zu müssen, auf einem langwierigen administrativen Weg ihre Angelegenheiten zu regeln. «Die Literatur, die direkt mit dem Leben verknüpft sein muss, gerät durch solche Massnahmen nur allzu leicht in den Hintergrund und läuft Gefahr zu verstummen. Es wäre schlecht für unsere Literatur und ihre Entfaltung, dabei kritische Methoden zu verwenden, die lediglich darauf ausgehen, Fehler zu entdecken und die jeden grosszügigen kameradschaftlichen Geist bei dieser Kritik vermessen lassen.»¹⁰⁴

Das war ein enormer Brief, bis in die Schlusswendung hinein, er werde hoffentlich «auf dem langen Weg, den er zu Dir zurücklegen muss, nicht verloren» gehen, ungleich radikaler als der Einwurf gegen Radek: Becher empört sich nicht einfach, er mutet dem anderen vielmehr geistige Souveränität zu, nötigt ihn, einen erneuten Rückfall in Stummheit erzeugendes Administrieren abzuwehren durch verantwortliche Politik, die weniger dem langen Weg im Labyrinth der Instanzen traut als dem lebendigen Wort. Unter bewusster Wahrung der – auszunutzenden – hierarchischen Distanz mochte er in Dimitroff einen persönlichen Verbündeten sehen. Denn der unbedeutende Vertreter des Berliner Büros der Komintern war quasi über Nacht zu ihrem neuen Führer aufgestiegen, weil das gleiche Reichsgericht an ihm ein Exempel statuieren sollte, das Becher sechs Jahre

zuvor ebenso exemplarisch des Hochverrats überführen wollte. Dass Dimitroff eines seiner Gedichte als Beweis für frühere Umsturzpläne der KPD vorgelegt wurde, musste Becher mit Stolz erfüllen.¹⁰⁵ Gern hätte er ebenso überzeugend standgehalten, hätte die Anklage umgekehrt, wie der andere im Rededuell mit Göring und er selbst, angesichts einer real drohenden Zuchthausstrafe, auf seinen Demonstrationen. Doch die Weimarer Justiz war, im letzten Augenblick, noch klug genug, auf die Farce zu verzichten.

Und nun verlangt der Pionier der literarischen Einheitsfront von dem der politischen, auf andere Art standhaft zu sein, gegen die eigene Bürokratie. Eine Antwort Dimitroffs ist nicht erhalten. Vielleicht hat Becher sie Anfang Mai eingeholt, bei einer Blitzreise nach Moskau. Der Kongress war vom 3. auf den 21. Juni verschoben worden. Am 14. schreibt Becher, die Schwierigkeiten seien durch die Reise nicht behoben, ganz im Gegenteil würden sie restlos unerträglich, da eine Unmenge Arbeitslast und Verantwortung auf den wenigen laste, die nicht die geringste Möglichkeit fänden, ihre Kräfte zu reproduzieren. Kantorowicz sei völlig erschöpft. Bredel müsse den Freunden klarmachen, «dass man uns nicht einfach so sitzen lassen kann bezw. einer Unsicherheit ausliefern, die einfach zum verzweifeln ist». Dabei wäre es das einfachste, dem hiesigen Freund Anweisung zu geben, dass die Verhältnisse vor Ort zu ordnen seien.¹⁰⁶

Offenbar fehlt es an allem: weder die geforderte Hilfe trifft ein, noch sind die Kompetenzen geklärt. Das Geld reiche nicht mehr fürs nächste Porto. Solch ein Mammutunternehmen kann nur von der Komintern finanziert werden, wie zuvor die Münzenbergkongresse. Doch da die Parteileitungen in Paris und Moskau sich gegenseitig den schwarzen Peter zuschoben, musste die Vorbereitung in nur zweieinhalb Monaten zu einem Alptraum werden. Dennoch spricht Becher im ersten Resümee von einem grossen, zum Teil unerwarteten Erfolg. Bis zum 25. Juni waren täglich tausend Besucher in den grossen Saal der Mutualité geströmt, um die 89 Redner aus 20 Ländern in neun Sitzungen zu hören und zu sehen. Sie standen jeweils im Zeichen des Kulturerbes, von Humanismus, Nation und Kultur, des Individuums, der «Würde des Denkens» und der «Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft» allgemein sowie zur Verteidigung der Kultur, der Hauptlosung des Kongresses, speziell. Mit einer Vertiefung der Problemkreise Erbe und «*Bestimmung des Menschen* (Humanismus)» könne es gelingen, die besten Kräfte der Literatur offen mit der

Arbeiterbewegung zu verbinden. Doch müsse man dafür auch die Schwächen der Zusammenkunft erkennen: Ideologisch sei sofort mit einer gründlichen internen Schulung zu beginnen und organisatorisch das einseitig Demonstrative, das Nebeneinander blosser Bekenntnisse zu überwinden.

Als mangelhaft empfand Becher die «engere Freundeleitung», zumal sich die «Gefahr eines *Linksabrutschens* deutlich gezeigt» habe. Unter allen Umständen müsse man vermeiden, dass der Kongress und die von ihm gegründete Organisation, die Internationale Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur (ISVK), als kommunistisch denunziert werden könnten.¹⁰⁷ Woran er dabei dachte, verdeutlicht Gustav Regler: Der hatte eine emotional starke Rede gehalten, die als einzige von der Niederlage sprach, als Moment des Erwachens. Während die Arbeiter den Eroberern zujubelten, die ohne Marx gesiegt hätten, seien die Prediger, die sich der Wahrheit rühmten, gezwungen, ihre Sprache zu untersuchen. Die Zeit des sektiererischen Eiferns sei vorbei, mitten im Kampf die Stunde der freien Diskussion wieder gekommen. Mitverantwortung am Leid derer tragend, die sterben mussten, werde man zusammen, in Erinnerung der eigenen Fehler, eine wirksame Sprache finden, «und niemand soll uns mit falscher Disziplin abhalten, mit allen denen darüber zu sprechen und zu streiten, die guten Willens sind». Schliesslich übergab er im Auftrag der deutschen Delegation Gide und Barbusse als Zeichen der Einheit je ein Exemplar der für den Untergrund bestimmten Anthologie antifaschistischer Texte *Deutsch für Deutsche* und steigerte sich, an den Gestapo-Schatten im Saal gewandt, zur Emphase: «nie werdet Ihr unsere Stimme ersticken; nie werdet Ihr unsere Liebe zum arbeitenden Volk auslöschen noch die schmerzhafteste Flamme unserer Leidenschaft für die Wahrheit!»¹⁰⁸ Nach Reglers eigenen Angaben erhob sich daraufhin der ganze Saal und sang die *Internationale*. Nur Becher habe ihn angebrüllt: «Du hast alles verpfuscht, du hast uns demaskiert. Jetzt ist es kein neutraler Kongress mehr. Das schöne Geld!» Vier Tage darauf hätte die Parteizelle ihn zusammengestaucht, weil ein Konterrevolutionär sei, wer die Tarnung aufdecke.¹⁰⁹

Oft und gern wird die Episode erzählt, um die Borniertheit der Kommunisten und den furchtsam kleinlichen Charakter Bechers unter Beweis zu stellen. Davon abgesehen, dass Regler, wie andere Renegaten, nicht frei ist vom Drang zur Selbstrechtfertigung, der einst Erlebtes mit späteren Einsichten verzeichnet, hat er nur gefordert, was der Bundesvorsitzende praktiziert. Der redet zwar nicht (mehr) von Fehlern, sucht

aber im Bewusstsein der Niederlage nach einer veränderten Sprache des Miteinanders. Während er tatsächlich neue Dichtungen vorlegt, kommt Regler über kein Bekenntnis hinaus. Nimmt man die Vorgeschichte, Bechers zweijähriges Bemühen, wahr, trotz aller Rückschläge aus dem eigenen Parteiapparat einen Weststützpunkt aufzubauen, so erscheint seine Befürchtung, all dies könnte sich durch den Eifer des Jüngeren zerschlagen, nur zu verständlich. Denn Hitler hatte gerade das Saarland mit einem gigantischen Propagandafeldzug erobert und die allgemeine Wehrpflicht wiedereingeführt, ohne einen Protest der französischen Regierung zu erregen, so dass aktive Antifaschisten eher mit einer Ausweisung rechnen mussten. Warum sollten sie die legale Wirkungsmöglichkeit durch scheinradikales Pathos gefährden?

Die Konstellation erinnert an Brechts *Massnahme*. Wobei Regler weder getötet noch ausgeschlossen wird, wie Becher gedroht haben soll. Nachweisen lässt sich lediglich, dass die «Freunde» ihn im August wegen «deplazierter Kritik an der Partei» kritisierten.¹¹⁰ Folgen hatte dies keine. Der Schwiegersohn Vogelers blieb der zweite deutsche Sekretär im Büro der ISVK. Als solcher nahm er 1936 an der Londoner Konferenz der neuen Vereinigung sowie im Jahr darauf an ihren Tagungen in Spanien teil. Über Becher schrieb Bredel dagegen im August 1935, er sitze in grossen Schwulitäten. Jeder Schlag, den er bekomme, treffe sie alle. So gehe es nicht weiter. Doch überall sei er selbst, «sowie ich von Hans anfang, ,sehr kühl auf genommen worden».¹¹¹ Mit dem Tod von Barbusse Ende des Monats wird die Lage noch aussichtsloser. Bis Oktober harrt Becher aus, ohne Existenzmittel zum «Schnorrer-Dasein» verurteilt.¹¹² Er zersetze seine Umgebung durch rasende Ausfälle gegen die Partei, sei so ausserordentlich enttäuscht, dass er sich anschicke, das Lager zu verlassen und seine Kräfte bürgerlichen Verlagen zur Verfügung zu stellen, meldet eine Sonja Hartwig an Apletin, den Vizepräsidenten des sowjetischen Schriftstellerverbandes und Sekretär der Auslandskommission.¹¹³

Warum brach er nicht endgültig mit einer Partei, die ihn so tief fallen liess? Und welche Alternativen konnte es für ihn geben? Gerade hatte Gide die Erwartung ausgesprochen, in der Sowjetunion werde sich nach harten Kämpfen und zeitweiligem Zwang ein Gesellschaftszustand zeigen, der die grösstmögliche Entfaltung jedes Menschen gestatte.¹¹⁴ Max Brod sah in Russland eine allmähliche Anpassung des Sozialismus an

eine idealistische Grundhaltung, den Beginn einer Einheit von Traum und Ratio, der Versunkenheit in Gott und aktiver Mitarbeit am Fünfjahrplan.¹¹⁵ Auch für Klaus Mann war eine gerechte Wirtschaftsordnung die Voraussetzung eines sozialistischen Humanismus, der das beste europäische Erbe vorm Faschismus bewahre.¹¹⁶ Heinrich Mann sprach von der Verteidigung einer grossen Überlieferung als Frage geistiger Zucht und Festigkeit.¹¹⁷ Die nahezu einhellige Parteinahme für die UdSSR trat gerade dort zutage, wo vereinzelte Stimmen Kritik am Realsozialismus anmeldeten: Als Gaetano Salvemini und Magdalena Paz das Idealbild der Union mit der Wirklichkeit des Veröffentlichungsverbotes für Trotzki und der Verbannung von Victor Serge, einem einstigen Mitarbeiter der Komintern, konfrontierten, schlug ihnen eine Welle der Empörung entgegen, während Gides Schlichterspruch, das Vertrauen in die Sowjetunion sei «der grösste Beweis unserer Liebe», mit brausendem Beifall gefeiert wurde.¹¹⁸

So lief am Ende doch alles auf Barbusse' Zweiteilung der Welt hinaus. Es bedurfte keiner kommunistischen Falle, sie selbst wollten im Osten jene Hoffnung sehen, um derentwillen sich Becher zehn Jahre zuvor der Partei untergeordnet hatte. Sollte er sie nun verlassen, da ihm der Brückenschlag zu den Grossautoren des bürgerlichen Lagers gelungen war, für den er seit 1925 warb, den die Kleingeister des Apparates schon wieder verkümmern liessen? Sein eigener Beitrag war kaum mit «vagen Humanismus-Anspielungen» ausstaffiert, wie Pike¹¹⁹ behauptet. «Weltanschauung wird nicht in Präparaten verabreicht, gebrauchsfertig, und die Literatur ist heute mehr denn je: Selbstbesinnung und Denken, ein Sich-Zurück-Erinnern an Zeiten, da Dichter den Machtanspruch ihrer Klasse vollziehend, Entdecker und Eroberer waren, Wortführer, nach deren Willen Menschen lebten und sich umformten. Hinmodernd im geschichtslosen Raum oder sich ihr Gedächtnis bewahrend und voll Stolz sich ihrer Sendung bewusst bleibend: in diese Lage sieht sich die Literatur gedrängt; die Fahne l'art pour l'art: Spinnweb und Rauschfetzen – im Osten aber ihre neuen Feldzeichen, über dem Bauplatz der Menschheit scharfkantig flatternd. Wo Wahrheit verschwiegen oder verfälscht wird, hört Literatur auf. Wo Feigheit oder Lüge dem Dichter seine Marschrouten anweisen, wird nicht das Werk geschaffen, sondern: Lesefrass, mulmige Wärme des Hirnlosen. Da entsteht jene Sorte Kunst: ‚die Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut befindet... ihr Zweck ist es, die Regierung über alle Wechsel der Begebenheiten hinaus sicherzustellen und die Ge-

müter allen Lockungen des Augenblicks zum Trotz in schweigender Unterwürfigkeit unter das Joch derselben niederzubeugen.»¹²⁰

Wenn das Staffage war, so kaum die eines vagen, vielmehr vitalen Humanismus, der mit Kleist – und Nietzsche – Dichter als Eroberer der Zeit sehen will: Mit jedem Spatenstich in die Gegenwart grabe der Sowjetaufbau Vergangenheit auf und lege er Gelände frei für den Blick in die Zukunft, schaffe Gedächtnis und Visionen. «Höhlen tönen, Säulen klingen, uralte Götter blinzeln, herausgesprengt aus der Verschollenheit.» Ein Satz, den Benn hätte schreiben können. «Hier und nur so – den Rassepfuschern gesagt – wird ,weit gezüchtete Entsteht neuer Menschentyp, wird Rasse.»¹²¹

Benn schrieb zwei Jahre zuvor: «*Wer lange herrschen will, muss weit züchten,*» So lautete das Motto eines Aufsatzes in jener Sammlung, die den neuen, totalen Staat als Synthese von Macht und Geist, von Individualität und Kollektivität begrüßte. Der Mensch werde aus einem Vernunftswesen in ein metaphysisches verwandelt, wieder zurückgebunden ans Elementare, an «mythische und rassische Kontinuität». Ein neuer Mensch bilde sich am Begriff des Feindes, auf einem dritten Weg zwischen dem substantiell schwermütigen Nihilismus des Ostens und der funktionalen, alles Inhaltliche in Form sublimierenden Sinnggebung des Westens. Wobei die Idee der Züchtung selbst gar nicht neu sei. Benn erinnert an Moses als den «grössten völkischen Terroristen aller Zeiten und grossartigsten Eugeniker aller Völker», der die Israeliten, nach fünfhundertjähriger Zwangsarbeit, in die Wüste geführt habe, wo er die Alten bewusst zugrunde gehen, die Medianiten, weil sie eine Geschlechtskrankheit eingeschleppt hätten, ausrotten und, aus den gleichen rassehygienischen Gründen, die Stämme des eroberten Kanaan vernichten liess. Wenn der Arzt betont, er trete nicht für die Wiederholung dieser Massnahmen ein, da «allein die exakte Rassenforschung und Psychopathologie» in dieser Frage das Wort habe, so war das ein Affront gegen den platten Antisemitismus, der sich als Wissenschaft gab. Wie Jünger begreift Benn «Rasse» als geistiges Problem: Gehirne müsse man züchten, «grosse Gehirne, die Deutschland verteidigen», da es Frieden in Europa nicht mehr geben werde, die Angriffe erst begännen, vom Westen und vom Osten, vom Liberalismus und der Demokratie. Gehirne wie mit Einhornshörnern, welche «die Völker stossen zu Hauf bis an des Landes Enden. Dies Psalmenwort, nicht militaristisch gedacht, aber militant. Eine militante Transzendenz, ein Richtertum aus hohen wehrenden Gesetzen, Züchtung von

Rausch und Opfer für das Sein verwandlungsloser Tiefe, Härte aus tragischem Gefühl, Form aus Schatten! [...] Noch einmal die weisse Rasse, ihr tiefster Traum: Entformung und Gestalt, noch einmal, im Norden: der Sieg des Griechen. Dann Asien, der neue Dschingis-Khan. Das ist die Perspektive.»¹²²

Darauf antwortet Becher, auf den Traum einer erneuten Antike, einer Renaissance des seiner selbst, seiner Geschichte mächtigen Menschen, der den Nihilismus der Moderne im Zeichen des Hakenkreuzes überwindet – und untergeht: «Die verzweifelte Erkenntnis, auf verlorenem Posten zu stehen, gespenstert durch Parademärsche und Festreden.» Zum Beweis zitiert er – Benn, das Leben sei ein tödliches Gesetz, das der Mann nur hinnehmen könne. «Oh, diese schwertumklirrte Schwermut des Untergangs! Diese Helden ohne Heldentum! Diese Abgründe (modern möbliert und zentral geheizt): Schlamm will wohl tief sein.» Verlacht er die stilisierte Tragik mit Marx als ein Kennzeichen des deutschen Kleinbürgers, der gemütvoll Selbsttröstungen als geistreiche Wendung hinausposaune, stolz auf seine lumpige Eigenheit und eigne Lumperei.¹²³

Das dynamische Weltbild dieser Möchtegernheroen sei eines von Manisch-Depressiven, die glauben wollten, von Gott gesandt zu sein, und doch nur, zu feig, allein dem Druck der Verzweiflung standzuhalten, ein ganzes Volk unterdrücken, und zu feig, einsam zu sterben, es zum Heldentod verleiten müssten. Eine solche Sicht des Faschismus als diktatorische Scheinerlösung verzweifelter Kleinbürger ging nicht in den Thesen der Komintern auf. Ihr Ansatz erinnert vielmehr an die Gestalt des Pianisten in der *Bankier*-Erzählung von 1925. Deren Bilder hatten die bereits damals festgelegte Theorie vom aggressiven Kapital, das sich zur Sicherung seiner Herrschaft der faschistischen Gewalt bedient, unterlaufen. In der Begegnung von Künstler und politischem Ökonom erschien ein Doppelgesicht des Bürgers, der das Ganze des Lebens sich nur noch als dionysische Feier der Vernichtung seiner Individuation vorzustellen vermag, indem er zugleich das ewig Schöne in rein apollinischer Form repräsentiert.

Auch jetzt führt Becher den Gedanken nicht fort, der ihn zur Analyse der sozialen Psyche, zur Frage führen muss, warum das «Volk der Dichter und Denker» einem gescheiterten Maler und schlechten Schriftsteller nachläuft. Abrupt stellt er dem «Weltgreuel» die Arbeiterklasse entgegen, der ein neuer Typ von Literatur in den Scharrers, Marchwitzas und Bredels erwachsen sei. Deren Wort rücke das Getrennte zusammen, binde

Menschen, wie er selbst es einst wollte. Gesichert durch eine mächtige internationale Bewegung, sammelten sich um sie die Vereinsamen. Denn ein neuer Wille sei da, und eine neue Wertung werde kommen.¹²⁴ Womit er in den Gestus von Nietzsche und Benn zurückfällt.

Freilich meint Becher einen wirklichen Bruch: «Nimm Abschied, heisst es. [...] Abschied von vielem in Dir selbst, [...]. Streif die Larve ab, zynisches Sichbescheiden, dass sie nicht Deinem Wesen verwächst und Du nicht gerinnst.» Und zugleich ein Entdecken von Zukunft im Vergangenen: Erbkiege um Traumbesitz seien zu führen, um wiederanzuknüpfen an die grossen Unbefangenen, die redlich, ohne Rücksicht auf die Herrschenden, die Wahrheit über das Leben gesucht hätten, «in wahnwitziger Verblendung selbstmörderisch das tödliche Werkzeug oft gegen sich selbst wendend». Bereinigung sei nötig, ein Aufzeigen der besetzten Gebiete, um den Bedrückten Mut zu machen, Mut zu sich selbst, Lust zum Erobern. Gegen jede Verkleinerung des Menschen, von dem nicht mehr die Rede sein könne, wenn er sich verkaufen müsse, um zu leben. «Da verliert der Mensch seine menschliche Haltung, Krümmung von Gedingtem.» So rufe der Kongress, vielstimmig, das Traumbild des vollendeten Menschen an, das «innere Prinzip jeder Unruhe», das als Fahne über Streiks und Folterzellen, über dem Aufstand und der Roten Armee schwebte.¹²⁵

Becher wendet sich nicht einfach auf Geheiss der Partei. In den Wirren der Emigration auf sich selbst zurückgeworfen und befreit zu grösserer Selbständigkeit im Apparat, bekennt er sich zu einem Verständnis von Dichtung, das der Lyriker im Grunde nie aufgab: zum Glauben an die Macht des Wortes, Verbindlichkeit zu stiften, den in sich verlorenen Menschen wieder an ein Ganzes zurückzubinden, ihn im «Innersten», in seinen Träumen, an- und aufzurühren. Wollte er diese ursprünglich religiöse Funktion einst in den Hymnen *Um Gott* und in einem Roman einlösen, der das eigene Leben nach dem Vorbild von Bertram-Nietzsche zur Legende stilisiert, so hat er nun, wie in einem Rausch, die ersten Kapitel seiner Autobiographie *Abschied* zu Papier gebracht. Wie weit sie gingen, ist unbekannt, da Becher das Manuskript bis 1940 noch mehrfach überarbeitet, ohne vorhergehende Entwürfe aufzubewahren. Doch lässt die Druckfassung vermuten, dass er nicht nur über Selbstbesinnung sprach, dass er schreibend die Wahrheit seines Lebens suchte, schonungslos, selbstmörderisch wie Nietzsche, sich gegen sich selbst wendend, Abschied zu nehmen von der verinnerlichten Herkunft, sich die Larven abzuziehen, um nicht zu gerinnen in zynischer Verachtung.

Rückblicke zur Versicherung der eigenen Identität tauchen seit 1928 in seinen Gedichten immer häufiger auf. In einem der ersten Exiltexte, im Band *Es wird Zeit*, denunziert er sich plötzlich als Mörder des Bruders: Unter dessen Cellospiel, das die Dinge zum Singen brachte, sei er beinahe weinend zusammengebrochen, habe das Instrument an die Wand geworfen, ihn belauscht und niedergeschlagen «mit meinem Lachen ... wie mit einem Beil». ¹²⁶ Dass er wirklich mit roher Gewalt den Jüngeren in den Selbstmord trieb, scheint nach dem, was Kessler über seinen Abschiedsbrief notiert hat, wenig wahrscheinlich zu sein. Wichtiger als die amüsische Roheit an sich ist die weinerliche Weichlichkeit, die sich dahinter verbirgt. Eine Schwäche, eine Ohnmacht gegenüber dem anderen, dem hass- und neidvoll Geliebten, die sich in demonstrativer Härte, in vernichtenden Machtgebärden kompensiert. Diese Ambivalenz aber bestimmt Bechers Charakter von Kindheit an. Es ist, als spüre er, der immer zwischen Bürgern und Proleten stand, von beiden Seiten angegriffen, eine innere Verwandtschaft zu den braunen Horden, die ihn auf die gleiche Weise aus ihrem Vaterland trieben, und erinnere nun seine Erziehung als das Muster einer Generation von «Strammstehern», die jubelnd in den Weltkrieg zogen wie eine nächste schon wieder.

Allerdings bedurfte es einer äusseren Anregung, um dies Innere freizusetzen: In einem kleinen Pariser Kino sah Becher, mit Lilly Korpus im Arm, einen Aufmarsch der Hitlerjugend und begriff schlagartig, dass alle Opfer vergeblich, dass die Menschen, die er «so abgöttisch geliebt» hat, nicht zu retten waren. ¹²⁷ Im Lichtspiel-Theater, in der Stadt der Liebenden, begegnet ihm die Wiederkehr dessen, wogegen er schrie, sich organisierte, Massen und Einzelne wieder und wieder aufrief. Und das Leben geht weiter, als sei nichts geschehen. Becher hat sich wieder betäubt, in die Kongressarbeit gestürzt. Als aber René Crevel, sein einziger französischer Freund, nach vergeblichem Bemühen, zwischen Ehrenburg und Breton zu vermitteln, der den Russen für eine Verhöhnung des Surrealismus geohrfeigt hatte, aus dem Leben ging, da muss auch er bereit gewesen sein, nicht mehr weiterzumachen. Lilly erinnert sich, in ihrer Angst um den Geliebten, ihn mit einer Aufgabe aus dem Dunkel gerissen zu haben. Einen Roman sollte er schreiben, da *Levisite* misslungen sei. Doch eine zweite List war zu seiner Rettung vonnöten: Noch hatte sie ihre eigene Kindheit vor ihm auszubreiten, München wie in einer Spielzeugschachtel wiederauferstehen zu lassen, damit die anfängliche Weigerung in jene Besessenheit übergang, der die ersten 50 Seiten entsprangen. ¹²⁸

So ist es, wieder, eine weibliche Stimme, die ihn in die männliche Rolle des Dichters, des Wortführers und Eroberers verdeckter Bezirke (zurück) ruft. Indem Bechers Rede diese lebendig dialogische Vermittlung durch den Glauben ersetzt, die Wirkung von Literatur sei mit einer internationalen Bewegung gesichert, wird sie zur Selbstlüge. Zu einer Annahme, die vergessen macht, dass gerade die proletarischen Autoren im Saarland gescheitert waren, wo sich 90 Prozent in einer Volksabstimmung für den Anschluss ans Reich entschieden. All dies entwertet nicht sein Verlangen nach rückhaltloser Wahrheitssuche, verdeutlicht nur deren Schwierigkeiten. Der Roman wird, ungleich radikaler als Regler, von den eigenen «Fehlern» sprechen, wird sie zurückführen auf ein Psychogramm seiner sozialen Herkunft. Becher gefällt sich nicht mehr in der Rebellion gegen einen Vater, der bar jeden Mitgefühls andere zum Tode verurteilt und allein auf Neuschwanstein menschliches Empfinden zeigt, wo er wieder zum Bauernbub wird in seliger Bewunderung des romantischen Idylls.¹²⁹ Der Sohn, den seine Kumpane Henker nennen, gibt das gleiche Janusgesicht eines sentimentalen Ästheten zu erkennen, der sich, um der Anerkennung seiner Umwelt willen, zu brutaler Härte zwingt. Die Bedingung, so weit mit sich selbst ins Gericht zu gehen, ist freilich das Wissen um den rechten Weg, auf dem er Hartinger, den Arbeitersohn, durch all seine Irrungen hindurch – zur Macht – voranschreiten sieht. So wird am Ende das, wovon er sich verabschieden will, die machtgestützte Innerlichkeit, doch wieder aufgehoben, konserviert in Form eines bürgerlichen Entwicklungsromans.

Das wäre der Punkt, an dem Benn vom Gipfel der Platitude sprechen würde: Wunschträume wollen wohl hoch hinaus. So hatte er Becher in ihrem vielzitierten *Rundfunk-Gespräch* vom 6. März 1930 erledigt. Im Juli-Heft der *Neuen Bücherschau* war Benn im Jahr zuvor von Herrmann-Neisse als Beispiel eines unabhängig überlegenen Welt-Dichters gegenüber literarischen Propagandalieferanten gerühmt worden. Becher und Kisch fühlten sich getroffen und traten aus der Redaktion der linksbürgerlichen Zeitschrift aus. Die Berliner *Funkstunde*, die sich sonst dem BPRS beharrlich verweigerte, lud daraufhin Benn und Becher zu dem Gespräch über Dichtung an sich, das nur im Verlesen fertiger Texte bestand: Der eine beharrte darauf, dass Kunst immer klassengebunden sei und er selbst einer geschichtlichen Bewegung diene, von deren Durchbruch das Schicksal der Menschheit abhängt – während der andere nicht minder monoton

seine Lehre von der Sinnlosigkeit der Geschichte kundgab. Die Unteren wollten immer nach oben, die Oberen nicht herunter, nach drei Jahrtausenden dürfe man sich dem Gedanken nähern, dies alles sei weder gut noch böse, sondern rein phänomenal. Doch deutet nicht schon das Phänomen, wer meint, Knechtschaft scheine «ein Zwang der Schöpfung zu sein und Ausbeutung eine Funktion des Lebendigen»?¹³⁰ Statt zu fragen, ob Benn nicht mit Nietzsche eine sozial und historisch gewachsene Existenzform des Menschen naturalisiert, gilt er heute mehr denn je als der Überlegene, der das Wissen um ein postmodernes Ende der Geschichte vorwegnimmt und den Stil, das Aushalten des Immergleichen im Formspiel des Artisten, an die Stelle der Wahrheit setzt.¹³¹

Vielleicht war aber Benns Bekenntnis zum totalen Staat, zur Züchtung eines neuen Menschen, doch keine kurzzeitige Verblendung, als die er selbst es im Nachhinein abschwächt und die andere im Gestus unbegreiflicher Verwunderung ihm vergeben? Das «Gespräch» mit Becher hat er nicht nur zu einem *Rundfunkdialog erarbeitet*, sondern auch den Satz, wonach die Geschichte den Niagara überstehe, um in der Badewanne zu ertrinken, in sein Oratorium *Das Unaufhörliche* übernommen.¹³² Die Musik schuf Hindemith, der mit Brecht das *Badener Lehrstück* geschrieben hatte. So war der Gesang über das unaufhörlich sinnlose Auf und Ab der Geschichte, der 1930/31 entstand, ein Gegenentwurf zur *Massnahme*, zu dem sich Bechers *Grosser Plan* gesellt. Benn verkehrt denn auch, wie Brecht, im Haus am Hegewinkel, per du mit Lotte und Hans Becher.¹³³ Was den Nachgeborenen so gegensätzlich erscheint, war miteinander verbunden. Die gelassene Absage an den Fortschrittsglauben der modernen Zivilisation, sprach sie nicht in ihrer permanenten Wiederholung vom Verlangen nach Geschichte, nach einem Bruch des Kontinuums, nach wirklicher Veränderung, einer anderen Gestalt des Menschen, wie sie alten Kulturen zugrunde lag: einer verbindlichen Form, einem Wozu des Lebens, verantwortet von einer geistigen Elite, die über Sicherheiten und Ängste des Tages hinaussieht?

Diese ideelle Sehnsucht nach einer sinnstiftenden Bewegung teilt Benn mit Becher. Dass er sie mit den Schlägerbanden der Deklassierten und ihrem grölenden Führer verwechseln konnte, zeugt für politische Blindheit. Auch sein Rückzug in die Wehrmacht, nachdem die Ermordung der SA-Opposition ihm 1934 die Augen öffnet und er selbst sein «Ariertum» nachweisen muss, die Flucht in eine Armee, die der Eroberung von Lebensraum im Osten dienen sollte, war kaum weitsichtiger. Wäre da nicht Be-

chers Bemühen um ein Bündnis der «Geister» Westeuropas zur Verteidigung der Kultur ein wenig mehr Beachtung wert, statt nur immerfort auf die Regie der Partei zu starren, die mit dem Kongress nichts anzufangen wusste? Immerhin ist der Stil seiner Rede nicht ganz so kitschig wie Benns Bild von den gehörnten Hirnen. Vielmehr hat sie einen expressiven Gestus, der bei aller Forciertheit echt wirkt wie kaum zuvor und nie mehr danach. Nicht zufällig fehlt in der Fassung der *IL* schon das Kleist-Zitat von der Kunst, das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut befindet. Noch immer aber war zu lesen, dass Literatur aufhöre, wo Wahrheit verschwiegen werde, Feigheit oder Lüge den Weg wiesen.¹³⁴ Und wäre nicht daran erst Bechers Dichtung zu messen, Misslungenes ergründend wie auch das Bleibende?

Brecht hat den Kongress auf andere Art lächerlich gemacht: Er habe «ein kleines Grauen vor Zusammenkünften zum Zwecke des Zusammenseins», schrieb er auf Bechers Frage hin, welche Themen im Mittelpunkt des Pariser Treffens stehen müssten, um eine wirkliche Debatte zu entfachen.¹³⁵ Obwohl er selbst im Vorjahr zuerst eine Verständigung über Methoden gefordert hatte, dachte er nun gleich an eine neue Enzyklopädie, ein «Nachschlagewerk der Ansichten der Antifaschisten», das besser wäre als Feste feiern und zudem ein Geschäft.¹³⁶ Die Themen blieben damit unbestimmt. Der Aufklärer, der zugleich die Gründung einer «Diderot-Gesellschaft» experimentell tätiger Künstler erwog, wollte wohl den alten Plan der Erwidern faschistischer Argumente erneut aufgreifen, die nötige Organisation aber anderen überlassen.

Nach der Konferenz liess er Grosz wissen, er habe «soeben die Kultur gerettet. Es hat 4 (vier) Tage in Anspruch genommen, und wir haben beschlossen, lieber alles zu opfern als die Kultur untergehen zu lassen. Nötigen Falles wollen wir 10-20 Millionen Menschen dafür opfern. Gott sei Dank haben sich genügend gefunden, die bereit waren, die Verantwortung dafür zu übernehmen.»¹³⁷ Sein Beitrag umkreiste einen einzigen Punkt, über den Klarheit herrschen müsse: Zorn und Mitleid versagten, wenn ein Mensch dem anderen nicht mehr helfen könne, weil die Untat kommt, wie der Regen fällt. Güte komme nicht von der Forderung nach Güte, wie Roheit nicht von barbarischen Trieben – «sondern von den Geschäften, die ohne sie nicht mehr gemacht werden können». Wen das Übel entsetze ohne dass er seine Wurzel entdeckte, laufe Gefahr, den Faschismus nur als unnötige Grausamkeit zu betrachten. Das hindere im Kampf. Immer tiefer

müsse man durch ein Inferno von Greueln hinabsteigen, bis dorthin, wo ein kleiner Teil der Menschheit seine gnadenlose Herrschaft verankert habe in jenem Eigentum des Einzelnen, das zur Ausbeutung des Mitmenschen diene und mit Klauen und Zähnen verteidigt werde, unter Preisgabe einer Kultur, welche sich zu seiner Verteidigung nicht mehr hergebe. «Kameraden, sprechen wir von den Eigentumsverhältnissen.»¹³⁸ ,

Das war die prägnanteste Kongressrede. Kurz, einfach, bezwingend in jedem Wort. Und die einzige konsequent marxistische. In Brechts Manuskript hiess es noch, er wolle alle Diplomatie ausser Acht lassen, denn die Lüge brauche sie, aber die Wahrheit vertrage sie nicht. Doch strich er den Nebensatz, der an die Wurzel der Konferenz rührte, an ihre Funktion im diplomatischen Kalkül Stalins. Dafür erschien ein Lob auf die Sowjetunion, wo die grosse Lehre vom Eigentum in die Tat umgesetzt werde, die Besitzlosen die Herrschaft ergriffen hätten und es keine Destruktion von Nahrungsmitteln und Kultur gäbe.¹³⁹ Spätestens an diesem Punkt des Umschlags von Kritik in Affirmation wird das Ganze fragwürdig: Selbst wenn man annimmt, dass Brecht idealtypisch argumentiert, dass er indirekt warnt, auch in Moskau werde die Kultur gefährdet, falls nicht tatsächlich die Besitzlosen herrschen, so bleibt zu bezweifeln, ob die Geschäfte die Grausamkeiten wirklich nötig machten, der Faschismus (nur) eine Folge der Eigentumsverhältnisse war? Und wenn, was liesse sich dann noch tun? Glaubte er ernsthaft, die Arbeiter Westeuropas und in den USA würden nun, nach der grossen Krise, die Eigentümer enteignen?

Auch André Breton meinte, ein sowjetisch-französischer Beistandspakt legitimiere imperiale Aufrüstung und hetze gegen das deutsche Proletariat. Die Surrealisten würden nicht die «Preisgabe der Losung «Umwandlung des imperialistischen Krieges in einen Bürgerkrieg mitvollziehen. Ihr Feind stehe noch immer im eigenen Land: der positivistische Rationalismus und die bürgerliche Klassik, die man nun in die UdSSR exportiere. Dagegen gelte es, mit de Sade und Freud das Problem Mensch in all seinen Formen zu vertiefen, unerschütterliche Treue zu den Emanzipationskräften des Geistes und des Menschen zu bekunden, Marx und Rimbaud zu vereinen, um die Welt, d.h. «das Leben [zu] ändern».¹⁴⁰

So radikal die Worte klingen, so wenig haben sie verändert. Das schärft den Blick für Beiträge, die von Grenzen intellektueller Wirksamkeit sprachen: Musil verwies auf einen unerlässlichen Mut «mehr noch gegen das,

was uns verführt, als gegen das, was uns abstösst».¹⁴¹ Aldous Huxley auf propagandistische Literatur, die Leidenschaften rationalisiere und daher völlig absurd sein könne, solange sie nur Menschen für wahr hielten.¹⁴² Julien Benda drang auf eine Differenzbestimmung zwischen abendländischer und kommunistischer Kulturauffassung. Erstere wolle glauben, dass der Intellekt von der Ökonomie unabhängig sei. Sie lehre, *den* Menschen zu achten, der einzig vom Geist lebe. Dem entspreche eine Kunst mit eigenem Thema, Ton und Publikum: In «unmenschlich» gehobener Sprache stelle sie Luxusleidenschaften einer Menschheit dar, deren materielle Bedürfnisbefriedigung vorausgesetzt werde. Selbst in dieser Kultur verwurzelt, bat er, die gleichen Unterscheidungen für die andere darzulegen und zu klären, ob sie sich als Bruch oder Fortsetzung verstehe. Denn ihm scheine sie auf der Technik zu beruhen, aus der eine völlig neue Literatur entstehen müsse.¹⁴³

Nun hätte man zeigen können, dass Marx und Lenin gerade die proletkultische Entgegensetzung zu überwinden bestrebt waren. Doch obgleich Bendas Versuch, den Kontrahenten ein Begreifen ihrer selbst zu ermöglichen, an Bechers dialektische Forderung erinnerte, sich abzugrenzen, um zusammenzugehen, haben weder er noch Brecht den Dialogansatz wahrgenommen. Dabei hatte der Abendländer einen enormen Schritt getan: 1927 warf er in *La trahison des clercs* allen Intellektuellen, die nicht wie er selbst dachten, schlicht Verrat an ihrem Amt vor. Wer sich nicht damit bescheiden wollte, das Ideal der Gerechtigkeit zu wahren, sondern Partei nahm für eine gerechtere Welt, war schon auf dem Weg, den reinen Gedanken an die schmutzige Praxis, eherner Gesetze der Vernunft an die Relativität des Nutzens zu verraten. Denn während die clercs, die Geistlichen, seit der Antike den Leidenschaften der Völker widersprochen, den Frieden ideell gesichert und noch im Krieg die Achtung vor dem Gegner aufrechterhalten hätten, würden sie vom Ende des 19. Jahrhunderts ab Nationalismen, Rasseneifer und politischem Machtwillen einzelner Klassen oder Gruppen dienen. Dem liesse sich mit Nietzsche entgegenen, dass die Hohenpriester des Geistes so selbstlos nie waren. Auch Benda kamen Zweifel, ob nicht die Menschheit nur ihr Gesetz der Weltaneignung vollziehe, die Hochschätzung geistiger Güter eine Anmassung von Stubenhockern sei. Dann werde ein Imperialismus der ganzen Spezies folgen, «vereint in einer riesigen Armee, in einer immensen Fabrik, mit nichts mehr im Sinn als Heroismus, Disziplin und Erfindergeist», «keinen anderen Gott mehr kennend als sich selbst und den Eigenbedarf» – eine Utopie, wie sie Hux-

leys *Brave New World* beschrieb und Jünger wie Becher auf ihre Art bejahten.¹⁴⁴

Jetzt, da der Faschismus diese Utopie verwirklicht, klagt Benda nicht mehr über den Verrat der anderen, sondern mutet den Kommunisten zu, ihr Anderssein geistig zu bestimmen. Faktisch antwortet ihm Kisch, indem er die Reportage der hohen Literatur gegenüberstellt, doch ohne ihre kulturellen Voraussetzungen und Konsequenzen ebenso stringent zu bedenken.¹⁴⁵ Jean Guhenno verwirft die Reduktion des Abendlandes auf Platons idealistische Linie. Von Epikur über Diderot führe zugleich eine materialistische zu Lenin. Den freien Künsten im Zeichen des Prometheus müssten die dienstbaren, die Handwerke des Herakles, zur Seite treten. Darin, im Empfinden der Unteilbarkeit des Schicksals, liege die Kraft des Sowjetregimes.¹⁴⁶ Für Paul Nizan war der Humanismus bisher nur eine Mythe, ein idealer Traum, ruhend auf realer Klassenspaltung. Der Kommunismus ersetze die Missachtung manueller Arbeit durch eine Wertschätzung der Maschinen, die jedem die Würde des Denkens ermögliche. Daher gehe es um Bruch und Fortsetzung zugleich, um ein Auswählen aus den Traditionen, die den Platonismus *und* die Linie der «Erdgeborenen» umfassten. Denn überall fänden sich Spuren der Forderung nach dem totalen Menschen, nicht in Klassen, Geist und Fleisch getrennt. Schockartig erhellt er die Inhumanität der bestehenden Verhältnisse mit einer Geschichte, die Stalin im Mai 1935 vor Absolventen der Militärakademie erzählt hat: Im Dorf seiner sibirischen Verbannung sei ein Mann beim Holzflößen ertrunken. Auf die Frage, ob sie versucht hätten, ihn zu retten, habe ein anderer entgegnet, was denn am Menschen liege. «Menschen können wir immer machen. Aber eine Stute ... versuche mal, eine Stute zu machen.»¹⁴⁷

Der Traum bleibt notwendig, doch unverbunden mit der Hoffnung, Maschinenarbeit könne zerrissene in ganze Menschen wandeln. Vermittelnd erscheint nur die Realerfahrung einer Gleichgültigkeit, die der Politik Stalins zugrunde liegt: Diese Massen, für die das Leben eines Menschen ersetzbarer ist als das eines Pferdes, peitscht der Stählerne mit ihrer eigenen Härte in die industrielle Moderne, um ihnen, wie Lenin, Kultur beizubringen – Puschkin, Tolstoi und Gorki in ungeheuren Auflagen. Über solche Ambivalenzen sprachen die Literaten nicht. Denn das gerühmte Land kannten sie ja kaum von Angesicht. Und dennoch: Was für ein Beginn hätte dies sein können, welche Debatten wären möglich gewesen, unteretzt durch Studienreisen in die Sowjetunion, theoretische Selbstbefragung

der eigenen Position und Öffnung der Bekenntnisse zum Dialog – wie es Becher von Moskau gefordert hat!?

Weder in Ost noch in West aber war die verselbständigte Politik am literarischen Wort interessiert, sobald es die Sphäre des Schönegeistigen überschritt. Mit spärlichen Mitteln hockte die ISVK in einem winzigen Pariser Büro, organisierte noch zwei Folgetreffen und zerfiel, resignierend an der Passivität der Demokratien und entsetzt über die Selbstvernichtung der Bolschewiki. Brecht schrieb nach dem Kongress an Becher, dass er ihn für gelungen halte, «in Anbetracht der geringen Mittel und der kurzen Vorbereitungszeit sogar für hervorragend gelungen, meine aber, dass nun gearbeitet werden muss, damit man ihn voll ausschöpft».¹⁴⁸ Nichts anderes wollte der Adressat. Als jedoch im Jahr darauf in London Brechts Idee einer Enzyklopädie zur Diskussion stand, konnte sich keiner dafür erwärmen, so dass sie einschlieft.

Becher verbrachte den Sommer mit Lilly in einem Fischerdorf der Bretagne, in dem Frans Masereel ein Haus besass. Vielleicht war es zu eng oder die Freundschaft des Holzschneiders begrenzt, jedenfalls fanden sie ein billiges Zimmer in einer der Katen, um von Muscheln, der Liebe und dem Meer zu leben. Wie im schönsten Trivialroman. Die Wochen mussten wundervoll sein, fernab vom tödlichen Berlin, vom Schweigen Moskaus und dem lärmenden Paris, das die Reden schon vergass, die es eben noch mit Beifall bedachte. An der Seine hatten die beiden ein Atelier bezogen, im gleichen Block wie Masereel und Thea Sternheim, nachdem Becher zunächst in der Mansarde eines schmalen Hotels abgestiegen war. 1901 als Tochter eines jüdischen Ingenieurs geboren, der im Jahr darauf starb und ein beträchtliches Vermögen hinterliess, war Lilly Korpus mit achtzehn aus Protest gegen die Ermordung von Liebknecht und Luxemburg der KPD beigetreten. Von der Mutter des Hauses verwiesen, blieb ihr nur, das Studium in Russisch, Französisch und Englisch abzubrechen. Kein marxistisches Wissen, «irgendein Instinkt», ein dumpfer Hass gegen den Krieg, eine Ausweglosigkeit, die sie in der expressionistischen Dichtung, bei Becher, fand, habe den Schritt veranlasst, erinnert sich die Frau später.¹⁴⁹

Bei aller Befangenheit des Rückblicks dürfte das Muster für eine ganze Generation von (linken) Intellektuellen gelten: Diese Politisierung durch Kunst als Ausdruck eines rebellischen Lebensgefühls ohne theoretische Reflexion, die erst einsetzt, wenn der vitale Impuls

ins Stocken gerät. Um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, beginnt sie 1920 in der Münchner Redaktion der *Vossischen Zeitung* zu arbeiten, wechselt in ein Nachrichten-Büro, geht, ihrer Parteimitgliedschaft wegen gemassregelt, nach Berlin, schreibt für die *Weltbühne*, die *Rote Fahne* und die *Kommunistin*, gründet während des Parteiverbots 1923/24 die illustrierte Frauenzeitschrift *Arbeiterin* und richtet 1926 eine «Seite für die Frau» in der *Arbeit-Illustrierten-Zeitung (AIZ)* ein, deren Chefredaktion sie 1927 übernimmt. Im Jahr darauf hilft sie beim Aufbau der ersten linken Illustrierten Frankreichs, *Nos Regards*, gibt 1929 den Band *Sacco und Vanzetti* und Wilhelm Liebknechts *Volksfremdwörterbuch* sowie 1931 die Sammlung *Rote Signale* mit Kampfgedichten heraus.

Auch dieses Leben ist nicht erledigt. Wie weit der Anteil der ungewein energischen Journalistin an einer solchen Vielzahl von Projekten reicht, hätte eine eigene Biographie in Erfahrung zu bringen, die jetzt erst geschrieben werden könnte und müsste. Denn sie selbst verschwieg nach 1945, dass ihre Arbeit an der *AZZ* unter der Leitung Münzenbergs stand, und wollte nicht an die Jahre 1924/25 erinnert werden, als sie neben Ruth Fischer «Bezirksleiterin» der KPD von Berlin-Brandenburg war,¹⁵⁰ verheiratet mit einem Fritz Paul, «der zu den Rechten überging u. ausgeschlossen) wurde».¹⁵¹ Stattdessen gedachte Lilly ihrer ersten Begegnung mit Becher, der um 1922 der Versammlungsrednerin den Hof gemacht habe. Sie aber wies ihn ab, trotz oder wegen ihres merkwürdigen Angezogeneins von etwas Rätselhaftem, etwas Dunklem in seiner Lyrik *Um Gott*. Denn die junge Kommunistin hatte sich eine «sektiererische Form von Moral zugelegt», wonach Literatur wie Religion nur Opium fürs Volk sei und Marx es leider nicht geschafft habe, auch noch über die ablenkende Wirkung der Kunst zu schreiben: «Ich habe mir, eigentlich sehr gegen meine Neigung, damals verboten, weiter Gedichte zu lesen.»¹⁵²

Die Rebellion gegen eine instinktiv als bedrückend empfundene Umwelt schlägt, zum Klassenkampf rationalisiert, in rigide | Moral um, die ihre aggressive Energie aus der Unterdrückung eigener Neigungen bezieht. So erscheint am Rande, in einer nebensächlichen Liebesgeschichte, eine Verkehrung, die ins psychische Zentrum, in die Seele der Arbeiterbewegung führt: Alles Dunkle, rätselhaft Ambivalente, das magisch Anziehende, das eine innere Unruhe schafft, soll – mannhaft – beherrscht, jedes Gefühl ausgerichtet werden auf die einzig befreiende Tat, den Aufbruch in eine Welt ewigen Lichts.

Das war das Erbe, das sie verkörperte: Aufklärung, Sieg der Vernunft über die Triebe, des Plans über die Anarchie, des Gesunden über das Kranke. Solch maskuline Militanz kann in weiblicher Gestalt wieder dunkel verführerisch wirken; zumindest auf Becher, der seine Weichheit, seine Sehnsucht nach Ich-Auflösung, durch ausgestellte Männlichkeit überspielt. Eine rote Penthesilea, wie seinen Hymnen entstieg.

Nächtelang hätten sie nach Veranstaltungen des BPRS miteinander gestritten, da die Chefredakteurin der zweitgrössten Illustrierten der Weimarer Republik, mit einer Auflage von 500'000 Exemplaren, die Massenagitation von Weinert und Tucholsky seiner «höheren Form» vorzog. Dabei führte sie selbst eine grossbürgerliche Existenz: Im Februar 1926, als Pieck beauftragt worden war, die Fischer-Gruppe zu liquidieren, hatte die Genossin versprochen, sich jeder Gruppenarbeit zu enthalten, doch einen entsprechenden Revers *nicht* unterschrieben. Auch eine Delegation ins Moskauer Internationale Frauensekretariat lehnte sie ab, mit Verweis auf ihre einjährige Tochter.¹⁵³ Von dem Mann liess sie sich scheiden, einen «ungarischen Filmproduzenten namens Jaroschi» liebend, mit luxuriöser Wohnung, Dienstpersonal und – einem schlechten Gewissen.¹⁵⁴ Am achten März 1933 war die Dame dank der Hilfe ihres Hausangestellten einem Überfall der SA über die Hintertreppe entkommen. Tags darauf floh sie nach Wien und traf in der Wohnung eines Bruders von Franz Höllering, ihrem Vorgänger in der A/Z, auf – Becher. Als sie dann einander in Paris wiederbegegneten, wo Lilly in den Editions du Carrefour einen ersten Band über die Judenverfolgung herausgab und er seine Gedichte vom *Mann, der alles glaubte*, da mochte beiden die Verflechtung ihrer Wege wie ein Schicksal erscheinen.

Gewiss hofften sie, der VII. Weltkongress der Komintern, der im Juli und August vier Wochen lang in Moskau tagte, würde eine Fortsetzung ihrer Arbeit ermöglichen. Dimitroff verkündete die neue Linie der Volksfront, die er als «Taktik des Trojanischen Pferdes» verstand, der Unterwanderung faschistischer Massenorganisationen innerhalb Deutschlands und der Schaffung breiter Bündnisse mit bürgerlichen Demokraten. Das entsprach weniger Lukács' Forderung, in der Verteidigung demokratischer Grundrechte sie über ihre Grenzen hinauszutreiben, als vielmehr Brechts Ansatz bei der List der Vernunft, die Wahrheit einzuschmuggeln. Immerhin konnten von den 76 Parteien der Komintern nur 22 halbwegs legal wirken, während der Faschismus erstarkte, statt zusammenzubrechen. Nun sollte die Sozialdemokratie nicht mehr

bekämpft, sondern genutzt werden, um die Existenz der Sowjetunion zu sichern. Dass Becher als Verantwortlicher eines Kongresses, der soeben diese Strategie im Herzen Westeuropas verwirklicht hatte, auch nicht zur «Brüsseler Konferenz» der KPD-Führung Anfang Oktober bei Moskau geladen wurde, war ein Zeichen fortgesetzter Missachtung nicht nur seiner Person. Selbst Münzenberg, ins radikal von 37 auf 15 Mitglieder reduzierte ZK wiedergewählt, fehlte vor Ort. Wilhelm Florin verlangte zwar in seinem ZK-Bericht, «eine Sprache zu führen, die den breiten Massen» verständlich sei,¹⁵⁵ und Abusch appellierte, als neuer Chefredakteur der *Roten Fahne*, an die «Frage der Verantwortung des Wortes», einen allgemeinen Unwillen gegen Hitler zu vereinen,¹⁵⁶ doch die Pariser Beratung, die genau diese Fragen erkundet hatte, wurde nirgends erwähnt. Geschweige denn, dass man jene, die an der Sprache arbeiteten, hätte selbst zu Wort kommen lassen.

«Brüssel» war ein Kampf eigener Art: Pieck musste die Volksfront, so halbherzig sie heute erscheint, zunächst gegen den Widerstand von Hermann Schubert, Fritz Schulte und Hans Kippenberger, dem bisherigen Parteivertreter im EKKI, einem Kandidaten in dessen Präsidium und dem Leiter des militärpolitischen Apparats der KPD, durchsetzen. Florin, Mitglied des Präsidiums und seit 1935 Kandidat des Sekretariats der Komintern, konnte sich nicht entscheiden. Dem anderen warfen sie vor, die Rolle Thälmanns spielen zu wollen. Nichts liege ihm ferner, aber es müsse eine Regelung geschaffen werden, schrieb Pieck an Dimitroff und Manuilski mit der Bitte, ihm, da er einen grossen Fonds von Vertrauen in der SPD besitze, eine grössere Geltung in der Parteiführung zu verschaffen.¹⁵⁷ Was ging sie Literatur an?

Der Verfasser gut geformter Sonette und die sprachbegabte Journalistin wären wohl in Frankreich nicht untergegangen. Doch im Notizbuch von Hugo Eberlein, dem Kominterngesandten für illegale Finanztransaktionen, fand sich bei dessen Verhaftung auch Lillys Adresse. So wurde sie des Landes verwiesen. Becher beriet sich mit Münzenberg, welche Aufgaben dessen Mitarbeiterin von Moskau aus erfüllen könne. Er fuhr vor, um ihr ein Visum zu «besorgen». Hätte er ahnen können, dass ihm dies ein Jahr später von seinen Genossen in einer Versammlung über vier Nächte hinweg zum Vorwurf gemacht werden sollte? Lilly war ohne Erlaubnis der Partei emigriert, hatte sich in Paris zurückgehalten und erschien in Moskau auf keiner Zusammenkunft. Dass sie nicht auffallen wollte, fiel auf, rief Erinnerungen an ihre «ultralinke Ver-

gangenheit» wach, die im Jetzt und Hier nur in eine Zukunft führen konnte: Inhaftierung, Lager, Tod.

Denn das Land, in das der Dichter zurückkehrte, war in seiner Veränderung fortgeschritten. Moskau eine einzige Baustelle. Die Läden begannen sich zu füllen, die Rationierung der Lebensmittel wurde aufgehoben, eine Linderung der Wohnungsnot nahm Konturen an. Noch mussten die Bechers froh sein, ein Hotelzimmer zu finden, zunächst ein winziges im «Nowo Moskowskaja», dann ein grösseres, mit Schreibtisch, im «Savoy» und für kurze Zeit im «Lux», dem goldenen Käfig für Mitarbeiter der Komintern, bis sie sich 1937 mit den Gabors eine Wohnung in der Lawruschinski-Gasse teilen konnten, im Haus des Schriftstellerverbandes, oben unterm Dach, wie er es in Berlin und Paris geliebt hatte, mit weitem Blick über die Stadt. Konnte er von dort auch das gewaltige Plakat sehen, zwischen den Neubauten, einen Riesen namens Nikolai Jeshow zeigend, seines Zeichens Volkskommissar für innere Angelegenheiten, der, mit Handschuhen bewaffnet, einen Zwerg in den Fingern zerquetschte, von Blut bespritzt? «Wir vernichten die Feinde des Volkes», stand darüber und, der Staatssicherheitsdienst werde noch zeigen, wozu er fähig ist, darunter?¹⁵⁸

Acht Millionen Menschen verschwanden, seit Jeshow 1936 das Amt von seinem Vorgänger Jagoda übernahm, der für schuldig befunden wurde, Gorki vergiftet zu haben, bis sein Nachfolger Berija ihn 1938 der gleichen Verbrechen überführte. Zum Tode verurteilt wurden alle neun der noch lebenden Mitglieder des Leninschen Politbüros, 98 von 139 des amtierenden Zentralkomitees der KPdSU, 18 Volkskommis-sare, 16 Botschafter und Gesandte, nahezu sämtliche Vorsitzenden der Unionsrepubliken sowie drei Viertel der Generalität. Sie standen und stehen wieder im Licht der Geschichte, sich abhebend vom Dunkel der zehntausend, die man abholte, Tag für Tag, Nacht für Nacht, drei Jahre lang. Die ersten schon im Frühjahr 1935: Sergej Kirow, der Parteisekretär von Leningrad, der für einen milderen Kurs im Politbüro eintrat, war am 1. Dezember 1934 im Smolny erschossen worden. Stalin selbst übernahm das Verhör des Attentäters, eines jungen Kommunisten. Obgleich sich kein Auftraggeber nachweisen liess, wurden die einstigen Oppositionsführer Sinowjew und Kamenew als die moralisch Schuldigen zu zehn und fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt, Tausende von Verdächtigen mit ihren Familien nach Sibirien verbannt und ganze Züge mit «Kirow-Mördern» in Straflager transportiert.

Dieses undurchsichtige Gewebe aus individuellem und Staatsterror

war es, das die gereizte Stimmung schuf, die Becher in Paris von sich wies. In Moskau stand er, wie immer, um fünf Uhr auf, schrieb, anfangs ohne Tisch im Sessel, mit einem Block auf den Knien, seine Gedichte und ging nach drei, vier Stunden zur Arbeit in die Redaktion der *IL*, deren deutsche Ausgabe fortan unter seiner Leitung erschien. Anfang November 1935 hatte er über Bredel um eine Aussprache mit Pieck er sucht.¹⁵⁹ Ob sie erfolgte, ist nicht bekannt. Pike vermutet, man habe die Auflösung der IVRS besprochen, die am 19. Dezember beschlossen wurde. Anders als im Fall der RAPP vollzog sich diese Liquidierung im Stillen. Die Mitglieder sollten der neuen Assoziation, der ISVK, beitreten, waren jedoch, sofern sie in der UdSSR lebten, bereits seit einem Jahr im sowjetischen Schriftstellerverband organisiert.

So wird Becher sich eine unsichtbare Führung wohl nicht vorgestellt haben. Nach dem Bericht aus Paris darf man annehmen, dass er vor allem den Mangel an realer Arbeit einklagt und Klarheit über seine Kompetenzen fordert. Zumindest unternimmt er nun eine Sanierung der *IL*, deren Auflösung als Organ der IVRS ja gleichfalls zu befürchten war. Dabei hatte Becher selbst nach seiner ersten Reise im Herbst 1933 gefragt, ob es noch zweckmässig sei, sich weiter mit einer Zeitschrift zu diskreditieren, die im Westen in keiner Buchhandlung erhältlich war, ihre wenigen Abonnenten mit wochenlanger Verspätung erreichte und mit offiziellen Predigten langweilte.¹⁶⁰ Er sah eine einzige Schlaperei, ohne sie als die ganz normale Verantwortungslosigkeit wahrzunehmen, die an der Basis einer zentral geleiteten Wirtschaft grassiert. So bringt der Kommunist mit schlicht bürgerlicher Initiative Qualität in das Blatt, indem er den Vertrieb ordnet, gute Autoren zur Mitarbeit einlädt und Sorge trägt, dass ihre Arbeiten pünktlich in Valuta bezahlt werden. Denn er weiss aus eigener Anschauung, wie dringend etwa Heinrich Mann des Geldes bedarf, der in Nizza unter kargen Verhältnissen lebt. Auch soll Olga Halpern-Gabor, seine Sekretärin, Lebensmittelpakete an Autoren ins Ausland gesandt haben.¹⁶¹

Dass zur selben Zeit die *NDB* in Prag eingehen, haben Bredel und Graf ihm als Schuld angerechnet. Tatsächlich jedoch bat er von Paris aus Waldemar Knorin um Rettung der Zeitschrift, während Herzfelde nach London, Amsterdam und Zürich fuhr, um Geldgeber aufzutreiben. Bereits im Juli 1934 hat er dem Sekretär des EKKI eine Kalkulation übersandt, wonach pro Heft ein Defizit von 5'000 Kronen auszugleichen war.¹⁶² Der fehlende politische Wille, in ein selbständiges Unternehmen

der literarischen Volksfront zu investieren, ist nicht demjenigen vorzuzwerfen, den die Partei aus dem gleichen Grund hängenliess.

Hinzu kommt die Zerschlagung des illegalen Bundes in Berlin: Seit September 1934 gewann die Gestapo durch einen V-Mann Stück für Stück ein Bild über den Untergrund, das präziser war, als es sich Becher je bot. Hans Berg war Petersen im Dezember 1933 von «Franz», dem Verbindungsmann der Partei, empfohlen worden. Als Angehöriger der SA schien er zur Tarnung und eigenen Information besonders geeignet zu sein. Am 30. Juni 1934 jedoch, dem Tag der braunen Säuberung, muss die SS ihn umgepolt haben. Um sein Leben zu retten, gab er das der anderen preis. Nun hatte Petersen zwar ein konspiratives Netz von Fünfergruppen aufgebaut, das keiner ausser ihm selbst kennen sollte, doch trafen sich alle im Juni 1935 zu einer gemeinsamen Ausfahrt, wie sie die Prager Leitung gefordert hat, um die Arbeit zu intensivieren. Ein anonymes Schreiben warnte Petersen kurz darauf in Paris, wo der Kongress ihn als den «Mann mit der Maske» feierte, nicht zurückzukehren. Er blieb in Frankreich, während im Oktober zwölf seiner Genossen verhaftet und von denen acht mit ein bis fünf Jahren Zuchthaus bestraft wurden.¹⁶³

Leicht ist es, im Nachhinein die Dummheit der Zentrale aufzuzeigen, ihre mangelnde Einfühlung in die gefährliche Lage der anderen, die so leichtsinnig waren, sich auf dem Begräbnis eines Genossen zu begegnen. Und wären sie nicht in Schwermut versunken, ohne den Halt, den ein Blick stiftet, ein Wort, eine Berührung inmitten einer feindlichen Welt, angewiesen auf das gemeinsame Vertrauen und misstrauend einem jeden? Sie selber verlangten ja nach einem Überblick, gezwängt in Räume, die sich mehr und mehr verengten, die ihr Denken gefangenhielten im Festhalten an den immer gleichen Losungen.¹⁶⁴ Nicht nur der Bund, fast der gesamte Widerstand der KPD, aber auch der SPD, des Zentrums, in den Kirchen und im Militär, wurde 1934/35 vom Kontrollapparat des gleichgeschalteten Reiches erfasst und zerschlagen.¹⁶⁵ Damit wuchs die Verantwortung derer, die noch frei waren. Doch wie frei konnte man sein in einem Staat, der den Terror der Nazis mit verstärkter Feindsuche in den eigenen Reihen beantwortet? Becher geht sogleich nach seiner Ankunft daran, mit Kolzow, dem Leiter eines journalistischen Grossverlages (Jourgaz), der ihm die Einreise Lillys ermöglicht, eine neue Zeitschrift zu vereinbaren, die an Stelle der *NDB* die literarische Emigration sammeln und daher von den Brüdern Mann, Brecht und Feuchtwanger herausgegeben werden soll.

Thomas plant jedoch ein eigenes Blatt, *Mass und Wert*, und Heinrich, seit dem Herbst 1935 als Vorsitzender eines Volksfront-Ausschusses in Paris Gespräche zwischen KPD und SPD vermittelnd, lehnt ab, da er nicht in den Ruf eines Kommunisten geraten möchte, der ihn ruinieren und seine Ausweisung zur Folge haben könnte.¹⁶⁶ Brecht wartet schon darauf, dass Becher ein Sprachrohr für die ISVK schafft.¹⁶⁷ Feuchtwanger stellt zur Bedingung, dass die Qualität der Beiträge mehr zählen müsse als humanitäre Rücksichten auf Gesinnung oder Notlage ihrer Verfasser, und gibt dem Unternehmen gleich den rechten Titel: *Das Wort*.¹⁶⁸

Im April 1936 war Heinrich Mann dann doch zur Herausgeberschaft bereit. Als aber seine Forderung eines monatlichen Gehalts von 300 Goldrubeln auf Ablehnung stößt, verweigert er fortan jegliche Mitarbeit. Mit einer Ausnahme: der Besprechung eines Gedichtbandes von Becher, in dessen *IL* auch sein neuester Roman, *Die Vollendung des Königs Henri Quatre*, im Vorabdruck erscheint. Becher hat ihm, wieder über Kolzow, eine Werkausgabe im Staatsverlag vermittelt, die dem Fünfundsechzigjährigen bis zum Kriegsbeginn seinen Unterhalt zu sichern half. Darüber hinaus beeindruckt Mann die Solidität der *IL* und der Dichtung ihres Chefredakteurs. Bredel fiel als drittem Herausgeber die Edition des *Wortes* ungleich schwerer. Zwar halfen ihm anfangs Maria Osten, Kolzows Lebensgefährtin, und Herzfelde, doch als der Verleger wieder nach London fuhr, wollte der Schlosser verzweifeln am Ausbleiben der Manuskripte, an der Ineffizienz des Vertriebes, an all den Umständen, mit denen Becher ebenso fertig werden musste. Dazu kam die weite Entfernung von Brecht und Feuchtwanger und deren Ignoranz gegenüber Bredel, der froh war, nach vier Nummern die Verantwortung an den Redakteur Fritz Erpenbeck übergeben und im Mai 1937 nach Valencia zum zweiten Kongress der ISVK fahren zu können – was Becher, dem Mitbegründer und Sekretär der Vereinigung, verweigert wurde. Trotz mehrfacher «Empfehlung» Heinrich Manns und dem Nachfragen Feuchtwangers bei einer «ziemlich massgebenden Stelle».¹⁶⁹

Die neue Zeitschrift steht im Schatten eines Vorgangs, der auch Bechers Ausreiseverbot erhellt: Im August 1936 fand der «Prozess der Sechzehn» statt. Was den Nachgeborenen als Auftakt einer Reihe von perfekt inszenierten Schauprozessen schon normal erscheint, muss vor Ort wie ein Schock gewirkt haben. Niemand hatte erwartet, dass Sinowjew und Kamenew noch einmal, aus ihrer Haft heraus, vor Gericht gestellt würden.

Erschütternd wirkte, was sie da selbst eingestanden: «trotzkistische Agenten» zu sein, die den Sozialismus beseitigen, Stalin ermorden und sich mit Hitler verbünden wollten. Von aussen konnte man die Dinge |r anders sehen. Silone, der noch eben bereit war, mit Ottwalt einen Briefwechsel über seinen neuesten Roman im *Wort* zu führen, schrieb Ende des Monats an die Redaktion, nach den Ereignissen, die selbst den Blinden das Heranreifen einer gänzlich neuen Situation offenbarten, sei eine Mitarbeit unmöglich. Welchen Wert hätten noch Proteste gegen die faschistische Polizei und Gerichtsbarkeit, wenn Oppositionelle in Russland nicht in die Lage versetzt würden, ihre Unschuld durch Zeugen und unabhängige Anwälte zu beweisen. Welche Aufrichtigkeit alle Wortergüsse über die Verteidigung der Kultur? Kein Mensch von gesundem Verstand schenke den sogenannten «Geständnissen» irgendwelchen Glauben. Vereinzelte Korruption sei immer möglich, doch eine politische Strömung, die von jenen getragen werde, die ihr Leben lang gegen den zaristischen Absolutismus und das internationale Bürgertum gekämpft haben, könne keine Propaganda als Verbrecherbande glaubhaft machen. Vielmehr sei zu fragen, was aus der russischen Revolution geworden ist. Schriftsteller im Dienst der Regierung hätten die Aufgabe, gefährliche Diskussionen durch allgemeine Redensarten über die neue Verfassung zu ersetzen. Der juristische Kretinismus beurteile eine Gesellschaft nach ihren Gesetzen statt nach den realen Beziehungen. Er aber sei überzeugt, «dass wir nicht so sehr und jedenfalls nicht in der Hauptsache materieller Mittel bedürfen (weder Waffen noch grosse bürokratische Apparate), um gegen den Fascismus gewappnet zu sein. Was wir vor allem brauchen, ist eine andere Art, das Leben und die Menschen zu betrachten.» Ohne dies «würden wir selber Fascisten werden, meine lieben Freunde, nämlich: rote Fascisten!»¹⁷⁰

Der Brief erschien in der Baseler *Arbeiter-Zeitung* und beschleunigte den Zerfall der Volksfront. Dass die Redaktion des *Wortes* behauptete, ihn nie erhalten zu haben, war eine Bestätigung ihrer geistigen Unterlegenheit. Becher musste sich doppelt getroffen fühlen, hatte er doch mehrfach Argumente zur Auseinandersetzung mit Silone gefordert und erinnerte dessen Bild von den regierungstreuen Kretins nahezu wörtlich an seine eigene Rede in Paris. Sollte er aufstehen und erklären, der Prozess sei nicht mit dem Verfassungsentwurf zu vereinbaren, der seit einem Jahr unter massgeblicher Beteiligung von Radek entstand? Hochverrat begehen, wie ein Jahrzehnt zuvor sich gegen die politische Justiz

erheben? Diesmal nicht getragen von der Solidarität der Klasse, in deren Namen dies alles geschah. Relativiert sich das Unrecht, wenn es dem Erhalt des Staates dient, in dem gerade die Intellektuellen des Westens eine Gewähr sahen, die Faschisierung Europas abzuwehren, gegenüber der Unentschiedenheit ihrer eigenen Regierungen? Silone war ein einzelner Rufer, seine Sicht durchaus angreifbar. Bloch hatte eine Entgegnung verfasst, die aber «zu viel zitierte»¹⁷¹. Vermutlich antwortete er, wie später des Öfteren, auf das Verlangen nach einer anderen Betrachtung des Lebens mit Marx, dass es darauf ankomme, die Welt zu verändern, statt sie zu interpretieren. Die materiellen Mittel im Widerstand gegen den Faschismus zur Nebensache zu erklären klang verantwortungslos, wenn man wahrnahm, wie Italien im Oktober 1935 Äthiopien überfiel, die deutsche Wehrmacht im März 1936 ins entmilitarisierte Rheinland einmarschierte und im Juli soeben Mussolini und Hitler General Franco nach einem Putsch gegen die Volksfront-Regierung von Spanien zu Hilfe eilten. Silones Zweifel, die Revolution sei zur tödlichen Apparatur des blossen Machterhalts verkommen, entsprach Bechers eigenen Erfahrungen, doch blieb er, mit Trotzki, bei einer rein moralischen Entgegensetzung stehen und wollte, von seinen Schweizer Bergen herab, in den Oppositionellen nur aufrechte Kämpfer gegen den Zarismus erblicken, nicht aber zugleich Leute, die sich um der Durchsetzung ihrer Ziele willen selbst ein Leben lang bekämpft und der Partei reumütig unterworfen hatten.

«Sie lügen doch in vollem Bewusstsein wie eine gewissenlose Kanaillie, wenn Sie behaupten, ich hätte Kommunisten erschossen», hatte Trotzki im August 1927 auf einem ZK-Plenum Woroschilow angeschrien, als der ihm Repressalien gegen Kommandeure und Soldaten im Bürgerkrieg vorwarf. «Sie haben Kommunisten erschossen lassen. Ich kann eine Liste der Erschossenen vorlegen», rief ein Dritter ihn zur Ordnung.¹⁷² Trotzki und seine 4 Anhänger wollten nicht wahrhaben, dass sie selbst, wie Lenin, erst im Augenblick der Niederlage, des Herausfallens aus den Bindungen der Macht, Abstand nahmen von der eigenen diktatorischen Praxis. Damit wird ihre Kritik nicht entwertet, in deren Genesis aber ein existentielles Gesetz greifbar, das warnt, sich des Antistalinismus zur Legitimierung erneuter Machtansprüche zu bedienen.

Lukács hat, seinem Biographen zufolge, den Angeklagten geglaubt, NS-Agenten gewesen zu sein, da ihm die absurde Wahrheit eine andere Absurdität zu erklären half: Warum sollte Moskau mit dem «Sozialfa-

schismus» Hitlers Aufstieg ermöglicht haben, wenn nicht unter den Ultralinken Verräter waren, die sich jetzt, nach der Volksfront-Wende, zu erkennen gaben?¹⁷³ In einem späteren Gespräch erinnert er sich selbst, die Emigranten hätten, erzogen in den Traditionen der Französischen Revolution, oft an die Prozesse gegen Girondisten und Dantonisten gedacht. Becher sei dabei in Panik verfallen, sei jedem Streit ausgewichen, nicht aus Feigheit, sondern weil seine zu lebhaft Phantasie ihm die möglichen Konsequenzen in grellen Farben gezeigt habe. Diese Panik habe ihn nicht sehen lassen, wie wichtig er in den dreissiger und «erst recht in den vierziger Jahren gewesen ist, so dass die Leute es in bestimmten Fällen berücksichtigt hätten, wenn er gesagt hätte, bitte, hier mache ich nicht mit, ich verlange, dass wir das so und so machen». Er habe immer sehr vermieden, mit dem Kopf an die Wand zu stossen, und daher nicht gewusst, wie weit man gehen könne, per Selbstzensur sich früher gestoppt als objektiv notwendig. Nur privat hätten Becher und Gabor geklagt, man könne nicht mehr schreiben, da alles Aufrichtige verboten sei, während Lukács das Risiko nicht gescheut habe, Stalin indirekt zu kritisieren.¹⁷⁴

Tatsächlich hat der Philosoph mit Hegel die griechische Demokratie dem «orientalischen Despotismus, unter dem die Person kein Recht hat», entgegengesetzt,¹⁷⁵ den «Naturalismus und Formalismus» sowjetischer Betriebsromane blossgestellt, in denen nach immer gleichem Schema Schädlinge von Partei oder GPU auf gedeckt würden, damit die Produktion fortan blühe,¹⁷⁶ und mit der «blechernen ‚Monumentalität‘» der «stählernen Romantik» bei Goebbels zweifellos auch die hohle Protz-Ästhetik des anderen Führers gemeint.¹⁷⁷ Zugleich aber entsprach seine Verdammung der Moderne im Namen eines bürgerlichen Harmonie-Ideals auf fatale Weise der Stalinschen Vernichtung avantgardistischer Kunst und Künstler. Dass die «Manier» symbolistischer Gestaltung «durch die schärfste Kritik ausgerottet», dass der Gegensatz von Mitleben oder Beobachten, von Erzählen oder Beschreiben als «Rest des Kapitalismus» überwunden werden müsse,¹⁷⁸ solche Sätze waren Messer, die nicht Stalin ritzen.

Der Kenner Hegels mag auch an dessen Verständnis der Französischen Revolution als einer «*Furie* des Verschwindens» gedacht haben: Die absolute Freiheit, die Herrschaft des allgemeinen Willens, erfülle sich in der reinen Negation des abstrakt seienden Selbst, das im Moment des Schreckens, im Gewährwerden seiner Nichtigkeit, ins Substantielle, in die Welt der Bildung sich zurückbinde.¹⁷⁹ Insofern mochte er hoffen,

Stalin werde sich, wie einst Robespierre, mit seiner eigenen Vernichtungsmaschinerie selbst vernichten, so dass aus den Trümmern des Maskenspiels um die personale Macht eine lebendige Ganzheit des Volkes hervorgehen würde, deren Möglichkeit in der neuen Verfassung Gestalt annahm. Seine umfangreiche Studie *Der junge Hegel*, die so wenig in der Sowjetunion erscheinen konnte wie eine Monographie über Goethes *Faust*, einmal auf die Spur des Erlebten hin zu lesen könnte vielleicht auch diesen Text vom Staub des Wissens befreien. Becher war weniger gebildet, sein Handeln viel naiver. Er sah, dass andere, aus dem Lager des Gegners, seine Worte, seine Dichtungen wichtiger fanden als die eigenen Genossen. Und er hatte, deutlicher als Lukács, in Berichten und Briefen, wie in dem an Dimitroff, gesagt, was er nicht mitmachen wolle, was anders zu machen sei. Dabei ist er allerdings nicht mit dem Kopf gegen die Wand gelaufen, hat sich an ihr entlanggetastet, nach Rissen gesucht, um Bewegungsräume im Bestehenden zu erweitern, Verbindungen zu knüpfen, Ausblicke zu eröffnen, einer sich potenzierenden Gewalt zu widerstehen im Verlebendigen überkommener Formen. Wer tat mehr zu dieser Zeit, an diesem Ort?

Als authentisches Zeugnis für die Haltung der deutschen Schriftsteller im Sowjetverband bietet sich das Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung an, die vom vierten bis achten September 1936, des Abends und nachts über jeweils neun Stunden hinweg, in den Räumen der *IL* stattfand. Versehen mit der Namenreihe «Georg Lukács / Johannes R. Becher / Friedrich Wolf u.a.» über dem Schlagwort *Die Säuberung* erschien es 1991 wie ein Werk der Autoren. Doch handelt es sich um das Protokoll einer Untersuchung, eines peinlichen Verhörs, das vor Beginn des ersten Schauprozesses von der Parteiführung geplant und 14 Tage nach den Todesurteilen unter Leitung von Vizepräsident Apletin und Parteisekretär Alexander Barta sowie in Anwesenheit des Leiters der deutschen Komintern-Vertretung, Heinrich Wiarek, und des Politbüro-Sekretärs der KPD, Heinrich Meyer, veranstaltet wurde. Der Text enthält Lücken und Widersprüche, zudem Ungenauigkeiten der Protokollanten und Abschreibfehler des Herausgebers, der die 500 Druckseiten eiligst per Hand kopieren musste.¹⁸⁰ Denn das Duplikat kam so schnell auf den Markt wie das Original einst in die Kontrollinstanzen. Beiden diene es zur Entlarvung – von konterrevolutionären Elementen das eine und von kommunistischen Opfer-Tätern das andere Mal. So füllte das Gruseln über die entsetzliche Unmoral der sich wechselseitig Denunzierenden für kurze Zeit die Feuilletons. «Wie kann man

nur», rief man empört, und im Schein mitfühlender Nähe versank die alte Geschichte in längst überwundene Fernen, während die Säuberungen nebenan weiterliefen. Zwar hiess es im Klappentext, man solle nicht die Treibjagd, nun gegen die «unschuldig-schuldigen ‚Jäger‘», fortsetzen, sondern deren Struktur erkennen, «um gegen ihre zeitlose Latenz, gegen die alltäglichen Totalitarismen besser gewappnet zu sein», doch die Präsentation des Fundes bewirkte, trotz aller faktenreicher Anmerkungen, eben kein verunsicherndes Wiedererkennen eigener Möglichkeiten in der fremden Gestalt. Vielmehr suggeriert die selbst schon rituelle Rede von den Ritualen der anderen, die Übernahme von Kampfbegriffen, ohne Rekonstruktion realer Differenzen und ihrer Bedeutung im Selbstverständnis der Handelnden, eine Irrationalität des Stalinismus, die rationale Mechanismen trivialen Machterhalts verklären. Statt das Material in einen Brei des Immergeichen aufzulösen, liesse es sich aber auch von seinen Brüchen her, durch Unterscheidung der Strategien aller Beteiligten, gegen unser bequemes Vereinnahmen aktivieren.

Die Versammlung setzt mit Reden von Barta und Gabor ein. Sie fehlen im Stenogramm. Nach den Antworten zu schliessen, wurden Fälle von «Parteifeinden» aufgerollt, die sich unter den Schriftstellern eingeschlichen hätten. Die wichtigsten waren Karl Schmückle und Heinrich Süsskind. Schmückle hatte das Maulbronner Seminar besucht, trotz Mitgliedschaft in der KPD seit 1919 zunächst Theologie und Philosophie, dann aber Politische Ökonomie studiert, bei Korsch promoviert und seit 1926 auf Parteibeschluss im Moskauer Marx-Engels-Institut gearbeitet. 1931 nach dessen Säuberung entlassen, wird er Redakteur der *Deutschen Zentral-Zeitung (DZZ)* und löst 1934 Günther als stellvertretenden Redakteur der II. ab. Ende August 1936 reiht ihn die *Literaturnaja Gazeta* unter die Parteifeinde, Anfang Oktober wird er wegen früherer «Schwankungen» – der Zugehörigkeit zu den Ultralinken 1923 bis 1925 sowie eines Verweises für versöhnlerische Ansichten 1929 – und «Verbindung mit trotzkistischen Volksfeinden», mit Süsskind und Kurt Nixdorf, aus der KPdSU ausgeschlossen, im November 1937 verhaftet, im Januar darauf verurteilt und im März erschossen. Nixdorf hatte an der MEGA mitgewirkt, war 1929 als Versöhnler gerügt, 1931 gleichfalls entlassen und im Juni 1935 zu fünf Jahren Lager verurteilt worden. Im September 1937 trifft ihn ein zweites, ein Todesurteil. Süsskind war 1925 bis 1928 Chefredakteur der *Ro-*

ten Fahne, wurde im Jahr darauf als Versöhnler abgesetzt, 1934 Sekretär einer Komintern-Kommission und politischer Leiter der IVRS, 1935 wegen «Doppelzüngigkeit» aus der KPD ausgeschlossen, im August 1936 verhaftet und im Oktober zum Tode verurteilt.

Allein die drei «Fälle» verdeutlichen, was Tausende bestätigen: Gefährlich erschien und gefährdet war, wer einmal von der Linie abwich, gerade weil sie in Wirklichkeit aus permanenten Schwankungen bestand. Vor allem, wer Stalins «linke» Wende von 1928/29 nicht mitvollzogen hatte, stand jetzt, nach seiner erneuten «Rechts»-Wendung, unter dem Verdacht der Parteifeindschaft. Weil sie damals recht hatten? Als erster ergreift Günther das Wort, den Gabors Bericht wohl mehrfach angriff. Er verteidigt sich, indem er auf seinen Kampf gegen die «Illés-Clique», einen Brief an das ZK über die reaktionäre Ideologie Schmückles und weitere vier, fünf Erklärungen verweist. Sodann rechtfertigt er sein und Bechers vorzeitiges Verlassen einer «Demonstration gegen die sinowjewistisch-trotzkistische Bande» mit ihrer ungenügenden Kenntnis der russischen Sprache. Am 21. August hatte der Schriftstellerverband in einer Versammlung die Urteile begrüsst. *Tod den Agenten der Gestapo- und der Trotzki-Sinowjew-Meute* war eine Rede Bre-dels überscriben, der im Namen der Emigranten versprach, jeden Einzelnen einer Prüfung zu unterziehen.¹⁸¹ Nach der üblichen Ovation auf Stalin sind sie gegangen, nicht ahnend, dass ein Telegramm an den Einzigen «ausgearbeitet» wurde. Das war an sich schon ein ungeheurer Affront, den Ulbricht noch 1939 in Bechers Kaderakte vermerkt. Lebensbedrohlich wird der politische Fehler, indem Barta ihn mit der «Stimmung» verbindet, in der sie 1933 von Prag nach Moskau kamen. Es ist grotesk, nicht irrational, wenn Günther nun betont, sie hätten Manuilski, gar Stalin, über das Ausmass der Niederlage informieren, aber keineswegs die Kritik des VII. Weltkongresses vorwegnehmen wollen. Eine logische Folge der Prämisse, dass die Partei als Ganzheit, in ihrer Entwicklung, immer recht hat, der Einzelne jedoch, sobald er sich gegen sie stellt, auch und gerade als ein Besserwissender – unrecht.

Barta erinnert sich, man habe Günther nach Prag geschickt, damit er Becher überzeuge; er sollte ihn «richtig bearbeiten», ergänzt Lukács. Da fällt Ottwalt ein, Trude Richter sei in entsetzlichem Zustand von einem Besuch aus Prag nach Berlin zurückgekehrt, wo sie ihrer Funktion enthoben wurde, weil sie einen Trotzkiisten eingeschmuggelt und absolut parteifeindliche Einstellungen gehabt habe. Als Günther ausweicht, na-

gelt Barta ihn fest: «Antworte auf die Frage: Waren bei Trude ... oppositionelle Stimmungen zu spüren?» Und hakt noch einmal nach, ob nicht er und Becher die Wahrhaftigkeit des Prozesses in ihren Gesprächen bezweifelt hätten. Günther verneint. Worauf Bredel ihn fragt, wie seine Frau hierhergekommen sei. Auf die Entgegnung, Fritz Heckert habe ihr Zusammensein nach langer Trennung befürwortet, hält er ihm vor, in Deutschland wäre man nicht damit einverstanden. Becher aber bestätigt Günthers Angaben.

Am nächsten Tag steht er selbst im Kreuzverhör: Er bekennt, mit Schmückle «menschlich befreundet» gewesen zu sein – was ein Verwerter im Stenogramm unterstrich –, weigert sich, einen Fehler einzugestehen, da er noch immer nicht konkret wisse, was gegen den anderen vorliege, und verweist auf den Rat von Knorin und Heckert, sich ihm anzuschließen. Nun sehe er nicht, wie er sich zurechtfinden könne, da er gewohnt sei, sich in Fragen der Parteizuverlässigkeit unbedingt an bestimmte Genossen zu halten, die für ihn als «autoritär» gelten. Auf die Frage, ob auch Süsskind unter den Verteidigern Schmückles gewesen sei, erklärt Becher, es gäbe «Grade der Autorität», und auf den Vorwurf, er berufe sich mit Heckert auf einen Toten, dies ändere nichts daran, dass der Genosse Parteivertreter im EKKI war.

Die Antwort klingt wie das Eingeständnis dümmlicher Autoritätsgläubigkeit. Unter den Bedingungen eines Verhörs wird sie zur Eulenspiegelerei, die den Angreifer mit seiner eigenen Logik abwehrt. Sich auf eine Autorität zu berufen, deren Aussage nicht mehr überprüft, aber ebensowenig in Frage gestellt werden kann, war mehr als gewitzt. Und wenn zutrifft, was der Herausgeber der *Säuberung* mit Hannah Arendt annimmt – dass die Bereitschaft, seine Freunde zu denunzieren, der Massstab für die eigene Zuverlässigkeit in einer «totalitären Bewegung» sei¹⁸² –, dann ist Bechers Haltung noch merkwürdiger. Er verteidigt den Freund nicht direkt, was einem Selbstmord gleichgekommen wäre. Doch im Unterschied zu Günther versucht er weder sich selbst auf Kosten eines Belasteten zu retten, noch gar einen Unbelasteten zu verdächtigen, wie es Ottwalt mit Trude tat. Auch im Falle Süsskinds beruft er sich auf einen Grösseren, auf Béla Kun, obgleich der Ungar gerade von einem Führer der Komintern zum Verlagsdirektor degradiert wurde, sein Leumund also riskant war. Dabei handelt Becher nur konsequent: Bereits von Paris aus hatte er ja Bredel mehrfach aufgefordert, ihm mitzuteilen, was man Schmückle denn sachlich vorwerfe – und zugleich Dimitroff um Unterstützung gebeten, um nicht wieder ins Administrieren und in gegenseitige gehässige Kritik zurück-

zufallen. Was er befürchtet und wogegen er mit seinen Möglichkeiten, nicht demonstrativ, doch beharrlich zu wirken versucht hat, war eingetreten. Unbeirrt hält er daran fest, bei Schmückles Absetzung durch Hugo Huppert im Frühjahr 1936 «ausserordentlichen Widerstand geleistet» zu haben. Sein Plädoyer für eine «prinzipielle Auseinandersetzung» über ihre ganze Arbeit meint daher kaum jene Stalinsche «Begriffsscholastik» erster Prinzipien, auf die der Herausgeber sie fixiert, sondern eher die Frage einer Führung durch Argumente, durch theoretische Vorarbeit, wie er sie seit 1934 immer wieder verlangt.¹⁸³

Sodann aber spricht Becher von seinem schweren politischen Fehler des Weggehens aus der Versammlung, den er wiedergutmachen wolle durch ein Epos über Stalin und den er «als symptomatische Fehlhandlung» ansehe, um sich selbst in einer Art Psychoanalyse auf Hemmungen oder Vorbehalte zu prüfen. «Etwas anderes» stecke dahinter, das auch «die Frage 1933» berühre. Als er zum ersten Mal von dem Prozess gelesen habe, sei er zwei, drei Tage fassungslos gewesen vor Entsetzen, «dass in den Gehirnen von solchen Menschen derartige Dinge vorgehen, und dass wir als Schriftsteller, als besondere Menschenkenner, ... so gründlich hineingefallen sind [...]. Dass ich das nicht durchschaut habe, darüber war ich schockiert.»¹⁸⁴ Das sei schwer zu durchschauen gewesen, beruhigt ihn Barta generös, und Becher fährt fort, indem er, unvermittelt, über Lillys Trennung von Ruth Fischer berichtet.

Dennoch zeigt sich ein dreifacher Bruch: Es fehlt eine Überleitung zum dritten Anklagepunkt, der Vergangenheit seiner Frau. Und dies an einer Stelle, wo Bechers Aussagen brüchig werden. Hat er den ersten Vorwurf, seinen Freund nicht als Feind entlarvt zu haben, noch überlegen pariert, so überschlagen sich nun die Worte, zerstört die innere Erregung den bislang äusserlich gefassten Satzbau. Er gesteht, dem Prozess, der die autoritative Ordnung des Systems in ihren Repräsentanten vernichtet, so wenig glauben zu können wie dem Optimismus, mit dem die KPD sich zwei Jahre zuvor über ihre Niederlage hinwegzulügen versucht hat – und demonstriert zugleich seine Bereitschaft, sich selbst zu misstrauen, um den Glauben an das ausgehöhlte Ganze zu wahren mit einem Epos auf die einzig verbliebene Autorität. Barta aber, der den substantiellen Widerspruch zu spüren scheint, bricht die Analyse ab, wie denn auch ein Artikel Bechers über den ersten Prozess nirgends gedruckt wird.

Nun treiben Ottwalt und vor allem Bredel das Verhör über die eingeschleuste Frau weiter, bis der Delinquent ihnen mit dem Verweis auf einen «Genossen Moritz» ihre Sicherheit nimmt. Als scheuten sie, zuviel von dem Vertreter einer «bestimmten Abteilung» zu erfahren, verzichten die Anwesenden auf dessen Dekonspirierung und lassen Becher auf seine Flucht von 1933 ausweichen. Seltsam mutet das Geständnis an, er habe den Reichstagsbrand «nicht als das Signal» erkannt, sondern sei wie andere überzeugt gewesen, dass die Nazis ihn angesteckt hatten.¹⁸⁵ War der Brand doch das Zeichen zum Aufstand? In Wien habe Brentano – nicht Brecht – vorgeschlagen, den *Funken* herauszugeben. Er selbst wollte sich verkleiden und nach Deutschland zurückkehren, sei aber von Günther und Heckert vor dem Amoklauf bewahrt worden. Auf den Vorwurf Ottwalts, zur Zusammenarbeit mit Troztkisten in der Literatur bereit gewesen zu sein, erklärt Becher, Silone für einen scheuen Menschen zu halten, den man mit stichhaltigen Gründen gewinnen könne, wozu es intensiver Arbeit bedürfe – «und nicht wüsten Schimpfens».¹⁸⁶

Günther versucht den Eindruck einer Oppositionsgemeinschaft mit Becher zu zerstreuen, indem er betont, seit 1933 gegen ihn Stellung genommen zu haben. Der andere bestätigt dies, kontert jedoch den Vorwurf der Verleugnung seines «Parteigesichts», indem er auf ein objektives Kriterium zurückgreift – auf die Haltung zum Krieg als Prüfung. Auch er sei 1914 acht Tage kriegsbegeistert gewesen, mit Gumbel herumgeritten, zwei Wochen darauf aber in den Münchner Kammerspielen gegen den Krieg aufgetreten. Im Herbst 1923, am 1. Mai 1929 sowie unter Anklage des Hochverrats habe er sein Gesicht gezeigt, doch vor einem Jahr erreicht, von literaturpolitisch führender Tätigkeit entbunden zu werden, da er glaube, mehr leisten zu können, wenn er sich als Dichter eine anständige Stellung erobere. Und als gäbe der Gedanke ihm wieder Selbstvertrauen, geht Becher nun zum Angriff über: Die praktische Arbeit vor Ort sei ein beständiges Schwanken, sie stehe in schreiendstem Gegensatz zu ihren Möglichkeiten. Hier seien die Sitzungen viel schlechter als in Paris und Prag. Selbst ihre spezifische Aufgabenstellung sei nicht klar. Lenin habe vor Beginn einer Arbeitsgemeinschaft einen jeden befragt nach seinen Fähigkeiten und seiner materiellen Lage. «Wir dürfen nicht nur den Kampf gegen die Schematik in unserer Literatur führen, sondern wir müssen uns selbst zueinander nicht schematisch verhalten.»¹⁸⁷

Solch sachliche, nicht an Personen festgemachte Kritik des Mitein-

anders, die an Stalins Vorgänger erinnert, findet sich bei keinem anderen. Auf die Bemerkung, dies alles lenke ihn von der Arbeit ab und wirke depressiv, hakt Barta ein, er sei wohl deshalb nicht zu ihren Sitzungen erschienen, und hält Becher einen Artikel in der *D7.7.* vor, worin er eine hohe, besondere Begabung vom Schriftsteller fordere, der «mit besonderen Massen» zu messen sei. Auf einer Verfassungsdiskussion habe er erklärt, sie gehe ihn einen Dreck an, und auch zur Prozess-Besprechung, von der er wegging, wollte er nicht kommen. Darum also ging es: Becher hielt sich für etwas Besonderes, weil er als Dichter arbeiten wollte, weil er den wechselseitigen Schuldzuweisungen und deprimierenden Scheindebatten der Parteigruppe auswich. Die jetzt mit ihm abrechnet, ihn wieder zu ihresgleichen macht, sich rächt für seine Überlegenheit, für das Gefühl, nicht begabt zu sein, das er in ihnen weckt, das sie antreibt, in der Rolle des politisch Wachsamden den unzuverlässigen Ästheten zu demaskieren.

Lukács spürt wohl, dass jetzt das grosse Schlachten beginnt, ergreift das Wort und hält einen seiner gelehrten Vorträge: Das Hauptproblem sei das Versagen der Wachsamkeit, die kompliziert sei, weil die Parteifeinde nicht mehr mit Plattformen, sondern «in der Maske parteitreuer Menschen» aufträten. Zudem aber müssten sie gegen eine Emigrantenspsychose ankämpfen. Getrennt von der lebendigen Massenbewegung des Proletariats, ungenügend mit dem russischen Leben verbunden, fehle das nötige Verantwortungsgefühl, sei eine Atmosphäre der Prinzipienlosigkeit, der Intrige entstanden. Auch Bechers Theorie von der besonderen Art des Schriftstellers müsse liquidiert werden. «Es muss eine vollständige ideologische Gesundung, ein Ausrotten aller dieser Emigrationselemente bei uns vorhanden sein.» Nur so könne eine lebendige Disziplin entstehen, in der die Parteiarbeit zur Selbstverständlichkeit werde, nicht zu einem drückenden, unangenehmen Gefühl. Zu erledigen seien zwei Dinge: «Erstens die Liquidation der Schädlinge, und wer verantwortlich ist, dass diese Schädlinge hier gearbeitet haben. Zweitens: Die Fehler einzelner Genossen, ... mit denen wir auch in Zukunft arbeiten wollen. Wenn wir jetzt die Genossen Gabor, Günther und Becher schlagen, und wir haben sie gewaltig geschlagen und müssen sie schlagen, so wollen wir einen Gen. Becher halten, nur seine dichterische Sensibilität soll sich nicht entwickeln, [um] als Kompensation dafür solche Fehler zu haben.» Man müsse sie so bearbeiten, dass sie «in Zukunft nützliche Mitglieder unserer Organisation werden».¹⁸⁸

Die Schlusswendung mag in Becher eine fatale Erinnerung an den Untertitel seines *Deutschland-Epos* geweckt haben: *Ein Lied vom Köpferrollen und von den «nützlichen Gliedern»*. Jetzt rollen im Land seiner Flucht die Köpfe, jetzt soll er unter den Schlägen seiner Genossen sich in ein nützliches Glied verwandeln, soll quälende Sitzungen nicht mehr als Last empfinden? Lukács erscheint als Wortführer einer rein funktionalen Zweckrationalität, die Hitler mit Stalin verbindet, als Oberliquidator jeglicher Abweichung von einer «lebendigen Bewegung». Dabei geht sein Blick durchaus tiefer, wenn er die Schwäche ihrer Arbeit nicht nur im Unvermögen Einzelner verortet, über das man sich willkürlich-arrogant erheben kann, sondern in einer mangelnden Beziehung zu dem sie umgebenden Leben. Allerdings bleibt dies Lebendige, diese Bewegung bei ihm selbst eine total gedachte, an sich leere, tote Abstraktion.

Huppert löst den Ansatz, eine allgemeine Psychose in sozialer Beziehungslosigkeit zu ergründen, sogleich wieder moralisierend in die Schuld der Emigranten auf, die sich verhielten, als seien sie im Exil und nicht «in unserer Heimat». Es gäbe keine Produktionskrise, nur fehle die Verbindung zum sozialistischen Aufbau, zur sowjetdeutschen Bevölkerung. Wenn sich Pasternak «in seiner gezierten, infantilen Art Vorrechte des genialen Kerls», eines ausserordentlich sensiblen Menschen ausbedinge, so dürfe dies nicht auf das eigene Milieu übertragen werden. Und so kehren alle Vorwürfe gegen Becher wieder, der Pasternaks Sensibilität eines seiner besten Sonette gewidmet hatte: «Du lässt den Regen vor dem Fenster singen / Und lässt den Schnee, der fällt, ein Grab beweinen. / Du weisst, dass im Gedicht wir uns verjüngen, / Wir spielen gern darin mit bunten Steinen.»¹⁸⁹ Wie er 1926 auch des Selbstmordes von Jessenin gedachte: «Du hast gesungen das traumschwere Lied vom Sterben des Dorfes „...»¹⁹⁰ Im Gegensatz zu seinen Parteibekennnissen waren solch nicht-proletarische Dichter ihm tiefer verwandt als ein Majakowski, den Huppert viel genauer übersetzt hat. Insofern konnte er tatsächlich als Doppelzüngler gelten. Huppert klagt ihn an, den «Mastdarmakrobaten» Schmückle geschützt zu haben, und behauptet, selbst 1933 nur aus der Redaktion der *IL* entlassen worden zu sein, weil man ein Gehalt für Becher gebraucht hätte.¹⁹¹ Auch das Gegenbild vom unsensiblen Konkurrenten, der des anderen Talent missachtet, wird auf Erfahrung beruhen. Doch macht es Politik zum Gewand für Hass, Neid und Sehnsucht nach persönlicher Anerkennung. Noch vier Jahrzehnte danach zeugen Erinnerungen des

Übersetzers von einem regelrechten Verfolgungswahn aus unbefriedigtem Ehrgeiz.¹⁹²

Ottwalt gesteht nun den Bankrott seines Versuches, einen Reportageroman über die Zeit zu schreiben. Andere Verpflichtungen liessen keine Zeit zur nötigen Konzentration. Am meisten aber belaste ihn die Unterschätzung der literarischen Arbeit. «Hier wird unsere Arbeit nicht ernst genommen, wird nicht gewertet», konstatiert er voll Bitterkeit, ausdrücklich anknüpfend an Bechers Rede von der mangelnden politischen Führung.¹⁹³ Friedrich Wolf versucht «das Wort Produktionskrise», das er tags zuvor gebraucht habe, zu relativieren. (Allerdings findet es sich nicht im Stenogramm, obgleich auch Meyer als wichtigstes Ergebnis der letzten Sitzung hervorhebt, dass die Genossen sich ausnahmslos über ihre Produktion ausgesprochen hätten.¹⁹⁴ Wieder klafft eine umso merkwürdigere Lücke im Protokoll.) Doch folgt nur eine schärfere Fassung des Dilemmas: «Wir sind tatsächlich abgewiesen von Deutschland und sind noch nicht verwurzelt in der Sowjetunion.» Wolf meint, sie würden zu langsam Russisch lernen. Als er aber auf Bartas Drängen hin, über einzelne Fälle zu sprechen, wahrheitsgemäss antwortet, er habe keine Beziehungen gehabt zu den Inkriminierten, da er oft verreist war, platzt Bredel dazwischen: «Du bist fein heraus, weil du nie dabei warst.»

Das ist der ehrlichste Satz, die Wahrheit des tragikomischen Maskenspiels erpresst freiwillige Entlarvungen. Was ihnen die Worte im Mund verkehrt, sind nicht zuwenig, sind zuviel der – falschen – Beziehungen. Indem Wolf seinen Fehler bekennt, zu isoliert gelebt zu haben, bringt er zugleich dessen Grund zur Sprache, denn eine «gewisse Panik» lasse die anderen kaum mehr wagen, deutschen Genossen die Hand zu geben: «Diese Frage, wem kann man noch trauen, solche Sache habe ich erlebt. Das habe ich zur Frage der Wachsamkeit zu sagen. [...] Es ist kaum noch möglich, die Briefe zu beantworten, weil ich nicht weiss, sind es provokatorische Briefe oder was.»¹⁹⁵ Damit bricht das Protokoll der zweiten Sitzung ab. Die restlichen folgen dem Muster der vorhergehenden. Auch die weniger Belasteten, wie Bredel, Weinert, Wangenheim, üben Selbstkritik, manchmal blitzt ihre Not auf, um der Begleichung ihrer Lebens-, ihrer Hotelkosten willen, billige Artikel en masse produzieren zu müssen, und am Ende zieht Peter Kast, einer der weniger Prominenten, mit seinem Blick von unten das prägnante Resümee: «Wenn man hier drei Tage die vielen Aussagen erlebt, dieses

Hin und Her, dann weiss man gar nicht mehr, wie man sich in Klassenwachsamkeit bewegen soll.»¹⁹⁶

Der einstige Redakteur der *Roten Fahne* liefert auch das Stichwort, das erklären könnte, warum diese Säuberung alle Klarheiten beseitigt, warum die ordnende Hand der Partei ein Chaos stiftet: Sie seien mit viel zu liberalen Einstellungen nach Moskau gekommen, die Raffinesse der Troztkisten, deren «trojanische Hyänenmethoden im Gegensatz zum Trojanischen Pferd», überstiegen ihre Erfahrungen. Die Unterschiede der deutschen zur russischen Partei waren ja, bei aller ideologischen Gleichheit, existentiell gravierend. Nicht trotz, sondern wegen ihrer Ohnmacht war die KPD gewohnt, sich offen zu ihren Zielen zu bekennen. Die Rolle der radikalen Opposition zu übernehmen bedeutete nicht nur Leid und Ausgrenzung, es gab auch die Lust, mit linksradikalen Losungen den Staat zu provozieren, der ihr Feind war und dessen Gewalt allein als Auszeichnung ihrer moralischen Überlegenheit wirken konnte. Diese selbstgefällig ineffiziente Moral hatte Brechts *Massnahme* mit der Leninschen Tugend konfrontiert, flexible Bündnisse zur Veränderung der Wirklichkeit zu schliessen. Was die Partei empört von sich wies, erklärte sie nun zu ihrem Programm: Das Sich-Maskieren, um den Gegner zu unterwandern.

Natürlich waren Einzelne schon immer genötigt, sich zu verstellen, wenn sie ihre Stellung bei innerparteilichen Positionskämpfen wahren wollten. Es gab auch einen illegalen Militär-, Nachrichten-, Zersetzungs- und Terror-Apparat, doch der erfasste nur knapp drei Prozent der Mitglieder und bestimmte nicht ihr mehrheitliches Selbstbewusstsein. Innere Auseinandersetzungen wurden, wenn auch fatal verkürzt auf die «Alternative» für oder gegen das Vorbild Sowjetunion, demonstrativ-offen geführt. Wen der Ausschluss traf, der war für die Partei gestorben, konnte aber in eine andere wechseln oder eine neue gründen, ohne Gefahr für seine bürgerliche Existenz. So gab die Liberalität der Gesellschaft, die sie bekämpften, ihnen doppelten Halt – als Kontrastfläche zur inneren Solidarisierung und als rettendes Ufer, sobald man der politischen Identität verlustig ging. Der totale, auf tausend Jahre berechnete NS-Staat zerschlug die Organisationen seiner Gegner durch Unterwanderung mit Agenten, die sich ihrer Sprache bedienten. Den Antifaschismus ebenso mit den Phrasen der anderen tarnen zu wollen musste die Verwirrung ins Grenzenlose steigern. Wie sollte man nicht annehmen, dass sie auch immer und überall in die eigenen Reihen ein-

zudringen versuchen würden, dass jene, die am lautesten von Klassenwachsamkeit sprachen, insgeheim die gefährlichsten Feinde waren? Worauf konnte man noch vertrauen?

In der Sowjetunion hatte die Partei die Macht ergriffen. Umkreist von feindlichen Armeen und vom Weltproletariat allein gelassen, schuf sie einen Staat, dessen diktatorischer Charakter als provisorisches Mittel für den Übergang zur freien Selbstverwaltung der Produzenten gedacht war. Eine äussere Opposition konnten und brauchten sie, die auf die Aufhebung ihrer eigenen Herrschaft hinarbeiten wollten, nicht zu lassen, während die innere sich dem Mann unterwarf, der die Mitte zwischen «links» und «rechts» zu behaupten verstand. Der Aufbau einer modern arbeitsteiligen Industrie, in einem gigantischen Vielvölkergebilde von 160 Millionen Menschen, entzog sich denn auch mit wachsender Eigendynamik der Kontrolle jener Zentrale, die ihn ermöglicht hatte. In dem Augenblick aber, da der bezweckte Übergang zu einem Erfordernis wird und westliche Intellektuelle von ihm die Verteidigung der verlorenen Freiheit erwarten, gewahrt der nunmehr unumstrittene Führer den Verlust seiner eigenen Sicherheit und die Bedrohung des Landes durch einen unerwarteten Widerpart.

Stalin sieht die Dinge als der, der er geworden ist: als Sohn eines Dorfschusters, zum Priester erzogen und gewohnt, mit Hilfe eines allgegenwärtigen Apparates im Kreml zu herrschen. Wer so rasant aufsteigt, hält sich an das Erreichte. Das Attentat auf Kirow mochte ihn an die ursprünglich anarchistische Tradition russischer Revolutionäre erinnern, in der er aufgewachsen war. Sogleich liess der Stählerne furchtsam 40 Mann aus seiner engsten Umgebung verhaften. Es scheint daher unwahrscheinlich, dass er selbst den Mordauftrag gab. Wenn er Kirow jedoch in der KPdSU-Geschichte von 1938 als «Liebling der Partei» bezeichnet,¹⁹⁷ darf man dies schon als subtiles Eingeständnis der Illegitimität seiner Herrschaft lesen. Denn mit dem gleichen Titel hatte ja Lenins Testament den zuletzt erschossenen Bucharin ausgezeichnet.

Genau an diesen Text erinnerte 1932 das *Manifest* eines Martemjan Rjutin: «Alle Befürchtungen Lenins haben sich bewahrheitet, was Stalin, seine Illoyalität, seine Unehrllichkeit und Gewissenlosigkeit, sein Unvermögen im Umgang mit der Macht betrifft.» Seiner Führung müsse so bald wie möglich ein Ende gesetzt werden. Das Mitglied der Moskauer Parteileitung und des ZK hatte 1929 bereits eine «Plattform» verfasst, die auf Ausgewogenheit von Leicht- und Schwerindustrie

setzte, und 1930 Stalin der Willkür bezichtigt. Im Jahr darauf wurde er dafür noch von der OGPU vom Vorwurf antisowjetischer Agitation freigesprochen. 1932 forderte der angeschlagene Generalsekretär den Tod für das *Manifest*, doch auf Kirows Warnung vor der Katastrophe, wenn Bolschewiki einander hinrichten liessen, erhielt Rjutin «nur» zehn Jahre Haft.¹⁹⁸ Die Ermordung des liberalen Leningraders konnte ihm die Notwendigkeit unbarmherziger Härte bestätigen. Zumal seine Autorität mit der Niederlage der ihm hörigen KPD erneut schwand. Und Trotzki goss Feuer in Stalins Ängste: In der Sowjetunion habe die «Vierte Internationale» ihren stärksten Rückhalt, schrieb 1936 der Oppositionsführer, der neun Jahre zuvor erklärt hatte, er werde im Fall eines Krieges so handeln wie Clemenceau, der 1917 in Frankreich mit einem Sturz der unentschlossenen Regierung den Sieg über Deutschland sicherte.¹⁹⁹

Jetzt, da das Dritte Reich vor den Augen der Versailler Siegermächte sich demonstrativ rüstet und somit dem Primat der Schwerindustrie für die Verteidigung der Sowjetunion recht gibt, deutet Stalin die neue Bedrohung im Muster der alten und stürzt das Land wieder in eine einzige Hysterie wie 1927 mit dem Gespenst einer imperialistischen Intervention. Leicht lässt sich in alledem nur die «Machtgier und Grausamkeit eines einzigen Mannes» sehen, «dem eine Gruppe dienstbeflissener Glücksspieler ... nach dem Munde redet».²⁰⁰ Schwieriger wird es, wenn man die Erfahrungsmuster einer ganzen Generation wahrnimmt, die aufgewachsen ist im Glauben an Stalin, den einzig legitimen Erben Lenins, und in der Verdammung Trotzki's, des Konterrevolutionärs aus gekränkter Eitelkeit. Söhne und Töchter von Bauern, Nachkommen nationaler Minderheiten, die zum Teil 15 Jahre zuvor noch keine eigene Schriftsprache kannten, trägt die Lust empor, sich eine Welt zu erobern. Nicht von den Zweifeln der lang schon Wissenden gehemmt, nehmen sie als Absolventen von Hoch- und Fachschulen das Mittelfeld in Wirtschaft, Verwaltung und Militär ein, drängen nach Führungspositionen im Selbstverständnis von «Pionieren des Fortschritts». Ein gut Teil wird die Atmosphäre der Verdächtigungen nutzen für die eigene Karriere, ein anderer in der Überzeugung handeln, «das Neue» gegen «das Alte» durchzusetzen. Und dies sind die Gefährlichsten, die allein einer Ideologie dienen, ohne Rücksicht auf ihr Fortkommen.

Wenn es Stalin nur um persönliche Macht und Grausamkeit ging, warum liess er sich dann den Anblick der Opfer im Gerichtssaal und den Folterkellern entgehen? Er war furchtsam und brutal, seine Politik

von Ressentiment geladen, doch so kleinlich sind die Taten nicht zu messen. Der Diktator will Sicherheit für sein Land, Ordnung und Berechenbarkeit nach aussen hin und, so zynisch es klingt, eine moralische Stärkung im Innern. Die Prozesse werden nicht nur von Feuchtwanger, Bloch und Brecht in linker Verblendung gerechtfertigt, auch der Botschafter der USA hat, nach den Geständnissen der Angeklagten, den Eindruck einer legitimen Rechtsprechung.²⁰¹ Obgleich ihre Aussagen keiner Überprüfung standhielten. Nur darauf kam es an: Die Westmächte sollten – und wollten durchaus – in dem Staat, der ihnen als revolutionäre Bedrohung erschien, einen starken und verlässlichen Bündnispartner finden, wo die Fünfte Kolonne aller möglichen Kollaborateure und Unruhestifter vernichtet wird, um klare Fronten für den kommenden Krieg zu schaffen.

Die Weltrevolution sei ein Missverständnis, erklärt Stalin und opfert Spanien der Befriedungspolitik Frankreichs und Englands, die eine Blockade um die Halbinsel errichten und tatenlos zusehen, wie Hitler und Mussolini ihre neuesten Waffen an der Zivilbevölkerung testen. Für die Interbrigaden, die Freiwilligenverbände von Kommunisten, Sozialisten und Anarchisten aus ganz Europa und Amerika, war die Verteidigung der Volksfront-Regierung mehr als ein Verwirklichen der Komintern-Beschlüsse, war sie die lang ersehnte Gelegenheit, noch einmal die immer beschworenen Werte, den Internationalismus und die Solidarität der Völker, in der Tat einzulösen, mithin die Ehre der Arbeiterbewegung in einem offenen Entscheidungskampf zu wahren. Für Stalin, der 1923 mit nüchternem Realitätssinn, gegen die euphorischen Aufstandspläne von Trotzki, Sinowjew, Radek und all den anderen, vor dem unausweichlichen Fiasko eines deutschen Oktobers gewarnt hatte, waren dies nur Wunschträume von Idealisten, die nicht wahrhaben wollten, dass die grossen Demokratien ihnen keine Chance gaben, aus Angst vor der Streik- und Volksfrontbewegung im eigenen Land. Vor die Wahl gestellt, in Spanien das Zeichen zur europäischen Revolution zu setzen, und damit einen Angriff Italiens und Deutschlands mit Duldung der Westmächte auf sich zu ziehen, oder auf diplomatischem Wege sein Konzept einer kollektiven Sicherheit durchzusetzen, entschied er sich für das geringere Risiko. Was ihn nicht davon abhielt, Waffen im Austausch gegen die Goldreserven der spanischen Republik zu liefern, während seine Geheimpolizei Anhänger Trotzki's unter den Anarcho-Syndikalisten liquidierte.

Bei einer Reihe von Schriftstellern, wie Regler, Kantorowicz und

Koestler, gruben sich die Erfahrungen des Bürgerkrieges als Risse ein, an denen ihr kommunistischer Glaube später zerbrach.²⁰² Wäre Spanien auch für Becher zu einem Abschied von Moskau geworden? Zumindest mussten dies jene Instanzen befürchten, die ihm eine Ausreise verweigerten, sie Regler, Weinert und Bredel aber bewilligten. Gewiss hätte er, der einmal Offizier werden wollte, selbst lieber zur Waffe gegriffen,²⁰³ statt sich einem peinlichen Verhör auszusetzen. Dabei deckt der Begriff den Vorgang nicht ganz. Barta versichert zwar, es handle sich um keine «Tschistka», doch folgt der Sitzungsmarathon präzise dem Vorbild dieser kollektiven «Reinigungen»: Seit den zwanziger Jahren hatten Parteimitglieder in öffentlichen Versammlungen vor ihrer Brigade oder dem gesamten Betrieb sich zu verantworten, d.h. im wörtlichen Sinne Rede und Antwort zu stehen auf die Anfragen eines jeden. Natürlich verkommen solche «Aussprachen» schnell zum Ritual, wenn die Beteiligten immer gleiche Fragen und Antworten abspulen. Und doch waren sie zugleich eine radikale Form von unmittelbarer Demokratie, einschliesslich ihrer Gefahr, dass Hass und Neid sich zu populistischen Stimmungen gegen unbequeme Genossen verdichten und scheinbar spontane Einwürfe den Angeschuldigten in die Ecke des Klassenfeindes treiben.

Diese Rückbindung des Individuellen ans Kollektive, der Verantwortlichen oben an die Macht der verschlingend gebärenden Masse unten, war eine der Bedingungen für die Möglichkeit des sich rasch selbstständigenden Terrors. Denn sosehr die Bürokratie des Staates und der Apparat der Partei das Rückgrat der Diktatur bildeten, so wenig half sie den Bürokraten und Funktionären. Sie selbst waren jetzt am gefährdetsten. Nicht einer der Provinzsekretäre von 1936 wurde im Jahr darauf in seinem Amt bestätigt. Die prozentual nächstgrössten Opfer der Säuberungswellen brachten das Militär und die Intellektuellen. Jene geistigen Führer, die wie Trotzki über die Weltrevolution in der Komintern debattierten, verkörperten für Stalin den Typus des Abenteurers, als der er selbst heute gilt. Wer sich in radikalen Worten gefiel und in den Zwängen der Wirklichkeit versagte, den traf seine Verachtung. Dieser Fähigkeit, mit Worten, mit Bedeutungen zu spielen, galt sein tiefstes, plebejisch verwurzeltes Misstrauen.

So berichtet Feuchtwanger, der Generalsekretär habe auf die Bemerkung, der Kult um seine Person sei doch geschmacklos, achselzuckend geantwortet, seine Bauern und Arbeiter hätten zuviel zu tun gehabt, um sich auch noch Geschmack beizulegen.

Der Einwurf aber, dass ebenso Männer von zweifellosem Geschmack Stalinbüsten aufstellten, wo sie nicht hingehörten, wie in eine Rembrandt-Ausstellung, habe ihn ernst werden und sogleich die Beflissenheit von Leuten vermuten lassen, die sich erst spät zum Regime bekannt hätten. Jäh erwacht der Argwohn des uneitlen Herrn, der sein primitives Volk vor der Empfindsamkeit eines Intellektuellen entschuldigt, hinter dem Treiben der Gebildeten aber die Absicht von Schädlingen wittert, ihn zu diskreditieren. Stalin dulde das Trara der anderen, «weil er wisse, welch naive Freude der festliche Lärm denen bereite, die ihn veranstalteten, und dass er nicht ihm persönlich zgedacht sei, sondern dem Repräsentanten des Grundsatzes, der Aufbau der sozialistischen Wirtschaft in der Sowjet-Union sei wichtiger als die permanente Revolution».²⁰⁴

Das Gerücht, der rote Zar habe das Gespräch genau wegen dieser provozierenden Frage nach seinem Personenkult abgebrochen und Feuchtwanger den Kreml mit schlotternden Knien verlassen, bestätigt nur die Signifikanz der Stelle. Vielleicht hat der Autor auch bei einem zweiten Anlauf versprochen, den soeben erlebten Schauprozess gegen Radek zu rechtfertigen, um zu erwirken, dass der jüdische Angeklagte nicht zum Tode verurteilt werde.²⁰⁵ Tatsächlich erhält Radek «nur» zehn Jahre, wird er erst im Lager erschlagen und erklärt Feuchtwanger nicht nur den Prozess für Rechtens, sondern macht sich bewusst einer halben Lüge schuldig, indem er gleich zweimal Lenins Testament gegen Trotzki zitiert und die Warnung vor Stalin verschweigt.

Dennoch enthält sein Reisebericht *Moskau 1937* doppelt aufschlussreiches Material – bezeichnend für den westlichen Intellektuellen und die Veränderungen im Osten. Zunächst war er gegen Gides *Retour de l'U.R.S.S.* gerichtet: So euphorisch der Literat im April 1932 einem Tagebuch anvertraut hatte, in der Not der heutigen Welt erscheine ihm der Plan des neuen Russlands als Erlösung, für deren Erfolg er sein Leben ohne Zögern hingeben würde,²⁰⁶ und so leichtfertig er dies unverbindliche Bekenntnis vier Monate darauf der Presse übergab, so total war seine Enttäuschung beim ersten Schritt in die Wirklichkeit des vergötterten Landes, in dem er das Denken unfreier fand als bei Hitler. Feuchtwanger sah darin die Sicht eines Ästheten, der sich an Äusserlichkeiten halte und das Wesen verkenne: den Aufbau eines ganzen Landes nach den Regeln der Vernunft, «von Grund auf nach Gesetzen der Zweckmässigkeit und der Schönheit», wie ihn das Modell vom Moskau des Jahres 1945 verkörpere.²⁰⁷ Die Konstruktion einer vollkommenen Ge-

sellschaft, in der Ethik und Geometrie verschmelzen zu einem logisch funktionierenden Ganzen, streng und nüchtern – im Gegensatz zum heuchlerischen Humanismus des Westens, dem es an Klarheit mangle, dessen Planungen im Inneren von Privatinteressen durchkreuzt würden und der sich nach aussen hin, dem Faschismus gegenüber, in halbherzig vagen Gesten erschöpfe.²⁰⁸

Brecht hat ihn dafür gelobt, dass er die Vernunft als etwas Praktisches erfasse, das seine eigene Sittlichkeit habe. So trete erst ihr experimenteller Charakter hervor, der verschwinde, wenn man eine starre Moral darüber setze, «da ja das Experimentieren selber schon etwas von sittlich zweifelhafter Natur ist».²⁰⁹ Das war die Perspektive, in der Feuchtwanger, Brecht, Bloch und Heinrich Mann die Sowjetunion noch immer verteidigten als das Land der radikalen Aufklärung, der Verwirklichung ursprünglich westlicher Ideen. Man kann ihnen vorwerfen, dass sie selbst sich sorgsam aus dem «Experiment» heraushielten, dass sie zynisch über die Opfer dieser Vernunft hinwegsahen, doch das ändert nichts an ihrem Befund. Die Herrschaft der Zweckrationalität, die glaubt, jedes Problem sei durch Wissen und Technik zu lösen, und nicht Machtgier eines Einzelnen entfesselt den Terror.

Überzeugt, ein Reich des Guten und Schönen zu organisieren, produziert der Apparat die Bösen und Hässlichen, die seine Gewalt erzwingen. Denn eine Gesellschaft, die das Privileg der Bildung durch höhere Geburt oder den pralleren Geldsack für ungültig erklärt, die den Einzelnen als nützliches Glied eines Ganzen betrachtet, muss auf dem Recht bestehen, das ausgebildete Vermögen zu ihrem Zweck zu verwerten. Jegliche Tätigkeit eines jeden wird tendenziell zu einer Funktion im gesellschaftlichen Interesse, die ihr Vorbild, ihre verbindliche Sprache in der Erscheinung des höchsten Funktionärs der Partei, des bewusstesten Dieners der Gesellschaft findet. Der Rest, die Individualität, die in der Verwaltung von Personen nicht aufgeht, die sich hinter dem Maskenspiel der sozialen Rollen «verbirgt», erscheint als etwas Unberechenbares, das die Ordnung gefährdet. Wer anders spricht, sich anders kleidet, mit Andersdenkenden verkehrt, wird umerzogen in einem der Arbeitslager, die sich schnell zum Nutzfaktor der Volkswirtschaft verselbständigen, indem sie die fehlende Maschinerie bei Kanalbauten, der Erschliessung Sibiriens und des Fernen Ostens ersetzen. Es ist der «Sklavenaufstand in der Moral», der Wille zur absoluten Gleichheit vor dem Gesetz der Nützlichkeit nach innen und der Sicherheit nach aussen,

der ein Höchstmass an Despotie verlangt, wie es Nietzsche vom Sozialismus erwartet hatte.

Heinrich Mann aber wollte in Stalin jene Einheit von Geist und Macht angebahnt sehen, die der Philosoph prophezeite. Dessen *Willen zur Macht* nehme den Aufstieg der Arbeiter zur neuen Herrenklasse «im Sinne der proletarischen Diktatur» vorweg, des «reinen Bolschewismus». ²¹⁰ Dem gleich Feuchtwangers Bild vom wachsam weisen Souverän im Kreml. Beider Ideal ist im Grunde statisch und spricht mehr von der Sehnsucht der Literaten als vom Charakter des Stählerens, der gerade nicht die Tugenden Nietzsches erfüllte: redlich zu sein gegen sich selbst, tapfer gegen den Feind, grossmütig gegen den Besiegten und «höflich immer». ²¹¹ Dagegen erwartet Brecht mit Marx, dass die experimentelle Praxis die Moral, die herrschaftssichernde Teilung der Welt in Gute und Böse aufbrechen und andere Formen des Miteinanders hervorbringen werde, für die im Augenblick der Bedrohung kein Freiraum besteht. Stalin jedoch duldet nichts weniger als Experimente. Sklavisch hält er an einmal Erreichtem und Erfahrenem fest, lässt erbärmliche Schauspiele inszenieren, um sich geistig gefürchteter Gegner auf demütigende Weise zu entledigen und zugleich den Massen unerhörte Rechte zu gewähren: Arbeit, Erholung, Alters- und Krankenversicherung sowie kostenlose Bildung. Denn die neue Verfassung garantiert eine ideale Ordnung für alle Zeiten wie das Modell des künftigen Moskau im neoklassizistischen Stil.

Darin ist er Hitler verwandt: zwei Antirevolutionäre, die der dekadenten, sich selbst zerstörenden Moderne ein Ende setzen, indem sie deren Technik in den Dienst einer letztmöglichen Gemeinschaft stellen. Mit dem Unterschied, dass der Mythos vom «Tausendjährigen Reich» die Welt einer Herrenrasse unterwerfen will, die ihre Feinde in Kriegszügen ausrottet, während das aufgeklärt despotische «Reich der Freiheit» durch innere Säuberungen den Bestand eines Vielvölkergebildes sichern soll, dessen Vorbild von allein die Werktätigen aller Länder überzeugen würde. Feldherren-Komplexe errichtet der eine, Pyramiden türmt der andere. Das menschliche Mass, das Sozialsiedlungen des Bauhauses Ende der zwanziger Jahre erkundeten, haben beide verloren.

Doch Stalin erreicht das Gegenteil des Gewollten: eine Isolierung von Europa, statt kollektiver Sicherheit ein Aus geliefertsein an die Diplomatie von England und Frankreich, die im Herbst 1938 selbst ihren verlässlichsten Verbündeten, die Tschechoslowakei, an Hitler verrät. Die äussere Beziehungslosigkeit verschärft die Psychose im Innern, zu-

mal die «Entlarvung» von «Verschwörern» im NKWD, mit dessen Leiter Jagoda an der Spitze, jeden Angestellten des Apparates treibt, seine Zuverlässigkeit unter Beweis zu stellen. Das System, das bis dahin in der Vermittlung der Parteidirektiven durch eine Stufenfolge von kampfgeprüft sicheren Autoritäten bestand, unterhöhlt sich selbst, bis auf das tote Gesetz und die tödliche Maschinerie seiner Anwendung.

Insofern hatte Feuchtwanger die Verhandlung gegen Radek treffend mit einem Gespräch von Ingenieuren verglichen, die «eine neuartige, komplizierte Maschine» ausprobierten,²¹² obschon er damit die geifernden Hetzreden Wyschinskis verharmloste. Kolzow schrieb ihm noch im März 1938, wie er sprachlos den dritten Prozess verfolge, gegen Bucharin und Jagoda, der die Ermordung Gorkis «eingestand».²¹³ Die gewichtigste literarische Autorität der Sowjetunion war aber zwei Jahre zuvor eines natürlichen Todes gestorben, wenn auch leidend an der Isolation, die Stalin über den Kranken verhängte wie einst über Lenin. Im Sommer 1935 unternahm er eine letzte Wolgareise, von jener Stadt aus, die seinen eigenen Namen trug, auf einem Schiff, das nach ihm benannt war, selbst nie an Land gelassen, von auserwählten Kindern besucht und immer von Jagoda umgeben, der seine Schwiegertochter liebte. Auf Gorkis Bitte hin hatte Kolzow Aragon, Gide und Elsa Triolet ans Sterbebett geladen, doch durften sie erst den Toten sehen.²¹⁴ Niemand sollte seinen letzten Willen erfahren. Dass er die Geständnisse Kamenews, der ihm vertraut war, so geglaubt hätte wie einst die eines Ramsin, war zu bezweifeln. So kam der Tod zur rechten Zeit, ihn Mord zu nennen war Kalkül und verriet die Absicht der Kläger.

Dennoch musste, was dem Aussenstehenden so durchschaubar erscheint, für unmittelbar Beteiligte ein Rätsel sein. «Ich denke, denke ... Und kann nichts verstehen. Was geht vor?» hat Kolzow im Mai 1937 seinem Bruder mitgeteilt,²¹⁵ als Stalin ihn aus Spanien zurückrief, wo er die Regierung in Fragen der Luftfahrt beriet. Da war er bereits von Marty, dem Politikommissar der Interbrigaden, als Trotzkiist denunziert worden und hatte selbst bemerkt, wie der Generalsekretär seinen Rapport als «zu vorlaut» empfand. Noch konnte der erste Journalist des Landes in Paris die Gründung eines Verlages für die ISVK ermöglichen, den Aragon formell leitete, Bredel lektorierte und Maria Osten technisch betreute. Hier erschien ab Januar 1938 *Das Wort*. Das ganze Unternehmen richtete sich schon gegen Münzenberg, der im Oktober 1936 nach Moskau gekommen war, die Agitprop-Abteilung der Komintern zu überneh-

men, ein Verhör ihrer Kontrollkommission über sich ergehen liess und nach Paris zurückfuhr, um die endgültige Abreise zu regeln, in Wirklichkeit aber sich zu retten aus dem Zentrum der Macht. Im Mai 1937 hatte ihn die KPD durch Ulbricht und Paul Merker im Volksfront-Ausschuss ersetzt. Ins Abseits gestellt, verdichteten sich Zweifel zur Kritik an der Partei, die von Demokratie redet, während sie anderen ihren Willen zu diktieren versucht. So behauptet Ulbricht, dessen Ablösung Heinrich Mann und Vertreter der SPD fordern, Münzenberg sei als Verräter ausgeschlossen. Doch erst im März 1939 erklärt er selbst seinen Austritt, um mit wachsender Schärfe für eine sozialistische Einheit gegen Hitler und Stalin einzutreten.²¹⁶ In einem Herbstwald bei Lyon fand die Polizei den im Juni 1940 aus einem Internierungslager Geflohenen, den Kopf in einer Schlinge, zwei Monate nachdem Trotzki in seiner mexikanischen Zitadelle mit einem Eispickel erschlagen worden war.

Kolzow telegrafierte im Juli 1938 nach Paris, zu einer Tagung der ISVK, an der Autoren aus 17 Ländern teilnahmen, könne – zum ersten Mal – niemand aus der Sowjetunion kommen, da alle im Urlaub oder auf Reisen seien.²¹⁷ Am 12. Dezember wurde er um Mitternacht in der Redaktion der *Prawda* verhaftet, nachdem er zuvor, auf Stalins Bitte hin, im Schriftstellerklub den soeben vom ZK gebilligten *Kurzen Lehrgang* zur Geschichte der Partei vorgestellt hatte. Dessen Schlussfolgerungen aus 20 Jahren Machterfahrung seit der Oktoberrevolution lauteten: Nur eine Partei neuen Typs, die nicht bloss von sozialen Reformen schwärme, führe das Proletariat zum Sieg. In ihrer Mitte dürfe man keinen Opportunismus dulden wie in einem gesunden Organismus kein Geschwür. Sie sei die vorgeschobene Festung der Arbeiterklasse. Da aber Festungen am leichtesten von innen genommen würden, gelte es vor allem ihren Stab von Kapitulanten zu säubern. Und nicht zu vergessen, dass sie zugrunde gehen werde, wenn sie ihre Fehler verheimlicht, sich abkapselt, von den Massen löst, «mit einer bürokratischen Kruste bedeckt».²¹⁸ Vermochte Kolzow den Abgrund zu überbrücken, der oben die im Blut ihrer Verräter sich säubernde Burg von den Unteren abhob, die sie führen wollten in ein Dasein voller Glück?

Sein Urteil empfing er 14 Monate darauf in einer zwanzigminütigen «Verhandlung», ohne Staatsanwalt und ohne Verteidiger, vom Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR. Er wolle doch nicht die Justizorgane verleumden, soll der Richter geantwortet haben, als der Angeklagte alle Geständnisse der Voruntersuchung widerrief, da sie un-

ter Folter erpresst wurden. Vielleicht fiel ihm in dem Augenblick die Geschichte von den lachenden Kindern ein, die er 1927 erzählt hatte, eine Reportage über die «freie Arbeitskommune der OGPU» bei Bolschewo, in der junge Kriminelle ohne Wachmannschaften zu einem neuen Leben fanden, erzogen durch die Disziplin der gemeinsamen Arbeit. Einer der Jungen habe, nachdem ihr oberstes Organ, die Vollversammlung, ihn eines Vergehens für schuldig befand, erklärt, er werde sich, obwohl unschuldig, fügen. Da er selbst in Moskau um Aufnahme in ein Gefängnis bat, sei die Sache etwas genauer untersucht und seine Unschuld bewiesen worden. «So herrschen auf Bolschewo strenge Gesetze, freien Willens von seinen Bewohnern selbst gefasst.»²¹⁹

Jetzt fand sich keine Macht, das Urteil prüfend aufzuheben. Vermutlich sollte sein Fall als Verbindungsglied für einen grossen Diplomaten-Prozess, mit Aussenminister Litwinow, dienen, da der geständige Agent dreier Geheimdienste in den Akten einer Reihe von Botschaftern als «Helfershelfer» erscheint. Unmittelbar nach ihm wurde Wsewolod Meyerhold vor den Richter geführt. Ihn hatte man auf dem Allunionskongress der Theaterregisseure im Juni 1939 verhaftet. Doch musste er sich nicht dafür verantworten, dass er der Partei soeben vorwarf, mit ihrer Jagd auf den Formalismus die Kunst zu vernichten; vielmehr sei er, wie Kolzow, über den französischen Agenten Malraux mit Ehrenburg in Verbindung getreten und habe in dessen Auftrag Juri Olescha und Pasternak angeworben. Später kamen Iwanow und Fedin hinzu. Dass Meyerhold im November laut seiner Akte sämtliche Aussagen zurücknahm und dabei auch Schostakowitsch und Eisenstein unter die zu Unrecht Beschuldigten zählte, obgleich er zuvor nie von ihnen gesprochen hatte, deutet auf das vorzeitige Ende eines gleichfalls geplanten Prozesses gegen die Ingenieure der Seele.²²⁰ Gerade die Absurdität, einem Angeklagten den Widerruf von etwas zu diktieren, das er selbst nicht gestanden hat, drückt die Logik des waltenden Rechts aus: Das kleinste Detail findet sich in rechtmässiger Form, akkurat festgehalten, um ein Gesamtbild zu ergeben, das in seiner Geschlossenheit unanfechtbar wirkt. So erzeugt der Formalismus des bürokratischen Systems den Schein einer vollendeten Wahrheit mit den Mitteln der totalen Lüge.

Stalin, der noch im Januar Fadejew die Akten Kolzows übergab, dessen Schuld er nicht habe glauben wollen, doch müssen, und Meyerholds Verhaftung ankündigte,²²¹ erklärt zwei Monate später auf dem XVIII.

Parteitag die Säuberung für beendet. Bis 1925 hatte dieses, dem Statut nach höchste, Organ der Partei jährlich getagt. Mit der sukzessiven Vergrößerung der Abstände auf zwei, drei, vier und schliesslich fünf Jahre verringerten sich die Möglichkeiten einer innerparteilichen Korrektur, während zugleich die Tragweite des Beschlossenen und die Verantwortung der Delegierten ins Gigantische wuchs. Der dritte Fünfjahrplan, der eine Verdoppelung der Industrieproduktion vorsah, war ein erneuter Gewaltakt. Jetzt, da man die Feinde im Innern, mit NKWD-Chef Jeshow zuletzt, für ausgemerzt hielt, sollte der gesunde Volkskörper zeigen, was in ihm steckt, während Einzelverfahren insgeheim weiterliefen. Wie gegen den Schriftsteller Isaak Babel, der, bekannt mit Jeshows Frau, im Hause des Volkskommissars verkehrte, seit dem Bürgerkrieg mit hohen Militärs befreundet war, im Mai 1939 verhaftet und im Januar darauf erschossen wurde. Auch er gestand, von Ehrenburg über Malraux angeprochen worden zu sein, und auch er widerrief.

Wäre es zu dem Künstler-Prozess gekommen, hätte Becher, nach der Logik des Systems, angeklagt werden müssen. Er hatte auf einen selbstständigen Weststützpunkt gedrängt, mit Ehrenburg und Malraux den Pariser Kongress vorbereitet, war mit Fedin und Pasternak per du und hatte, mit Hilfe Kolzows, eine Trotzkinin und Mitarbeiterin Münzenbergs in die Sowjetunion eingeschleust. Lukács soll 1957 berichtet haben, ihm und Becher sei 1939, nach dem Hitler-Stalin-Pakt, mitgeteilt worden, dass sie nicht der Gestapo ausgeliefert, «sondern ‚intern liquidiert« würden.²²² Möglich, dass ihr Fall noch in Verbindung mit dem geplanten Ehrenburg-Prozess stand, der wohl ein, zwei Monate später aufgegeben wurde. So wäre die Kolzow-Akte beim NKWD auch auf Fragen nach Becher zu prüfen, wenn sich nicht eine eigene findet. Zumindest unterschreibt er im Juli 1939 eine einseitige *Autobiografie* auf russisch mit der Formel, keine Parteistrafen erhalten und weder Fraktionen noch Oppositionen angehört zu haben. Während Ulbricht zur gleichen Zeit im Namen der deutschen Vertretung beim EKKI Bechers Unterstützung der «Gruppe Ruth Fischer» von 1924, sein Verlassen der Versammlung zum ersten Prozess und die einstige Aktivität seiner Frau festhält.²²³ Pike zufolge wurden von 130 deutschen Emigranten im Kulturbereich 70 Prozent in den Säuberungen verhaftet.²²⁴ Warum nicht Becher?

Hat ihn die Denunziation anderer vor dem eigenen Tod bewahrt? Günther und Ottwalt, die sich in der viertägigen Parteiversammlung, nach

dem vorliegenden Stenogramm, dieser Methode der Selbstverteidigung bedienten, wurden zwei Monate darauf mit ihren Frauen inhaftiert. Ihre bürgerliche Herkunft, als Geschäftsführer einer Aktiengesellschaft der eine und Teilnehmer am Kapp-Putsch, «Spitzel» gar,²²⁵ der andere, passte in die Schablone des Verräters. In einer Auswertung für Pieck und Knorin empfehlen Apletin und Barta am 27. September 1936, Günther trotz seiner kleinbürgerlichen Einstellung als Sympathisierenden in die KPdSU zu überführen, während man Ottwalt ins Ausland schicken solle. Am gleichen Tag tritt eine Überprüfungscommission der Komintern zusammen, in deren Protokoll es heisst: «Becher, Isaak: Kaderabteilung beauftragen, das Material über ihn dem NKWD mitzuteilen. Der KPD-Führung vorschlagen, ihn nicht mehr zum Parteiapparat zuzulassen, über seine Parteizugehörigkeit zu befinden. Die Ausreise wird für notwendig gehalten.» Und zu «Korpus, Lilly: Dasselbe wie hinsichtlich Bechers». Beider Leben hängt an einem seidenen Faden. Wobei die Versehung mit einem jüdischen Vornamen verschärftes Misstrauen anzeigt, da ein Grossteil der «Entlarvten» Juden waren. Doch nur Ottwalt, dessen Unterlagen ebenfalls zu übergeben seien, und Günther werden, wegen trotzkistischer Tätigkeit und Agitation gegen den Staat, zu fünf Jahren Lager verurteilt, das sie nicht überstehen.²²⁶ Trude Richter begegnete ihrem Mann noch einmal, im Durchgangslager von Wladiwostok, vom Typhus ausgezehrt zum Schatten seiner selbst. Waltraud Nicolas gehörte zu den 900 Antifaschisten, die nach dem Pakt in Hitlers Reich abgeschoben wurden. Anders als die meisten von ihnen kam sie in kein KZ, sondern schrieb ein Buch über ihre Rückkehr – in die Freiheit.²²⁷

Wer oder was rettet den Lyriker? Der Text der *Säuberung* bestätigt nicht das Klischee, das ihr Herausgeber den Erinnerungen von Julius Hay entnimmt: Becher «verpetzte alles und jeden bei der Parteileitung».²²⁸ Müller hat denn auch von nahezu jedem der Emigranten in Moskauer Archiven wechselseitige Denunziationen aufgefunden – doch von Becher, bislang, nur eine indirekte Auskunft: Pieck schreibt Ende August 1937 an die Kaderabteilung, Becher habe ihm Anfang Juni mündlich mitgeteilt, Maria Osten sei eine «Versöhnlerin», mit Ottwalt sehr befreundet und «angeblich wegen Devisengeschäften» mit Carola Neher «in Beziehungen». Ob sie auf rechtmässige Weise KPD-Mitglied geworden ist, sei fraglich. Sie habe versucht, Kolzow gegen Becher aufzuhetzen, und vor einer Frau Dämmert mit ihren Beziehungen zu Dimi-

troff und Jagoda renommiert. Auch erscheine ihm die Tätigkeit Hupperts verdächtig, es sei fraglich, ob sein österreichisches Parteibuch echt wäre. Zudem müsste untersucht werden, ob Gide in Moskau von trotzkistischen Elementen beeinflusst wurde, und bereite Thomas Mann eine Zeitschrift vor, deren Mitarbeiter wahrscheinlich Trotzkisten seien.

Pieck erklärt zuletzt, er gebe die Mitteilungen nur unter Vorbehalt wieder.²²⁹ Hat er den anderen, den er kurz zuvor einen «organisatorischen], und polit[ischen]. Versager» nannte,²³⁰ sich zur Brust genommen, oder kam die Petze von allein? Der Vorsitzende hielt die Meldung für so unbedeutend, dass er sie mit dreimonatiger Verspätung weiterreichte. Die Angaben über Maria Osten wiederholten Aussagen Ottwalts mit ausdrücklichem Verweis auf das «bekannte Schriftstellerprotokoll». Hinzu kam das Devisenvergehen, das als Gerücht erscheint. Auch das Gerede von den Trotzkisten um Gide und Mann liess sich als rituelles Ausweichmanöver vergessen.

Gemein war das Infragestellen der Parteimitgliedschaft von Osten und Huppert, denn eben solche Zweifel der Kaderabteilung an Carola Neher hatten im August 1936 zur Verhaftung der Schauspielerin geführt, die ein Jahr später als trotzkistische Briefbotin für Erich Wollenberg, den aus Moskau geflohenen Ex-Militär der KPD, zu zehn Jahren Haft verurteilt wurde und 1942 an Typhus zugrunde ging. Brecht bat Feuchtwanger, für sie im Sekretariat Stalins zu intervenieren, da er selbst nicht öffentlich Misstrauen gegen die Union säen wollte.²³¹ Becher ging noch einen Schritt weiter: er praktiziert, wogegen er sich in der Parteiversammlung gewehrt hatte – mit politischen Mitteln Intrigen intrigant zu rächen. Damals berichtete er sachlich, Lilli Dämmert, die mit Feuchtwanger nach Moskau gekommen war, hätte ihn gefragt, warum Maria Osten vor Ernst Busch in ungeheuerlichsten Tönen über ihn schimpfe. Er habe Ottwalt gebeten, ihr auszurichten, dass sie Antipathien nicht so krass vor Parteilosen äussern solle. Worauf Busch Lilli anrief, sie möge sich vorsichtig Becher gegenüber benehmen, um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen. Und so frage er Ottwalt, was er denn Osten gesagt habe. Der entgegnet, Becher hätte ihm die Worte Lillis mitgeteilt: «Maria, was tust du da, wenn wir schmutzige Wäsche zu waschen haben, tun wir das hier, sieh dich vor, lass die Sache sein. [...] – Ich habe die Warnung von Becher an die Osten weitergegeben.»²³²

Doch wovor hatte er gewarnt? Dass er sie anzeigen werde? Oder vielmehr vor dem Geschwätz der Emigrantenszene, die hinterrücks fatale

Gerüchte kolportierte? Seine Bitte an einen Dritten, darauf zu drängen, dass die andere ihren Widerwillen gegen ihn selbst in den Reihen der Partei austrage, zeigt das eigentliche Dilemma an: Die Unmöglichkeit, einfach, unmittelbar, menschlich miteinander zu kommunizieren unter den Bedingungen eines Systems, in dem jede Differenz politische Bedeutung gewinnt. Und Maria Osten hatte dieses System mit Erfolg reproduziert, indem sie einen Akt der Menschlichkeit, die Adoption eines saarländischen Kindes, als Exempel sowjetischer Politik verkaufte: *Hubert im Wunderland*, ein Buch über das traumhaft schöne Leben des zehnjährigen Pioniers, der ein Jahr lang seine neue Heimat bereist, machte ihn und die Verfasserin 1935 mit einem Schlag berühmt. Ob er Zuwendung, etwas wie Liebe von seiner Ziehmutter erfuhr, die 1936/37 als Korrespondentin der DZZ in Spanien sich eines zweiten Kindes annimmt und sogleich weiter nach Paris fährt? Als sie im Mai 1939 zurückkehrt, um das Missverständnis der Verhaftung Kolzows aufzuklären, lässt der Wunderknabe die Frau eines Volksfeindes vor ihrer, seiner Wohnung stehen. Als Aussätzige von den Emigranten gemieden, lebt sie, mit dem Kind, in einem billigen Hotel, sorgt sich um die kranke Steffin, die Brecht auf seiner Durchreise im Juni 1941 sterbend zurücklässt, wird bei Kriegsbeginn verhaftet, widersteht der Folter und fällt als deutsch-englische Spionin 1942.

Nein, Bechers Meldung hat sie nicht in den Tod getrieben. Sich selbst hat er beschnitten, sein Verlangen nach Wahrhaftigkeit, die keine Rücksicht nimmt auf Regierungsinteressen, gefangen in den Zellen wuchernder Verdächtigungen. Überleben durch Anpassung, die ihn nicht retten würde vor Gericht. Zumal dieser ängstlich vorlaute Mensch, in seiner Kindheit autoritär gekrümmt, zur Furcht vor dem allmächtigen Gesetz erzogen und rebellierend zugleich, in seiner Phantasie sich zum Wortführer erhebend, zum Richter einer gesetzlosen Welt, zumal er den Mut aufbringt, sich zu Schmücker zu bekennen, gemeinsam mit Nexö und Rolland 1937 eine Bürgerschaft für Illés zu übernehmen,²³³ im Jahr darauf gegen eine drohende Inhaftierung Plieviérs einzutreten, den er bei Kriegsausbruch 1941 aus einem Transport der Wolgadeutschen nach Sibirien «herausholt»,²³⁴ sowie mit Ernst Fischer und Jozsef Revai Dimitroff um Intervention für den verhafteten Lukács zu ersuchen.²³⁵

Hat er sich freigekauft mit seiner Rechtfertigung des zweiten Prozesses: «Wer Trotzki schlägt, schlägt Hitler ,...»?²³⁶ Mit Lobliedern auf Stalin als

«„Kaisergeburtstagsdichter‘ der Komintern»?²³⁷ Auch andere, wie Ossip Mandelstam, Bulgakow und Pasternak, gaben dem Kaiser, was des Kaisers war, den Obolus des Weiterschreibens. Doch ein Spottgedicht auf den «Kreml-Bergbewohner» brachte Mandelstam ins Lager. Nach drei Jahren entlassen, starb er, erneut verhaftet, 1938 an «Herzversagen». Bulgakow brach 1940 zusammen, als er hörte, dass sein Stalin-Stück dem Führer missfiel. Und Bechers *Hymnen auf einen Namen*, die seine Fehler wiedergutmachen sollten, wurden, obgleich mit Zeichnungen von Masereel versehen, von der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR (*VEEGAR*) «am Erscheinen verhindert», wie er 1938 auf einem Blatt über seine Arbeit der vergangenen zwei Jahre festhält, in denen nicht ein grösserer Text von ihm erschien.²³⁸

Nur die ersten fünf von zwölf Gesängen des Stalin-Epos hat Becher selbst in seiner *IL* gedruckt: Der Name, dem sie gewidmet sind, wird nirgends genannt. Er ist, wie im *Grossen Plan*, der gemeinsame Nenner, der Momentaufnahmen zu einem Ganzen vereint, wie der Unaussprechliche, der in der Schöpfung sich offenbart. So radikal ist der Kult um die Person des Parteiführers von keinem verdichtet worden. So konsequent, dass er das Selbstsein der Partei und ihres Führers aufhebt in eine totale Immanenz des Geschehens, in das Handeln von Namenlosen. Sie alle sind Gestaltungen einer einzigen Substanz, sich in der Emanzipation «des Menschen» verwirklichend, der an die Stelle seiner erträumten Götter tritt:

denn der Mensch

Ist freigeworden und gehört sich selbst,
Er blüht empor, da wachsen die Gestalten,
Die wir im Traum nur ahnten oder die
Als Götter vormals lebten in Geschichten.
Wie anders ist das alles! Anders: gehen,
Das Lachen anders: guter froher Laut,
Gesichter: maskenlos, nichts zu verbergen
Ist vor dem andern, offen liegen da
Gefühle und Gedanken; warum soll
Noch ein Geheimnis sein, das andern schadet,
Da jeder jetzt genug hat.²³⁹

Das war gelogen und wahrhaftig zugleich. Ein Hohn auf den Schrecken, der ihn selbst niederbeugt, und doch ein adäquater Ausdruck der Metaphysik, als die der Marxismus geschichtsbildend gewirkt hat. Denn

zweifellos waren dies die geistigen Antriebe, die nicht nur im Selbstverständnis von Kommunisten einer ganzen Epoche zugrunde lagen. In dem Becher ungebrochen an solch idealer Perspektive festhält, verfährt er auf seine Art rücksichtslos gegenüber der realen Regierungspraxis, die als Bruch mit ihrer eigenen Ideologie kenntlich wird. Sie ist es ja, die Politik zur Geheimdiplomatie verkommen lässt und daher überall das gleiche Maskenspiel, den gleichen Verrat fürchten muss. Wenn er als Gegensatz das bayerische Dorf Unterpeissenberg einblendet, wo über Nacht Menschen verschwinden, im Moor ertränkt, wo andere zurückkehren aus dem Lager, lahm geschlagen, stumm vor Angst, wenn zwei Wächter sich beim Klang der Stimme von Radio Moskau zur Wahrheit bekehren, die offen liegen müsse wie ein Buch, und mit verstellter Hand Nachrichten im Dorf verteilen, dass die Leute meinen, die Toten seien wiederauferstanden – dann wird das Märchen in der Ferne zum Spiegel der bedrückend nahen Realität. Die Massenverfolgung, die in den offiziellen Medien des Landes hinter den Schauprozessen verschwand – hier erscheint sie in alltäglichen Schicksalen atmosphärisch greifbar.

Becher hat die indirekte Enthüllung der Wahrheit in der Spiegelung zweier Terrorsysteme wohl kaum beabsichtigt, doch unbewusst umso dichter gestaltet. Möglich, dass die Verantwortlichen der *VEEGAR*, infolge besonders gründlicher, permanenter Säuberung des Verlages, ein genaues Gespür für die Ambivalenz des Textes entwickelt hatten. Wahrscheinlich gehörten auch die Blankverse auf den *Volksfeind*, die im Januar 1937, als Kommentar auf den Radek-Prozess, in der *DZZ* standen, dem Epos an. Pike zitiert sie, ohne Blick auf das ursprünglich Ganze, als makabre «Kunsthfertigkeit».²⁴⁰ Auch der andere Gedichtband, der seit 1936 auf Eis lag, existiert für ihn nicht. In seinem Verlagsgutachten über das Manuskript mit dem vieldeutigen Titel *Der Glücksucher und die sieben Lasten* schrieb Günther, Becher sei im Bestreben, «jede Art blosser Agitka-Lyrik» zu vermeiden, zu weit gegangen. Indem er die konkreten ökonomischen, sozialen und historischen Zusammenhänge «auf ihren angeblich ‚rein-menschlichen‘ Gehalt» reduziere und rein privaten Gefühlen, Stimmungen Ausdruck gebe, sei er in expressionistische Methoden zurückgefallen, gar in den Impressionismus abgerutscht. So könne ein Sonett mit der Überschrift «*Genug!*» dreierlei bedeuten: die Empörung eines tyrannisierten Ehemannes, eines kapitalistisch Unterdrückten oder «eines Parteigenossen, der sich von irgendwelchen Parteiinstanzen ungerecht behandelt glaubt».²⁴¹ Becher erweiterte den Titel *-Am Zaun eines Neubaus bei Kressbronn (Bodensee) steht:*

«Genug!» – und liess den Text bestehen: «Genug genug in Ecken mich gedrückt – / Genug genug genug emporgeblickt – / Genug genug genug in Leid erstickt – / Genug, O wie genug: ‚jaja‘ genickt // Genug Geflüster! Endlich sage *nein*. / Es muss genug, es muss genug jetzt sein!»²⁴²

Solch Konkretion in Gestalt, oder besser: in der Ungestalt eines umständlich prosaischen Vorbaus, der dem poetisch Gestalteten fremd gegenübersteht, war selbst eine Aufsässigkeit, die sich zu erkennen gibt, sobald man bereit ist, das Ding nicht als fixe Reimerei zu überblättern, es vielmehr als Verdinglichung vorhergehender Prozesse im wörtlichen Sinn zu erschliessen. Denn bestehen bleibt das «Genug!» eines Gedrückten, der sich nicht mehr stumm in sein Leid fügen will – überall und zu jeder Zeit. Zweifelhaft abstrakt blieb hingegen die Behauptung, dass aus gerechnet in dem Nest am Bodensee Neubauten entstünden, während sich der Leser die Verse, unbewusst, viel eher an einem der Bauzäune vorstellen konnte, die ihn in Moskau umgaben – an die Wand geschrieben mit verstellter Hand.

Das gleiche gilt für *Aktenzeichen*, ursprünglich *Der Bürokrat* genannt: «Ich nehme dich zunächst zu Protokoll. / Ich werde dich in einem Akt erfassen. / Was weiter dann mit dir geschehen soll, / Das wollen wir die Zeit entscheiden lassen.»²⁴³ Hier bleibt offen, ob die deutsche oder die sowjetische Realität gemeint ist. Der Blick auf den Typus unterläuft die agitatorische Zuordnung. Die *Bedränger* und den *Eitlen Redner*, wie sie 1940 im Band *Wiedergeburt* auftauchen, gibt es in allen Systemen. Ebenso das anschliessende *Bildnis* eines Verräters, Denunzianten, Mörders, der an seinen Fingern die ihm einst Bekannten abzählt: «Die Finger deuten schrecklich auf ihn zu. / ,Und wenn es – einmal anders kommt... was dann?!‘»²⁴⁴

Die Typenreihe erscheint wie ein Gericht über den Bedränger, den Redner und Verräter in sich selbst, in eisiger Atmosphäre, wo einer stirbt, weil ihm «ein Laut» zum Leben fehlt («Gewandt schlüpft deine Hand aus seiner Hand. / Du lässt ihn mitten auf der Strasse stehen. / Da ist er weg. Wie durch die Häuserwand.»), weil Kälte herrscht («Es fällt ein Schnee bis tief ins Herz hinein. / Schnee fällt. O könnte ich ein Schneemann sein!»),²⁴⁵ weil er sich sehnt nach *Aem Auftauen vereister Herzen*:

Es schlug sich um das Herz ein Kreis,
Und, eingekreist von Grauen,
Erstarrte es und wurde Eis ...

Da wehte her ein Wort, ganz leis,
Dem konnte man vertrauen,
Und siehe, es begann das Eis
Des Herzens aufzutauen.²⁴⁶

Was aber, wenn die Genossen nicht die leisen Worte lieben? Das Unrecht des Feindes zu erleiden vermehrt die eigne Kraft. Doch *Das tiefste Leid* ist: «Wenn deine Freunde, deine allerbesten, // Statt dich zu stärken, dich durch Misstraun schwächen, / Als wäre Dichtung irgendein Gebrechen – ». ²⁴⁷ Heisst es in der Sonett-Sammlung von 1939 *Gewissheit des Sieges und Sicht auf grosse Tage*. Der Titel täuscht so wenig über das Leid hinweg wie die *Wiedergeburt*, die Becher als Tasso zeigt: «Geduldet zwar, wenn auch nur widerwillig, / Und lau gegrüsst, und stets beargwöhnt von / Euch, den Gefährten ...» Von Schweigen «tödlich eingemauert», helfe es nicht, sich mit heiterem Witz über die anderen stolz zu erheben. In sich habe er den Fehlern nachgespürt: «Ein Grauen fand ich vor, Gewaltsames, / Gebändigt manches, manches noch gefährlich / In unberechenbaren Tiefen brodelnd», doch nur die eine Schuld, die Dichtung zu lieben und «euch die ihr / Die Stätte sucht und neu sie gründet, die / Uns ewig aufnimmt und uns Heimat sein kann – ». So wolle er sich noch geringer machen, denn: «sie sind es, sind es dennoch, / Die mich verächtlich so beiseite lassen, / Durch die die Fülle eines neuen Lebens / Wir ahnen dürfen. Und, selbst unvollkommen, / Sie dienen der Vollendung. So ist's wahrlich.»²⁴⁸

Ist das Masochismus oder Fanatismus, sich denen zu unterwerfen, deren Missachtung ihn ersticken will, dennoch ihrer Mission vertrauend? In klassizistischer Form, die das Opfer zum grossen Dichter erhebt. Echte Tragik oder Schmierenkomödie, so perfekt gemacht wie die Schauprozesse? Wohl beides: Eine Tragikomödie höherer Gefühle, der Liebe zur Poesie und seiner Sendung als Wortführer einer geschichtlichen Bewegung. Darin zugleich der Ausdruck eines tiefen Misstrauens in das eigene Vermögen: «Was wär ich, ohne dass mich die Partei / In ihre Zucht genommen, ihre strenge?! / Ein wilder Spiesser, der mit Wutgeschrei / Sich selbst zerfetzt...», liess Becher sich 1935 vernehmen. Schwermutvolle Weltenuntergänge hätte er besungen, bis er merkte, wie überflüssig sein Gedicht sei.²⁴⁹ Genauso wird noch neun Jahre später die Hinwendung zum Sonett begründet, die ihm Erstaunen und Anerkennung von bürgerlichen Autoren sowie Misstrauen und Ablehnung in den eigenen Reihen eintrug:

«Wenn Form nur ist: damit sie sich zersprengt / Und Ungestalt wird,
wenn die Totenwacht / Die Dichtung hält am eigenen Totenbett – // Als-
dann erscheint, in seiner schweren Strenge / Und wie das Sinnbild einer
Ordnungsmacht, / Als Rettung vor dem Chaos – das Sonett.»²⁵⁰

Das sind jedoch zwei verschiedene Bewegungen: 1923 unterwarf sich Becher der Partei, als der Bilderstrom seiner *Hymnen* jede Form aufzehrte, deren Wiedergewinn er sich von organischer Hingabe an die Massen erhoffte. Sich selbst in seiner Verschwendungssucht züchtigend, ward der Dichter zum Bombenleger, der um des «neuen Menschen» willen nicht nur die Syntax sprengen, vielmehr eine Welt zerschlagen wollte im allbefreienden Bürgerkrieg. Die militant geschlossene Aktion, oder besser ihre permanente Demonstration, schuf in praxi starre Einheitsformen, die spontane Bildungs- und Vorstellungskräfte paralyisierten und in ihrem kampflos jähen Zerfall unter den Schlägen der Nazis ein Vakuum hinterliessen, in dem Verzweiflung und schliesslich die Bereitschaft zu Ersatzkämpfen gegen einen inneren Feind wuchsen. In diesem Augenblick die strenge Formenwelt des Erbes für sich wiederzuentdecken meint eine Zucht anderer Art: eine Selbststrettung durch bewahrende Verlebendigung von Vergangenen. Die hohe Kunstform des Sonetts, das in seinem Zwang zur Einheit, im engen Raum von 14 Zeilen, zugleich eine Vielfalt an Kombinationen ermöglicht, wird zum Sinnbild einer lebendigen Ordnung mit freiem Mass und massvoller Freiheit.

Als reine Form verkommt sie zur toten Kombinatorik nach vorausgesetzten Schemata, Stalins Vernutzung der russischen Klassik für die Grösse seiner Werke entsprechend. Wo Becher glaubt, der Fortschritt des Sowjetaufbaus lege als positive Macht schlechthin vergangene Schätze frei, vereinnahmt auch er das Gefundene als einen Zierrat, dessen Glanz das eigene Elend überstrahlt. Da erscheinen die grossen Humanisten von Dante über Grünewald bis Hölderlin, neben den rebellischen Volksgestalten Hans Bö-heim, Joss Fritz und Störtebeker, wie eine Ahnengalerie, die den Erben die Gewissheit ihres Siegs versichert. Da ist er selbst versucht, sich mit dem Gewand des erhabenen Dichters zu drapieren wie in der Maske eines Tasso. Und darunter geht es noch platter zu: wo Becher seiner Partei erklärt, man könne viel «machen» mit dem Erbe, es nutzen zur Gewinnung bürgerlicher Bündnispartner, da findet sich viel Gemachtes, formalistisches Handwerk im Dienst der Politik.

Wo aber die fortschreitende Zeit in ihrer Negativität sich seiner be-

mächtigt, wo der Schrecken des blossen Weiter-, des zwecklosen Überlebens zur Sprache drängt, dort wird der Rückgriff zum Vorgang des Erinnerns vergangener Kräfte, die sich in ihrer Ausformung dem Gegenwärtigen mitteilen, die seine Sinne erweitern, ihn Möglichkeiten eines anderen Daseins im Hier und Jetzt wahrnehmen lassen. Beide Aspekte finden sich bei Becher, zuweilen in ein und demselben Gedicht: Das Verfertigen von Denkmälern für «*des Menschen Allmacht*»?⁵¹ um nach vorn und emporzuschauen in die kommende Auferstehung – und die Erinnerung einer Stärke, gründend im Aushalten menschlicher Schwäche, im dantesken Blick in die Tiefe der «*Nimmerwiederkehr*»²⁵², die Kunst zu überbrücken vermag. So heisst es in *Grünwald'*,

Ich muss sie malen, diese Finsternis,
Es geht die Erde mittendurch ein Riss,
Und aus dem Abgrund kommt Geheul und Winseln.

Ein grüner Flor von Licht. Ein wenig Schimmer Wie Spur
von blödem Lächeln, das noch immer Erlösung hofft, und
winziges Sterneblinzeln.²⁵³

Auch Becher hatte in seinen *Maschinenrhythmen* solch abgründig faszinierende Bilder gemalt. Die Schlusswendung, die das Zeichen eines fernen Lichtes beschwört, ist nicht zufällig missglückt. Anders das Sonett auf *Riemenschneider*, der einen blindgestochenen Bauern wieder sehend macht:

Da das Werk für den Altar bestimmt, Um zu zeugen und
um anzuklagen, Liess den Bauern er die Kreuzlast tragen
Als die Fahne, die ihm keiner nimmt – Und der Bauer, der
geblendet war, Sah mit grossen Augen vom Altar.²⁵⁴

Dieser Schluss wirkt in seiner Schlichtheit ergreifend schön, weil er eine einfache menschliche Beziehung gestisch verdichtet. Er ist Abschluss und Öffnung zugleich, hält das materielle Leid und die ideelle Erlösung in einer andauernden Schweben, die im Widerstreit der dunklen «a»- und der hellen «i»-Laute nachklingt. Form wird adäquater Ausdruck, dialogische Mitteilung einer widerständigen Lebenskraft, die einen Menschen zum Organ, zur Stimme für die Leiden eines anderen

bestimmt und dem Werk beider über ihren Tod hinaus Dauer verleiht in der Wahrnehmung eines Dritten.

Becher hatte den Rothenburger Altar schon einmal beschrieben. In seinem *Deutschland-Epos* von 1934 erinnert er sich, eingeschoben zwischen Hitlers Machtantritt und der eigenen Flucht wie ein retardierendes Moment, einer Fahrt nach Süddeutschland zur Zeit der Septemberwahlen vier Jahre zuvor. Hier, wo man studieren könne, wie «unsere Altvordern und Ahnen» einst lebten, sei der Markt voll Hakenkreuzfahnen gewesen, doch berge die Stadt ein Wunder – «aus Holz geschnittene Musik». Singend hätten die Figuren sich aus dem Altar herausgeschält, von Jesus Christus als Bauer angeführt wider den Bischof von Würzburg. Der aber sei im letzten Moment noch klug zur Verhandlung bereit gewesen. Die Bauern «freuten sich kindlich», tranken Wein unter den Wällen der Burg, wo des Bischofs Soldaten sie niederstachen. Und Christus ward gefangen, gerädert und gekreuzigt auf dem Markt. So verdichtet sich der Blick ins Vergangene zur Vision des Kommenden: «Ich habe den Rothenburger Altar / Voll *unserer* Gesichter gesehen. / Ich sah daraus das Bild unserer Zeit, / Aus Holz geschnitten, erstehen. / Ich sehe Galgen und Kreuze darin / Und Blöcke zum Köpferrollen, / Es bricht aus dem Bilde das Blut heraus, / Es blutet an vielen Stellen.»²⁵⁵

Das Vorbild von Heines *Wintermärchen*, einem anderen Emigranten, rettet den Flüchtling vor seiner Verzweiflung und bewahrt ihn vor dem Zweckoptimismus der Komintern. Doch die volksliedhafte Form, die mit romantischer Ironie einst zur Entlarvung der Biedermänner-Romantik im deutschen Vormärz diente, redet noch allzu leicht über die Schwere der Niederlage hinweg. So geht die Vision wieder unter im Strom gleichmässig vorbeiziehender Impressionen, obgleich sie das Kontinuum der Zeit für einen Augenblick gesprengt hat. Das Sonett hält mit grösserer Strenge den Moment zeitlosen Eingedenkens fest, muss aber auf die epische Weite des Rückblicks verzichten. Der Betrug an den Bauern von 1525 erscheint nun separat in einem *Luther*-Gedicht von 53 Strophen. Es erzählt die Geschichte eines Mönchleins, das eine neue Lehre der Gleichheit aller vor Gott verkündet, das vor Papst und Kaiser standhält, getragen von der Kraft der Bauern, zum Gott der Armen und der Schwachen sich bekkennend, bis der Fürsten Ruhm und Ehre es gefangennimmt. Der Leib verfettet, die Kraft gebrochen, ein Flüchtling vor dem roten Hahn, dem rächenden Schwert des Volkes, «so flieht der Mönch, der an dem Schreibtisch sitzt. / Er hält sich fest

an seinem Tintenfass.» Und ruft den Beistand der Herren an wider den Teufel, der aufstachelt die Armen und die Schwachen – «Stecht sie und brennt sie! Mordet, wie ihr könnt!» Ein Gleichnis für den Verrat des Intellektuellen, des Emporkömmlings, dessen Klugheit seine Stellung rettet, da er den bösen Feind erfand. Für die Macht der Redegewandten im Spiegel der Leiber, ihrer Stimme beraubt: «Weit auf der Mund, und statt der Zunge, die / Herausgeschnitten war, stand stumm ein Schrei / Im offenen Mund. Im Tod noch schrien sie, / Und mit den Zähnen knirschten sie dabei.»²⁵⁶

Das liess an die Sozialdemokratie denken, die um ihrer Reform willen bereit war, mit den Herrschenden zu verhandeln, und mitschuldig wurde am Terror im Namen der Ordnung. Doch das Motiv eines anderen Verräters, des Antäus, der nach der Peitsche der Herren tanzen muss, weil er, aufgenommen in ihre Bruderschaft, den Kontakt zu den Kräften verloren hat, die von unten ihm nachwuchsen, ihn an seine Mutter Erde banden,²⁵⁷ ist auch ein Bild des Dichters, dem *Tasso* vorgestellt. So gesehen reicht Rohrwassers Wort von der Partei als «strenger ‚Mutter‘» tiefer, als er selbst bemerkt: Für Becher ist sie eben nicht nur eine Instanz der Kontrolle, die das bedrohlich Überfliessende der weiblich konnotierten Masse zu einem einheitlich kämpfenden Körper diszipliniert²⁵⁸ – was eher das Amt eines Vaters wäre –, sondern «mütterlich» bindende Macht, die das ausserordentlich begabte Individuum auszeichnet, wie einst den Heros, indem sie seine Aufopferung für die Gemeinschaft fordert.

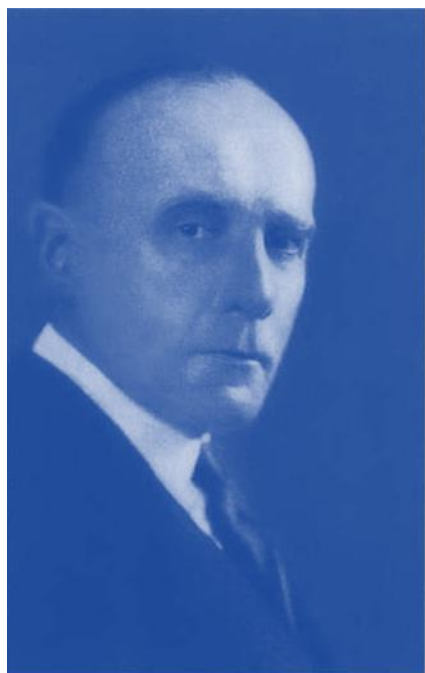
Dies unbewusste, nie reflektierte Verständnis für die patriarchale Ordnung als Aufhebung des Matriarchats mag das Hölderlin-Erbe in Becher reaktiviert haben, dessen Hinwendung zur «verschwiegenen Mutter Erde», in der die Opfer ruhn: «O wie musst' ich beneiden, als ich ein Kind war, der Menschen / Längst schon entschwundnes Geschlecht, denn von Heroen belebt / Schienen die einstigen Zeiten.»²⁵⁹ So beginnt der *Glücksucher* mit einem kraftvoll elegischen Auftakt. Wie Hölderlin antike Masse wiederbelebt in seiner Klage über die Indifferenz der Deutschen, die sich in anachronistische Kleinstaaterei fügen, statt ihr Menschenrecht im geeinten Vaterland zu erstreiten, greift Becher zur klassischen Form: «O Deutschland! Sagt, was habt aus Deutschland ihr gemacht?!»²⁶⁰ Das ist nicht blosses Epigonentum. Da sucht echte Trauer nach einem Gleichgesinnten und trifft den verwandten Ton:



Ernst, Johanna, Heinrich und Hans Robert Becher (um 1900)



*Linke Seite: Hans Robert und Ernst Becher (um 1904)
Rechte Seite: Harry Graf Kessler (um 1920) – Heinrich F. S. Bachmair
(1913) – Katharina Kippenberg – Kurt Wolff (um 1920)*





Johannes R. Becher

... Drinnen wälzt sich, vom Vortragspodium her, ein dicker, blutroter Strom ekstatischer Verse über die Hörer, begräbt sie unter sich, droht, sie zu ersticken. Die Glut der Jugend ist in diesen Versen, der Riesenbrand, der Vergangenheit und Gegenwart verzehrt um der Zukunft willen. Und



die ungeheure Verzweiflung der Jünglingsseele, die das Leben noch nicht meistert und sich an seinen Dornen blutig reißt. Aber wie Johannes R. Becher — so heißt dieser lyrische Flagellant und dionysische Genießer — die Form beherrscht, das will beachtet sein.

Münchener Zeitung

Veritas, München

En lisant ce représentant de la jeune-Allemagne littéraire, on a l'impression qu'il conquerra sa place sous le soleil non seulement dans le pays germanique mais aussi dans la littérature européenne. Il unit d'une façon intense les génies germanique et latin.

Prof. R. Hablemans
(Le Nouveau Précurseur, Antwerpen.)

De Profundis Domine

Dichtung 1913. Erschien soeben

Einmalige Auflage von 500 Exemplaren. Auf Bütteln gedruckt und in Halbpergament gebunden Fünf Mark.

Gemeinsam ist all diesen pathetischen Dokumenten eines frühen und hochgespannten Wollens eine gewisse jugendliche Inbrunst des Fühlens und Schauens. Ein noch durch einen geringen Ballast von Resignation beschwerter Wille zu dichterischem Erleben läßt die Jünglingsträume dieser lyrischen Ekstasen den inneren Reichtum der Welt erschauernd ahnen.

Münchener Neueste Nachrichten

Linke Seite: Vor der Psychiatrischen Klinik Jena (1917)

Rechte Seite: Erste Anzeigen des Verlages Heinrich F. S. Bachmair



Linke Seite: AIZ 1927: «Weissrussische proletarische Schriftsteller bei dem bekannten Arbeiter-Dichter Johannes R. Becher (in Hemdärmel), dem jetzt ein Hochverratsprozess wegen seines Giftromans gemacht wird.» Im Hintergrund Lotte Becher

Rechte Seite: Emmy Hennings – Josefina Boss – Lilly Korpus – Eva Herrmann und Becher auf der Insel Amrum







Linke Seite: Der Rotfrontkämpfer (1927)

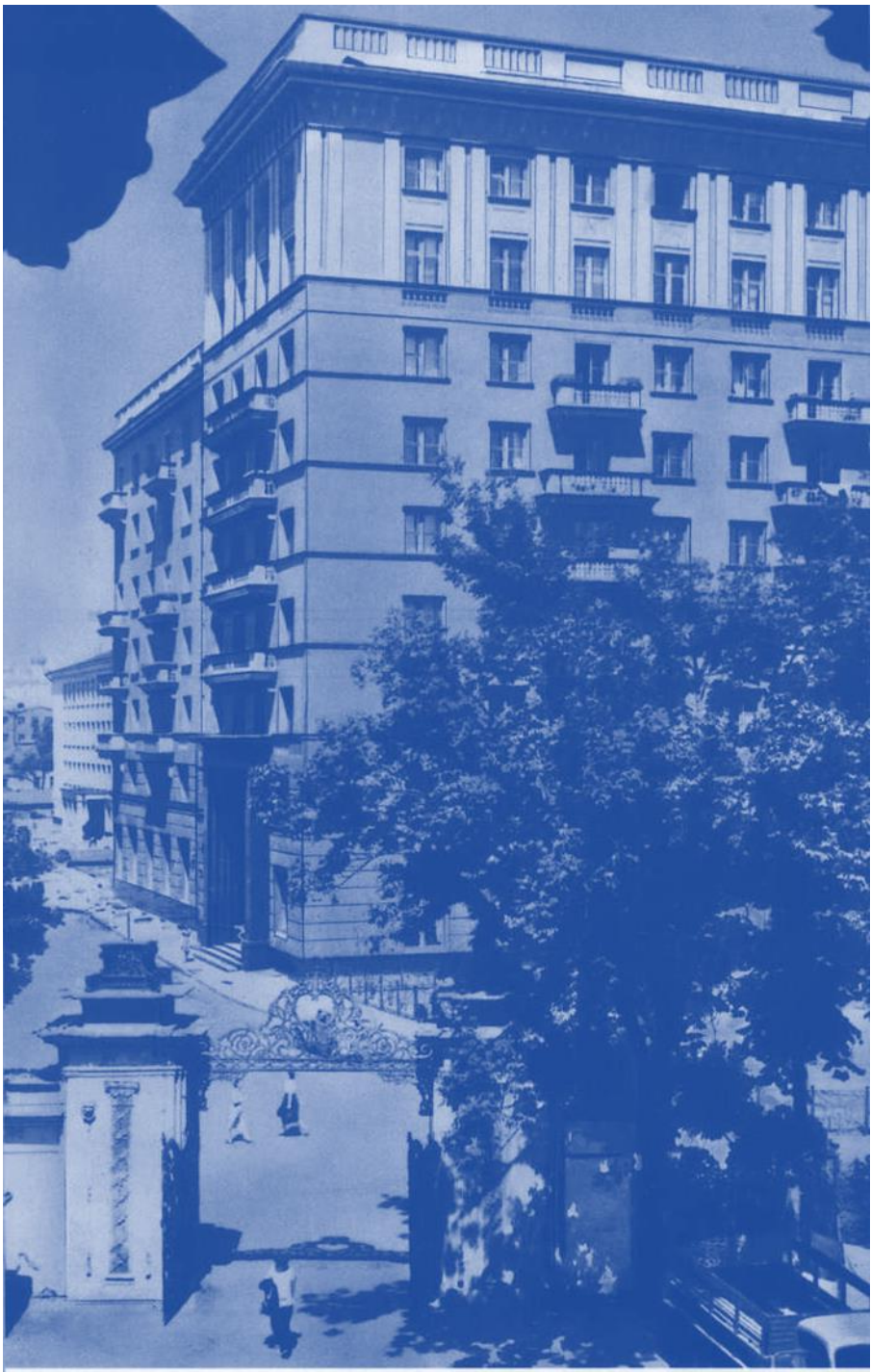
Rechte Seite: Vater und Sohn Hans Thomas (1930/31)

*Pariser Kongress «Zur Verteidigung der Kultur» 1935 (Bertolt Brecht,
Becher, Ilja Ehrenburg, Gustav Regler)*



Linke Seite: Lesung zum 50. Geburtstag 1941 im Haus des Sowjetischen Schriftstellerverbandes

Rechte Seite: Moskau Lawruschinski-Gasse 17/19, Bechers Wohnung von 1938 bis 1945; oberste Etage, drittes Fenster von links Bechers Arbeitszimmer



JOH. R. BECHER

Ballade von dem heilsamen Schnitt

Als das Geschwür nicht platzen wollte, kam
Der Arzt, und als der Arzt das Messer nahm,
Um das Geschwür nun endlich aufzuschneiden,
Schrie das Geschwür in seinen letzten Nöten:
„Der ganze Körper wird darunter leiden!
Du wirst mit mir den ganzen Menschen töten!“

Wie tief ins Fleisch sich das Geschwür schon fraß!
Der Arzt schnitt das Geschwür. Alsbald genas
Der Körper, und, gereinigt in den Säften,
Blieb hell das Blut, der Geist auch heilte mit.
Verheilt zur Narbe war der Messerschnitt.
Der ganze Mensch kam wiederum zu Kräften...

So ist es auch mit Hitler und den Seinen.
Kaum sehen sie das Volk als Arzt erscheinen,
Schrein sie aus Angst, daß man sie scharf berührt,
Die ihres Volkes Gut und Blut verderben:
„Rührt uns nicht an! Das ganze Volk wird sterben!“
So schrein auch sie. So schnell auch dies Geschwür.

Es fraß sich schon hindurch bis auf die Knochen.
Von selbst ist das Geschwür nicht aufgebrochen.
Da half ein Schnitt. Sagt, stimmt nicht der Vergleich?
Ein Hitler stürzte. Und von seinen Wunden
Genas das Volk, um herrlich zu gesunden.
Und es erstand ein neues freies Reich...

Soldaten an der Ostfront! Dies Gedicht
Schrieb ich für euch. Soldaten, wollt ihr nicht
Mithelfen, eures Volkes Leid zu heilen?
Ein Schnitt tut not. Wird nicht DER Schnitt getan.
Fängt all das alte Leid von neuem an.
Den Schnitt zu tun, muß jeder sich beeilen.

Ein jeder, der dem Kriegsdienst sich entzieht,
Hilft mit, daß alsbald solch ein Schnitt geschieht.
Und wer beschließt, gefangen sich zu geben,
Trennt sich damit gleichwie mit einem Schnitt
Von den Verderbern, und so hilft er mit,
Daß Deutschlands Volk erwacht zu neuem Leben.

„WENN DEUTSCHE SOLDATEN UND OFFIZIERE SICH ERGEBEN, NIMMT
SIE DIE ROTE ARMEE GEFANGEN UND SCHONT IHR LEBEN. DIE ROTE
ARMEE VERNICHTET DEUTSCHE SOLDATEN UND OFFIZIERE. WENN
SIE SICH WEIGERN, DIE WAFFEN ZU STRECKEN, UND MIT DER
WAFFE IN DER HAND UNSERE HEIMAT ZU UNTERJOCHEN SUCHEN.“

Aus dem Befehl STALINS Nr. 55.

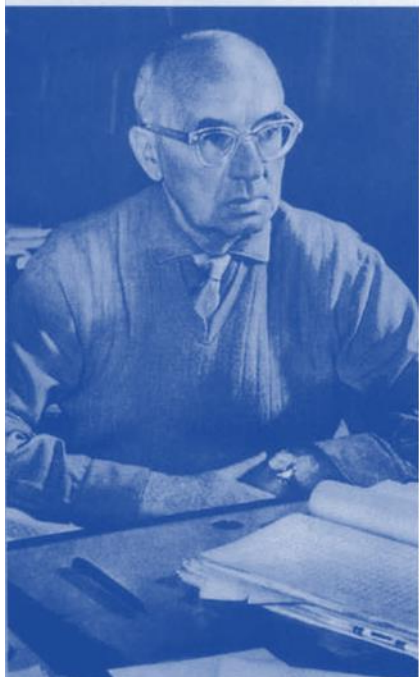
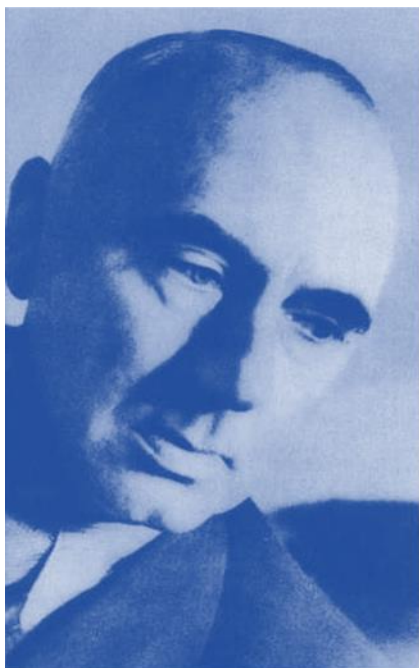


Staatsakt zum 60. Geburtstag 1951



Mit Stieftochter Marianne Schilow und Lilly Becher nach der Verleihung des Stalin-Friedenspreises im Februar 1953

Rechte Seite: Becher im Jahr 1947 – Erste Ansprache an das deutsche Volk im Berliner Rundfunk am 4. Juli 1945 – Letzte Aufnahme am Schreibtisch 1958 – Beim Segeln (um 1956)





Staatsbegräbnis

XVI

Weh dem, der liebt und will glücklich sein Volk und frei,
Hasst den Verrat und hasst Lügen, irres Geschwätz:
Oh, sie lohnen mit Foltern
Reichlich den!

Doch der Ton wird hohl, wenn er ihn mit dem Kampf sagenhafter Helden zu füllen meint, um vorzugreifen auf die nahende Zeit, in der man der Toten «gedenkt, die uns / Heimat und Glück beschert» – uns, den spät erst Heimkehrenden. Das unterscheidet den Exilanten von seinem Vorgänger: Der ward irre an seiner Sehnsucht nach einer frei gelebten Ganzheit des Volkes, abgewiesen von denen, die er liebte, ein Fremder, getrieben in das Reich seiner inneren Bilder, in eine Emigration, aus der kein Weg zurückführt, wenn Grenzen der Sprache überschritten sind, das Band der Mitteilung zerrissen. Während Becher ein äusseres Bild beschwört, das er auf seiner Flucht in die Sicherheit eines anderen Landes mitnahm, um sich nun, unsicherer denn je, daran festzuhalten in der Hoffnung, der furchtbaren Gewissheit, dass nur die Opfer anderer ihm und seinesgleichen das Glück der Rückkehr ermöglichen werden.²⁶¹

Es scheint, als habe er das Mysterium gefunden, dessen Priester er mit seinen früheren Hymnen von *Urach* bis *Penthesilea* sein wollte: Je grössere Opfer die Sache, die Herrschaft «des Menschen», die Verwirklichung der letzten Mythe verlangt, desto würdevoller kann er sie rühmen. Aber das ist nur die eine Seite, die des Ideologen, die den Macht- und Weihe-Anspruch des Ästheten in George-Manier konserviert. Wo Bechers Trauer in ein Aufarbeiten der eigenen Schuld, der Verfehlung eines anderen Lebens übergeht, gewinnen seine Verse an echter Fülle. Wie im *Holzhaus*, dem poetischen Flug von seiner Sommerwohnung bei Moskau nach Urach, einem Versuch, zu überschauen, «Wie das alles kam, / Woher es wurde.» Das schwäbische Domizil wird nicht, wie im vorhergehenden *Heimat*-Gedicht, doppelt verklärt als Ort des Abschieds und der Heimkehr, durch Opfer verbunden. Vielmehr spürt das lyrische Ich einem «Netz / Von unzerreissbaren Gesprächen» in sich nach, einem «Verwachsensein», sich selbst als Mitkämpfer begreifend, der die Landschaft im Lied bewahrt, der «Brücken des Erinnerns» schlägt, dass die gemeinsame Kraft sich nicht in Tageskämpfen aufreibe, «der Krieg ein heiliger» werde um den Stolz und die Ehre eines Volkes: «Nicht einen Klang geb ich euch ab, nicht eine / Der Farben wird freiwillig überlassen ...» Das war eine

äusserste, politische Kalkulationen nicht dulddende Kampfansage, die in einer Selbstkritik von gleicher Radikalität gründet:

Zu wenig haben wir geliebt, daher
kam vieles. Habe ich vielleicht gesprochen
Mit jenem Bauern, der den Weinstock spritzte
Dort bei Kressbronn. Ich hab mich nicht gekümmert
Um seinen Weinstock. Darum muss ich jetzt
Aus weiter Ferne die Gespräche führen,
Die unterlassenen. Fremd ging ich vorbei
Mit meinem Wissen, und an mir vorüber
Ging wieder einer mit noch besserem Wissen.
O überall war besseres Wissen, jeder
Besass die Weisheit ganz. Doch die Liebe fehlte
Und die Geduld. Und das Beisammensitzen.
Aussprache alles dessen bis ins Kleinste,
Was nottat und was marterte die Seelen.

Wer hat die Schwäche der Antifaschisten so restlos eingestanden, den «Hochmut wie das eitle / Zurschausichstellen künstlich Aufgeblasener: / Leicht hab ich mir's gemacht, wenn einer nicht / Derselben Ansicht war, schön überlegen / Kam ich mir vor ...» Warum überlesen Pike & Co. solche Sätze? Weil sie ihr Bild zerstören von den Kommunisten, die borniert sein müssen, oder wenigstens hinterhältig?! Dass alles dich anspricht, wenn du es liebst, dass selbst die Steine Zungen haben, dass Lieben heisst, «den Menschen und den Dingen Sprache geben», diese universale Verbundenheit aller Wesen hatte Becher ja tatsächlich vergessen, verdrängt mit seinem zweiten Eintritt in die KPD. Das bessere Wissen allein sollte für die Macht bürgen, die Wirklichkeit zu verändern, gerade weil er die ohnmächtig empfundene Mystik einer «kosmischen Weltrevolution» als sein Versagen vor der herrschenden Gewalt überwinden wollte.²⁶² Jetzt, wieder im Abseits, wird ihm erneut das Befremdliche seines Lebens bewusst: «das Nächste / War voll von Fremdsein, fremd bis zum Erschauern – / Zum Ich gehört ein Du, auch Du der Tiere, / Auch Du der Pflanzen. Ohne Du ist Ich / Ein sich selbst fremdes Wesen.»

In welcher Partei aber war Raum für einen solchen Ansatz? Rosa Luxemburgs Wort von der «Freiheit der Andersdenkenden» kam ihm wohl am nächsten. Doch auch wenn sie sich für den Fall treu geblieben wäre, dass sie, wie Lenin, Macht zu verantworten gehabt hätte, so würde das blosses Gewährenlassen des Anderen noch nicht bedeu-

ten, sich selbst in dessen Praxis zu erkennen, das eigene Besserwissen dialogisch abzubauen. Selbst bei Becher erscheint die Öffnung zum existentiell vernetzenden Dialog nur als monologisierende Position eines besseren Wissens. Im Grunde wusste er ja längst, dass jedes Ich eines Du bedarf, um nicht in seinen Träumen, Ängsten und Visionen zu versinken. 1915 hatte er Bachmair die Sehnsucht nach einem Du gestanden, das genau in dem Masse, wie es allein der Erlösung des Ich dienen soll, zum Objekt, zur Projektionsfläche seiner Wünsche verkommt – einen Halt im Alltag stiftend die Frauen und durch Unterordnung ihn erhöhend männliche Führergestalten. Was er für Liebe hielt, war noch ein Ausdruck narzisstischer Selbstbespiegelung, die Sprache, die er dem Anderen verlieh, ein Echo unerhörter Rufe.

Auch im *Holzhaus* gilt die Anrufung der Apfelbäume von Nürtingen schon als Botschaft, dass Hölderlins «ewiger Frühling» angebrochen sei im Volk, das wieder Mut zu heiligen Gefühlen habe. Da erscheint die eigene Umkehr zum Erbe als Versprechen, das Vergangene schliesse mit dem Kommenden einen «neuen Bund», als Glaube, das Ich könne die Zeit des Wartens beschleunigen, mit dem rechten Wort Liebe und Hass entfachen, den «Kampf der Helden» so begeistert wiedergeben, dass für jeden, der da fiel, sich zehn erheben, um endlich in die Vorwegnahme sagenhafter Erinnerung an ein Geschlecht zu münden, das einst ein «*Reich des Menschen*» gegründet habe.²⁶³

Becher löst den Neuanfang nicht ein, er verspielt ihn um alter Träume willen. Er redet über die Notwendigkeit des Dialogs, über das versäumte Gespräch mit dem Bauern, das sich in seinem Text nicht ereignet. Wie 1932 in dem Band *Graue Kolonnen*, dem letzten, der vor seiner Flucht in Deutschland erschien und dessen letztes Gedicht dem *Mann im Kasten* galt: Ein U-Bahn Schaffner, im Hochsommer ordentlich bemüht in seinem Kasten schwitzend, fragt das Ich nach einer Zeitung. Als er die *Rote Fahne* von sich weist, will der andere weitergehen, lässt sich aber doch belehren. Der Kastenmann erklärt, er weiche den Blicken der Leute, die er an ihren Fingern erkenne, festhaltend an seinem inneren Wert, als Persönlichkeit, die glaube, dass die Schinderei kein Ende haben werde, bevor nicht die alte Zeit mit dem Kaiser wiederkomme. Das Ich aber verlacht «die Dummheit» nicht, sondern nimmt sie als Resonanz der eigenen Sprache wahr, ihres Unvermögens, den «Kastengeist» zu brechen. Der Kasten singe ihm das Lied von der Persönlichkeit im Traum, sei verwachsen mit seiner Haut. Da spürt das Ich, wie es selbst in einem Kasten sitzt, aus

dem hohl die eigene Stimme tönt, statt die Wände zu durchschlagen. «So müssen wir die Kunst erlernen, / Geschickt die Bretter zu entfernen.» Und nach Wochen des Gesprächs seien sie aus ihren Kästen ausgestiegen.²⁶⁴ Wieder steht der märchenhafte Schluss an Stelle des nötigen Dialogs, der wirklichen Auseinandersetzung, in deren Verlauf das Ich den anderen nicht einfach hätte überzeugen, sondern selbst sich auf seine Wahrheit einlassen müssen, wie sie zu Beginn ihrer Begegnung anklang.

Das war ja die Grundschwäche seiner Bemühungen um eine Einheitsfront, dass er von der Moskauer Führung Argumente für einen Dialog mit Trotzlisten wie Silone erwartet hatte, statt die Sicht des Anderen selbst aufzuarbeiten. Da sass er fest in seinem Kasten, in der Uniform eines Schaffners der Komintern, hoffend auf die Wiederkehr eines Lenin, der mit Umsicht die Gleise ins neue Reich stellen werde. Nun liegt es an uns, die Dummheit zu verlachen oder sich einzulassen auf ihre Gründe? Warum hatte Becher nicht die Kraft, in seiner Phantasie den Bauern zu befragen, weshalb das Volk seinen Verführer so lange erträgt? Weil eine solche Frage keine Chance hatte, in Moskau veröffentlicht zu werden, weil der Blick auf «nur» Menschliches, auf die selbst Entmündigten im Schatten des eigenen Besserwissens an die Grenzen des Systems ging?

Allein konnte er lediglich aus der platten Misere der Kastenmänner im Knittelreim in die gehobene des Holzhausträumers im Blankvers flüchten. Verriegelt war der Weg nach draussen und der Schlaf geraubt: «Wer ist der Mörder meines Schlafes, wer? [...] O Krieg, der naht, ich darf darnach nicht fragen, / Im Schlaf auch nicht... Es horcht an jeder Wand / Und horcht hinab bis auf des Schlafes Grund», hiess es 1940 in *Wiedergeburt*. Das galt dem kommenden Krieg, aber mehr noch dem erfahrenen, der das leise Wort aufspürt: «Schweig auch im Schlaf! Halt vor den Schlaf die Hand! / Es schläft sich schwer mit zugehaltenem Mund.»²⁶⁵ Unter solchen Bedingungen eine Aussprache über die Martern der Seele zu fordern war reinste Blasphemie. Das Stenogramm der *Säuberung* lässt ahnen, wie sich die Realbeziehungen der Emigranten traumatisch verengen. Wie die Angst vor der falschen Beziehung sie immer weiter in Sackgassen treibt, gefangen in sich selbst, wie *Der Spiegelmensch* im *Glücksucher*. «So geht er durch das Spiegellabyrinth, / Er spiegelt sich in der Erinnerung – / Und träumt davon, die Spiegel seien blind, / Beschlagen von bildloser Dämmerung.»²⁶⁶

Daher die Ambivalenz seiner deutschen Städte-Bilder, die dem

Selbstvergessen im Kreislauf der Gewalt durch lebendige Erinnerung der eigenen Herkunft widerstehen und sich zugleich Phantasmagorien einer nie vorhandenen Idylle hingeben. In dieser Doppelung aber erschienen die Gedichte 1938 einer ganzen Reihe exilierter Autoren selbst beglückend: Herzfelde übernimmt sofort 1'000 Exemplare für eine Auslandsauflage und bescheinigt Becher, «als erster unter ‚unseren‘ Dichtern die Sprache wiedergefunden» zu haben.²⁶⁷ Stefan Zweig dankt herzlich, er müsse lang ausholen, um alles aufzuzählen, was ihn berührt, betroffen und bewältigt habe.²⁶⁸ Feuchtwanger hält die Anordnung für ausserordentlich geglückt und findet, «dass Sie und Brecht die deutschen Lyriker dieser Generation sind».²⁶⁹ Heinrich Mann: «Ihre Gedichte verdienen die höchste Achtung und Bewunderung. Sie machen reine Poesie aus den realen Tatsachen der Zeit.»²⁷⁰ Klaus Mann: «ein schönes reichhaltiges Buch; es hat mir ... viel Freude gemacht, und ich lese immer wieder darin: nicht ganz ohne *Neid* – wie ich zugeben muss; denn die Unbedingtheit Ihres Glaubens lässt mich umso bitterer die Qual meiner eigenen Zweifel, meiner Unsicherheit, Ungewissheit empfinden. [...] Wie glücklich müssen Sie sein! Denn schon die *Qualität* Ihrer Verse, die Innigkeit Ihrer Rhythmen und Beiworte beweisen mir, dass Sie *ehrlich* glauben ...»²⁷¹ Berthold Viertel: «Die Reinheit, der Ernst, die Selbstzucht machen mir dieses Buch teuer. Die Überzeugung, die hinter und in jedem Wort lebt, die Gewissheit des Richtigen, welche Sie und Ihre Arbeit durchdringt: dafür kann man Ihnen gar nicht genug danken.»²⁷² Friedrich Wolf, von Spanien nach Frankreich geflohen: «Es tut gut, dass Du zu so einfachen starken Formen gelangst ...»²⁷³ Döblin, der ihn einst so böse karikiert hatte: «Sie haben mich nicht nur damit erfreut, sondern ich muss Ihnen auch sagen, wie schön und echt ich diese Gedichte (nicht alle, aber gut 3/4 oder 4/5) finde, ein neuer ‚Becher‘, der beste, den ich kenne! Meinen Glückwunsch! – (Denken Sie an die so bedauerliche lyrische Rückentwicklung von Brecht; er geht überhaupt scharf zurück).»²⁷⁴ Herrmann-Neisse, der einmal Benn als Vorbild empfahl: «Da ist soviel echtes, im besten Sinne deutsches Dichtertum, soviel reiner Klang, vollkommene Einfachheit und gewissenhaftes, zielbewusstes Heimatgefühl, das mir sehr, sehr nahe ging.»²⁷⁵ Und schliesslich Thomas Mann: «Ich halte es für ein grosses Buch – wahrscheinlich ist es das repräsentative Gedichtbuch unserer Zeit und unseres schweren Erlebens.» Seine Schönheit liege in der Verbindung von Überlieferung und Zukunft, von Form und Revolution. Was paradox erscheine, doch sei

Form ja mit Goethe etwas Lebensgesegetes zwischen Auflösung und Erstarrung.²⁷⁶

Über all diese Stimmen gehen selbst die Rezensenten der Briefbände wortlos hinweg, zu schweigen von Pike, der die Originale hätte ebenso im Archiv finden können wie die kompromittierenden Texte Bechers. Aber solch Hochschätzung von nicht unbedingt linken Utopisten passt schlecht ins Bild eines charakterlosen Reimers. Da zitiert man bestenfalls den Neid von Klaus Mann auf den Glauben des Parteipoeten, ihn ironisch (miss-)verstehend, statt sich dem Problem zu stellen, dass es wohl Lügen gibt, die wahrhaftig sind, die auch gute Verse zeugen. Dabei ist Klaus nur ehrlicher als sein Vater, dessen Bruder und die anderen Bürger, die gern glauben möchten, dass ihre Kultur, ihre Lebensformen dank irgendeines Volkswiderstandes, einer Revolution oder wenigstens der Macht der Sowjets vor jener Vernichtung bewahrt werden, in deren Angesicht ihre eigene Klasse mehr und mehr versagt. Im März hatte Hitler Österreich heim ins Reich geführt. England und Frankreich aber sahen tatenlos zu, als sei von diesem Bündnis nicht zwei Jahrzehnte zuvor erst ein Weltkrieg ausgegangen. Statt eine Koalition mit Stalin zu bilden und den Hasardeur durch die Aussicht auf einen Zweifrontenkrieg zu zügeln, überreichten sie ihm im September die Sudeten auf dem Silbertablett der Diplomatie. Eines der «schmutzigsten Stücke, die je gespielt worden», nannte Thomas Mann das Münchner Abkommen.²⁷⁷ Da wurde kein Schauprozess plump inszeniert, da verschob man nur einen Teil Europas, um sich über den Tag hinwegzuhelfen mit der Eleganz eines Friedensrichters. Dass zugleich die Sowjetunion ihre Chance einer anderen Politik vergab, war die Sorge Stefan Zweigs: «Und welches Unglück, welcher Jammer, dass sich Russland gerade jetzt jeder Zuwanderung verschliesst! Was könnten diese ausgezeichneten [österreichischen] Ingenieure, diese Chemiker, Ärzte, Professoren, diese seit Hunderten Jahren geschulte Intelligenz bei Ihnen Fruchtbares leisten, wie vorteilhaft wäre ein solcher Einschluss für beide Teile.» So aber müsse «eine kulturelle Elite ohnegleichen unsinnig krepieren».²⁷⁸ Weil Stalin ihre Wehrlosigkeit fürchtet. Ingenieure kann man machen, aber ein kampfbereites Volk ...

Was also rettet Becher? Apletin erklärt nach der *Säuberung*, die deutsche Partei beabsichtige wahrscheinlich aus Prestige Gründen den Genossen in die KPdSU zu überführen. Wegen ernster Bedenken plädiere er jedoch nur für eine Kandidatschaft.²⁷⁹ Halten Pieck und Florin die Hand über den Versager, um die Partei mit seinem Prestige zu

schmücken? Allerdings waren Meyerhold, Kolzow und Tretjakow im Westen nicht weniger bekannt und geschätzt. Und Günthers Buch über die Logik der Nazi-Ideologie, *Der Herren eigener Geist*, erschien auf Anordnung Dimitroffs in einer Grossauflage von 14'000 Exemplaren zum VII. Weltkongress der Komintern, wo es auf dem Platz eines jeden Delegierten lag. Rücksichten auf Ansehen und Protektion versagten, wenn die Maschinerie zugriff. So logisch sie funktionierte, so zufällig blieben zuletzt ihre Folgen für das einzelne Leben. Das war der Schrecken, darin bestand die nirgends zu greifende, die sich potenzierende Verunsicherung des Systems, in dieser Unberechenbarkeit eines verselbständigten Apparates, dem es egal war, ob man gute oder schlechte Verse schrieb.

Wer in Hitlers KZ verschleppt wurde, gehörte einer politischen Anschauung, einer Rasse, einer Art zu leben und lieben an, die anders war, als die Gesetze des Reiches sie vorschrieben. Noch im äussersten Schmerz, im Erleiden physischer Vernichtungsgewalt, konnten sie den Wert ihres Andersseins empfinden, ihn solidarisch wachhalten. Zumal die SS den «Politischen» die innere Ordnung der Lager übertrug, als sie merkten, dass ein Regime von «Kriminellen» die Moral der Häftlinge, ihre Gesundheit und somit ihre Arbeitskraft verkommen liess. Die GULAGs hingegen verzehrten Menschen, die ihr Leben lang der Partei dienen wollten, die ihre Verhaftung unter absurden Anschuldigungen für ein Missverständnis hielten, und in dem Masse, wie sie ihren Glauben an die gemeinsame Sache festhalten wollten, an sich selbst zu zweifeln, in sich nach einer verborgenen Schuld zu suchen begannen. Sie, die als Volksfeinde auf der untersten Stufe der Lagerhierarchie standen, ausgesetzt den Befehlen professioneller Diebe und Mörder.

Dies alles wäre mitzulesen in den Versen des *Tasso*: Da ist einer, der einmal der erste und der letzte Dichter Deutschlands sein wollte, dem der anerkannteste deutsche Romancier versichert, er habe *das* Buch der Zeit geschrieben, während seine Gefährten ihm anvertrauen, auch er werde liquidiert, wie Freunde und Genossen ringsum. Und dennoch will er sich erniedrigen, sich der Partei verständlich machen, die, mit dem Stählernen im Rücken, den Brandherd ausbrennt, der vom Land seiner Herkunft her droht. Denn er hat in sich gegraben nach dem möglichen Verrat, war auf die Selbstgerechtigkeit des Intellektuellen gestossen, des Besserwissenden, der leicht dem Ruhm erliegt, der seine Stellung rettet im Hetzen wider den genehmen Feind,

und auf das Erziehungsmuster einer ganzen Generation, die in Träumen von ungeheuren Schlachten aufwuchs: «O Kindheit du, die solches uns gelehrt, / Was kann der Lehre Frucht sein, ihre Taten?! / Wer von euch, so verführt und schlecht beraten, / Hat sich von seiner Kindheit abgekehrt? // Aus Kindern wurden Männer, Schlächter, Schinder. / Die zeugten wieder Kinder, Kindeskindern.»²⁸⁰

Becher geht an die Wurzeln seiner Existenz, die Arbeit am *Abschied* wiederaufnehmend. Lange hatte er den Roman vor sich hergeschoben. Ein Preisausschreiben der American Guild for German Cultural Freedom, einer Hilfsorganisation für emigrierte Autoren und Wissenschaftler, mochte der Anlass gewesen sein, das Manuskript 1938 zu beenden. Im Grunde aber war es eine Art eigener Säuberung, der Versuch einer Selbstüberwindung, die er in Paris begonnen hatte. Schonungslos zeigt er sich an: «ich selbst war einer von denen, die Lust daran fanden, die sozial und physisch Schwächeren zu peinigen und zu vergewaltigen», hiess es in einer *Autobiographie* für die Preisrichter. Schonungs-, und zuweilen schamlos, wie Feuchtwanger in seinem Gutachten bemerkt, deckt er das Gewaltsame auf, von dem *Tasso* sprach.²⁸¹

Die Grausamkeit des Kindes, das den Herrenöhnen hilft, sich ihre Mitschüler zu unterwerfen, erscheint doppelt überwunden auf dem Weg zur Findung einer eigenen Sprache im Schreiben von Gedichten und der Parteinahme in den wahren Klassenkämpfen, in die Hartinger, der Proletensohn, den Hans Gastl einweihet. Gezeigt werden Rückblicke im Gestus klassischer Aufklärung, des Ausgangs aus selbstverschuldeter Unmündigkeit. Die dafür nötige Distanz spricht jedoch weniger von besserem Wissen denn vom Eingedenken einer dialogischen Vermittlung, einer Erweiterung des eigenen Gesichtsfeldes durch den Einspruch anderer. Vor allem die Erfahrung anderer Lebensräume und ihnen entsprechender Haltungen reisst Brüche in das Weltbild, das dem Ich-Erzähler in seinem Vaterhaus anezogen wird. Aber nur, weil die heile Bürgerwelt selbst ein brüchiger Schein ist, eine Ordnung, gegen die ihr Schöpfer anschreit, um nicht zu ersticken. Die Zerrissenheit des eigenen Heims treibt ihn zu dem Anderen. In die verbotene Sexualität der Eltern, die durchs Schlüsselloch aufblitzt, wie im Guckloch auf dem Rummelplatz die Bilder vom Sturm auf Peking, der Niederschlagung des Boxer-Aufstands, sich selbst beegnend unter den Henkern mit einem abgeschlagenen Kopf in Händen, und beim erhebenden Anblick des Kolossalrundgemäldes der Schlacht von Sedan. Es ist die immer gleiche Perspektive der Sicht auf greifbar nahe und doch unerreichbar ferne Traumwelten.

Auch den Vater sieht er durch ein Guckloch zurück in seine Kindheit blicken. «Schaukelte dem Dorfeingang zu auf einem Heuwagen. Ein Bauernbub war er.» So gelingt es ihm, den Staatsanwalt, der soeben einen Raubmörder köpfen liess, von der Bestrafung des Sohnes abzulenken, als er ein Goldstück von seiner Grossmutter gestohlen hat, um mit Hartinger der Schule auf den Rummel zu entfliehen. Der Zorn des Vaters weicht dem Stolz, aus eigener Kaft es zu etwas gebracht zu haben, und die Mutter schmilzt lächelnd dahin, sobald er sie nach Durlach befragt.²⁸² War es nicht diese Technik «glückbringender Fragen», die er in seinen Moskauer Gedichten instinktiv anwandte, um die Väter der Partei milde zu stimmen?

Der ganze Roman besteht aus Guckkastenbildern, einer Abfolge loser Impressionen, die sich nur äusserlich dem Muster des Entwicklungsromanes fügen. Denn die Entwicklung dieses mittleren, an sich selbst verzweifelnden, Entscheidungen schwächlich ausweichenden Helden zu einem Dichter und Parteigänger des Sozialismus verlief gerade nicht mustergültig. Gemessen am Hauptkriterium des «Sozialistischen Realismus» – einer eindeutigen Perspektivgestaltung, die im Verlauf der subjektiv erzählten Geschichte die objektive Gesetzmässigkeit der Historie erfasst –, ist Bechers Idealisierung zu schwach oder vielmehr verräterisch: Hartinger, dem positiven Helden, fehlen in seiner geradlinigen Zuversicht gerade jene Züge, die alle anderen Figuren dem Leser menschlich nahebringen, und das Ich behauptet zwar am Ende, mit dem Verlassen des Elternhauses aus einem strammstehenden in ein standhaftes Leben hinüberzugehen, doch bleibt die Wandlung offen, da es nur Abschied nimmt von einem längst verlorenen Heim.

Vielleicht verhinderte die vordergründig parteiliche Perspektive den Druck des Manuskripts in Amerika, obwohl es nach zustimmenden Gutachten von vier der fünf Preisrichter mit einer besonderen Empfehlung an Verleger ausgezeichnet wurde. Auch Feuchtwanger schrieb von «aufgepappten und etwas aufdringlichen Stellen», die aber mühelos gestrichen werden könnten.²⁸³ Becher hat den Roman Ende 1939 noch einmal überarbeitet, bis er im Jahr darauf in Moskau erschien. Es gibt keinen Beleg, ob dabei das 28. und 29. Kapitel verändert wurden, die zumindest in der vorliegenden Form die Aufklärungsperspektive unterlaufen: Der Vater liefert den Sohn ins Johannes-Pensionat von Oettingen ein. «Wir kommen hier ohne Prügel aus», empfängt ihn Direktor Förtsch, der sich wohlgefällig seinen dichten Schnurrbart mit einer kleinen, ver-

schrumpften Hand streicht. Die Tage sind in Klingelzeichen eingeteilt, vom Aufstehen über Andacht und Früharbeit bis zum Schlafengehen; «es gab keine stillen, entlegenen Orte, im Abort schrillte die Klingel wie pfeifendes Messerschleifen». Totale Ordnung ersetzt die Prügel.

«Jede untere Klasse war einer höheren dienstbar. [...] Es gab keine Widerrede. Wer nicht parierte, geriet in ‚Verschiss‘. Wer in Verschiss geriet, war vogelfrei. Wer so einem Verfeimten begegnete, musste ihn puffen, anspucken.» Dem Neuen wird erzählt, ein Mitschüler habe eine Erfindung gemacht, um das Wunder der Sterne auch tagsüber zu betrachten. Er soll auf einem Stuhl Platz nehmen und durch einen Zylinder in seinem Rockärmel schauen. Zwei vor ihm behaupteten, Marsbewohner zu erblicken. Er sieht nichts und stimmt dennoch zu, während das Rohr ihn niederdrückt. «Ich war bereit, das ganze Weltall zu sehen, nur um wieder hochzukommen.» Da fließt eine stinkende Brühe auf ihn herab, und man umtanzt den Lügner, der seine Prüfung bestanden hat.

Für dennoch Widerspenstige hat Förtsch den «Aufzug» erfunden. Mit zwei Fingern seiner verkrüppelten Hand ergreift er die Haarspitzen des Zöglings und zieht ihm sacht das Fell über die Ohren. Was er mit dem Weibsbild gemacht habe, will der Erzieher wissen. Ein «Fräulein Klärchen», des Erzählers erste kindliche Liebe, hatte im Urlaub, zum Entsetzen seiner Eltern, mit dem Knaben in einer Laube gelesen. Jetzt gesteht er, was immer der andere verlangt. Was war mit dem Geld? «,Sagen Sie es doch selbst, Herr Direktor, was ich mit dem Zehnmarkstück ... Sie wissen es ja besser, Herr Direktor, Sie sagen ja die Wahrheit, Herr Direktor. Ich will's ja gestehen, Herr Direktor!' [...] ‚Schweinereien hast du getrieben mit einem Weibsbild, hm. Dafür hast du die zehn Mark ausgegeben, damit du's weisst, hm!' ‚Ja, Herr Direktor, so war's! Das ist die Wahrheit, wirklich so, ganz genau so!' Ich stand wieder auf dem Boden unten. Draussen läuteten die Kirchenglocken. ‚Hm. Das nächste Mal wirst Du mir das alles noch ausführlich erzählen, und im Zusammenhang. Hm. Genug für heute. Hm. Marsch! Mach dich fertig zum Kirchgang! Hm.' Die Klingel schrillte.» Sich erinnernd, wie Hartinger standhielt, als er selbst ihn einmal mit Brennessein traktiert hat, fühlt das Ich seine Nichtswürdigkeit und singt zu Gott, dem Furchtbaren, der Grauen und Höhle zugleich sei, «das Du» im Verborgenen.²⁸⁴

Entschlossen, mit Gottes Hilfe der Tortur zu trotzen, erfindet Gastl das nächste Mal doch «eine ganz tolle Sache von einem verworfenen

Weibsbild», und der Direktor verschont ihn. Inzwischen von einem Mitschüler aufgeklärt, schildert der Junge unbefangen, was er nur vom Hörensagen kennt: «eine Reihe von Schweinerein im Zusammenhang, wie Direktor Förtsch wünschte, und bis in jede Einzelheit». Der streichelt befriedigt den Schnurrbart, schmunzelt wohlwollend, legt ihm seine Hand auf die Schulter – «und meinte, er hätte aus mir schon innerhalb der wenigen Tage meines Aufenthalts, ohne Anwendung der verpönten Prügelstrafe, einen wahrheitsliebenden Menschen gemacht». In diesem Augenblick der Freundlichkeit erscheint dem Erzähler die Hand als ein selbständiges Wesen: «Der ganze Direktor bestand, wenn ich von ihm träumte, nur aus dieser kleinen verkrüppelten Hand. Seinen Kopf, seinen Leib, die Beine zog diese Hand hinter sich her, Direktor Förtsch musste Angst vor ihr haben, dass sie ihm nicht selbst etwas an tue ...»

Aber die Gestalt des Schreckens ist auch eine der Zuneigung, den Klassen durch die Stadt voranmarschierend: «Wenn wir spürten, wie unsere Tritte in den engen Strassen widerhallten und unser Gesang mächtig zu den altertümlichen Giebeln emporschwoh, [...] – dann war Direktor Förtsch zu unserem Führer geworden, den wir voll Stolz an unserer Spitze dahinschreiten sahen, von einer unsichtbaren Fahne umweht, und dessen Befehlen wir ‚treu bis in den Tod‘ gefolgt wären.» Die Schüler selbst ersuchen ihn um Kriegsspiele. «Es war wieder das beseligende Gefühl, einem Ganzen eingeordnet zu sein und nach einem einheitlichen Plan geleitet zu werden, was das Gehorchen eines Befehls zu etwas Freiwilligem, ja mehr: zu etwas Erlösendem machte.» Menschen und Dinge erscheinen verändert – Freunde werden Feinde und Örtlichkeiten danach betrachtet, wie sie sich zu Angriff oder Verteidigung eignen. «„Zu Befehl!“ schnarrte ich beglückt und knallte die Hacken zusammen.» Sah das Ich im «Aufzug» zuerst die Methode eines Henkers, so gehört er nun zu dem grossen Spiel, in das ihr Anstaltsleben sich verwandelt. Vordem halfen sie den Opfern. Jetzt wird jeder Bestrafte noch auf drei Tage in Verschiss erklärt. «So sorgten wir selbst für ein strenges Regiment und kamen uns männlich und soldatisch vor, wenn wir uns gegenseitig mit den härtesten Strafen belegten.»²⁸⁵

Nach dem Geständnis verweigern seine Eltern ihm Weihnachten die Heimfahrt. Das Ich bleibt allein mit einem Kadetten. Der kriecht zu ihm ins Bett, wird entdeckt und gibt aus Angst dem anderen die «Schuld». Der Erzähler leugnet, doch gesteht er nach Sekunden der Schweben alles. Ohne das «Versöhnende des Kriegstreibens» zeigt sich

das Pensionat in böartigem Grauen, das die Stille noch steigert. Gespensterhaft huschen Direktor und Haushälterin über die Gänge, gewohnt, die Zöglinge zu belauschen. Als ein Paket der Eltern zum Zeichen ihrer Vergebung den Sohn erreicht, sinkt er heulend zu Boden. Förtsch hebt ihn auf. «So sanft hatte mich noch nie jemand in die Arme genommen.» Er setzt sich an sein Bett und erzählt «eine lange Geschichte aus seiner Kindheit, dabei glitzerten seine Augen, als weinte es bei ihm, tief innen. Mit einem riesigen Knüttel hatte ihm einst, als er hungrig war und ein Stück Brot gestohlen hatte, sein Vater die Hand zerschlagen. Auch er, der Direktor, kam vom Land her, [...]. Seine kleine verkrüppelte Hand legte sich mir weich auf die Haare. Da musste ich wieder losheulen. Jetzt kannte ich mich gar nicht mehr aus.» Heiligabend beschenken sie einander. «Da siehst du, wie gern wir dich alle haben!» sagt Förtsch. «Das Gefühl schwamm, tränenfeucht, wieder dorthin, in die grosse Rätselhaftigkeit: zu Gott.»²⁸⁶

Was war das? Der deutsche Militarismus? Ein Männerbund, erzogen zu frommen Kirchgängern, keusch und treu bis in den Tod, heroisch sich selbst überwindend in soldatischer Zucht? Mit hinterhältigen Initiationsriten sich entlastend von der freiwilligen Unterwerfung durch lustvolles Erniedrigen des von aussen her Kommenden und strenge Verfolgung der Abweichler im Innern, sich über den erdrückenden Alltag der geschlossenen Ordnung erhebend im Gefühl, einem Ganzen anzugehören. Eine abgründige Satire auf das Patriarchat, wie von keiner Feministin erfunden, und doch von Zeitzeugen bekräftigt. Allerdings, wörtlich bestätigt haben 1969 zwei einstige Mitschüler Bechers nur die Brutalität eines zynischen Deutschlehrers mit Namen Förtsch. Die Kriegsspiele und den Eifer wechselseitiger Bestrafungen erwähnten sie nicht. Vielleicht, weil sie nicht danach gefragt wurden und diese unangenehme Erinnerung verdrängt hatten? Alles Bedrückende in der Person des perversen Lehrers zu vereinen hätte ihnen die Last der Mitschuld von der eigenen Seele nehmen können. Doch da bliebe noch der Schnurrbart und die verkrüppelte Hand, diese auffällig hervorgehobene Zeichnung seines Leibes. Auch sie wird von den Zeugen nicht erwähnt, bezeugt also die eigentliche Arbeit des Autors, dessen Gestaltung wohl von dem Original abweicht, dem er umso präziser die markanten Züge des Jossif Wissarionowitsch Dshugaschwili verleiht: eines Mannes, der es liebte, sich zum Zeichen seines Wohlwollens über den Bart zu streichen, und der Mühe hatte,

den linken Arm zu beugen, da er in seiner Kindheit an einer Blutvergiftung infolge eines Geschwürs an der Hand litt, als sein Vater, ein Dorfschuster im ewigen Suff, ihn grausam schlug.

Der Stählerne, dessen Name als der alleinende Geist, als das Zeichen eines übermenschlichen Aufbaus in Bechers Gedichten beschworen wird, hier erscheint er in leiblicher Gestalt: ein armer, verkrüppelter Mensch, der seine Schwäche in Demonstrationen «männlicher» Stärke verkehrt, der die selbst erlittene Gewalt als Herr und oberster Diener einer neuen Ordnung aufhebt. Er prügelt die Söhne nicht wie sein Vater. Als ein aufgeklärter Mann erzieht er durch perfekte Einteilung der Zeit und des Raumes die Schützlinge, die selbst in ihrer Klassenstufung das System des Gehorsams reproduzieren. Ein System, das in sich gerecht ist: denn jeder Dienende wird nach einer feststehenden Zeit in den Rang eines Bediensteten gehoben. Vor diesem Gesetz sind alle gleich, gibt es keine Privilegien mehr. Alles ist überschaubar und verläuft nach Plan, nichts bleibt verborgen. Allein in vereinzelten Fällen, wenn doch jemand von der Gleichheit abweicht, auf Abwege zu geraten, schmutzigen Gedanken, der Sünde, krankhafter Absonderung zu verfallen droht, dann muss er, im Interesse des Ganzen und seiner selbst, zur Vernunft gebracht werden: mit entschiedener Gewalt, doch nur sofern sie nötig ist, um der gesunden, inneren Wahrheitsliebe zum Durchbruch zu verhelfen, d.h. in sublimer, genau kalkulierter Form statt mit unsinniger Prügelei. Ein System des ewigen Friedens, das permanenter Kriegsspiele bedarf, um nicht an seiner eigenen Leere zugrunde zu gehen. Das sich Feinde erfindet und die Tugenden des wahren Soldaten in ihr Gegenteil verkehrt: den Schutz der Schwächeren durch tapferes Standhalten vor den Angriffen wirklicher Gegner.

Wer hat, zu dieser Zeit und nicht nur an diesem Ort, ein so vielschichtiges Psychogramm des geliebt-gefürchteten Führers und der Prozesse um ihn her geschaffen? Natürlich ignorieren Pike & Co. den Roman. Hätte man aber nicht eher die zwei Kapitel in die Lehrpläne westdeutscher Schulen aufnehmen sollen, statt diesen *Abschied* im Gedächtnis der Ostdeutschen auszuradieren? Welche Rolle der Verfasser auch immer in Moskau gespielt hat, gleich welche Zeugnisse seiner Schwäche die Archive noch bergen mögen, all dies ändert nichts an der Schärfe des Textes. Ob Becher ihn so geplant hatte oder ob ihm die Ambivalenz passiert ist, sich ihm unbewusst über die Erinnerung des einst Erlittenen, der verdängten Kindheit, die Kontur erneuter, unerwartet gleicher Leiden schob, ist eine zweitrangige, wenngleich nicht unwichtige Frage. Sich ihr im Dialog

mit Heranwachsenden zu stellen würde einen anderen Unterricht erfordern und ermöglichen: ein Gespräch, das nicht lehrt, «was der Dichter uns sagen wollte», das Spuren lebendiger Erfahrungen im Text freilegt und sich nicht abspeisen lässt mit der faulen Ausrede, der Mensch sei halt in seiner Zeit verstrickt gewesen.

Egon Günther und Günter Kunert hatten dergleichen mit ihrer Verfilmung des Romans 1968 versucht. Sie hielten sich an die Modernität Bechers, sahen einen einzigen Monolog voller Bilder und Gegenbilder, der, den allwissenden Erzähler des 19. Jahrhunderts verabschiedend, dem Medium des Films entgegenkomme und aktuell sei in seiner «Darstellung der Schwierigkeit, innerhalb des sogenannten Establishments gegen das Establishment etwas auszurichten», von Schwierigkeiten, in die jeder gerate, «der in überlebten gesellschaftlichen Formationen und Konventionen aufwuchs und sich daraus zu befreien sucht. Die restaurative Gesellschaft weist gerade in diesen Tagen offen nach, dass sie, trotz gewandelter Herrschaftsmethoden, trotz gewandelter Phraseologie, die alte Gesellschaft geblieben ist: autoritär und repressiv.»²⁸⁷ Das war offiziell auf die Bundesrepublik gemünzt, in der jedoch gerade die Studentenbewegung mit ihrer Rebellion gegen das Establishment die Kruste des Adenauer-Staates aufbrach. Das Wort von der «veränderungsfeindlichen Gesellschaft» konnte daher jeder wache Leser nur auf die sozialistische Menschengemeinschaft Ulbrichts beziehen, als deren Prophet Becher galt. Günther hat 1994 denn auch vor der Ausstrahlung seines Films / im ORB erklärt, er habe ihn gegen die Vorlage gedreht. Während der ganzen Arbeit hätten sie nur gelacht über die Dialoge, liess er sich nun vernehmen, lässig zurückgelehnt, mit grossem Künstlerschal um den Hals. Dem Film war ein unerwarteter Erfolg beschieden. Ein Anflug von Erotik soll Massen jugendlicher Zuschauer angelockt haben, abgesehen von den Schülern, die ihn klassenweise sahen; bis er nach wenigen Wochen aus den Kinos entfernt wurde. «Das ist nicht unser Hans», hatte Lotte Ulbricht erkannt. Ein Spiel aber, das sich über den Text erhebt und den Oberen missfällt, muss ihm noch lang nicht überlegen sein. Förtsch erschien vielmehr als lächerlicher Giftzwerg, als ein «böswilliger Neurotiker», wie Kunert meinte.²⁸⁸ Solch Reduktion ist wohl der Preis des Besserwissens, das den Anderen doch nur benutzt. Später, in seinen Frankfurter Vorlesungen, wird die kluge Belehrung noch fragwürdiger, wenn er Brecht und Becher, die einstigen Mentoren, mit dem Vorwurf erledigt, sie seien Gefangene des 19.

Jahrhunderts geblieben und des letzteren Deutschland-Gedichte der schwächste Ausdruck eines verkrampten Empfindens.²⁸⁹

Als hätte Becher nie versucht, gegen dieses Verhaftetsein im Vergangenen anzuschreiben, den Schatten seiner Herkunft zu umreißen, über den er nicht zu springen vermag, den er mit sich schleppt im Schein des ersehnten Anders werdens. Liegt in dem Ergründen der eigenen Schwäche denn gar keine Kraft verborgen? Die Abstammung, die er nun erkundet, führt ihn, jenseits ideologischer Gegensätze, weder zu proletarischen noch bürgerlichen, sondern bäuerlichen Wurzeln: «Mit schwerem Gang, schwer von den Vätern her, / Die breit die Beine stellten, wenn sie mähten», so zeichnet er sich im *Selbstbildnis 1938*, «erinnerungsschwer», als zöge er «viel Dunkel nach und könnt ihm nicht entgehen».²⁹⁰ Auch der Roman zeigt den Sohn eines Bauernsohnes, den sein Ehrgeiz, sein modernes Selbstbewusstsein in die Stadt (ver-) treibt, in ein Labyrinth von Mauern, Spiegeln und Gucklöchern. Das Erbe der gespaltenen Existenz, die innere Heimatlosigkeit, als deren Folge er die äussere des Exils begreift, hält in dem Enkel die Erinnerung an ein ursprüngliches Einheitsempfinden wach, das ihn zum zweiten Mal bemerken lässt, wie oberflächlich sein Politisieren gegen die Ordnung des Vaters blieb, dass er selbst nur deren Willkür und Masslosigkeit radikalisiert hatte. Wie er 1919/20 die expressionistische Manier mit erfüllter Klassik und den Kreislauf der revolutionär entfesselten Gewalt im Anruf allvereinender Liebe überwinden wollte, so wendet Becher sich erneut dem «Klassischen» zu, das durch Einfachheit überzeuge, durch Reinigung der Sprache und Gefühle Menschen und Völker miteinander verbinde.²⁹¹

Dennoch ist er kein Wortführer der Expressionismusdebatte,²⁹² die 1937 im *Wort* mit der Bemerkung Kurellas begann, der Weg von Benn zeige, dass die formal-ästhetische Revolte in den Faschismus führt, und 1939 mit Lukács' Abgesang auf den Avantgardismus endet. Wobei die Positionen so platt nicht waren, wie sie heute im Prisma der siegreichen Moderne erscheinen: Kurella bezog sich auf einen Brief des Benn-Verehrsers Klaus Mann, der 1933 gewarnt hatte, das Spiel mit dem Irrationalen münde gesetzmässig in den Kultus der Gewalt. Eine Warnung, der Benn später recht gab. Und Lukács berief sich auf Nietzsches Dekadenz-Befund. Indem er der Kunst der Montage vorwarf, sie sei nur der adäquate Ausdruck des Zerfalls, der Atomisierung und Verdinglichung des Menschen in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, erwies

er sie gerade als deren Realismus. Natürlich war es borniert, dieser Realbewegung das «Ideal des harmonischen Menschen» nach Massgabe des 19. Jahrhunderts entgegenzusetzen. Allein die Frage, ob Kunst mehr kann, als die Selbstzerstörung zu fixieren, ist damit nicht erledigt. Auch hatte die Avantgarde im Zwang zur permanenten Erneuerung schon 1930 ihren Höhepunkt überschritten, war sie selbst bereits «klassisch» geworden. Das gab der Debatte etwas Scheinhafes. Brecht verweigerte sich ihr, da man einander nur in die Brust schlage, ohne jemanden zu überzeugen. Als ihn im Juli-Heft der *IL* 1938 der «Murxist» Lukács angriff, schrieb er an Becher, er habe keine Lust, «angesichts des heraufkommenden grössten krieges aller Zeiten formideale zu diskutieren», und werde seine Mitarbeit so lange einstellen, «bis diese formalistische kritisiererei einer ernsteren und produktiveren literaturbetrachtung platz gemacht hat»?⁹³

Becher beteiligt sich gleichfalls nicht an der Debatte, obwohl er ein exemplarischer Expressionist war und Benn als seinen Antipoden empfand. Er teilte das Ideal des Ungarn und bewunderte dessen Abgeklärtheit, während seine eigenen Reflexionen dem Bannkreis des Erlebten verhaftet bleiben. Daher ihre Naivität, die sie im doppelten Wortsinn problematisch macht, ihnen Tiefe verleiht. Die einst, in den Hymnen *Um Gott*, besungene Sehnsucht nach der verlorenen Einheit scheint sich in der Gestalt des weisen Gross-Vaters Stalin zu erfüllen: Als Bild des neuen Menschen, «ganz, aus einem Stück», vom Dorf her kommend und durchglüht von einer Lust des Lernens, wird er, im Grunde noch immer expressionistisch, in *Jalta* heraufbeschworen. Ein namenloses Phantom, ein Fetisch der eigenen Gebrochenheit: «Du einziger, zu dem ich sagen kann: / ‚Mein Vater!‘?» Da steht ein banges Fragezeichen hinter dem Bekenntnis. Es spricht vom Zweifel, ob die Lichtgestalt vom Trauma des finster Knurrenden mit dem aufgespitzten Schnurrbart erlöst, «den ich / ‚Mein lieber Vater‘ dankbar nennen musste ...», so «dass, gemartert / Vor Angst, ich einsam mich in mir verkroch». Das ist die widerständige Sprache eines Sklaven, der seinen furchtbaren Herrn gütig stimmen will im Eingeständnis der eigenen Schwäche:

Ihr wisst es schon, woher das Unheil kam,
Weit liegt's zurück, liegt in uns selbst oft dort,
Wo wir es nicht vermuten, tief versteckt.
Wieviel an Stumpfsinn, rohen Spässen hab

Ich mitgemacht, bewunderte gar noch
Den Rohling, «männlich» pries ich den, mich selbst
Fand ich verächtlich wegen meiner Weichheit.

Er habe sie kommen sehen, die «Barbaren», protzend mit ihren Schmissen. Die «braven Bürger», die sich mit den Hunnen verglichen und ihrem Kaiser nachäfften, Pardon werde nicht gegeben. Nur sei er selbst, sich den Erziehern widersetzend, seinen Feinden gleich geworden und habe grad *der* Behaglichkeit geschlürft aus seiner Dichtung, den er aufschrecken wollte, die faule Ruhe mit einem Donnerwort zerschmetternd.²⁹⁴

Becher war schon, auf seine Art, wahrhaftig. Pasternak schrieb ihm nach Erhalt des Bandes *Wiederkehr*, der auch diese Verse enthielt: «Ich danke dir, du wahrer, grosser, einziger Dichter. ... Ich gratuliere dir herzlich, es ist ein siegreiches Glück, solch einen Reichtum wie dein Buch, solch eine Insel im heutigen Lügenmeere zu besitzen. Jahre, ein Leben auszumachen, sind vergangen, die Weiten klären sich, und nach Rilke kommst du, – jetzt ist es Tatsache.»²⁹⁵ Man muss die Euphorie nicht teilen, um sie dennoch als Gegenstimme allzu fixer Urteile wahrzunehmen. Der Brief datiert vom September 1940. Seit einem Jahr herrscht Krieg in Europa und ist Antifaschismus in Moskau verboten.

Am 15. März 1939 liess Hitler die Tschechei besetzen, Volksgenossen in Böhmen und Mähren unter seinen Schutz zu stellen. Fünf Tage zuvor hatte Stalin im Rechenschaftsbericht an den XVIII. Parteitag erklärt, mit dem Einfall Italiens in Äthiopien und Japans in China sowie der Annexion Österreichs und der Sudeten durch das Dritte Reich habe der imperialistische Kampf um eine Neuaufteilung der Erde begonnen. Nur Frankreich, England und die USA leugneten, dass dies ein Angriff auf ihre Interessen sei, sie begünstigten die Aggressoren aus Furcht vor der Revolution, wie sie infolge des ersten Weltkriegs ausbrach, und in der Hoffnung, die Angreifer gegen die Sowjetunion lenken zu können, um zuletzt den wechselseitig geschwächten Kriegsteilnehmern wieder ihre «Friedens»-Bedingungen zu diktieren. Er wolle nicht Moral predigen, doch den «durchtriebenen bürgerlichen Diplomaten» zu verstehen geben, dass ihr gefährliches politisches Spiel in einem Fiasko enden könne.²⁹⁶ Ende März verkündeten Frankreich und England, sie würden für die Souveränität Polens garantieren, das die deutschen Forderungen nach Danzig und einem Korridor ins Ostpreussische abwies. Abgelehnt hatten die drei auch den sowjetischen Vorschlag einer Sicherheitskonferenz mit Beteili-

gung Rumäniens und der Türkei. Stalin, der bereits vom Münchner Abkommen ausgeschlossen worden war, musste erwarten, dass der Westen auch Polen fallenliess, und dann würde die Wehrmacht 50 Kilometer vor Minsk und 250 vor Kiew stehen. Zumal England insgeheim Gespräche mit Vertretern der deutschen Politik und Industrie aufnahm. Man wusste um die Nöte Berlins: Autobahnbau und Hochrüstung hatten zwar die Arbeitslosigkeit behoben, dafür aber, wie von Marxisten vorausgesagt, die Disproportionen in der Volkswirtschaft als Ganzes verschärft. Britische Diplomaten rechneten nun, durch lukrative Verhandlungsangebote bis hin zur Mitbeteiligung an den eigenen Kolonien das vernünftige Eigeninteresse des Kapitals zu wecken und den Aggressionsdrang der Reichsregierung wieder an westlich-zivilisatorische Regeln zu binden.

Doch Hitler dachte nicht kapitalistisch, wollte sich nicht mit Grossbritannien den Weltmarkt teilen, vielmehr eine deutsche Erdherrschaft begründen: «Polen wird entvölkert und mit Deutschen besiedelt. Mein Polenpakt war nur als Zeitgewinn gedacht. Und im Übrigen, meine Herren, ereignet sich mit Russland ja nur dasselbe [...]. Nach Stalins Tod, er ist ein schwerkranker Mann, zerbrechen wir die Sowjetunion. Dann dämmert die deutsche Erdherrschaft auf», verhiess er den Oberbefehlshabern der Wehrmacht am 22. August 1939. Der Führer hielt sich für einen nietzscheanischen Übermenschen, ein ausserordentliches Ich, das seinen grausamen Stolz darin findet, altes Recht zu brechen und neues zu erschaffen: «Unsere Stärke ist unsere Schnelligkeit und unsere Brutalität. Dschingis Khan hat Millionen Frauen und Kinder in den Tod gejagt, bewusst und fröhlichen Herzens. Die Geschichte sieht in ihm nur den grossen Staats gründen».²⁹⁷ Wie das mongolische Volk mit seinem Heerführer aufstieg und unterging, so werde es im deutschen niemals wieder einen Mann mit mehr Autorität geben als ihn selbst. Weil ihn aber jederzeit ein Idiot beseitigen könne, sie nur noch wenige Jahre wirtschaftlich durchhielten und die Gegner «keine Herren, keine Tatmenschen», sondern feige Würmer seien, müsse er das Gesetz des Handelns ergreifen.²⁹⁸

Der tags darauf beschlossene Pakt war für Hitler ein letzter Trumpf, der das Wagnis kalkulierbar machte, seinen Militärs die Angst vor einem Zweifrontenkrieg nahm und der Wirtschaft für den Fall einer Westblockade Rohstofflieferungen aus dem Osten sicherte. Die blitzartige Eroberung Polens selbst hatte das Oberkommando bereits Anfang April für den 1. September geplant.

Allein ein entschiedenes Bündnis von West und Ost hätte sie noch verhindern können. Ende Juli willigten Paris und London ein, Militärverhandlungen in Moskau aufzunehmen, doch auch dies erst unter dem Druck sowjet-deutscher Wirtschaftsgespräche. Und noch immer liessen die Militärs fünf lange Tage verstreichen, per Dampfer und Bahn über Leningrad schleichend, als seien Flugzeuge noch nicht erfunden. Schliesslich kamen sie ohne jegliche Vollmachten, mit dem offenbaren Auftrag, die Verhandlungen hinauszuzögern. Ribbentrop hingegen drang seit Anfang August auf ein eiliges Spitzentreffen und erbot Verbindlichkeiten: einen Nichtangriffspakt für 25 Jahre und geregelte Interessensphären im Baltikum. Hitler selbst kündigte Stalin in einem Telegramm die «Festlegung der deutschen Politik auf lange Sicht» an und sprach von einer Wiederaufnahme der beiderseitig nutzbringenden Linie vergangener Jahrhunderte.²⁹⁹

Der Adressat antwortete sogleich, ihre Völker bedürften friedlicher Beziehungen, und erklärte sich bereit, den Reichsaussenminister zu empfangen. Schon Anfang Mai hatte er den jüdischen Volkskommissar Litwinow, der das erfolglose Konzept einer kollektiven Sicherheit vertrat, durch seinen Getreuen Molotow ersetzt. Die deutsche Diplomatie sah darin nicht nur ein Entgegenkommen, vielmehr ein Zeichen grundlegender «Strukturwandlung» des Bolschewismus unter Stalin, der an Stelle der Weltrevolution die nationale russische Idee mit der Konsolidierung des Sowjetstaates verknüpfte.³⁰⁰ Auf dieser Basis verstanden sie einander. Auch Stalin musste einen Zweifrontenkrieg vermeiden, seit Japan in die Mongolei eingefallen war. Zudem wusste er um die Schwäche der Roten Armee, die er erst 1936 in ein stehendes Heer nach westlichem Vorbild reformieren liess, das noch immer mangelhaft ausgerüstet war und dessen fähigste Offiziere er selbst hatte hinrichten lassen. Deutschland versprach langfristige Sicherheit, stabile Lieferungen von Rüstung und Maschinen gegen Rohstoffe sowie mässigenden Einfluss auf den östlichen Aggressor.

Ihre beiderseitige Anerkennung als Tat- und Herrenmenschen, nicht, wie später rechtfertigend verwässert, der blosser Zeitgewinn, trieb Hitler und Stalin zueinander. Ribbentrop bestätigte dem Generalsekretär, er habe durchschaut, dass der Antikomintern-Pakt sich vor allem gegen den Westen richte, und der Georgier erhob sein Glas auf die Gesundheit des Führers, weil er wisse, wie sehr das deutsche Volk ihn liebe.³⁰¹ Dessen Widerstand, die Opfer der Kommunisten zählten nicht. Sie hatten sich

nicht durchzusetzen, nicht selbst Herr zu werden vermocht, also mussten sie untergehen. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, deren Länder sie nun in einem Zusatzprotokoll untereinander aufteilten, achteten die Diktatoren, die sich beide als belächelte Aussenseiter von tief unten an die Spitze ihrer Reiche emporgearbeitet hatten, so wenig und so viel wie die Herren in Frankreich und England das Recht ihrer Kolonien. Stalin hatte die Diplomaten gewarnt, dass er nicht moralisieren, dass er sie mit ihren eigenen Waffen schlagen werde.

Wobei die strenge Geheimhaltung des Protokolls und das Zögern, die Grenzen Polens zu überschreiten, andeuten, wie wenig ihm die Rolle eines Angreifers genehm war. Nicht aus Skrupeln vor dem unterworfenen Volk. Polen hat sich 1938 noch ein Stück der Tschechoslowakei einverleibt und mit seiner Verweigerung jeglicher Durchmarschrechte für die Rote Armee eine Einigung über effektive Militärhilfe mit dem Westen blockiert. Jetzt nahm sie jene Territorien in Beschlag, die Polen selbst, obgleich erst durch die Oktoberrevolution nach 120 Jahren staatlicher Nichtexistenz wieder zur Unabhängigkeit gelangt, 1920/21 als Partner Frankreichs in den Interventionsfeldzügen von Belorussland und der Ukraine annektiert hatte. Die ursprünglich vereinbarte Demarkationslinie reichte bis Warschau und umschloss Lublin. Beide Gebiete tauscht Stalin, selbst überrascht, dass Polen in nur drei Wochen überrollt wird und der Westen ihm, ausser einer formalen Kriegserklärung, keinerlei reale Hilfe zukommen lässt, gegen Litauen, um seinen Einmarsch mit dem Schutz weissrussischer und ukrainischer Blutsbrüder zu begründen.

Der Vorwand erscheint nicht ganz so verlogen, bedenkt man, was der Diplomat Harry Graf Kessler sich 1915 notiert: Gerade «aus sentimentalen und humanitären Gründen, d.h. auf Grund des Nationalitätenprinzips und der ‚Menschenrechte‘» wäre ein polnischer Nationalstaat abzulehnen, da die ethnographischen Voraussetzungen für eine solche Einheit fehlten, die als künstliches Gebilde zur erbarmungslosen Unterdrückung der Juden, Ruthenen, Letten und Deutschen führen würde.³⁰² Was ihn nicht hinderte, drei Jahre später Jozef Piłsudski aus seiner Magdeburger Schutzhaft zu befreien, um die Bolschewisierung Polens aufzuhalten und selbst als erster deutscher Botschafter in Warschau das Kunstgebilde anzuerkennen. Politik war auch für ihn die Kunst des Interessenausgleichs mit je eigener Moral. Piłsudski, Mitbegründer der Sozialistischen Partei Polens, stürzte 1926 die liberale Regierung nach dem Vorbild Mussolinis und diktierte fortan die Ordnung im Lande. Der General mit dem herrischen Nietzsche-Bart starb

1935, ein Jahr nach seinem Pakt mit Hitler, unter dessen Ansturm das Gebilde zusammenbrach. Die Besatzer, die nun erklärten, sie betrachteten es als ihre Aufgabe, in dem zerfallenden Staat Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und den «Völkern ein ihrer völkischen Eigenart entsprechendes friedliches Dasein zu sichern»,³⁰³ radikalisierten nur zynisch die Haltung der Pans ihren eigenen Minderheiten gegenüber.

Wobei die Sowjets keine «Entvölkerung» betrieben. Auch wenn Stalin 1940 in Estland, Lettland und Litauen Marionettenregierungen installieren liess, sie per «Volksbefragung» zum Eintritt in die Union zwang und Krieg mit Finnland um eine Pufferzone zur Verteidigung Leningrads führte, so diente dies weniger ihrer Kolonialisierung denn der Sicherung des eigenen Landes. Und haben denn je die Vereinigten Staaten von Amerika nach dem Völkerrecht gefragt, als sie in Sowjetrussland einfielen, das insgeheim Frankreich und England in Interessensphären aufgeteilt hatten, und später, wenn sie ihre Sicherheit in Vietnam, Chile und am Golf verteidigten? Die alte Geschichte, ein Meer voller Lügen, von den Schlachtschiffen der Moral durchkreuzt. Stalin meinte durchaus, «ein sicheres Fundament für einen dauerhaften Frieden in Osteuropa geschaffen» zu haben mit der Verwandlung des Nichtangriffspaktes in einen «Grenz- und Freundschaftsvertrag» am 28. September 1939,³⁰⁴ der sein Weltbild wieder in Ordnung brachte. Jetzt waren erneut England und Frankreich die Kriegstreiber wie zehn Jahre zuvor, wie 1919 und ein Jahrhundert vordem. Ihm war es Ernst mit der Tradition deutsch-russischer Zusammenarbeit seit Katharina II., den antinapoleonischen Befreiungskriegen und ihrer Erneuerung im Vertrag von Rapallo. Er hielt Hitler nicht für so dumm, ein Land anzugreifen, an dem schon einmal ein Beherrscher Europas gescheitert war. Natürlich liess Stalin seine Burg weiterrüsten, hielt er fest am Konzept der «Vorwärtsverteidigung», die den Gegner auf dessen eigenem Territorium schlägt. Doch der jetzt, nach dem Triumph des vereinten Deutschlands, wieder aufgewärmten These, die Nazis seien nur einem Angriff der Sowjets zuvorgekommen,³⁰⁵ widerspricht deren Sorglosigkeit, mit der sie nicht ihre Westgrenze verstärkten und Warnungen vor einem Überfall ignorierten, sie gar als feindliche Verleumdungen in Presse und Rundfunk zurückwiesen.

Der Pakt sollte ein Modell friedlicher Koexistenz von Staaten verschiedener Gesellschaftsordnung sein und Stalin sich auch darin als der Erbe Lenins erweisen. Nachdem Hitler Anfang Oktober eine Konferenz der Grossmächte vorgeschlagen hatte, um Garantien für den

Frieden und die Sicherheit Europas festzulegen, erschien in der Regierungszeitung *Iswestija* ein Leitartikel, der Verhandlungen forderte, statt den Krieg im Namen des Antifaschismus fortzusetzen: Jedem Menschen stehe frei, seine Meinung über Ideologien zu äussern, sie zu verteidigen oder abzulehnen. Sinnlose und törichte Grausamkeit aber wäre es, Menschen wegen ihrer Weltanschauung zu vernichten. Das führe zurück in die Religionskriege des Mittelalters, in kulturelle Verwilderung. Den Hitlerismus zu achten oder zu hassen sei eine Geschmacksache. Für seine Vernichtung Krieg zu führen hiesse in der Politik eine verbrecherische Dummheit begehen.³⁰⁶ Und Ende des Monats nannte Molotow vor dem Obersten Sowjet in nahezu gleichem Wortlaut den anglo-französischen Kampf für die Demokratie eine Maske, mit der sich die Sorge mächtiger Kolonialmächte tarne, ihre Weltherrschaft zu verlieren.³⁰⁷

An dieser Rede lässt sich entschlüsseln, was Stalinismus vom Ende der zwanziger Jahre bis zum Zusammenbruch des Ostblocks 1989 bedeutet hat: nicht kleinliche Machtgier einer Handvoll Abenteurer, im Gegenteil – der Wille zu grosser Politik, zur Garantie von Frieden und Sicherheit aus Verantwortung für das Leben und die Kultur der Völker, die im Dienst ideologisch verklärter Herrschaftsinteressen einander zerfleischen. Der Blick aber, der jegliche Ideologie als ein Instrument der Massen-(Ver-) Führung durchschaut, kennt keine Unschuld mehr. Er kann den Andersdenkenden, auch wenn er noch so grausam über sein Volk herrscht, als politische Realität anerkennen, sich um Möglichkeiten einer friedlichen Kooperation bemühen, insofern und damit der andere nicht in den eigenen Macht- oder Sicherheitsbereich eingreift. Die eigentliche Gefahr für eine solch aufgeklärte Politik geht von dem Glauben im Innern aus, von Häretikern, die Wahrheiten über das Machbare hinaus suchen, die sich nicht begnügen mit dem Fetischdienst der Priester, die unberechenbar, spontan, schöpferisch sind, schwer einzuordnen in das Regelwerk der Verwaltung. Um die Form, die Macht, den Frieden zu wahren, müssen sie verdrängt und im Augenblick der Ratlosigkeit vernichtet werden. Die Folge ist ein wachsendes Erblinden für die Fremdheit des Gegners, die zur Projektionsfläche der eigenen Taktik verkommt.

Stalin, der sich Hitlers *Mein Kampf* von Molotow vortragen liess, sah im Antisemitismus und der Verachtung für die slawischen «Untermenschen» offenbar nur Phrasen, die das Volk befriedigen, ihn als Führer ausweisen sollten, wie sein eigener Personenkult. Die Pogrome

der «Reichskristallnacht» 1938 verstand er wohl als innenpolitische Disziplinierung, vielleicht auch als ein Druckmittel gegen das «jüdische Kapital» im Westen, nicht aber als das, was sie sinnlich waren, unvermittelt greifbar für jeden, der nicht wegsehen wollte – der schrille Auftakt eines Völkermords. Die Weltanschauung, die der feigen Menschenjagd zugrunde lag, zur Frage des Beliebens zu erklären, die man hassen oder achten könne, war mehr als geschmacklos. Gefangen in ihrer Selbstgerechtigkeit, triumphierten sie über den Zerfall des Polenstaates und wollten nicht wahrhaben, dass dies erst der Anfang sein würde einer lang geplanten Eroberung des Ostens, sich selbst beschränkend durch das knechtische Verbot einer Auseinandersetzung mit den Ideen des befreundeten Feindes.

Für die Emigranten war der Pakt ein Schock. In Frankreich schlug er allen Bemühungen um eine Volksfront ins Gesicht und gab jenen recht, die in Stalin den Verräter an der Welt revolution sahen. Trotzdem konnten sie Antifaschisten bleiben, während ihnen in Moskau noch diese letzte Identität genommen wurde. Die Partei hatte ihre Genossen gelehrt, in jähen Wendungen das Mal einer «dialektischen» Linie, einer Bestätigung Stalinscher Weisheit zu ertragen. Zunächst mochten sie, ohne Kenntnis des Geheimprotokolls, mit der Bevölkerung aufatmen, die wochenlang in der Angst vor einem unausweichlich nahenden Krieg gelebt hatte, ausgeliefert dem Verhandlungspoker der Regierungen in Ost und West. So jedenfalls sah es 1971 Heinz Willmann, einst redaktioneller Mitarbeiter der *IL*, der Fischer vorwarf, Becher zu verunglimpfen mit seiner Behauptung, der Dichter habe es nicht mehr wagen können, sich zu seinen Überzeugungen zu bekennen.³⁰⁸ Eine umfangreiche Arbeit zu Bechers Publizistik in der Sowjetunion übergang die Zäsur 1976 ebenso wie die Biographie von 1981. Erst im Jahr der Auflösung des anderen deutschen Staates rührte Hedda Zinners *Selbstbefragung* auch an dieses Tabu: «Wir konnten es nicht glauben, wir verstanden es nicht. So viele unserer Genossen waren in Hitlerdeutschland ermordet worden. [...] Becher meinte, die Sowjetunion habe ihn abgeschlossen, um Zeit zu gewinnen, ich war derselben Ansicht. Lilly war nicht so sicher, sie hielt dagegen, dass Hitler Stalin imponiere, vielleicht sogar so sehr, dass er ihm vertraue.»³⁰⁹ Zur gleichen Zeit erschien der Mitschnitt eines Gesprächs von Erich Fried und Heiner Müller, der ein Gedicht Bechers auf den Pakt lancierte: «Ich kenne es nur durch eine Indiskretion: ‚An Stalin. Du schützt mit deiner starken Hand den Garten der Sowjetunion. Und jedes Unkraut

reisst du aus. Du, Mutter Russlands grösster Sohn, nimm diesen Strauss' – und jetzt kommt einer der grössten Reime der deutschen Literatur – ,nimm diesen Strauss mit Akelei zum Zeichen für das Friedensband, das fest sich spannt zur Reichskanzlei'»³¹⁰

Die akademische Beschäftigung von Jahrzehnten verschwindet vor dem Aufblitzen von Erinnerungsspuren im Augenblick des Zerfalls. So wird es gewesen sein: Die «Trotzkistin» durchschaut das Spiel der Führer, und der Mann reimt zu ihrem Schutz eine Huldigung, deren Grösse ganz der Farce entspricht. Allerdings hat er den präzisen Schwachsinn selber nie veröffentlicht. Im Mai und Juni 1939 brachte die *Literaturnaja gaseta* noch seinen zweiteiligen Überblick zur deutschen Exilliteratur, der mit dem Grundsatz begann: «Der Hitlerfaschismus stellt die grösste Gefahr für die gesamte Menschheit dar.»³¹¹ Nun musste er den Fortsetzungsdruck soeben gelobter Romane, von Anna Seghers' *Das Siebte Kreuz* und Feuchtwangers *Exil*, kommentarlos einstellen. Die September-Nummer der *IL* erschien erst im Monat darauf als ein Doppelheft, das zwei Reden von Molotow zum Nichtangriffspakt enthielt. Daneben standen Übersetzungen eines armenischen Volksepos, chinesischer Balladen, russischer und eines jüdischen Autoren. Aus der noch unveröffentlichten *Wiedergeburt* übernahm Becher sechs Gedichte, darunter auch *Kinder-Irrfahrt* – Verse auf die Odyssee einer jüdischen Familie, deren Schiff nirgends landen darf, Solidarisierung mit einem Massenschicksal, über das Stalin und Hitler hinwegsehen. Auch wenn er fortan nur von kapitalistischen Kriegstreibern reden konnte, so war der Internationalismus seiner Zeitschrift doch gegen die NS-Rassen- ideologie gerichtet. Und schliesslich nahm Becher nichts zurück von der Kennzeichnung der kommenden «Barbaren», deutscher Kleinbürger, die sich in der Pose grosser Eroberer gefielen. Der abgenötigte Verzicht auf einen vordergründigen Antifaschismus verdichtet eher die Konturen, zwingt zu einer Typisierung, die politische Schemata unterläuft. So ist vielleicht die Intensität des indirekten Stalinporträts 'm *Abschied* gerade dieser Massregelung der offiziellen Sprache zu verdanken.

Trotzdem war die Situation absurd. Zu Bechers 50. Geburtstag im Mai 1941 sollte ein erster umfangreicher Sammelband seiner Gedichte in russischer Übersetzung erscheinen. Doch stritt man im Staatsverlag für nationale Minderheiten so lange um die schon umbrochenen Texte, bis sie im Monat darauf gerade wegen der mühsamen Tilgung politischer Bekenntnisse nicht mehr tragfähig waren. Auch die Rede zur

Feier des Jubilars im Klub des Schriftstellerverbandes, die Tamara Motylowa, eine Absolventin ohne Rang und Namen, hielt, hatte das Thema auszusparen, um die anwesenden Vertreter der deutschen Botschaft nicht zu verärgern.³¹² Obwohl ihm die Staatsbürgerschaft vom Reich aberkannt und die sowjetische im Januar 1940 verliehen worden war.³¹³ Er war befreit von der Angst, die Botschaft regelmässig um Verlängerung des Passes ersuchen zu müssen und im Falle einer Ablehnung ausgewiesen zu werden. Eine Angst, die doppelt erpressbar machte: Trude Richter wurde tatsächlich vom NS-Geheimdienst angeworben. Sie lehnte ab, erstattete Bericht und weckte das Misstrauen des NKWD. Andererseits unterstanden Bürger der Union deren Justiz, die sie umso schneller verurteilen konnte. Da *Das Wort* 1939, nach der Verhaftung von Kolzow, unter dem Vorwand eingestellt wurde, die Absatzmärkte seien mit der Besetzung von Wien und Prag weggebrochen, war die *IL*, neben Thomas Manns *Mass und Wert*, die wichtigste deutschsprachige Literaturzeitschrift des Auslandes. Das mochte Bechers schützendes Prestige erhöhen, doch im Zeichen des Paktes verkehrte sich das Lob des Antifaschisten in einen Tanz auf glühenden Kohlen, oder besser – auf faulen Eiern.

Blieb der Rückzug ins Private, auf das Reimenschliche, den Günther dem *Glücksucher* vorwarf. 1938 heiratete er Lilly, nachdem Lotte in Brünn die Scheidung eingereicht hatte. In der Begründung hiess es, sie lebten seit über fünf Jahren getrennt.³¹⁴ 1934 war er zuletzt bei Frau und Kind erschienen. Sie hatte die Zweigstelle eines Reisebüros eröffnet, im Herbst soll ihr mit Herzfeldes Hilfe die Flucht nach England geglückt sein. Dort wohl zunächst in einer Art Auffanglager untergebracht, beschreibt die promovierte Chemikerin im Juli 1939 ihr Dasein als Dienstmädchen, das absoluten Nichtstuern die Schlafzimmer aufbetten müsse: «Einen solchen Klassendünkel kann man sich überhaupt nicht vorstellen, eine servant, insbesondere eine refugee-servant ist ein ganz minderwertiges Wesen, sie darf bloss durch die ‚backdoor‘ gehen.» Dennoch ziehe sie die Arbeit dem Lagerleben vor, um den Sohn nicht zu verlieren: «Ich bin durch ihn imstande, dieses stupide Leben zu führen, dieses dumme Pack zu bedienen», das nichts als «yes Madam, thank you Madam» hören wolle. Sie hoffe, noch rechtzeitig zu Graf zu kommen, der von Brünn nach Amerika emigriert war. Becher möge wenigstens für Atti die Fahrkarte beschaffen. «Bitte überleg alles, scheue keinen Weg und keine Mühe, man muss doch verstehen,

dass Du Deinem Sohn helfen musst, ich kann doch nicht mehr tun, als ich jetzt durch Jahre hindurch für ihn getan habe.» Er sei ein heiterer, kräftiger Bursche geworden, mit argem Heimweh. «Auch nach Dir hat er oft grosse Sehnsucht, warum habe ich keinen Vater, alle Kinder haben einen Papa' .»³¹⁵

Der bitter-traurige Brief wirkt noch berührender, liest man, worum Eva Herrmann ihren liebsten alten Hasen, die «alte Fettbacke», am gleichen Tag ersucht: sich einen Roman von Friedrich Walter, dem Manne ihrer gemeinsamen Freundin Fränze Herzfeld, anzuschauen, weil Feuchtwanger ihn im *Wort* zu drucken versprach und sie den beiden schon den Mund wässrig gemacht habe mit den vielen Valuta, um ihre Ferien zu finanzieren.³¹⁶ Sollte er das Wort des Romanciers einlösen, der allein ästhetische Qualität und keine humanitären Gründe gelten lassen wollte, oder Mittel aus «seinem» Valutafonds entwenden, dem Sohn zu helfen? Viele verlangten nach Hilfe. Auch Weiskopf, der sich von Paris nach New York retten konnte, klagt über ausstehende Honorare: «Wissen denn die Leute, die diese Verzögerungen auf dem Gewissen haben, nicht, dass sie ungeheuren Schaden anrichten? Welcher Mangel an Phantasie wenn nichts Ärgeres!»³¹⁷ Im Oktober meldet Eva von Bord ihres Schiffes nach Amerika den Tod Fränzses. Der Mann sollte interniert werden, sie würde ohne Geld verhungern. Beide wollten sterben, er aber kam im Krankenhaus wieder zu sich und ins Lager.³¹⁸

Was tun, wenn das Leid kommt, wie der Regen fällt? Sich unterstellen, in ein Schlupfloch verkriechen? Hatte Brecht nicht die Verteidiger der Kultur in Paris gewarnt vor ihrer kommenden Hilflosigkeit? Oder lag es an der mangelnden Phantasie, sich die Not der anderen vorzustellen, um selbst andere Wege zu gehen? Stalin hielt sich an das Konzept aller Sieger der Geschichte, die immer mit List und Gewalt ihre Interessen durchzusetzen verstanden. Deren sublimste Waffe, die Diplomatie, hatte Brecht abgelehnt. Doch sein Verweis auf die Eigentumsverhältnisse half niemandem. Das entsprach der dialektischen Methode, den versöhnenden Schein einer Erlösung von oben zu zerstören, um die Kraft zur Selbsthilfe von unten freizusetzen. Brecht war boshaft desillusionierend um einer Güte willen, die in der Veränderung der Wirklichkeit besteht. Becher wollte im Bestehenden gut sein, auch um den Preis, sich mit dem «Bösen» zu arrangieren. «Warum zum Teufel», warf ihm Weiskopf vor, «ist ein solcher Gegensatz da zwischen dem poetischen und dem nichtpoetischen (Briefe schreibenden, mit den unsympathischsten und widerwärtigsten Leuten ver-

bandelten) J. R. B.?»³¹⁹ Weil die *IL*, von der so viele sich Hilfe erhofften, nicht zu halten war ohne Kompromisse mit diesen Leuten?

Becher half auch Lotte, so gut er konnte. Graf bat er, das Honorar für in Wien gedruckte Gedichte an seine Frau zu überweisen. Nach Mitteilung des Sohnes hat er für dessen Schulbildung Geld gesandt, wohl vom Erlös der wenigen im Westen publizierten Bände. Denn sein Rubelgehalt war nicht konvertierbar. Vergeblich ersuchte er Heinrich Mann um Vermittlung eines Westverlegers für die Sonette. Vielleicht hätte er mit einer amerikanischen Erstveröffentlichung von *Abschied* die Überfahrt der beiden finanzieren können, vielleicht hoffte er aber auch auf einen eigenen Neubeginn, wie ihn die Bemerkung von Klaus Mann nahelegt, er habe darüber nachgedacht, «was es hier» – in New York – «für Sie an Möglichkeiten» gebe, doch werde es schwierig sein, wenn Becher nicht fließend Englisch könne.³²⁰ Ob der Zwangsmoskauer versucht hat, die Fahrkarte für das Kind zu finanzieren oder der Kriegsbeginn alle Pläne zerschlug, lässt sich kaum mehr in Erfahrung bringen. Allein es geht ja nicht um Geld. Warum verwehrt er dem Elfjährigen, was er selbst einst entbehrte – einen liebenden Vater? Im Doppelsonett *Der Sohn*, geschrieben zwischen 1935 und 1938, stellt er sich die Frage. Das eigene Bild werde in dem des anderen fort dauern, der das Glück habe, anzufangen, wo der Weg aus dem Dunkel für das Ich ende, heisst es zunächst recht traditionell. Dann aber folgen die bittersten und ehrlichsten Verse, die Becher je geschrieben hat:

Ich habe Angst, das Spiel zu wiederholen.
Ich flieh vor dir, und du bist doch: mein Sohn.
Ich schlug dich nie. Ich hab dir nichts befohlen.
Es war mir so, als würdest du mir dröhn

Mit jenem Tag, an dem du zu mir trittst
Und sagst: «Ich geh. Ich hab genug gelitten.»
Was ich erlitt einst, jetzt auch du erlittst.
Es war zu spät, dir dann noch abzubitten ...

Ich flieh vor dir und kann dir nicht entfliehen,
Denn kommt der Tag nicht, wird ein anderer sein.
Du wirst mich finden und mich an dich ziehen:
«Nie spieltest du mit mir. Ich war – so klein – »

Und schau mich, deinen Vater, fragend an:
«Ich bin dein Sohn. Was hab ich dir getan?!»³²¹

Dem schliessen sich das *Selbstbildnis* seiner bäuerlich dunklen Herkunft und die Hoffnung auf eine *Nachfolge* an, auf einen, der erfüllen werde, was ihm, einem «Zeit=Beendet», versagt geblieben, so wie ein zweites Gedicht an den Sohn:

Wohl mancher spricht: «Es wär die Pflicht» –
Doch andre Pflicht geht vor indessen.
Der wollte nicht, der konnte nicht.
Ein andrer hat es gar vergessen.

Du kannst, weil so die Zeiten sind,
Mein Kind nicht sein. Mein armes Kind.³²²

Das erste Sonett spricht von dem Dilemma, aus Angst vor dem eigenen Rückfall in eine tyrannisch erfahrene Vater-Rolle dem Sohn die spielende zu verweigern. Zeugnis einer Unfähigkeit zu lieben aus Furcht vor den Vätern in sich selbst, die ihre Schwäche brutal an die Schwächeren, an ihre Söhne Weitergaben. Ein menschliches Versagen, das Becher nicht nur als individuelle Schuld auf sich nimmt, das er als Erbe von Generationen abzutragen versucht, um die Kette der Insouveränität, die sie immer wieder an das Vergangene fesselt, aufzubrechen. Das erleichtert ihm nicht den Umgang mit dem Sohn. So schnell entkommt niemand seiner Herkunft. Die innere Zerrissenheit wächst eher in dem Masse, wie er sie auf dem Papier, in souveräner Handhabung der geschlossen schönen Form zu überwinden meint. «Im Vers allein bin ich ganz da», gesteht der Schreibende in *Jalta*. Dichtung wird zum Ersatz der nicht gelebten Ganzheit, zur Hoffnung, ein ideeller Sohn werde das Schein-Dasein fortsetzen, sein Werk vollenden. Indem er dies Werk als Erfüllung einer vordringlicheren Pflicht als der leiblicher Vaterschaft erscheinen lässt, wird das eigene Versagen auf «die Zeit» verschoben. So dass die Schwäche sich wieder in Brutalität verkehrt, in die rationalistische Ausflucht des Vaters, der in abgehackten Versen sich einredet, ein Opfer in höherem Auftrag zu bringen.

Die gleiche Haltung, oder Pose, nahm er der Tochter Lillys gegenüber ein. Nach Hedda Zinner meinte Marianne, Becher habe alles, was in ihm gut sei, in seinen Gedichten ausgegeben, so dass für das Leben nichts übrigblieb. Er hätte ihr die Mutter gestohlen, die ganz für ihn

dasein musste, Zeitungen und Bücher in russisch, französisch und englisch lesen, Material liefern und ertragen, dass er «seine Bewunderung für andere Frauen» allzu offen zeigte.³²³ Der schwache Mann hat die widerspenstige Frau in den Dienst seiner Dichtung gestellt, zehrt von ihrer Kraft. Aber auch sie fand seit Paris ihre Lust in seiner Aufrichtung als ein grosser Dichter, dessen Nachruhm sie zwanzig Jahre lang eifersüchtig hüten wird.

Den Sommer 1941 verbrachte die vierzehnjährige Tochter ausnahmsweise mit auf der Datsche in Valentinowka. Seit 1937 mieteten die Bechers, Hedda Zinner und Fritz Erpenbeck von Mai bis September ein Holzhaus bei Moskau, um der Hitze der Grossstadt zu entkommen, wie einst in Urach. Die Männer fuhren mit der Stadtbahn in ihre Redaktionen, die Frauen führten die Wirtschaft, und Rumpl, die Tochter, kam ins Ferienheim. Der 22. Juni begann wie jeder Tag: Hans und Hedda waren Frühaufsteher, Baden, Waldlauf, Schreiben. Nach dem Frühstück gingen die Frauen in den Ort nebenan, Lebensmittel einzuholen. In der Schnapsabteilung drängelt ein Bursche sich vor, verlangt einen Wodka, weil er nicht warten könne, Charkow sei bombardiert. Und die Sonne schien, als wäre nichts geschehen. «Es ist vielleicht besser so. Es war ja vor auszusehen, es musste kommen», habe Becher die Heimkehrenden empfangen.³²⁴

Damit endete, in Lillys Erinnerungen, ihr letzter Holzhausaufenthalt, um fortan das Beste für den Sieg der guten Sache zu geben, den die Sowjetunion vertrat. «Also von diesem Junitag 1941 an gab es keinen Tag des Urlaubs, der Erholung mehr, sondern alle unsere Kräfte [...] galten nur dem : Wir leben nur für eines, für den Sieg.»³²⁵ Nach Hedda Zinner beschlossen sie allerdings, noch in der Datsche zu bleiben. Ihr Vermieter hob einen Splittergraben aus, der ihnen sicherer erschien als die Bombenkeller in der Stadt, in die Hans und Fritz auch weiterhin fuhren. Die Deutschen hatten das Land überfallen, doch ihnen schlug kein Hass entgegen. Und Stalin schwieg, zwölf Tage lang. Während der andere Führer verkündete, er werde Moskau und Leningrad dem Erdboden gleichmachen. Seine Wehrmacht hatte in 22 Monaten neun Länder erobert: Polen, Dänemark, Norwegen, Luxemburg, Belgien, Holland, Frankreich, Jugoslawien und Griechenland. Überall nach dem gleichen Muster: Man brach Verträge, stiess überraschend, oft in gewagten Stellungen vor, überrollte blitzartig den Gegner, dessen Regierung floh und durch Kollaborateure ersetzt wurde, um sogleich Material für den nächsten Angriff bereitzustellen. Stalin glaubte nicht, dass auch die französische Armee, die er

als seinen eigentlichen Gegner achtete, sich so schnell geschlagen geben würde. England war noch gelähmt vom Dauerbombardement zur Jahreswende 1940/41. Wäre der Georgier, der sich im Mai noch zum Ministerpräsidenten ernannt hat, jetzt wie ein bürgerlicher Politiker nach eklatanten Fehleinschätzungen zurückgetreten, hätte sich sein Reich aufgelöst: Die Balten fühlten sich gedemütigt, in der Ukraine war das Elend der Zwangskollektivierung nicht vergessen, und nahezu jede russische Familie hatte unter den Säuberungen gelitten. Die Union begann zu zerbrechen wie das Kunstgebilde des polnischen Staates. Die deutsche Erdherrschaft war eine Frage der Zeit, denn mit der Kornkammer Europas und dem Öl von Baku im Rücken bliebe nur noch Amerika zu erobern.

So monoton es vor 50 Jahren hiess, allein der Stählerne habe Hitler das Genick gebrochen, so phantasielos wird heute der Satz zitiert, die Sowjetunion hätte den Krieg nicht dank, sondern trotz Stalins gewonnen. Zweifellos trägt der hinterlistige Dshugaschwili, der seine Konkurrenten gegeneinander ausgespielt, aus Angst vor einem Staatsstreich die Armee ihrer besten Köpfe beraubt und ausgerechnet Hitler vertraut hat, die Verantwortung für verheerende Niederlagen bis Ende 1942. Und den Widerstand der Völker hat weniger der Oberbefehlshaber geweckt als die Grausamkeit ihres Feindes, der sie, seiner Ideologie entsprechend, verächtlicher als Schlachtvieh behandelte. Aber auch das jüdische Volk haben Deutsche zur gleichen Zeit in Waggons verladen, als «Untermenschen» in den Osten. Warum widersetzten sie sich nicht? Weil die Beteiligten, die deutschen Handlanger, die Wache standen an den Transporten oder am Strassenrand zusahen, die mitsteigerten um den Hausrat der Abgeholtten, ihre Wohnungen übernahmen, Villen, Praxen, Kaufhäuser und Fabriken, wie die enteigneten Juden selbst glauben wollten, dass sie nach Recht und Gesetz deportiert, umgesiedelt würden? Wie die «Volksfeinde» zur Umerziehung in den GULAG? Weil die Vernichtung im Verborgenen geschah und die Opfer isoliert waren, als ewig Vertriebene seit zwei Jahrtausenden zur Duldsamkeit erzogen?

Der Überfall auf die Union war offenes Unrecht. Die Raubzüge, Hinrichtungen und «Vergeltungsaktionen» von SS und Wehrmacht ereigneten sich vor aller Augen. In einem Land, in dem zwei Generationen im Bewusstsein aufgewachsen waren, es durch eigene Arbeit erworben, es gestaltet zu haben. Am dritten Juli sprach Stalin: «Unser Feind ist grausam. Er kennt kein Erbarmen. Er ist aufgebrochen, um das Land zu erobern, das ihr mit eurem Schweiss getränkt habt, er will

uns unser Getreide und unser Öl nehmen, das ihr erarbeitet habt. Er ist ausgezogen, um die Herrschaft eurer Grossgrundbesitzer wiederherzustellen.» Aber der Generalsekretär propagiert nicht die Verteidigung einer neuen Sozialordnung, auch wenn er zuletzt das Volk aufruft, sich um die Partei Lenins und Stalins zu scharen. Es gehe um Leben oder Tod. Existentiell, nicht ideologisch, wird der Widerstand begründet. Der Gegner zwingt zur Härte wider sich selbst: Feiglinge, Panikmacher, Deserteure dürfe es nicht geben. Ehe sie dem Feind in die Hände falle, sei die Erde zu versengen. Partisanengruppen gelte es zu bilden, Sabotage zu organisieren, überall Kleinkriege zu führen. Darin bestand die Taktik des «Vaterländischen Krieges» gegen Napoleon, der im Juni 1812 mit der damals gewaltigsten Heeresmacht von 640'000 Mann Russland überfallen hatte. Kutusow war dem technisch überlegenen Eroberer ausgewichen, hatte ihn nicht nach der Einnahme Moskaus wie ein «Edelmann» als Sieger anerkannt, sondern mit Bauernschläue die eigene Hauptstadt in Asche gelegt und den grossen Feldherrn, wollte er nicht verhungern, zum Rückzug seiner jammervoll auf ein Sechstel schrumpfenden Armee gezwungen. All dies klang mit, wenn Stalin verkündete, Russland führe wieder einen nationalen und patriotischen Krieg, der ein Kampf um die Freiheit aller Völker sei.

Isaac Deutscher meint, die Rede von sich selbst in dritter Person wäre ungereimt, der schwerfällige Stil dem geforderten Siegeswillen unangemessen, im Gegensatz zu den mitreissenden Ansprachen Churchills.³²⁶ Und doch hat nicht England die deutsche Kriegsmaschinerie aufgehalten. So bedeutsam die nun gebildete Anti-Hitler-Koalition auch war, letztlich mussten die slawischen Völker, in der Mehrzahl Russen, den modernsten Waffen Europas mit notdürftiger Panzerung widerstehen. Deren Sprache war nicht die des Parlaments, nicht die originelle Formulierungskunst, die der britische Premier so meisterhaft beherrschte wie einst auch Trotzki. Die farblose Stimme Stalins, die zögernd nach Worten sucht, einfache Bilder findet, die nichts Neues erschafft, nicht Ausdruck einer besonderen Individualität ist, sondern umgekehrt alles Bedrückende, alles Ungewohnte per Analogie auf Bekanntes zurückführt und somit berechenbar macht, dies war die Sprache von Leibern, die eine Wiederkehr immer gleicher Leiden geformt hat. Sie drang tiefer in das kollektive Gedächtnis der Bauernmassen. Er, der einst seine Rivalen gefürchtet hatte und nun dem Feind standhielt, trug nicht nur eine «eiserne Maske mit be-

wundernswürdiger Seelenstärke»,³²⁷ er war diese Maske: als persona, Name, Inbegriff einer Ganzheit, wie sie Bechers Hymnen beschworen, konnte er die Seele des widerständigen Volkes verkörpern. Der Mann, der am 7. November auf dem Dach des Lenin-Mausoleums die Truppen zur Verteidigung der schon umkämpften Hauptstadt zu verabschieden kam, gab ihnen ihre Kraft zurück. Dass er blieb, während die Regierung Moskau verliess, wahrte den Glauben an einen aussichtslosen Sieg.

Obwohl Stalin log: Der Feind sei nicht so stark, wie «einige verängstigte Intellektuelle» ihn darstellten, Deutschland werde in spätestens einem Jahr zusammenbrechen. Wie ein Priester beschwor er die «Bilder unserer grossen Vorfahren» Alexander Newski und Kutusow herauf, die ihre Führer sein sollten. Wäre es möglich gewesen, die Stadt, das Herz der Union, zu retten, wenn er sich an die These Benjamins gehalten hätte, den Pessimismus zu organisieren? Zweifellos dachte der andere an ein Ziehen der Notbremse, *bevor* die Flucht nach vorn in der Sackgasse endet. Und doch bleibt die Frage, ob das Volk nicht im Augenblick seiner höchsten Not getäuscht werden will? Dass Stalin den Krieg Tag für Tag als ein Problem des Materials, der Sicherung von flexiblen Reserven, organisiert, nachts Verbündete zu Sachgesprächen empfängt und in der Führung der Armee der Kompetenz fähiger Militärs vertraut sowie die unfähigen absetzt, auch wenn es sich um Vertraute wie Woroschilow und Budjonny handelt, verleiht ihm Züge echter Grösse eines Arbeiters aus Verantwortung. Hitler hingegen lässt nur sein eigenes «Genie» gelten, setzt wider alle militärische Vernunft auf riskante Unternehmen, fordert die «Vorsehung» heraus, macht sich vom Zufall abhängig und will zugleich noch den Strassenkampf um Stalingrad von seinem Bunker aus, über Tausende von Kilometern hinweg, befehligen. Stalins Souveränität wächst in der Masse, wie er sich und das Land auf die Abwehr des wirklichen Feindes konzentriert, der in seinem Grössenwahn den Winter vor Moskau nicht bedenkt und auch später den Nachschub vergisst. Hitler hält an dem Phantom einer Verschwörung von jüdischem Kapitalismus und Kommunismus zur Ausrottung der arischen Völker fest und lässt den Chef seiner Sicherheitspolizei mit der Eroberung des Ostens die «Endlösung der europäischen Judenfrage» planen, eine «Evakuierung» von 11 Millionen Menschen, die sich proportional zu den Niederlagen an der Front in eine hektisch beschleunigte Maschinerie des Tötens verwandelt, als wolle der Gescheiterte an den Wehrlosen sein Werk vollenden.

Und Becher gab noch immer die *IL* heraus, jetzt als offenes Zeichen für ein anderes Deutschland. Für die Hoffnung, der Sieg über Hitler werde sein Volk befreien, es in die Lage versetzen, die Waffen wider die wahren Gegner im eigenen Land zu kehren, wie Lenin es im ersten Weltkrieg gefordert und die deutschen Matrosen eingelöst hatten. Becher musste den Krieg begrüßen, auch wenn er gegen das Land seiner Sehnsucht gerichtet war und sogleich die Arbeit eines ganzen Jahres auffrass: Im Herbst wurde der Drucksatz des gerade fertiggestellten Bandes *Hoher Himmel über dem Schlachtfeld*, nach einer Episode aus Tolstois *Krieg und Frieden*, eingeschmolzen, in Geschosse verwandelt. Einzelne Gedichte hat er in spätere Sammlungen übernommen. Jetzt waren andere Texte gefragt. In einer Unterabteilung der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee wurden Exil-Autoren zur Auswertung von Feindsendern, Briefen und Tagebüchern Gefallener sowie Verhören mit ersten Kriegsgefangenen herangezogen, um die Psyche des Feindes zu erkunden, Entwürfe für Frontzeitungen und Flugblätter zu erarbeiten. Das letzte Wort hatten russische Offiziere, die vor allem auf die Macht der Abschreckung setzten: Drastisch sollte man den Eroberern ihre Verbrechen vorhalten, um sie, im Gestus Stalinscher Härte, mit der Aussicht auf das kommende Strafgericht zur Aufgabe zu zwingen. Damit aber bestätigten sie nur Hitlers Prophezeiung, auf Leben und Tod kämpfen zu müssen, liessen selbst keine andere Wahl, als den anderen zu erschiessen oder erschossen zu werden. Becher hielt nichts davon, eine Armee, die ganz Europa besiegt hatte, einschüchtern zu wollen. Er forderte umgekehrt, gerade ihr Selbstwertgefühl zu stärken, die Landsknechte an ihre soldatische Ehre zu erinnern, in den nationalistisch Verhetzten ein Bewusstsein von der Grösse der eigenen Nation zu wecken, die in der Anerkennung der Leistungen anderer gründe. Man müsse erreichen, dass sie zwischen sich und Hitler zu unterscheiden begännen, riet er Tulpanow, einem Politoffizier, der von der Leningrader Front zu ihm gesandt wurde, und verwies auf ein Gedicht: «Die einen aber werden fett / Und ernten fremde Saaten / Und haben Haus und Hof und Bett, / Die andern sind Soldaten.» So einfach, elementar und episch sei zu schreiben, ein «Flugblatt zum Nachdenken», das im Gedächtnis haftenbleibt.³²⁸ Zum Nachdenken anzuregen aber ist ungleich schwerer, als Waffen sprechen zu lassen, und aussichtslos, wenn die anderen in ihrer Übermacht glauben, sich grad selbst Haus und Hof und Bett zu sichern.

Der Intellektuelle bleibt fragwürdig, er kommt nie an die Front wie

Bredel, Weinert und Wolf. Im Oktober wurden sämtliche Emigranten, aber auch Sowjetschriftsteller aus Moskau evakuiert. Deutsche zu meist in überfüllten Güterwagen nach Kasachstan. Die prominenteren Autoren nahm, nachdem sie vom Morgen bis Mitternacht im Chaos des Bahnhofs ausgeharrt hatten, der Zug der Komintern bis Kuibyschew mit. Erpenbeck und Zinner fuhren weiter nach Ufa, am Aufbau eines deutschen Senders mitzuwirken. Ein Teil stieg in einen Transport nach Taschkent um, ein anderer auf ein Wolgaschiff nach Kasan. Letztere kampierten drei Wochen im Konzertsaal des Pressehauses, auf dem Podium «wie Heringe nebeneinandergedrückt» unter einem Flügel. Dann zogen auch sie weiter ins Mittlere Asien hinein, nach Alma-Ata die Dramatiker und Filmleute, nach Taschkent die Familien Becher, Lukács, Gabor, Wangenheim, Franz Leschnitzer und andere. In Waggonen, mit Bomben aus der Heimat beworfen, die Gleise aufgerissen, vorbei an endlosen Feldern, überreif die Garben, und die Hände, die sie bergen sollten, rollten ihnen entgegen auf dem Nebengleis, das Truppen an die Front brachte und Fabriken von West nach Ost. Drei Viertel der Kriegsindustrie lagen in den halb schon besetzten Gebieten. Übermenschlich war die Anstrengung, sie in weniger als einem Jahr hinterm Ural wiederaufzubauen, während der Reichtum der Erde zum Vorbote eines Hungers verkam, der den Mangel der Evakuierten verblissen liess.

Das Glück der Ankunft: sich waschen, essen, entlausen. Obwohl einige noch immer kein Bett hatten. Alexej Tolstoi fand Becher auf dem Boden liegend, schlug Krach, und sie bekamen ein Hotelzimmer. Aussergewöhnlich gut seien alle gepflegt worden, berichtet Reich. Nur hätten sie weit dafür gehen müssen, 40 Minuten zweimal täglich hin und zurück. Morgens trafen die Männer sich vorm Tabakladen, in einer ungeheuren Schlange.³²⁹ Spazieren, essen, rauchen, in wohliger Wärme, während die Wehrmacht vor Moskau erfror. Ein absurdes Paradies. Jetzt, da die Last abfällt, brechen sie zusammen. Viele sind erkrankt. Scharrer hat Lungenentzündung, Inge von Wangenheim Typhus. Kinder von Durus und Gog sterben. Ihre Konten werden nicht überwiesen, ihre Texte nicht gebraucht. Doch zahlen muss man auch hier. Becher hat in Kasan um Rückberufung gebeten, in Taschkent sogleich einen Antrag an Dimitroff und Fadejew gestellt und im Januar von Bredels Frau erfahren, dass die *IL* nicht mehr erscheinen soll. Er will zurück, verweist auf zwölf *Reden an die Nation* sowie ein Drama, das in zwei Wochen entstand. Wie die ersten *Abschied*-Kapitel schrieb er die *Schlacht um Moskau*, nach der Nachricht vom Schei-

tern der deutschen Offensive, in einem Zug nieder, berauscht von der Vorstellung einer erlösenden Wende.

Die sieggewohnte Wehrmacht hatte ihre erste Niederlage erlitten. Doch Becher zeigt nicht den Widerstand der Russen. Er steht auf der anderen Seite, inszeniert eine erneute Selbstabrechnung, demonstriert, wie und warum die Eroberer an sich selbst scheitern mussten. Die Figuren sind denn auch allzu vordergründig gezeichnet: klischeehaft gerade die tiefsinnig gemeinte Hauptgestalt des Gefreiten Johannes Hörder, eines neuen Hamlet, des Heldenjünglings, der Hölderlin liebt, ein Kämpfer für sein Vaterland sein will, enttäuscht die Praxis des Krieges hinter dessen Ideologie wahrnimmt und in der Verweigerung des Weitermachens untergeht, um der eigenen Überzeugung treu zu bleiben. Eine Neuauflage des Friedjung aus *Levisite* und wie dieser autobiographisch konstruiert: Hörder erhält das Ritterkreuz samt Sonderurlaub, formal weil er den Wegweiser «Moskau 100 km», das Symbol des greifbar nahen Sieges, aufgestellt hat, real weil sein General mit der Auszeichnung die Moral der ganzen Truppe erhöhen sowie der Führer selbst sich zur Feier auf dem Roten Platz als der «unbekannte Gefreite» des ersten mit dem des zweiten Weltkriegs verbunden zeigen will. Sein Freund und Vorgesetzter, Gerhard Nohl, ein Bauhaus-Absolvent, der das läppische Schild in Wirklichkeit anbrachte, durchschaut die Art, wie man Helden macht, und desertiert mit Gleichgesinnten in einem Panzer. Hörder verfolgt ihn halbherzig, besucht daheim dessen Frau, die er begehrt, und erfährt, dass sein eigener Vater, als Beisitzer am Volksgerichtshof und Obergruppenführer der SS, den des Freundes aufgrund eines Flugblattes zum Tode verurteilen wird, mit dem Nohl zum Überlaufen auffordert. Seine Mutter erschießt ihren Mann am Weihnachtsabend, nachdem er eingesteht, Johannes' Bruder als Befehlsverweigerer einer Krakauer Massenhinrichtung im Sonderauftrag der SS erschossen zu haben, um die Ehre der Familie zu retten. Wieder zur Front zurückgekehrt, weigert sich Hörder, einen Befehl zum Eingraben zweier Partisanen bei lebendigem Leibe weiterzugeben. Er hat die «Feuerprobe», die ein Major aus Neid ihm stellt, nicht bestanden und verfällt dem Kriegsgesicht. Der Führer spricht ihn von dem entehrenden Verfahren frei, das für die Verleiher des Ritterkreuzes peinlich wäre. Doch weist Hörder auch die «Gnade» zurück, selbst sein Urteil an sich zu vollstrecken, wird von Fallschirmjägern in der Neujahrsnacht ermordet und in eisigem Schneesturm verscharrt als der unbekannte Soldat, der einmal hundert Kilometer vor Moskau stand, während die Rote Ar-

mee in die Stellung einbricht. In einem Epilog verliert Oberkofler, der Stabskoch, der ihn zu Grabe trug, das Gedicht, das der unheldische Held, der «vielverstrickt und unrettbar in das Verderben schwankte», im letzten Augenblick seines Lebens zu Papier gebracht habe – ein Fluch den feigen Mördern und segnend jene, die mit ihrem Nein die Ehre Deutschlands, eines freien Volkes, wahrten.³³⁰

Pikes Kommentar zu alledem: «Eine Wehrmacht, zersetzt von nagenden Zweifeln am Nationalsozialismus und an der Berechtigung des Krieges gegen Russland; Lobpreisung der Russen; schliesslich eine deutsche Bevölkerung, die kurz vor der Rebellion steht – alle Standard-Formeln der KPD-Propaganda werden hier aufgetischt. Fünf der sechs Hauptpersonen sind oder werden im Verlauf der Handlung Nazi-Gegner; eine unwahrscheinliche Szene folgt auf die andere; ein Charakter ist schematisierter und unfreiwillig komischer als der andere [...]. Auch der kapitalistische Aspekt des Krieges darf nicht zu kurz kommen, [...] mit einem starken Schuss des für Bechers Dichtungen so typischen Nationalismus.»³³¹

Wer sich nicht so schematisch an die Schemata hält, kann auch anderes sehen: Zunächst ein persönliches Drama. Fried sprach von einem «sehr ehrlichen Versuch, auf seine Jugendprobleme» einzugehen.³³² Als fortgesetzter *Abschied* war es mehr noch der Versuch, sich in den Gegner einzufühlen, sich unter denen wiederzuerkennen, die vor Moskau lagen, das innere Ringen vorzustellen, das es kostet, nein zu sagen. Schon das ist keine Propaganda. Denn Mitmachen, das tun und sagen, was der jeweils herrschenden Meinung genehm ist, sichert in jeder Gesellschaft die Karriere. Hier geht es um Identifizierung mit der «irren Sehnsucht» nach einem «anderen Deutschland», frei von Knechtschaft nach aussen und innen, «unserem Leiden der Zerspaltenheit» entwachsen, «bereit, uns selbst als Opfer darzubringen», wie sie Nohl bewegt. Dies als Bechers Nationalismus abzutun ist allzu billig, wenn man vergisst, dass dieselben Topoi sich bei Hölderlin und Nietzsche finden, den Leitfiguren einer geistigen Elite im Deutschland beider Weltkriege. Haben nicht aus eben dieser revolutionär-konservativen Tradition heraus auch die «Männer des 20. Juli» gehandelt, deren edler Widerstand in der Bundesrepublik so gern dem totalitären der Kommunisten entgegengesetzt wurde und wird? Waren für sie Hitler & Co. nicht ebenso Volksbetrüger, die «mit bestem Glauben gespielt, ein blutiges Geschäft gemacht» hatten?³³³

Von solcher Einsicht ist bei Becher keineswegs die ganze Wehrmacht zersetzt. Die Mehrzahl macht mit und verfolgt ihre eigenen Ziele. «Das Politische interessiert die Leute gar nicht so», sagt sein Oberkofler. Gedanken machten sie sich nur darüber, was für sie persönlich aus dem Krieg herauspringe, in den sie schon zuviel hineingesteckt hätten, um einfach Schluss zu machen. Wenn er ihn mit einer Firma, einem Staatsgeschäft vergleicht, in die man sein ganzes Vermögen investiert habe,³³⁴ so reduziert Becher den Eroberungsfeldzug nicht auf den Kapitalismus, sondern lässt beide als Verselbständigung privater Interessen kenntlich werden. Alle machen ihren Schnitt, die Kleinen wie die Grossen, haben Lust am Raub. Und die nichts besitzen oder können, suchen ihre Anerkennung im Quälen und Erniedrigen anderer. Nur an das Ganze, d.h. politisch denkt keiner, und daran gehen sie zugrunde, als Opfer ihres falschen, verlogenen Ehrbegriffs, unter der Tyrannei des unbestimmten «man».

Es siegt auch nicht (partei-)politisch motivierter Widerstand, vielmehr herrscht die Macht der Nemesis: Die Mutter rächt am Vater den Mord des ungeliebten Sohnes, dessen Tat in seinem Bruder wiederaufersteht zur geistigen Befreiung im Untergang. Der Tod des sich (zu) spät Verweigernden weckt die Erinnerung an das vergessene Vaterland, das die Soldateska in ihrem selbstgerechten Weitermachen verwirkt hat. Einem Fragment Hölderlins gemäss: «Nämlich sie wollten stiften / Ein Reich der Kunst. Dabei ward aber / Das Vaterländische von ihnen / Versäumet, und erbärmlich ging / Das Griechenland, das schönste, zugrunde.» Im Januar 1941 hatte er mit den gleichen Versen auf Stefan Zweigs Verzweiflung geantwortet, die Kunst müsse vor der kriegerischen Geschichte kapitulieren, die sie nur dokumentieren, aber nicht mehr gestalten könne. Der Krieg, schrieb Becher damals, lockere das Gebundene auf, unterwühle Schutzdämme und Festen, sprengte Sicherungen, er offenbare dem Menschen sich selbst von einer nie erlebten Seite, wo die stramme Haltung sich als mechanische Abwehr tiefer Haltlosigkeit im allgewaltig aufdämmernden Nichts einer unergründlichen Daseinsfremde erweise. Zugleich aber bestärke das Grauen des Krieges Tausende in ihrer menschlichen Widerstandskraft, wachse inmitten trostloser Ode an Roheit und Verwilderung der Wert jedes einzelnen Lebens, die Sehnsucht nach einem Anderswerden. Kunst müsse Vorbilder wahrer Standhaftigkeit schaffen, es gehe um die «Entdeckung einer neuen Menschenart..., die in der Gewitterzone der Kriege und der Revolutionen lebt».³³⁵ Diese Doppelperspek-

tive des Krieges, wie bei Jünger ästhetisiert zum Lebensraum des Heroen, aber auch wahrgenommen als Grenzbereich einer widerständigen Menschlichkeit jenseits bürgerlicher Absicherung und blindem Gehorsam, kehrt im Drama wieder. Die Vaterlandslosen zerstioben vor ihrem Gegner, vom Eiswind verweht, während die Worte des Getöteten über sein Grab hinaus Bestand haben. Und zwar nicht die Predigt des Epilogs, selbstgerecht Fluch und Segen austeilend wie ein zweiter Christus, der das wahre (deutsche) Reich verheißt. Jene Verse, in denen sich die Verweigerung unmittelbar als ein leiblicher Vorgang verdichtet und Hörder zu eigener, nicht geborgter Sprache findet, indem er sein Ende vorwegnimmt, sind von berührender Kraft:

Der Offizier rief: «Grab den Juden ein!»
Der Russe aber sagte trotzig: «Nein!»
Da stellten sie den in das Grab hinein.
Der Jude aber blickte trotzig: «Nein!»
Der Offizier rief: «Grabt die beiden ein!»
Da trat ein Deutscher vor und sagte: «Nein!»
Der Offizier rief: «Stellt ihn zu den zweien!»
Grabt ihn mit ein! Der will ein Deutscher sein!»
Und Deutsche gruben auch den Deutschen ein ...³³⁶

In diesen neun Zeilen, seiner *Ballade von den dreien*, erweist sich Becher erneut als ein Dichter, der, eigenes Leid aushaltend, sich für fremdes zu öffnen, es aufzunehmen und in seiner widerständigen Energie mitzuteilen vermag. Die archaische Wiederkehr des immer Gleichen, der Vernichtung dessen, der nein sagt zur Vernichtung des anderen, wird im Jasagen zur Selbstvernichtung erfüllt und aufgebrochen zugleich. In der Zwecklosigkeit des Opfers, das im doppelten Wortsinn keine Rolle spielt, das weder die Verurteilten rettet noch den Verweigerer zum Helden erhebt, erscheint Humanität als Selbstzweck, als Ja zum Leben im Augenblick des Todes.

Hier aber, in der Konstruktion einer echten Tragödie, zeigt sich auch das tiefere Problem der Gestaltung. Dass der Lyriker seine Unsicherheit, eine dramatische Szene aus der Handlung aufzubauen, durch theatralische Übertreibungen kompensiert, sieht ein jeder. Wo dann noch die alte Kinderlust am Kriegsspiel durchbricht, wird der Ernst zur Klamotte, stürmen die Deserteure, als «Deutschlands freies Panzerkorps» johlend wie rote Landser, zum Feind=Freund voran.³³⁷ Doch den Anderen in seiner Schwäche zu ertappen ist keine Stärke.

Gerade die Brüche machen das Stück interessant: Becher versucht, einen Wendepunkt deutscher Geschichte im Muster des klassisch-bürgerlichen Dramas zu gestalten. Offenbar lässt sich nicht mehr die Kollision von Klassen und Staaten in familiären Konflikten darstellen, die grosse Welt im Spiegel der kleinen symbolisch erfassen, ohne ins (unfreiwillig) Komische abzugleiten. Auch dass Deutsche einen Deutschen lebendig vergraben, kann nur auf diejenigen erschütternd wirken, für die nationale Identität als verbindlicher Wert gilt, der ein Miteinander sichert wie die Familie oder der Stamm einst. Wenn an deren Stelle die Rasse oder Klasse tritt, wer entscheidet dann über die Legitimität der neuen Masse? Der Gott, in dessen Zeichen der Osten schon einmal erobert, Afrika, Amerika und Asien kolonisiert wurden? In einem zentralafrikanischen Dorf sollen Schwarze über Dokumentarfilme aus Auschwitz gelacht haben, während sie bei Chaplin keine Miene verzogen, denn noch nie hätten sie so dünne Weisse gesehen.³³⁸

Becher stellt der tragischen Figur des Hörder die komische des Oberkofler, eines wiedergeborenen Simplizissimus, zur Seite, sowie die groteske eines Oberstleutnants, der als Offizier für Bestattungswesen den Tod verwaltet. Die Komödienperspektive schafft Distanz, hebt die sinnvermittelnde Einfühlung in den Helden auf und befreit die Sinne für ein mehrdeutiges Spiel, lässt den Eroberungsfeldzug zur Verteidigung der arischen Rasse als eine Farce erscheinen, die man verlachen müsste, wenn sie nicht so grausam wäre. Damit hört die Wahrscheinlichkeit des Dargestellten auf, ein Kriterium seiner Qualität zu sein. Es geht um Kunst und kein naturalistisches Abbild. Auch wenn es ihm nicht gelingt, die Doppelung konsequent zu gestalten, wenn auch Erhabenes und Clowneskes, hoher und niederer Stil oft unbeholfen nebeneinander stehen – in welchem anderem Text findet sich denn ein Versuch, diesen Umschlag deutscher Geschichte von höchster Macht in tiefstes Elend in seiner furchtbar-lächerlichen Ambivalenz festzuhalten? Bei Müller, der zur *Schlacht um Moskau* anmerkt, sie sei «kein gutes Stück, aber ein grosser Entwurf». Brecht habe ihn in einer seiner besten Inszenierungen auf die Bühne gebracht. Nicht nur aus Gefälligkeit für den Kulturminister, dessen Deutschlandtraum ihm vielmehr ermöglichte, die Masse der deutschen Soldaten historisch gerecht anzusehen, statt sie zu denunzieren.³³⁹

Im März 1942 kann Becher, dank Dimitroffs Fürsprache, nach Moskau zurück. Lilly hat nicht vergessen, wie er im Morgengrauen auf eine Marmorwand im Bahnhof starrt, aus der heisses Wasser spru-

delt. Unter Zügen waren sie hindurchgekrochen, um einen Kessel voll zu erjagen, der den Hunger betäubt, hatten erlebt, wie Räder Köpfe abfuhren. Und hier floss sie in Strömen, «die wertloseste Sache der Welt ... – wir tranken soviel heisses Wasser, bis wir beinahe platzten, weil wir dieses Wunder nicht fassen konnten».³⁴⁰ Sie beziehen ein Zimmer im leerstehenden «Lux». Auch hier ist das Glas der Fenster durch Bomben zerplatzt. Bedrückender noch muss die Stille gewesen sein. Alte Ängste weckend, vor dem Fahrstuhl, den Schritten, die kommen, den nächsten zu holen, wie Becher sie im letzten Jahr seines Lebens erinnert: «Der Aufzug nächtlich. Aller Fragen bängste: / Klopft es vielleicht heut nacht an deiner Tür?»³⁴¹

Die *IL* erscheint wieder, bis zum August in vier Doppelheften, dann monatlich, wie zuvor. Das war nicht normal, dass ein tödlich bedrohter Staat eine Literaturzeitschrift in der Sprache seines Feindes finanziert. Als Waffe zur Frontagitacion völlig unbrauchbar, konnte sie bestenfalls der «antifaschistischen Umerziehung» von Kriegsgefangenen dienen, aber auch dort nur für einen kleinen Kreis Kunstinteressierter. Ihr einziger Nutzen bestand in der Langzeitwirkung einer sittlichen Überlegenheit, die nicht Gleiches mit Gleichem vergilt. Eine solche Haltung mutet Becher erneut Dimitroff zu, dem er den Vorschlag unterbreitet, der Fremdsprachige Verlag möge in grosszügiger Weise den Druck deutscher Schriftsteller wiederaufnehmen, um Stalins Wort einzulösen, wonach die Hitler kommen und gehen, das Volk aber bleiben würde.³⁴²

Die ersten Hefte stellt er aus vorrätigem Material zusammen, mit Texten von Plievier, Weinert und Bredel, dazu Scholochow und Simonow sowie das eigene Drama. Später treffen Redaktionsmitglieder und Autoren wieder ein. Vogeler nicht. Pike erwähnt ihn als exemplarischen Fall Stalinscher Zwangsevakuierung, ohne sich selbst seines Lebensweges anzunehmen. Der Siebzijährige hatte für die Rote Armee Flugblätter entworfen und sich im Moskauer Rundfunk an die deutschen Künstler und Bauersfrauen gewandt. In einem der ersten Transporte war er mit deutsch-russischen Pensionären in der kasachischen Steppe Kolchosbauern zugeteilt worden, die der Zar 30 Jahre zuvor aus Weissrussland umsiedeln liess. Vogeler sah sie hart geworden, wie das Klima. Er wollte an den Entwürfen Weiterarbeiten, die er der Bezirksstelle des NKWD übersandt hatte, und schrieb an seiner Autobiographie *Werden*. Doch in den Wirren der Evakuierung, die 25 Millionen Menschen erfasst, erreicht ihn seine Rente nicht.

Er muss den Unterhalt schuldig bleiben, beteiligt sich am Bau eines Staudamms, erträgt ein Blasenleiden, das ihn seit der Fahrt quält, und registriert den elementaren Mangel an Arbeitsorganisation, der das Dorf in Elend gefangenhält. Der Damm soll die Felder bewässern, aber nur die Moskowiter erscheinen morgens zur Arbeit. Die Kolchosfrauen warten bis zum Mittag, weil es Waren aus der Stadt nur selten gibt, sie denen zufallen, die sich zur rechten Zeit versorgen. Überall liegen zerbrochene Maschinenteile. Nicht Arbeit, sondern Wucherpreise sichern Wohlstand. Als noch Frauen von Kommandeuren der Roten Armee in den Ort evakuiert werden, erhalten die Deutsch-Russen nichts mehr vom Kolchos. Hunger und Kälte legen Vogelers Nerven bloss. Schreie eines Säuglings und die Stimmen von fünf Frauen, die pausenlos aufeinander einreden, verfolgen den einstigen Herrn vom Barkenhoff, mit Hunden und Gänsen eingepfercht in eine Hütte, die menschliche Exkreme umringen, im Winter über die Türschwelle wachsend, ein Jauchemeer im Frühling. Frauen, die ausgelassene Feste feiern, mit reinem Spiritus und «grotesken Tänzen», hexenhaft um den Ofen vereint, während seine Gedanken zu den Söhnen «dieser Gesellschaft fliehen, die irgendwo auf dem Schlachtfelde liegen im Kampf mit der faschistischen Bestie».³⁴³

Vogeler war nicht einfach ein Opfer stalinistischer Willkür. Er, der vom Werden einer neuen Welt, vom freien Miteinander der Geschlechter in kosmischer Harmonie geträumt hatte, verendet in einem erdgebundenen matriarchalen Volksleben, dessen Rhythmen die Nöte und Lüste von Leibern diktieren, die weder Achtung noch Solidarität mit einem nutzlos fremden, von Alter, Hunger und Krankheit ausgezehrten Künstler empfinden. Vergeblich versuchten Parteiarbeiter der Rayonzentrale «die gesunkene Disziplin zu heben». Auch hatte das NKWD im Januar 1942 seine Umsiedlung nach Karaganda genehmigt, doch wie sollte er allein im Winter reisen. Nach Moskau zurückgekehrt, sandten Freunde und Verwandte ihm Geld. Im April wird die Rente überwiesen, während sein Wirt jegliche Verpflegung verweigert, bis er im Mai alle Schulden bezahlt hat, Aufnahme in ein Krankenhaus findet und am 14. Juni stirbt.

Becher hatte Glück, ohne glücklicher zu sein. Ruth von Mayenburg beschreibt, wie sie ihn zum ersten Mal traf, als er mit ihrem Mann, Ernst Fischer, die Endredaktion von Stalins Parteigeschichte übernehmen musste: «hineingelümmelt in den Polstersessel mit schiefer Schulter (krummgeschossen von seinem ersten Selbstmordversuch), glich er einem grossen,

schweren, leidenden Tier, das sich den unberechenbaren Launen eines fremden Herrn ausgeliefert fühlt: es wechselt sein Verhalten, um Schlägen zu entgehen». Von ihr wissen wir, dass er sich im Herbst 1942 die Pulsadern aufschnitt. Der Suizidversuch sei vertuscht worden, da ein Kommunist nicht das Recht habe, sein Leben fortzuwerfen, das der Partei gehöre.³⁴⁴ War es tatsächlich das Bangen um eine Wende vor Stalingrad, das ihn in den Tod trieb? In einem Brief vom 20. September erklärt er seine Handlung mit Schwierigkeiten in der Arbeit und verpflichtet sich, allen Anforderungen fortan zu entsprechen.³⁴⁵ Vergeblich erschien das Drama, wirkungslos blieben alle Aufrufe, es dem Hörer gleichzutun. Im April und Mai hatte er fast täglich übers Radio zu «seinem» Volk gesprochen. Die Texte, die er las, sind zum Grossteil verschollen wie die meisten seiner Flugblätter. Operative Lyrik, für den Tag geschrieben. An den Panzern mussten die Verse abprallen. Allein wer ausstieg, wer den Schutz der stählernen Haut verliess, war erreichbar für eine andere Sprache. Wie Ernst Hadermann, ein Gymnasiallehrer, promovierter Hölderlin- und George-Verehrer, der sich als erster Wehrmachtsoffizier in der Gefangenschaft gegen Hitler bekannte. Im Mai hielt er in Krasnogorsk eine unerwartete Rede, die unter dem Titel *Wie ist der Krieg zu beenden? Ein Manneswort eines deutschen Hauptmanns* gedruckt und in allen Lagern verteilt wurde. Im September sandte er unverlangt einen Aufsatz über das «Schicksal des deutschen Geistes unter der Herrschaft des Nationalsozialismus» an Becher.³⁴⁶ Der hätte aufleben müssen, dass eine so verwandte Stimme ihm entgegenkam. Doch blieb sie vereinzelt, war als Ausnahme eine Bestätigung der Regel. Half denn nur Gewalt gegen Gewalt?

Erst die Einkesselung einer ganzen Armee von 300'000 Mann schuf eine neue Realität. Stalin konnte nun von England und den USA die Errichtung einer zweiten Front verlangen, um derentwillen er im Mai 1943 die Komintern, als letztes Hemmnis der lang gesuchten Koalition, für aufgelöst erklärte. Dass die Westmächte auch weiterhin zögerten, ihren Versprechungen nachzukommen, musste seinen Verdacht bestätigen, sie würden noch immer bestrebt sein, Nazis und Bolschewiki sich wechselseitig vernichten zu lassen. Im Gegenzug erwog er erneut einen deutsch-russischen Separatfrieden, den die Gründung des Nationalkomitees «Freies Deutschland» (NKFD) sowie eines Bundes Deutscher Offiziere (BDO) im Juli und September signalisierten. Ihr Ziel, den Krieg durch geordneten Rückzug der Wehrmacht an

die Reichsgrenzen von 1937 zu beenden, war ein Zeichen Moskaus, zu Verhandlungen mit der jetzigen oder einer neuen Regierung bereit zu sein. Im September bahnten sich Gespräche über einen Waffenstillstand in Stockholm an, die jedoch Hitler abbrach. Insofern standen und stehen Vertreter des NKFD und BDO in der Bundesrepublik im Geruch von Helfershelfern Stalins, von Hoch- und Landesverrätern. Abgesehen von zaghaften Versuchen in den achtziger Jahren, «zumindest» den Offizieren, «zumindest» für die Zeit bis zum Januar 1944, bis der Rückzug durch die Aufforderung zum Übertritt ersetzt wurde, «die Qualität von Widerstandskämpfern gegen Hitler [nicht] ganz abzusprechen». Denn es sei eine «Ungereimtheit unseres geschichtlichen Bewusstseins», wenn man einen General von Seydlitz verfeme, der aus dem gleichen Idealismus heraus gehandelt habe wie ein Jahr nach ihm Stauffenberg.³⁴⁷

Allerdings wollte die Mehrzahl der späteren Attentäter nie mit den Sowjets verhandeln. Deren Signal ignorierten sie im Bestreben, durch ein West-Bündnis den Krieg im Osten doch noch zu gewinnen. So ungereimt ist das (west-) deutsche Geschichtsbild eben nicht und dass unser Parlament es bis heute mehrheitlich ablehnt, von NS-Kriegsgerichten verurteilte Deserteure zu rehabilitieren, nur seine Konsequenz. Mit dem gleichen Selbstverständnis werden Grenzsoldaten des anderen Deutschlands angeklagt, ihre Befehle nicht im Namen eines höheren Menschenrechts verweigert zu haben. Denn die «DDR» war ein Unrechtsstaat, während das Dritte Reich ...

Becher hat neben Pieck und Ulbricht das Gründungsmanifest des NKFD mitunterzeichnet, dessen Präsident Weinert wurde. Für ihn war es kein taktischer Schachzug, sondern die Einlösung seines eigenen Ideals. Jetzt könnten Deutsche in einem gerechten Krieg ihr Vaterland befreien. Sein Drama hatte ja einen namenlosen General, einen Typus von höchstem Militär vorweggenommen, der aus Verantwortung für die Truppe und das Land an blinden Befehlen zu zweifeln beginnt. Die Begegnung mit Stalingrad-Offizieren bestätigt und korrigiert das Bild. Anmerkungen zu 51 Gesprächen, die er im Juni 1943 in Susdal führt, verweisen auf eine Reihe von Zweiflern, deren Distanz zu ihrem Führer in der Niederlage wächst. Aber nur Oberst Luitpold Steidle erklärt sich bereit, auch «für die Sache des Friedens zu kämpfen». Die meisten geben an, zwar unpolitisch, doch durch einen Fahneneid gebunden zu sein. Oft kommt die Furcht zur Sprache, nicht erneut auf das falsche Pferd setzen, sich nicht zu früh als Antifaschist profilieren zu wollen. Manche glauben noch an einen Sieg, und ein paar halten selbst

an der Rassenideologie fest. Einige meinen auch, Deutschland sei sozialistisch und ein Friede mit der Sowjetunion zu wünschen. Unter den höheren Dienstgraden zeigen einzelne Interesse für den Marxismus, mit der Neugier des Besiegten, der nie einen Text seiner Gegner im Original gelesen hat. Den russischen Militärs und deutschen Emigranten zollen sie Respekt, im Lager Konvertierten gilt ihr Misstrauen. Das *Freie Wort*, die Antifa-Zeitung der Kriegsgefangenen, wird von allen abgelehnt, ihre Redakteure, die Leutnante Bernt von Kügelgen und Heinrich Graf Einsiedel, seien zu unerfahren, die Machart tendenziös – «undeutsch».³⁴⁸

Aus den Erinnerungen Steidles geht jedoch hervor, dass die Herren Offiziere die emigrierten Schriftsteller nicht minder verachteten. Sie, die in der Mehrzahl auch den ersten Weltkrieg mitgemacht hatten, sahen Intellektuelle, die ihnen 1919 schon einmal in den Rücken gefallen waren – weltfremde Pazifisten und Vaterlandsverräter.³⁴⁹ Wenn sie in Gruppen zusammenstanden, ein jeder mit seinen Ehrenzeichen geschmückt, in streng geordneter Tätigkeit ihre Haltung wahrend, wenn sie Blumen pflanzten oder im Chor Volkslieder sangen, sogar von Heine und Mendelssohn, wie der Präsident ihrer Kulturkommission betont, dann beherrschte sie der alte Geist der Kameradschaft, der jede Umkehr aussichtslos machte. Becher unternimmt daher nur ein einziges Gruppengespräch, das nach seinen Notizen ergebnislos verläuft. In Einzelbegegnungen sucht er das Schweigen abzubauen, individuelle Zugänge zu eröffnen, die sich bei Steidle über die gemeinsame Kindheit in München ergeben. Aber auch, indem er selber schweigt, auf den Anderen nicht einredet, ihm zuhört, den Gegner nach den Gründen seines (einstigen) Handelns fragt, sich erklären lässt, warum der die Kriegsverbrechen nicht wahrnahm, ein beiderseitiges Nachdenken ermöglicht.

Zudem konnten sie in Bechers Deutschland-Gedichten und seinem *Abschied* einen Ton vernehmen, den niemand von einem KPD-Emigranten erwartet hatte.³⁵⁰ «Überwältigend» wirkten die Verse freilich nur auf wenige, die, wie Franz Fühmann, sich mit Dichtung über die Welt zu täuschen geliebt hatten, die nach dem Zusammenbruch in «Scham und Angst» aufhorchten, wie da einer von Deutschlands Schmach und Grösse sprach, mit sich selbst ins Gericht ging und zwang, Rechenschaft zu geben.³⁵¹ 1943 mochten eher die Beiträge für das NKFD-Organ *Freies Deutschland* beeindruckten, die Becher als Nicht-Pazifisten auswiesen. Im Oktober mahnt er mit Max von Baden,

dem letzten wilhelminischen Kanzler, die Zeit nicht wie 1918 durch «stumpfe Ergebenheit in das unvermeidliche Schicksal» blutig zu vertrödeln, sondern, wie Hindenburg, den Kampf abubrechen, dem Volk nutzlose Opfer zu ersparen. Ein rechtzeitiger Heimmarsch würde der Welt beweisen, dass es Männer gebe, die bereit seien, «das Reich von der Parteiherrschaft vaterlandsloser Schurken zu befreien».³⁵²

Das war keine billige Anbiederei, vielmehr ein Appell an das Verantwortungsbewusstsein der Befehlenden, an echte «Männlichkeit», die sich zurückzunehmen wagt, statt unbelehrbar Millionen in ihren scheinheroischen Untergang mitzureissen. Jetzt erst begann das Ausbrennen deutscher Städte, vollendete sich der Holocaust und das Massensterben in sinnlosen «Abwehr»-Schlachten. War der Tod, der das Mass des Vorstellbaren sprengt, denn unaufhaltsam? Wer hat ihn zu verantworten? Das Volk der Mitläufer, in seiner Furcht vor der Staatsgewalt und vor einem neuen Versaille auf Wunderwaffen hoffend? Die Industrie, die sich der Rohstoffe Europas und billiger Arbeitskräfte in den Lagern bediente? Die Armee, die nach einem verlorenen Krieg beweisen wollte, dass sie ihr Handwerk beherrscht, und den Mut nicht fand, sich von einem unfähigen Führer zu befreien? Er selbst in dem Wahn, die Welt von «den Juden» erlösen zu müssen? Die Alliierten, die den Völkermord nicht glaubten, die ihre Zivilbevölkerung an der des Feindes rächten, statt Auschwitz zu bombardieren?

Doch die gefangenen Generäle hatten nichts mehr zu befehlen. Es sei denn, sie wären als Freikorps mit der Roten Armee gegen die Wehrmacht gezogen, wie der Hochverräter Becher es sich seit zwei Jahrzehnten wünschte. So weit aber ging Stalin nicht, der die demokratische Selbstverwaltung des «Freien Deutschlands» von einer Moskauer Kommandostelle insgeheim führen liess.³⁵³ Nach den Susdaler Gesprächen zu urteilen, hätte die Mehrzahl der deutschen Offiziere auch kaum derart offen die Fahne gewechselt. Ende 1943 wurden sie an der Front als Sprecher und Unterhändler eingesetzt, deren Aufrufe zum Rückzug jedoch wirkungslos verhallten. Es blieb ihnen nichts, als den Übertritt, die freiwillige Gefangengabe zu propagieren. Wer sich jetzt verweigerte, trug bei zur Verlängerung des stumpfsinnigen Schlachtens, einer Herrschaft des Todes, der sie folgten wie einst dem Befehl zur Tötung gefangener Kommissare.

Becher steigert sich indes zum peinlichen Pathos des Tyrannenmordes: Im Namen eines anständig sauberen Deutschlands sei die Hand

gesegnet, die mitten ins Mörderherz treffe. «Deutsche Männer! Deutsche Frauen! Auf! [...] Ewigen Ruhm euch, die ihr entzündet werdet durch Glauben und Tat unverlöschliche Lichter an einem immergrünen deutschen Weihnachtsbaum, der über deutscher Sehnsucht Erfüllung strahlt: in einem neuen deutschen Reich des Friedens und der Freiheit!»³⁵⁴ Das war die Sprache der Befreiungskriege, von deren Deutschtümelei sich Goethe entsetzt abwandte, der Urburschenschaft, die glaubte, etwas geleistet zu haben, wenn sie säbelrasselnd ihre Lieder sang, einen Zopf verbrannte und den Dichter-Spion Kotzebue erstach. Eben weil er so anständig, ehrlich und bieder sein will, bringt Becher bemerkenswerte Züge der Deutschen zur Sprache, sobald er sich um Nüchternheit bemüht: Eine tragische Nation seien sie, unfähig, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Ein einsames Volk, das die Unkenntnis seiner eigenen Geschichte mit Mythen überspielt und, provinziell hindämmernd, sich selbst bestätigen muss. Überheblich und knechtselig zugleich, von einer Wollust des Gehorchendürfens erfüllt. Erschauern vor Ämtern wie vorm Allerheiligsten, kriechend nach oben, tretend nach unten im Streben nach einer gesicherten Lebensstellung. Sklaven, die toll werden, wenn ihnen sich die Gelegenheit bietet, Sklavenhalter zu sein, aufbrausend in wilder Wut und leicht wieder zufriedengestellt, tüchtig, pünktlich, voller Gemüt. Revolution sei dem Deutschen wohl denkbar, doch müsse sie von oben herab befohlen werden und die legalen Formen wahren, dann werde er auch versichern, er wäre im tiefsten Grund seines Herzens immer dafür gewesen. So habe dulddender Gehorsam die Machthaber gedeihen lassen, die ihr Volk eben darum verachteten.³⁵⁵

Die moralische Erregung bleibt ihrem Gegenstand verhaftet, ihre Energie gründet in der Verteidigung der gleichen Werte: Jetzt sei die nicht entstellte Volksgemeinschaft zu verwirklichen, «die unserer deutschen Art gemässe neue, volkstümliche Form» der Selbstgestaltung.³⁵⁶ Allerdings mit umgekehrtem Sinn. In einem europäischen Mittlertum, statt im Erobern der Welt, bestehe die Sendung des freiheitlichen Volkes, das sich auf seine demokratischen Traditionen besinnen, das Führerprinzip durch das freie Wahlprinzip, durch Meinungs- und Glaubensfreiheit ersetzen müsse. Das Wie dieser «Selbstbefreiung» bleibt jedoch so dunkel wie der Weg in die Unmündigkeit hinein.³⁵⁷ Wo Becher die eigene Geschichtslosigkeit in einer *Deutschen Lehre* überwindet, gewinnt sein Blick Schärfe: Die Tragödie beginne mit dem Versäumnis einer Konstituierung zum Nationalstaat,

d.h. mit der Zerschlagung der Bauernaufstände und ihrer Landtage, setze sich fort im Dreissigjährigen Krieg und im politischen Willensverzicht des Bürgertums, das dem Junker Bismarck die Aufgabe einer nationalen Einigung übertrug. Behaftet mit allen Ressentiments der geschichtlich zu kurz Gekommenen, habe sich der deutsche Bürger verpflichtet gefühlt, den starken Mann zu spielen. Politik sei zur Vereinsmacherei verkommen, so dass die besten Deutschen sich vom Politischen überhaupt abwandten und einer sterilen Verinnerlichung anheimfielen.³⁵⁸ In Hitler habe die Tragödie sich als Farce vollendet. Entweder trete das Volk ihm nun als demokratische Kraft entgegen, oder er reisse es in sein Endspiel hinein. Dass ein Hitler möglich wurde, könne nicht nur wirtschaftlich erklärt werden, sondern zwingt zu einer Selbstverständigung. «Wir selbst», heisst es wenig später, seien zu «Opfern eines deutschen Erbübels, des Sektierertums», geworden und daher nicht frei von der Misere, die in Hitler zum Ausbruch kam.³⁵⁹ Ohne dass dies Wir als Partei kenntlich würde, die im Aufarbeiten ihres Teils an der Misere sich zu ihrem Anteil am nötigen Neubeginn durchringt. So flieht Becher an dem Punkt, wo die eigene Arbeit einsetzen müsste, wieder ins Pathos einer «klassischen deutschen Politik»³⁶⁰, deren Unbestimmtheit im entscheidenden Augenblick erneut nur Hass und Rache gebiert: «Die Toten rufen: Lasst aus unseren Gebeinen die Rache an Hitler erstehen. Erstehe, Armee der Rache!»³⁶¹

Von *Deutschland ruft* über *Dank an Stalingrad* bis zur *Hohen Warte* werden seine Verse immer hohler. Hilflose Beschwörungen eines Volkes, das sie nicht erhören kann, weil die Bände ihm so wenig erreichbar sind wie ihrem Verfasser der Alltag derer, an die er sich zu wenden meint. *Ich bin ein Deutscher*, bekennt er trotzig und versucht, Nietzsche umzukehren: «Wo bleibt ihr, Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!», hatte der Einsame von Sils Maria *Aus hohen Bergen* herabgerufen. Die erkannten ihn nicht, da er ein anderer ward, sich selber fremd in eisigen Höhen, Mensch und Gott verlernend. «Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.» Worauf Bechers *Selbstbildnis 1938* geantwortet hatte: «Ich muss mich wandeln und mich umgestalten.» Nietzsche ruft nach neuen Freunden und trifft auf Zarathustra, sein zweites Ich, die Hochzeit von Licht und Finsternis zu feiern.³⁶² Becher grüsst die Freunde, die er nie verloren, in deren Gruss er sich selbst erkannt habe, die Treuen, die sich vereint des Lebens freuen wollten. «Bei all dem Guten, das uns je gedieh / Und unvergessen / Fortwirkt in uns», im Namen der Freunde, die «niemals Abschied nahmen

/Von unserm Volk», verkündet er: «Oh, Deutschland wird, von seiner Schmach befreit, / Sich stolz erheben! / Wir aber rufen auf das Neue Leben. / Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit! / Ihr, meine Freunde, kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!»³⁶³

Das Original war ein Nach gesang zu *Jenseits von Gut und Böse*, einer Philosophie für radikale Freigeister. Der Andere, als gottloser Kommunist vertrieben, setzt an die Stelle der Selbstaufspaltung des Moralisten, der jeden Halt in der äusseren Welt verliert, das Vertrauen in die fortwirkende Wirklichkeit innerlich verbundener Freunde, die Gutes bewirken und dem Bösen widerstehen – dem «Lügen=Trommler», der sich als Retter pries und die Welt in Brand warf. Doch bleibt dieser Widerstand nebulös ohne die Kontur der Zweck-Lügen, deren es bedarf, das Feuer auszubrennen, das sich guten Worten nicht fügen will. Und die Freunde in der Ferne kommen so wenig, wie die in seiner Nähe ihn erkennen, eben weil er ein anderer (geworden) ist, einer, der das Spiel der Formen mehr liebt als die Kunst der Politik. So findet er sich am Ende in Nietzscheanischer Einsamkeit wieder, auf der Hohen Warte, dem ersten Gipfel seiner Kindheit, der ihn den Blick für Dauer, Sinn und Zusammenhang gelehrt habe, den er zum Symbol von Überschau und Einsicht erklärt, um sich selbst zu einem jener Seher und Kündler, der «Genien eines Volkes» zu erheben, deren Werke auf Hohen Warten als ewige Höhenfeuer flammten, «Gewissheit des Sieges und Sicht auf grosse Tage» verheissend.³⁶⁴ Er führt sich auf als das, was er mit Bertram-Nietzsche sein wollte: Deutschlands erster und letzter Dichter.

In Nietzsches Maskenspiel hatte ein Mensch es auf sich genommen, den Wahn des Geistes, Schöpfer einer Welt erhabener Zwecke zu sein, bis in seine letzten idealischen Verkleidungen zu entlarven, die schöne Aufklärung über ihre hässlichen (An-)Triebe aufzuklären und selbst an ihr zugrunde zu gehen. Bechers Unternehmen, Elend und Grösse des Deutschen festzuhalten, verkommt in dem Masse zum Theater, wie es der Auszeichnung seiner Person dient, noch immer mit dem Selbstmord als einem Weg zur Wiedergeburt spielend, statt wirklich, in der Dichtung, an Grenzen des Lebens zu gehen. Dem entspricht eine Verschiebung in seinem Nietzsche-Bild: 1943 meint er noch, es sei, als hätte das Schicksal ihn sich ausgesucht, um an ein drohendes Verhängnis zu mahnen. Gilt er ihm als ein visionäres Warn-Mal, als das aufnahmefähigste Spiegelbild der Epoche. «Selbst zerscherbt und in die Brüche gegangen vor dem ihm nicht mehr gestaltbaren Übermass des Geschauten. Unablässig sich selbst zerspren-

gend und aufspaltend; erschöpft, entleert vor dem spiegelnden Verbrauch und Missbrauch aller Überzeugungen. [...] Mehr als persönliches Verfallszeichen und Krankheitsbild: das Überfeinerte schlägt aus ins Grobschlächtige». Wie das Selbstbild des Ästheten in der *Bankier*-Erzählung. Noch schätzt Becher den Meister im psychologischen Durchblicken, entdeckt er, wie Nietzsche Charakterbildung als wirkende Geschichte in deutscher Ohnmacht, Verzweiflung und Zerrissenheit entdeckt, deutet er den genialen Sprachbildner als deren höchste Steigerungsform: «alles Widersprüchliche im Deutschen fällt sich an, verkrampft sich tödlich ineinander und hinterlässt einen kaleidoskopartigen atomisierten Seelenzustand, ein Splitter- und Trümmerwerk.» Wer ihn isoliert als ästhetische Erscheinung betrachte, werde leicht verführt von der Raffinesse und Schönheit dieser Randfigur am deutschen Abgrund, die doch ein Sieg des Bösen sei, mit dem der Verfall des objektiven Denkens beginne.³⁶⁵

Thomas Mann wird zur gleichen Zeit seinen Nietzsche-Roman vom *Doktor Faustus* als mehrdeutige Metapher der deutschen Selbstvernichtung schreiben. Becher aber verkürzt 1944/45 die Fülle der Widersprüche auf ihr «böses» Resultat. Jetzt, da er im Auftrag seiner Partei die Kulturaufgaben eines Neubeginns bestimmen, ein Programm zur «politisch-moralischen Vernichtung des Faschismus» begründen soll, jetzt erscheint ihm Nietzsche nur noch als der gefährliche Zersetzer, der infolge mangelnder Festigkeit in die eigenen Reihen vordringen konnte, um als Vorbereiter der schärfsten konterrevolutionären Variante des Imperialismus seine Aufgabe zu erfüllen. Antihumanismus, Volksfeindschaft, Apologie von Grausamkeit als Moment jeder Kultur, Preisung eines neuen Adels von Gewaltinhabern und das Verflüssigen aller festen Begriffe wird ihm nun vorgeworfen, als seien all dies Nietzsches willkürliche Erfindungen – und nicht mehr ihn visionär überkommene Entdeckungen einer Realgeschichte, von der keiner sich befreien kann, der ihren Boten nur verwünscht. Der Rest an verbliebener Achtung, seine Genialität habe darin bestanden, mit humanistischen Sprachmitteln die Zerstörung der Vernunft zu betreiben,³⁶⁶ verweist auf Lukács' Doktrin, die unter dem gleichen Schlagwort Jahre später erscheint.

Mit einem grobschlächtigen Kurzschluss von der Wirkung auf unterstellte Zwecke, in unbewusster Spiegelung der eigenen Logik, retten sich die Vernunft und die Partei als ihr Sachwalter. Wer das unvernünftig Böse vernichtet, setzt das Gute in Freiheit. Ganz so märchenhaft einfach klingt es bei Becher nicht, doch im Grunde denkt auch er nur an ein Ersetzen der Naziideologie durch die Lehre

von der Gleichheit der Menschen und Völker.³⁶⁷ Wenn der angehende Politiker zuletzt verlangt, die Partei müsse, ganz anders als bisher, durch schöpferische Initiative beweisen, dass sie geschichtlich berufen sei, als die einzige geistige Macht die schmachvoll grosse Niederlage des deutschen Volkes zu meistern, bestätigt er den verdammten Nietzsche und zieht das Credo seiner zwölf Jahre im Exil: Die Partei muss Macht sein wollen, d.h. sich als Schöpfer eines neuen Lebens mit geistigen Fähigkeiten, mit Phantasie, Leidenschaft und Sachkenntnis erweisen – worauf er seit 1933 gedrängt hat. Anders gesagt, darf sie sich nicht, wie zuvor, im Schein ihrer Mächtigkeit gefallen. Und nicht als Triumphator im Gefolge der Sieger kann sie jetzt das Volk führen, sondern nur, wenn sie sich seiner Niederlage, ihrem eigenen Versagen stellt.

Die grundlegend nötige Selbstkritik, die nicht-stalinistische Säuberung von dem Besserwissen, das sie einst aus ihrer Heimat vertrieben, bleibt in Andeutungen stecken. Doch die Oberen der Partei verstehen ihn durchaus und sorgen dafür, dass er nicht zu früh zurückkehrt. Nicht Becher, der Schriftsetzer Otto Winzer und sein Sekretär Erpenbeck sind die Verantwortlichen für Kultur, die mit Ulbricht am 30. April 1945 im noch umkämpften Berlin eintreffen. Erst sechs Wochen später darf der Intellektuelle folgen, der bis zuletzt die *IL* redigiert, Beziehungen zu Heinrich und Thomas Mann wachhält und versucht, Gregor Gog vor dem Schicksal Vogelers zu bewahren. Der war Sohn eines Knechtes und nach zwei Totgeburten seiner Mutter Gott versprochen. Er floh zur Marine, kam als Meuterer dreimal in die Irrenanstalt, wandelte sich in Urach zum «Christ-Revolutionär», erbaute eine Herberge für Verfemte, gründete den Verlag der Vagabunden, gab die Zeitschrift *Der Kunde* für Obdachlose heraus und organisierte einen Weltkongress der Landstreicher, die revolutionärer seien als alle Kämpfer, da nur ihr lebenslänglicher Generalstreik die kerkerbauende Gesellschaft zu Fall bringen könne. 1933 trat Gog der KPD bei, wurde im April verhaftet, konnte fliehen und erhielt von Becher in Zürich ein Visum in die Union. Er spielte in Wangenheims Dimitroff-Film, lebte von Honoraren der *IL* und des *Wortes*, während sein Lesebuch *Liga der Heimatlosen* nicht erschien. 1941 nach Ferghana in Usbekistan evakuiert, bat er Plievier um Hilfe. Als es Becher im Mai 1945 gelingt, den Genossen über Pieck als Mitarbeiter in die Redaktion zu berufen, wird vor Ort ein anderer abkommandiert, drängt Weinert,

den NKWD einzuschalten, und treibt ihn sein Nierenleiden in ein Taschkenter Sanatorium, wo der «König der Vagabunden» im Oktober stirbt.³⁶⁸

Da hat Stalin Europa schon aufgeteilt. Der lächelnde Generalissimus mit dem väterlichen Schnurrbart, der in strahlendweisser Uniform sich am runden Tisch der grossen Mächte abhob. Der Schustersohn, der im Vertrauen wissen liess, der Kommunismus passe für die Deutschen wie der Sattel für die Kuh.³⁶⁹

XI. Heimkehr

«Sehr geehrter Herr Becher, ich weiss, Sie sind ein vielbeschäftigter Mann. Viele an Sie gerichtete Briefe wirft Ihre Sekretärin sicher ungelesen in den Papierkorb. Bitte lesen Sie diese wenigen Zeilen durch!

Am Nachmittag sass ich mit einigen jungen Menschen zusammen. Wir suchten gemeinsame Wege, einen Kontakt mit unseren arbeitenden deutschen Brüdern zu finden – wir sind eine Arbeitsgemeinschaft des Bundes, dessen Präsident Sie sind. Wir sahen, es gibt solche Möglichkeiten, um dieses Ziel zu erreichen. Und wir waren alle begeistert von den Aufgaben, die vor uns lagen. / Nach dieser Besprechung ging ich zum Potsdamer Platz. Auf den schwarzen Markt! / Ich studiere und habe kein Geld, Herr Becher. Miete, Gas und Licht verschlucken das armselige Stipendium von 50.- Mark. Neben meinem Studium habe ich keine Zeit, Geld zu verdienen. Meine Eltern können mir beim besten Willen nur wenig geben. Haben Sie keine Angst, Herr Becher, ich will kein Almosen. Ich will ganz etwas anderes von Ihnen.

Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als jeden Monat einen Teil meiner Lebensmittel zu verkaufen. / Und nun das Fürchterliche. / Als ich mit meinen 250 gr. Butter mitten unter den Gestalten dieses dunklen Gewerbes stand, kam eine ärmlich gekleidete Frau auf mich zu, um das Fett zu kaufen. Eine Frau aus jenen Schichten, denen wir, denen ich helfen wollte. / Sie habe sich etwas Geld zusammengespart, um ihrem kranken Mann ein besseres Essen geben zu können, sagte sie. – Ich hätte schreien mögen. Aber ich hatte nur noch etwa 15 Mark und für den Monat nichts mehr zu erwarten. Ich hätte vor Scham und Ekel versinken mögen. Ich konnte der Frau nicht ins Gesicht schauen. Dann hatte ich ihr das Geld abgenommen. Wie lange hatte sie wohl dafür gespart! Ich konnte ihr noch schnell nachlaufen und 10 Mark wieder in die Tasche stecken. Mein Gewissen aber hatte ich damit nicht erleichtert. Bis zu diesem Augenblick noch nicht. / Ich lief dann rasch in einen S-Bahn-Eingang, weil die Tränen würgten. Schlecht – und noch sentimental, nicht wahr? Dachten Sie das nicht, Herr Becher?

Das Leben kostet heute etwas. Nerven, Gesundheit oder Gewissen. Ich will mir beides erhalten. Aber wie? –

Weshalb schreibe ich Ihnen dies alles? – Ich möchte Ihr Urteil wissen über ein solches Verhalten, einen Rat, wenn Sie den überhaupt geben können. / Ich schreibe Ihnen dies, weil ich nicht die Möglichkeit habe, es Ihnen zu erzählen. Meinen Namen setze ich nicht darunter, weil so einiges aus Ihrer nächsten Umgebung bekannt ist. Nicht mit Rücksicht auf mich! Feige bin ich nicht. Ich glaube nur, Sie sollten dies wissen, weil es keine Einzelercheinung ist. Wäre ich ein Ausnahmefall, wäre es besser.

Denken Sie nicht, ich sei ein Lebensmüder, Verzweifelder. O, nein! Aber, seit diesem Zwischenfall auf dem Potsdamer Platz bin ich mir der Zwiespältigkeit meiner Haltung bewusst. Als Dichter und Schriftsteller, dachte ich, können Sie sich eher als andere in die Lage eines fremden Menschen versetzen. [...] / Vor allem möchte ich aus Ihrem Mund mein Urteil hören. Wenn Sie können und wollen, hinterlegen Sie es bitte bis zum 26. Februar bei dem Portier, der in der Jägerstrasse die Anmeldungen ausschreibt. Ich werde mich dort nach einem Brief für ‚einen Studenten‘ erkundigen.»

Nach Angaben einer Sekretärin Bechers wurde der anonyme Brief 1949 geschrieben. Wie das erbetene Urteil ausfiel, teilt sie nicht mit. Nur ein handschriftlicher Vermerk wird erwähnt: «Stipendium von 150.- DM durch Herrn Gysi veranlasst.»¹ So ward dem Einzelnen geholfen, ohne die Frage seines Gewissens zu lösen, die Einsicht, auf Kosten derer zu leben, denen man doch helfen wollte. Empfund der Absender das Dilemma, umgeben von Leuten, die Misstrauen erregten, bewacht im Pankower «Städtchen», mit gesichertem Einkommen und persönlichem Fahrer, ein Grossautor, dessen Werk soeben in einer Auswahl von vier Bänden erschien, Angehöriger des Vorstands der Einheitspartei und Präsident eines Bundes von 200'000 Mitgliedern, dem der Absender dennoch den Zwiespalt anvertraut?

Vor vier Jahren war er heimgekehrt in das Land seiner Sehnsucht, Hoffnung und Trauer. Die Umstände der wieder und wieder erträumten Ankunft sind noch ungewisser als jene der Flucht vor dem eigenen Volk. Hatte er den Abschied zur Legende einer unzerstörbaren Verbundenheit der Besitzlosen stilisiert, so fehlt nach 1945 jegliche Auskunft über die Tage der Rückkehr. In Lillys Findbuch heisst es, er sei im Mai schon eingetroffen. Alle anderen Texte der DDR sprachen von Mitte Juni, ohne Details in Erfahrung zu bringen. Erst nach Untergang des Staates fanden Mannheimer Forscher, die ihn schon immer seziert hatten und nun end-

lich eindringen konnten in die Eingeweide des Kadavers, ein Telegramm von Ulbricht, der am 10. Mai Dimitroff um baldige Entsendung Bechers bat.²

Drei Tage zuvor hatte Generaloberst Jodl die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht im anglo-amerikanischen Hauptquartier zu Reims erklärt. Am 9. Mai, 00.16 Uhr, unterzeichnete der Oberkommandierende Keitel die eigentliche Urkunde, die den Sieg der Alliierten in Berlin besiegelte, im Karlshorster Quartier der Roten Armee. Wolfgang Leonhard hat berichtet, wie die «Gruppe Ulbricht» begann, in den eroberten Stadtteilen Bezirk für Bezirk die Verwaltung wieder aufzubauen. Je näher sie dem Zentrum kamen, desto verheerender war die Zerstörung. Die alten Reichsstädte mit ihren Fachwerkbauten in Nord und Süd waren zu Asche verbrannt, hier aber, in der einstigen Hauptstadt der Moderne, trotzten Stahl und Beton der Macht der Flammen, die vom Lebendigen zehrt. Und inmitten der Skelette stand, wie ein Klotz, die Reichskanzlei, der Sarg des Führers. *MIT ADOLF HITLER DURCH OPFER ZUM ENDSIEG, TOD DEM BOLSCHEWISMUS*, war an rauchgeschwärzten Wänden noch zu entziffern.

Doch die zehn Kommunisten, die Moskau entsandt hatte, zogen nicht als neue Herren im Tross der Eroberer ein. Nur am Rande streift Leonhard den Zwischenfall eines deutschen Kommandanten, der auf Flugblättern kundgab, er übernehme im Namen der Arbeiter- und Soldatenräte von Berlin die Macht und befehle, alle Mitglieder der NSDAP sofort zu verhaften. Mit Begeisterung hätten die neuen Verwaltungen sogleich Namenslisten der Nazis gesammelt, während sich erwies, dass der Kommandierende zu jenen Insassen einer Irrenanstalt gehörte, die Sowjetsoldaten für ein Gefängnis hielten, und Ulbricht nicht an Rache dachte, sondern Wasser, Gas, Elektrizität, die elementarsten Lebensbedürfnisse zu sichern forderte.³ Man habe herzlich über die Geschichte gelacht. Obwohl sie den Schrecken der historischen Stunde erhellt: Der «Irre» tat ja, was die Emigranten lange erhofft hatten – dass die Arbeiter endlich, wie am Ende des ersten Krieges, erwachen und die Waffen wider ihre wirklichen Feinde kehren würden, um ihr Land, ihre Städte und Familien zu retten. Nun war alles anders gekommen, war der Sieg eine Niederlage des bis zuletzt hörigen Volkes.

Ulbricht schien das Ausbleiben der so oft beschworenen Kraft des revolutionären Proletariats wenig zu kümmern. Vielmehr sorgte er dafür, dass spontan gebildete «Antifaschistische Komitees», Regungen

einer Selbstorganisation von unten, sich in die neue Obrigkeit fügen, die er nun mit seinen Genossen schuf. Natürlich bedurfte es kompetenter Verwaltungen, um das Nötigste mit Sachkenntnis zu regeln. Was sie leisteten, war enorm: in kürzester Zeit, zwischen all den Ruinen Fachkräfte aufzuspüren, die oft untergetaucht waren aus Furcht vor den Besatzern, und arbeitsfähige Verbindungen zu den Offizieren der Sowjetischen Militär-Administration (SMA) zu knüpfen. Dabei folgte ihr Tun einer wohlgedachten Methode. Für das Amt des Bürgermeisters gewannen sie parteilose Antifaschisten, möglichst promovierte Vertreter der bürgerlichen Parteien oder Sozialdemokraten, und setzten als erste Stellvertreter, Dezernenten für Personalfragen und Volksbildung sowie Leiter der aufzubauenden Polizei «unsere Leute» ein. Der Klugheit Ulbrichts gemäss: «Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.»⁴

So gelang dem blassen Organisator, woran Liebknecht und Luxemburg, die leidenschaftlichsten Agitatoren der Arbeiterbewegung, gescheitert waren: Schlüsselpositionen staatlicher Macht zu sichern. Am 4. Juni flog Ulbricht mit Anton Ackermann und Gustav Sobottka, den Leitern gleicher Initiativgruppen in Sachsen und Mecklenburg, nach Moskau, wo sie der Lehrmeister der bürokratischen Revolution empfing. Stalin und Pieck beschlossen, die KPD neu zu gründen, und Ackermann schrieb in der Nacht zum 6. Juni einen Aufruf an das «schaffende Volk», der sodann mit Dimitroff und dem Politbüro der KPdSU besprochen wurde. Er fragt nach Schuld und Verantwortung für die Katastrophe, verweist auf Naziführer, Kriegsverbrecher und jene Mehrheiten, die widerstandslos zusahen, wie Hitler die Macht an sich riss, die ihm folgten, als er einen gutgedeckten Tisch auf Kosten anderer Völker versprach. Schuldig fühlten sich aber auch die Kommunisten, die es «infolge einer Reihe unserer Fehler» nicht vermocht hätten, eine antifaschistische Einheit zu schmieden. Daher dürfe es keine Wiederholung von 1918 geben, keinerlei Nachsicht mit der Reaktion. Doch ebensowenig sei Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, das seinen Entwicklungsbedingungen nicht entspreche. Vielmehr gelte es, die bürgerlich-demokratische Umbildung, die abgebrochene Revolution von 1848 zu vollenden, den altpreussischen Militarismus in einer parlamentarischen Republik zu vernichten.

Am dringendsten sei die Liquidierung des Hitlerregimes; der Kampf gegen Hunger, Arbeits- und Obdachlosigkeit durch Unterstüt-

zung der Selbstverwaltungsorgane sowie völlig ungehinderte Entfaltung des freien Handels und der privaten Unternehmerinitiative auf der Grundlage des Privateigentums; die Herstellung demokratischer Rechte und Freiheiten; Schutz gegen Unternehmerwillkür durch gewählte Betriebsvertretungen; Enteignung der Nazibonzen und Kriegsverbrecher; Liquidierung des Grossgrundbesitzes, ohne die Wirtschaft der Grossbauern zu berühren; Übergabe lebenswichtiger (Verkehr, Wasser, Gas, Elektrizität betreffender) und verlassener Betriebe an die Verwaltungen; friedliches Zusammenleben mit anderen Völkern und Anerkennung der Pflicht zur Wiedergutmachung. Ein solches Aktionsprogramm könne der Schaffung eines Blocks antifaschistisch demokratischer Parteien dienen, einer festen Einheit von KPD, SPD und Zentrumsparterie, die den Spaltern und Saboteuren keinen Raum für ihr verräterisches Werk gäbe.⁵

Das war ein Volksfront-Programm, an Lenins NOP und deren Weiterführung bei Bucharin erinnernd sowie ergänzt um den Gedanken des Parteienblocks, der eine erneute Restaurierung konservativer Machtverhältnisse ausschliessen sollte. Die «Berner» Konferenz der KPD Ende Januar 1939 sah noch die «Schaffung einer Einheitsparterie» der Arbeiterklasse vor,⁶ doch mit den eigenen Verwaltungen und der SMA im Rücken liess man den Gedanken fallen, erschienen die gefürchteten Bolschewisten wie eine bürgerliche Partei der Mitte.

Unterm 6. Juni finden sich in Piecks Nachlass Stichworte zur «Schaffung eines «Kulturbundes für demokratische Erneuerung»»: Vernichtung des Nazismus, geistige Neugeburt des Volkes, Förderung freier wissenschaftlicher Forschung und Popularisierung des klassischen Erbes.⁷ Erhielt Becher einen entsprechenden Parteiauftrag während der Schlussredaktion des Aufrufs? Nach Lilly stammt der Name von Dimitroff, der die Gründung eines Freien Deutschen Kulturbundes in England (1939) und Schweden (1944) vorbildlich fand. Beides waren Organisationen, die den Emigranten durch Kulturpflege im weitesten Sinne Halt gaben und ein breites Bündnis aller Antifaschisten anstrebten. Sie umfassten 1'500 bzw. 500 Mitglieder. Kommunisten waren in den Leitungen in der Minderzahl, vermochten es aber, durch mehr Elan und bessere Absprachen ihre Ideen führend durchzusetzen. Damit wurde das Konzept der Volksfront eingelöst, ohne einen grösseren Einfluss in den Gastländern zu gewinnen. Vielleicht fehlten deshalb Moskauer Anweisungen.⁸

Aber auch Becher, dessen *Deutsche Lehre* 1944 beim Londoner

Kulturbund erschienen war, folgt nicht einfach Befehlen: Nicht nur, dass er die ZK-Kommission zur künftigen Kulturarbeit der Partei 1944/45 geleitet hatte, der Aufruf selbst verweist auf ihm eigene Sprachmuster. Die Wendung vom Sich-gesundstossen-Wollen im Krieg, vom Schuldbekennnis als Bedingung einer Wiedergeburt, waren Topoi, die kein zweiter so intensiv verwandte. Offenbar griff Ackermann auf seine Vorlagen zurück oder verfassten beide den Text. Ob dabei ein Streit an der Schuldfrage entbrannte? Theoretisch hat Becher ebenfalls nur unbestimmte «Fehler» eingeräumt, doch in der Praxis seiner Dichtungen das monotone Besserwissen, das Desinteresse der Macher und Bürokraten am Denken und Fühlen anderer immer wieder zur Sprache gebracht und über die Missachtung seiner Genossen für nicht agitierende Kunst geklagt, den Vorschein eines freien, keinen Zwecken unterworfenen Miteinanders.

Wahrscheinlich flog er am 10. Juni neben Ackermann nach Berlin, wo zur gleichen Zeit der «Befehl Nr. 2» des Chefs der SMA die Gründung antifaschistischer Parteien in Berlin und der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) freigab. Vom Tag darauf datiert der Aufruf mit Bechers Namen an siebenter Stelle. Eine Karte, die ihn in deutscher und russischer Sprache, ohne Datum und Ort, als Mitglied des Zentralkomitees der KPD auswies, trägt ebenfalls die «Nr. 7».⁹ Seine Angabe in einem späteren Lebenslauf, nach der Brüsseler Tagung ins ZK kooptiert worden zu sein,¹⁰ bestätigen die Dokumente des Berner Plenums (bisher) nicht, das Münzenberg ausschloss, ohne einen Ersatz zu schaffen. Vielmehr dürfte Becher erst seit Juni dem Führungsgremium der in Moskau «neugegründeten» Partei angehören, allerdings auf einem vordersten Platz ihrer Hierarchie, beauftragt und befugt, für einen neuen Bund der Intellektuellen zu werben, während Ackermann das Ressort Kultur im Apparat übernimmt.

Der Zurückkehrende wird sogleich vom Stadtkommandanten, Nikolai Bersarin, empfangen. Oberst Tulpanow, nunmehr Leiter der Verwaltung für Propaganda und Zensur, stört der Titel des Unternehmens, da er den jüdischen Arbeiterbund assoziiere, überhaupt das Wort Bund im Russischen Aufstand, Putsch bedeute. Doch die Deutschen müssten es besser wissen.¹¹ Wussten sie vom NS-Kulturbund, der 1936 dagegen protestierte, ein Konzentrationslager im Buchenwald bei Weimar nach dem Ettersberg zu benennen, da der Name so eng mit Goethes Leben und Werk verbunden sei, dass seine Verleihung an ein Umerziehungslager, wo sich der Abschaum der Menschheit versammeln werde, nur die Erinnerung an den

Dichter beschmutzen könne?¹² Da die meisten Intellektuellen nicht in den schon einmal, 1919 von der Reichswehr, bombardierten Mietskasernen wohnten, da sie seit den zwanziger Jahren im Westen der Stadt, draussen in den grünen Vierteln von Dahlem und Zehlendorf lebten, zogen Becher, Erpenbeck und Willmann mit Genehmigung der SMA in das leerstehende Haus Cäcilienallee 14-16, in die Villa des geflohenen Generaldirektors der Deutschen Bank, Georg von Stauss, eines Vertrauten von Göring, der schon vor 1933 das Geschäft zwischen Hochfinanz und NSDAP vermittelt hatte. Bechers Reihenhaus am Hegewinkel war besetzt, und hier fanden sie nicht nur Platz für drei Familien, sondern zudem einen symbolischen Ort für die angestrebte Erneuerung.

«Wir bemühten uns als erstes um den Philosophen Spranger, weil in Aussicht genommen war, ihn als Rektor der Universität einzusetzen», gab Willmann später zu Protokoll.¹³ Dann gingen sie zu Paul Wegener, dem Schauspieler, den Bersarin zum Leiter der Kammer der Kulturschaffenden in der Schlüterstrasse, dem einstigen Sitz der Reichskulturkammer, ernannt hatte. Bereits am 12. Juni traf Becher Gustav Dahrendorf, der im Berliner Stadthaus nach der Verlesung des KPD-Aufrufs für die SPD sprach. Die Sozialdemokraten erboten jene Vereinigung der Arbeiterparteien, von der die Kommunisten nichts mehr wissen wollten, wie denn auch ihr Aufruf vom 15. Juni sich zum Sozialismus bekannte statt zur bürgerlichen Revolution. Am 26. Juni sassen die drei im Salon der Villa. Hinzu kamen der frühere DDP-Regierungspräsident und spätere CDU-Bürgermeister von Westberlin Ferdinand Friedensburg, der parteilose Bürgermeister von Zehlendorf Werner Wittgenstein, Pfarrer Otto Dilschneider von der Bekennenden Kirche, der Slawist Max Vasmer, der Anglist Walter Schirmer, der Musikwissenschaftler Hans Benedik, der Intendant Ernst Legal, die Kritiker Wolfgang Harich und Herbert Ihering, der Journalist Fritz Podach sowie die KPD-Mitglieder Otto Winzer, Leiter des Amtes für Volksbildung im Berliner Magistrat, Gustav von Wangenheim, für kurze Zeit Intendant des Deutschen Theaters, Klaus Gysi, Willmann und Becher. Die Anwesenden erklärten sich zur Gründungsversammlung eines Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, dessen Genehmigung Becher tags darauf bei der Militärkommandantur beantragte.

Der Zweck der Organisation entsprach Piecks Notizen: Ausrottung der faschistischen Ideologie, Aufdeckung der Geschichtsfälschungen,

Klärung missbrauchter Begriffe und Wertungen sowie Wiedergewinnung der Achtung anderer Völker «durch saubere moralische und politische Haltung».¹⁴ Dass der Bund schon zwei Tage zuvor genehmigt wurde, stellt die Moral-Beschwörung in ein zwiespältiges Licht. War die Antwort nur ein Schreibfehler oder das Ganze eine Polit-Inszenierung, wie der nachdatierte Aufruf aus Moskau? Bediente sich die Handvoll Genossen der bürgerlichen Mehrheit, um eine Farce nach fertigem Drehbuch aufzuführen? Glaubten sie, die anderen würden sich mit der Rolle von Statisten begnügen? Einmal in Gang gesetzt, musste das Spiel den Textvorrat verbrauchen.

Am 4. Juli lud der Kulturbund zu einer Gründungskundgebung: 1'500 Interessierte kamen in den Grossen Sendesaal des Runfunkhauses. Eine ungeheure Resonanz, denn viele mussten kilometerweit zu Fuss durch Schutthalden in die Masurenallee wandern, da weder Strassen- noch S- oder U-Bahn fuhren. Acht Männer sprachen, keine Frau. Von Neubeginn war die Rede und von Geist. Auch Becher trat ans Pult. Nach zwölf Jahren Verbannung spreche er das erste Mal wieder auf heimatlichem Boden zu deutschen Menschen: «Sie werden es mir nachfühlen können, dass es mir schwer und bang ums Herz ist und dass ich zutiefst erschüttert bin angesichts der ungeheuerlichen nationalen Katastrophe, deren Folgen ich jetzt in unmittelbarer Nähe erlebe, mit eigenen Augen erblicke, mit allen meinen Sinnen wahrnehme. Und Sie werden verstehen, dass auch einem Dichter zunächst die Sprache, ihre Bildkraft und Wortgewalt fehlen, um die Totenstille von Millionen Gräbern, um das Schweigen der Trümmerlandschaften beredt zu machen. Denn jeder von uns fühlt, dass diese Totenstille, dass dieses Schweigen der Ruinen schreit – Rechenschaft fordert und Anklage erhebt.»¹⁵

Nein, das war nicht gespielt. Becher war ergriffen vom Ausmass der Vernichtung, vor der er gewarnt, die er zehn Jahre zuvor gesehen hatte, im Pariser Vorstadtkino, Bilder einer deutschen Jugend, die siegestrunken in ihren Tod marschierte. So laut er auch schrie, so leise er Worte der Trauer über die Grenzen sandte, nichts, nichts hatte seine Dichtung aufzuhalten vermocht. Auch hier, in diesem Saal kannten ihn die meisten kaum, die gekommen waren, um Wegener zu hören, Spranger und Kellermann, den berühmten Romancier der Weimarer Jahre. «Ein gewisser Herr Becher soll sprechen», erinnert später Heinrich Goeres den Anruf eines Bürgermeisters aus den Widerstandskreisen des «20. Juli». Die beschwörende Stimme habe ihn dann doch

beeindruckt und ihr junger Fahrer gar erklärt, es sei ihm zum ersten Mal in seinem Leben ordentlich feierlich zumute.¹⁶

Becher war als erster von 250 emigrierten Schriftstellern heimgekehrt. Doch er kam nicht als einer, der es schon immer besser wusste, mit den Zurückgebliebenen abrechnet, ihnen den Weg weist. Stattdessen solidarisiert er sich mit der Schwäche eines Volkes, das in 25 Jahren zwei Weltkriegen nicht widerstand. «Nur auf Grund eines aufrichtigen Bekenntnisses unserer Mitschuld und Mitverantwortlichkeit kann es gelingen, uns aus dem Grab unserer Niederlage wieder zu erheben und als ein neues, freiheitliches deutsches Volk aufzuerstehen.» Denn schon wieder wolle man vergessen, sich herausreden, seien alle gegen Hitler, weil und nachdem er den Krieg verloren hat. Nicht Hitler habe versagt, das System des deutschen Monopolkapitals sei einer vernichtenden Kritik zu unterziehen, der reaktionäre Weg einer ganzen Nation aus ihrer Geschichte zu begreifen. «Wie ist es möglich geworden, dass Millionen Deutscher – und die meisten wider besseres Wissen – einem Hitler nachfolgten ins Verderben bis zuletzt?!» Dies sei die Lebensfrage, der man sich stellen müsse, um endlich Schluss zu machen mit deutschen Tragödien: «Für immer ein Ende mit dem stumpfsinnigen Strammstehen, mit dulddendem Gehorsam, mit unsrer verfluchten Knechtseligkeit!» Jeder habe sein Leben zu überprüfen, dass es «in uns anders» werde. Zu solcher Wandlung, zu solch einem Reformationswerk rufe der Kulturbund auf, wende er sich vor allem an die Jugend. Jeder junge Mensch sei mit Liebe, Wissen und viel Geduld aus dem Bann des Verderbens zu lösen, mit wahren Pathos, einer Erziehung zur Freiheit, zur Neugeburt: «Alle Deutschen, die guten Willens sind, beschwören wir: Es werde Licht! Lasst endlich, endlich ein freiheitliches, wahrhaft demokratisches Deutschland auferstehen!»¹⁷

Zweifellos: Da sprach einer aus innerer Überzeugung und nicht um des äusseren Auftrags willen. Obwohl oder gerade, weil auch hier grundlegende Motive des KPD-Aufrufs wiederkehrten. Dies war ja Bechers Politik von Anbeginn: «Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Ich glaube an das deutsche Volk. Ich glaube an meine Heimat, an mein Vaterland.» So schloss eine weitere Rede im August,¹⁸ und so klangen auch seine Hymnen zu Beginn der zwanziger Jahre. Es ist der Glaube nicht schlechthin ans Volk, vielmehr an das Bekennerwort, das im Augenblick der tiefsten Not es zu rühren, eine innere Wandlung und Wiedergeburt zu bewirken vermag. Darauf zielte seine expressionistische Lyrik, seine Verheissung eines Triumphs im Verfall,

und dem entsprach der Aufklärungsgestus seiner Prosatexte mit ihrer finalen Steigerung. Immer ging es ihm um einen Aufbruch zu Gott, zum Licht, zu einem ewigen Frieden, einer Erlösung von seiner zerrissenen Existenz, statt nüchtern Bewegungsformen sozialer Widersprüche zu erkunden. Das war religiös gedacht, weit von Marx entfernt und doch dem Zeitbedürfnis näher als die Lehre vom Klassenkampf. Nur kurz hat er das System des Monopolkapitals als Voraussetzung Hitlers gestreift, um sogleich zur Reproduktion der «deutschen Tragödie» im Strammstehen, in der Knechtseligkeit einer breiten Mehrheit des Volkes überzugehen, d.h. zu jener Charakterbildung, die sein *Abschied* exemplarisch aufarbeitet. Damit rührte er an einen Grund von Geschichte, den marxistische Analysen eher verdeckten. Allein, genügt das Bekenntnis zur kollektiven Schuld, ihn zu überbrücken?

Die US-Truppen, die sich, alliierten Abkommen gemäss, tags zuvor mit den Engländern und (später) Franzosen den Berliner Westen teilten, sahen in Becher einen Kommunisten, der in der Cäcilien-, der heutigen Pacelli-Allee nichts zu suchen hatte. Denn fortan sollte hier der amerikanische Stadtkommandant, General Lucius Clay, residieren. Am sechsten August hat er sich ab- und am neunten in der Viktoriastrasse, heute Majakowskiring, angemeldet. In der Zwischenzeit kam der wieder Vertriebene bei Herbert Sandberg, dem Zeichner, unter, der elf Jahre KZ überlebt hatte. Obwohl noch im Monat zuvor das Bezirksamt Zehlendorf eine «Villa am Wannsee»¹⁹ für Becher in Aussicht stellte. Zerschlug sich der Plan, oder wollte die Parteispitze den labilen Gefährten in ihrer Nähe wissen? Nun bezog er mit Willmann und Lilly das Haus eines enteigneten Buchmachers, dessen Mobiliar sie übernahmen, selbst besitzlos, mit einem Koffer aus Moskau ange-reist. Fünf, sechs Zimmer, Garage und ein kleiner Garten, alles zur Miete, kein Luxus. Die moderne Einrichtung war zu Anfang gar ein Hindernis, bei den täglichen Stromabschaltungen der Elektroko-cher nicht zu gebrauchen. Grünbergs halfen, die kurz zuvor ins Nebenhaus einquartiert worden waren. Aus ihrer Pankower Laube, wo sie in den zwanziger Jahren gelebt hatten, wo Karls *Brennende Ruhr* entstanden war, schleppten die Frauen auf einem Leiterwagen einen transportablen Ofen herbei, während die Männer ihren Verpflichtungen nachgingen, als Amtsgerichtsdirektor der eine und Präsident des Kulturbundes der andere.²⁰

Am 8. August hat ihn das Gründungskomitee einstimmig gewählt.

Kellermann, den er selbst als den bekannteren und zudem im Land verbliebenen Autor für das Amt des Präsidenten vorschlug, votierte für Becher, und Friedensburg versicherte, das sittliche Pathos sowie der Wille des Dichters seien Garant, dass der Bund an Ansehen gewinne. Kellermann und der Maler Carl F. Hofer wurden Vizepräsident. Einem Präsidialrat gehörten zur Hälfte Parteilose, aber nur eine Frau, die Bildhauerin René Sinenis, an. Friedensburg, Theodor Böhner und Ernst Lemmer vertraten die CDU, Dahrendorf den Zentralausschuss der SPD sowie Ackermann das ZK der KPD. Letzterer sah in dem Wahlsieg eine Niederlage. Ende September gestand er einer Agitprop-Leiter-Sitzung: «Unser Plan war, den Genossen Becher zu einem der Vizepräsidenten, aber zum Leiter des Arbeitsausschusses des Kulturbundes zu machen, also jener Abteilung, die die praktische Alltagsarbeit durchführt.» In den Ländern sei der Fehler zu vermeiden, in Berlin zu korrigieren.²¹

War doch alles geplant, der Bund nur eine kommunistische Tarnorganisation, die sich nützlicher Idioten bediente, um eine stalinistische Gleichschaltung der Intellektuellen in der SBZ durchzusetzen? Wie Pike meint, indem er sein Muster der Exil-Wahrnehmung auf die Kulturpolitik im sowjetisch okkupierten Deutschland überträgt. Becher habe möglicherweise etwas anderes aufbauen wollen, doch sei die Vorstellung absurd gewesen, die von einer marxistisch-leninistischen Partei geschaffene und kontrollierte Organisation könne parteiunabhängig sein.²² Parallel zu Pike, seinen Moskauer Befunden sich ungeprüft anschliessend, hat Magdalena Heider die Gründungs- und Frühgeschichte des Kulturbundes verfolgt. Auf jeder dritten von 250 Seiten ihrer Dissertation dominiert das Wortfeld «Kontrolle – Überwachung – Zugriff». So bekommt die Theorie die Folge von theoretischen Vorgaben und praktisch-politischer Umsetzung in den Griff, vermag sie exakt das Funktionsgefüge von Parteiapparat und Massenorganisationen als «Transmissionsriemen» eines totalitären Regimes zu kontrollieren. Die ganze Geschichte wird verständlich: mit bezwingender Logik, klar und objektiv spult sie sich vor dem Betrachter ab wie vor dem wachsamen Auge einer Kamera. Im Vollzug solch totaler Aufklärung scheint nur eines immer dunkler zu werden: Warum so viele, durchaus kluge Leute so dumm waren, sich freiwillig in die Fänge einer so monströsen Maschinerie zu begeben? Merkwürdig, wie alles lebendige Interesse verschwindet, wie die fest-gestellte Menschenverachtung eines Systems sich in seiner Re-Konstruktion wiederholt.

Oder war der Kulturbund ein Versuch, über Parteitaktik hinaus ein Forum für den «Dialog Andersdenkender» zu schaffen, wie Gerd Dietrich betont? Auch Norman Naimark sieht eine Gründung der Sowjets, doch zugleich das Streben Bechers nach Unabhängigkeit und scharfe Angriffe aus der eigenen Partei. Dass er als Sieger hervorging, zeige die Erfüllung eines seiner liebsten Wünsche: «im Frühjahr 1948 durfte Becher endlich mit einer Delegation des Kulturbundes nach Moskau reisen». Ob er sich tatsächlich so sehr an den Ort durchstandener Ängste zurückgesehnt hat, darf bezweifelt werden; Teilnehmer jener Reisegruppe, deren Leitung Jürgen Kuczynski übernahm, war er jedenfalls nicht, trotz des absolut sicheren Gestus, mit dem der hochdekorierte Historiker auf eine beeindruckende Fülle von Archivmaterialien verweist.²³ Für Wolfgang Schivelbusch liegt die Wahrheit «irgendwo dazwischen». Becher gilt ihm als ein zweiter Münzenberg, der traumhaft die Balance zwischen eigenem Unabhängigkeitsstreben und dem Über-Ich der Partei wage, der in den zwei, drei Jahren der Offenheit Berlins seinen Spass habe am permanenten Tanz auf zwei Hochzeiten, bis die Entscheidung hinter seinem Rücken falle und er sich wieder in die Linie füge. Wenn der Nachgeborene allerdings einen Brief vom Dezember 1947 zitiert, in dem ein Widerwille gegen die Partei vom Februar 1948 zum Ausbruch gelangen soll, um Bechers Lebensmuster von Aufbegehren und masochistischer Unterwerfung zu illustrieren, so führt der Beleg eher das Schema ad absurdum. Und waren die Jahre denn so produktiv und glücklich, wie sie in diesem Rückblick erscheinen – «ein Aufschwung wie seine expressionistische Jugend und die Flitterjahre seiner kommunistischen Konversion nach dem I. Weltkrieg»?²⁴

Der Vergleich macht Sinn, wenn man bedenkt, dass dem damaligen Aufschwung eine verzehrende Sucht voraus ging und er sich 1919 gerade vom Politischen abwandte, um sein Heil in religiösästhetischen Formen zu suchen. Auch die zweiten Nachkriegsjahre sind kein Idyll. Einem genaueren Blick in Bechers Herkunft erschliesst sich eine Dimension des Projektes, die nicht sehen kann, wer nur auf das pragmatische Treiben von 1945 fixiert ist, eine Anwendung der Volksfront-Strategie darin ausmacht und sich bestenfalls noch der Querelen um den BPRS erinnert. Als sei der verlorene Sohn, der Wanderer zwischen sozialen Welten, nicht viel länger schon auf der Suche nach einem «neuen Bund», von dem Hölderlin ihm sprach, einer Einheit des Lebens jenseits seiner Zersplitterung durch die Zwänge der geteilten Arbeit und die Borniertheit der Par-

teienkämpfe, einer Gemeinschaft, in der sich der Einzelne als ein ganzer Mensch erfahren, die Universalität seiner Anlagen entdecken könne.

Solch Utopie mag deplaziert erscheinen im Augenblick des Zusammenbruchs, da es am Elementarsten fehlt. Allein der Mangel zeugt den Überfluss an Ideen, den Luxus der Illusion, wenn das Bestehende keinen Halt mehr leiht, wenn es anders werden muss, weil es so nicht bleiben kann. Und dennoch gibt es keine Stunde Null, keinen Neubeginn ohne die Last des Vergangenen. Auch Becher ist von Erfahrungen gezeichnet wie sein neuer, alter Stab: Erpenbeck hat als Mitglied der «Gruppe Ulbricht» das Terrain sondiert, gab aber bald die Zeitschrift *Theater der Zeit* heraus. Willmann, nun Generalsekretär des Kulturbundes, war Redakteur der *IL* Edith Bergmann, im November als Sekretärin aus Moskau zurückgekehrt, hatte 1927 die *PFK* mit Becher bearbeitet, der sie 1937 in die *IL* aufnahm, als die Komintern gesäubert wurde. Mit ihm habe man über das sprechen können, wovon zu schweigen ein ungeschriebenes Gesetz war, «Dinge, die wir heute wissen,... die einen schrecklich bedrückten, die jeder mit sich herumtrug», erinnert sie sich 1961, das Tabu noch immer konservierend in seiner Umschreibung.²⁵

Dazu Gysi, ein Dreiunddreissigjähriger, der seit 1931 Mitglied der KPD war. In Frankreich interniert, hatte ihn die Partei 1940 illegal nach Deutschland gesandt, wo er als freier Mitarbeiter eines Verlages seinen Lebensunterhalt bestritt, als Jude und Kommunist doppelt gefährdet. Was konnte er einem Volk zutrauen, das über Nacht aus lauter Hitlergegnern bestand? Becher soll unentwegt Leute gefragt haben, wie sie in diesem Land lebten, wie Trude Richter und Weisenborn einst in Prag. «Jeder hat eine Leiche im Keller», gab Rudolf Kurtz, der alte Expressionist, ihm zur Antwort, der nunmehr als Strohmann des sowjetischen *Nacht-Express* ein geruhames Dasein genoss, «es kommt nur darauf an, wann sie zu stinken beginnt!»²⁶ Das Bild prägt sich ein, nach drei Jahren wird er es selbst verwenden, als Weiskopf für eine Kurzvisite aus Amerika vorbeischaute: «Man lebt unter einer Bevölkerung, die sowenig wie möglich gelernt hat, jeder zweite hat eine Leiche im Keller ...»²⁷ Und schleppten sie, die Moskauer Genossen, nicht auch ihre Toten mit sich? Alpträume trugen die Zeit des Neubeginns, und wenn sie ein Tanz war, dann in einer Asche, deren Glut noch glomm.

Der Heimkehrer hat gelernt, Schmerz mit Arbeit zu betäuben. Wovon es genug gab. Mit wacher Entschlossenheit und Weitsicht nutzt

er die Gunst der Stunde, lässt Gysi noch im August einen Verlag gründen, den er «Aufbau» nennt, und Willmann nach einem Haus für den Bund suchen, denn das Büro Schlüterstrasse ist zu klein für eine Begegnungsstätte, wie sie Bechers Idee vom «Aufbauwerk grössten Stils»²⁸ erfordert. Das Klubhaus der Berliner Finanzwelt, der einstige Herrenklub in der Jägerstrasse, erschien geeigneter, obgleich eine Bombe auch in dieses Gebäude eingeschlagen war. Ein Papier mit Stempel und Unterschrift des russischen Stadtkommandanten ermächtigte die Genossen, aus der Reichskanzlei herauszuholen, was die deutsche Intelligenz brauche. So lud der Klub des Kulturbundes schon bald die «Geistesschaffenden» von ganz Berlin ein, und die meisten, die kamen, weil es hier ein Mittagessen ohne Marken gab, ahnten nicht, dass sie auf dem Parkett sassen, über das einmal die Grössen des vergangenen Reiches stolzisiert waren.²⁹ Ein schönes Symbol und ein gefährliches: Würden die Sieger, die von den Trümmern der Besiegten Besitz ergriffen, der Verführung widerstehen, wenn deren Geist sie ergreift, die Macht, in den Formen gespeichert, in die sie nun sich zu kleiden begannen?

Becher selbst übernahm, wie zu Zeiten der *IL*, die Korrespondenz mit den Grossen: er bittet Heinrich Mann zu kommen, er bietet Kippenberg seine Hilfe für den Insel-Verlag, sucht Hauptmann auf, knüpft Kontakte zu Kästner und Wiechert, nimmt sich Falladas an. Natürlich dient all dies dem Zweck, ein breites Bündnis zu schaffen, das dem Aktionsprogramm seiner eigenen Partei Akzeptanz verleiht. Deshalb benutzt er die anderen aber nicht als blosser Marionetten. In «der Partei» sah er ja ideell die Verwirklichung einer «Subjekt-Objekt-Identität»³⁰, im Sinne Lukács' eine geschichtsbildende Einheit von subjektiv Gewolltem und objektiv Notwendigem. Insofern ist die Hinwendung zu bürgerlichen, vor allem konservativen Autoren zugleich ein Versuch, ein Gegengewicht zur Veränderung der Realpartei zu etablieren, um deren linksradikale Borniertheit er genau wusste, und schliesslich Ausdruck einer eigenen Affinität. Es klingt unglaubwürdig, wenn er nach zwanzigjährigem Schweigen behauptet, Kippenberg und die *Insel* seien ihm Lichtpunkte im Dunkel Deutschlands gewesen. Der Anspruch, sein Werk gehöre in den Verlag, wirkt wie eine sublimale Vereinnahmung. Dass er dann jedoch Katharina Kippenberg freie Hand gewährt, aus der frühen Lyrik sowie den späteren Sonetten zwei Bände nach ihrer Wahl zusammenzustellen und dabei alles Politische, alles nur Zeitgebundene auszusondern, ist keine Frage des Taktierens mehr.³¹

Ebenso wenig verstand sich die Reise zu Hauptmann von selbst. Becher wollte das Renommee des Kulturbundes erhöhen, als er den Berühmten für eine Ehrenpräsidentschaft zu gewinnen suchte. Die Ehre aber war zwiespältig, da der Dichter sich von den Nazis hatte feiern lassen und ihrem Reich durch Ansprachen im Rundfunk den Schein einer höheren Würde gab, auch wenn er, im engsten Kreis, seine Ablehnung der Gewaltherrn nicht verhehlte. Glich Becher ihm darin nicht? Das Bekenntnis zu einer friedlichen «Wiedergeburt» von 1932 – «Halten wir Einkehr, besinnen wir uns auf uns selbst! auf den Reichtum der deutschen Volksseele! Vertiefen wir uns in den deutschen Kulturbesitz! Und wir werden Schätze genug finden, unser Selbstbewusstsein zu stärken, unseren natürlichen Mut und Stolz wiederzugewinnen ...» – knüpft er nicht genau an diese, von Hauptmann mehrfach angestrichene, Stelle seiner Reden *Um Volk und Geist*⁵² an? Hier liegt das eigentliche Problem verborgen, und nicht in der vermeintlichen Farce, als die jener Besuch nach einem Bericht von Gerhart Pohl gern abgehakt wird. Kann man noch immer von Kultur, Volk und Geist reden, als hätten die Worte nicht ihre Unschuld verloren in dem völkischen Spuk?

Bei Pohl, dem einstigen Herausgeber der *Neuen Bücherschau*, der als Nachbar Hauptmanns in Agnetendorf Becher auf die Notlage des Zweiundachtzigjährigen aufmerksam machte, liest sich das Ganze wie die makabre Inszenierung eines Propagandaaktes: «Ich stelle mich zur Verfügung», soll der Greis, von seinem Pfleger in Decken gehüllt, auf die Erklärung des ihm völlig Unbekannten, «wir alle» bedürften seiner Kraft «zur Aufrichtung und Stärkung Deutschlands», entgegnet haben, während ein Fotoreporter der *Täglichen Rundschau*, des Presseorgans der SMA, den kläglich grossen Augenblick festhielt.³³ Dabei denke man sich die drei im Salon des Hauses Wiesenstein, umgeben von barockem Mobiliar und lasziven Klinger-Gemälden, welch ein absurdes Theater. Doch Grigori Weiss erzählt die Geschichte anders: Als Kulturoffizier hatte er Anfang Oktober die Expedition ins Riesengebirge geleitet. Zwei Personen- und ein Lastwagen fuhren mit Benzinkanistern und Lebensmitteln über die neue Grenze, jenseits derselben nach dem Potsdamer Abkommen vom August alle Deutschen umgesiedelt, aus ihren Wohnungen vertrieben wurden wie einst Polen und Juden von deutschen Landerschliessern. «Das ist mehr, als ich erwartet habe», lässt Weiss den Dichter sagen, der ihnen berichtet, wie er im Februar nach Dresden fuhr, das anglo-amerikanische Inferno erlebt hat, wieder nach Agnetendorf zurückfloh und er-

krankte. Eines Nachts hätten Soldaten auf Quartiersuche an das Haus geklopft und seien in Ehrfurcht erstarrt, da sie meinten, ein Museum zu betreten. Der Pfleger, der um Ruhe für den Hausherrn bat, habe vernommen, wie die Russen folgerten, hier wohne ein Bourgeois, ein Kapitalist, sei in die Bibliothek gerannt und mit dem ersten Heft von *Teatr*, einer Zeitschrift aus dem Jahr 1941, zurückgeeilt, hastig auf die Rezension einer Hauptmann-Aufführung in Moskau weisend, die ein Militärarzt dem Dichter gesandt hatte, der sie im Zimmer einer Dorfschullehrerin fand, beim Vormarsch seiner Truppen auf Smolensk. Lenin auf dem Umschlag erblickend, sollen die Soldaten gelächelt, ihre Kalaschnikow gesenkt und eine Wache vor das Haus gestellt haben. Nach Pohl wiederum habe ein Russe den Dichter selbst erkannt und sei vor ihm auf die Knie gesunken. Vom Hauch der Legende sind beide Bilder verklärt. Bei Weiss aber bleibt die Härte gelebter Widersprüche spürbar.³⁴

Ob Becher daraufhin tatsächlich vom Schicksal des Tolstoischen Anwesens sprach, ist nicht entscheidend. Zumindest hatte er Ende 1941 in Taschkent, nach einer *Prawda*-Meldung, über das zurückeroberte Jasnaja Poljana geschrieben. Die verwüstete Stätte des Gedenkens, die deutsche Soldaten vollgeschissen und geplündert hatten, nahm er als Spiegel der organisierten Barbarei wahr, in dem die selbsternannten Übermenschen ihre Gemeinheit offenbarten. Würden sie in Goethe einen Tropfen nichtarischen Blutes entdecken, sie scheuten sich nicht, sein Haus in ein Bordell zu verwandeln und auf Beethovens Grab eine Kneipe zu eröffnen. So stark der Vergleich, so schwach war der moralinsaure Ausblick, sein Volk werde «die Tempelschänder vor Gericht laden», werde auch diese Schmach seiner befleckten Ehre rächen – als seien die Soldaten der Wehrmacht nicht ein Teil desselben Volkes. Das religiöse Pathos redet über eine Zerrissenheit hinweg, deren Tiefe mit dem Sieg erst aufbricht. Doch die Erinnerung an Tolstoi erklärt auch Bechers Haltung zu Hauptmann: «Nicht allzu freigebig schenken die Jahrhunderte den Völkern Menschen, die ihr eigenes Leben und ihre Epoche überdauern ... Ein genialer Mensch ist ein überaus seltenes Kleinod.»³⁵ Grosse Geister sind für ihn ganz goethisch-nietzschanisch Geschenke Gottes oder der Zeit, Glücksfälle, in deren Schaffen sich die Eigenart, die Kultur ihrer Völker vergegenständlicht. Ein Volk, das aufhört, sein Erbe zu achten, sich jenes Gestaltungsvermögen immer wieder anzueignen, das es in Ausnahmefällen nur hervorzubringen vermochte, sieht er, der einst zwanghaft über-

kommene Formen zertrümmert hatte, jede Achtung vor sich und anderen verlieren, sieht er zurückfallen ins triebhaft Selbstzerstörende.

Auf andere Art führt ihn das gleiche Problem zu Fallada: Der war in Feldberg von der Roten Armee als Bürgermeister eingesetzt worden, floh jedoch unter der Last alltäglicher Aufgaben ins Morphinum, das seine ebenso süchtige Gefährtin ihm besorgte. Als beide nach einem Zusammenbruch im Krankenhaus liegen und die Bevölkerung ihr Haus plündert, erledigt sich die Hoffnung auf einen Neubeginn. Sie gehen nach Berlin, wo Fallada den Kritiker Paul Wiegler im Ullstein-Verlag trifft, der ihm Bechers Adresse gibt. Um den 11. Oktober, unmittelbar nach dessen Rückkehr aus Agnetendorf, sind sie einander das erste Mal begegnet. Der Romancier kennt den Lyriker nicht, der seinerseits alle Versuche des anderen, unter den Nazis weiterzuschreiben, genau registriert hat. Ihn, den Autor von *Kleiner Mann, was nun?*, und keinen der (emigrierten) Antifaschisten hält er für befähigt, den Roman des Lebens, des Anständig-, des Menschlich-Bleibens im Dritten Reich zu schreiben.

Zunächst vermittelt er einen Kontakt zur *Täglichen Rundschau*, die ihm für kleine Geschichten hohe Honorare zahlen soll, besorgt Lebensmittelkarten und ein Haus zur Miete am Eisenmengerweg, nur wenige Schritte von dem eigenen entfernt. Schon am 18. Oktober unterzeichnet Fallada einen Roman-Vertrag. Willmann hat ihm die Gestapo-Akte über ein älteres Ehepaar gebracht, das im Krieg begann, Postkarten gegen Hitler zu schreiben, bis beide verhaftet wurden, verurteilt und hingerichtet. *Über den doch vorhandenen Widerstand der Deutschen gegen den Hitlerterror* lautet ein Exposé, das die Monatschrift *Aufbau* in ihrem dritten Heft druckt. Dann lässt er den Stoff liegen, fährt mit Becher zu einer Lesung nach Halle, sprechen beide Anfang Dezember im Schweriner Kulturbund zum Nürnberger Prozess. Becher meint, die Deutschen müssten sich, zumindest symbolisch, an der Klage gegen die Kriegsverbrecher beteiligen, sie als ihre eigene Angelegenheit betrachten, statt das Urteil der Besatzer wie ein fremdes Schicksal hinzunehmen. Als Fallada, neben Fedin, Weihnachten bei den Bechers verbringt und Pieck kurz herüberkommt, antwortet er dem Politiker gereizt, die einfachen Deutschen interessiere der Prozess nicht, da sie wüssten, dass sie betrogen wurden, und keinerlei Dokumenten mehr glaubten. Der durchschnittliche Deutsche sehe nur wieder einen Wettkampf der Zeitungen, einen Krieg der Worte, nichts Positives.³⁶

Anfang 1946 gerät er selbst ins Visier der Journaille, greift die

Münchener *Neue Zeitung* einen offenen Brief seiner einstigen Sekretärin aus Hannover auf, die ihm vorhielt, 1943 als Sonderführer im Majorsrang für den Reichsarbeitsdienst Reportagen aus Frankreich und den Studenten verfasst zu haben. Damals hatte er ihr geschrieben, man müsse an den Sieg glauben, daran, dass wir die Herren der Welt seien. Dass die Wortblase, die er nirgends sonst verwandt, für den Zensor bestimmt war, der die Post der Halbjüdin überwachte, dass sie dem Schutz beider diene, wollten die Münchner nicht (mehr) wahrhaben, die ihn als braven Nationalsozialisten denunzierten. Doch die Moral-Prügel galt Ost-Berlin, das einen Opportunisten stütze. Fallada unterzog sich indes der nächsten Entziehungskur, hatte erneut Schulden angehäuft. In den folgenden Monaten schrieb er seine Krankengeschichte nieder, um sich selbst wieder zu erheben; eine Therapie, zu der wohl Becher riet, der ihn noch immer nicht fallenliess. Fallada dankt mit der Granzow-Gestalt in dem *Alpdruck* genannten Roman. Allein er ist missraten, wie einst Bechers Versuch, den eigenen Irrweg zur Zeitlegende zu stilisieren, war aber vielleicht als Selbstverständigung nötig, um dann doch das Buch über den Widerstand der kleinen Leute, über die unheldische Kraft der Schwachen in 24 Tagen zu Papier zu bringen.³⁷

Als *Jeder stirbt für sich allein* erscheint, ist Fallada tot. Am 1. Mai war er bei Becher in einem Anfall von Tobsucht zusammengebrochen, durchlief mehrere Kliniken und verdämmerte im Februar 1947 in der Charité. «Nichts Menschliches, nichts Unmenschliches ist ihm fremd geblieben», sprach der andere an seinem Grab. «Er lebte in der Fülle seiner Geschichte. Das Ungeborene, dem er noch nicht zum Leben verholfen hatte, peinigte ihn, und als vollendete sich die Welt erst im Wort, dichtete er dem Leben nach und erfand sich zu Lust und Leid seine Geschöpfe, die einzigen, die ihm etwas Licht und Lebenswärme spendeten, in der lebenslänglichen Haft seiner grauen Vereinsamung.»³⁸ Der Nekrolog verrät die Nähe. Becher war einem Doppelgänger begegnet: Rudolf Ditzten, dem Sohn eines Landgerichtsrates, der 1911 seinen Freund erschoss, sich selbst zu töten versuchte, mit Unzurechnungsfähigkeit davonkam, dem Rauschgift erlag, ein ewig Schwankender, der nur im Schreiben, in der Maske des Hans Fallada, Halt fand. So half er dem Zwilling und hielt doch auf Distanz, um die eigene Haltung nicht zu verlieren, sich disziplinierend im Rollenspiel der Politik.

Die politischen Freunde aber fühlten sich um solcher Hilfe willen vor den Kopf gestossen: Im Januar 1946 schrieb Weiskopf an Friedrich Wolf,

die Grenzen der Würde seien im Falle Hauptmanns überschritten, den die Welt nur mit Hohn und Abscheu als einen «Gallerthampelmann und Immerzurverfügungsteller» betrachte.³⁹ Wolf wird das Urteil, wie zuvor, in den Emigrantenzirkeln ausgestreut haben; zur Verbitterung Bechers, der Herzfelde im fernen New York darauf verwies, wie wenige sie seien, gezwungen, «auf viele Euch vielleicht unverständliche Dinge einzugehen, um nicht vollkommen isoliert zu bleiben».⁴⁰ Ebenso verbittert war jedoch Kurt Huhn, der Genosse des vormaligen Bundes, des BPRS, der im September 1945 aufschrie: «Mir liegt der Strick näher als in meiner KZ-Zeit. Ja! Stille im Kulturamt, Stille in der Parteizeitung, ausgeschlossen, ausgestossen, überflüssig kommst du und starrst in kalte Gesichter, was für eine verdammte Welt ist das? [...] Weshalb habe ich die ganzen Jahre geschwiegen und nur an mir selbst gearbeitet, etwa dafür, dass ich mit den Faschisten zusammen auf Trockendock liege? [...] es kotzt mich an, das alles zu erwähnen und darum zu lamentieren, denn ich suche ja kein Mitleid, sondern habe Grund meiner Leistung etwas zu beanspruchen in dieser Zeit, auf dass meine verfluchten Sorgen gelindert werden.»⁴¹

Auch Lorbeer, der Freund vergangener Zeiten, der ihm bereits Ende Juni vom Weg durch KZ und Zuchthaus berichtet und davon, dass er seine Stimme auf Radio Moskau gehört und nie gezweifelt habe, ihn wiederzusehen, muss Anfang Dezember erkennen, wieder zu spät gekommen zu sein: «Die Herren nehmen ihre Plätze schon ein. Sie werden den Ton angeben, den Text bestimmen. Ich würde mich nicht wundern, wenn auch die Herren Pohl, Barthel, Binding, von der Vring und ähnliche sich einfänden. Herr Fallada ist ja schon da, Herr Heinrich Mann, der der ‚demokratischen‘ Gummiknüppelpolizei im schönen Preussenlande damals so hochherzige Worte zu sagen wusste, Herr Hauptmann und wie sie alle heissen. Vor ihnen wird man eines Tages, wenn man den Bürgermeister abgelegt hat und den Poetenrock wieder anziehen möchte, kaum Gnade finden. Denn man muss ein Künstler sein, von Gottes Gnadem. Mit Gesinnung und Mut, mit Aufrichtigkeit und Treue hat das nichts zu tun; es kommt auf den Wortreichtum an. [...] Ich Sorge mich um dieses Deutschland, in dem so viele gesellschaftsfähige Worte geredet werden. [...] Gut ist es, Routiniers zu haben! – Besser ist es, einen Johannes R. Becher zu besitzen, wie ich ihn als jungen Enthusiasten kannte!»⁴²

Der Blick von draussen und von unten registriert ein fatales Kontinuum: im Namen demokratischer Erneuerung kehren alte Aristokra-

ten der Wortkunst zurück, werden sie wieder auf ihren Thron des «Geistes» gehievt. Der andere gerät in Vergessenheit, der in der Zelle schrieb, in Baracken, im Moor. «Vieles ging verloren, so manches brachte ich durch, – frag mich nicht wie. Ein Bleistiftstummel und Zeitungsränder ... Und dann zu Hause – zwischen Gestapobesuch und Gestapobesuch – arbeitete ich, Seite um Seite. Ein Blatt in die Hände der Henker, und der Strick war mir sicher. Wie ein wildes Tier schleppte ich meine Arbeiten von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, jeden Tag konnte es mich treffen ...» Glückliche sei er gewesen in der Vorfreude auf die Zeit freien geistigen Schaffens, doch kam alles anders: «Die Verhältnisse griffen mich, setzten mich auf einen Amtsstuhl und zwingen mich seither, meinen schönsten Plänen zu entsagen.»⁴³

Der Bürgermeister von Piesteritz, der seit 20 Jahren schreiben möchte, sieht, dass er wieder nur die Drecksarbeit übernehmen darf, während sein erneut einflussreicher Freund dem Versager Fallada alle Mittel bereitstellt, einmal mehr zu Ruhm und Ehre aufzusteigen. Becher antwortet, er habe keinen vergessen, doch sei es seine Hauptaufgabe gewesen, «so rasch wie möglich alle diejenigen an uns zu binden und zu sammeln, die schwankend waren», so dass die anderen, auf die man sich fest verlassen konnte, nicht zum Zuge kamen. Sie sollten die Dinge objektiver sehen: Zwischen Hauptmann, Fallada und Barthel – dem Arbeiterdichter, den sein Loblied auf den Schaffensmann von der Sozialdemokratie zum Nationalsozialismus führte – gäbe es Unterschiede der Gesinnung und literarischen Qualität. Heinrich Mann sei im Exil zu einem ihrer besten Kameraden geworden, wovon man nur in Deutschland nichts wisse. Lorbeer solle also seine Manuskripte für *Aufbau* fertigmachen und ein paar Tage Urlaub nehmen, um sich in Berlin gründlich auszusprechen.⁴⁴

Doch der Arbeiter bestand darauf, dass der Präsident zu ihm, dem Rekruten der Partei, komme, wenn er schon die Zeit fand, einen Hauptmann der Gegenseite aufzusuchen. Er will als Genosse ebenso wichtig, als Freund wichtiger genommen werden als das Objekt kulturpolitischer Kalkulation. Mehr noch: er will sich anerkannt sehen als ein Dichter, den nur die Verhältnisse an seiner wahren Berufung hindern. Wie vor 1933 schickt er dem Erfolgreicheren seine Texte. Eine Mappe mit Gedichten, «geschrieben in den Tagen, da das faschistische Regime zusammenbrach und des deutschen Volkes Marsch in eine bessere Zukunft begann». Darin heisst es:

Mein Deutschland, schuldbeladenes Land, du bist
der Grund, um den es lohnte hart zu kämpfen,
du bist doch arm und windest dich in Krämpfen,
ein Opfer räuberischer Hinterlist...
[...]

Mein Deutschland, und du sagtest hirnlos immer ja
zu jeder Schandtat, jeder Last und Lüge;
was deinem Volke Böses auch geschah,
es war dir recht. – In deine Mutterzüge
schlich schnell sich ein der Dirnen feiler Zug,
du warfst dich hin den Spielern und Tyrannen
und liessest lachend auf die Folter spannen
Männer von Geist, vom Hammer und vom Pflug.

An die *Arbeitsmänner* schrieb er gar: «Und seid bescheiden, geht es nur um euch, / es ziemt euch nicht, in Hochmut hinzugehn. / Stolz seid nur, geht es um das neue Reich, / in dem Gerechte vor Gerechten stehn.» Darf man die unfreiwillige Komik des Schwulstes verlachen, der ein neues Reich in der Wortwahl des alten verheisst? In Todesgefahr heimlich verfasste Verse eines Antifaschisten, die das regressiv partriarchale Selbstverständnis seiner Feinde zum Erlöserbild verdichten zur Vorstellung eines treulosen Weibes, deren Schmach bescheiden-züchtige Männer tilgen. Wieder wird die «deutsche Jugend» beschworen, fest zu glauben, tapfer zu sein und «immer wachsam! Den Hetzern die Faust in die Zähne! / Verjage die falschen Propheten, das feige Geschmeiss! / Ums Deutschland von gestern vergiesse nicht eine Träne, / dem freien Deutschland von morgen allein opfere Tatkraft und Schweiss!»⁴⁵

Becher schrieb, er hätte gehofft, dass die zurückliegenden zwölf Jahre eine aussergewöhnliche Gestaltung bei Lorbeer annehmen würden.⁴⁶ Was er zu lesen bekam, war die peinlich schwache Reimerei eines furchtbar verkehrten Idealismus. Wie sollte er dem Klagenden mitteilen, dass all dies, was er mit Herzblut verfasst hatte, nichts taugt, dass weder ausgestandenes Leid noch bester moralischer Wille und politische Treue für ästhetische Qualität bürgen? Dass ihm das Ausdrucksvermögen jener Herren fehlt, die er für einen neuen Bund zu gewinnen sucht. Lorbeer betont mehrfach, er wolle nicht an den bürgerlichen Grössen gemessen werden, weil er nach einer eigenen Sprache suche. Doch gerade dies Eigene lassen seine Deutschland-Gedichte vermissen. Bemerkt Becher ihre «völkischen» Topoi, die er

selbst von *Erde* bis *Levisite* verwandt hat, einschliesslich jäher Ausbrüche ungezügelter Brutalität, des adäquaten Ausdrucks unterdrückter Sinne? War die Kampf- und Krampflyrik des jungen Enthusiasten nicht ebenso schwach?

Fred Keilhaus, ein Arbeiterrezitator, der vor 1933 auf «annähernd 1'000» KPD-Kundgebungen Verse von Becher, neben Weinert und Kästner, gesprochen hat, erinnert an *Der Mann, der schwieg* als sein stärkstes Poem, von dem Dutzende nach einem Reinickendorfer Vortrag 1946 Abschriften erbat.⁴⁷ Das Gedicht beschreibt das Standhalten eines Mannes unter Folter. Es konzentriert sich auf wenige Gesten: Vom Einsatz der Folterer – «,So. Der Befehl heisst: dich zum Reden bringen. / Noch einmal: willst du oder willst du nicht? !'» – über das Zerbeißen der Worte, die Peitschen aus dem «,Hund'» herausschneiden, bis zum Hören einer Stimme, die ihm zuflüstert, den Namen festzuhalten, der ihm aus dem Munde rinnt, unleserlich, eine blutige Spur, die er lächelnd abwischt, aufsteht und schweigt. Im Grunde ist es keine Beschreibung, weder des äusserlichen Leides noch eines innerlich «geistigen» Widerstehens, vielmehr verdichtet die Bewegung der Sprache selbst einen Vorgang, der den Gegensatz von Innen und Aussen, von (bürgerlich) vereinzelter Subjektivität und einer Welt fremder Objekte, aufhebt: als Ausdruck einer Verbundenheit im Wort, im Namen, der nicht ein beliebig verfügbares Ding ist, dem eine eigene Stimme gehört, die in äusserstem Verlorensein dem Erniedrigten zuspricht, ihm die Kraft verleiht, den Henkern schweigend zu widerstehen. Der Schmerz wird damit nicht gemildert und der Einzelne ebensowenig zum Heroen verklärt. Sein Geschlecht, seine «Männlichkeit», tritt wie eine zufällige Gabe der Natur hinter die kulturell entwickelte Fähigkeit zurück, menschlich, füreinander einstehend, zu handeln. Indem der Text nicht die Ohnmacht des Geschlagenen in einer moralisierenden Verurteilung der bösen Folterer kompensiert, die als gut funktionierende Glieder eines Gewaltapparates gesichtslos bleiben, wird er zur Wieder- und Weitergabe einer solidarischen Kraft:

*Still einen Augenblick! Erhebt euch! Schweigt!
So schwieg ein Mann. Sein Schweigen lieg
Auch über euch! ... Verneigt
Euch schweigend vor dem Mann, der schwieg!*⁴⁸

Das Gedicht nötigt zur Trauer, zum Eingedenken, zur wachen Aufnahme der abgebrochenen Lebenskraft eines Namenlosen, statt sich

in Stimmungsmalerei zu gefallen und zur Wachsamkeit oder Rache aufzurufen. Es stand zuerst im *Glücksucher* und wurde von Becher 1945 in seine *Ausgewählte Dichtungsaus der Zeit der Verbannung* aufgenommen. Mit dem Band, drei Kulturbund-Reden unter dem Titel *Deutsches Bekenntnis* und dem Roman *Abschied* hat er drei der ersten elf Aufbau-Bücher besetzt. Der Präsident sorgte im eigenen Verlag für das Erscheinen seiner wichtigsten Texte, die in Deutschland bis auf das Häuflein der Remigrierten niemand kannte. In der höchsten Auflage von 30'000 Exemplaren jedoch liess er Pliviers *Stalingrad* drucken, daneben Manns *Untertan*, Aufsätze von Lukács sowie Romane von Erpenbeck, Scharrer und Bredel.⁴⁹ Im Übrigen trat er allen Bestrebungen entgegen, den Verlag als Emigranten-Organ zu etablieren, versucht ab 1946 bei Volk und Wissen, Desch in München, Bachmair in Starnberg, Asmus in Konstanz sowie im Insel-Verlag zu publizieren und weigerte sich noch zwei Jahre später, eine Bindung an Aufbau einzugehen.

Auch hier liegt das Problem tiefer, nicht in einem vordergründigen Machtge- oder gar -missbrauch, mit dem er sich als Dichter inszenieren würde.⁵⁰ Zweifellos ist der Autor nicht frei von Eitelkeit, war er von früh auf besessen von dem Zwang, sich und seinem Vater zu beweisen, dass er zu den Grossen gehöre. Doch mit den Jahren kann Becher nicht nur auf ein umfängliches, sondern, bei aller Unbeständigkeit, durchaus gewichtiges Werk verweisen. Und er hat genug Anerkennung durch wirkliche Grössen erfahren, als dass er nun um die Gunst des Publikums buhlen müsste. Zu bedenken gibt mehr die Schwäche der *Heimkehr-Nerse*, mit denen er seine ungleich stärkere Exil-Lyrik einleitet: «Ich trete mit der neuen Zeit Beginn / Vor dich, mein Volk, in deinem Namen hin. / O Deutschland, schwer geprüft wie nie zuvor! / Ich seh dein Bild durch einen Tränenflor.»⁵¹ Das plätschert so leicht dahin, reimt sich so artig wie Lorbeers Zeugenbericht. Wieso verfällt er in solch kitschiges Gesäusel, statt die Bitternis der Verfehlung zur Sprache zu bringen, dass er jetzt erst seine Gedichte jenem Volk vorlegen kann, dem sie gewidmet waren, dem er sich in der Fremde verbunden fühlte, mit dem er, heimgekehrt, sich neu verbinden möchte – und das ihm doch in all der Zeit mehrheitlich als ein fremdes entgegentrat, bestrebt, auch ihn durch Verfolgung und Krieg auszulöschen?

Verzicht auf Rache ist nur dort ein Zeichen der Überlegenheit, wo ihre Berechtigung empfunden wird, wo ein Höchstgefühl des Unrechts, der Trauer und des Zorns, des altbiblischen Ausgleichs «Auge

um Auge, Zahn um Zahn», sich mit hellsichtiger Energie darauf richtet, überkommene Verhältnisse zu ändern, um ein anderes Miteinander zu ermöglichen. Becher will den Krieg der Worte nicht mitmachen, will dem durchschnittlichen Deutschen etwas Positives geben, wie Fallada es verlangte. Insofern war dessen Bekenntnis zum Kulturbund, das er sogleich nach ihrer ersten Begegnung in Druck gab, nicht bloss ein Geschäft, um wieder ans Futter, an den Stoff zu kommen. Tausche literarischen Ruhm gegen die Moral der Sieger und ihre Lebensmittel – nach dem Motto beschreibt Schivelbusch das Bündnis der bürgerlichen Intellektuellen, die im Lande ausgeharrt, sich den Verhältnissen angepasst hatten und erneut, um des Überlebens willen, anpassen mussten. Wenn sie dann zur schöneren Moral und den besseren Lebensmitteln anderer Sieger übergangen, so blieben sie folglich nur ihrem lang eingeübten Opportunismus treu.

In den dreizehn Jahren, von seiner Rückkehr bis zum Tod, hat , Becher immer wieder den Grundsatz vertreten, der «beste Durchschnitt» des deutschen Volkes sei mit seinen nationalen Tugenden – des Fleisses, der Treue und Erfindungskraft – von einer Nazi-Clique zur Unterjochung anderer Völker missbraucht worden. Nach der Niederlage der Verführer bliebe also nur, ihre Geldgeber und Nutzniesser zu enteignen, um in friedlicher Zusammenarbeit sich wieder auf das wahre Volksvermögen zu besinnen. So einfach war die Botschaft des Kulturbundes, und in dieser Schlichtheit ergriff sie mit enormer Geschwindigkeit immer mehr Massen von Mitgliedern: Noch im Juli entstand der Landesverband Brandenburg, im August Mecklenburg, im September Sachsen sowie im Oktober Sachsen-Anhalt und Thüringen. Die Leitungen konnte man installieren – in Potsdam, Schwerin und Weimar mit den «Parteikadern» Otto Nagel, Bredel und Plievier –, doch dass der Bund von 116 Gründern im Juli auf 10'000 nach einem halben Jahr anwuchs, im Juli 1946 45'000 Mitglieder zählte und im Jahr darauf bereits die 100'000 überschritten hatte, zeigt, wie genau er einen Nerv seiner Zeit traf.⁵²

In dem Masse aber, wie Becher, in seiner Zerrissenheit süchtig nach Harmonie, die inneren Widersprüche des so tugendhaften Volkes übergeht, wie er den Bussfertigen Absolution erteilt, ihrer Reue den wunderbaren Morgen einer Politik in Aussicht stellt, die das klassische (Bürger-) Ideal der Einheit des Guten, Wahren und Schönen verwirklichen werde, verdrängt die «Aufbauideologie»⁵³ gerade jene realen Gegensätze, deren Lösung sie verspricht. An die Stelle des Eingedenkens, der Aufarbeitung konkreter Konstellationen im Hier und Jetzt

tritt die Be-Geisterung, das hineinzutragende Pathos, das vor allem «die Jugend» über eine schlechte Gegenwart erhebt, ihr wieder den Glauben an Zukunft, Friede und Fortschritt verleiht, an affektive Abstraktionen, die das Seelen-Vakuum der verlorenen Volksgemeinschaft auffüllen. Wieder nur das Beste wollend, verliert er die Distanz zur eigenen Praxis, die das Exil ihm aufgezwungen hatte, und mit ihr das Vermögen, Wirkliches, fortwirkende Beziehungen in Sprache bleibend zu gestalten.

Hermlin bemerkte denn auch an Bechers neuem Gedichtband, *Heimkehr* von 1946, ein Abgleiten in «neoklassizistische Glätte und konventionelle Verseschmiederei». ⁵⁴ Da ergibt sich allzu glatt ein *Sinn der Niederlage*, wenn das Volk mit Wahrheit aufwiege, was es verfehlt habe, so dass der Verlust als Gewinn «gebucht» werde, ⁵⁵ als liesse Geschichte sich wie eine Rechnung beim Krämer begleichen. Wundersam klingt die Quintessenz von *Mein Leben*: Der masslos Aufbegehrende habe sich selbst vernichtet. «Und aus Verlorensein und aus Verlust / Ergab sich Wandlung und ein Auferstehen.» ⁵⁶ Kühn geht er mit sich ins *Gericht* – «Nun muss das Urteil ich zu fällen wagen. / Es fällt mir leicht. Denn frei sprech ich mich – nicht.» ⁵⁷ – ohne einen Moment wirklicher Schuld zur Sprache zu bringen. Allerdings sollen *Die im Land geblieben* sind dem verzeihen, der sich fragt, ob er nicht irrgegangen sei für sich allein, sich nicht allzu leicht vertreiben liess, ⁵⁸ und erkennt ein *Heimkehrer*, es gebe nur ein Nimmerwiedersehen. ⁵⁹ *Das Schwerste* sei, «verfolgt und von dem eigenen Volk bedroht» zu sein. ⁶⁰ In *Sieben Tafeln des Gedenkens* nun zeigt er, der als Grosser zurückkehrt, im Bewusstsein seiner schuldhaften Flucht sich öffnend für den Weg Anderer, dass Namenlose auch dem Schwersten nicht wichen: einer, der dem Weg Christi in die Gefahr folgte, dem Volk die Zeichen der Zeit nach Gottes Willen zu deuten; eine alte Frau, «verraten von den Ihren»; ein Schüler, der ins Wasser ging, weil er allen Schlägen zum Trotz nicht Heil schrein, «nicht wie alle sein» wollte; ein Mädchen, kahlgeschoren und bespien, das einen Fremden liebte; einer, der die Wahrheit auf Briefe schrieb, dass viele sie lasen; ein Wachsoldat, der Gefangenen zu fliehen half, und ein gerechter Richter, der «widerstand, das Recht zu brechen». ⁶¹

So enthält der Band beides: eine schwächliche Selbststilisierung zum Vorbild für Wandel und Auferstehung im Bekennen eigener Schuld, der Sünde des eitlen Sichabsonderns vom Leidensweg seines Volkes – und ein Erinnern, ein Verdichten der unmerklichen Stärke

jener, die menschlich blieben, sich selbst treu, aufrecht in ihrem Glauben, ihrem Willen, das eigene Gesicht nicht zu verlieren, ihrer Liebe, dem Ethos ihres Berufes. Doch dieser biblisch anmutende Zug von sieben Aufrechten, die keiner Partei bedurften, bestätigt als Ausnahmeerscheinung von quasi Heiligen, von profan Erleuchteten, nur den allgemeinen Verfall. Sie wecken Andacht und Erstaunen, nicht aber den Impuls, sich oder die Verhältnisse zu wandeln. Sie sind die Anderen, ohne sich zu ändern, und bleiben nicht auch die Mitläufer alter Fahnen sich treu, die neuen Priestern folgen?

Welch Untiefe der glatten Oberfläche des Klassizisten zugrunde lag, deutet sein Eröffnungsbeitrag der Zeitschrift *Aufbau* an: Er zeichnet die Trümmerskelette ausgeweideter Häuserblöcke, eine Kulisse des Ausgebranntseins. Wer auf einst belebten Strassen gehe, irre dahin wie in Trance, in magnethafter Stille, die jedes Wort aufsauge. Gluckst ein Lachen auf, schrecke man zurück, als sei es das Hohngelächter einer Hölle. «Das Liebespaar, das dort, sich umarmend, auf einer Bank im Park sitzt: ein gestelltes Bild, aus einem alten Märchenbuch herausgeschnitten.» Unwirklich alles, gespensterhaft die Kolonnen der Landser, um sich starrend «in der Fremde der Heimat», Schatten und Schemen in gefährlicher Schwebelage zwischen gestern und morgen: «Deutschlands Aschermittwoch nach Hitlers blutigem Karneval. Noch sind die Masken nicht gefallen. Noch herrscht die Larve. Noch erscheinen Kleider als Verkleidungen, Vermummungen. Wer zeigt, wer er ist! Die meisten wissen es selbst nicht. Sind auf der Flucht und sind in einem Wandel begriffen. Das Woher ist ihnen genommen, das Wohin ist Niemandsland und unsichtbar. Gespensterhaft, ...»⁶²

Wieder empfindet Becher einen surrealen Augenblick stillstehender Zeit, unentschieden zwischen Leben und Tod, Sterben und Geburt, den Moment, wo ein Sein sich als Nichts zu erkennen gibt, aus dem Alles werden kann wie in *Quo vadis?*, im Anfang von *Levisite* und im *Verwandelten Platz*. Auch diesmal will er den Dämmerzustand beenden, soll ein Bekenntnis zur Wahrheit, zu objektivem Denken in festen Begriffen ihm und anderen wieder Halt, eine (neue) Ordnung geben. Doch anders als im Jahrzehnt bis 1933, da er glaubte, die Einordnung aller in eine geschlossene Kampfpartei verbürge die Gewissheit des unaufhaltsam nahenden Sieges der Weltrevolution. Jetzt, nach dem Militärerfolg der Sowjetmacht, den er zugleich als die tiefste Niederlage der Arbeiterbewegung erlebt, erklärt der einstige Parteisoldat im

Namen derer, die das Übel kommen sahen: Sie seien keine Auserwählten, nicht frei von Schuld, aber willens, «uns selbst zu ändern, uns aus Strammstehern und Befehlsempfängern zu freiheitlichen deutschen Menschen zu erziehen» – mit «Zivilcourage». ⁶³

Das war eine entschieden antidiktatorische Position, die eher dem britisch-amerikanischen Konzept einer «Reeducation» als Stalins Lehren entsprach und die er sich selbst unter dem Eindruck der Moskauer Prozesse im Blick auf die eigene Biographie und nationale Herkunft erarbeitet hat. Mit Marx gelte es, die Scham im Volke neu zu wecken, als ein revolutionäres Gefühl, das den ganzen Menschen zum Glühen bringe und die Schlacken des Alten ausbrenne. Das Neue, Demokratie als die Lebenshaltung, «den anderen Menschen nicht wie einen Fremdkörper, als ein wesenloses Ding [zu] behandeln», müsse in dem «tiefen Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Aufeinander-angewiesen-Seins aller menschlichen Kreatur» gründen. Ohne moralische Neugeburt sei der Aufbau, reduziert auf eine technische Angelegenheit, ein zum Scheitern verurteilter Selbstbetrug. ⁶⁴

Welch Gegensatz zu Ulbricht. Doch hatte Becher nicht genauso auf das Ende der Novemberrevolution reagiert? In dem Augenblick, da die siegreiche Sozialdemokratie alle Energien auf ein Wiederankurbeln des Wirtschafts- und Verwaltungsapparates konzentrierte, um schnell die Spuren des Krieges und mithin ihres eigenen Versagens zu beseitigen, unternahm er es schon einmal, das Verdrängte zu erinnern: das Aufbegehren der Geschundenen, die befreiende Zivilcourage einer Frau, die den Gewaltherrn besiegt, ihn demokratisch behandelt, den Anderen in ihm selbst, seine Mitmenschlichkeit anspricht, und ermordet wird. Ohne sie zu nennen, wahrscheinlich ohne Kenntnis ihrer Lenin-Kritik, erneuert Becher auch jetzt Rosa Luxemburgs Forderung nach Demokratie als heilender Kraft des sich selbst regenerierenden Lebens, im Bewusstsein eines kreatürlichen Aufeinander-angewiesen-Seins, das in der Achtung des Andersdenkenden seinen Ausdruck findet.

Wie aber 1919 das *Festspiel* die reale Zerrissenheit der Weimarer Republik zum Aufbruch eines einigen Volkes verklärt hatte, so läuft er wieder Gefahr, die Mühsal der Demokratie, des Zwangs zur alltäglichen Auseinandersetzung mit verschiedenen Sichtweisen zu einer Frage des blossen Bekennens zu ästhetisieren. Neu war dagegen die Annahme eines objektiven Wertes, des geschichtlich gesetzten Masses der Reichseinheit, die im Unterschied zu England und Frankreich mit

der Niederlage der Bauernbewegung in der deutschen Reformation versäumt, über drei Jahrhunderte verschleppt und 1871 nur von oben verfügt worden sei.⁶⁵ Die verzögerte Nationalstaatsbildung, das Fehlen einer demokratischen Ordnung, habe den Untertanengeist konserviert und einen zweiten Dreissigjährigen Krieg, von 1914 bis 1945, ermöglicht.

Wer die Horizonterweiterung und -Vertiefung Bechers nachvollzieht, dem erscheint sein Bemühen um Thomas und Heinrich Mann nicht mehr als billige Taktik. Auch sie plädierten für Mass und Wert. Der Moskauer hatte sich 1939 aus der *Pariser Tageszeitung* einen Aufsatz von Thomas abgeschrieben, der wiederum dem New Yorker *Aufbau* entnommen war: Auf Klagen über die elende Wirklichkeit der US-Demokratie antworte er, das Problem des Hereinflutens Zehntausender Einwanderer sei nicht mehr individuell, sondern nur als Ganzes zu lösen, indem man die Massen dorthin dirigiere, wo sie für sich und die Gesamtheit nützliche Arbeit leisten könnten – «und sei es unter partieller und temporärer Modifikation ihrer Freizügigkeit». Doch statt des Plädoyers für massvolle Planung unterstreicht Becher mit einem roten Stift die Zuversicht, Amerika werde durch sozialen und kulturellen Ausbau die bürgerliche Freiheit sichern.⁶⁶

Als Mann der Aufforderung Walter von Molos, wieder zurückzukehren, im September 1945 mit einem Verweis auf die zwölf Jahre seiner in Deutschland geduldeten Ausbürgerung begegnet und Frank Thiess in einem offenen Brief höhnt, die Emigranten hätten eh nur von ihren Logenplätzen des Auslands auf das deutsche Drama herabgeblickt, schreibt Becher letzterem privat: Es wäre zweckmässig gewesen, sich zuvor nach der Lage der Verbannten zu erkundigen, von deren Leid und Ringen um die eigene Sprache er ihm hätte berichten können. Erst durch die äussere Emigration habe die Welt von der Existenz einer inneren erfahren. Auch ihn befremde die Absage Manns, doch bleibe unvergessen, dass sein Name für Tausende den Glauben an Deutschland in schwärzester Zeit bedeutet habe. Sie sei daher für beide Seiten bedauerlich und wäre ihnen erspart geblieben, wenn sie gemeinsam überlegt hätten, ob, wie und wann man sich an den anderen wenden könnte. Vielleicht hätte man vorfühlen, ihn von geeigneten Menschen informieren lassen sollen. Nun aber erhalte er, Becher, einen offenen Brief der «Freien Deutschen Liga (Liga für Menschenrechte)», die, sich auf Thiess berufend, gegen den Romancier hetze. Um zu warnen, dass subalterne Naturen anderes in ihre Worte hinein-deuten, dass man vorsichtig sein müsse, keine Stichworte für das Wie-

deraufleben von Kräften zu liefern, die das Unheil in anderer Form fortsetzen, schreibe er den Brief, der eine erste Verbindung herstellen möge. Im Übrigen habe er die Emigration nie als Verdienst oder Auszeichnung betrachtet, sondern als bittere Not.⁶⁷

Schivelbusch entnimmt all dem lediglich ein Zähneknirschen über die vertane Chance, den Grossschriftsteller als Ehrenpräsident des Kulturbundes zu gewinnen.⁶⁸ Unbemerkt bleibt, dass Becher, wie zwei Jahrzehnte zuvor mit seinem Schreiben an Brandenburg, einen Weg der Verständigung sucht, ohne den Wortkrieg der Zeitungen zu bedienen. Sich als Person souverän zurückhaltend, will er eine Verbindlichkeit stiften, die in sorgsamer Rücksicht auf die Wirkung von Sprache gründet. Denn Namen können Menschen verbinden und Worte sie erschlagen. So unterscheidet er den Namen Thomas Manns von der Person, deren Haltung er nicht teilt. So hält er an Hauptmanns Werk fest, obgleich der Autor ihm zuwidergehandelt habe.⁶⁹ Und so hatte er Hymnen auf Stalin als den Namen verfasst, der alle Bestrebungen eint, im Widerstand gegen den Faschismus ein «Reich des Menschen» zu erschaffen, während die persönlichen Züge des Diktators und seines Erziehungssystems *im Abschied* kenntlich wurden.

Konsequent folgt Becher der Vorstellung, Namen seien Kristallisationen eines Allgemeinen, des Menschlichen als einer Substanz, einer Energie, die sich in den Einzelnen nur unvollkommen verwirklicht, deren ganzheitliche Ausformung jedoch in den Werken der Kunst zum Vorschein gelangt. Als Expressionist trieb er mit Nietzsche die Sprengung der heilen Bilderwelt eines Bürgertums voran, das im Schein seiner vollendet harmonischen Existenz die Verdinglichung und Zerstückelung des Menschen nicht wahrhaben wollte – und sah die sich selbst zerschlagende Kunst als Wertobjekt gehandelt. Im Streben nach erneuter Ganzheit verstand er sich seit 1923 als organischer Dichter des aufbegehrenden Proletariats, von der Gestalt des Arbeiters als des übermenschlichen Schöpfers einer neuen Welt im *Grossen Plan* kündend. Doch vom jähem Umschlag des Geplanten in den Vormarsch einer Gegenrevolution auf sich selbst zurückgeworfen, ging der Bürgersohn noch einmal an die Wurzeln der Kultur seiner Klasse, um Formen zu entdecken, die über ihre moderne Selbsterstörung hinaus Menschlichkeit wahren, eine zweite Renaissance tragen könnten.

Als Ankündigung einer solchen hatte Heinrich Mann die Sonette Bechers bezeichnet und sein Bruder den *Glücksucher* das Gedichtbuch

der Zeit genannt. Thomas Manns Roman der Epoche, der *Faustusi* den er 1943 bis 1947 zu Papier brachte, verdichtet das Fiasko Deutschlands im Prisma des gleichen ästhetischen Problems: im Spiegel einer Nietzsche-Gestalt, des Tonsetzers Leverkühn, der inmitten einer museal erstarrten Ordnung, aus der Respektsvereinsamung einer Kultur heraus, die zum Religionsersatz verkommt, den Zerfall organischer Kunstwerke in künstlich berechnete Artefakte ins Extrem treibt, um den Durchbruch «aus geistiger Kälte in eine Wagniswelt neuen Gefühls» zu erzwingen, indem er Beethovens Neunte mit ihrem *Lied an die Freude* im Crescendo einer mathematisch durchkonstruierten Zwölf-tonmusik zurücknimmt. In Form von Aufzeichnungen eines Serenus Zeitbloom verwebt der Roman Bekenntnisse zur humanistischen Bildung mit Bildern der Erinnerung an die Kühnheit des dekadenten Genies, an den mit Schrecken bewunderten Weg des Freundes in seinen geistigen Zusammenbruch 1930 hinein sowie an gleichzeitige Gespräche von Intellektuellen, die gelassen die Heraufkunft einer «intentioneilen Re-Barbarisierung» registrierten, ein «Sich-in-Form-Bringen der Menschheit für harte und finstere, der Humanität spottende Läufe», gerahmt von Andeutungen über den Untergang ringsum in der Zeit der Niederschrift vom Mai 1943 bis zum April 1945. «Denn es heisst: Seid nüchtern und wachet! Das aber ist manches Sache nicht, sondern, statt klug zu sorgen, was vonnöten auf Erden, damit es dort besser werde, und besonnen dazu zu tun, dass unter Menschen solche Ordnung sich herstelle, die dem schönen Werk wieder Lebensgrund und ein redlich Hineinpassen bereiten, läuft wohl der Mensch hinter die Schul und bricht aus in höllische Trunkenheit», erklärt Leverkühn zuletzt, in hellstichtigem Wahn seinem Bund mit dem «Teufel» abschwörend.⁷⁰

Deutlicher noch tritt die Nähe zu Becher in der Rede *Deutschland und die Deutschen* zutage, die Mann im Juni 1945 hielt. An seinem 70. Geburtstag der scheinbar fernen Katastrophe gedenkend, wird sie zum Konzentrat des entstehenden Romans. Der Emigrant könne sich nicht als das Gute dem bösen Land gegenüberstellen, denn alles Grosse, das die deutsche Kultur der Welt geschenkt habe, sei untrennbar verbunden mit verheerender Enge, sei Ausdruck einer kultivierten Innerlichkeit, einer weltabgewandten Tiefe des Gemüts, der ein seltenes Vermögen zur Musikalität wie zum spekulativen Denken entspringe und die zugleich in Luther auf exemplarische Weise mit einem dunklen Aberglauben an Dämonie, einer wütenden Bereitschaft zu grober Ge-

walt gegen eine feindlich empfundene Welt, gegen den Bauernaufstand verschmolz. Der hätte der deutschen Geschichte eine glücklichere Wendung zur Freiheit geben können. Dem Demagogen Luther stehe der fromme Kunstmeister Riemenschneider gegenüber, den sein Herz gezwungen habe, für die gerechte Sache der Bauern Partei zu ergreifen. – Wie es Becher im *Glücksucher* sah.

Nie habe Deutschland eine Revolution gehabt, nie gelernt, den Begriff der Nation mit dem der Freiheit zu vereinen. Befangen in der Entgegensetzung von Gemüt und Politik, von innerlich reinem Geist und äusserlich auf Lüge und Gewalt beruhender Macht, sei das deutsche Bürgertum 1525, 1813, 1848 und 1918 hilflos gescheitert. Immer zu spät kommend, sei den Deutschen auch ihr verspätetes Ausbeutungsunternehmen missraten. In einem Moment, da überall die Menschheit der ökonomischen Demokratie zustrebe, hätten sie den Gedanken monopolistischer Exploitation aller anderen Völker durch den Göring-Konzern mit Verbrechen verbunden, die nicht notwendig, die ein Luxus waren, zu Ehren ihrer Rassenideologie.

Verbrechen aus weltfremdem Idealismus, begangen von einem Volk der romantischen Gegenrevolution zum Rationalismus der Aufklärung, tiefgründig bei Nietzsche, heruntergekommen auf das Massenniveau eines Hitler, in hysterische Barbarei ausbrechend? Das klingt unerhört, diese deutsche Selbstkritik, an Zynismus grenzend, gesteigert zur Spekulation, die Liquidierung des Nazismus könne den Weg frei machen zu einer sozialen Weltreform, die gerade Deutschlands innersten Anlagen die grössten Möglichkeiten biete. Weltökonomie und Weltstaat, ein sozialer Humanismus, der über die bürgerliche Demokratie hinausgehe, seien dem deutschen Wesen nicht fremd. Denn in seiner Weltscheu habe sich immer viel Weltverlangen verborgen, auf dem Grunde der Einsamkeit, die es böse machte, der Wunsch, zu lieben und geliebt zu sein. «Zuletzt ist das deutsche Unglück nur das Paradigma der Tragik des Menschseins überhaupt. Der Gnade, deren Deutschland so dringend bedarf, bedürfen wir alle.»⁷¹

Wie auch immer man das «tragische Deutschtum» des Grossbürgers unter den exilierten Literaten empfinden mag, das Schlagwort von der Selbstinszenierung erledigt es so viel und so wenig wie das Bechersche. Beide gehen mit ihrer sozialen und kulturellen Herkunft ins Gericht. Thomas Mann wirbt um Verständnis für ein Volk von Verbrechen, deren Güte einen Weltverbund bereichern könnte. Eine Idee, die Harry Graf Kessler in den zwanziger Jahren mit Vorträgen in Ame-

rika und einer Reichstagskandidatur für die DDP vertreten hatte. Wie der rote Graf wird auch der einst gerühmte Autor bald auf allgemeine Ablehnung in der neuen Weltmacht und im Westen Deutschlands stossen. Was bleibt, ist *der* deutsche Roman des 20. Jahrhunderts, modern montiert und altertümlich tönend zugleich. Dem Kleinbürger Becher fehlt die späte Gabe der romantischen Ironie. Er versucht zu verwirklichen, was der andere seine Figuren distanziert erwägen lässt: eine «Vereinigung des Avancierten mit dem Volkstümlichen», Aufhebung der Kluft zwischen Kunst und Zugänglichkeit, Läuterung des Komplizierten zum Einfachen als Wiedergewinn des Vitalen und der Gefühlskraft, einer neuen Unschuld im Dienst an einer «Gemeinschaft, die weit mehr als ‚Bildung‘ umfassen und Kultur nicht haben, vielleicht aber eine sein» werde, mit einer Kunst ohne Leiden, seelisch gesund, unfeierlich. Genau das sollte der Kulturbund sein: ein Weg aus der Isolierung von Kunst und Bildungseliten heraus «zum ‚Volk‘, das heisst, um es unromantisch zu sagen: zu den Menschen».⁷²

Doch wie kann er das für Leverkühn Unmögliche vollbringen, die Kluft zwischen dem Intellekt und dem Leben derer zu überbrücken, die im gesamten Roman, im Erlebnishorizont seiner Bürgerwelt nicht vorkommen? Der Mannsche Künstler lebt vor 1933 bereits in jener Isolation, die der Autor schon einmal im Bild des *Zauberberg* verdichtet hatte und die sich in seiner Exilierung nur fortsetzte. Dem Mangel an Solidarität mit den Vertriebenen, den sein Brief an Molo 1945 einklagt, ging die eigene, nicht unbedingt solidarische Haltung voraus. Insofern war die Absage nicht frei von einer Selbstlüge, die er im Roman auf seine Art aufzuarbeiten unternahm. Auch die jetzige «Solidaritätserklärung», in dem bösen Deutschland das fehlgegangene gute sehen zu wollen, das im kommenden Weltzustand seine Werte bestätigt finden könne, verfälscht die Strenge des dialektischen Modells, alles faszinierend Grosse deutscher Kultur als Ausdruck einer gefährlichen Verinnerlichung zu begreifen.⁷³ Ein solches Volk kann sich nicht selbst befreien, es bedarf der Gnade, einer Erlösung von oben, durch Gott oder die Welt, zu der Brief, Rede und Roman mit der immer gleichen Schlusswendung ihre Zuflucht nehmen. Dahinter schwingt die andere, teuflische Frage mit, ob es denn überhaupt erlöst werden soll, um seiner Tiefe willen?

Bechers vormaliger Bund, der die Klassenspaltung von unten her, mitleidend und -kämpfend überwinden wollte, war jedoch ebenso isoliert geblieben. Was half es dem Volk zu hören, wie schwer es lebt; Krimi, Aben-

teuer, das Liebesleid der Oberen liess für Augenblicke Anteil nehmen an einem aufregenderen Dasein. Wird ihm jetzt gelingen, die hohe mit der niederen, die erste, hochspezialisierte Kultur der Herrschenden mit einer zweiten, einer Alltagskultur der Unterdrückten zu verbinden, sie in einer produktiven Beziehung, einer neuen Art der Produktion aufzuheben, die nicht mehr auf dem Gegensatz von geistiger und materieller Arbeit beruht? Wie es Lenin gefordert hatte: sich den Reichtum der ganzen Menschheitsentwicklung anzueignen, den eigenen Blick zu erweitern, ein Vermögen auszubilden, nicht mehr nur die Welt, wie sie ist, in armseliger Demut zu ertragen, sie selbst verändernd zu gestalten. Oder stützt er beide auf das anständige Mittelmass eines Zeitbloom zurecht, der sterilen Blüte «humanerer» Zeiten, im allgemeinen Untergang das sorgsam Aufgehobene zu jedermanns Betrachtung vorweisend, die Bildungsschätze der Museen, die Becher einst verbrennen wollte? Kann das Erbe neues Leben zeugen, oder soll das Volk eine Last aufnehmen, die es gar nicht erben möchte? Wird Bechers Bestreben, die Toten zum Sprechen zu bringen, jene, die dem Sog des Mitmachens in den Zeiten der völkischen Gewalt widerstanden, auch den Lebenden zur eigenen Sprache verhelfen, zum Widerstehen der Versuchung, durch Denunziation der Besiegten auf den Posten der Sieger aufzusteigen?

Er weiss, dass die Vernichtung die Tapfersten traf, die ihr nicht weichen, nicht emigrieren wollten, Genossen, die Stalins Apparat liquidierte, und Soldaten an der Front, wie sie (sich) Becher in der *Schlacht um Moskau* vorgestellt hatte. Unter dem Titel *Winterschlacht* strafft er das Stück gleich nach seiner Ankunft und übergibt es dem Aufbau-Bühnen-Vertrieb. Doch das Publikum will *Nathan der Weise* sehen und viel Operette. So macht sein Versuch, durch Gewinnung grosser Namen dem Wiederaufstieg des Volkes zu dienen, aus der Not eine Tugend. Er wirkt elitär gegenüber den «Subalternen», die in der Tagespresse ihre Feldzüge führen, und zugleich demokratisch, den anderen achtend, dem Becher menschlich, auf individuell geeignete Weise entgegenzukommen fordert. Thies dankt ihm denn auch für seinen Roman, seine Gedichte und die Rede *Auferstehen*, in denen er das «unsichtbare» Deutschland wiederfand, das die Daheimgebliebenen meinten, sich ins klassische Erbe flüchtend, während der Exilierte das Komende zu gestalten vermocht habe.⁷⁴

Die *Frankfurter Rundschau* sah in seinen Versen gleichfalls Dichter und Mensch vereint. Der *Schwäbischen Zeitung* hingegen fehlte der

zündende Funke, die vulkanische Gefühlsglut des einstigen Expressionisten. Politik lege sich wie Mehltau auf die Blüten der Poesie, im Gegensatz zum «höher» politischen Zyklus *Dies irae* von Bergengruen, der Beichte eines Dichters, der für sein Volk vor Gott stehe. Und im *Kurier* hiess es, die innere Umstellung von der stürmisch-oppositionellen Geisteshaltung der frühen Werke auf Heimatsehnsucht und Schuldpathos sei ihm schlecht bekommen.⁷⁵

Das Echo spiegelt, wie immer, das Verlangen der Rezensenten – nach humaner Gesinnungs-, religiöser Erlebnis- oder politischer Protest-Lyrik. Einheitlicher erscheint die Aufnahme des *Abschied*, der 1945/46 als grosser Zeitroman (Wiegler) geschätzt wird, als bemerkenswerteste Nachkriegsproduktion im *Kurier*, als «modernste Erzählerkunst plus Soziologie» im *Volkswillen*. Auch Walther Karsch lobt im *Tagesspiegel* «eine in manchen Teilen hinreissend gestaltete Erzählung», deren Stärke im traumhaft Ekstatischen bestehe. Doch zweifelt er, ob darin Zukunftshoffnung liege oder nur eine Bilanz. Indem der Roman jede Frage, die er stellt, ungeklärt belasse, wecke er Ratlosigkeit. Der gleiche Vorwurf findet sich mehr oder minder in allen Besprechungen, am klarsten in der Berliner *Neuen Zeit*, die meint, der Rückblick auf die Jahre vor dem ersten Krieg diene dem Heute nicht, da man nach dem zweiten, nach zwölfjähriger Schmach mit Ehrfurcht das neue Buch erwarte. Noch 1948 bemerkt das *Schwabenecho* zur Ausgabe im Asmus-Verlag, es fehle das Positive, sehr viele Fragen blieben unbeantwortet. Wo aber der Text, wie im Hannoveraner *Neuen Weg*, schlicht als «grosser Entwicklungs-Roman» angenommen wird, der Gegenwärtiges aus dem Vergangenen erkläre, indem er auf erschütternde Weise, mit dem Atem des echten Kunstwerkes, das Leben schlechthin im Einzelschicksal gestalte, da tritt die Erwartung der (professionellen) Leser an den Autor am deutlichsten zutage: dass er ein Dichter sein soll, der die Zeichen der Zeit zu deuten versteht.⁷⁶

Die Rolle, die das konservative Bürgertum traditionell dem Schriftsteller zuschrieb, musste Becher nicht inszenieren. Sie war zeitgemäss, vom Publikum erwartet, von ihm selbst aus Überzeugung angenommen. Das Verkehrte an dem Spiel bestand weniger darin, eine erneute Diktatur mit dem Schein der guten alten Demokratie zu maskieren. Problematischer war der Glaube, im Festhalten an den Regeln seiner Herkunft etwas Neues bewirken zu können. Mit der gleichen Haltung empfing er im März 1946 den im Dritten Reich gefeierten Dirigenten Wilhelm Furtwängler am Flugplatz, als ihn, auf Vermittlung Bechers

hin, eine Sondermaschine der Roten Armee von Wien nach Berlin brachte, wie auch Gustav Gründgens, der vom NKWD inhaftierte Generalintendant des Schauspielhauses, um diese Zeit nach seiner Fürsprache freikam. Acht Tage darauf begrüsst er Theodor Heuss, den Kultusminister von Baden-Württemberg, zu einer Ansprache im Kulturbund. Nach dem Motto Goethes, dass alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen müsse, da alles Vereinzelte verwerflich sei, hätten alle Deutschen guten Willens miteinander ins Gespräch zu kommen. Eine Wendung, die Becher fortan immer wieder zitieren, wie eine Zauberformel beschwören wird, verbunden mit dem Hölderlin-Wort von der «heiligen Nüchternheit» als dem Gegenmittel zum gefährlich deutschen Hang zur Verstiegtheit, zu masslosem Überschwang. Heuss sei das seltene Vorbild eines Geistigen, der niemals dem Unpolitischen, dem verhängnisvollen Drang zur Verinnerlichung erlag, der wisse, dass es der Gemeinschaft bedürfe, sich zum ganzen Menschen auszubilden. So begrüsse er einen «Vorkämpfer wahrhaft demokratischer Bürgertugenden, als da sind Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Zivilcourage, das immer strebende Bemühen, uneigennützig den Dingen auf den Grund zu gehen und eine lautere und vorurteilsfreie Aufgeschlossenheit gegenüber den Lebensnotwendigkeiten des Volkes», einen gestaltgewordenen Beweis für das immer vorhandene andere Deutschland. «Geloben», fügt er dem Redemanskript hinzu, wollten sie, nie zu vergessen, dass «die demokratische Möglichkeit, die Unteilbarkeit von Freiheit und Einheit», die letzte sei, «um uns aus der grössten Katastrophe unserer Geschichte einer menschlichen Lösung des deutschen Problems ... entgegenzuführen».⁷⁷

Noch im Mai 1947 plant Becher mit Wiegler die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel *Die Tradition*, deren gedachte Mitarbeiter von Wiechert und Hesse bis zu Ricarda Huch und Hans Carossa sie als ein Organ von bekennenden Konservativen auswies. Im Jahr darauf ersucht er Thomas Mann, die Losung *Mass und Wert* übernehmen zu dürfen, bis schliesslich 1949 *Sinn und Form* mit Peter Hüchel als Chefredakteur erscheint. Bei alledem bedienen sich weniger SMA und Partei ihres Kulturfunktionärs als umgekehrt. Sein Glaube, einander durch Verständigung einer gemeinsamen Lösung «entgegenzuführen», durch «ewig strebendes Bemühen», in dem Goethe das Faustische von oben her erlöst sehen wollte, war mit dem Führungsanspruch einer Partei nicht zu vereinbaren. Merkwürdig genug, findet sich die Vereinigung von KPD und SPD vom

April 1946 weder in Reden noch Aufsätzen Bechers, nicht einmal in seinen Briefen erwähnt. Obwohl er in den ersten Vorstand der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands gewählt wurde und ihre Idee ihn hätte begeistern müssen: Endlich sollte der Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, die Hitlers Aufstieg ermöglicht hatte, ein Ende sein. Nach dem Zusammenbruch wuchs von unten, von den Provinzen her die spontane Bereitschaft, sich zu vereinen. Die Erfahrung der gemeinsamen Vernichtung und des Widerstands liess die ideologischen Gegensätze vergessen, die ja immer erst von den Führungen zur Sicherung ihrer Macht hineingetragen wurden.

Im Juni 1945 hatte Dahrendorf im Namen des Berliner Zentralaussschusses auch ein Zusammengehen der Oberen erboten, das Ulbricht, mit «seinen» Verwaltungen im Rücken, ausschlug. Im November aber war selbst Otto Grotewohl gegen die Einheit, nicht nur Kurt Schumacher, der im August gewarnt hatte, die Parole der Einheitspartei sei nur ein taktisches Manöver, das zwar dem ursprünglichen Willen der Massen entspreche, doch wegen der Abhängigkeit der KPD vom «imperialistischen Russland» keine Realität habe. Denn Russland treibe mit unbarmherzigen Reparationen die deutschen Arbeiter in einen Selbstmord, den die Kommunisten noch edelmütig zu nennen hätten. Ihr Aufruf zeige, dass sie die Diktatur nicht negierten, sondern als das höhere Prinzip für die Zukunft zurückstellten, da eben nur die gegenwärtigen Bedingungen dem Sowjetsystem nicht entsprächen. Das Ganze sei eine schablonenhafte Übertragung der NÖP, mit einem Bekenntnis zum freien Unternehmertum, das kein Sozialist unterschreiben könne. Auch das kollektive Schuldbekenntnis eine naive Zerknirschungspropaganda, statt ihre grosse Schuld am Faschismus einzugestehen: ihren Kampf gegen die Demokratie. Nach deren Entdeckung durch den VII. Kongress der Komintern gäbe es keinen Grund mehr für eine Weiterexistenz der KP, ausser als Spezialorganisation für aussenpolitische Zwecke Russlands. Die sofortige Vereinigung würde keine aktionsfähige, vielmehr eine in sich zerstrittene Partei hervorbringen, die dem Bürgerblock gegenüber gelähmt wäre. Praktische Zusammenarbeit hingegen könne, ohne den Versuch gegenseitiger Überlistung, Möglichkeiten einer künftigen Einigung schaffen.⁷⁸

Doch so unbestechlich Schumachers Blick auf die KPD, so fatal war die Selbstüberschätzung seiner Partei, die allein in Deutschland von sich sagen könne, dass ihre geschichtliche Linie des Friedens und der Demokratie von der Entwicklung vollauf bestätigt worden sei, dass grosse Teile

der geistigen Elite in ihr «die einzige Partei mit dem politisch-weltanschaulich festgegründeten Willen zur Neuordnung der Dinge und zur Verantwortung gegenüber der deutschen Kultur» sähen. Zusammenarbeit unter eigener Führung könne die Parole nur lauten, das Verhältnis zur KPD folglich «nur in der Gewinnung der kommunistischen Anhänger» für die SPD, in ihrer «völligen Sozialdemokratisierung» bestehen.⁷⁹ Was nur auf eine Umkehrung stalinistischer KP-Parolen hinauslief.

Es ging um Macht- und Richtungskämpfe, wenn Schumachers Verbindungsbüro für die drei West-Zonen in Hannover die Kompetenz des Zentralausschusses nicht anerkannte, der im Juni von 1'500 Funktionären aus Berlin sowie 300 Delegierten aus der SBZ und dem Westen gewählt worden war. Sein Separierungsstreben musste andere in ihrem Vereinigungswillen bestärken. Im Dezember bildete eine erste «Sechziger Konferenz» von je 30 Vertretern der SPD und KPD eine Studienkommission, die einer zweiten im Februar den Entwurf von Grundsätzen und einem Statut der Einheitspartei vorlegte. In der Zwischenzeit wurde Grotewohl von Marschall Shukow, dem Chef der SMA, empfangen, der ihm wohl jene führende Rolle zusicherte, die er als Vorsitzender der Partei und späterer Ministerpräsident der DDR auch spielen wird, holte Ulbricht in Moskau das Einverständnis Stalins ein und kam Schumacher nach (West-) Berlin. Funktionäre des Landesverbandes beschlossen daraufhin eine Urabstimmung zum 31. März, die der Zentralausschuss ablehnte und die SMA in ihrem Hoheitsbereich verbot. In den Westsektoren stimmten, bei weniger als zwei Drittel Wahlbeteiligung, 82 Prozent gegen eine sofortige Vereinigung, während die zweite Frage nach einem «Bündnis beider Parteien» knapp 62 Prozent bejahten.

Versteht man unter Demokratie die Ermöglichung und Anerkennung freier Mehrheitsentscheidungen, so hatte die SBZ ihre erste Probe nicht bestanden: Gegner einer vorschnellen Einheit *l*f hatten keine Chance, sich Gehör zu verschaffen, wurden bedrängt, noch als Parteitagsdelegierte aus dem Zug heraus verhaftet. Denn Landtags-, Kreis- und Gemeindewahlen waren nicht länger aufzuschieben, und die KPD stand vor einer Niederlage, wie sie die Kommunisten in Österreich unter gleichen Bedingungen soeben erlitten. Hier wie dort musste sich der Widerwille der Bevölkerung gegen die sowjetischen Besatzer an ihren Statthaltern entladen. Mehr als zwölf Jahre auf den Bolschewismus als Hauptfeind eingeschworen, doppelt gedemütigt durch den Sieg der «Untermenschen» als Befreier und

ihren Raub intakter Betriebe im Namen der Gerechtigkeit, sahen die wenigsten, dass Sowjets und Kommunisten die meisten Opfer gebracht hatten im Kampf gegen den Faschismus, dass sie erneut ihre Kräfte hergaben, um das Leben wieder in Gang zu setzen, während die kleinen und grossen Schieber am Mangel profitierten.

Für Schumacher war es ein Federstrich, zu erklären, man könne die Reparationen nicht mit dem Hinweis entschuldigen, «dass Russland selbst auf das Fürchterlichste von den Nazis ausgeraubt worden sei».⁸⁰ Schon der Konjunktiv wirkt wie ein Hohn auf die 2'000 Kilometer verbrannter Erde, die Todesspur des Rückzugs von der Wolga bis zur Oder, Dörfer eingeebnet, Städte geschleift, Brücken zersprengt und Gleise noch zuletzt aufgerissen mit dem «Schienenwolf». Das war nicht das Werk von wenigen Nazis, hier taten Arbeiter ihre Pflicht, Facharbeiter der Vernichtung, mit deutscher Gründlichkeit. Tulpanow hat die Verwirrung angedeutet, in die der Anblick friedlich schöner Orte vor Berlin die Offiziere stürzte, als sie das zerstörte Polen hinter sich liessen. Mancher habe die Belastung nicht ausgehalten und um Versetzung gebeten, heisst es in einem unveröffentlichten Teil seiner Erinnerungen, wohl auch die Massenvergewaltigungen durch Soldaten der Roten Armee umschreibend.⁸¹ Diesen Einbruch des Krieges in eine unberührte Ordnung, von der doch all die erfahrene Grausamkeit ausging. Sie haben nicht Gleiches mit Gleichem vergolten. 55 Millionen Menschen hat die Welteroberung der neuen Herrenrasse ausgelöscht, darunter 320'000 Amerikaner, 390'000 Engländer, 540'000 Franzosen, sechs Millionen Polen, sieben Millionen Deutsche und – 22 Millionen Bürger der Sowjetunion zumeist russischer Nationalität. Kein westliches Land hatte Verluste zu beklagen wie der ausgeblutete Riese im Osten, der mit primitiver Technik, mit Härte gegen sich selbst, im Widerstand wachsender Erfahrung und der moralischen Kraft des Verteidigers die modernste Armee zerschlug. Vom Standpunkt der Humanität aus gesehen, der menschliches Leben als höchster Wert und gewichtigstes Mass gilt, hatten «die Russen» sich ein vordringliches Recht auf Reparationen, auf Wiedergutmachung für nie wiedergutzumachendes Leid erworben. Die deutschen Arbeiter, auf die Schumacher Rücksicht zu nehmen forderte, begingen 1933 ihren Selbstmord, und die Führung der SPD war, auch damals allzu selbstgerecht, an dem politischen Suizid nicht unbeteiligt. Wenn die russischen sie nun bestehlen, so aus der Not eines Siegers, dessen Wirtschaft elender am Boden lag als die der Besiegten.

Dabei waren sie schon einmal von Reparationsverhandlungen des Westens ausgeschlossen worden, dessen Vertreter sich nun auf der Potsdamer Konferenz weigerten, die Einlösung der noch im Februar in Jalta zugebilligten Forderung von – bescheidenen – 10 Milliarden Dollar zu beraten. Erinnert man sich der Präzision, mit der die Sieger von Versaille einst die Beute Deutschland unter Isich verschacherten, mit der sie 226 Milliarden Goldmark forderten, die Summe zwar bald halbierten, auf Jahrzehnte teilten und 1932 gänzlich aufgaben, um nicht einen Aufstand im Herzen Europas zu riskieren, bis dahin jedoch regelmässig ihre Raten in Kohle und Gold eingetrieben hatten, wird der Eindruck unabwendbar, dass die Sowjets erneut leer ausgehen sollten. Wieder verweigern die West-Alliierten eine Mitkontrolle und Teilhabe an den Erträgen der Ruhrindustrie, zwingen sie Stalin, die unterentwickelte SBZ zu demontieren, nachdem die Amerikaner bereits aus Thüringen und Sachsen-Anhalt alles Brauchbare mitnahmen, Patente, Spezialisten und die Goldreserven der Reichsbank, dazu Reichsmark und Devisen im Wert von einer Milliarde Dollar, neben Goldzähnen, -brillen und -schmuck aus KZ-Beständen, angehäuft in einem Kalischacht bei Merkers.

Der heisse Krieg war noch nicht beendet, als ein kalter begann. Mit dem Sieg über Hitler zerbrach das Bündnis derer, die allein um seines Sturzes willen ihre Kräfte vereint hatten. Der Zweck war erfüllt, ein weiteres Miteinander hätte mehr bedurft als nur des gemeinsamen Gegners. Als positive Bindung bot sich zunächst der Ruf nach Demokratie an, den seit 1935 alle Antifaschisten auf ihre Fahnen schrieben. So brachte die neue Wochenzeitung des Kulturbundes, der *Sonntag*, in ihrer letzten Nummer des Jahres 1946 ein Glückwunschtelegramm des Alliierten Kontrollrates zum 67. Geburtstag Stalins mit der beschwörenden Zuversicht, «dass Ihr Volk im Laufe vieler Jahre in Ihnen einen weisen Führer und andere Völker einen treuen Kämpfer für die Demokratie, das Recht und die Gerechtigkeit haben werden».⁸² Doch hatte Churchill nicht im Namen der Demokratie den Interventionsfeldzug gegen Sowjetrussland geführt? Der Abkomme des Herzogs von Marlborough schob auch die Errichtung einer zweiten Front immer wieder hinaus in der Hoffnung, die plebejischen Diktatoren könnten einander zerfleischen, bis die Niederlage Hitlers nur noch eine Frage der Zeit war. Zehn Jahre später wird er angeben, bereit gewesen zu sein, deutsche Truppen nach ihrer Kapitulation zu Reims gegen den Sohn des Dorfschusters aufzustellen, falls dessen Armee die Demarkationslinie

überschritten hätte. Wer selbst einst keine Skrupel kannte, Moskau zu besetzen und den Aufruhr nach Kolonialherrenart aus der Welt zu schaffen, musste erwarten, dass der rote Zar die Gelegenheit nutzen würde, um bis London durchzumarschieren. Er sah ja die Schwäche des Westens, der nicht wagte, um Berlin zu kämpfen.

Stalin aber hielt sein Wort. Streng wahrte er vereinbarte Grenzen. Wie in den Jahren zuvor war Sicherheit, Stabilität sein höchstes Ziel. Im Oktober 1944 hatte er mit Churchill den Balkan aufgeteilt: Bulgarien, Ungarn und Rumänien sollten zu 75, Jugoslawien zu 50 Prozent unter sowjetischer Kontrolle stehen. Als Gegenleistung versprach der vermeintliche Revolutionär, sich nicht in Griechenland einzumischen, wo kommunistische Partisanen vor einem Sieg über die Deutschen und die mit Grossbritannien verbundene Monarchie standen. Nur Polen blieb umstritten. Churchill musste, schon aus innenpolitischen Gründen, die (antirussischen) Interessen der Londoner Exilregierung vertreten, während Stalin ein neues Staatsgebilde schaffen, ihm das wirtschaftlich starke Schlesien und Pommern einverleiben, dafür aber die Gebiete östlich der Curzon-Linie, der Grenze von 1920, Weissrussland und der Ukraine angliedern wollte. All diese Sicherheitszonen, die ein zweites 1939 verhindern sollten, waren so legitim wie das Bestreben von England und Frankreich, ihre Kolonien zu wahren, wie die Sorge der Vereinigten Staaten um ihren südamerikanischen Hinterhof, um Militärdiktaturen, die sie nie störten, solange die Geschäfte mit ihnen gut gingen. Ein New Deal, ein Geschäft, war auch das Verhältnis zu den Sowjets für den Rechtsanwalt Roosevelt. Eines, das für beide Seiten von Gewinn wäre und, verbunden mit einer Organisation Vereinter Nationen (UNO), eine Welt dauerhaft friedlicher Beziehungen eröffnen könnte, wie sie Thomas Mann sich erhoffte.

Doch der Präsident starb im April 1945. An seine Stelle trat Harry S. Truman, ein Herrenausstatter aus Missouri mit dem ebenso gesunden wie bornierten Selbstbewusstsein der Middleclass, die USA seien berufen, die Welt zu regieren. Elf Tage darauf empfing er Molotow, der kam, die Spannungen beizulegen. Und Truman liess den Aussenminister jener Macht, die zur gleichen Zeit das Zentrum des Dritten Reichs eroberte, wegtreten wie einen dummen Schuljungen. Nicht ein Wort verlor er über den Kompromissvorschlag, die Londoner Regierung an der Warschauer zu beteiligen. Es blieb dabei: ein prosowjetisches Polen würde in die UNO nicht aufgenommen werden, wohl aber das präfaschistische Argentinien, das schon bald international gesuchten Kriegsverbrechen mit Wis-

sen und Hilfe amerikanischer Geheimdienste Unterschlupf gewährt. Der neue alte Gegner hiess Moskau, und der Mann im Weissen Haus wusste bereits, wie er ihn in die Knie zwingen werde.

Am ersten Tag seiner Regierungsgeschäfte hatte er von der Vorbereitung einer neuen Waffe erfahren. Als ihn in Potsdam die Nachricht vom geglückten Versuch mit einer unerwartet hohen Sprengkraft erreicht, überkommt Truman ein «grossartiges Gefühl», gibt er den Witz von einem Mädchen zum Besten, das geschworen habe, ins Wasser zu gehen, wenn sie schwanger würde, worauf ihr Freund meinte, das erleichtere ihn sehr, und sieht Churchill den bis dahin blassen Amerikaner mit einem Mal den «Boss der ganzen Konferenz» spielen. Eingeweiht in das verwandelnde Geheimnis, teilt der britische Premier seinem Generalstabschef mit, sie seien «im Besitz eines neuen Wertes», der die diplomatische Balance vollständig ändere: «Er hatte sofort ein wundervolles Bild von sich als dem Alleinbesitzer solcher Bomben entworfen, der sie werfen konnte, wohin er wollte, und deshalb allmächtig und in der Lage war, Stalin zu diktieren.»⁸³ Stalin aber zuckt mit keiner Wimper, als ihm Truman nach der Sitzung vom 24. Juli «beiläufig» mitteilt, sie verfügten über ein neues Kampfmittel von aussergewöhnlicher Zerstörungskraft. Dass er nicht nachfragte, nicht die Rolle des Erschrockenen übernahm, konnte der Amerikaner kaum fassen. Sein Aussenminister tröstete ihn, der Russe habe wohl die Bedeutung der Worte nicht erfasst. Doch er, den sie für einen unberechenbaren Bauerntöpel hielten, der ihnen aus Begriffsstutzigkeit die Show stahl, dem man eben nur mit Macht imponieren könne, wusste seit Anfang Juni von der Entwicklung der Atombombe. «Sie wollen im Kurs steigen», erwiderte Molotow auf Stalins Bericht. «Sollen sie nur. Wir müssen Kurtschatow sagen, er soll die Arbeiten beschleunigen», habe der Generalissimus gelacht.⁸⁴

Man möchte sie nicht glauben, diese erbärmliche Grösse und grosse Erbärmlichkeit der ersten Männer des freiheitlich demokratischen Westens, deren Erregung sich in Pennäler-Zoten entlädt, die von jener Allmacht träumen, wie sie Becher zwanzig Jahre zuvor dem klischeehaft erscheinenden Bankier inmitten vergangener Schlachtfelder angedichtet hatte. Wie mochten sie das widrige Wetter bedauern, das ihnen die Gelegenheit nahm, die Bombe zum Abschluss der Potsdamer Verhandlungen zu zünden, den Widerschein ihrer vernichtenden Wirkung auf Stalins Antlitz zu studieren. Nur der stürmische Pazifik verzögerte die sorgsam geplante Auslöschung Hiroshimas.

Militärisch gesehen war sie so sinnlos wie das Inferno von Dresden, der deutschen Kulturstadt schlechthin, dem Teuersten des Feindes, das geeignet schien, es zuletzt noch auszubrennen. Die Atombombe sollte nach Empfehlung eines speziellen Komitees, gegen den Willen führender Militärs, ohne Vorwarnung auf einen eng von Arbeiterwohnungen umgebenen kriegswichtigen Betrieb abgeworfen werden – eine Strategie von zivilen Massenmördern, vor der Bechers *Lewisite* gewarnt hat. Göttern gleich erwählten sie vier japanische Städte, von konventioneller Bombardierung verschont zu bleiben, um das Ausmass der atomaren Gewalt desto eindrucksvoller zu demonstrieren.

Welch perverse Inszenierung des Grauens, die allein auf Moskau zielte. Mit einem technischen Vorsprung von zehn Jahren glaubten Truman und Churchill den russischen Bären im Zaume zu halten. Der Stählerne würde bis dahin sterben, und sie selbst könnten im Schutz der Bombe die Welt nach ihrem Bild gestalten. Dass der Premier noch in Potsdam von seinem Wahlvolk abberufen wurde, liess ihn nur härtere Töne anschlagen, um wieder zurückzukehren an die Schalttafeln der Macht. Im März 1946, einen Monat nachdem Stalin sein Ziel verkündet hat, mit drei Fünfjahrplänen, bis 1960, die Sowjetunion zu Wohlstand und Sicherheit zu führen, um künftig gegen alle Überraschungen gefeit zu sein,⁸⁵ hält Churchill in Fulton, im Beisein Trumans, seine berühmte Sturmrede wider den «Eisernen Vorhang», der Europa spalte und die Zivilisation mit Polizeiregierungen bedrohe, deren sich nur ein «Bruderbund der englischsprechenden Völker» erwehren könne. Worauf die *Prawda* erinnert, dass Goebbels einst die Theatermetapher gegen die rote Gefahr verwandt, und Stalin erklärt, erneut beginne der Krieg mit einer Rassentheorie.⁸⁶

Vor solchem Hintergrund verliert auch die SED-Gründung ihre Eindeutigkeit. Was waren die plumpen Zwänge, die der Osten ausübte, gegen jene, in die ihn die Cleverness westlicher Herren trieb. Die meisten Delegierten werden wie Leonhard empfunden haben, als tobender Beifall die Worte Grotewohls aufnahm, die Einheitspartei stelle eine so grosse Sicherheit für den Bestand der SBZ dar, «dass wir auf die Bajonette der Russen nicht mehr angewiesen sind». Die Hoffnung, bald Herr im eigenen Hause zu sein, die «Lösung der nationalen und sozialen Lebensfragen unseres Volkes» auf einem «demokratischen Weg zum Sozialismus» zu erreichen, wie sie, Losungen der KPD und der SPD vereinigend, ihr Programm sich zum Ziel setzte, wa-

rum sollte sie sich nicht erfüllen, wenn alle entscheidenden Stellen paritätisch besetzt waren? Vielleicht hat Ulbricht selbst seinem bejubelten Ruf geglaubt, von nun ab gäbe es keine Sozialdemokraten und keine Kommunisten mehr, nur noch Sozialisten, die begeistert *Brüder, zur Sonne, zur Freiheit* sangen.⁸⁷ Aber natürlich blieb je- jL der der, der er geworden war. Das kollektive Bekenntnis zur neuen Identität konnte nur für einen Augenblick den alten Zwist verdrängen. Sobald wirkliche Fragen zur Entscheidung kämen, würde auch die Differenz der erworbenen Sichtweisen wieder hervortreten. Musste die Partei folglich an ihrer eigenen Zerrissenheit, an inneren Kämpfen, zugrunde gehen, wie Schumacher es vorausgesagt hatte? Oder bestand nicht gerade in dem freiwilligen Zwang zur Verständigung mit Andersdenkenden in den eigenen Reihen die einmalige Chance, einander zu bereichern, sich aus wechselseitiger Achtung heraus zu echten Demokraten zu erziehen, die von Grund auf neu beginnen?

So stand es freilich weniger im Programm der SED als in dem des Kulturbundes. In dessen Namen verwahrt sich Becher im Juli 1946 gegen Ackermanns Pläne, ihn zur Wahlwerbung für SED- Mitglieder zu nutzen. Sie stelle seine Überparteilichkeit in Frage, überhaupt lasse es die Partei oft am nötigen Verständnis für den Bund fehlen.⁸⁸ Die Zukunft hänge davon ab, dass es «diesmal gelingt, zu einer wahren Demokratie zu kommen», rief der Präsidialrat in einem Manifest zu den Wahlen auf.⁸⁹ Selbst kandidieren wollte man zunächst nicht. Dass dann doch in Jena, Leipzig, Pirna und Meissen eigene Listen aufgestellt wurden, war nach Heider nur ein Trick der SED, Stimmen von bürgerlichen Parteien abzuziehen und sich die Mehrheit zu sichern.⁹⁰ So denkt, wer im politischen Geschäft bestehen will, in Ost und West. Doch wer waren die Kandidaten? In Jena zumindest ein Buchhändler, der Rektor der Universität, eine Malerin und Antje Lemke, eine Vertraute von Ricarda Huch, Menschen, die selbständig zu urteilen vermochten. Bedrückender wirkte die Unsicherheit, die Verhaftungen der SMA schufen.

Getragen von Hoffnung, Opportunismus, Resignation und Angst, wurde die SED zur stärksten Partei in den Ländern und Gemeinden der SBZ. Nur im roten Berlin erlitt sie eine katastrophale Niederlage: Fast die Hälfte aller Wähler gab der im Westteil neugegründeten SPD ihre Stimme. Weitere 22 Prozent votierten für eine CDU, die sich ebenfalls zum Sozialismus bekannte, und nur ein Fünftel für die Einheitspartei. Das war die Rache der Ignoranz, mit der sie das Nein zur Zwangsvereinigung und das Ja zu freier Zusammenarbeit übergang.

Während Winzer die Parole ausgab, unter Anwendung aller Mittel im Apparat zu bleiben, er- ; klärte Anfang November Becher vor Journalisten der SMA, sie dürften nicht die «Dummheiten der SED» decken. Denn dies verhindere ihre Selbstkritik und verstärke den Eindruck, sie sei eine Partei von Kollaborateuren. «Die Besatzungsmacht verliert die Möglichkeit zu manövrieren, wenn sie nur die SED unterstützt. Man muss mit den Sozialdemokraten Zusammenarbeiten, einen anderen Weg gibt es nicht.»⁹¹

Solch unbequeme Wahrheiten aber hatte er den Offizieren schon vor der Wahl mitgeteilt: Im September klagt der Leiter der SMA-Kulturabteilung, Major Alexander Dymtschitz, es gebe viele Meinungsverschiedenheiten mit Becher, der Kulturbund sei keine Massenorganisation geworden und bestimme «nicht deutlich seinen Standort als SED-Organisation». Noch im gleichen Monat \ berichtet Tulpanow dem ZK der KPdSU, sie seien zur festen Überzeugung gelangt, «dass man Becher auswechseln muss». Der Kulturbund dürfe sich nicht in einen Auflauf der gesamten Intelligenz verwandeln. Becher sei kein Marxist, er orientiere sich direkt an England und Amerika, an der westeuropäischen Demokratie. Ihm sei es peinlich, davon zu reden, dass er Mitglied des ZK der SED ist. Er fürchte jede scharfe Auseinandersetzung im Bund, begegne der Partearbeit mit Verachtung, trete nicht offensiv auf, passe sich an – «die Seele des deutschen Intelligenzlers jedoch kennt er besser als wir».⁹²

Das mochte auch der Grund sein, weshalb man die Auswechslung aufgab, zumal sie schon einen Eklat erzeugt, dem Ansehen der Partei noch mehr geschadet und sich kaum ein Ersatz gefunden hätte. So kam Wladimir Semjonow, Chef der Politischen Abteilung, nach einem Gespräch im November zu dem Resultat, dass Becher sich zwar «unter gewissem Einfluss» bürgerlicher Intelligenzler befinde, doch «subjektiv auf unserer Seite» stehe und «aufrichtig nach richtigeren Methoden unserer Arbeit in Deutschland» suche. Eine Ablösung sei «gegenwärtig nicht zweckmässig».⁹³

Noch brauchte man ihn. Die Differenz der Meinungen blieb bestehen, trat gerade 1946 in kompakter Form zutage: Unter dem Titel *Erziehung zur Freiheit* hat er die konzeptionellen Entwürfe, die seit 1943 in Moskau entstanden waren, auf 180 Seiten zusammengefasst. Auf den ersten Blick enthalten sie kaum etwas Neues, doch im veränderten Kontext konnten die gesammelten Texte anders wirken. Was einst wie

der Monolog eines Vereinsamten klang, der den Heiland Nation anruft, gewann nun lebendige Adressaten und mit ihnen eine eigentümliche Brisanz: Als Motto stellt Becher den Goethe-Satz von den «vereinigten Kräften» voran. Einleitend versichert er den Lesern, er erachte es als seine Sendung, dem Volk zu dienen. Ein Glück ausserhalb Deutschlands habe er nie gesucht, die erzwungene Distanz aber seinen Blick geläutert. So könne auch die Leiderfahrung von Millionen einem werdenden Land zugute kommen. Aufdeckend, was den totalen Zusammenbruch verschuldet habe, werde eine neue deutsche Lehre wieder Mass und Wert setzen.

Er entstamme einer Generation, die ein brodelnder Tumult gewesen sei, in ihrer Masslosigkeit an Grenzen stossend, wo, «nach Heidegger, das ‚nichtende Nichts‘» drohe. Zu fünf Wahrheiten hätten sie sich durchgerungen: Es gebe eine objektive Wahrheit, Werte und Gesetze, unabhängig vom Erkennen. Wesen und Erscheinung seien verschieden. Vorstellungen, die sich Menschen, Parteien und Epochen von sich selber machten, nicht identisch mit ihrem Sein. Aufgabe des Menschen sei es, «sich als Subjekt in Übereinstimmung zu bringen mit den objektiven Forderungen, die der Geschichtsverlauf einer Zeit an uns stellt», selbst wesentlich zu werden. Soziale Katastrophen seien so wenig schicksalhaft wie Naturgewalten. Es schein aber, als habe die Natur sich für ihre Beherrschung am Menschen gerächt, der sich seiner eigenen Gesellschaft gegenüber wie in einem zweiten Naturzustand verhalte.⁹⁴ Becher folgt dem Gedanken nicht weiter, den zur gleichen Zeit Horkheimer und Adorno in ihrer *Dialektik der Aufklärung* entfalten. Ebenso wenig prüft er seine Selbstvorstellung. Das fraglos objektiv, in Übereinstimmung mit den Forderungen zeitgenössischer Kritik, angenommene Bild vom Dichter als dem Sprecher der Nation spricht de facto nur von einer Subjektivität, die im Erschrecken über ihre eigene Masslosigkeit erneut (alte) Werte setzt. Dies als Gesetz menschlichen Erkennens zu erkennen, dass wir wohl an Gesetze glauben müssen, ihre praktische Annahme jedoch immer von unserer Art zu leben abhängt, hat Nietzsche gefordert. Doch solch abgründige Paradoxie übergeht der Kulturpolitiker, indem er Hitler zum Unge- setz, zur Willkür schlechthin erklärt. Denn das Mass der Geschichte sei seit der Reformation die Herausbildung eines demokratischen Nationalstaates gewesen, die Naziherrschaft eine Akkumulation seiner Verfehlung.⁹⁵

An der Stelle, wo sich die Erziehung zur Freiheit als Lehre von der führenden Rolle der Arbeiterschaft erweisen soll, stockt die Argumentation, taucht unvermittelt Nietzsche als visionäres Warn-Mal auf.

Wie 1943/44 geht das vielschichtige Bild vom Seismographen der Epoche in die Denunziation eines konterrevolutionären Genies über, das rebellische Intellektuelle in Ideologieträger des Imperialismus verwandelt habe.⁹⁶ Wieder entzieht er sich der Mühe, Nietzsches Warnungen jenseits unterstellter Zwecke wahrzunehmen, und fällt selbst in den Gestus des Verdammten-Bewunderten zurück: Denn das «Aufbauwerk grössten Stils», das er im Anschluss verheisst, stützt sich eben nicht auf den Arbeiter als die vermeintlich entscheidende Produktivkraft moderner Gesellschaften, sondern auf Lehrer, Pfarrer und die Literatur, das «höchstentwickelte Organ eines Volkes zu seiner Selbstverständigung».⁹⁷

Der Geist, die Wahrheit müsse Macht werden wollen, da sonst Lüge und Gewalt herrschten. Als geschichtliche Wahrheit habe der Marxismus die Todfeindschaft Hitlers erregt, mit der Sowjetunion jedoch Volks- über Gewaltherrschaft, die Macht frei vereinter Völker über das Führungsprinzip gesiegt. Autorität Staaten hätten sich überlebt, sich leistungsunfähig gezeigt, da sie das Volk auf Menschenmaterial reduzierten und nur romantisch-kitschigen Lebensersatz böten, Propaganda zur Entwicklung einseitig technischer Typen. Um seiner Selbsterhaltung willen gezwungen, das Volk zu entpolitizieren, erzeuge das System Unverantwortlichkeit, entstehe als Führungsschicht ein gewissenloser Klüngel: Nur ein freiheitliches Volk mit demokratischen Rechten und Pflichten bilde Charaktere, erziehe verantwortungsvolle, geschichtsbewusste Menschen und erschaffe sich qualifizierte Führer.⁹⁸

Wahre Helden seien daher weniger jene oft Gerühmten, die im Krieg Unmenschliches leisteten, als die Namenlosen, die Versprechungen und Folter standhielten, Lichtgestalten, die es immer gab, ohne dass sie ihre Geschichtsschreiber fanden. In Unkenntnis der eigenen Geschichte habe sich als «deutsches Wesen» ein Nationaldünkel etabliert, der auf einem tiefen Minderwertigkeitsgefühl gründe. Ein krankhafter Geltungstrieb, verbunden mit der Wollust des Gehorchendürfens. Und nun folgen die Charakterzüge einer in sich zerrissenen Nation, wie sie auch *Abschied* und die *Deutsche Sendung* beschrieben: Das Bild vom tüchtigen Spiesser, dem Revolution nur in legalen Formen denkbar erscheint, der in Ersatzformen lebt, seinen Traum von Freiheit im Krieg verwirklicht, Liebe in wohltemperierten Abenteuern, Freundschaft in Kumpanei, Wissen in Bildungskram, Gemeinschaft in Vereinsmeierei, befohlenen Massenaufmärschen, Kundgebungen oder Paraden.⁹⁹

Dieser «Umwertung aller Werte» begegnet Bechers Traum vom deutschen Menschen, als Ja zu einer breiten Politisierung, statt sich ins Apolitische zurückzuziehen. Hitlers Hauptstütze seien gerade die indifferenten Massen – also nicht das Finanzkapital – gewesen. Jede Art von Monopol bringe sich selbst zum Absterben: Eine Auswahl der Fähigsten bedürfe breitester politischer Betätigung. Nur die Demokratie, in der «das primitive Lebensrecht jedes Einzelnen gewahrt ist, seine Ansichten frei zu äussern», in der Kosmopolitismus und Patriotismus einander ergänzten, verbürge gesundes organisches Wachstum. «Innerparteilicher Demokratismus» sei die einzige Gewähr für eine hochwertige Parteiführung.¹⁰⁰

Der erträumte Mensch ist ein politisch und objektiv denkender. Alle grossen Siege, höchste Kulturleistungen seien aus der Erkenntnis erwachsen, dass Leben der Wahrheit bedürfe wie eines geistigen Atems und inneren Lichts. Den Kampf um die Wahrheit gelte es daher dem politischen zugrunde zu legen, um wieder folgerichtig und im Zusammenhang zu denken. Umlernend wandle sich der Mensch, dass niemals mehr bester Glaube missbraucht werde, der deutschen Tragödie ein Ende sei. Die ganze Wahrheit aufdeckend, Mitverantwortung und Mitschuld bekennd, werde das Gefühl für die Grösse der Niederlage einen ebenso grossen Aufbauwillen freisetzen, werde sich vereint in einer «nationalen Front», im Zeichen eines neuen Bauhütten-Geistes, wahres Heldentum am Werk der Wiedergutmachung erweisen.¹⁰¹ Unter dem Motto von Goethes «Stirb und werde!» auf 400 Jahre zurückblickend, erinnert Becher vom Abbruch der Reformation über die Napoleonischen Feldzüge und den ersten Weltkrieg einen immer wieder entflammten Auferstehungswillen, der sich 1933 zum Fieber, zur Psychose des Glaubenwollens gesteigert habe, um selbst seine Stimme zu heben: «Somit beschwöre ich euch bei alledem, was ein Menschendasein sinnvoll und was ein Leben lebenswert macht» – bei den Denkmälern, den Freiheitshelden, der Heimat und beim deutschen Walde: «Lasst Deutschland auferstehen! / Der Einzelne und Vereinzelte wären dieses Auferstehungswerk zu vollbringen nie und nimmermehr imstande. Es müssen viele, es müssen alle, es muss – ganz Deutschland sein. / Und es muss ein in sich einiges, einheitliches Deutschland sein!»¹⁰²

Das war ein harter Brocken für Kulturoffiziere der SMA. Statt marxistischer Klassenanalyse ein elementares Plädoyer für Freiheit und Demokratie wie aus dem Mund bürgerlicher Wahlredner oder,

schlimmer noch, aus dem Testament Rosa Luxemburgs. Am Ende verklärt zu religiösem Pathos, das im Schein der beschworenen Einheit die Zerreissung des Landes vergessen macht. Dabei konnten sie das Wort von der Ineffizienz autoritärer Staaten und die Forderung nach innerparteilicher Demokratie nur als eine Absage an das Regime Stalins verstehen, der bei Becher nirgends auftaucht. Die Person des realen Diktators wird «aufgehoben», quasi geläutert in der Idealvorstellung einer siegreichen Volksherrschaft, wie schon in den *Hymnen auf einen Namen* von 1936. Demokratie als Herrschaft des Volkes erscheint in Gestalt des Marxismus und der Sowjetunion doppelt gesetzt, ohne ihre realen Voraussetzungen zu ergründen. Weder prüft Becher Marxsche, marxistische, leninistische oder stalinistische Antworten auf die Frage, wie das Recht eines jeden auf freie Meinungsäußerung zu wahren und umgekehrt eine Gesellschaft vor ihrer Auflösung im Eigennutz, der Machtanmassung oder nur Beliebigkeit der Einzelnen zu sichern sei, noch bringt er die Praxis sowjetischer Rechtsprechung zur Sprache, der seine Theorie sich entgegenstemmt.

Um wirklich politische Erziehung auf Wahrheit zu gründen, müsste Becher seinen *Abschied* fortsetzen, den Roman mit dem Untertitel *Einer deutschen Tragödie erster Teil*, dessen Handlung er 1914 abbrechen liess. Alles Folgende, die Mitschuld der KPD an Hitlers Aufstieg, seine eigene Mitverantwortung, wie sie in Moskauer Gedichten anklingt, jetzt hätte er sie selbst im Zusammenhang denken, ihre Folgerichtigkeit aufarbeiten müssen in Erinnerung an die Muster des Denkens und Fühlens, die er damals teilte, und im Eingedenken der anderen, deren Leben die siegreiche Partei ausgelöscht hat. Dies wäre sein Anteil an der Wiedergutmachung gewesen, eine wahrhaft übermenschliche Aufgabe, sich selbst, die andauernde eigene Angst zu übersteigen, mit Zivilcourage, ohne Rücksicht auf Regierungsinteressen, wie er es schon einmal gefordert hatte. Doch als ihn nun Karl Schmückle –, nach dem Schicksal seines Sohnes fragt, lügt der Wortführer des Kulturbundes, er sei wohl 1941 einer Epidemie zum Opfer gefallen,¹⁰³ verleugnet der Dichter den Freund, wie er es selbst in Moskau nicht tat. In dem Masse, wie er aufgibt, die Stimme der Entmündigten, der Geschändeten und Geschlagenen zu erhören, ihre Lebenskraft in seiner Sprache dauerhaft zu verdichten, gibt er sich selbst auf, erliegt er der allzumenschlichen Versuchung, die Erfüllung seines Vermögens durch Karriere, Verbundenheit durch Ruhm und Poesie durch Dekoration von Politik zu ersetzen.

Wird er zum Ideologen, zum Prediger, der sich der Toten bedient, um in ihrem Namen die eigene Ohnmacht zu kompensieren, in ihrem «Geist» hehre Ideale zu beschwören. Womit er fortsetzt, was er aufdeckt: eine erneute (Ver-) Führung enttäuschter Massen zum Glauben an eine Sache, der er selbst misstraut.

Und war dies nicht sehr deutsch? Diese abstrakte Leidenschaft für Wahrheit, Einheit und Gerechtigkeit, diese Liebe zu Abstraktionen, unbedingt und unerbittlich, bis zur Selbstqual korrekt. Kein Amerikaner hat seiner Nation je mit solcher Exzessivität den Mord an der indianischen Urbevölkerung vorgehalten, kein Spanier, Portugiese, Holländer oder Franzose der seinen die Versklavung und Deportation von 10 Millionen Schwarzafrikanern. Niemand hat ihnen zugemutet, sich von Grund auf zu wandeln im Erschauern vor der Grösse ihrer eigenen Verbrechen. Sind die Deutschen tatsächlich das frömmste Volk, wie Bertram mit Nietzsche meint, fromm und roh zugleich, immer über sich hinauswollend auf der Suche nach dem Anderen, nach ihrer wahren Existenz, sentimental und ohne Empfinden für die anderen, die ihre grad gewählte Identität ausgrenzt? So dass sie nie etwas aus ihrer Geschichte lernen, nur immer aufs Neue ihre alten Fehler wiederholen.

Nach dem triumphalen Wahlsieg in Berlin schreitet die SPD zur Abrechnung. Wo immer die Mehrheitsverhältnisse es hergeben, werden die Verwaltungen der Stadt von Ulbrichts Kadern gesäubert, egal wie sie gearbeitet haben. Auch der Kulturbund gerät in die Schlagzeilen. Karsch, der Becher nach seiner Rede im Rundfunkhaus ein Dankschreiben sandte,¹⁰⁴ der *Abschied* noch lobend besprach, beginnt sich auf ihn einzuschiessen. Die Bundesleitung sei nicht durch Wahlen legitimiert, sondern lediglich eine Tarnorganisation der SED. Allerdings war seit Ausscheiden Dahrendorfs kein SPD-Mitglied mehr im Präsidialrat vertreten. Der einstige Mitbegründer des Bundes verliess Berlin im Februar | 1946 fluchtartig, als einer seiner Söhne vom sowjetischen Sicherheitsdienst aufgefordert wurde, zu tun, was Erika Mann für das FBI tat: den Vater auszuspionieren. Aber auch in den Ortsgruppen des Bundes fanden sich kaum Sozialdemokraten. Und dies nicht, weil ihnen eine Mitarbeit versagt gewesen wäre. Vielmehr waren die Funktionäre der klassischen Wahlpartei, entgegen Schumachers Selbstdarstellung, noch weniger an Kultur und Kunst interessiert als ihre Rivalen im SED-Apparat.

So sah selbst Friedensburg die SPD «gewissen Totalitätsgelüsten» unterliegen¹⁰⁵ und brauchte Becher, der regelmässig im Haus des

CDU-Mannes verkehrte, die Landeskonferenzen nicht zu fürchten. Im August erklärt er in Schwerin, man müsse erst wieder lernen, «den anders Denkenden geduldig anzuhören»,¹⁰⁶ appelliert Anfang März 1947 in Potsdam an die grossen Nationen, den Deutschen die Möglichkeit zu geben, ihre Industrie in einem einheitlichen Land wieder aufzubauen,¹⁰⁷ und bittet zwei Wochen darauf, nur Männer und Frauen in die Berliner Stadtleitung zu wählen, die Verantwortung übernehmen und sie nicht den Alliierten überlassen wollten.¹⁰⁸ Ende Mai erscheinen die Motive gebündelt zur Rede auf dem ersten Bundeskongress: Es sei nicht gelungen, die Chance der Niederlage zu nutzen. Übermässige Hoffnung weiche einer Serie von Enttäuschungen. Nun erst wirke sich aus, dass sie nicht aus eigener Kraft mit den Kriegsverbrechern fertig wurden. Die Siegermächte zwingen die Deutschen, Partei zu ergreifen in ihrem Streit untereinander, aus dem mancher schon wieder einen Sondergewinn zu schlagen hoffe. Verdrängung herrsche, Zynismus als Larve der Verzweiflung.¹⁰⁹

Das Programm einer Selbstbesinnung habe nur wenige erreicht, die sich nicht zurückziehen dürften in einen Kunstverein. Denn Kunst sei, nach Goethe, das sicherste Mittel, dem Leben auszuweichen, oder sich mit ihm zu verbinden. Eine Bachsche Fuge könne die besten Kräfte in uns wachrufen. Die Fähigkeit zu solch echtem Kunstgenuss auszubilden sei eine Aufgabe des Bundes, statt erneuter Verinnerlichung anheimzufallen in pseudoreligiöser Weltflucht oder verschwommener «Existential-Philosophie». Den Ewigkeiten des Nichts, der Ungeborenheit und dem Tod ins Auge zu sehen müsse nicht der Gestaltung einer erträglichen Lebensform widersprechen. Die Bejahung des Todes wie in Rilkes «Wir sind die Seinen / Lachen den Munds» gebe dem Alltag Schwung, statt mit der Tragik zu kokettieren und Unerträgliches in romantischer Verklärung fortbestehen zu lassen. Die Rede vom Hineingestossen- oder Geworfensein in die Fremde – wie sie mit Heidegger und Sartre in den Westzonen um sich griff und bei Becher selbst in seinem surrealen Berlinbild zwei Jahre zuvor anklang – verwandle die Geburt in etwas Mechanistisches, löse das Organische und Gesetzliche in Natur und Geschichte zur Vorstellung einer Welt auf, in der ein sinnloses Prinzip herrsche, ein Absud des Absurden. Dies aber komme jenen entgegen, die von Verantwortlichkeit nichts wissen wollten. Während das französische Volk mit seiner demokratischen Tradition solche Lehren vertrage, könne die philosophische Modekrankheit bei den labilen Deutschen nur Scha-

den stiften wie einst die Aufnahme Nietzsches. Es genüge eben nicht, nur nein zur Barbarei zu sagen, ohne ein neues Dafür, einen eigenen Willen, ein Bild in sich selbst zu tragen.¹¹⁰

Genau so hatte Nietzsche argumentiert, der im Jasagen zur Selbstumwertung aller tradierten Werte ein neues Wozu im Bild des «Übermenschen» aufrichten wollte. Becher war 1923 bestrebt, durch Wiedereintritt in die KPD seine religiöse Existential-Dichtung zu überwinden, sich zum poetischen Organ einer Epoche, der Heraufkunft des Arbeiters zu bestimmen, der ein neues Mass, eine eigene Lebensform setzt: Freiheit als Dienst in einem totalen Staat der Arbeit, in dem Mensch und Maschine in permanenter Revolution zu potenziertem Naturgewalt verschmelzen – wie bei Jünger und Trotzki. Ein Vierteljahrhundert darauf fasst er das Organische nicht mehr in Form eines vitalen Drangs, eines Willens zur Macht, der sich alles Mechanische integriert. Nach dem lang erwarteten Krieg weicht die Wahrnehmung einer unmittelbar wirkenden Geschichte der Besinnung auf die gewirkte: dem Blick auf ein friedliches «Volksleben» hinter der kriegerischen Historie von Haupt- und Staatsaktionen, «ein reiches, mannigfaltiges Gewebe»,¹¹¹ worin die Millionenfasern einzelner Tätigkeiten sich zum Schöpfungswerk des Ganzen verknüpfen. Statt den Sieg einer gewaltsam aufbegehrenden Kraft visionär vorwegzunehmen, will Becher nun an eine unentdeckte Geschichte der Unteren anknüpfen, die Tragik bewusst machen, dass ihr Leben keine politisch bestimmende Gestalt annahm, um die Potenz einer anderen Zukunft aus der Erinnerung an die unabgeoltene Vergangenheit zu gewinnen.

Dass er den Alliierten zumutet, den Besiegten mehr Verantwortung zu überlassen, liess SMA-Offiziere ein Verbot der Rede mit dem selbstbewussten Titel *Wir, Volk der Deutschen* fordern.¹¹² Obwohl das Plädoyer für nationale Selbständigkeit ausdrücklich gegen das Konzept «Vereinigter Staaten Europas» nach dem Vorbild der USA gerichtet war.¹¹³ Auch das Verlangen nach einem neuen Stil geistiger Auseinandersetzung, die den Andersdenkenden zu Wort kommen lasse, ihn argumentativ widerlege und nicht zum Popanz ausstaffiere, galt der SPD. Ihrer einseitigen Westanbindung setzt er die Notwendigkeit einer Verständigung mit der und über die Sowjetunion entgegen. Und schliesslich heisst es, der Kulturbund würde sich selbst auflösen, wenn er der SPD-Forderung nach einem politischen Beirat entspreche, in dem jede Partei gemäss den Wahlergebnissen der Parlamente vertreten sein müsste. Vielmehr sei der «Totalitätsanspruch des

Parteilbens» in einer Gemeinschaft anständiger Menschen zu überwinden, die sich in allen Parteien und jenseits derselben fänden.¹¹⁴

In einem Redeauszug für den *Sonntag* aber streicht Becher unter dem Stichwort *Überparteilichkeit* die Wendung, es gebe unverbesserbare Bürokraten, die nur in veralteten Parteischablonen dächten, für die sich die Welt in Sitzungen, Versammlungen, Wahlen und Parteitagen erschöpfe. Eine tödliche Gefahr bestehe darin, dass sie wieder die Oberhand gewinnen und sich kein gesundes Parteilieben entwickeln könnte, «sondern eine Atmosphäre des Misstrauens und der Hetze», die verführe, sich vom politischen Leben zurückzuziehen.¹¹⁵ Zu deutlich war hier von der Crux seiner eigenen Partei, seinen Moskauer Erfahrungen die Rede. Souverän zitiert er Thomas Manns Warnung vor dem Antikommunismus als «Grundtorheit unserer Epoche», ohne sie als Parteinahme für die Sowjetunion zu vereinnahmen. Doch die abschliessende Alternative – der «anständige deutsche Mensch» nach dem Vorbild von Goethes Gretchen, mit gesundem Verstand und unbeirrbarem Gefühl für Gut und Böse, als neuer Menschentyp und Träger der Demokratie – wirkt dürftig. Die soziale und kulturelle Erneuerung nimmt Zuflucht zur literarischen Fiktion einer unverdorbenen Natur. «Einfalt des Herzens» tritt an die Stelle der patriarchalen Emphase des einstigen Avantgardisten. Dabei will Becher nicht verklärenden Trost spenden, will er die Schwachen in ihrer Kraft ermutigen, verführender Gewalt zu widerstehen. Insofern war die Gestalt schon treffend gewählt. Indem er aber versäumt, die doppelte Stärke dieser Kinds- und Muttermörderin in Goethes Text zu ergründen, indem er nicht wahrnimmt, dass ihre Lebenslust gerade die Schranken des «Anstands», der bürgerlichen Moral durchbricht und sie erst im Wahnsinn, in lebendig gesteigerter Bindung an die selbst Getöteten, dem Mann ihre Gefolgschaft aufkündigt, entleert er die tragische Grösse im Untergang zu einer Frage des guten Willens: «Wir, Volk der Deutschen, können sein, wenn wir es nur allesamt gemeinsam wollen: ein Volk im Aufgang.»¹¹⁶

Da verfuhr der Verfassungsentwurf, den die SED im November 1946 zur Diskussion stellte, schon genauer. Grotewohl hat zwei Monate darauf die Einwände Andersdenkender bilanziert. Demnach ging es von Anfang an um die Rechtsstaatlichkeit eines anderen Deutschlands, um den Vorwurf, Gewaltenteilung und Föderalismus zu missachten. Der einstige Sozialdemokrat antwortet mit einer marxistischen Historisierung scheinbar ewiger Prinzipien: Die Montesquieu'sche Teilung der Gewalten in Verwaltung, Gesetzgebung und Recht-

sprechung sei nur der juristische Ausdruck des zur Macht strebenden Bürgertums, das sich im Kampf gegen den Feudalabsolutismus zu Kompromissen genötigt sah. Im Zeitalter des Imperialismus, nach zwei durchlittenen Weltkriegen, gelte es jedoch, die Macht der Monopole und des Militarismus zu zerbrechen. Beide hätten in der Weimarer Republik gedeihen können, die trotz modernster Verfassung den Staatsapparat des Kaiserreichs übernahm und durch die Sonderstellung des Reichspräsidenten ermöglichte, den Einspruch von Parlament und Volk ausser Kraft zu setzen, während die Justiz der rechten Gewalt mit Duldsamkeit begegnete.

So habe gerade die Gewaltenteilung in Deutschland den Rechtsstaat vernichtet und der «Diktatur einer Handvoll entmenschter Kreaturen» den Weg bereitet, in deren Rücken ein Häufchen profitgieriger und raublüsterner Finanzmagnaten zur Unterdrückung der Massen wirkte.¹¹⁷ Daher sei jetzt die volle Volkssouveränität herzustellen, alle Macht im frei gewählten Parlament zu vereinen, das Justiz und Verwaltung kontrolliere, statt sich umgekehrt einer Beamtenhierarchie zu unterwerfen. In der parlamentarischen Diskussion der Parteien erfolge die Klärung aller politischen, ideologischen und sozialen Differenzen des Volkes, kristallisiere sich eine grosse Synthese, die Einheit der Gegensätze heraus. Zugleich soll das Recht, das Parlament per Volksentscheid aufzulösen, es an seiner Verselbständigung hindern, wird Politik radikal an die Eigenverantwortung, die demokratische Wachheit der Wähler gebunden und nicht dem Ermessen weniger Wächter überlassen. Die Unteren sollen ihre Stimme nicht nur am Wahlsonntag einer Obrigkeit abgeben, sondern selbst im Alltag geltend machen. So komme es auch weniger auf die Formulierung idealer Menschenrechte an denn auf eine Sicherung von Einflussmöglichkeiten, sie in der Veränderung der überkommenen Verhältnisse einlösen zu können. Der offenen Entwicklung sei das Primat einzuräumen gegenüber dem starren Wortlaut von Gesetzen, in deren Namen man das Volk bisher immer wieder zu schlagen wusste.

Folglich müsse die Verfassung nur die politische Linie, den Rahmen festlegen, in dem die Parteien sich bewegen könnten. Zuerst gelte es sich zu einigen, was «wir als antidemokratisch, als volksfremd aus der zukünftigen deutschen Gemeinschaft aus- [scheiden]». Denn eine Demokratie könne nur bestehen, wenn sie ihre Feinde vernichtet. Faschismus, Militarismus, Monopole und Grossgrundbesitz dürften nicht Opposition sein, nicht wieder nach verfassungsrechtlich fixierten Regeln ihr Spiel treiben.

Keine Grundrechte für jene, die sie vernichten wollten. Stattdessen Abschaffung der Staatsbürokratie mit ihrer Geheimpolitik. «Haben wir die dunklen Mächte im Staat beseitigt und die volle Volks Souveränität hergestellt, so braucht uns um die Durchsetzung der Grundrechte des Volkes nicht bange zu sein.» Denn wer solle ein besserer Garant der Volksrechte sein als das Volk selbst? Die Propaganda formaler Rechtsprinzipien hingegen eigne sich als Ablenkungsmanöver von Leuten, die auf realen Machtpositionen ihre Herrschaft ungestört ausüben wollten.¹¹⁸

Eine wehrhafte Demokratie verlangt auch Schumacher, freilich gegen die Kommunisten, deren gleichlautende Losung nur eine Taktik zur totalitären Machtergreifung sei. Tatsächlich bekennt sich Grotewohl zu Piecks Forderung, die deutsche Arbeiterklasse müsse ihre Chance nutzen, auf demokratischem Weg in den Besitz der politischen Macht zu gelangen, unter Führung der Einheitspartei und «durch die Entfaltung einer wahrhaft kämpferischen Demokratie die Entscheidung über alle wichtigen Lebensfragen des deutschen Volkes in ihre Hand zu bekommen».¹¹⁹ Doch hatte die SPD nicht vor 1933 die gleiche Strategie einer Machtergreifung durch Wahlen als Engels' Testament propagiert? Im Jahr darauf forderten ihre führenden Theoretiker gar, sich vom staaterhaltenden Reformismus loszusagen, verhiess das *Prager Manifest* einen «revolutionären Sozialismus», war von der Notwendigkeit «revolutionärer Eingriffe in die Wirtschaftsverfassung» die Rede. Noch 1936 hiess es, der Sturz der Despotie werde «sich ergeben, wenn die Bedingungen einer objektiv revolutionären Situation ausgenützt werden von einer entschlossenen, von radikalem Kampfgeist durchseelten, von einer erfahrenen Elite geführten Partei».¹²⁰ Es ergab sich aber nicht, und als Hitler am Boden lag, bestand noch immer keine revolutionäre Situation, jedoch die einmalige Gelegenheit, in die Verfassung mehr als nur einzugreifen. Die «Elite» der Kommunisten nutzt die Stunde, besetzt die Verwaltungen mit Antifaschisten, verteilt den Grossgrundbesitz der Junker an die Bauern und legitimiert per Volksentscheid in Sachsen die Enteignung von Nazi- und Kriegsverbrechern. Sie setzen in die Tat um, was die Sozialdemokratie nur mit grossen Worten verheisst, wie einst Lenin die Losungen der II. Internationale.

Nicht taktische Tarnung eines bösen Machtwillens ist Grotewohls Schwäche. Erschrecken lässt vielmehr, dass er nicht merkt, wie seine Sprache sich dem bekämpften Feind angleicht: Zum Ausscheiden alles «Volksfremden» aus der «deutschen Gemeinschaft» hatten die Führer des Nationalsozialismus aufgerufen, die gleichfalls von

Un(ter)menschen sprachen, vor deren «dunklen Spielen» sie das Volk bewahren wollten. Natürlich meint die Selbstbeschränkung der Demokratie, auf die sich ein jederzeit abwählbares Parlament einigt, keine Alleinherrschaft einer einzigen Partei. Noch immer aber gilt, was Becher 1919 im Gegensatz des Gewaltherrn zur Frau mit den Zügen Rosa Luxemburgs gestaltet hat: dass menschlich nur wirken kann, wer die Menschlichkeit, die Wandlungsfähigkeit seines Gegners anerkennt. Als der Poet diese andere Lehre der Novemberrevolution vergass und nur noch die Fratze eines unbelehrbaren Feindes sah, da erstarrte sein Gesicht zur Maske des Parteisoldaten. Schärfer als der Politiker sieht er nun, dass von einem Volk keine Souveränität zu erhoffen ist, solange es sich nicht seine Verantwortung für den eigenen Untergang eingesteht, dass der Streit der Parteien allein nichts löst, wenn in ihnen selbst die entfremdende Macht der Apparate wächst, die den Andersdenkenden zum Feind erklärt.

War also doch eine Einigung auf formale Prinzipien wie die Würde und Unantastbarkeit jedes Menschen nötig und zudem ein Verfassungsgericht, um ihre Geltung im Notfall auch gegen das Parlament einklagen zu können, wie es das spätere Grundgesetz der Bundesrepublik vorsieht? Oder müsste das Primat der Politik über Recht und Wirtschaft sich einer Kultur unterordnen, wie sie Becher fordert: der Einübung von Anstand und gegenseitiger Achtung im argumentativen Umgang mit dem anderen, der Freisetzung verbindender Kräfte im Kunstgenuss? Oder war dies überhaupt der Fehler des Systems, eine Sphäre über die anderen setzen zu wollen, statt ihre jeweilige Autonomie, ihre Eigengesetzlichkeit als Teilsysteme moderner Gesellschaften anzuerkennen, deren Komplexität die traditionelle, quasi naturgegebene «Volksgemeinschaft» aushöhlt, wie heute jeder Soziologiestudent weiss?¹²¹

Davon abgesehen, dass die Zauberformel von der komplexen Ausdifferenzierung der Moderne längst das Bedürfnis bedient, den Lauf der Dinge nicht mehr in Frage zu stellen, hat in den Nachkriegsjahren noch niemand in diesen Kategorien gedacht. Am ehesten entsprach ihnen das Streben nach einer föderalen Länderordnung, die regionale Selbständigkeit mit der Perspektive einer europäischen Einigung verband, um den Erfordernissen und Chancen internationaler Arbeitsteilung nachzukommen sowie dem Nationalismus den Boden zu entziehen. Süddeutschen Liberalen, der CSU Bayerns und der CDU an Rhein und Ruhr war nach dem Fiasko des Dritten Reichs daran gelegen, das Wiedererstarken einer Berliner Zentralgewalt zu verhindern.

Andererseits hatte Grotewohl recht, wenn er zu bedenken gab, dass in den USA, der Sowjetunion und der Schweiz das Bundesprinzip durch die Grösse und ethnographische Verschiedenheit dieser Vielvölkergebilde bedingt ist, während in Deutschland, das eher mit Frankreich und Italien zu vergleichen wäre, gerade die Kleinstaaterei die Herausbildung eines politisch differenzierten Selbstbewusstseins der Nation verhindert, es in seine anormal nationalistische Überhöhung getrieben hat.

So verdeckt das Schlagwort «Europa» fortdauernd nationale Interessengegensätze: Stalin glaubt nicht an die Möglichkeit einer deutschen Revolution. Er setzt auf ein neutrales Land mit zentraler Verwaltung, die per Friedensvertrag mit den Alliierten einen Wiederaufstieg zur militärischen Grösse ausschliesst, zugleich aber als Schutz vor den älteren Gegnern England und Frankreich dient und durch Reparationsleistungen bzw. stabile Handelsbeziehungen nach dem Vorbild der Rapallo-Verträge den Aufbau Russlands sichert. War das nicht die Politik eines vernünftigen Imperialismus, wie sie Kautsky nach dem ersten Weltkrieg als Alternative zum Kaiserreich beschrieb? Vordenker der USA erwogen eine radikale Deindustrialisierung der Deutschen, zunächst um ihren ungeheuren, zwei Kriege wagenden Expansionsdrang brachzulegen und nebenbei freilich auch eine lästige Konkurrenz auf dem Weltmarkt loszuwerden. Noch in Potsdam plädierten sie für eine dauerhafte Zerstückelung des Landes, die an der Beharrlichkeit Stalins scheiterte.¹²² Das importabhängige England muss auch unter einer Regierung von Sozialdemokraten sein Empire retten, und Frankreich begehrt erneut die Ruhrkohle sowie das Saarland.

Der kleinste gemeinsame Nenner, die naheliegendste Bewegungsform zur Lösung dieser Gegensätze war die Bildung eines Verbunds der Westmächte unter Einschluss ihrer Besatzungszonen. Im Mai 1946 verbot General Clay jede weitere Reparationslieferung an den Osten, obgleich bis zum November 1947 20 Länder, und darunter die Sowjetunion, aus den Westzonen insgesamt nur Wiedergutmachungen im Wert von lächerlichen 33 Millionen Dollar erhielten, während Amerikaner und Briten durch Rohstoffbezüge zur Hälfte der Weltmarktpreise ständig indirekte Reparationen einstrichen. Ende des Jahres folgt die Vereinigung zur Bizone und im Juni 1947 das Angebot einer US-Finanzierung europäischer Zusammenarbeit.

Wie eine selbstlose Hilfe in Form von Geschenken und grosszügigen Darlehen erschien der Plan des General Marshall, eine verhee-

rende Krise von Amerika abzuwenden. Das Land hatte infolge des Krieges drei Viertel des Anlagekapitals und zwei Drittel der Industriekapazität der gesamten Erde auf sich vereint. Nun war es selbst davon abhängig, seinen Überschuss zu exportieren. Europa bedurfte auch dringend der Lebens- und Produktionsmittel, es hungerte danach, zumal ein eiskalter Winter alle Hoffnung gefrieren liess. Woran fehlt es, dass jene sich den Reichtum nicht aneignen können, deren Blutvergiessen ihn doch erst ermöglicht hat? Am Geld, das noch immer den Wert einer Handlung bestimmt. Wieder ersticken die einen im Überfluss unbrauchbarer Dinge, während die anderen, die überflüssigen Menschen von Almosen leben, von CARE-Paketen, wie sie Becher von Thomas Mann erbat, um sie im Kulturbund zu verteilen. Selbst Kredite haben Frankreich und England seit dem Kriegsende nur grössere Schulden gebracht, da sie nicht ausreichten, ihre Industrie zum Ausgleich der Importe wiederaufzubauen. Der neue Plan aber war ebensowenig auf eine Entlastung der Zahlungsbilanzen berechnet: er schuf einen Markt für US-Produkte und sondierte Anlagemöglichkeiten für private Unternehmen. Zu deren Schutz hatten die europäischen Länder ihre Zollschränken abzubauen, die Währungen dem Dollar anzupassen und auf Nationalisierungen zu verzichten.

Dass die wachsende ökonomische Abhängigkeit zugleich als Druckmittel zur politischen Disziplinierung dienen würde, war seit März 1947 unübersehbar: Seit Truman vor dem Kongress erklärt hatte, die USA müssten allen Völkern, deren Freiheit von «militanten Minderheiten» bedroht werde, Beistand leisten.¹²³ Gemeint war die «kommunistische Gefahr», die seit Churchills Fulton-Rede mit wachsender Hysterie heraufbeschworen wurde und zu deren Abwehr man soeben 250 sowie 150 Millionen Dollar für Griechenland und die Türkei frei gemacht hatte, während Stalin die griechischen Partisanen im Stich liess und zur gleichen Zeit die Aussenminister der vier Mächte im Kreml willkommen hiess, sie mögen mit Geduld Kompromisslösungen suchen. Jene aber, die glaubten, mit der Atombombe im Rücken ihre Stärke demonstrieren zu können, wollten eine Entscheidung erzwingen. Jetzt oder nie, krampfhaft insouverän, von innerer Schwäche zeugend. Denn sie spürten ja selbst den drohenden Zusammenbruch eines Systems, das nur im Krieg dauerhafte Konjunktur sichert. Insofern liesse sich die Furcht vor militanten Minderheiten auch als Projektion der eigenen Praxis auf den Gegner deuten, wenn sie nicht bewusste Zweckpropaganda war, um die Rüstung wiederanzukur-

beln, getrieben vom Seibsterhaltungsdrang eines «militärisch-industriellen Komplexes», wie General Eisenhower später den monströsen Apparat nannte, den der Antifaschismus in den USA gebar.

Eine echte Bedrohung konnte von der abgekämpften Militärmacht Stalins kaum ausgehen. Auch wenn sie Märkte und Rohstoffquellen in Osteuropa besetzt hielt, gefährlicher war die Anziehungskraft der kommunistischen Parteien im Westen. Getragen von der Anerkennung ihrer Leistungen im Widerstand, waren sie in den Regierungen von Frankreich und Italien mit Ministern vertreten – die im Mai 1947 entlassen wurden. Auch der RIAS, der Sender der amerikanischen Besatzungsmacht in Berlin, brachte bis dahin betont prosovjetsche Nachrichten, bis die Kulturoffiziere des New Deal durch andere Frontkämpfer ersetzt wurden, ausgerüstet mit einem neuen Feindbild. Denn zur gleichen Zeit setzt in ihrer Heimat eine Loyalitätsprüfung aller Staatsdiener ein, die über McCarthys Ausschüsse gegen «unamerikanische Aktivitäten» zu einer Hexenjagd auswuchert und am Ende 20 Millionen US-Bürger erfasst. Obgleich im Land der unbegrenzten Freiheit die KP als winzige Organisation ohne jeglichen Masseneinfluss nur ein Schattendasein führte, konnte umso leichter jeder Liberale bis hin zur Witwe Roosevelts kommunistischer Sympathien verdächtigt werden, sobald er sich nicht staatskonform zeigte. Man erschlug Andersdenkende nicht, sperrte sie in kein GULAG. Sie wurden nur mit zivilisierten Mitteln, durch Anhörungen, Pressekampagnen und Berufsverbote mundtot gemacht, ihre Suche nach Alternativen ins Abseits der Macht gestellt. Wenn die regierenden Sozialisten in Paris und London dennoch glaubten, sich mit Hilfe der USA als dritte Kraft zwischen den «Supermächten» in Ost und West behaupten zu können, so mussten sie zur (Selbst-) Lüge greifen, der Marshall-Plan sei ein Sieg der Demokratie, der Gewerkschaftsbewegung über die Interessen der Wallstreet, statt wahrzunehmen, wie die Finanzgewaltigen sich anschickten, den Aufbau ihres Europas zu kontrollieren.

Stalin, der seit Kriegsende mehrfach den US-Aussenminister um eine Anleihe ersucht hat, entsendet Molotow zu Vorbesprechungen des Planes. Als ihm klar wird, dass die europäische Arbeitsteilung vorsieht, die einzelnen Länder nach der Struktur ihrer Vorkriegsproduktion zu entwickeln, den Osten also erneut auf die Rolle eines Rohstoff- und Nahrungsmittellieferanten zu reduzieren, sagt er die Teilnahme an der Pariser Konferenz für eine solche Zusammenarbeit ab und nötigt die Tschechoslowakei, ihm zu folgen. Bis Ende

September schliesst die Sowjetunion Handelsabkommen mit ihren Verbündeten, die nun «Volksdemokratien» heissen, und gründen die kommunistischen Parteien Osteuropas sowie Frankreichs und Italiens ein «Informationsbüro», das Kominform, das kurz darauf die westeuropäische Sozialdemokratie des Verrates bezichtigt.

Im gleichen Moment wird Becher auf dem II. Parteitag der SED aus dem Vorstand abgewählt und ringt um das Programm eines Ersten deutschen Schriftstellerkongresses, den der Schutzverband Deutscher Autoren (SDA) auf eine berufsständische Beratung über das Geschäft der Literatur beschränken will. In Ahrenshoop, einem verträumten Fischerdorf an der Ostsee, in dem der Kulturbund eine kleine Villa unterhält, die Becher gern zur Bildungs- und Begegnungsstätte einer neuen Elite nach westlichem Vorbild ausbauen möchte,¹²⁴ gewinnt er Weisenborn und Kantorowicz zur Durchsetzung eines politischen Treffens, das sich dem Problem von innerer und äusserer Emigration stellt, der Frage nach sozialer Verantwortung des Schriftstellers und dem Zustand der Sprache, des Materials des Schreibenden.¹²⁵ Der Berliner Kongress, dessen Kosten die SMA trägt, endet jedoch im Oktober mit einem Eklat, der alles Folgende schon wie in nuce enthält: Der Journalist Melvin J. Lasky hatte als Vertreter amerikanischer Autoren dazu aufgerufen, die russischen in ihrem Kampf um kulturelle Freiheit zu unterstützen, da sie immer in Sorge sein müssten, ob die neue Parteidoktrin sie nicht über Nacht schon als dekadente Werkzeuge der Reaktion abgestempelt habe. Worauf Katajew entgegnet, er kenne keine Bücher des «sogenannten» Schriftstellers, der nur ein Kriegsbrandstifter sei, und die Reglementierung der Kunst, die mit Shdanows Verriss von Soschtschenko und Anna Achmatowa 1946 erneut kommendes Unheil anzeigt, in ein Zeichen der «Pressefreiheit» verkehrt. Doch Laskys Behauptung, die Freiheit des Wortes werde in den USA beschnitten, um das Verhältnis zur Sowjetunion nicht zu stören, war kein geringerer Hohn auf den hybriden Antikommunismus in seinem eigenen Land.¹²⁶

Ideologischer Schlagabtausch tritt an die Stelle sachlicher Auseinandersetzung. Am letzten Kongresstag wird der Kulturbund im amerikanischen Sektor von Berlin verboten. Der Vorwand war fadenscheinig: Der Bund, der seit zwei Jahren mit regem Zulauf in den Westsektoren existierte, der im April als Mitorganisator der Tagung zurückgetreten war, um eine Provokation zu vermeiden, sollte nach einer Verordnung vom Januar 1947 auch die Westmächte um Genehmigung ersuchen, während

die Sowjets darauf bestanden, dass ihre Lizenz gemäss dem Alliierten Befehl Nr. 1 zur Übernahme aller russischen Erlasse in den ersten sechs Besatzungswochen für ganz Berlin weiterhin gelte. Möglich, dass die US-Bürokraten und die Briten, die ihnen nach Vasallenart folgten, nun den formellen Antrag auf Zulassung in allen vier Sektoren befürwortet hätten, obwohl sie einen solchen im April 1946 schon einmal ohne Angabe von Gründen abgelehnt und zugleich eine Weiterarbeit des Bundes geduldet hatten. Möglich auch, dass die SMA ihn opfern wollte, um das «undemokratische» und «kulturfeindliche» Verhalten des Westens exemplarisch anprangern zu können. Fakt ist, dass ein Brief von Friedensburg, der im Namen der Berliner Landesleitung die Alliierte Kommandatura ersucht, eine einheitliche Entscheidung zur Rechtslage zu treffen, vom Büro der SPD-Oberbürgermeisterin zwei Wochen zurückgehalten wird, so dass nach einem amerikanischen Ultimatum das Verbot Anfang November erfolgt.¹²⁷ Und faktisch war es das Kesseltreiben des SPD-nahen *Tagesspiegel* gegen den Bund und seinen einstimmig wiedergewählten Präsidenten, das die Machtdemonstration provoziert hatte, die weder Demokratie noch Kultur fördern konnte.

Überlegen begegnet Becher dem Vorwurf des *Sozialdemokrat*, er sei ohne demokratische Vergangenheit, mit Nietzsche: «Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.» Statt zurückzugeifern, gesteht er ein, dass erst Hitler ihn erkennen liess, selbst verhängnisvollen Illusionen erlegen zu sein, /und verweist auf eine Bemerkung Napoleons zur Eigenart der Deutschen: «Leichtgläubiger und törichter ist kein Volk auf Erden. [...] Die verblendete Missgunst, mit der sie sich befehdeten, habe ich zu meinen Gunsten wirksam genährt. Immer haben sie mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind an den Tag gelegt.»¹²⁸

Wäre nicht tatsächlich der Bund ein anderer geworden, wenn man ihn in allen Zonen zugelassen, wenn die Sozialdemokratie sich bemüht hätte, durch alltägliche Mitarbeit in den Ortsgruppen und Leitungen sein Profil von innen heraus zu gestalten? Mehr als die Polemik gegen seine Person, die er als Ausdruck einer lang andauernden deutschen Zerrissenheit begreifen konnte, musste ihn berühren, dass Ricarda Huch mit ihrer Tochter und der Vertrauten des Hauses, Antje Lemke, nach dem Kongress die SBZ verliess. Auf Bechers Bitte hin hatte die grosse alte Dame der deutschen Literatur ihn eröffnet, in seinem Auftrag war sie mit einem Auto des Kulturbundes nach Berlin gebracht worden, von wo sie, nach ihrem Schlusswort, in einem britischen Militärzug davonfuhr.

Die Heimlichkeit war ihr selbst zuwider. Von Fankfurt aus, wo ihr Schwiegersohn Franz Böhm zum Jura-Professor berufen worden war, bat sie Kolesnitschenko, den Chef der SMA von Thüringen, auch künftig einige Wochen in Jena verbringen zu dürfen, das sie nur aus familiären Gründen verlassen habe. Doch fand die Autorin, die sich 1933 nicht in der Preussischen Dichterakademie gleichschalten liess, sich immer mehr von der neuen Regierung vereinnahmt, während eigenständige Äusserungen, wie ihr Beitrag zur Wiedereröffnung der Jenaer Universität, unterdrückt wurden. Kurz zuvor hatten der Landespräsident Rudolf Paul, der Leiter der Landesstelle für Buch- und Bibliothekswesen Joseph Witsch und Plievier, der einstige Landesvorsitzende des Kulturbundes, der SBZ den Rücken gekehrt. Sie alle sahen hier, wo Zeiss und Schott nach mühsamem Wiederaufbau erneut demontiert wurden, für sich keine Zukunft mehr. Andere aber schrieben der Dreiundachtzigjährigen, dass sie bleibe, verleihe ihnen Mut. Und hatte sie sich nicht selbst soeben empört, der Vorwurf, ob es eine Entschuldigung dafür gebe, dass deutsche Schriftsteller während der vergangenen zwölf Jahre im Lande verblieben, müsse umgekehrt werden zur Frage, warum Deutsche es verliessen, mit Ausnahme der Juden und der unmittelbar am Leben Bedrohten?¹²⁹ Dass sie 1946 begann, Material für ein Gedenkbuch über den Widerstand des deutschen Volkes zu schreiben, war dies nicht auch eine Art Sühne für ihr eigenes Schweigen? Nachdem sie Weisenborn das Manuskript des *Lautlosen Aufstands* übergeben hat, verlässt die hoch Geehrte die Zone, in der jene die Macht ausüben, die in den zwölf Jahren den opferreichsten Widerstand leisteten, harrt sie sechs Stunden in der nächtlichen Kälte des Bahnhofs von Hannover aus, wird von einer Lungenentzündung befallen und stirbt am 17. November.

Als Vertreter des Thüringer Landtages, der Universität und Stadtverwaltung von Jena wie auch des Kulturbundes ihr die letzte Ehre erweisen, lässt Becher sich entschuldigen. Vielleicht um Antje Lemke nicht zu begegnen, der er zwölf Monate zuvor geschrieben hatte, sie sei in dem allgemeinen Dunkel sein Lichtblick, «der Inbegriff eines letzten Guten und Anständigen, das uns noch verblieben ist». Zum Jahreswechsel 1946/47 bat er, sie möge ihm erhalten bleiben. Denn: «Auf solchen Menschen wie Du steht die Welt, und nicht auf solchen, wie ich einer bin.»¹³⁰ Im Berliner Klub, unter vier Augen, sprach er zu ihr von seiner Not, von dem Gedanken, in den Westen zu fliehen. Die anderen hätten weniger zu essen, doch könnten sie ruhiger schlafen.

Gestand der Präsident bei einem guten Glas Wein: «Wir an der Spitze müssen immer darauf gefasst sein, mit unserem Kopf zu bürgen!»¹³¹

Doch wohin sollte er gehn. Noch im Sommer 1946 hatte ihn Heuss in Stuttgart begrüsst und Carlo Schmid in Tübingen empfangen, versicherte ihm der Oberbürgermeister seiner Geburtsstadt, er werde einige Exemplare des Bandes *München in meinem Gedicht* als Gabe für Besucher erwerben, da es sich ausgezeichnet eigne, die Gesinnung der Mitbürger zu bekunden.¹³² Auch wenn die Heimkehr in den ersehnten Süden eher frostig, die Stadt ihm fremd und die Beziehung zu seiner Mutter gespenstisch blieb. Die Frau, deren Mann im November 1933 von den Nazis als ein «ausgezeichneter bayerischer Richter» in Rente geschickt wurde¹³³ und 1941 starb, hatte allen Besitz bis auf einen kleinen Koffer verloren. Nur die Papiere, die er barg, und der Stil ihrer Briefe zeugten noch immer von der einst gehobenen Herkunft: «Wie würde sich der Vater gefreut haben, dass der ferne Sohn seiner gedachte»¹³⁴, war ihr Dank für *Abschied*, für das Buch seiner lieblosen Kindheit. Und dennoch bat Becher die Raichles am Bodensee, für ihn ein kleines Haus zu mieten, in dem er wieder, wie vor 1933, die Sommermonate unter Freunden verbringen wollte. Ein Jahr später zerschlägt die erneute Zweiteilung der Welt sein erträumtes Leben, sieht er sich wieder eine ausweglose Rolle spielen, von Kompromissen diktiert, im Westen verhöhnt, im Osten misstraut, beschattet noch daheim von einer Frau, die er im Auftrag der Partei geheiratet habe.¹³⁵

Das Verbot des Kulturbundes stiftet einen äusseren Halt, lässt noch einmal im Präsidialrat wachsende Differenzen in den Hintergrund treten. Als der Bund nun auch im Volkskongress für Einheit und gerechten Frieden, einer Bewegung, die Zentralregierung und Friedensvertrag per Volksentscheid durchsetzen will, von der SED übergangen wird, erklärt Becher Anfang Dezember 1947 dem Zentralsekretariat des Parteivorstandes seinen Rücktritt. Ein Telefongespräch mit Pieck, der ihm vorwarf, keine politische Arbeit zu leisten, zeige, dass die Intellektuellenarbeit hinter 1933 zurückfalle.¹³⁶ Zur gleichen Zeit, von Oktober bis Januar 1948, entsteht eine Reihe kurzer Prosatexte, die erst 35 Jahre darauf in ihrer ursprünglichen Form erschienen. Das schmale Büchlein mit dem Titel *Der Aufstand im Menschen* liess einen unbekanntem Autor entdecken, einen nachdenklich grübelnden, an sich selbst zweifelnden Politiker, wie ihn sich, als Typus, viele im Jahr der deutsch-deutschen Raketenstationierung wünschten und Gorbatschow als Symbol der Hoffnung auf Demokratie und Ab-

rüstung verkörperte. Auch wenn heute manch Beteiligte die anregende Wirkung der Texte nicht mehr wahrhaben wollen,¹³⁷ so bestand und besteht sie doch in der Suche eines Menschen nach innerem Halt, in seinem Versuch, aus Resignation Kraft zu schöpfen.

In einer Art aphoristisch ausgefächerter Gedankensplitter verankert Becher die Grösse des Menschen in seinem Elend, will er ihn als einen Widerspruch, «ein Zugleich» begreifen. Das Wesen, das seine Nichtigkeit erkenne, könne zugleich seines Vermögens innwerden, sich von der «Nichts-Unendlichkeit» ringsum zu unterscheiden, sich als ein Selbst zu gestalten. Gerade in Angst, Schwermut und Verzweiflung komme der Mensch zu sich selbst, statt zu fliehen in eine Betriebsamkeit, eine Maskerade von Sitzungen, die ihn zum Ding unter Dingen mache. Wenn der verdinglichte Mensch seine Einsamkeit aushalte, wenn er die Last des «nicht gelebten Lebens» bis zur Unerträglichkeit spüre, bis zu jenem Grenzpunkt, an dem er das ganze «System von Ersatzhandlungen» nicht mehr weiterführen will und kann, ereigne sich ein Aufstand in ihm. Ein Aufzucken des noch Lebendigen, das die Kunst vorbereite, indem sie Unruhe stiftet, als erhöhtes Leben die Sehnsucht nach dem Menschlichen wachhält, die sonst Traumfabriken oder Kunstgewerbe im Dienst der Politik scheinbefriedigen.¹³⁸

Gleichsam in einem dritten Anlauf, wie nach dem Scheitern der Novemberrevolution und der Niederlage von 1933, versucht Becher erneut, eine autonom politische Dimension des Ästhetischen zu bestimmen: eine Kraft der Verwandlung, der «Vermenschlichung des Menschen», die weder der Massgabe geschichtlicher Gesetze folgt noch Illustration von Politik ist, weil sie überhaupt Wirklichkeit nicht widerspiegelt, sondern selbst erschafft.¹³⁹ Es bedürfe der Phantasie, um der Realität nahezukommen, die zweckgebundenes Denken auf ihre Nützlichkeit beschränkt. Kunst mache die Dinge transparent, zeige, wie ihre Gestalt sich vom Nichts abhebt, um wieder in Nichts zu zerfallen, sobald sie in einer starren Form sich auf ewig behaupten. So könne auch der Mensch sich nur im Wandel erhalten, müsse er bereit sein, sich selbst zu verlieren, um sich wiederzugewinnen, den eigenen Standpunkt aufzugeben, um ihn erneut einzunehmen, sich selbst mit den Augen des Gegners betrachtend, in sich die Wahrheit des Anderen zur Sprache bringend. Nicht mit schrillum Getöse, Hochglanz-Plakaten und fertigen Reden von oben herab gelte es, sich durchzusetzen, vielmehr wäre die Sprache des Schweigens zu erlernen, «Worte, traumhaft, wie verwehend», um nicht Politik, Wissen-

schaft und Literatur nur Zuhörern zu lehren, sondern mitten unter ihnen die eigenen Gedanken zu erzählen und sich erzählen zu lassen, was sie selbst denken.

Solch Poetik des erlösenden Wortes hatte er schon vor seiner Hingabe an die Partei erstrebt und war im *Glücksucher* zutage getreten. Jetzt, wieder allein vor einem Kreuzweg stehend, scheint Becher zu sich selbst zu kommen. Vordergründig mit Hilfe Pascals, von dem er sowohl den Gedanken übernimmt, der Mensch übersteige unendlich den Menschen, als auch die unsystematische Form. Dahinter jedoch wirkt noch immer Nietzsche, dessen «Gott ist tot» seine Notate durchzieht. Wir, die selbstvergessenen Menschen, hätten ihn getötet, indem wir alles Elend zu Gottes Willen erklärten, und den Menschen ermordet, indem wir meinten, er sei halt so, Hunger und Krieg aus seinem Dasein nicht zu bannen. Nun, da das Jenseits als Nichts, als wachsende Wüste kenntlich werde, liege es an uns, die eigene Trägheit zu übersteigen, nichts mehr als unveränderlich Gegebenes hinzunehmen, Dinge und Menschen in ihrer ursprünglich alltäglichen Gestalt wiederzuentdecken, denn nichts verstehe sich von selbst, wo ihre Zerstörung selbstverständlich geworden ist.

Die unbewussten Anleihen an Nietzsche geben seinem Ansatz eine mythische Weite: statt nur platt vom Faschismus als der besiegten Vergangenheit zu sprechen, umschreibt er eine «Zeit der Vernichtung», der «Verwirrung» und «Verdinglichung», deren Merkmale, wie der Glaube an die Folgenlosigkeit des eigenen Tuns, politische Machtwechsel überdauern. Umso fragwürdiger die bewusste Absage im *Seiltänzer über Ruinen*, einem der wenigen Texte, in denen Becher wirklich erzählt. Im *Zarathustra* ist der Seiltänzer ein Gleichnis für den Menschen, der zu überwinden sei, ein Seil überm Abgrund, geknüpft zwischen Tier und Übermensch, ein Übergang und ein Untergang.¹⁴⁰ Während bei Nietzsche die gaffende Menge, die den letzten Menschen, den Erfinder des ewigen Glücks zu sehen begehrt, vor dem abstürzenden Tänzer weicht, kehrt sie bei Becher zurück, um den Legenden zu lauschen, die sein Ich-Erzähler über ihn erdichtet. Dass er sich und die anderen von den Lügen erst befreien kann, indem er sie ins Phantastische steigert, mündet in die Lehre, das Wahre könne nur finden, «wer ‚stöhnend‘ sucht». Damit wendet sich der Blick vom Wagnis des Einzelnen hoch oben auf die vielen unten, vom Vorgaukeln des Übermenschen zur Mühsal, glaubhaft menschliche Masse wiederherzustellen. So weit mag die Intention gut sein, doch gelingt es Becher nicht, das stöhnende Suchen selbst sprachlich auszuformen.

Indem er dreizehn Mal die Worte «blöd» oder «Blödsinn» zur Kennzeichnung des Vorgangs einsetzt, stutzt er ihn plakativ zurecht, statt eine Erzählbewegung zu schaffen, die den Leser aufrührt.¹⁴¹

Auch die anderen Texte erfüllen seine eigene Forderung nicht. Die Erkundung des Alltags bleibt in Klischees und aufgesetztem Jargon stecken. Wo sein Material tatsächlich an Grenzsituationen heranreicht, wird es sogleich von moralisierender Kommentierung in Beschlag genommen. Wie im Fall eines deutschen Soldaten, der bei Smolensk nach Hause schreibt, er könne nach dem Gesehenen als Mensch nicht mehr weiterleben, oder eines Offiziers, der seinem Tagebuch neben Rilke-Versen das «unbeschreibliche Gefühl» anvertraut, das ihn bei seinen Jagden nach Genickschuss-Opfern überkommt.¹⁴² Die Erhebung des einen zum «Zeichen tiefer volkstümlicher Moralität» und die Erklärung des anderen zur kultivierten Bestie zerreden den Abgrund, die Unentschiedenheit wirklicher Menschen, mit der Beschwörung eines schlechthin Menschlichen, das sich nirgends in einprägsamen Gestaltungen verdichtet.

Wieder vermag er nicht poetisch einzulösen, was er poetologisch entwirft. Wobei der Entwurf schon allzu vage von Wandlung schlechthin sprach, gleichsam von einem fließenden Übergang, in dem sich jegliche Struktur verliert. Der dialektische Gewinn von Identität durch Öffnung für den Gegensatz verkommt zum formalen Wortspiel, zur schönen Ideologie, wenn ihre Grenze verschwindet. Genau an dem Punkt aber, wo die Gestalt zu zerfließen, wo sie sich in ihren inneren Widersprüchen aufzulösen droht, setzt in Bechers Texten, wie in seinem Leben, regelmässig die politische Selbstdisziplinierung ein. Er ist nicht einfach gespalten, der Poet nicht bloss ein Opfer des Politikers in ihm. Der unerfüllte Wunsch, ein wahrer Dichter zu werden, treibt ihn ins Rollenspiel der Politik. Weil er letztlich doch nicht vermochte, ganz er selbst zu sein, das Chaos in sich zu gestalten, bereit, seiner Wahrheit, seinem Gesetz entsprechend unterzugehen?

Durch Verzweiflung wieder festen Boden zu gewinnen, dieser Gedanke klingt nach einer heimlichen Spekulation, einer Berechnung, die den Zweifel verfälscht. So reiht bereits der Band *Volk im Dunkel wandelnd*, der noch vor dem *Aufstand* abgeschlossen wird, Klage an Klage, von Tränen verwaschen in ständigem Niederknien, um wieder glauben zu dürfen. Wo Becher seine Sentimentalität überwindet, wo er Leiderfahrungen ohne Ausflucht mitteilt, entstehen bessere Gedich-

te, deren Härte dem Zeitfluss widersteht: Handwerklich solide der Sonett-Kranz *Auf Deutschlands Tote im Zweiten Weltkrieg*, dessen abschliessendes Gebilde sich aus den Eingangswersen der vierzehn vorhergehenden zusammensetzt, eine Rarität in deutscher Sprache, wenn auch die kunstvolle Form den lebendigen Impuls der Trauerarbeit künstlich einzuzwängen droht. In ihrer gestisch einfachen Dramatik zwingender wirkt die eher formlose *Ballade* von dem Offizier, der einer Mutter erlaubt, aus drei Söhnen einen zu wählen, der nicht erschossen werden soll:

Da segnete sie alle drei. «Es sei»,
Und ging auf einen zu und sprach: «Ich wähle!»

Die Schüsse krachten und es fielen zwei.

Der Offizier sprach: «Mir war's einerlei,
Wer sterben musste. Geh hin und erzähle,
Du hast getötet deiner Söhne zwei.»

Die Mutter sprach zu ihrem Sohn: «Verzeih,
Dass ich gewählt! Gott, gnade meiner Seele! ‘»¹⁴³

Nüchterner und ergreifender ist wohl kaum je das Prinzip der Selektion gestaltet worden, das nach Heiner Müller das Gesetz der Politik im 20. Jahrhundert ausmacht. Daneben stehen traurig schlichte Verse, die an Spruchdichtungen des Mittelalters erinnern: «Müde bin ich alles dessen, / All der Pein, jahraus, jahrein, / Und ich will nichts als vergessen / Und will selbst vergessen sein.»¹⁴⁴ Und zuweilen reine Landschaftsbilder, die seinem Ideal einer zwecklos poetischen Vergewärtigung des ganz-Daseins, seiner Formel für Glück, nahekommen. Wie *Wolkenloser Sturm*, die Verdichtung einer einzigen Bewegung, aufwogend vom Meer, über wehende Felder und schwankendes Land in sich zurückkehrend und gesteigert zu einem selten schönen, kraftvoll leichten Bild versöhnter Urgewalten:

Auch der Glanz der Sonne muss erzittern
Vor dem wolkenlosen Übermut,
Und sie tanzt auf Wellen wie auf Splittern,
Spiegelnd sich in der kristallinen Flut.¹⁴⁵

Anfang Februar 1948 wird Becher, neben Abusch, dem Pädagogen Deiters und dem Romanisten Krauss, die allesamt dem Präsidialrat des Kulturbundes angehören, wieder in den Parteivorstand der SED kooptiert. Der hatte seine 7. Tagung allein der Intellektuellenfrage gewidmet, in einer Entschliessung sehr ernste Mängel, Fehler und Nachlässigkeiten eingeräumt. Es fehle das Verständnis, dass die Hauptaufgabe der organisierten Intellektuellen darin bestehe, selbst als Schriftsteller, Künstler oder Gelehrte tätig zu sein, «durch ihre eigenen Leistungen als geistige Repräsentanten der Partei» auf die bürgerlichen einzuwirken. Speziell der Kulturbund müsse allseitig gefördert werden, wobei unter allen Umständen seine Überparteilichkeit zu wahren und allen Versuchen entgegenzutreten sei, ihn zu einem einfachen Anhängsel der Parteiorganisation zu machen.¹⁴⁶

War dies Bechers Zweck, drohte er nur mit dem Rücktritt, um einen Wiederaufstieg zu erzwingen? Und warum auch nicht, blieb doch sein Politikverständnis, wie er es soeben zu Papier gebracht hatte, ein anderes als das in Ost und West dominierende. Warum sollte er nicht versuchen, es jetzt zu verwirklichen, gestärkt durch Verbündete im Vorstand und eine grössere Beteiligung des Bundes am Volkskongress, den zur gleichen Zeit Amerikaner in Bayern und Briten in Nordrhein-Westfalen verbieten, wo man nun auch die einzigen zwei KPD-Minister aus der Landesregierung entlässt. Wie zum Hohn auf die Forderung der Aussenminister von Jugoslawien, Polen und der Tschechoslowakei, wieder zu Jalta und Potsdam zurückzukehren, beraten die drei Westmächte separat in London mit den Beneluxstaaten über die Einbeziehung Deutschlands in ein europäisches Bündnis. Als den ausgeschlossenen Sowjets auf der nächsten Tagung des Alliierten Kontrollrates in Berlin jegliche Auskunft über die Konferenz verweigert wird, erklären sie das einzig verbindliche Organ für aufgehoben. Womit sie recht hatten und im Recht waren, denn nach dem Wortlaut des Potsdamer Abkommens durften Entscheidungen über das gemeinsam besiegte Land auch nur gemeinsam beschlossen werden. Doch da war kein oberstes Verfassungs- oder Völkergericht, das den Ausbau der Bi- zur Trizone hätte verhindern können.

In diesem Augenblick einer unaufhaltsam sich verfestigenden Spaltung schlägt Becher Tulpanow vor, die Intellektuellen der Ostzone – wie im Westen – aus ihrer Isolierung herauszulösen, ihnen Beziehungen zur Sowjetunion und den Volksdemokratien zu ermöglichen, dem Kulturbund grössere Bewegungsfreiheit zu geben und eine Neugründung der ISVK in Frankreich zu erwägen.¹⁴⁷ Wieder wirbt er

für ein breites Bündnis, das durch alltägliche Beziehungen organisch wachsen soll, mithin für die Förderung westlicher Alternativen, statt sich erneut nur in einer östlichen Bastion einzuigeln, wie in Moskau, wo im Januar Shdanow einen Feldzug gegen «Formalismus und Kosmopolitismus» in der Kunst eröffnet. Und wieder will Becher durch eigene Vorleistungen Brücken bauen, kündigt er dem Asmus-Verlag in der französischen Besatzungszone sein Manuskript des *Aufstands* an, das den Existentialismus nicht, wie Grotewohl und Ackermann auf dem ersten Kulturtag der SED im Mai 1948, nur verwirft, sondern produktiv aufzuheben sucht. Zugleich trägt sein Auftreten auf den Jahreskongressen des Internationalen PEN-Clubs in Zürich und Kopenhagen 1947/48 entscheidend dazu bei, die Einwände gegen eine Wiederaufnahme deutscher Autoren zu entkräften, indem er auf die Schreibenden der äusseren und der inneren Emigration verweist. Dass die wenigen Antifaschisten gerade jetzt der Hilfe des Auslandes bedürften, hatte Becher mehrfach Jean Bloch und Aragon in Briefen versichert. Letzterer schrieb 1945: «Wir werden diesem verbrecherischen Volk einen schrecklichen und dauerhaften Tribut abverlangen, wir werden dem deutschen Volk eines der schwersten und drückendsten Joche auferlegen, die die Geschichte gekannt hat.»¹⁴⁸ Und so dachten viele Franzosen, die jeden Schritt zu einer Zentralverwaltung im Kontrollrat abgelehnt hatten und nun zögerten, (West-)Deutschland dank Marshall zu neuer Stärke zu verhelfen.

Während die französische KP für stabilisierende Abkommen mit der Sowjetunion plädierte, waren die schon verschuldeten Sozialisten eher bereit, eine weitere Abhängigkeit vom Dollar als von Moskau in Kauf zu nehmen. Ein wirklich dritter Weg konnte sich nur in Washington abzeichnen, wo der Ex-Vizepräsident Henry Wallace Ende Februar 1948 vor einer Kongresskommission erklärte, die «Wallstreetmonopolisten» hätten aus dem Aufbauplan «ein Werkzeug zur Unterwerfung Europas und einen wahren Kriegsplan gemacht». Sein Gegenvorschlag sah die Einrichtung und Verwaltung eines Wiederaufbaufonds im Rahmen der UNO vor. Alle Völker hätten ihm nach ihren Kräften beizusteuern und jene seien zu bevorzugen, die am meisten durch den Krieg litten. Die Kredite sollten frei sein von politischen Auflagen, keinen militärischen Zwecken dienen und das Ruhrgebiet unter Kontrolle der vier Mächte stellen. In Erinnerung an diese weit-sichtig kluge Alternative, die im Geiste Roosevelts über Tagesinteressen und kurzfristige Gewinnchancen hinausblickt, forderten Theoreti-

ker der FKP, Paris müsse der Mittelpunkt einer Widerstandsbewegung gegen die Marshallisierung Europas werden,¹⁴⁹ wie es auch Becher vorschlug.

Doch Stalin will und kann nicht erneut in einen West-Stützpunkt investieren: Ihm fehlt das Vermögen. Nach den Verwüstungen des Krieges hatte 1946 die grösste Dürre seit 50 Jahren das Land heimgesucht, verheerender noch als im Hungerjahr 1921. Er hat keinerlei Mittel, andere zu stützen, und er war nie mit Phantasie gesegnet, um neue Wege zu erkunden. Ohne ausreichende, einen planmässigen Wiederaufbau absichernde Reparationen und ohne die erbetenen US-Kredite verfällt er auf sein altbewährtes Rezept, das eigene wie die besetzten Völker anzutreiben zu maximaler Selbstausbeutung und sie zugleich abzuschotten von den Ansprüchen westlicher Zivilisation, die schon zweimal versagt hatte, als es darum ging, dem Weltherrschaftsstreben des (deutschen) Kapitals energisch zu begegnen. So füllen sich wieder seine Arbeitslager mit doppelt unschuldigen Opfern, den Zwangsarbeitern, die aus deutscher Gefangenschaft heimkehren und ihm doppelt gefährlich erscheinen, als mögliche Deserteure von einst und Zeugen eines angenehmeren Daseins im Feindesland. Und wieder muss die Ideologie ersetzen, was das Leben vorenthält, verliert sich die Sowjetpropaganda im Chauvinismus eines grossrussischen Reiches, dem die Menschheit jegliche Kultur zu verdanken habe.

Als im August 1948 tatsächlich ein Internationaler Kongress der Intellektuellen zur Verteidigung der Kultur in Breslau stattfindet, weigert sich Becher, eine Delegation des Kulturbundes zu leiten. Wohl doch nicht nur, weil er die Zwangsverwandlung der Stadt ins polnische Wroclaw abgelehnt hat und die Oder-Neisse-Grenze nicht hinnehmen wollte, die laut Potsdam ein Provisorium bis zum Abschluss eines Friedensvertrages war.¹⁵⁰ Trotz Teilnahme von 500 «Geistes-schaffenden», darunter so namhafter wie Picasso, Léger und Eluard, und trotz des Aufrufs, in allen Ländern Friedenskomitees für eine weltweite Bewegung zu gründen, dem sich Becher sofort anschloss, hatte er einen anderen Kongress erwogen. Keinen der Polarisierung, wie sie nun Fadejew mit einem Generalangriff auf westliche Kunst, vor allem auf die «Schreibtischhyäne» Sartre betrieb. Hans Mayer erinnert das Debakel, ohne auf das sachliche *Für und wider den Existentialismus* im *Sonntag* einzugehen.¹⁵¹ Unerwähnt bleibt auch, dass er selbst kurz zuvor, auf einer Tagung in der Frankfurter Paulskirche, Sartre eine «Theorie der Unmenschlichkeit» vorwarf, ein Sicheinrichten im Grauen der Welt, mit deren Absurdität man sich zufriedengebe,

statt an der Wandel- und «Erziehbarkeit der menschlichen Natur» festzuhalten.¹⁵² Nach Mayer soll Becher die Teilnahme aller Ost-Autoren an diesem zweiten deutschen Schriftstellerkongress abgesagt haben, während seiner eigenen Darstellung zufolge ihm die Amerikaner eine Einreise verboten.¹⁵³ Wie auch immer, sein *Aufstand* war vielschichtiger und präziser zugleich. Doch die Entscheidungen fielen nicht auf geistiger Ebene: Der *Sonntag* der Mayers Plädoyer für Humanität enthielt, sah nüchtern, dass mit der Kaufkraft des Geldes auch die Moral sinke, da Arbeiten seinen Sinn verliere, wenn Schieber in einer Nacht Tausende verprassten. So hoffe man auf eine Geldreform, die aber nur unter der Bedingung eines einheitlichen Staates der ehrlichen Arbeit wieder Geltung verschaffen werde.¹⁵⁴ Keine zwei Wochen darauf war das Land mit der separaten Währungsreform in den Westzonen gespalten. Als auch die Westsektoren Berlins inmitten der SBZ in das West-Geld einbezogen werden, sperrt die SMA sämtliche Verkehrswege, um zu verhindern, dass die gleichfalls reformierte Ost-Mark durch Wucherurse für Westwaren auf dem Schwarzmarkt den Wert eines verbindlichen Zahlungsmittels schon bei ihrer Einführung verliert. Als stabile Währung für Alltagsgeschäfte fungierten bis dahin eh nur Dollars oder (West-)Zigaretten. Auf dieser Basis war aber der Aufbau einer Volkswirtschaft unmöglich.

Und die Westmächte wussten nur allzu genau, dass eine derartige Stabilisierung ihrer Zonen die des anderen, des immer aggressiver heraufbeschworenen Feindes, ruinieren würde. Faktisch war das Ganze eine sublimale Erpressung, den Osten doch noch in den Marshall-Plan einzubeziehen. Auf Stalins ebenso entschlossene wie unbeholfen plumpe Reaktion hin waren ihre Botschafter bereit, seine Kompromisslösung anzunehmen: Am 2. August, dem dritten Jahrestag des Potsdamer Abkommens, hatte er vorgeschlagen, die «Verkehrsbeschränkungen» aufzuheben und gleichzeitig die Mark der Sowjetzone in ganz Berlin einzuführen. Ende des Monats werden beide Punkte in Form einer Direktive an die vier Oberbefehlshaber der Berliner Besatzungstruppen bestätigt, die in der ersten Septemberwoche einen Massnahmeplan ausarbeiten sollen.¹⁵⁵ Doch die folgenden Verhandlungen scheitern an der Frage, ob eine alliierte Finanzkommission, die zur Kontrolle der Einführung und des Umlaufs einer einheitlichen Währung vorgesehen war, auch das Recht habe, über deren Emission zu entscheiden.

Natürlich kann man die Geldzirkulation schlecht kontrollieren, ohne zugleich über seine Menge zu bestimmen, einer Inflation entgegenzuwir-

ken. Allein dasselbe Recht, das die Wirtschaft der SBZ unter Oberhoheit des Westens gestellt hätte, wollte man den Sowjets in den eigenen Zonen auch nicht einräumen. Hinzu kam, dass Stalins legitimer Wunsch, die Beschlüsse der Londoner Konferenz zur Bildung einer westdeutschen Regierung bis zur Beratung der vier Mächte über ganz Deutschland aufzuschieben, schon keinen Eingang in die Direktive fand. Statt eine gemeinsame Aussenministerkonferenz einzuberufen, klagte man vorm UN-Sicherheitsrat über eine «Berlin-Blockade». Dabei war die Behauptung, die Russen seien bestrebt, (West-) Berlin auszuhungern, eine bewusste Zwecklüge. Stalin wollte offenkundig seine einstigen Verbündeten wieder an den Verhandlungstisch zwingen, wollte sie nötigen, gültiges Recht und Gesetz einzuhalten, um es gemeinsam, zum beiderseitigen Nutzen ihrer Imperien zu verändern. Doch seine ohnmächtige Demonstration eines teuer bezahlten Hausrechts bot endlich die Gelegenheit, das beschworene Feindbild bestätigt zu finden. Ihm boshaft verächtliche Motive zu unterstellen, hatte nötig, wer selbst nicht bereit war, die Tausende von Sowjetsoldaten zu achten, die ihr Leben noch im Kampf um Berlin verloren. Konsequenterweise schlug man das Angebot, die Westsektoren aus der SBZ zu versorgen, um selbst eine spektakuläre Luftbrücke zu errichten, deren Last von 250 Millionen Dollar «unschätzbare Erfahrungen im Einsatz von Lufttransportmitteln» aufwogen, wie General Clay später eingestand. «Jahre kostspieliger Forschung» habe sie dem Westen erspart, heisst es in einem Bekenntnis zur *Bastion Berlin*.¹⁵⁶ Und schliesslich sicherte das Unternehmen der US-Flugzeugindustrie die seit Ende des Krieges entbehrten Gewinne.

Sowenig Stalin auf eine Erweiterung seines Herrschaftsbereichs durch Aggression nach aussen hin sann, so unerbittlich drang er auf Disziplinierung im Innern. Im März lässt er die Kommunisten in Prag den Rücktritt bürgerlicher Minister zur Übernahme einer Alleinherrschaft nutzen, Ende Juni Tito vom Kominform zum Verräter erklären und im Juli auch die SED eine «Säuberung von feindlichen und entarteten Elementen»¹⁵⁷ beschliessen. Eine neue Welle von Schauprozessen nimmt ihren Anfang, die in allen Volksdemokratien eine «titoistisch»-antisowjetische Verschwörung entlarven soll. Glaubt man der einschlägigen Literatur, so war der alternde Diktator von einem wiederkehrenden Verfolgungswahn besessen. Doch US-Verteidigungsminister James Forrestal rannte im Schlafanzug durch die Strassen Floridas, schreiend, die Russen kämen, bevor er sich aus dem Fenster eines Marinehospitals stürzte.¹⁵⁸ Stalin reagiert ungleich gefasster

auf den Bruch des Potsdamer Abkommens und die Bildung einer Westunion, eines nicht nur polit-ökonomischen, sondern auch militärischen Verbunds, aus dem die NATO hervorgeht. Zwar schworen die Verteidiger der Demokratie von Anbeginn, ihr Bündnis sei rein defensiv, allein die Umkreisung der Sowjetunion mit einer immer dichteren Kette von Stützpunkten war selbst ein aggressiver Akt, getragen von eigener Angst und den Verwertungsbedürfnissen der Rüstungsindustrie. Ist es nicht normal, dass ein Bedrängter, ein in die Enge Getriebener, nervös und misstrauisch wird? Müsste er nicht um sich schlagen, sich Luft verschaffen, um frei aufzuatmen? Gezeichnet von den Erfahrungen der Interventionskriege, der Ablehnung kollektiver Sicherheit und erneuter Ausgrenzung, hält sich der Stählerne wieder an den Ausbau seiner Abwehrmechanismen, nach westlichem Vorbild.

Der Partisan Tito setzt dagegen auf permanente Revolution, nach aussen hin durch Unterstützung der griechischen Guerilla und im Inneren anknüpfend an den Marxschen Assoziationsgedanken mit Genossenschaften, frei gewählten Arbeiterräten und dezentralen Planexperimenten. Dieser antibürokratische Grundzug begeisterte auch (junge) Genossen in der SBZ. Wolfgang Leonhard erinnert die Atmosphäre an der Parteihochschule der SED, wo im Sommer 1948 Stalins KPdSU-Geschichte zur Pflichtlektüre avanciert, auf deren Lehren fortan die Vermittlung des Marxismus-Leninismus gründen sollte. Wer sie kannte, wusste, welche Säuberungen nun anstanden. Dass die jugoslawischen Kommunisten sich nicht Moskau unterwarfen, dass sie den Vorwurf des Trotzismus und Nationalismus von sich wiesen, war für kritisch Gesinnte ein Zeichen der Selbständigkeit, die sie von ihrer eigenen Führung erhofften.¹⁵⁹ Nur die anderen hatten sich gegen ihre eigenen Faschisten erhoben, sich selbst befreit, während die Deutschen ihr «Schicksal» unter neuen Herren weiter ertrugen und nicht wenige insgeheim auf den nächsten Kampf des Abendlandes gegen die asiatische Bedrohung spekulierten. Wie Becher es sah und ein alter Mann seinen Parteigängern beim Herrenessen im Februar 1948 anvertraute: «Meine Herren, der Krieg zwischen Amerika und Russland kommt auf jeden Fall, und dann müssen wir auf der richtigen Seite dabei sein.» Leider war dies nicht die Privatmeinung eines greisen Revanchisten. Denn der Unverzagte hiess Konrad Adenauer und wurde zum Vorsitzenden eines Parlamentarischen Rates gewählt, der die Gründung des westdeutschen Separatstaates in Angriff nahm.¹⁶⁰

Und Tito war bis zu seiner Exkommunizierung der schärfste Stalinist, der Abweichungen im Kominform am heftigsten bekämpfte, «Trotzkisten» unerbittlich verfolgt hatte und nun 12'000 «Kominformisten» zur Strafarbeit auf eine Insel verbannte.¹⁶¹ Mit eiserner Hand und dem Charisma seiner Person hat auch dieser Führer den Vielvölkerstaat der Slawen vereint, der nach seinem Tod zerbrach, da das Genossenschaftsprinzip die industrielle Entwicklung immer mehr beschränkte, dem Konkurrenzdruck des Weltmarktes unterlag und als letzte Identität nur Nationalismen blieben, einander zerfleischend auf der Suche nach Schuldigen für das eigene Versagen. Von alledem findet sich nichts bei Leonhard. Schon bald nach seiner Flucht aus der SED-Kaderschmiede verliess er das gelobte Land, um in der Bundesrepublik seine Erinnerungen niederzuschreiben, die sich in den Tenor der Zeit fügten und ihn zum Sowjet-Experten an US-Hochschulen aufsteigen liessen. Ehrlichen Herzens wird er sich auf die Möglichkeit kommender Wandlungen im Osten konzentriert haben, wie er im Nachwort zur Erstausgabe in der DDR versichert. Die noch damals, im Januar 1990, beschworene Hoffnung, die Demokratisierung des anderen Deutschlands könnte fortgesetzt werden, ohne in Kategorien eines Anschlusses zu denken, ist so naiv wie die Kritik ihrer Vorgeschichte, die glauben macht, nur die feige Unterwerfung sturer Bürokraten unter Stalins Modell und ihr Festhalten an «ungeheuren Privilegien» habe sie von Anfang an zum Untergang verurteilt.¹⁶²

Solch einfach überzeugende Moral von der Geschichte hat ihr einen Welterfolg gesichert, auch wenn sie weltweite Zwänge in Wirtschaft und Politik eher verdrängt. Der Rückblick eines weniger berühmten Flüchtlings, der die Folterkeller der ungarischen Säuberung aushielt, verfährt härter. Georg Hermann Hodos hat sich bis 1988 zurückgehalten, die Geschichte der osteuropäischen Schauprozesse aufzuschreiben, da sie erst mit Beginn eines neuen Sowjetexperiments keine Munition im Kalten Krieg mehr zu sein brauche, sondern dazu beitragen könne, die immer noch wuchernden Wurzeln des Stalinismus zu überwinden. Umso peinlicher berührt ihn in einem Nachwort vom März 1990 die würdelose Agonie des Sozialismus, die Selbstzerfleischung einst stolzer Parteien, die soziale Errungenschaften aus vier Jahrzehnten verleugneten und den Glauben an eine gerechtere Gesellschaft durch das Allheilmittel der freien Marktwirtschaft ersetzten.¹⁶³ Aus solch doppelter Distanz heraus gewahrt er auch grössere Zusammenhänge im historischen Material: So ging es im Streit

mit Tito nicht nur um die Selbständigkeit einer Partei oder eines Landes. Zur Debatte stand eine Balkanföderation, die zunächst Jugoslawien und Bulgarien umfassen, nach Absprachen von Tito und Dimitroff jedoch einmal sämtliche Volksrepubliken von Polen bis Griechenland vereinigen sollte, wie die *Prawda* Ende Januar 1948 vermeldete.¹⁶⁴

Das war der Plan einer zweiten Union neben der Moskauer. In dem Augenblick, da es den USA gelingt, Westeuropa im Zeichen des Dollars und der Atombombe mit eindeutiger Stossrichtung gegen die Sowjetunion zu vereinigen, musste Stalin mehr als erbost sein über die innere Spaltung des Ostblocks. Die These von einer erneuten Verschärfung des Klassenkampfes war ja kein Hirngespinnst, sondern praktizierte Aussenpolitik seiner Gegner, deren Hauptakteure in dem Bewusstsein handelten, es gelte den Lebensstil des Westens, die Privatwirtschaft, das «Prinzip des freien Unternehmertums» mit Hilfe staatlicher Macht zu verteidigen, d.h. die unge löste Frage des Vorkriegs, die Epochenfrage seit der Oktoberrevolution jetzt zu entscheiden. Nun hätten die Führer des Ostens im Rahmen der Kominform eine gemeinsame Strategie erarbeiten müssen, die das entgegengesetzte Lager in sich differenziert, um das fatale, mit einem neuen Krieg rechnende Blockdenken aufzubrechen. Doch an diesem Punkt einer inneren Verständigung, wie sie Becher gefordert hat, versagt die Bewegung seit den zwanziger Jahren. Immer wieder unter Zeitdruck handelnd, fehlt ihr die Kraft, Alternativen zu entwickeln, die freilich, wo immer sie spontan auftauchten, umkreist, verleumdet und vernichtet wurden. Stalin, der mehr den Waffen der Diplomatie vertraut als dem Abenteuer bewaffneter Aktionen, der mit Churchill hartnäckig um eine Präsenz auf dem Balkan gefeilscht hat, musste befürchten, dass der Partisan Tito mit seinen griechischen Brüdern Russland erneut in einen Weltkrieg ziehen würde, wie schon einmal serbische Anarchisten.

Wie der spanische Bürgerkrieg war auch der jugoslawische von dem russischen Koloss abhängig. Wenn dessen Widerstand nicht die Deutschen gebunden hätte, wäre Titos Selbstbefreiung nicht möglich gewesen. Zu Recht erinnerte Maurice Thauriez an das Bedingungsgefüge. Wenn jedoch Rudolf Herrnstadt, damals noch ein getreuer Gefolgsmann Ulbrichts, den FKP-Chef als Beleg zitiert, dass die Belgrader Führung durch ihre Widerrede alle Vorwürfe selbst bestätige, da sie sich aus der «Familie der marxistischen Parteien» ausgliedere,¹⁶⁵ verschwindet das sachliche Argument hinter dem stalinistischen Grundmuster familiärer Autoritätserweise. Wie 1936

dient die nun folgende Säuberung der Parteien nicht nur ihrer Einfügung in das Sowjetmodell, sondern zugleich der Durchsetzung des Königsweges einer primär verbindlichen Einigung auf Grossmachtebene: «Sie sind doch ein politischer Mensch. Verstehen Sie denn noch immer nicht, dass es gar nicht um Sie geht? Sie haben eben das Pech, Teil eines historischen Konzepts zu sein», erinnert Hodos die zynische Wahrheit seiner Vernehmer, die von ihm ein beliebiges Geständnis einer frei erfundenen Schuld erwarteten.¹⁶⁶

Das erste Opfer des Konzepts war Dimitroff, den Stalin im Februar 1948 über Leninismus belehrte und mit dem Auftrag versah, Tito an sich zu binden. Als dies misslang, verschwand der einstige Führer der Komintern im Januar 1949 und starb ein halbes Jahr später in einem Moskauer Hospital, wie im Sommer 1948 bereits Shdanow, der Leiter des Kominform-Büros. Der Parteivorstand der SED liess sich vom Fall Jugoslawiens belehren, dass ein «besonderer deutscher Weg zum Sozialismus» falsch sei. Ackermann schwor der Theorie ab, die dem KPD-Aufruf von 1945 zugrunde lag und nun als nationalistische Abweichung von der Wahrheit galt, die Arbeiterklasse könne den Sozialismus überall nur nach den gleichen Gesetzmässigkeiten erbauen. Von Becher findet sich nirgends ein vergleichbarer Widerruf. Freilich auch kein Zeichen, dass er Friedensburg verteidigt, seinen Vizepräsidenten, der gegen alle Regeln des Statuts ausgeschlossen wird, weil er die Selbstbestimmung eines Westberliner Magistrats vorantreibt, während das Vermögen des Kulturbundes mit der Währungsreform geschrumpft, er finanziell abhängig geworden ist von SMA und SED.¹⁶⁷

Deren Entwicklung zur «Partei neuen Typs», Stalins zweite Lehre, vollzog Grotewohl. Der Sozialdemokrat, nicht Pieck oder Ulbricht, hielt das entscheidende Referat auf der I. Parteikonferenz im Januar 1949. Niemand konnte überzeugender die Notwendigkeit einer straffen Kaderpartei aus dem Versagen der SPD ableiten. Und auch dies war kein blosser Propagandatrick: Hatte sie nicht, wie genau 30 Jahre zuvor, ihren eigenen Ruf nach «Sozialisierungen» erneut aufgegeben, um sich den Westmächten anzubiedern? Obgleich der SPD fünf von acht Ministerpräsidenten der westdeutschen Länder angehörten, vermochte sie eben nicht den Monopol- und Grossgrundbesitz zu enteignen. Selbst als durch Volksabstimmung eine solche Möglichkeit in der hessischen Verfassung verankert wurde, fügten sie sich dem US-Verbot ihrer Durchführung, wie 1948 dem britischen Verbot, ein Gesetz

zur Sozialisierung des Ruhrbergbaus zu verwirklichen. Statt einen breiten Widerstand aller linken Kräfte gegen die Restaurierung der überkommenen Besitz- und Herrschaftsverhältnisse zu mobilisieren, konzentrierte sich Schumacher auf seine Abwehr des Bolschewismus: «Ohne die deutsche Sozialdemokratie wäre Deutschland – und vielleicht noch manches andere Land Westeuropas – bereits ideologisch-politisch eine Domäne des Kommunismus geworden.» Wie sollten da nicht Erinnerungen an Noske aufkommen?¹⁶⁸ Schlimmer, geradezu tragisch für die Nachkriegsgeschichte des gespaltenen Landes, war die logische Folge, dass die SPD für Wähler im Westen aufhörte, eine Alternative zu sein, denn vor dem Osten zu schützen, das versprachen und praktizierten die konservativen Parteien mit grösserer Souveränität. Dass sie nicht davor zurückschreckte, ein «Ostbüro» zur Unterminierung der SBZ in Berlin zu installieren, zeigt ihre fortgeschrittene Verblendung, ihre Spiegelung bolschewistischer Methoden. Natürlich blieb Sowjetagenten nicht verborgen, was ein US-Nachrichtenoffizier Schumacher beim Bankett am 10. April 1946 mitteilte: Seine Leute sollten streng konspirativ in höchste Funktionen zur Überwachung der Zusammenarbeit zwischen der Besatzungsmacht und den Organisationen, Betrieben und Verwaltungen vordringen. «Nach aussen hin müssen diese Funktionäre die tüchtigsten und treuesten Anhänger der SED und Einheit sein sowie ‚Sowjetfreundschaft‘ an den Tag legen», zitierte Grotewohl auf der Parteikonferenz, die mit lebhaftem Beifall seine Folgerung aufnahm, Spitzel im bezahlten Solde einer fremden Macht hätten sich des Anspruchs auf die Menschenrechte selbst begeben.¹⁶⁹

Möglich, dass der Bericht selbst schon frisiert war. Doch im Juni 1948 hatte Truman einen neuen Geheimdienst, den CIA, auf die Direktive NSC 10/2 des Nationalen Sicherheitsrates verpflichtet, die «Propaganda; Wirtschaftskrieg; direkte Präventivhandlungen einschliesslich Sabotage; subversive Aktionen einschliesslich der Hilfe für die Widerstandsbewegungen im Untergrund sowie für antikomunistische Elemente in den bedrohten Ländern» als verdeckte Operationen legitimierte.¹⁷⁰ Schumachers Spiegelung im Feindbild spiegelnd, wird Grotewohl bereit gewesen sein, an die Verwandlung seiner einstigen Arbeiterpartei in eine «Agentenzentrale» zu glauben, die der eigenen Wendung einen Sinn verlieh. Und vielleicht war am Ende selbst Stalin überzeugt, dass Tito sich wirklich an die Briten verkaufen wollte, dass sein wachsamer Instinkt ihn wieder einmal gerettet hatte? Wie gewiss auch Adenauer meinte, das allein Richtige zu tun, als er,

der 1923 schon einmal das Rheinland durch seine Separierung vor dem Zugriff der Kommunisten zu bewahren suchte und im Oktober 1945 bereits vorschlug, die Westzonen zu einem Staat zu vereinen, sich am 15. September 1949 in Bonn mit der Mehrheit einer Stimme, seiner eigenen, zum Kanzler der Bundesrepublik Deutschland wählen liess. Und wie die Tausende, die drei Wochen darauf beim Fackelzug der Freien Deutschen Jugend dem Präsidenten einer Deutschen Demokratischen Republik emporwinkten, einem Tischler, der ihnen das Gefühl gab, nun beginne eine neue Zeit in ihrem Staat der Arbeiter und Bauern.

Becher aber, der im Juni auf Einladung der Akademie der Wissenschaften in Moskau über Puschkin sprach und im August den Weltbürger Thomas Mann zur Goethe-Feier in Weimar willkommen hiess, fährt unterdes mit Lilly nach Süddeutschland, zum Münchner Oktoberfest, zu Raichles an den Bodensee, wo ihm Plievier ein letztes Mal begegnet, und zurück über Konstanz und Rothenburg, als sei nichts geschehen.

XII. Verteidigung der Poesie

«Manches muss vorläufig ausgelassen sein, so zum Beispiel die «sündhaften Entgleisungen» des Ehemannes Hans Becher ... Abgesehen von lang-jährigen Beziehungen zu allein-gebliebenen Frauen, die er regelmässig besuchte (wohl um bei ihnen auszuruhen), gab es flüchtige Begegnungen abenteuerlicher Art. Wie zum Beispiel zu der Schauspielerin Ann Höling, die er einmal im Kofferraum seines Wagens ins «Städtchen» schmuggelte, um mit ihr ein Wochenende zu verbringen, während Lilly in Ahrenshoop weilte. [...] Weit ernster noch war der Fall der Erika Seemann ... Dieses raffinierte Weib hat sich ganz bewusst an den mächtigen Dichter range-schlichen – seine Sinne verwirrend – um in ihrem und ihrer reaktionären Familie Sinn merkwürdige Geschäfte zonenweit zu tätigen. Die ahrenshooper Sommer-Liebe erregte nicht nur die klatschsüchtigen Bewohner und Gäste des Kurortes, sondern darüber hinaus auch die Aufmerksamkeit der Parteiführung. Denn: immerhin beabsichtigte der Dichter, sich von Lilly scheiden zu lassen und die Sommerblume Erika zu heiraten ... Skandal! ebenso wie Irrgänge des Dichters, lebenslang gewohnt.»¹

Wieder eine Erinnerung seiner Sekretärin, die freilich keinen Eingang in Lillys Archiv fand. Die aufmerksame Partei hat das Wissen um den Fremdgänger in ihren Akten gehütet. Wenngleich es so geheim nie war. Er selbst verleugnete seine Lust nicht. Wobei ihn eigenwillige Frauen mit maskulinen Zügen zeitlebens mehr reizten als artige Schönheiten. Da schwang noch etwas nach vom Kampf der Geschlechter, den *Erde* umschrieb, der in *Penthesilea* sich verkörperte und in *Abschied* zuletzt anklang. Noch immer geht es um Eroberungen, um Selbstbestätigung der eigenen Männlichkeit, einer Rolle, um derentwillen er sich auch schon mal Potenzmittel spritzen lässt.² Zudem weiss Joachim Seyppel von einer der «Amouren» zu berichten: «««Dieser Becher, dieser Bock! Arme Lilly!» Dessen Frau hätte sie nicht sein mögen. «Gehurt, gefressen, gesoffen, Zoten gerissen, Dichterklatsch erzählt, und wenn ihm der Sinn so stand, fuhr er rüber in den Britensektor, zum Savignyplatz, der nahm ja alles, Mädchen, Jungs, ein Schwabinger nach Mass.» Sie habe ihn eben geliebt. «Der ist dem Kreml

doch nur deswegen entkommen, weil er wie Stalin ein grosser Säufer vor dem Herrn war!»³

Dichterklatsch. Von Bechers heimlichem Besuch beim Freund-feind Benn um 1948 wird noch erzählt, dessen Grüsse Seyppel in die Villa nach Bad Saarow überbrachte, einem Mittler zwischen den Stühlen, der am Ende umfiel, ohne die Kraft auszuscheren, ohne den Mut, sich Fluchtwege gen Westen offenzuhalten, wie Kantorowicz, Mayer oder Bloch.⁴ Was ist Wahrheit, was Legende? Der Präsident des Kulturbundes ein Saufkumpan, der Anstand predigt und heimlich Strichjungen sucht? Eben doch ein gespaltenen Dichter, halb Funktionär, halb Bohemien. Und wem hilft die entlarvende Moral, die er selbst zeitlebens beschwört, um anders zu werden? Zeigt nicht seine Unmoral das Moment eines anderen Seins, das ihn unterscheidet von der Partei der Sauberkeit? Ein Aufzucken des Noch-Lebendigen, Ausscheren aus der Selbstüberwachung des Gettos der Regierenden, Verlangen nach etwas, das sich nicht in ihre Ordnung fügt.

So lassen sich Zeugnisse von Frauen finden, die ein anderes Bild des Mannes entwerfen. Nicht nur im Briefwechsel mit Eva Herrmann, den er nach dem Krieg wiederaufnimmt. Merkwürdiger noch sind die Schreiben einer Josefine Boss, der Moskauer Geliebten José, der im Winter 1941/42 dank der englischen Botschaft die Ausreise gelingt. In London hat sie eine Modell-Schneiderei eröffnet und antwortet ihm fünf Jahre nach ihrer Trennung, nie sei sie vernünftiger, nie nüchterner gewesen, nichts ihr heilig und nichts habe sie vergessen. Wird muten ihre Briefe an, ungeordnet, bar jeder Stilisierung, doch von einem intensiven Leben im Hier und Jetzt kündend. «... nothing between you and me can ever change. Vergiss das nie.» Alles werde sie tun, um zu ermöglichen, «was wir beide wissen: dass wir miteinander daheim sind». Ohne Klage über ein verlorenes Glück und ohne sich Illusionen hinzugeben: «Ich hoffe mit ganzem Herzen, dass mir der Dichter in Dir bleibt u. alles andere nach u. nach sich erledigt – alle ‚jobs‘...» Sie habe seiner Frau, Lotte, geschrieben, die erwiderte, dass nur wenige wüssten, was für ein Mensch er wirklich sei. Mit Hans Fladung vom Londoner Kulturbund besorgen ihm beide eine Einladung für 1947. Wieder aber kann er nicht fahren, wie im gleichen Jahr nicht in die Schweiz; wobei ungewiss bleibt, ob nur der Westen ihm die Einreise verweigert, oder auch der Osten die Ausreise behindert. Und die Frauen «sehen mit Entsetzen, in wieviel Tragik Du eingewickelt bist».⁵

Drei Jahre darauf wiederholt sich die Konstellation in der Begeg-

nung mit Luise Rinser: «Du bist mir sehr nah, und manche Deiner Gedichte zeigen mir Dich, wie Du bist, ganz innen bist: voller Schwerkraft, mit viel zu viel Wissen beladen; bitter auch (wie Dein Mund) – und manchmal habe ich das Gefühl, als ob Deine Hinwendung zum ‚Wir‘ eine Flucht vor Deinem Ich sei, oder doch furchtbar mühsam immer wieder von Neuem erkämpft werden müsse.» Alles Politische verenge die Kunst und künstliche Zuversicht eines tragischen oder skeptischen Menschen möge sie nicht. «Aber Dich mag ich gerade deshalb!» Als zur gleichen Zeit der offene Brief seines Sohnes in allen westlichen Zeitungen erscheint, bemerkt sie den Geruch einer unfairen Propaganda, muss aber Becher bitten, auf einen Beitrag von ihrer Hand zu seinem 60.Geburtstag zu verzichten, da sie sonst nie mehr etwas veröffentlichen könnte. Wenig später steht die Autorin im Leipziger *Börsenblatt* als anglo-amerikanische Agentin und Kriegshetzerin neben Tito und Heuss. Um seiner Karriere willen sei es nun besser, den Briefwechsel abzubrechen: «Hans – Du wirst nichts dagegen tun können, denn Du bist zwar ein berühmter Mann, aber Du hast keine Macht.»⁶

Solch traurig sarkastische Worte haben die Rezensenten der Becher-Briefe gern zitiert, und zynisch den Folgesatz unterschlagen, dass jenseits der politischen Differenzen sie noch immer das Menschliche verbinden werde. Im Übrigen nutzt er seine Macht, ein Dementi in Leipzig durchzusetzen, und schreiben sie einander auch weiterhin, worauf leider der Herausgeber der Auswahlbände nicht verwies. Doch entscheidend bleibt, dass die politische Spaltung in Ost und West das menschlich Verbindende zerstört – und dass Becher seit seiner Rückkehr im Juni 1945 eben davor gewarnt hat. Allerdings vermochte kein moralischer Appell den erneuten Siegeszug des alten Blockdenkens aufzuhalten, da ihm gerade die Moral, das Ausstaffieren eines bösen, dummen und verdorbenen Feindes zugrunde lag.

Von alledem sprach das Tagebuch, das er im Januar 1950 zu führen begann. Von Anbeginn war es zur Veröffentlichung gedacht, wohl auch der Titel schon im Voraus festgelegt. *Auf andere Art so grosse Hoffnung* – Anspielung auf einen Vers in Shakespeares *Sturm* \ «Hier ohne Hoffnung, ist / Auf andere Art so hohe Hoffnung ...» Im Original darf nach dem Schiffbruch des Königs von Neapel dessen Bruder hoffen, nun selbst den Thron zu ersteigen. Hans Mayer hat 1951 das Zitat als eine dialektische Wendung auf den Zusammenbruch sechs Jahre zuvor gedeutet: Im scheinbar Hoffnungslosen zeige sich das unermesslich Mögliche. Die Kunstform des bewusst stilisierten Tagebuchs

fand er legitim, sah aber den Versuch, im privat Erlebten das gesellschaftlich Typische, die Hoffnung im ersten Jahr des Bestehens einer neuen Republik zu gestalten, misslungen. Die aphoristische Betrachtungsweise, die Becher selbst bei Nietzsche als das Genre des Unverbindlichen, des Unverantwortlichen ablehne, lasse lebendige Gestalten nicht aufkommen, löse sie in Reflexionen auf. «,Nichts wird abgeleitet, nichts bewiesene Man kann es gar nicht besser sagen.» Gibt der Kritiker ihm recht und verortet den ästhetischen Mangel in der fehlenden Möglichkeit, Mitmenschen zu erleben. Denn im bürokratischen Leerlauf, den das *Tagebuch* schildere, komme es nur zu flüchtigen Begegnungen mit der Wirklichkeit, die «,von aussen', um nicht zu sagen: ‚von oben' gesehen» werde. Trotzdem sei es ein durchaus kühnes Buch, das Produkt einer schöpferischen Selbstbefreiung, ausgehend vom Eingeständnis einer Krise im grössten Erfolg: «Ich hatte eigentlich alles, nur die poetische Potenz hatte ich verloren.»⁷

Damit war wohl Bechers Intention präzise getroffen und begann eine Art freundschaftlicher Beziehung. Vom September 1951 jedenfalls datiert ein Brief Mayers, der den hohen Herrn zu einer Diskussion mit seinen Studenten einlädt, ihn per Du ermutigt, weiterzugehen, Unausgeschöpftes in sich zu erschliessen, sein Talent zu humoristischer Gestaltung, zum Dramen- oder Filmautor.⁸ Warum nur muss er selbst im Nachhinein die Nähe verleugnen, in seinen Memoiren hervorkehren, dass Becher ihn vernichten wollte und erst 1954, nach einer Lessing-Rede, den Professor umarmt habe mit der Bemerkung, er sei der Nachfolger von Lukács?⁹ Nunmehr selbst zu einer vielzitierten Autorität aufgestiegen, lässt er spüren, wie unangemessen ihm der Vergleich mit dem Verächter der Moderne erschien. Allein seiner *Tagebuch* – Kritik lag eben jene Ästhetik zugrunde, die nach ausgewogener Gestaltung im (geschlossenen) Kunstwerk verlangt und die Brechung der Gestalt im Aphorismus als ein Fixieren menschlicher Gebrochenheit ablehnt. Zurückgewiesen wird die Modernität Bechers, sein Realismus, sein adäquater Ausdruck erneuter Verlorenheit.

Dabei wollte er gewiss kein modernes Werk schaffen, hat er Eliot als orphischen Plunder abgetan.¹⁰ In den Aufzeichnungen sollte «das Neue» Gestalt annehmen, das er im ersten Jahr der DDR zu erfahren hoffte. Bewusst waren sie daher mit einer Polemik gegen westliche Moden verbunden, die sich abstrakt schillernd als das Neueste anpreisen, um wenig später dem Vergessen anheimzufallen. Becher hatte

dergleichen ja im Aufstieg und Verfall des Expressionismus auf dem Kunstmarkt erlebt. Freilich ebenso die Ideologisierung der Anti-Moderne, die Kunst und Künstler vernichtet und als «Formalismus-Debatte» von Moskau her auf den neuen deutschen Staat übergreifen droht. Der auch mit diesem Wissen Beladene versucht, in klassisch symbolischer Weise das Ganze im Einzelnen zu gestalten. Dass er scheitert, ihm nur Bruchstücke gelingen, in denen er von Anbeginn eine Altersstarrheit des vermeintlich Neuen registriert, von der ersten Zeile an Langeweile, Bevormundung durch Funktionäre und «Formalismus in der Politik»¹¹ den Text durchziehen, macht die Stärke des Buches aus, in dem Mayer seine Schwäche sah. Unbemerkt bleibt der Rückgriff auf die lebendigen Anfänge expressionistischer Lyrik mit der Erinnerung an van Hoddis' *Weltende*,¹² wie auch an Emmy Hennings und den Kosmopoliten Harry Graf Kessler, sämtlich Unpersonen im kulturellen Bewusstsein der DDR bis weit in die sechziger Jahre hinein. Und nicht beachtet wird sein Bestreben, die «Modephilosophie» des Existentialismus produktiv aufzunehmen, indem er das Manuskript des *Aufstands* in das *Tagebuch* integriert.

So fragt sich, inwieweit ihm der Gegentext zur grossen Hoffnung auf dies Land nur unbewusst passiert ist oder doch gewollt war? Ein Blick auf die Handschrift zeigt, dass die täglichen Notate authentisch sind, dass er bis auf die Einfügung der Passagen von 1947/48 sowie einer Auswahl von Reden, die er 1950 in seinem Amt hielt, nur wenig für den Druck verändert hat. Wieder fehlt die eigentlich ästhetische Arbeit, die sich in einer (allegorischen) Verdichtung des Erfahrenen hätte niederschlagen müssen. Als Kunstform ist das *Tagebuch* so misslungen wie der unvollendete *Aufstand im Menschen*. Wo Becher doch Hoffnung vortäuscht, wo er sich mit seiner Rolle in dem neuen Staat zu versöhnen sucht, wird der Text erschreckend schwach, erstarrt seine eigene Sprache zu hölzernen Plattitüden. Wo er hingegen unbestechlich, zuweilen unbarmherzig und manchmal boshaft die Schwächen seiner Umwelt protokolliert, ist ein Dokument entstanden, das in seiner Ambivalenz den Zeitgeist akkurat konserviert. Man unterschätze es darum nicht in Wendezeiten der Geschichte, da immer neue Legenden das frei gewordene Erinnerungsvermögen wieder in Beschlag nehmen.

Sich selbst hat er nicht befreit. Der andere Becher, den Frauen an seinem schwermütigen Aufbegehren, seiner Sehnsucht nach Zärtlichkeit erkannten, blieb gefangen in beherrschender Prosa, die als Fortset-

zung des *Abschied* gedacht war: 50 Jahre später mit dem Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einsetzend, das nach zwei Weltkriegen nun alles zum Besseren wenden würde. Doch der Rückblick verlandet und keine poetische Quelle erschliesst sich ihm neu. Vielmehr schliesst er mit dem Bewusstsein, an die Grenze seiner Existenz gelangt zu sein, seiner Bestimmung, die erste Jahrhunderthälfte im Gedicht zu gestalten, einem Neuen den Weg zu bahnen, das er weder zu leben noch auszudrücken vermag. War solch Annahme eines Lebensmasses nicht tiefer als Mayers Glaube an unermessliche Potenzen, zu deren Verwirklichung es nur des guten Willens zum Versuch bedarf? Ein Aufschein von Nietzsches *amor fati*, dem tragischen Wissen, nicht die Frucht zu sein, deren Geschmack man ahnt, zerrieben zwischen Zeiten und Welten. Wieder die Versuchung, sich ein Schicksal zu lügen, oder doch eine Befreiung von zehrendem Zweifel an sich selbst im Jasagen zum eigenen Mangel als dem «grossen Hunger»,¹³ der wachhält, neugierig macht auf das Kommende, immer nahe der Gefahr, mit billiger Speise sich satt zu geben?

Im August 1949 hatte man ihm den Goethe-, den späteren «Nationalpreis Erster Klasse» für seine Werke in vier Bänden überreicht, mit 100'000 Mark und einem roten Ausweis. Mayer, der ihn sechs Jahre später erhielt, berichtet, wie nützlich so ein Ding im Alltag sein konnte. Becher aber wusste, dass er lyrisch am Ende war. Eine Nationalhymne liess sich noch schnell machen. Pieck schrieb ihm am 10. Oktober, er möge in drei «Versen» Demokratie und Kultur, Arbeit und Volkswohlstand sowie Völkerfreundschaft und Frieden miteinander verbinden. Ein Schlussrefrain solle jeweils die Einheit Deutschlands beinhalten.¹⁴ So dachte der führende Genosse, ein Tischler, der Vers und Strophe nicht zu unterscheiden vermochte. Doch er hatte andere Sorgen. Bedenklicher stimmt, dass der Auftrag bereits am 13. September vom Politbüro des ZK der SED beschlossen wurde, wie das höchste Parteigremium sich nun nach sowjetischem Vorbild nannte. Mit der Aufhebung der paritätisch besetzten Ämter im Zentralvorstand hatte Grotewohl sich selbst entmachtet. Zwar war er Ministerpräsident des neuen Staates geworden, doch schon über dessen Hymne entschieden weder Volkskammer noch Regierung. Am 12. Oktober ging ein erster Entwurf zur Vertonung an Ottmar Gerster, zwei Tage darauf die endgültige Fassung an den *Sonntag*. Ende des Monats fuhr Becher zur Goethefeier nach Warschau, wo ihm Hanns Eisler auf Chopins Klavier die Musik zu seinem Text aus dem Stegreif vortrug. Auch der war so entstanden:

«Auferstanden aus Ruinen / Und der Zukunft zugewandt. / Lass uns dir zum Guten dienen, / Deutschland unser Vaterland.» Das hatte er seit vier Jahren gepredigt, das klang in zig Gedichten schon an, da war nur das «unser» noch durch «einig» zu ersetzen, und ein paar Korrekturen, die ergaben sich von selbst.¹⁵

Dass die Verse sich auch mit der Melodie des alten Deutschland-Liedes singen liessen, war von Becher und Eisler durchaus gewollt. Die Jüngeren, die ihren Staat mit einem Fackelzug begrüsst hatten, wünschten sich eine Hymne im Stil der Moskauer. In kämpferischer Aufbau-Stimmung wollte man sich heroisch fühlen. «Gesiegt war doch nun – wie wir glaubten.» Erinnert Erika Wiens.¹⁶ Keine Spur einer siegreichen Revolution sei zu sehen, weder im Vergangenen noch in der Gegenwart, aber in «revolutionärer Musik» wolle man ausleben, was man in der Praxis nicht erreicht habe, «revolutionäre Phrasen sollen uns über unsere geschichtliche Misere hinwegtäuschen», antwortete Becher im *Tagebuch*. Statt sich in Euphorie selbst zu betrügen, sollte ein elegischer Grundton an das nicht Erreichte mahnen. Weshalb melodisch weniger ein Bruch vollzogen, als die Kontinuität zum Gesang der Nation gewahrt wurde. Besser als das *Deutschland, Deutschland über alles*, das Fallersleben als patriotisches Bekenntnis zu Einheit, Recht und Freiheit gegen feudale Kleinstaaterei entwarf, sich in seiner hohlen Pathetik jedoch reibungslos zum Schlachtruf wider den Rest der Welt geeignet hatte, war das Lied von der irdischen Auferstehung allemal. Auch wenn die zwanghafte Überhöhung, es müsse doch gelingen, dass die Sonne «schön wie nie» scheine und nie eine Mutter mehr ihren Sohn beweine, heute unfreiwillig komisch wirkt, so verstand sie damals jeder als einfache Bilder höchsten Glücks, Gesten des Friedens nach dem grössten aller Kriege. Die Gegenhymne der Bundesrepublik, die später Rudolf Alexander Schröder schrieb, fiel mit ihrem Lamento auf Glaube, Liebe, Hoffnung bedeutend schwächer aus, so dass der Bonner Staat, bis heute, sich mit der dritten Strophe von Fallersleben aushilft, als ein merkwürdiges Zeugnis seiner fehlenden kulturellen Identität.

Eine Alternative wäre wohl Brechts *Kinderhymne* gewesen. Geistlich ebenso einfach, ohne jegliches Pathos, womit man freilich keinen Staat machen konnte. Auch 1990 nicht, als sie das Zeichen der auferstandenen DDR mit einer der modernsten Verfassungen der Welt werden sollte. Doch da war die erstmals frei gewählte Volkskammer nicht einmal bereit, über beide Texte auch nur zu debattieren.

Die Entscheidung von 1949 fiel am 5. November. Bereits am Vortag hatten Gerster und Eisler im Klubhaus Jägerstrasse einen Wettstreit ihrer Fassungen mit Behelfschören aus Kulturbundmitarbeitern ausgetragen. Da kam für einen Augenblick jene Leidenschaft auf, jene Lust am offenen Erproben, die Eisler und Becher aus ihrer Jugend, aus den Zeiten einer avantgardistischen Arbeiterbewegung noch kannten. Beim Vorspiel mit Sängern der Staatsoper im Hause des Staatspräsidenten gab die neue Avantgarde der volksliedhaften Variante Eislers den Vorzug gegenüber der Kantaten-Version von Gerster. Am 7. November wurde die *Neue Deutsche Nationalhymne* vom Rundfunkchor uraufgeführt. Bezeichnenderweise auf einem Staatsakt zum 32. Jahrestag der Oktoberrevolution – auf die Becher mit keinem Wort einging. Statt die Sowjetunion als leuchtendes Vorbild zu besingen, hiess es mit trotzigem Selbstbewusstsein: «Und der eignen Kraft vertrauend, / Steigt ein frei Geschlecht empor.»¹⁸

Vor dem Hintergrund einer neuen stalinistischen Säuberung von «Nationalisten» und Ackermanns Zurücknahme des «besonderen deutschen Weges» sind solch unscheinbare Nuancen gravierend. Wer sie wahrnimmt, dem relativiert sich der Gegensatz zu einem Text, den Mayer vier Jahrzehnte später seiner *Erinnerung an eine Deutsche Demokratische Republik* voranstellt: Ein lakonischer Bericht über den *Turm von Babel*, sprechend in allen Zungen, wo Kain den Abel erschlägt und als Gott besungen, die Wahrheit verschwiegen und das Wort zur Vokabel wird, sinnlos verhallend, bis der Turm zu nichts zerfällt. Nach Mayer ein spätes Gedicht, zwischen 1949 und 1958 entstanden. Eine Vorahnung der Katastrophe, ganz anders als die absurd hoffnungsgläubige Hymne, und doch sei «diese Verstrickung der masslosen Zuversicht mit der geheimen Verzweiflung» typisch für den Dichter, stellvertretend für die Widersprüche all derer, die sich an dem Turmbau seit Ende des Krieges beteiligten.¹⁹ Ein Zeitzeuge fordert, genauer hinzusehen, sich nicht durch Verdammung des untergegangenen Staates selbst mit Blindheit zu schlagen für das anders Mögliche im Einst und Jetzt. Doch genügt es, immer gleiche Verstrickungen und Widersprüche zu konstatieren, wäre nicht noch genauer die Differenz festzuhalten und zu ergründen, wer, wann, wie handelt und spricht?

Der *Turm* gehört zu den wenigen Gedichten, die Becher 1949 als Ergänzung zu bereits veröffentlichten in seine Werkauswahl aufgenommen hat. Darunter auch *Volkes eigen*, eine Vorwegnahme der Hymne: «Auferstanden aus dem Trümmerschweigen, / Gab das Volk

dem Leben einen Sinn. / Als die Werke wurden Volkes eigen, / War dies einer neuen Zeit Beginn.» Sie entstehen zugleich, die Vision vom Zusammenbruch eines nichtigen Baus, den keine verbindliche Sprache trägt, und die Zuversicht, die gerade nicht masslos von den Zweifeln abhebt. Ihr ausdrückliches Mass ist vielmehr, wie in der Hymne, die eigne Kraft, das Eigentum eines Volkes, das keinen dinglichen Besitz meint, sondern selbstbestimmtes Leben: «Es hat die Not ein Ende, / Wenn IHR die Zeit bestimmt / Und in die eignen Hände / Das Volk sein Schicksal nimmt.» Solch märchenhafte Verse werden zur billigen Propaganda, wenn man das einschränkende «wenn» überhört: «Wenn Arbeiter und Bauern / Kommen überein – / Wird es nicht lang mehr dauern, / Und es wird Friede sein.» Wiederholt er die Kondition, die Bedingung seiner Zuversicht noch einmal.²⁰

Das Eigene besteht in der Übereinkunft, im Mass, Wert und Sinn setzenden Dialog, den Becher unter den Intellektuellen befördern wollte. War nicht die Arbeiterbewegung in ihrer avantgardistischen Phase an dieser Übereinkunft gescheitert, an ihrem Unvermögen, verschiedene Sprachen zu überbrücken, statt auf der Originalität der eigenen Position nur zu beharren? Auch das staatlich erzwungene Volkseigentum in der SBZ war kein Ausdruck einer lebendigen Übereinkunft, obwohl ein Volksentscheid es formal legitimierte. Kaum hatte dieses Volk nach zwölfjähriger Dressur und dem Trauma seiner Befreiung zu einer eigenen Sprache gefunden, da wurde es wieder genötigt, in einem neuen Krieg Partei zu ergreifen. Die Enteignung im Osten konnte nur eine Vorrichtung von Apparaten sein, während die Kapitaleigner im Westen mit dem gleichen Mittel der politischen Macht jede Unentschlossenheit ihrer Gegner nutzten, die alten Besitzstände zu wahren. Schlimmer noch: Wo tatsächlich die Leute massenhaft an einer Umverteilung des Eigentums von oben nach unten beteiligt waren, wie im Prozess der Bodenreform, in dem 52'000 Arbeiter, Kleinbauern und Umsiedler in gewählten Gemeindekommissionen über zwei Millionen Hektar Land an 210'000 Neubauern verteilten, entstanden Kleinwirtschaften von durchschnittlich acht Hektar, deren Gesamterträge weit hinter denen einstiger Gutshöfe Zurückbleiben mussten, da sie statt moderner Technik wieder nur ihre Leiber und das Bewusstsein der «eigenen Scholle» einsetzen konnten. Jetzt, mit der Konstituierung eines Staates, der die Macht verleiht, industriell entwickelte Produktivkräfte nach den Bedürfnissen der Arbeitenden planmässig wirken zu lassen, war tatsächlich erst die Zeit reif, ein wirkliches Volkseigentum aus wirklicher Übereinkunft heraus zu ge-

stalten. Nun aber unter dem vierfachen Zwang einer Auseinandersetzung mit dem anderen deutschen Staat, der sich für den einzig legitimen erklärte und permanent Fachkräfte aus dem Osten abwarb, sowie mit den einst Bessergestellten und überzeugten Nationalsozialisten, von denen natürlich nicht wenige auf die Stunde ihrer Revanche warteten, aber auch mit dem herrschenden Apparat, der wie immer die Staatsmacht im Namen des Volkes bis zur Erstarrung jeden Lebens zu sichern, festigen und verplanen strebt, und mit dem beschränkten Selbstbewusstsein der jetzt Emporkommenden.

Für seine Gedichte wäre es besser gewesen, Becher hätte diese andauernden Widersprüche selbst zur Sprache gebracht, statt zuversichtlich von ihrer Lösbarkeit zu sprechen. Doch war er hier nicht an Grenzen gestossen, mithin an eine Grenze eigener Sprachgestaltung? Und sprach davon nicht sein *Tagebuch*, immer nur indirekt, wer aber tat mehr zu dieser Zeit, an diesem Ort?

Der Turm von Babel war eben nicht nur ein Götzenbau für den Mörder Stalin, als Gott besungen. Auch dem kommenden Brudermord der Deutschen galt das Gedicht von der Sprachverwirrung. Er, der sie aus der Ferne vergebens zur Besinnung rief, der als erster Autor aus der Emigration zurückgekehrt war und die schuldhaft empfundene Absonderung von seinem Volk wiedergutmachen wollte, indem er die Erinnerung an namenlose Gestalten des Widerstands festhielt, schreibt nun *Neue deutsche Volkslieder*. Noch immer sucht er, wie Thomas Mann es seinen Faustus nennen liess, den «Weg zum Volk». Als Emigrant, schrieb er Alfred Andersch 1948, habe er begriffen, daheim schon im Exil gelebt zu haben. Die linke avantgardistische Literatur habe die Gestaltung nationaler Probleme der rechten überlassen. Sie sei Bildungsliteratur gewesen, während die Gegner es verstanden, jene anzusprechen, die auf der leidenschaftlichen Suche nach einem Neuen waren. Deshalb habe er die klassische Forderung nach konkreter Bestimmtheit des Gegenstandes für sich wiederentdeckt, gegen die Gefahr einer Entmenschlichung im Abstrakten.²¹

Die Konstruktion des Mannschen Romans und Bechers Bild der Linken gleichen einander frappierend. Auch in ihrer Verkehrtheit: Die Rebarbarisierung der Kultur, wie sie die Nazis betrieben, war ja gar nicht das Werk einer ästhetischen Avantgarde, obwohl sie Nietzsche-Vokabeln für kurze Zeit auf ihre Fahnen schrieben, die Jünger und Bann für einen Moment voranzutragen meinten. Dem Geschmack der Völkischen entsprach ein biederer, an Festtagen heroisch aufgeblasener Naturalismus, ihr Führer war ein Maler von kitschigen

Postkarten, ihr erster Regierungsakt die Säuberung der Weimarer Museentempel von moderner Kunst. Jene Kleinbürger, die sich von ihren Verheissungen angesprochen fühlten, verlangten nicht nach wirklich Neuem, sondern glaubten an die Wiederkehr der guten alten Zeit, an ein Reich, das der ewig instabilen Republik ein Ende bereiten werde im Zeichen einer tausendjährigen Volksgemeinschaft. Und linke Literaten wie Becher hatten keineswegs das Elend ihrer Nation vergessen. Nur strebten sie internationale Lösungen an, nach dem Modell des Völkerbundes die einen, nach dem einer Union von Sowjetrepubliken die anderen. Beiden wurde zum Verhängnis, dass sie nicht vermochten, ihre Ideen im Alltag einer Bevölkerungsmehrheit zu fundieren, dass sie isoliert blieben als schwer verstehbare Intellektuelle, wenn sie nicht sich selbst isolierten als Verächter eines unverständigen Volkes. Insofern waren die Selbsterkundungen von Mann und Becher präzise, doch wirkten sie noch immer als Bildungsliteratur. Nicht nur der Roman, dessen Motivgeflecht sich erst dem bereits Gebildeten erschliesst, auch die klassizistischen Gedichte des Kulturbündlers dienten der Befestigung eines inneren Weltbildes. Sollten nun die Lieder die Spaltung, die Sprachverwirrung des Volkes aufheben?

Ende Januar 1950 bat ihn der Zentralrat der FDJ um ein Lied für sein Deutschlandtreffen der Jugend im Mai. Im *Tagebuch* notiert Becher, wie *Das Lied von der blauen Fahne* auf den Morgenfahrten in die Stadt, beim täglichen Anblick Hunderter junger Leute Gestalt annimmt, die den Schutt einer Kaserne räumen, um ein Stadion zu errichten: «Auf den Strassen, auf den Bahnen / Seht ihr Deutschlands Jugend ziehn. / Hoch im Blauen fliegen Fahnen, / Blaue Fahnen nach Berlin. / ‚Links!‘ und ‚Links!‘, und Schritt gehalten! / Lasst uns in der Reihe gehn! / Unsre Fahnen sich entfalten, / Um im Sturm voranzuwehn.» Tags darauf wird der Brief eines Ungenannten eingeleitet, der für Verse dankt, die ihm in der Kriegsgefangenschaft zur Lebenswandlung wurden, und eigene Gedichte beilegt. Für Becher «eine tiefe Befriedigung, dass Dichter organisch aus unserem Geist wachsen», eine Erfüllung des lang Erhofften. «Als Namenloser ins Volk eingehen und von ihm als Lied weitergetragen werden: das ist wahrer Ruhm, und das ist Unsterblichkeit.» So beschliesst er noch am gleichen Abend mit Busch und Eisler die Herausgabe eines neuen Volksliederbuches.²²

Wie gesagt, dies alles ist passiert, nicht nachträglich erfunden. Nur schwer lässt sich behaupten, dass hier Intellektuelle «den Geist» ver-

raten, dass sie sich selbst verstümmeln würden. Vielmehr nehmen sie die Forderung ernst, Sprecher eines allgemein Verbindlichen zu sein. Becher erfüllt die Bitte einer politischen Organisation, doch nicht als äusserlichen, gar als Zwang empfundenen Auftrag. In dem Augenblick, da er, von einer alternden Staatsführung zu Tode gelobt, sich als organisch wirkender Dichter jugendlicher Wandlung bestätigt sieht, glaubt er noch einmal zur verlorenen Produktivität zurückkehren, sich zum Organ der endlich sichtbaren Aufbaubewegung erheben zu können. Auch ein Verweis auf die Fahnenlieder der Nazis erledigt sein Anliegen nicht: Hitlers Jungvolk sang vom Krieg, in den es soldatisch stramm marschierte. Noch zwei Jahrzehnte zuvor hatte Becher vergleichbare Töne angeschlagen. Jetzt aber ist nicht nur vom Frieden die Rede, jetzt intonieren Text und Melodie einen froh beschwingten Zug ins Freie, ähnlich den Arbeiterliedern, die Eisler mit Brecht für *Kuhle Wampe* schuf. Die jungen Leute, die im Zeichen der aufgehenden Sonne eine Stätte sportlicher Wettkämpfe an die Stelle des Kasernendrills setzten, entsprachen durchaus dem Geist derer, die vor 1933 hinausogen in die freiere Zeltstadt am Rande Berlins. Bei Brecht trieb sie jedoch die konkrete Not der Arbeitslosigkeit und war Solidarität, praktische Mitmenschlichkeit, das Verbindende, aus dem einfache Freude und Freundlichkeit, ein Friede ohne Waffengewalt erwuchs. Wieder liegt hier das tiefere Problem Bechers verborgen: In dem Masse, wie er nicht nur die erlebte Bewegung, in eins mit seiner realen Distanz zu ihr, verdichten, sondern zugleich sich der idealen Rolle eines Volksdichters versichern will, wird das Ganze zur Ideologie, bemerkt er nicht, wie er die anderen benutzt, sie ihres Namens und ihrer eigenen Sprache beraubt, um sich selbst in der Fiktion einer namenlosen Unsterblichkeit zu gefallen.

Der Briefschreiber hiess Fühmann und fühlte sich keineswegs geehrt, als er seine Zeilen ungefragt in dem Buch wiederfand. Ebenso peinlich musste es Kunert sein, von Becher als «Jüngelchen», «Grashüpfer» und «Dichter» apostrophiert zu werden. Dabei hat er sich ihnen nicht aufgedrängt. Sie sandten ihm, wie viele andere, ihre Texte, in denen er ein seltenes Talent erkannte, das er auf seine Art zu fördern bereit war. Für Kunert, damals selbst Mitglied der SED, schlug er sich mit dem Zentralorgan und der Kulturabteilung der Partei. Becher hatte den Einundzwanzigjährigen ermutigt, seine Irrfahrt durch Redaktionen des Landes für den *Sonntag* aufzuschreiben. Als sie vom *Neuen Deutschland (ND)* mit einer Glosse abgetan wird, spricht er selbst vom Versagen der zur Entwicklung einer neuen Literatur beru-

fenen Organisationen, einschliesslich des Kulturbundes. Die geplante Akademie der Künste sollte der Talentausbildung dienen, und dringend geboten sei eine Neuorganisation des Schriftstellerverbandes. All dies setze jedoch voraus, «dass mit jeder Art von engstirnigem Bürokratismus und dilettantischem Administrieren Schluss gemacht wird». An den Feuilletonredakteur des *ND* schrieb er, es sei unzulässig, kritische Bemerkungen als Methoden Westberliner Skandalblätter zu diffamieren, und unbegreiflich, wie man sich so tierisch ernst, so uralt gegenüber den Burlesken eines Jungen verhalten könne.²³ Wieder wurmt ihn die Insouveränität der Partei, und da er sich zugleich gegen das Gerede vom Zurückbleiben der Schriftsteller in der *Einheit* verwahrt, ist erneut im Apparat von einem «Fall B» die Rede,²⁴ will er nichts mehr zu tun haben mit der Akademie. Während Becher im Westen zum Popanz ausstaffiert, als SED-Troubadour verspottet und als Kulturpapst der Ostzone verrissen wird, als «Initiator und Förderer einer geistigen Vergewaltigung, die Goebbels' «Kulturpolitik» weit in den Schatten stellt».²⁵

Diesem doppelt Bekämpften, dem er seinen Debütband bei Aufbau verdankt, widmet Kunert ein Exemplar mit der Versicherung, zu ungezählten Schandtaten für ihn bereit zu sein. Statt die Bereitschaft beim Wort zu nehmen und junge Leute um sich zu scharen, mit der Qualität ihrer Arbeit etwas Neues durchzusetzen, verrät Becher das intime Bekenntnis einer Öffentlichkeit, in der es zur Vokabel verkommt.²⁶ Auch der achtundzwanzigjährige Fühmann, in der Gefangenschaft den «National-Demokraten» beigetreten, einer Partei, die 1948 die SED zur Heranziehung einstiger NS-Mitläufer aus dem Mittelstand gründen liess, nach seiner Heimkehr persönlicher Referent eines NKFD-Generals und sodann Leiter der Hauptabteilung Kulturpolitik im NDPD-Vorstand, schrieb ihm nach ihrer ersten Begegnung Anfang Februar, er werde «alles daransetzen, Ihre Erwartungen nicht zu enttäuschen», und noch im März, es sei ihm «bitter Ernst, Sie bedeuten mir wirklich ganz mein Deutschland».²⁷

Doch was soll Becher mit dem Enthusiasmus des jungen Genossen anfangen, dem das *ND* 1948 nicht marxistisch genug mit dem Glauben an eine «Kunst an sich» aufgeräumt hatte,²⁸ der schon bald mit den Debütanten Wiens, Berger und Deicke unter dem Bann Kubas, des nur acht Jahre älteren Kurt Barthel, und dem Banner Weinerts steht? Weinert hatte er immer als konträren Typus tagespolitischer Agitationslyrik empfunden. Dass er ihn im *Tagebuch* Mörike gegen-

überstellte, fand Fühmann perfid, weil man es so vor dem anderen auf dessen Sterbebett verleugnen musste.²⁹ Zwei Jahre zuvor bat Becher ihn jedoch, zu schreiben, mit welchen Büchern er ihm helfen könne, als er hörte, dass Weinert zum zweiten Mal nach Davos fuhr, um seine Lungen auszukurieren.³⁰ Der mitreissende Rezitator, der vom gesprochenen Wort lebte, erstickt im deutschen Nachkrieg. An die 2'000 Gedichte hatte er in den Weimarer Jahren für den Gebrauch einer bewegten Zeit geschaffen, von 1945 bis 1953 entstanden 24. Nach der Kur an sein Krankenzimmer gefesselt, wurde er zum Herausgeber des eigenen Werkes, das nie als ein solches gedacht war, dessen Bestandteile er nun aus vergilbten Zeitschriften heraussuchen liess. Um diesen Mann kümmerte Becher sich nicht mehr, hier hatte seine Sensibilität ihre Grenzen, wie ihn auch die Erinnerungen von Vogeler nicht interessierten, die Weinert 1952 herausgab.³¹ Umgekehrt löste Weinert ihn 1946 als Vizepräsident der Zentralverwaltung für Volksbildung in der SBZ ab und rief einen Kulturellen Beirat für das Verlagswesen ins Leben, der nicht nur Kippenbergs Bemühungen um eine Rilke-Ausgabe zum Scheitern brachte, sondern auch das Papier für die Sammlung von Bechers expressionistischem Frühwerk im Insel-Verlag fast zwei Jahre lang vorenthielt, bis es im Herbst 1950 in einer kleinen Auflage erscheinen konnte.³²

Und Kuba, den Fühmann noch 1975 einen grossen Dichter und «Pfundskerl» nennt,³³ war auch jener Generalsekretär des Schriftstellerverbandes in den drei Jahren der Formalismuskampagne bis 1953, den Mayer als kraftmeierischen Parteilyriker erinnert, zuletzt gar als «widerwärtige Figur» eines hässlichen Denunzianten denunziert.³⁴ Becher hatte ihn 1949 in der Maxhütte Unterwellenborn aufgesucht, eines der wenigen Stahlwerke der SBZ, das die FDJ zu ihrem ersten «Jugendobjekt» erklärte, um in freiwilligen Einsätzen eine dringend benötigte Verbindung zur Saale herzustellen. «Max braucht Wasser!» Das war mehr als Propaganda. Hier nahmen Leute ihr Schicksal in die Hand. Denn von Rhein und Ruhr war kein Stahl mehr zu erwarten. Der Versuch des Kulturleiters Kuba, die Modernisierung des Werkes mit dem Verlangen nach einer eigenen Ausdruckswelt zu verbinden, musste ihn beeindrucken. Umso bitterer empfand er, dass der andere sein Talent verschleudere. Im November 1952 bat Becher ihn um Entschuldigung, am Telefon geplatzt zu sein. Offenbar hatte der Sekretär sein Erscheinen zu einer Vorstandstagung verlangt. Solchen Sitzungen aber blieb er in Moskau, im Parteivorstand und in der Volkskam-

merfraktion beharrlich fern. Er brauche die freie Zeit, um noch als Schriftsteller existieren zu können. Schlimmer sei es, Macht nicht auszuüben, als keine zu haben, und ebenso ein Talent nicht zu nutzen, als keines zu besitzen. *Dem* Grundsatz bleibt Becher treu. Als ein echter Freund dränge er ihn, nicht zu vergessen, was er seinem Talent schulde: ein Werk zu schaffen.³⁵

So verhielt er sich zu Kunert und Fühmann wie zuvor auch zu Fal-lada: Als ein Förderer ihrer Werke, der nicht zensurierend eingreift, aber auch kein unmittelbares Vertrauensverhältnis aufkommen lässt. Keine lebendige Beziehung zwischen einem Lehrer und seinen Schülern wie bei Brecht. Es ist, als umgebe ihn ein Graben, über den er nicht springen kann. Etwas unmenschlich Kaltes haftet ihm an, auf-scheinend in Tagebuchnotizen über die Fremdheit der Wiederbegeg-nung mit José, über Texte von Luise Rinser und den Anblick Lillys, «verhärtet, alt und doch irgendwie robust, wie bei meinem Begräb-nis». Ein Satz, der töten kann. «An meine Mutter gedacht.» Heisst es auf der folgenden Seite: «Habe ich ihr gegenüber nicht den Mut zum Menschlichsein, oder fehlt mir die Kraft dazu?»³⁶ Kein halbes Jahr später verschmelzen die Motive, als ein Brief ihn aus München er-reicht, es stehe nicht zum Besten, er solle kommen: «Es scheint aber aus politischen Gründen solch eine Reise nicht angezeigt. Sie lauern nur darauf, irgendeine schäbige Provokation anbringen zu können ... Aber du, meine liebe, liebe Mutter, du ferner, ferner, ganz winziger, unnahbarer Mensch, ein mir heiliges, aber unbegreifliches, in Welten-fernen entrücktes Wesen – verehrungswürdige, angebetete Nie-Wirk-lichkeit – wie ein mittelalterliches Marienbild aus buntem Glas in mei-nem Fensterraum – aus Klang und Poesie gewoben – denn was be-greifbar, wirklich, erdhaft war an dir, ist in Lilly eingegangen, die mir zwar keine Mutter ist, die aber heimatlich ist und mütterlich.»³⁷

Das Politische verhindert menschliche Nähe. Doch nur scheinbar, denn die Asthetisierung der fernen Mutter zur Maria, der unberührbar reinen Geliebten Gottes, spricht von tieferer Verkehrung: Man muss nicht Freudianer sein, um aus alledem herauszuhören, dass hier ein Mensch unfähig ist, «normal» zu lieben. Gleich ob es der Mangel an wahrer oder ein Zuviel an «falscher» Liebe war, die ihn in der Kind-heit umfing, sein Verhalten blieb gestört. Dass er dies wusste, dass er seine Neurose in Kunst zu gestalten suchte, half ihm wenig. Es brachte Ruhm für Augenblicke und noch grössere Einsamkeit. Schreiben war ihm von Anbeginn Ausdruck einer inneren Verlorenheit, Sehnsucht

nach einem rettenden Du, dem heilenden Wir einer glücklichen Familie. Als solches war es unpolitisch und entstand zugleich an der Wurzel aller Politik.

Immer wieder im real familiären Leben scheiternd, nicht imstande, die Normative des artigen Sohnes, treusorgenden Ehegatten und liebenden Vaters zu erfüllen, war er früh versucht, sein Heil in einem ideal erträumten Bund zu finden, seinem selbstverhassten Dasein einen Sinn zu geben als Verkünder des «heiligen Staates» seit 1916, Prophet der Zerstörung um kommender Harmonie willen, Sänger einer erlösenden Partei. In den Niederlagen ihrer Bewegung auf sich selbst zurückgeworfen, im Augenblick der ausgehaltenen Qual, zerbricht das traumhaft konstruierte Ich, ragt das Leben anderer in seine Dichtung hinein, sieht er Bilder von Grenzsituationen mit der Klarheit des Traums, der keine Idealität kennt, der sich fallenlässt ins Grund- und Zwecklose. Weil aber Becher mehr als Kunst will, erreicht er weniger: weil er sich in seinem Werk ändern, weil er anständig sein möchte, hält er fest an der Realität politischer Konstrukte, am Gerede einer polarisierten Welt funktionaler Dinge, selbst zum Funktionär erstarrt: «Ist nicht alles verkehrt, trotz aller Präsidenz: ein armseliger Angestellter.» Sein Streben, eine Funktion im Sozialverband zu erfüllen und ihr zugleich ein Maximum an eigenem Ausdrucksvermögen entgegenzusetzen, verbindet ihn noch immer mit Bennis, der sich 1949 zum Prinzip des *Doppellebens*³⁸ als bewusst ausgehaltener Zerrissenheit des modernen Ich bekennt, während Becher selbst in die Doppelmoral der Bürgerwelt flieht, in die Predigt am Tag und die Sucht nach Befriedigung unterdrückter Triebe des Nachts. Becher ist ehrlich genug, sich die Fatalität einzugestehen, wenn ein Kinderbrief ihm versichert, er solle «unser Vorbild» sein. Doch konstatiert er nur beklommen, es scheine ihm nicht erspart zu bleiben, «der Groteske beizuwohnen, wie ich mich noch lebendigen Leibes in eine Legende verwandle. Aber immerhin habe ich mich augenblicklich noch so weit in Kontrolle, um zu verhindern, dass ich statuenmässige Züge annehme.»³⁹ Das ist kein Aufschrei mehr, das plätschert folgenlos dahin, fliesst unkontrolliert aus der Feder eines Chronisten, der kaum noch zu fühlen scheint, was er da notiert. An die Stelle von Kunst, der Selbstbeherrschung im Ästhetischen, tritt das Werk einer Registriermaschine, die grausam pausenlos ihre Arbeit fortsetzt, wie in der Phantasiewelt eines Prager Versicherungsangestellten.

Kafkaesk muss das Leben mit Lilly gewesen sein. Die selbstbewusste Frau von Welt, die eine der erfolgreichsten Illustrierten gelei-

tet hatte, die es je in Deutschland gab, war in Moskau zu seinem Schatten verkümmert. Nach ihrer Rückkehr schuf sie die *Neue Berliner Illustrierte*, als Chefredakteurin bis 1951, «bis mich Krankheit zwang, die Partei um Freistellung zu bitten».⁴⁰ War es nur Krankheit, oder säuberte man den Posten von der einst Links radikalen? Und hat sie tatsächlich ihren Mann überwacht, wie Becher es anderen insgeheim anvertraute? Ihn, dem nie ein zärtliches Liebeslied gelungen ist, der der Frauen bedurfte, um sich selbst zu ermannen, der Lilly in Moskau schrieb: «Ich liebe dich, weil du mich hart bewachst, / Ich liebe dich, weil du mich besser machst»⁴¹. Fragen, die wohl nie beantwortet werden. Doch genügen sie, sich die Atmosphäre vorzustellen, in der sie miteinander umgingen. Etwas Eisiges und Gereiztes, das ihn zuweilen an sein Vaterhaus erinnern mochte. Nur der Sohn fehlt, der noch in England studiert, wie die Stieftochter in Moskau.

Aus dieser Leere heraus, die weniger seiner kommunistischen Gesinnung als vielmehr einer fortgesetzt bürgerlichen Vereinzelung geschuldet ist, entstehen die *Volkslieder*, Unabhängig von ihrer zufälligen Lieferung in zwei Teilen lassen sie sich beim ersten Hören schon in zwei Gruppen unterscheiden: In Marschgesänge, die den ersehnten Aufschwung intonieren, und in elegische Klänge, die Verlorenem nachsinnen, wie *Deutschland, meine Trauer*. Letztere erinnern deutlich an romantische Kunstlieder des 19. Jahrhunderts. Aber auch die ersteren verlieren ihr künstliches Gepräge nicht, wenngleich einige von ihnen eine zeitlang massenhaft gesungen wurden und Becher reichlich Zeugnisse spontanen Danks erhielt. Das Auseinanderfallen von Hoffnung und Trauer lässt ihren Bau nach einem immer gleichen Schema erkennen, einen Formalismus, den er gerade überwinden wollte.

Dennoch ging von den Liedern eine politische Verunsicherung aus. Pieck gab ihm, im Namen der Parteiführung, «Anregungen für kleine Korrekturen». *Strasse frei!* werfe die Frage auf, wer mit der Aufforderung gemeint sei. Innerhalb der Republik bestehe kein Grund dazu. Natürlich für West-Berlin und West-Deutschland habe sie volle Berechtigung. In *Die Welt verändert sich* wäre ein «verändern wir» zweckmässiger, statt deutsches besser «*unser* Heimatland» und Schicksal durch «*dein* Wille» zu ersetzen.⁴² Becher hat die Anregungen *nicht* aufgegriffen. Denn natürlich war das «Und was veraltet, bricht entzwei: / ‚Gebt Raum dem Neuen! Strasse frei!‘» auch auf die eigenen Verhältnisse bezogen.⁴³ In seiner Abstraktheit unterlief der Gegensatz von jung und alt die staatspolitische Teilung in Ost und West. Die Folge war Kritik von beiden Seiten und das Eingeständnis

erneuten Scheiterns. Gerade deshalb wird ihm das Pfingsttreffen zum besonderen Erlebnis: Es sei der Höhepunkt seines Lebens gewesen, teilt Becher dem Zentralrat der FDJ mit, der «sichtbare Ausdruck der Gewissheit des Siegs unserer Sache und einer grossartigen Sicht auf eine Zukunft, worin den Menschen alle Möglichkeiten gegeben sind, ihr Leben frei und glücklich zu gestalten».⁴⁴

Solch Überschwang ist kein billiges Entgegenkommen, nur weil die Auftraggeber der *Volkslieder* Eisler und ihn soeben für den Nationalpreis vorschlugen. Er, der in einem Pariser Kino die Jugend Deutschlands in ihr Verderben marschieren sah, musste tatsächlich glauben, im stundenlangen Vorbeizug begeisterter Massen den Beginn einer neuen Zeit zu erblicken, mithin die Einlösung seiner Vision vom *Aufbruch eines einigen Volkes zu Gott* im Festspiel von 1919.

30 Jahre lang hatte er auf diesen Anblick gehofft, denn die jungen Leute, die ihm da emporlachten, waren ja nicht stahlgraue Kolonnen, mit verbissenem Einheitsgesicht auf dem Weg in ihre letzte Schlacht. Auch wenn Horrorgeschichten im Westen das Schreckbild einer totalitären Machtinszenierung zeichneten, konnte und wollte die Uniform der Blauhemden nicht die Züge der Einzelnen auslöschen. Hier wurde nicht allein monolithische Zwangseinheit demonstriert, sondern zugleich eine Vielfalt eigenen Beteiligtseins an einem Neubeginn. Das war es ja, was ein paar tausend junge Leute von «drüben» anzog, trotz Ausreiseverbot und Schikanen danach. Und natürlich lag darin auch die Macht der Verführung, wie in jedem grossen Happening, ein Moment der Anarchie, das sich politisch ausrichten lässt, im Augenblick des Erlebens jedoch alle Bestimmtheit, alles Trennende der Politik aufhebt. Für Becher wird das Treffen zur konkreten Erfahrung der abstrakten Kraft von Jugend schlechthin, zu deren Flagge er sich im Sinne Hölderlins bekennt: «O gäbe es eine Fahne ... ein Thermopylä, wo ich mit Ehren sie verbluten könnte, all die einsame Liebe, die mir nimmer brauchbar ist.» Ein Zitat aus dem *Hyperion*, das er seinem Selbstbild in der *Erziehung zur Freiheit* vorangestellt hatte.⁴⁵ Mit dem Pfingstfest, schreibt er nun an die Presseabteilung der FDJ, habe das Leben ein «neues Mass» erhalten, gesetzt durch den Lebensanspruch einer neuen Generation.⁴⁶

Mit Hölderlin waren jedoch andere ebenso euphorisch in den Nazi-Krieg fürs Vaterland gezogen. Vielleicht reagiert Becher deshalb so allergisch auf eine Demonstration im Westen Berlins, die jener im Osten folgte. Lasky lud vom 26. bis 30. Juni 1950 zu einem «Kon-

gress für kulturelle Freiheit» ein. Seit zwei Jahren, seit dem Höhepunkt der Berlin-Krise, redigierte der junge US-Journalist den *Monat*, eine *Internationale Zeitschrift für Politik und geistiges Leben*, die sich betont pluralistisch gab, jedoch nur von der Verteidigung westlicher Zivilisation vor dem Ansturm des Ostens sprach. Ihr Programm sollte drei Eröffnungsbeiträge markieren: Bertrand Russell verhiess, noch vor dem Ende des Jahrhunderts würde das menschliche Leben aufhören, eine Restbevölkerung in Barbarei zurückfallen oder eine Weltregierung das Monopol über die wichtigsten Kriegswaffen besitzen. Letztere müsse mit Gewalt erzwungen werden. Wenn die USA und das Commonwealth ihre Kräfte militärisch vereinigten, könnten sie den Weltstaat auch ohne Waffeneinsatz Russland diktieren, den Geist befreien und in einer Generation alle Armut beenden.⁴⁷ Franz Borkenau hingegen sah in einer autokratischen Weltregierung die Gefahr der Erstarrung. Jeglicher Versklavung durch totalitäre Macht sei ein Rückfall in die Barbarei vorzuziehen. Wie im Zerfall des römischen Reiches aus den Verwüstungen des Westens eine höhere Zivilisation hervorging, die auf innerer Freiheit beruhe, während im Osten, von Byzanz bis Moskau, die Autokratie herrsche, werde die erneute Auflösung einer weiteren Entwicklung des Lebens dienen, jasadend zum Schicksal, statt dem Tod im Ausweichen der Katastrophe Vorschub zu leisten.⁴⁸ Arnold Toynbee schliesslich ging von dem Paradox aus, dass sich in der westlichen Betrachtungsweise der historische Horizont zwar universal weite, das Blickfeld jedoch in Nationalismus und Klassenkampf jäh verenge. Die christliche Zivilisation, deren Expansionsdrang die Welt vereint habe, müsse damit rechnen, dass in ihr auch die 18 nicht westlichen, vier lebende und 14 erloschene, ihren Einfluss wieder geltend machen würden. Es sei daher Aufgabe der Historiker, ihre Phantasie anzustrengen, «um die Gefängnismauern der eingeengten und kurzlebigen Geschichte unserer eigenen Nationen und Kulturen zu durchbrechen», die Perspektive zu korrigieren, die nur in der westlichen Sonderbrille erscheine. Erdgeschichtlich gesehen würde freilich auch die Selbstausrottung der menschlichen Rasse nichts bedeuten, da Millionen Jahre vor uns andere biologische Formen den Planeten beherrschten und vielleicht nach uns höhere Insekten kämen, denen wir als lärmende Episode gelten. Allerdings sei «unsere Generation» aufgerufen, dafür zu sorgen, dass diese Interpretation der Geschichte sich nicht als die richtige erweist.⁴⁹

Aber warum? Wenn die Erdherrschaft der eigenen Spezies durch

nichts gerechtfertigt ist, warum sollte man dann ihre Selbsterstörung aufhalten? Das war die Frage des europäischen Nihilismus, die sich für Nietzsche aus dem Tod Gottes ergab und die Becher mit Thomas Mann zu einer gesamtdeutschen Verständigung über Masse und Werte wenden wollte. Wieso ist die Freiheit des Westens, um derentwillen Borkenau eine schicksalhafte Rebarbarisierung mit ungewissem Ausgang bejaht, wertvoller als eine Autarkie im Osten, dessen Kulturen das Leben überjahrtausende hinweg zu erhalten vermochten, während in der anderen Hemisphäre die bürgerliche Zivilisation in nur drei Jahrhunderten immer verheerendere Vernichtungsmittel gebar?

Nietzsche hat mit Hochachtung von der Weisheit Asiens gesprochen und nicht nur Hesse in den östlichen Lehren von der inneren Ruhe eine Alternative zur Zerrissenheit der westlichen Moderne erblickt. Was hier als Verteidigung des Geistes aufgefahren wurde, war nicht minder konstruiert als die Ideologie einer «neuen Zeit» in Osteuropa. Zweifellos bot Toynbees Versuch, den West-Blick durch ein multi-kulturelles Bewusstsein selbstkritisch zu weiten, einen Ansatz zur Differenzierung, zum Dialog, den souveräne Marxisten hätten aufgreifen müssen. Russells Vertrauen in eine militärisch aufgezwungene Weltregierung wirkt dagegen wie eine erschreckend naive Affirmation der US-Regierungspolitik. Und Borkenau fiel noch hinter Spengler zurück. Alle drei aber verband, dass sie die Erwartung einer unausweichlich kommenden Katastrophe bedienten, die Lasky zum Kampf des Abendlandes gegen die bolschewistische Gefährdung der Freiheit verkürzte.

Der Berliner Kongress war eine Reaktion auf den «Weltfriedensrat», der sich nach Breslau 1949 auf Tagungen in Paris und Prag konstituiert und im März 1950 in Stockholm einen Appell zum Verbot aller Kernwaffen verabschiedet hatte, den bis zum November 500 Millionen Menschen unterschrieben. Denn im Jahr zuvor war den Sowjets gelungen, was Borkenau mit der typischen Arroganz des Westens für unmöglich hielt: dessen Technik zu verstehen. Churchill und Truman hatten gehofft, im Alleinbesitz der Atombombe die Welt ein Jahrzehnt lang nach ihrem Bild gestalten zu können. Jetzt war ihr Monopol gebrochen und stand die Alternative nicht mehr abstrakt: Katastrophe oder Weltzivilisation, sondern ungleich konkreter: Wettrüsten oder friedliche Zusammenarbeit verschiedener Systeme, wie sie Stalin nach dem leninistischen Konzept der Koexistenz verlangt hat.

Doch von einer solchen Konkretisierung durch den Widerspruch wollte der Kongress nichts wissen, den Lasky als spontanen Ausdruck

einer echten Gesinnungsgemeinschaft pries. Woher das Geld für ihr Treffen kam, interessierte die Redner so wenig wie in Paris 1935. An die Stelle der Komintern war die CIA getreten, ohne dass sich die Bekenntnisse zu einer hehren Moral änderten. Sie reichten kaum an das Niveau Toynbees heran, der dem Rummel fernblieb, auch wenn mit Croce, Dewey, Jaspers, Maritain und Russell «fünf der grössten lebenden Philosophen der freien Kultur» die Ehrenpräsidentschaft übernahmen. Gide und Malraux, Integrationsfiguren des von Becher einst in grösster Not vorangetriebenen Kongresses, sandten Begrüssungsschreiben. Nicht aber Hannah Arendt, die eigentliche Theoretikerin des Totalitarismus, nicht Adorno und Horkheimer, nicht die Grossen der deutschen Literatur – Hesse, Thomas Mann und Döblin. Stattdessen sprachen Burnham, Koestler, Plievier und Silone, wie Lasky einstige Parteigänger des Kommunismus, die aus radikaler Ent-Täuschung über ihre eigene Verführbarkeit in Stalin nur noch einen zweiten Hitler sahen. Ernst Reuter, vormals Mitglied der KPD, brachte in seiner Begrüssungsansprache als Oberbürgermeister von Westberlin die Gesinnung der Hauptredner zum Ausdruck: «Vielleicht konnten überhaupt nur Menschen, die der Versuchung unterlegen gewesen sind, dem Irrlicht aus dem Osten zu folgen, mit letzter plastischer, jeden überzeugender Deutlichkeit die Grösse der Gefahr aufzeigen, in die die Welt zu geraten droht ...» Auch für sie gilt, was dem Renegaten Becher widerfuhr: Wer einmal mit seiner ideologischen Herkunft bricht, ist immer wieder versucht, sich und andere der eigenen Konsequenz zu versichern, und gerade im Bekenntnis zur neuen Wahrheit die alten Fehler zu wiederholen. Wachsamkeit sei der Preis der Freiheit, nur ein geistiger Damm könne hier, wo man «dem Medusenhaupt einer satanischen Zerstörungsmacht ins Auge gesehen» habe, die «Fluten der Sklaverei» aufhalten, rief Reuter, den Gegner verteufelnd, im Vokabular seiner eigenen Ideologie.⁵⁰

Wie fatal eine solche Kritik am Stalinismus gerade an diesem Ort war, verdeutlicht die Eröffnung Laskys, Berlin sei auf unselige und tragische Weise zum Symbol einer Tyrannei geworden, doch glücklicherweise heute eines des demokratischen Widerstandes gegen andere Formen der Tyrannei.⁵¹ So wird die doppelte Verwandlung des Ortes aus einer roten Hochburg in die Hauptstadt des Dritten Reichs und sodann aus dem Sitz der vier Alliierten in eine Frontstadt des Kalten Krieges doppelt verklärt. Wenn Silone den Oberbürgermeister als einen Deutschen bewundert, der ihm Zutrauen einflösst, weil der Natio-

nalsozialismus seinen aktiven Gegnern «ein unvergleichliches Mass an Mut, Reinheit und Adel» aufgezwungen habe, und zu beraten fordert, wie die innere Verbindung der Widerstandszeit aufgefrischt werden könne, dann verhüllt die Aura des Antifaschismus auch Freiheitskämpfer ganz anderer Art. Ausgerechnet der Berliner Westen, wo mit Ausnahme von Kreuzberg und Wedding schon immer die Betuchten ihr Domizil fanden, wo das mittlere und Grossbürgertum seine Villen hatte, die Beamtenschaft flanierte, die dem Kaiser, Ebert und Hitler die immer gleiche Treue hielt, und die Herren der Wehrmacht, von denen nicht wenige die Belagerung einer anderen, nach Lenin benannten Stadt hätten bezeugen können, die sie 900 Tage umschlossen, mit Bomben bewarfen, dem Hunger aussetzten, verantwortlich für den Tod von 600'000 Zivilisten – sie alle, brave Mitläufer und selbst Profiteure der Naziherrschaft, durften sich mit einem Zungenschlag als Helden des Widerstands gegen die neue alte Bedrohung aus dem Osten gerechtfertigt fühlen. Welch erbärmliches Polittheater, das Silone und seine Genossen gewiss nicht inszenieren wollten. Allein so nur konnten ihre Reden wirken am Fusse des Funkturms, vor 15'000 anständigen Bürgern, wo das Wort zur Vokabel ward ...

Mit der Demonstration ihres besseren Wissens und ihrer höheren Gesinnung vergaben sie auch jede Möglichkeit, in gedankliche Auseinandersetzungen des Ostens argumentativ einzugreifen und antistalinistische Reformkräfte zu unterstützen. Die abschliessende Solidaritätserklärung mit allen, die hinter dem eisernen Vorhang für die Freiheit gegen die Unterdrückung kämpften, half niemandem. Sie war ein Lippenbekenntnis, weniger wert als die gleichlautenden Rituale in den kommunistischen Parteien, die sich mühten, in der Tat solidarisch zu sein. Wie zum Hohn folgte noch eine Botschaft an Spanien, man habe die feste Hoffnung, es werde bald frei sein – ohne ein Wort darüber zu verlieren, dass die Demokratien des Westens es waren, die tatenlos zusahen, wie Deutsche Franco halfen, seine «totalitäre Diktatur» zu errichten.⁵² Der Kongress endete mit der Gründung eines Exekutivkomitees, dessen Arbeit noch schneller versendet war als die der IVSK nach Paris 1935.

So hätte man mit wacher Gelassenheit und nicht ohne Trauer über die Lebenswege einstiger Gefährten an dem Eifer vorbeigehen, sich gewichtigeren Dingen zuwenden können. Doch Becher stellt sich der Fehde. In seinem Schlusswort zum Gründungskongress eines Deutschen Schriftstellerverbandes (DSV) im Kulturbund weist er am 6. Juli nachträglich die Einladung Laskys an Zweig, Seghers, Brecht

und ihn selbst zurück, da es mit «Spitzeln und Kriegsverbrechern» keinerlei Diskussion gebe, man sich mit ihnen nur auseinandersetze, um nicht in Tuchfühlung zu geraten mit einer «Bande internationaler Hochstapler». Wer die Macht des Friedens und der Freiheit liebe, müsse ebenso leidenschaftlich die unbelehrbaren Apologeten eines Systems hassen, das seinen geschichtlichen Bankrott unwiderlegbar bewiesen habe, da es in nur 50 Jahren für den Tod von 70 Millionen Menschen verantwortlich sei. Statt diesen Ansatz einer sachlichen Argumentation im nüchternen Nachweis weiterzuführen, wie und warum die Verteidigung westlicher Freiheit in eine neue Kriegshysterie umschlägt, greift er zurück auf ein Empfinden von «Abscheu und Ekel vor diesem antibolschewistischen Gesindel» – auf Abwehrformeln aus dem Arsenal Stalinscher Schauprozesse. In einer Zweitfassung fügt Becher das Schlagwort von der «kriminellen Clique» ein und in einer dritten wird die Drohung angeklebt, man nehme von den anderen nur Kenntnis wie «von einem Geschwür ..., das darauf wartet operiert zu werden». Denn verdammt und verderbt seien sie, an Haupt und Gliedern, und so nehme er den Vorwurf des schrecklichen Vereinfachers mit dem besten Gewissen der Welt auf sich.⁵³

Das war dumm, weil es seine Gegner provozierte, alles, was er je versucht hatte, in Bausch und Bogen zu verdammen. Aber kein spontaner Gefühlsausbruch, vielmehr eine bewusste Steigerung, in der tiefere Schichten seines Selbstverständnisses zutage traten. Zunächst fühlte er sich wohl doppelt verraten – verlassen und ertappt: Mit Koestler, der erst 1931 als Sohn wohlhabender Juden von der zionistischen Bewegung zur KPD übergang, war Becher befreundet, ihm hatte er 1938, als der andere nach seinem Erleben des Spanienkrieges in der Chefredaktion von Münzenbergs *Zukunft* mit der Partei brach, ein Exemplar des *Glücksuchers* «mit herzlichstem Gruss» gewidmet.⁵⁴ Auch die Verarbeitung der Stalin-Prozesse zur *Sonnenfinsternis*, einem mehr politisch denn literarisch wichtigen Roman, war dem Autor des *Abschieds* nicht fremd. Und dass Plievier, Redslob und Pechei den Kulturbund verliessen, konnte er insgeheim verstehen, hatte er selbst doch seiner Partei mit dem gleichen Schritt gedroht. Umso tiefer traf ihn die Absolutheit, mit der sie nun ihre Gegenposition bezogen. Als sie kurz darauf die Losung, sich auseinander zu setzen, beim Wort nahmen und forderten, eine der zwei Seiten müsse den PEN verlassen, schwor Becher, seine Attacke habe sich nur gegen Koestler und Burnham gerichtet. Ersterer vertrat auf dem Kongress die These, dass die

Rechts-Links-Alternative von Sozialismus oder Kapitalismus überholt sei, da im politischen Bereich geradezu gesetzmässig Worte umso mächtiger würden, je mehr sie an Sinn verlören, dass sich ihre Bedeutungssubstanz wie beim radioaktiven Zerfall von Masse in strahlende Energie verwandle.

Der Gedanke war klug, auch dass er ihn mit der Bemerkung verband, jede Periode bringe einen spezifischen Konflikt hervor, der die Welt ideologisch polarisiere, ohne je gelöst zu werden, bis eine Art Mutation im Bewusstseinsprozess die bisherigen Werte verschiebe und einen erneuten Konflikt hervorbringe, hätte zum Nachdenken anregen können. Indem der studierte Naturwissenschaftler erklärt, die Geschichte habe eine neue Position bezogen und «totale Tyrannei gegen relative Freiheit» laute ihr neuer Konflikt, verlässt er jedoch selbst die Ebene des rationalen Diskurses. Er gesteht, die kosmische Freiheitsidee nicht definieren zu können, die er als «Beschwörungsformel» gebrauche, um sodann eine Gegenoffensive für wirtschaftliche Entwicklung in Asien zu fordern, als deren erster Schlag die Zusammenarbeit mit Tito gelte.⁵⁵ Und Burnham, einst Anhänger Trotzki's, verwies auf eine «Rhetorik des Friedens», eine Schwächung des Willens zum Leben durch pazifistische Gesinnung, der sich der sowjetische Imperialismus zur Vorbereitung seines Welteroberungskrieges bediene – um selbst ein Bekenntnis zur Notwendigkeit von US-Atombomben abzulegen. Denn zu fragen sei nicht nach der Waffe, sondern, wem sie gehöre. Zwischen Freiheit und Sklaverei gebe es keinen Platz für eine Dritte Kraft. Ein «Wir, die wir an die Freiheit glauben» müsse sich vereinen, da es nur durch eine moralische, psychologische und politische Gegenoffensive, durch einen weltweiten antikommunistischen Widerstand allmählich jene Macht zersetzen könne, deren Ziel die totale Versklavung der gesamten Menschheit sei. Da der Kommunismus alle Probleme nur mit Gewalt und Zwang löse, müsse er zerschlagen werden. Nicht durch Anerkennung des kommunistischen Chinas werde der Friede gesichert, sondern nur durch den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg Asiens und die Befreiung ganz Europas, seine Erlösung von der Roten Armee und dem NKWD.⁵⁶

Entsprach dies alles nicht genau dem dualistischen Weltbild der Komintern in den zwanziger Jahren? Wollten Trotzki & Co. nicht auch die bürgerliche Demokratie zerschlagen, weil sie allein eine rhetorische Verkleidung des gewaltsamen Weltherrschaftsstrebens der Bourgeoisie darin sahen? Meinten sie nicht, der gute Zweck rechtfertige die schlechten Mittel, ein gerechter Krieg sei mit heroischen Op-

fern besser als pazifistische Verweichlichung? Wie sie einst der Weltrevolution vertrauten, so wagen Koestler und Burnham nicht, ihre Idee «kosmischer Freiheit» in Frage zu stellen, zu prüfen, inwieweit auch sie schon zum Glitzerwort verkommen ist, das eine totalitäre Offensive überstrahlt und dabei nicht nur die Gegner zersetzt, sondern auch das eigene Denken paralyisiert. Sie geben ihren Ansatz auf, das Gesetz vom Sprachzerfall, wie im *Turm von Babel*, um sich aus der theoretischen Einsicht in die Unhintergebarkeit des ideologischen Zeitkonflikts heraus in den Glauben zu retten, ihn doch im Namen der Geschichte aushebeln zu können. Nihilismus schlägt in religiöse Sinngebung um, radikaler Zweifel in die Siegesgewissheit kommender Erlösung. Genauso hatte Becher empfunden. Daher die aggressive Reaktion, die zugleich eine Kehrseite seines «organischen» Denkens zur Sprache bringt: die Bereitschaft, den Gegner als etwas Krankes zu betrachten, das man operativ entfernen muss. Eine im Grunde mechanistische Vorstellung, die er jedoch wiederum mit seinem Gegner teilt, denn auch Koestler verwies auf die Cholera, der gegenüber es keine Neutralität geben könne, nur einen Kampf um Leben und Tod.⁵⁷

Zwischen solch konträren Glaubensbekenntnissen war eine Diskussion unmöglich. Indem sie auseinanderstrebten, gerieten sie miteinander in einen unwirklichen Clinch, in sich traumatisch verbissen in die Logik des jeweils anderen, wie in einem Wahn krampfhaft starrend auf die eigenen Wunden. Und doch schien die Geschichte ihnen recht zu geben. War der Faschismus nicht, bei aller rationalen Erklärung seiner sozialen und ökonomischen Ursachen, ein Geschwür, das im Herzen des Abendlandes metastasenhaft zu wuchern begann, unzugänglich für jede moralische Beschwörung, nicht von dem reinen Adel zu besiegen, von dem Silone noch immer träumt, blutig geschlagen allein durch Gewalt und Hinterlist, mit Kesselschlachten und Partisanentaktik?

Zudem hatte der Kalte Krieg sich über Nacht in einen heißen verwandelt. Am Morgen des 25. Juni 1950 war er am 38. Breitengrad, an der Schnittfläche des geteilten Koreas entbrannt. Für die US-Presse wie die meisten Redner auf dem Westberliner Kongress stand sogleich fest, dass der kommunistische Norden den freiheitlichen Süden überfiel. Dass sich nur fünf Tage zuvor John Foster Dulles als Berater des Aussenministeriums an der Grenze aufhielt, um danach mit Verteidigungsminister Johnson und Generalstabschef Bradley in Tokio zu konferieren, wo keiner der drei die Öffentlichkeit über Truppenbewegungen des späteren «Aggressors» alarmierte, wäre umgekehrt

die «Verteidiger» ihre gesamte Armee seit Wochen an der Frontlinie formiert und in Gefechtsbereitschaft versetzt sowie ihren Nachschub nicht ins Hinterland gestaffelt, sondern weit nach vorn, in einer Angriffsstellung gelagert hatten, wollten sie nicht wahrnehmen. Koestler und Burnham sprachen von einer Wirtschaftsoffensive in Asien, als hätte der Westen nicht längst mit Militärgewalt der Sicherung seiner Interessen nachgeholfen: Obgleich die Demokratische Republik Vietnam im August 1945 unter Ho Chi Minh ihre Unabhängigkeit von den japanischen Interventen und der französischen Kolonialmacht nach dem Vorbild der USA, der klassischen Bürgerrechte von 1776 erklärt hatte, bombten im Jahr darauf die Franzosen ihre Marionette Bao Dai in Saigon auf den Thron. Auch Mao war 1945 bereit, mit Washington ein Bündnis einzugehen, da Stalin die KP Chinas einst zu einer Zusammenarbeit mit Tschiang Kai Tschek gezwungen hatte, der ihren Aufstand in Shanghai 1927 mit Massakern niederschlug. Doch Truman setzt auf die Kuomintang, die dem US-Kapital den chinesischen Riesenmarkt erschliessen und zu seiner Stabilisierung eine kommunistische Minderheit in ihre Regierung aufnehmen soll. Selbst nach Alleinherrschaft strebend, greift Tschiang mit amerikanischen Bombern Maos Quartier an und provoziert einen Bürgerkrieg, der mit seiner Flucht nach Taiwan und der Gründung einer Volksrepublik China am 1. Oktober 1949 endet. Erst 1948 stellt sich der Führer der Bauernarmee unter den Zwängen einer politisch und ökonomisch polarisierten Welt auf die Seite Stalins, mit dem er im Februar 1950 nach zweimonatigem zähem Verhandeln einen Vertrag über Freundschaft und gegenseitigen Beistand im Falle eines japanischen Angriffs auf 30 Jahre abschliesst, während die USA sich weigern, seine Republik anzuerkennen, und mit der Mehrheit ihrer Verbündeten dafür Sorge tragen, dass im Weltsicherheitsrat noch immer der Vertreter «Nationalchinas» an Stelle eines Repräsentanten der neuen Staatsmacht sitzt, die ein Viertel der Menschheit regiert.

Jetzt tritt ein, was Lenin zuletzt erwartet hatte: Die höherentwickelten Länder mobilisieren durch ihr Festhalten an der Ausbeutung des Ostens die gigantische Mehrheit der Erdbevölkerung, Russland, Indien und China. Bis zum nächsten Zusammenstoss des imperialen Westens mit den «orientalisch zurückgebliebenen» Staaten, sollte es ihnen gelingen, «sich zu zivilisieren». ⁵⁸ Stalin aber reaktivierte in seiner Not die byzantinische Tradition, den Kult des weisen Herrschers, statt die Kultur der Unterworfenen zu revolutionieren. Am Erwachen

von Indien und China war er nicht beteiligt. Der lebensbejahende Pazifismus eines Gandhi mit seiner Lehre vom zivilen Widerstand blieb ihm fremd, und Maos Partisanenkampf hatte er weder gestützt noch kontrolliert. Beide mussten ihm unberechenbar erscheinen, boten jedoch die Chance, aus der westlichen Umkreisung auszubrechen, die sich in der UNO ihre sublimste Waffe schuf. Ohne dem russischen Vorbild zu folgen, hat die asiatische Unabhängigkeitsbewegung das globale Kräfteverhältnis erschüttert. Sie war der Anfang einer «Dritten Welt», vor der das polare Denken, die Selbstbespiegelung des Abendlandes, zugrunde geht.

Aus Protest gegen die absurde Nichtanerkennung einer veränderten Realität verliessen die Sowjets im Januar den Rat, der für die Sicherheit der einen Welt garantieren sollte, und nahmen sich selbst die Möglichkeit, ein halbes Jahr später durch ihr Veto den Eingriff von US-Truppen unter der Flagge der Vereinten Nationen in Korea zu verhindern. Auf Drängen Washingtons war die 1910 von Japan okkupierte Halbinsel 1945 unter russische und amerikanische Oberhoheit geteilt worden. Da man nach der Logik von Kolonialherren meinte, die Eingeborenen könnten sich nicht selbst regieren, sollte die Treuhandschaft ein halbes Jahrhundert währen, doch Stalins Einspruch reduzierte die vereinbarte Unmündigkeit auf 20 und schliesslich fünf Jahre. In ihrer Zone akzeptierten die Russen die Landessprache in den Selbstverwaltungen und förderten «Volksausschüsse» für einen Kongress in Seoul, der seine Rechtmässigkeit aus dem antijapanischen Widerstand bezog und auf einer Bodenreform zur Entmachtung einstiger Kollaborateure eine einige Republik gründen wollte. Die Amerikaner erklärten ihn für illegal und stützten Li Sing Man, den grössten, nach 17 Jahren Exil aus den USA zurückgekehrten, in der englischen Amtssprache Syngman Rhee genannten Grundbesitzer Südkoreas bei der Bildung eines «Demokratischen Repräsentativrates». Eine Nationalversammlung, die nach einem restriktiven, die «ungebildete» Masse ausschliessenden Gesetz unter – beschränkter – Kontrolle der UNO gewählt wurde, erklärte Rhee im Juli 1948 zum Präsidenten der Republik Korea, woraufhin der nun kommunistisch ausgerichtete Norden die Volksdemokratie proklamierte. Die Sowjettruppen zogen Ende des Jahres ab, die Amerikaner ein paar Monate danach. Beide Republiken erhoben den Anspruch, die allein legitimen Vertreter des ganzen Landes zu sein. Wobei die Mehrzahl der UN-Mitglieder, selbst von US-Hilfe abhängig, nur den Süden anerkan-

ten. Doch dort wurden am 30. Mai 1950 drei Viertel der Regierungstreuen abgewählt, da sie im Namen der Freiheit einen Polizeistaat geschaffen hatten. Der Vorschlag Kim Il Sungs, einst Führer der Volksarmee gegen Japan, nun ein gemeinsames Parlament zu wählen oder die bestehenden Volksvertretungen zu vereinen, schien realisierbarer denn je zu sein. Rhee liess die Abgesandten Pjōngjangs verhaften, und mochte nach vorn fliehen, in eine letzte Entscheidungsschlacht. Immerhin hatte er 1949 auf einer Pressekonferenz verkündet, man könne die andere Hauptstadt in drei Tagen einnehmen. Möglich auch, dass der – nicht mobilisierte – Norden den Zusammenstoss suchte, um selbst vorzusprengen, denn auf beiden Seiten war die zivilisatorische Hemmschwelle, mit Gewalt einen Konflikt zu lösen, gering entwickelt. Ausgebildet in der Strategie der sowjetischen Vorwärtsverteidigung, die nach der Erfahrung des deutschen Überfalls nie wieder einen Gegner ins eigene Territorium eindringen lassen sollte, und dank der vorgerückten Nachschubbasen des Südens hatte man Seoul schnell eingenommen. Allein die eigentliche Barbarei begann jetzt erst mit dem Eingriff der Verteidiger einer freiheitlichen Zivilisation, die das Land mit Bombenteppichen überzogen, chemische und bakteriologische Waffen zum Einsatz brachten und zum erstenmal auch Napalm, das brennende Gel. Vier Millionen starben, darunter 33‘600 Amerikaner, bis im Juli 1953 der Waffenstillstand an jener Stelle unterzeichnet wurde, wo der Krieg seinen Ausgang nahm.

Trotzdem sei Korea ein Segen,⁵⁹ bekannte ein US-General 1952. Wovon sonst soll der Berufssoldat leben? Und nicht nur die Rüstungsindustrie boomte, so dass die Arbeitslosigkeit in den USA auf einen Tiefststand fiel. Dafür lohnte es sich, das Risiko eines Dritten Weltkriegs einzugehen. Wäre Stalin der blutrünstige Eroberer gewesen, für den der Westen ihn verkaufte, dann hätte er den Angriff auf einen Flughafen bei Wladiwostok zur Demonstration seiner Stärke genutzt. Zumal der vermeintlich neue Dschingis Khan mit seinem chinesischen Bruder die ganze Hemisphäre überrollen konnte, da schon der Widerstand der Nordkoreaner erwies, wie wenig modernste Technik allein entschied. Dergleichen aber hat er nie gewollt und hielt sich auch jetzt zurück. Nur Mao antwortete auf eine Grenz-Provokation mit der Entsendung von «Freiwilligen». Während der US-Marineminister empfahl, als «Aggressor für den Frieden» einen Präventivkrieg gegen die Sowjets zu führen, und der Kommandierende der Interventionstruppen Atomwaffen gegen China forderte. So weit

wollte Truman jedoch nicht gehen, auch wusste er, dass sein Vorrat an A-Bomben für einen vernichtenden Erstschlag zu gering war. Ein anderer erhielt das Kommando, und der Krieg brodelte auf der kleineren, konventionellen Flamme fort.

In der Bundesrepublik war von *Amerikas ferngelenkten Jagdhunden* die Rede, von Geschossen, die, einmal auf eine Fährte angesetzt, das Wild besser trafen als ein Tier und dank derer die Vereinigten Staaten in der Lage seien, einem zwanzigmal stärkeren Feind zu begegnen. «Brechtzeitpresse» nannte Becher solche Schlagzeilen.⁶⁰ Dass darin – unbewusst – die Erinnerung an andere Wunderwaffen mitklang, die nur fünf Jahre zuvor noch den verlorenen Krieg zum deutschen Endsieg wenden sollten, hat er überhört. Der Ton war ihm unbekannt, wohl auch, dass dieselben Leute sie entwickelt hatten. Wernher von Braun ging im Herbst 1945 mit hundert seiner Mitarbeiter in die USA, wo sein Windkanal wieder aufgebaut wurde, den die Nazis nach der anglo-amerikanischen Bombardierung von Peenemünde ausgelagerten. Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge verbrannten in ihren Baracken, den Wissenschaftlern eröffnete sich eine glänzende Karriere, sobald sie bereit waren, die Bunker zu wechseln und die Raketentechnik im Dienst neuer Supermächte zu vervollkommen. Denn natürlich besetzten auch die Sowjets ihre Laboratorien mit dem Rest der Elite deutscher Erfinder.⁶¹ Ein halbes Jahrhundert danach kann sie die vereinte Nation wieder bewundern am *Geburtsort der Raumfahrt*, ein Labsal für lang verleugneten Stolz und Magnet für Touristen. Wovon soll der Ort sonst leben, wo die Volksmarine ging und keine Industrie kam? «Leider», heisst es in einem *Wegweiser*, «wurde die bisher genialste wissenschaftliche Leistung der Raumfahrtforschung den Kriegserfordernissen der damaligen nationalsozialistischen Machthaber untergeordnet und dem Vernichten von Menschenleben geweiht.»⁶² Als hätten sie nicht gewusst, worauf sie sich einliessen in der Heeresversuchsanstalt, in der Wüste von Nevada und dem Fernen Osten. Wo beginnt der geistige Verrat?

Ohne Mithilfe der Intellektuellen sei es unmöglich, Krieg zu führen. «Euch mit aller Kraft und Leidenschaft und mit allen Mitteln, die Euch zu Gebote stehen, gemeinsam mit uns in den Dienst des Kampfes für die Erhaltung des Friedens zu stellen», forderte ein *Aufruf an die Kulturschaffenden Westdeutschlands*, den Wolfgang Harich im Namen der beiden Akademien, der Wissenschaften und der Künste, sowie des Kulturbundes entwarf. Becher strich die Einschränkung auf den Westen und die Akademien als Absender, er-

gänzte die Adressaten – Ingenieure, Naturwissenschaftler und Ärzte – um Geistliche und Lehrer, und liess den Appell *an alle deutschen Kulturschaffenden* am 28. Juni im *ND* erscheinen.⁶³ Den Frieden zu erhalten, die Atombombe zu ächten sowie jede Art von Remilitarisierung in Deutschland zu verhindern, lautete auch zwei Monate danach seine Antwort auf den verschärften Krieg. *Korea liegt mitten unter uns* war der Artikel überschrieben, den er in Piecks Auftrag für das Parteiorgan schrieb. Zwar hiess es nun, Amerika habe den Konflikt inszeniert, doch eine eindeutige Parteinahme für Nordkorea war auch dies nicht.⁶⁴ Keine Solidarisierung mit Freiheitshelden in einem einzig gerechten Krieg, wie der III. Parteitag der SED sie Ende Juli intonierte,⁶⁵ keine Aufforderung, sich selbst in einem geschlossenen Kampfverband mit militärischer Disziplin zu formieren, um den Klassenfeind vernichtend zu schlagen. Keine dieser Phrasen findet sich bei Becher, der sie doch als ein zweiter Goebbels, ein stalinistischer Gleichschalter der ostdeutschen Kultur, verwenden müsste und tatsächlich ein Vierteljahrhundert zuvor verwandt hat.

Solch Wandel hatten wachsame Sozialdemokraten bereits 1948 als besonders gefährliche Verstellung eines ungebrochen totalitären Machtwillens angezeigt. Dass er auf dem Gründungskongress des DSV vom Friedenswillen als «unserem Willen zur Macht» sprach, schien ihre Sicht zu bestätigen.⁶⁶ Auch band er auf dem Parteitag einen kulturellen Wiederaufstieg offen an die «führende Rolle unserer Partei» und widmete ihr mit Eisler eine *Kantate*: «Du grosses Wir, du unser aller Willen: / Dir, dir verdanken wir, was wir geworden sind! / ... / Denn nur durch dich wird Deutschland eins und frei! / Lass dich voll Stolz, voll Stolz lass dich bekennen: / Dir alle Macht, der Sieg ist dein, Partei!» Und an die Toten gemahnend: «Seid euch bewusst der Macht! / Die Macht ist euch gegeben, / Dass ihr sie nie, nie mehr / Aus euren Händen gebt!»⁶⁷

Man muss ihn hören, wie er dieses Wort spricht. Auf Schallplatten sind sie dokumentiert: Nicht, wie Goebbels, fanatisch aggressiv Massen zur nächsten Eroberung aufpeitschend. Jede Silbe wird betont, ruhig, gemessen, im Gestus eindringlicher Beschwörung an die Schwere der Verantwortung mahnend. Denn ebenso lang wie Bechers Suche nach einem neuen Bund währte sein Verlangen nach einem existentiell notwendigen Machtwillen, der erlittenem Leid einen Sinn zu geben, dem drohenden Selbstverlust im nihilistischen Gefühl totaler Entwurzelung ein neues Wozu entgegenzusetzen und den Einzelnen durch Unterwerfung seines eigensinnig schwachen Willens zu hi-

storischer Grösse zu erheben vermag. Dabei verstand er Macht nicht als grob physischen Zwang, sondern mit Nietzsche und Hölderlin als «das Bleibende», das die Dichter «stiften», etwas Geistiges, das sich im Dialog bewährt, im Vermögen, Andersdenkende zu überzeugen. Wo aber die Argumente versagen, erweist sich die Über-Zeugung als eine instinktiv-triebgesteuerte, geradezu sexuelle Macht, ein kulturell sublimiertes Werbespiel, das den Anderen durch Formen, Farben, Klänge und Gerüche fesselt, sein Empfinden durch die Intensität des eigenen Ausdrucksvermögens, die Kraft eines Stils, das lockende Bild einer Lebensart in Beschlag nimmt. Nietzsche hatte entdeckt, dass Argumentieren, die logische Einheit von Sagen, Meinen und Verstehen, nur in den Grenzen einer bestimmten, durch verbindliche Zeichen markierten Art zu leben möglich ist und dass zwischen den verschiedenen Lebensformen ein dauernder Kampf, ein ewig sich verjüngendes Spiel um Macht, um souveräne Selbstgesetzgebung wiederkehrt. Allein in den mathematischen Wissenschaften und letztlich nur in der Kunst sah er den unstillbaren Machtwillen in seiner höchsten Steigerung gesättigt, befreit vom Zwang, andere verführen zu müssen, die einzige Rechtfertigung menschlichen Daseins, das die Erde mit Kriegen überzieht und immer rationeller ausbeutet.

So hat Becher gewirkt, indem er dem Chaos der Zwischenzeiten und -räume Stil verlieh: Als Avantgardist im kleinen Kreis von Kunstliebhabern, als linksradikaler Soldat in der Partei und als Aufbauideologe im überparteilichen Kulturbund. Im Augenblick der Verkündung eines ersten Fünfjahrplans der DDR ist er wieder versucht, seiner Sehnsucht nach einem erlösenden Wir zu erliegen. Allerdings fliehen die Propheten der Freiheit in die gleiche Sprachfigur, während ihre Führungsmacht sich anschiebt, das Szenario einer technisch entfesselten Barbarei einzulösen, vor dem *Levisite* einst gewarnt hatte. Umso genauer gilt es zu unterscheiden, wer welchen Sinn mit welcher Macht zu stiften begehrt.

Auf dem II. Bundestag, der im November 1949 Becher erneut in seinem Amt bestätigt, hat er realen Humanismus als Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse definiert, die «ein Volk in seiner ganzen Leistungsfähigkeit und Begabung in Freiheit» setzt. Kunst höre auf, ein Luxus, eine Delikatesse für Feinschmecker zu sein und werde zum Lebensmittel, das über den geistig moralischen Ernährungszustand eines Volkes mitbestimme. Es habe daher nichts mit Lenkung oder Ausrichtung zu tun, wenn man die Künstler bitte, sich ihrer Verankerung in sozialen Tiefen bewusst zu werden und der Kunst das ihr gemässe zu geben, indem sie

dem Volk gebe, was des Volkes sei.⁶⁸ Allerdings beschloss der Kongress die Errichtung von Kreissekretariaten zur Koordinierung des bis dahin weitgehend spontan gewachsenen Bundes, dessen Basisstruktur nach der Integration von Laienchören und Volkskunstgruppen kaum noch zu überschauen war. Damit konnte wirkliche Arbeit von Verwaltung entlastet, ihre Finanzierung vereinfacht werden und die Partei sich ein Kontrollorgan schaffen, indem sie ihre Genossen – nach bürgerlichem Vorbild – in die Schaltstellen wählen liess. Zur Gründung des DSV im Kulturbund, der ebenfalls einer Effektivierung der literarischen Produktion, vor allem der Nachwuchsförderung, und zugleich ihrer Kontrolle dienen sollte, plädierte Becher für eine vielfältige Literaturbewegung, die auch Unterhaltungsbedürfnisse ernst nimmt und im Wettbewerb verschiedener, nicht monopolisierter Schreibarten eine «poetische Atmosphäre» erzeugt.⁶⁹

Dies alles stand im Schatten seiner Invektiven gegen den Westberliner Kongress. Noch auf dem Parteitag meint er, der Umschwung – den Pieck und Grotewohl in ihrer Neujahrsbotschaft für «die» Kultur gefordert hatten – könne nur gelingen, wenn die Genossen selbst in allen Schichten der Bevölkerung Interesse für das Schöne und Hohe weckten, wie es Kunst und Wissenschaft vermittelten. Das heisst im Klartext: Die Partei soll nach Massgabe der geistig Schaffenden das Verlangen nach einem gesteigerten Leben wecken, und nicht umgekehrt Kunst und Wissenschaft die Vorgaben der Politik illustrieren! Zwar verlangt auch er, die Bibliotheken zu säubern vom «Schund und Schmutz amerikanischer Geschäftemacher», allen Zersetzungerscheinungen des Monopolkapitalismus zu widerstehen und das eigene Zurückbleiben hinter den Erfolgen der Aktivistenbewegung durch Schlüsse aus Mängeln und Fehlern zu überwinden,⁷⁰ doch in den entscheidenden Dokumenten wird anders gesprochen: In Piecks Rechenschaftsbericht, wie er 1950 publiziert wurde, war von Kultur überhaupt nicht die Rede. Stattdessen vom Kampf gegen Sozialdemokratismus und Sektierertum sowie «trotzkistische und titoistische Agenten».⁷¹ In der 1952 dokumentierten Fassung wird den Intellektuellen ein unablässiger Kampf gegen den Formalismus und dessen Wurzel, den Kosmopolitismus als volksfremde und volksfeindliche Waffe der «amerikanischen Kulturbarbarei» abverlangt. Daran anschliessend soll die SED sich nach den zwölf Bedingungen, die Stalin 1925 der KPD gestellt hatte, zu einer Partei neuen Typs entwickeln.⁷² Es ist, als wende sich die Zeit im Zeichen des Fortschritts um ein Vierteljahrhundert zurück.

Dagegen wirken entsprechende Passagen in Ulbrichts Vorstellung des Fünfjahrplans massvoller: Es gelte die Rückständigkeit zu überwinden, die die Herrschaft faschistischer Monopole und Junker hinterlassen habe. Hauptaufgabe der Kultur sei die Hebung des wissenschaftlichen Niveaus im Schul- und Bildungswesen, darunter die Erhöhung des Anteils von Studentinnen sowie Arbeiter- und Bauernkindern an den Universitäten. Nur am Rand wird erwähnt, dass die Hochschulen für bildende Künste mit der Überwindung des Formalismus nicht weit genug seien, wichtiger erscheint jedoch, junge Autoren durch ältere zu beraten und vor allem Talente in den Betrieben zu fördern. Ein Gedanke, den der nun zum Generalsekretär Gewählte in seinem Schlusswort wiederholt und dem Kulturbund als vordringlichste Aufgabe empfiehlt.⁷³

Grotewohl, der selbst gern zeichnete und oft als Gegenpol zum amüsischen Funktionärstyp à la Ulbricht geschildert wird, hatte im März 1950 zur Eröffnung der Deutschen Akademie der Künste versichert, sie sei fortan die höchste Institution der neuen Republik im Bereich der Kunst, ihr Ziel eine fortschrittliche Nationalkultur. Als solche hätte sie aber einen Kampf gegen die Todfeinde jeder nationalen Kultur und wahren Kunst zu führen – gegen Kosmopolitismus und Formalismus.⁷⁴ Auch dem lag eine Logik zugrunde: Der Staat, der in schlechten Zeiten den Intellektuellen gute Arbeits- und Lebensbedingungen garantiert, erwartet, dass sie in besonderem Masse dazu beitragen, das Leben für alle zu erleichtern. Mit ihren Verordnungen zur Förderung von Wissenschaft und Kultur hatten die Deutsche Wirtschaftskommission im März 1949 und die Regierung der DDR ein Jahr darauf erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt, um die Abwanderung hochqualifizierter Fachkräfte zu stoppen und geistige Leistungen zu stimulieren, die keine Masseninitiative ersetzen konnte. Vor allem mit «Vertretern der technischen Intelligenz» in den Grossbetrieben wurden Einzelverträge abgeschlossen, erhöhte Lebensmittelrationen auf «IN-Karten» und feste Studienplätze für ihre Kinder vereinbart.

All dies hatte der Kulturbund gefordert, der auch mit dem FDGB einen Fonds schuf, um Künstler mit Aufträgen über Wasser zu halten. Becher verlangte, bewusst die Nachfolge von Kirche und Bürgertum anzutreten, die natürlich ihren Geschmack, ihre Lebensart durch Jahrhunderte hindurch in Auftragswerken befriedigt sehen wollten. Ob dabei ästhetische Qualität von dauerhaftem Wert entstand, hing von den Schaffenden ab,

die zu allen Zeiten ihrem Mäzen schmeicheln oder tiefer wirkende Kräfte gestalten konnten, je nach ihrem Vermögen, das keine Frage der Wahl mehr ist. Hier hat die Freiheit ihre Grenzen: Talent bleibt eine Gabe «Gottes» oder der Natur, eine oft verfluchte, ein Muss, dem Besessensein von einem Dämon näher als romantischer Erleuchtung. Soziale Verbände können dem Einzelnen nur Räume öffnen, seine Eigenart zur Bereicherung der anderen auszubilden. Und je stärker ein Talent ist, desto intensiver wird das ihn Abschiessende, das äusserlich Beschränkte seiner Existenz die «innere» Kraft hervortreiben. So kann es im Grunde nie am Ausbruch gehindert, wohl aber durch falsche Förderung verdorben werden, kann der Erfolg zähmen, der Wegfall der Mauern, die es durchdringen musste, ihm die Stimme rauben.

Im Westen warb das freie Unternehmertum schlicht mit mehr Geld um die gleichen Spitzenkräfte. Die Privilegien, die man ihnen im Osten politisch verordnen musste, sicherte hier noch immer das Recht, von dem Anatole France bemerkt hat, dass es Arm und Reich gleichermassen verbiete, Brot zu stehlen und unter Brücken zu schlafen. Dass die Arbeiterschaft die neue alte Ungleichheit auf der einen Seite nun als ein Unrecht empfand,⁷⁵ während sie auf der anderen die ungleich grösseren Gegensätze als Normalität hinnahm, da eine christliche Partei auch ihr wachsenden Wohlstand in der «sozialen Marktwirtschaft» versprach, war doch ein Zeichen, wo sich etwas zu verändern begann. An Kunst hatten die Tonangebenden der Bundesrepublik kein Interesse, auch wenn ein Publizist den Staat repräsentierte. Sie war ein Zeichen für Bildung, also umgab man sich mit ihr, ohne ihrer zu bedürfen. Wer unbedingt Kunst machen wollte, mochte den Markt mit seinen Moden, das Publikum mit seinem Verlangen nach Amüsement und Vergessen bedienen. Die Intellektuellen sollten ruhig in ihrem Exil bleiben oder Dutzende von Zeitschriften herausgeben, die niemand mehr lesen konnte, so dass für die Ordnung in Politik und Wirtschaft keine Gefahr von ihnen ausging. Und kam doch einmal einer der Grossen wie Thomas Mann zurück, verwies man ihn mit guten Manieren und eisigem Schweigen an den Rand der reich gedeckten Tafel.

In dem anderen Deutschland sah die Armut aus allen Löchern, doch wurden die Emigranten als Gleichgesinnte aufgenommen, mit Achtung von den Regierenden, die man selbst für jeden ihrer Schritte in der grossen Welt missachtet hatte, mit Freude und einem Gefühl der Fremdheit von den einstigen Gefährten, die alle Mühsal des Neubeginns auf sich nahmen, und mit Neugier von den Lesern ihrer Bü-

cher, die nur hier in grossen Auflagen erschienen. Wer bleiben wollte, erhielt ein Haus, Verträge und verantwortliche Positionen. Ihre Erfindungen und Kunstwerke sollten produktive Kräfte wecken, die Zuversicht in den Aufbau einer eigenen Volkswirtschaft stärken, die der Macht des Dollars in einem antikommunistisch vereinigten Europa trotzt. Moderne Kunst, das Zerschneiden (schein-) heiliger Tradition im unbegrenzten Spiel mit abstrahierenden Formen, konnte den politisch Aktivsten, die an den Werten der deutschen Klassik als dem kleinsten gemeinsamen Nenner der gespaltenen Nation festhielten, nur wie eine Ablenkung von existentieller Not, wie Zersetzung ihrer Widerstandskraft erscheinen, die Burnham zur gleichen Zeit forderte und die CIA betrieb.

Den Engagierten reduziert sich die Vielfalt der Wahrnehmungsebenen zur Projektionsfläche eines einzigen Kampfes. Ein distanzierter Blick kann sie unterscheiden, wie der *Sonntag* es bis 1947/48 versucht hat, bis hin zu einem fiktiven Streit mit Picasso, der als kommunistischer Künstler die Produktivkraft Phantasie freisetzen wollte.⁷⁶ Dem entsprach Bechers Forderung, im Kulturbund das ästhetische Urteilsvermögen, die Genussfähigkeit zu erweitern. Doch mit der wachsenden politischen Spannung wurde auch dieser Ansatz vom Lagerdenken aufgesogen, fügten sich Künstler im Osten in den Kanon des Sowjet-Realismus und getrauten sich andere im Westen nicht mehr, den Ruf an die Akademie anzunehmen, ihr durch eigene Mitarbeit eine kritische Gestalt zu geben, da sie befürchten mussten am freien Markt boykottiert zu werden oder ihren Arbeitsplatz zu verlieren, wie Gustav Seitz an der Westberliner Hochschule für bildende Künste.

Man habe bedeutendere Künstler als «die 22 Sold-Empfänger Piecks» ihrer Aktivität für die Nazipartei wegen verdammt. Nun dürfe der Magistrat keine grössere Toleranz üben gegenüber den «noch gefährlicheren sowjetdeutschen Quislingen», hiess es im Westberliner *Abend*.⁷⁷ Mit soviel Dummheit konfrontiert, lässt sich auch Becher verleiten, von Zersetzung eines «gesunden Volksempfindens» und «Zivilisationsbarbarei» zu sprechen, fatal in die Nähe des NS-Jargons ableitend. Doch so wenig er einst das Wort in der Expressionismus-Debatte ergriff, so treibt er auch jetzt nicht die Kampagne gegen Formalismus und Kosmopolitismus voran. Letzteren hatte er mit Keller in seiner *Erziehung zur Freiheit* als notwendige Ergänzung eines sonst bornierten Patriotismus begriffen, wie auch der *Sonntag* Rathenau und Ricarda Huch als Weltbürger ehrte. Seit seiner eigenen Ankunft

war Becher um die Rückkehr Heinrich Manns bemüht, den 1946 der Thüringer Kulturbund einlud, auf der Wartburg eine Ehrenwohnung zu beziehen, wie ein zweiter Luther einer erneut nötigen Reformation nach dem Götzendienst eines ganzen Volkes am politischen Anti-Christ.⁷⁸ Den Romancier, der 1933 in der Preussischen Dichterkademie zum Rücktritt genötigt wurde, weil er zur Einheit von KPD und SPD aufrief, der in Paris dem Volksfrontausschuss vorstand und seit Jahren in Amerika, vom FBI streng überwacht, das Leben eines öffentlich Vergessenen führte, hoffte er für die Präsidentschaft einer neuen Akademie zu gewinnen.

Nach mehreren Anläufen konstituierte sich im Juli 1949 ein Gründungsausschuss, den Paul Wandel als Präsident der Verwaltung für Volksbildung einberief. Becher, Eisler, Max Lingner und Ernst Legal wurden mit der Einrichtung der vier Klassen Dichtkunst und Sprachpflege, Musik, bildende sowie darstellende Kunst beauftragt. Möglich, dass der Lyriker lieber auf einer höheren Ebene agiert hätte, wie die Herausgeberinnen einer ersten Dokumentation zur Akademiegeschichte vermuten.⁷⁹ Nach einer Absprache mit Dymshitz im Januar sollte noch der Kulturbundpräsident die Sektionsgründer berufen.⁸⁰ Dass Becher nur an der vorletzten Ausschusssitzung teilnahm, muss aber nicht auf gekränkter Eitelkeit beruhen. Auch anderen Sitzungen in noch «höheren» Gremien blieb er ja fern. Wohl eher liess er diesen, wie schon einen vorhergehenden Ausschuss versanden, weil sein Mann fehlte.

Ursprünglich war geplant, am 200. Geburtstag Goethes, vor Gründung der beiden Staatsgebilde, die Deutsche Akademie als Sachwalter einer untrennbaren Nationalkultur auszurufen. Doch in Weimar besprach Becher erst mit Thomas Mann die Übersiedelung des Bruders, der nun kommen wollte, sobald seine Gesundheit ihm die Schiffsreise erlauben würde. Ende Juli hatte der Ausschuss bereits Arnold Zweig als vorläufig amtierenden Präsidenten und Eisler als dessen Stellvertreter vorgeschlagen. Drei Wochen später stimmt das Politbüro der SED den Satzungen der Akademie und ihrem Präsidium zu, das nun Wolfgang Langhoff als Vize vorsieht.⁸¹ Warum der Termin noch zweimal verschoben wird, bis sie im März 1950 zum ersten Mal tagt, verraten die Dokumente bislang nicht. Zu den unbedeutenden Künstlern gehörten Zweig und Kellermann, Eisler und Brecht, Anna Seghers, Helene Weigel und die Tänzerin Gret Palucca. Als alleiniger Vertreter Westdeutschlands zog der Maler Otto Pankok nur Tage darauf seine Teilnahme zurück, nachdem schon Schmidt-Rott-

luff sowie die Kulturbundgründer Hofer und Sintenis ihre Berufung ausgeschlagen hatten. «Es wäre schöner, und es wäre natürlicher gewesen, diese Chance zum Beginn eines ost-westlichen Gesprächs zu ergreifen und wenigstens vor dem Versuch nicht zurückzuschrecken.» Erklärte Pankok resigniert.⁸² Warum sollte man nicht um das Motto streiten, das über dem Präsidium stand: «Die Kunst ist eine Notwendigkeit für das Leben»? Das hatte kein Stalin verordnet, sondern Tolstoi geschrieben.

Zwölf Tage zuvor war Heinrich Mann verstorben. Der Neunundsiebzigjährige hätte kaum das Profil der Akademie bestimmen können, doch Becher rechnete mit seiner Autorität. Nicht nur, um Stimmen im Westen zu ködern, sondern auch die eigene Politik in der autoritären Partei durchzusetzen. In deren Büros wieder zum «Fall» abgestempelt, hatte er seine Mitarbeit aufgekündigt, dann aber doch den Posten des Vizepräsidenten angenommen. Die Mehrheit entschied für ihn, obwohl das Statut die Personalunion von Sektions- und Präsidialleitung ausschloss. Seine Wahl sollte «die Voraussetzung für die politische Führung und Koordinierung der Arbeit der Akademie mit der Partei sein». So zumindest nach dem Bericht ihres Direktors Rudolf Engel an das ZK der SED, wie der Vorstand sich seit dem III. Parteitag nannte. Darin wird mitgeteilt, dass Becher eben diese Funktion *nicht* erfüllt, dass er keinerlei Anstalten mache, irgendeine politische Aufgabenstellung zu suchen. Stattdessen habe er dem Verwalter erklärt, er sei eine nebensächliche Figur und hätte in der Akademie nichts zu sagen.⁸³

Das klingt nach arroganter Willkür, bedenkt man aber, dass Pieck seinem vermeintlichen Hofpoeten mehrfach die gleiche Distanz zur Parteipolitik vorwarf und Engel nicht aufgrund ästhetischer Leistungen, sondern im Auftrag der Partei zu seinem Amt kam, so verkehrt sich die Konstellation: Becher verweigert dem Apparat im Haus der Künste die Gefolgschaft. Eine ZK-Analyse vom Juni 1951 bestätigt die Differenz: Die Akademie arbeite, als habe es den III. Parteitag und ihr folgende Entschliessungen nie gegeben. Nirgends finde sich in ihrem Gebäude ein sowjetisches Bildwerk, das den Begriff des sozialistischen Realismus verdeutliche. Eine unkritische Toleranz herrsche gegenüber dem Formalismus. Becher, der Zweig bei der Leitung mehr helfen müsse, sei gegen die Bildung eines Parteiaktivs, in dem er eine Verletzung demokratischer Grundsätze, eine «Fraktionsbildung» sehe. Als Sekretär der Sektion Dichtkunst müsse er ersetzt werden, da er überlastet sei. Weil auch Marchwitza, Wolf, Weinert und die Se-

ghers ständig fehlten, beschränke sich die Arbeit auf die Herausgabe der Zeitschrift *Sinn und Form*, die «objektivistische, unkritische und ästhetisierende Züge» aufweise. Kurz: Der Akademie fehle eine straffere Führung, schnellste Berufung von Parteimitgliedern müsse sie im fortschrittlichen Sinne arbeitsfähig machen.⁸⁴

Wie im Fall des Kulturbundes denkt Becher nicht daran, als Stellvertreter der Partei deren einst geheimen und nun offen monopolistischen Herrschaftsanspruch durchzusetzen. Wenn *Sinn und Form* noch heute als eine der anregendsten Literaturzeitschriften der fünfziger Jahre gilt, so war dies nicht nur ihrem Chefredakteur Peter Hüchel zu verdanken, sondern ebenso demjenigen, der ihn eingesetzt hatte, um genau dieses Konzept hochklassiger Hefte für eine neue, nicht elitäre Elite zu wahren, und der ihren begrenzten Freiraum zu sichern suchte. Geschickt übertrug Becher als ursprünglicher Herausgeber die Verantwortung auf die Akademie, somit den Kreis ihrer Verteidiger erweiternd. Eisler und Brecht, die ihm wohl dazu rieten, traten später denn auch energisch für Hüchel ein, als die Linienwächter seine Ablösung forderten.

Nachdem ein Artikel, der Ende Januar 1951 in der *Täglichen Rundschau*, dem Organ der im Hintergrund waltenden Besatzungsmacht, unter dem Pseudonym «N. Orlow» endlich mit dem antidemokratischen Formalismus, einem Kult des Hässlichen und der «Entartung» in der Malerei der DDR aufzuräumen forderte,⁸⁵ noch immer nicht die erhoffte Resonanz fand, sah sich die Partei genötigt, auf ihrem 5. ZK-Plenum im März die Linie erneut festzuschreiben. Offener Widerspruch kam aus dem Kulturbund: «Wir brauchen einen weiten Spielraum für den Aufbau unserer neuen realistischen Kunst. Es sind deutsche Pedanten und Kleingläubige, die sie einzuengen versuchen. Es sind die grossen deutschen Künstler, die sich zu ihr bekennen und sie erweitern wollen.» Liess der *Sonntag* Ihering zu Wort kommen.⁸⁶ Formalismus zersetzt die Kunst, weil er die entscheidende Bedeutung des Inhalts, der Idee im Werk leugnet, beschloss dagegen das ZK. Denn nach Marx sei Kunst «eine Form der Erkenntnis der Wirklichkeit». Auch bei Orlow hiess es, Kunst sei eine Waffe im Befreiungskampf, deren Kraft darin bestehe, in verständlicher Form «dem Volke das Licht des Wissens und neue fortschrittliche Ideen» zu vermitteln.⁸⁷ Das Bestreben, etwas völlig Neues zu erschaffen, führe zum Bruch mit dem klassischen Kulturerbe, ergo zur «Entwurzlung der nationalen Kultur, zur Zerstörung des Nationalbewusstseins, fördert den Kosmopolitismus und bedeutet damit eine direkte Unterstützung

der Kriegspolitik des amerikanischen Imperialismus», folgte die Partei.⁸⁸

Hier geht es nicht um ästhetische Fragen. Verlangt wird ein Mittel der Aufklärung, der Verbreitung fertigen Wissens, der Propaganda für die eigene Friedenspolitik. Das war gut gemeint und hatte mit Kunst, wie sie Becher als *Aufstand im Menschen* umschrieb, nichts zu tun. Auch nichts mit Marx, der von Weisen der Weltaneignung sprach und gerade die gedankliche von der «künstlerischen, religiösen, praktisch-geistigen» zu unterscheiden forderte. Dabei hätten die indirekt – und falsch – zitierten *Grundrisse*, die 1939 zum ersten Mal in der Sowjetunion publiziert und erst 1953 in der DDR nachgedruckt wurden, durchaus eine Antwort auf das Phänomen des Zurückbleibens der Kunst geben können. Denn Marx notiert sich nur wenige Seiten darauf, dass «bestimmte Blütezeiten derselben keineswegs im Verhältnis zur allgemeinen Entwicklung der Gesellschaft» stünden und es weniger schwer sei, den Zusammenhang von Antike und Epos mit sozialen Entwicklungsformen nachzuweisen, als vielmehr zu verstehen, dass sie noch Kunstgenuss gewähren und «als unerreichbare Muster gelten».⁸⁹ Mit Marx wäre also zu fragen gewesen, weshalb die bürgerliche Klassik als Norm für sozialistische Kunst gelten sollte? Doch der politische Pragmatismus bemerkt den Widerspruch nicht. Die Marxsche Wissenschaft dient ihm funktional als selbst auswechselbare Herrschaftsideologie, statt in einer offenen Diskussion mit ihrer Hilfe zu grundlegenden Erkenntnissen zu gelangen.

So fällt das Ganze weit hinter ein Reflexionsniveau zurück, das im BPRS 20 Jahre zuvor erreicht worden war. Die neohegelianische Forderung von Lukács, die «Idee» oder das «Klassenbewusstsein» im Kunstwerk als die objektive Subjektivität der geschichtlich Handelnden in der Totalität der Handlung einzelner Geschichten zu gestalten und somit das Politische aus seiner verdinglichten Form der agitatorischen Rede in ein lebendig wirkendes Geflecht von Wider-Sprüchen aufzulösen, hatte sich mit differenzierten Begriffen auf der Höhe der intellektuellen Debatten seiner Zeit bewegt. Womit er schon damals schreibende Proleten vor den Kopf stieß. Denn sie verstanden den klugen Erben einer bürgerlichen Kultur nicht, die den Gebildeten Zeit und Raum gab, ihre Empfindungen und deren sprachlichen Ausdruck zu verfeinern. Auch wollten sie keine in sich vollendeten Werke für Museen und Bibliotheken schaffen, sondern zur Veränderung einer als unerträglich empfundenen Wirklichkeit drängen. Brechts Bestre-

ben, mit Kunst verschiedene Möglichkeiten des Eingreifens modellhaft zu analysieren, kam dem proletarischen Schreibimpuls näher und erfüllte zugleich, trotz aller Abwehr des Einfühlens in den schönen Schein einer organischen Welt geistig aufgehobenen Lebens, Lukács' Kriterium der Autonomie ästhetischer Gebilde, die nicht in Wissenschaft, Politik oder Moral aufgehen. Jetzt kehrt das unerledigte Problem des BPRS, seines nie fertiggestellten, geschweige denn eingelösten Programms wieder. Becher hatte es verdrängt, indem sein neuer Bund für ein breites Bürger-Bündnis eintrat, das die Arbeiterklasse zwar als modernste Produktivkraft titulierte, in Sachen Kunst und Kultur jedoch den Vorgaben hoher «Geister» vertraut, die ein «Auferstehungsdrang» von unten her sich aneignen und erneuern, vital transformieren müsste.

Nun sieht er, wie die Arbeiter im Parteiapparat mit den Schlagworten Shdanows die namhaftesten Gründungsmitglieder der Akademie – Lingner, Brecht, Legal und Palucca – in die formalistische Ecke treiben. Ihren Vizepräsidenten hätte die Hauptschuld treffen müssen, wie sie die ZK-Analyse wenig später auswies. Doch im Mai sollte Bechers 60. Geburtstag mit einem Staatsakt begangen werden. Also ging man nicht auf Konfrontation, sondern zitierte das verbale Eingeständnis des Zurückgebliebenseins aus seiner Parteitagsrede. Solch Vereinnahmung musste ihn mehr treffen als eine offene Anklage. Man solle in der Stellungnahme gegen den Formalismus achtgeben, nicht selbst zum Formalisten zu werden und die Entstehung einer neuen Kriegsliteratur im Westen zu übersehen, entgegnet das ZK-Mitglied. Mit massenwirksam realistischen Mitteln wälzten immer mehr Memoiren alle Schuld am verlorenen Krieg auf Hitler ab und verklärten den deutschen Soldaten wieder zum Besten der Welt. Auf dem Parteitag habe er ein ideologisches Zurückbleiben gemeint. Es gehe um ein Ordnen der Gedanken und den überzeugenden Nachweis, dass Abstraktion in der Kunst Entmenschlichung bedeute. Die Grösse der klassischen Vorbilder bestehe darin, dass sie «auf der weltanschaulichen Höhe ihres Zeitalters standen», dass sie den «Geist ihres Zeitalters in seiner ganzen Universalität» repräsentierten. Ihnen nachfolgen und eine eigene Tradition wahren hiesse demnach sich ebenso zu bilden, sich alle Wissens- und Bildungsschätze anzueignen, welche die Menschheit als bestes Geistesgut aller Völker und Zeiten hervorgebracht habe. Deshalb wiederholt er zuletzt seinen Vorschlag, Reproduktionsmuseen zu schaffen, kleine, mobil einsetzbare Ausstellungen hochwertiger Bildwiedergaben, an denen sich das Erbe studieren lasse. Im Prozess des Kopierens hätten viele ihren ei-

genen Stil entdeckt, während es der Fehler «unserer» Literatur und Kunst sei, aus Furcht vor Nachahmungen, ohne sichtbar bestimmenden Einfluss zu eklektischen Werken zu gelangen. Das Gute schöpferisch weiterzuentwickeln könne nicht die Aufgabe einer einzigen Stelle sein, sondern bedürfe der Zusammenarbeit aller Instanzen, Verbände und Redaktionen.⁹⁰

Becher wechselt die Argumentationsebene: Die Entgegensetzung von Formalismus und Realismus wird nicht abstrakt moralisierend als Kampf für Krieg oder Frieden sanktioniert, sondern wahrgenommen, wie realistische Mittel längst einem Vorkrieg in den Köpfen dienen. Statt den wirklichen Gegner formalistisch zu verkennen, fordert er die Ideologen der Partei auf, den Zusammenhang von Abstraktion und Selbstverlust nachzuweisen, den seine *Aufstand-Passagen* im *Tagebuch* mit dem Begriff der Verdinglichung umschreiben. Dazu aber müssten sie sich selbst weiterbilden, sich den Reichtum der Weltkultur aneignen, wie Lenin einst gegen den Proletkult einwand, und nicht auf ihrer Monopol-Stellung beharren. Und schliesslich gilt es die Technik zu nutzen für ein wirkliches, ein effektives Studium der Klassik, das die Herausbildung einer Vielfalt eigener, an meisterhaften Vorbildern gründlich geschulter Stile ermöglicht.

Wie aber kann aus Nachahmung ein selbständiger Stil erwachsen, ohne nur epigonal das Schema einer eingeübten Form zu reproduzieren oder sich in manierierter Originalität zu gefallen? Auf der Suche nach einem adäquaten Ausdruck seiner Rebellion, seines Verlangens nach Anerkennung, gesteigert zum masslosen Begehren nach dem totalen Glück, der Erlösung vom ungeliebten Ich in einer höheren Welt universaler Verbundenheit, hat sich Becher Sprachkostüme von Kleist, Rimbaud, Hölderlin und Nietzsche ausgeborgt, Anleihen bei Dehmel, Heym, Marinetti, Grosz und Majakowski aufgenommen, um schliesslich wieder zum klassischen Bildungsgut des 19. Jahrhunderts zurückzukehren, das ihn in Gestalt der väterlichen Bibliothek, allwöchentlicher Hausmusik und der Meisterkopien seiner Grossmutter in der Kindheit umgab. Bildungsbürgerlicher Idealismus war der Glaube, im Besitz einer höchsten Weltanschauung, die das Ganze der Geschichte übersieht und daher aus der Erklärung des Vergangenen das notwendig Kommende abzuleiten vermag, den «Geist des Zeitalters» zu repräsentieren. Insofern unterschied den Dichter von der Partei, was ihn mit ihr verband: der Anspruch, allein die verbindlichen Zeichen der Zeit zu setzen.

Andererseits stellt die Aufforderung, eine eigene Ausdruckskraft

im Umgang mit Reproduktionen zu entwickeln, eben diese Exklusivität doppelt in Frage. Das Werk des grossen Einzelnen wird der Vermassung preisgegeben und der namenlosen Masse eine Individualisierung zugemutet. Ein Vergleich mit Benjamins Bemerkungen zum Wandel des *Kunstwerks im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* öffnet den Blick für weitere Ebenen: Im Herbst 1935, nachdem der Pariser Kongress auf dem Gegensatz von Kultur und Barbarei eine antifaschistische Einheitsfront von kommunistischen und bürgerlichen Intellektuellen zu gründen versucht hat, notiert der distanzierte Beobachter, die «Umwälzung des Überbaus» verlaufe viel langsamer als jene des «Unterbaus». Ein halbes Jahrhundert habe es gebraucht, um die Veränderung der Produktionsbedingungen kulturell zur Geltung zu bringen. Das Vordringen der Technik in die Kunstproduktion, die Vervielfältigung des einzelnen Werks, zerstöre dessen «Aura», seinen Schein einer mystischen Einmaligkeit. An die Stelle des Kultwertes für wenige Eingeweihte, trete der Ausstellungswert von Gegenständen, die ein zerstreutes Publikum mit Sachkenntnis aufnimmt. Diese neue Weise der technisch organisierten Wahrnehmung realisiere sich im Film, in einer kontinuierlichen Abfolge diskontinuierlicher Bilder, deren schockartig wirkende Schnitte keine Andacht zuließen, dafür aber Räume und Zeiten durch Grossaufnahmen sowie Zeitraffer und -lupen erschliessen. Die Revolutionierung des Sehens durch Filmbänder, der die Produktion am Fliessband entspreche, mache aus dem reaktionärsten Publikum der Malerei eines Picasso gegenüber das fortschrittlichste im Kino, wo die Proleten über Chaplin lachten, da sie in seinen zerhackten Gesten ihrem eigenen Verhalten unter dem Zwang maschinalisierter Verhältnisse begegneten, während die Bürger nur über den Verlust der erhabenen Ausdruckswelt des Theaters klagten. Fachmännisch werde der Umgang mit dem Objektiv getestet und weniger die Subjektivität des Einzelnen bewundert. Der Faschismus hingegen lasse die Massen zum Ausdruck, nicht aber zu ihrem Recht kommen. Er formiere sie in der theatralischen Pose des Kriegers, statt die Eigentumsverhältnisse zu ändern. Der Ästhetisierung der Politik antworte die kommunistische Politisierung der Kunst, mithin die Selbstorganisation und -kontrolle der Massen im Medium des Films, der den Spielraum bewussten Handelns durch Wahrnehmung bislang unbewusster Vorgänge mit Hilfe der Technik erweitere.⁹¹

Der Aufsatz war zunächst in der New Yorker *Zeitschrift für Sozialforschung* auf Französisch erschienen, wobei Horkheimer mit Rücksicht

auf ihre Lizenz- und Kapitalgeber marxistische «Reizworte» glätten liess.⁹² Das deutsche Original wollte Benjamin in der *IL* publizieren. Doch schrieb er nicht an Becher, der schon einmal sein Programm für ein kommunistisches Kindertheater als praxisferne Theorie abgelehnt hatte, sondern übersandte Reich das Typoskript. Der zeigte sich wenig angetan, so dass Brecht und *Das Wort* als letzte Hoffnung blieben. Brecht aber fand die Rede vom Zerfall der Aura mystisch und grauhaft als Wendung gegen die Mystik der Nazis.⁹³ Auch eine Debatte über den Text im Pariser SDS schlug fehl. Benjamins sarkastischer Kommentar, die Genossen müssten sich seiner instinktiv erwehren, da er ihren eingespielten belletristischen Betrieb gefährde,⁹⁴ traf genau die Scheinradikalität der Parteiphrasen, in deren Rücken ein anachronistischer Kult um die hohe Kunst und den grossen Einzelnen, den heroischen Realismus und Stalin als seinen Gralswächter, wuchern konnte. Horkheimers Betrieb hatte sich jedoch nicht minder angepasst. Weshalb Brecht in den Institutsleuten Weisswäscher des Kapitals erblickte, und in der Sowjetunion trotz wohlkalkulierter Distanz die einzige Macht, die den Siegeszug des Faschismus aufhalten konnte.

Der Ansatz, der die Forderung Bendas einlöste, der abendländischen Geistesradition eine Kulturtheorie vom Primat der Technik her gegenüberzustellen, blieb im besten Sinne fragwürdig. Konzentriert auf die Avantgardekunst der zwanziger Jahre hält er noch an der Utopie einer kritischen Selbstorganisation proletarischer Massen durch Aneignung des technischen Fortschritts fest, als wären sie nicht gerade selbst blind ihren Führern Hitler und Thälmann oder dem Reichsbanner gefolgt. Und wie war das in dem Pariser Vorstadtkino, wo Becher 1935 die Hitler-Jugend in den Krieg marschieren sah? Lilly wäre gewiss nicht entgangen, wenn die Bilder einen kollektiven Schock ausgelöst hätten, doch sie weckten kein Gespür für die Gefahr und kein Verlangen nach Widerstand. Denn der Film an sich ist wie kein anderes Medium geeignet, seine Betrachter an eine schockierende Wirklichkeit zu gewöhnen. Nicht nur für Hollywood-Horror gilt: Je grauenvoller der Anblick, je aggressiver die Schnitttechnik, desto unempfindlicher wird das Publikum, schlägt das Mitleiden mit der geschundenen Kreatur in den lustvollen Genuss an Bildern um, die das Normale, die Grenzen des Erlaubten überschreiten. So mochte die Wiederaufrüstung des geschlagenen Deutschlands bei seinen «Erbfeinden» wohl ein Gruseln erregen, das kaum länger anhielt als beim Blick in eine düstere Schaubude, wenn man nicht lachte über den tod-

ernsten Drill der Nachbarn. Als Bedrohung wahrgenommen wurde sie nur von einem vereinzelt Intellektuellen, der mit einem Entwicklungsroman gegen die Wiederkehr des Krieges anzuschreiben begann.

Technische Reproduktion zerstört nicht allein die «Aura», den heiligen Schein entrückter Dinge, sie kann ihn ebenso künstlich reproduzieren. Auch der Gedanke, die Kunst sei «aus ihrer Abhängigkeit von dem sogenannten Talent durch ihre innigste Verbindung mit didaktischen, informatorischen, politischen Elementen» vorm Verfall zu retten, um ihre ursprünglich magische Brauchbarkeit wiederzugewinnen,⁹⁵ klingt radikaler als er ist: Er war verständlich als Kritik am faschistischen Kult des Genies, bedenkt jedoch nicht, dass Hitler sich als ein solches gerade mit den Mitteln modernster Reklame-Technik inszeniert hat, weil er kein Talent zu echter Kunst besass. So hatte Becher 1946 den Faschismus aufzuarbeiten gefordert, dessen Herkunft er zwei Jahrzehnte zuvor in der *Bankier-Novelle* als Verselbständigung des Ästhetischen jenseits sozialer Verantwortung beschrieb. Auch er wollte die Kunst aus ihrer Selbstzerstörung in der technisch beliebigen Machbarkeit jeglicher Form durch Rückbindung an Didaktik, Information und Politik retten. Und gerade die Anti-Formalisten der Partei hätten den Satz zu ihrer Losung erheben können, da sie ebenso abstrakt Erziehung, Aufklärung und Engagement forderten, in konkreter freilich etwas anderes meinten.

Dass Benjamin Proletariat und Technik nicht genug dialektisierte, dass er die Rolle der Theorie unterschläge, derer es nach Lenin zu ihrer Vermittlung bedarf, hatte ihm Adorno sogleich mitgeteilt. Die Proletarier hätten den Bürgern nichts voraus, ausser dem Interesse an der Revolution, deren Zweck die Abschaffung der Angst sei, trügen ansonsten aber alle Spuren der Verstümmelung des bürgerlichen Charakters.⁹⁶ Becher wandt sich 1919 von der KPD ab, als er sah, dass auch dieses Interesse noch Warencharakter trug, dass die Arbeiter sich nur selbst in den Besitz von Autos und Seidenstrümpfen bringen wollten, statt einem anders reichen Leben zur Freiheit zu verhelfen. Nach seinem Wiedereintritt in die Partei wies er in Gedichten und in *Levisite* auf die gutbezahlten Facharbeiter, die sich in Sicherheit wiegten und nicht wahrnahmen, wie die selbst gefertigten Granaten das Haus anderer und ihr eigenes zerstören werden. Als Adorno den Aufsatz 1955 zum ersten Mal in der deutschen Endfassung herausgab, schritt die erneute Remilitarisierung, die technische Reproduktion der Landesteilung im Doppelzeichen von Wirtschaftswunder und Kaltem

Krieg unaufhaltsam voran. Noch ein, zwei Jahrzehnte vergingen, bis der Impuls einer materialistischen Ästhetik, die Kunst als eine Form geschärfter Wahrnehmung im medialen Wandel versteht, im Westen aufgegriffen wurde. Da konnte der Marxismus von den Lehrstühlen herab in all seinen Spielarten diskutiert werden, eben weil die Debatte nicht in Eigentumsverhältnisse eingriff, deren Verwertung sie effektivisierte, indem neue Kräfte auf die alten Posten kamen, die im Namen der Moderne die Potenzen der Technik von den Fesseln konservativer Werte befreiten.

Im Osten aber, wo das Privateigentum dem Zugriff des neuen Staates weichen musste und die Einheitspartei den Anspruch erhob, die alten Besitztümer im Interesse der Volksmassen planmässig zu nutzen, war jede Abweichung vom Vorbild der «siegreichen Sowjetunion» tabu. Gerade weil die Revolutionierung des Zarenreichs, seine zweimalige Verwandlung aus einem kriegszerstörten Agrarland in eine Industriemacht zur Abwehr einer antikommunistisch aufgerüsteten Zivilisation ungeheure Opfer gebracht hat, Selbstaufopferungen und Terror ohnegleichen, konnte und durfte man sie nicht in Frage stellen. Alles hätte seinen Sinn verloren. So wiederholt sich das Dilemma der kommunistischen Intellektuellen: Wer der klassischen Funktion eines Aufklärers treu bleiben und die reine Theorie vor der schmutzigen Praxis verteidigen will, muss von der Wirkungslosigkeit seiner Ideen künden. Und wer Ideal und Wirklichkeit im Prozess der Geschichte zu versöhnen, sie als zwei Momente einer Veränderung zu begreifen sucht, ist gezwungen, die erfahrene Not zur Tugend einer gesetzmässigen Entwicklung zu (v) erklären.

Wie in Stalins Parteigeschichte, nach deren Lehren in Budapest und Sofia 1949 die ersten Schauprozesse gegen Rajk und Kostow einsetzten sowie Untersuchungen für weitere in Prag und Warschau anliefen. Dass ein solcher auch in Berlin bevorstand, war einer Erklärung des ZK der SED vom August 1950 zu entnehmen. Die Führung bekannte sich zu mangelnder Wachsamkeit angesichts der Verbindungen ehemaliger Emigranten zu Noel H. Field, die der Rajk-Prozess «aufgedeckt» hatte. Field war das Muster eines Kosmopoliten: 1904 in London als Sohn eines Biologen geboren, aufgewachsen in Zürich, nach einem Harvard-Studium ins State Department aufgenommen, wurde er 1936 zur Abrüstungsabteilung des Völkerbundes nach Genf entsandt. In deren Auftrag ging er nach Spanien, wechselte 1940, enttäuscht vom Versagen des Bundes, zum Unitarian Service

Committee, einer US-Wohlfahrtsorganisation nach Marseille und übernahm 1942 deren Europa-Zentrale in Genf. Wie der Vater als überzeugter Quaker im ersten Weltkrieg Lebensmittelhilfen organisierte, so tat der Sohn das seine, um Verfolgten in dem zweiten Gemetzel beizustehen. Wer ihn kannte, beschrieb den unauffälligen Mann als einen selbstlosen Idealisten, dessen Geldern, Visa und Kontakten Hunderte von Emigranten ihr Überleben verdankten. Da zu seinen Beziehungen jedoch auch Allan Dulles, der europäische Leiter des OSS gehörte, den er einst bei Abrüstungsverhandlungen kennengelernt hatte und der später die Gründung der CIA übernahm, erschien er den Sicherheitsleuten besonders gefährlich. Dass Field in den USA als Sowjet-Spion verdächtigt, aber nie vor einen McCarthy-Ausschuss geladen wurde, und dass er nach Auflösung des Büros 1947 nicht in seine Heimat zurückkehren wollte, sondern führende Kommunisten in Prag, Warschau und Berlin bat, nun ihm mit einer akademischen Stelle in seinem Fachgebiet der Politikwissenschaft zu helfen, passte ins Schema eines Superagenten. Im Mai 1949 wurde er in Prag verhaftet, wenig später auch seine Frau auf der Suche nach dem Verschwundenen und im Jahr darauf ihre Pflөгetochter bei Erkundigungen in Berlin.

Im Rajk-Prozess und in der ZK-Erklärung fungieren sie als Schlüsselfiguren einer schon im Krieg geplanten Infiltrierung der kommenden Regierungsparteien. Bis westliche Geheimdienste die noch immer verweigerte Einsicht in ihre umfangreichen Field-Akten gewähren, bleibt vieles im Dunkeln. Auch die seltsam verspäteten Memoiren seines Bruders erhellen nur wenig. So wäre durchaus denkbar, dass ein hoher Offizier der polnischen Sicherheitsorgane, der 1953 in den Westen ging, als Doppelagent im Auftrag der CIA Moskau wissen liess, der Kommunistenfreund sei in Wahrheit ein Meisterspion, um die Selbstzersetzung des Ostens auszulösen und Dulles Rache zu gewähren, der im Nachhinein erkannte, dass der Idealist ihn einst zur Rettung seiner Genossen benutzt hatte.⁹⁷ Eine Intrige von Shakespeare-Format, die jenseits ihrer faktischen Beweisbarkeit den Geist der Zeit illustriert.

Stalin und Berija bot Field, wie auch immer sie auf ihn stiessen, eine Gelegenheit, die Disziplinierung des Ostblocks auf Mitteleuropa auszudehnen. Vielleicht glaubten sie auch der Legende, die ihnen nützlich erschien. Indem sie den Ost-West-Gegensatz in die Zeit des gemeinsamen Kampfes, des New Deals der Alliierten vorverlegt, rettet die Konstruktion das Weltbild der alten Klassenkämpfer. Ihr Vertrauen in den

Gegner, ihr Verrat an der eigenen Ideologie, war sie nicht ein Anfall von Schwäche, den nur rücksichtslose Härte gegen sich selbst, gegen jedes Versöhnlertum im eigenen Herrschaftsbereich wiedergutmachen konnte? So hatte der Stählerne in all seinen Rechts-Links-Wendungen reagiert. Die Vernehmer vermissten keine Wahrheit, ihr Job war es, aus den Inhaftierten die Geständnisse herauszuholen, für die sie bezahlt wurden. Da es sich bei denen um treu ergebene Stalinisten handelte, leugneten sie alle Vorwürfe und wurden gefoltert, bis sie die richtigen Aussagen beherrschten, die ihre Richter abfragten wie perfekt eingespielte Tonbänder, nachdem man die Angeklagten aus Kellern in Villen emporgeholt, die zerschlagenen Leiber sorgsam genährt, mit künstlichen Sonnen gebräunt und ihnen zuletzt versichert hatte, sie würden nur zum Schein verurteilt, um der Sache zu dienen und irgendwo unter anderem Namen ein neues Leben mit ihren Familien zu beginnen. Nur die Fields, die nicht in der Dialektik Stalins aufgewachsen waren, wurden von ihrem Vollzug verschont, traten weder als Angeklagte noch Zeugen in Erscheinung, da ihre ganze Existenzweise der total entleerten Prozessform widersprach. Allein Pressemitteilungen führten sie in ihrer «moralischen Ver lumpung» vor Augen, in einer «widerlichen Dreiecks-Ehe», die sie als «Angehörige der verfaulenden kapitalistischen Klasse» auswies.⁹⁸ Jene Offiziere aber, die meinten, sie würden das Volk gegen die Hinterlist der faulen Ausbeuter verteidigen, wurden irre oder quittierten den Dienst. Denn was in dieser absurd grausamen Inszenierung von Recht und Moral Gestalt annahm, war nicht das Verlangen nach Gerechtigkeit, das einmal Kommunismus hiess, sondern die Herrschaft einer Rationalität, die sich im Vakuum ihrer abstrakten Zwecke selbst vernichtet.

Was wusste Becher von dem verunsichernden Sicherheitsdienst, der nun auch in der DDR ein eigenes Ministerium erhielt? Die Romantik des Parteisoldaten, der 1927 mit Reich als unbefangener Passant das Haus der GPU besuchen wollte,⁹⁹ die er im *Grossen Plan* als das «Auge der Revolution», als Organ einer Selbstkontrolle der Massen mit filmischen Mitteln feiert, war spätestens mit der grossen Säuberung der Angst um das eigene Leben und dem mutigen Versuch einer anderen Politik in seinem Einflussbereich gewichen. Er, der im Par teiauftrag die deutsche Fassung der KPdSU-Geschichte mitredigieren musste, sprach nie wieder von dem Machwerk und vermied jeden

Kommentar zu den neuen Schauprozessen. Pieck verlangte Wachsamkeit, er noch immer Kultur als Dialog zwischen Andersdenkenden. Das ZK erklärte den Parteiausschluss des Politbüromitglieds Merker, der in der französischen Exilleitung über Field Kontakt zur Schweizer Emigration hielt und sich 1948 um dessen Berufung an die Leipziger Universität bemüht hatte, sowie die Amtsenthebung von Langhoff und anderen Genossen aus dem westlichen Exil. In allen Grundorganisationen war Schluss zu machen mit «versöhnlerischen Tendenzen» gegenüber Funktionären, die in der Vergangenheit Fehler begingen, trotzkistischen Organisationen angehörten und in neuer Form ihre Sabotagearbeit weiterführten.¹⁰⁰ Becher, der mit dem Kulturbund die namhaftesten und eigensinnigsten Westemigranten ins Land geholt hatte, sabotiert den ZK-Beschluss zum Formalismus und weigert sich, ein Parteiaktiv an der Akademie zu bilden. So dass sie entmachtet, im Juli 1951 über die vermeintlich höchste Instanz hinweg eine «Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten» sowie ein «Amt für Literatur» als Nachfolger des Kulturellen Beirats verordnet wird. Und statt selbst ein vorbildliches Werk des sozialistischen Realismus zu verfassen, schreibt er ein verqueres Tagebuch, dem Bloch zur gleichen Zeit attestiert, es sei ein wundersam menschenhaftes, nichtschematisches Meditationsgebilde mit dem beglückend freioffenen Horizont der wirklichen und bewährten marxistischen Treue, das viele Funktionäre als Medizin gebrauchen sollten. So bat der Philosoph des *Prinzips Hoffnung* den auf andere Art hoffenden Autor um Vermittlung eines Gesprächs mit Ulbricht, das seiner Missachtung als «liberal-scholastische Bürgerware» ein Ende bereiten sollte, da er sich doch längst als parteiloser Bolschewik erwiesen habe mit seinen Erläuterungen zu den – Moskauer Prozessen.¹⁰¹

Kurzichtig daher, wer des Wortreichen gedenkt und den Politiker, in dessen Rückhalt die Leipziger Schule gedieh, vergisst. Darin bestand ja seine Strategie: von oben her Räume zu öffnen, die von unten kreativ lebendig ausgefüllt werden könnten. Dies hatte er im BPRS versucht, mit der gleichen Intention den Bund gegründet und ebenso wollte er die Akademie leiten. Nicht als ein Vehikel zur Indoktrination parteilich verordneter Formen. Wichtiger erschien ihm eine Verständigung mit den Grossen des Bürgertums, um die Hysterie des Kalten und schon wieder heissen Krieges, mit dessen Entfaltung kleinere Geister auf beiden Seiten beschäftigt waren, zu überbrücken. Nachdem Becher im Dezember 1950 trotz demonstrativen Austritts von Pechei, Plievier und Birkenfeld in Wiesbaden erneut zu einem

der drei Präsidenten des deutschen PEN-Clubs gewählt und von Döblin in der Mainzer Akademie für Wissenschaft und Literatur empfangen wurde, schrieb er letzterem: Es habe sich die Möglichkeit gezeigt, bei aller Gegensätzlichkeit «eine gemeinsame Grundlage für geistige Auseinandersetzungen und friedliches Handeln zu finden». Nun sollten ihre Akademien das Gespräch aufnehmen. Auf die Entgegnung hin, der direkte persönliche Kontakt im Rahmen des PEN sei fruchtbarer, präzisiert er seinen Vorschlag: Döblin und Zweig könnten je einen Vortrag zu einem selbstgewählten Thema in Berlin und Mainz halten, jeweils drei Autoren aus ihren Werken lesen und beide Seiten ihre Publikationen regelmässig austauschen sowie sich gemeinsam an die Münchner und Darmstädter Akademie wenden, um zu ähnlichen «Arrangements» zu gelangen.¹⁰²

Zweig war Erstunterzeichner der Briefe, doch das Ganze eine typische Becher-Idee. Döblin kannte den Gestus noch von der «Gruppe 1925» her, die einst gegen ein «Schund und Schmutz»-Gesetz zur Bemäntelung der politischen Zensur in der Weimarer Republik antrat, als der andere des Hochverrats angeklagt wurde. Wusste Becher, dass auch *Berlin Alexanderplatz* der Säuberung von Bibliotheken zum Opfer fiel, zu der er die Genossen aufgerufen hatte? Er selbst wird mit gewachsener Umsicht den Verriss des Romans in der *Linkskurve* so bereit haben wie seine Verhöhnung Heinrich Manns. Im Labyrinth des Alltags aber waren eifrig ängstliche Angestellte, die man für den fortschrittlichen Charakter ihrer Büchereien verantwortlich machte, im Zweifelsfall eher bereit, den Titel eines ihnen wenig bekannten Autors unter die Schundwerke der Kosmopoliten zu rechnen.¹⁰³ Zumal bei einem schwierigen Buch, das auch im Westen erst 1955 wieder bei Ullstein erschien und zur gleichen Zeit im Verlag Das Neue Berlin.

Der Sohn eines jüdischen Schneidermeisters hatte Berlin am Tag nach dem Reichstagsbrand verlassen, war über die Schweiz nach Paris und 1940 weiter in die USA geflohen. Gescheitert beim Versuch, für die Filmindustrie zu schreiben, und als Ausländer ohne Recht, seinen Arztberuf auszuüben, musste er von Arbeitslosenunterstützung und später von Zuwendungen einer Stiftung leben. Halt fand Döblin im katholischen Glauben sowie in der Arbeit an einer Trilogie über die Novemberrevolution. Im Herbst 1945 fuhr er nach Frankreich zurück, übernahm als Kulturoffizier die Zensurbehörde der Besatzungsmacht in Baden-Baden und kam erst zwei Jahre darauf das erstmal nach Berlin. Die Unterhaltung im Hause Bechers sei das wirklich Po-

sitive seiner Reise gewesen, schrieb ihm Döblin, denn sie beide hätten sich verändert. Er selbst mehr ins Metaphysische, während Becher reif geworden sei, ganz einfach seine Gedichte, die er ins *Goldene Tor* aufnahm, eine Zeitschrift im Zeichen des Golden Gate von San Francisco, dem Gründungsort der UNO. Polemik sei wertlos, wichtig nur, bei aller Verschiedenheit zu produktiver Gemeinschaft zu finden. Denn: «Wir sind nicht identisch mit den Staatsformen in denen wir leben.»¹⁰⁴ Und noch als Becher dem Siebzigjährigen versichert, sie sprächen als Freunde gegeneinander und seien als Gegner dennoch befreundet, erwidert der Jubilar, er sehe nur unverminderte Verbundenheit, da das Christliche für ihn die frühere Haltung zur Arbeiterschaft einschliesse.¹⁰⁵

Nach Gründung der Mainzer Akademie durch Döblin und von Molo im Juli 1949 fand Becher jedoch den Osten ausgegrenzt. Allein Kellermann wurde aus der SBZ hinzugewählt. Die Antwort, es gehe nicht um die Repräsentanz von Zonen, sondern um den literarischen Rang einzelner Personen, traf die Sache nicht ganz. Denn an das Niveau von Bergengruen, Kasack, Kassner und Kolb reichten Werke von Zweig, Brecht, Seghers und Becher durchaus heran. Nur wäre deren Aufnahme ein Politikum gewesen wie umgekehrt die Bereitschaft, in der Berliner Akademie mitzuarbeiten. Davon will Döblin nichts wissen, als er den Vorschlag eines offiziellen Austauschs zwischen beiden Institutionen ablehnt: Es bedürfe nicht der umständlichen Maschinerie einer Organisation, um miteinander zu sprechen. Einzige Voraussetzung sei die absolute Offenheit und völlige Unabhängigkeit jedes Einzelnen. Nicht als Abgesandte verschiedener Gruppen, sondern als Angehörige derselben Sondergruppe, als «Männer des Geistes» müsse man zusammenkommen und zunächst die gegebenen Bindungen feststellen, die «tabu bleiben», um an praktische Themen heranzugehen und zu konkreten Resultaten wie der wechselseitigen Zulassung von Schriften zu gelangen.¹⁰⁶

Dem Gedanken, durch Ausklammerung des Trennenden reelle Fortschritte zu erreichen, entsprach Bechers echt dialektische Wendung von der Freund- und Gegnerschaft, an der er festhalten wollte, als die Partei sich wieder zur Einschwörung auf ihre alten Feinde umwandte. Doch der PEN, den Döblin für einen idealen Diskussionsrahmen hielt, war gerade dabei, sich in einen Boxing zu verwandeln, in dem Becher vor laufender Kamera ausgepunktet werden sollte. Dabei hagelt es Tiefschläge en gros, an denen das Publikum sich ergötzt. Auch dieser Clinch hat eine Vorgeschichte: Auf dem Internationalen PEN-Kongress in Kopenhagen, dem Kästner im Juni 1948 aus Protest

gegen eine Garantiekommision fern blieb, die alle Mitglieder des neuen deutschen Zentrums auf ihre NS-Vergangenheit überprüfen sollte, hatte Becher mit einer freien Rede die Zustimmung zur vorliegenden Gründerliste ohne peinliche Befragung erworben. Auf der Liste standen 20 Namen, neben dem seinen Plievier, Renn, Seghers, Wiegler und Wolf aus der SBZ sowie Weisenborn und Kasack, nach Protest im *Tagesspiegel* gegen eine kommunistische Alleinvertretung vom SDA speziell für (West-)Berlin bestimmt. Auf ihrer konstituierenden Sitzung wählten sie im November Hermann Friedmann, Becher und Erich Penzoldt zu gleichberechtigten Präsidenten und Kästner zum Sekretär des PEN-Zentrums. Zwölf Monate darauf entschuldigte sich Becher, dass er zur Jahrestagung nach München nicht kommen werde, da sein Kulturbundkongress für die folgende Woche vorzubereiten war, liess jedoch anfragen, warum man Hermlin und Hüchel nicht einlud. Ohne Teilnahme eines Autors aus dem Osten wurden Friedmann und Becher im Amt bestätigt, wechselten Penzoldt und Kästner ihre Funktionen und erbrachte die Zuwahl von 94 Mitgliedern, von denen nur neun in der DDR wohnten, ein gravierendes Übergewicht des Westens. Dennoch gab 1950 in Wiesbaden von 24 Anwesenden nur einer nicht seine Stimme für die Wiederwahl Bechers. Plievier, Pechel und Birkenfeld hatten als Mitwirkende des Lasky-Kongresses gefordert, sich von dem «Wortführer eines Systems der kulturellen Unfreiheit» und seiner Gruppe zu trennen. Edschmid erklärte als neuer Sekretär, den Anwesenden sei der ganze Vorgang unbekannt. Friedmann fand zwar die Äusserungen Bechers gegen die Westberliner, deren Spektakel er selbst ferngeblieben war, auch bedenklich, wollte jedoch den Streit einem Ehrengericht der Londoner Exekutive unterbreiten, da nur sie über ein Gründungsmitglied zu entscheiden hätte.

Worin die Verteidiger der wahren Kultur ein Ausweichen vor einem ihrer schlimmsten Feinde sahen: *An einen Staatsklaven-Bildner* schrieb Stefan Andres, den er nicht als Person anrede, sondern als Vertreter eines Menschentyps, wie er in jeder Diktatur hochkomme. Einer, der mit parteireligiöser Inbrunst vor der Gesinnungspolizei seinen nicht gelebten Glauben mime, der um jeden Preis im Futtertrog sitzen wolle. Ein Sklave, der mit seinen Ketten protze und die Freien in Frieden lassen solle mit Freundschaftsangeboten, «im Hanfsamen zu Füßen des Moloch, in dessen ehernem Glutbauch die Stimmen der verbrannten Opfer heulen»¹⁰⁷. Das waren starke Bilder wie beim frü-

hen Becher. Scharfe Munition gegen jene Vergötzung des Friedensherrn Stalin und seines Aussenministers Wyschinski, die das Höllenfeuer im Innern des Sowjetreichs verschwieg. Doch welche schwache Moral, die in selbstgefälliger Verachtung blind ist für den anderen Brand, den die freie Welt um ihres Wohlstands willen nährt!

Auch Rudolf Hagelstange, ein jüngerer Lyriker, der von Ost nach West ging, hatte mit seiner Klage über den *Verrat aus Furcht* nur zur Hälfte recht. Es war nicht nur «Verrat des Geistes am Geist», nicht bloss Furcht vor Auseinandersetzung aus eigener Standpunktlosigkeit, die das Wahlergebnis der zumeist älteren PEN-Mitglieder zustande brachte.¹⁰⁸ Mit der Erfahrung eines längeren und auch an Widersprüchen reicheren Lebens mochten viele, gleich Döblin, eine sachlich-kritische Verständigung der leidenschaftlich auftrumpfenden Polemik vorziehen. Musste ein «Arrangement», eine Übereinkunft, wie sie Becher zwischen den deutschen Akademien anstrebte, denn heissen sich zu arrangieren, sich billig mit dem Bestehenden abzufinden? War es nicht viel unbequemer, auf dem Weg des Dialogs, im wechselseitigen Abbau aufgestauter Feindbilder gemeinsam Freiräume zu schaffen, statt lautstark über die Unfreiheit des anderen zu monologisieren?

Aber Lasky liess nicht nur die Autoren gegen den «prominentesten Kulturfunktionär Sowjetdeutschlands» auffahren, der zwar gewisse Verdienste um den PEN habe, mittlerweile jedoch dessen freiheitliche Grundsätze ständig mit Füßen trete, im gleichen Heft des *Monats* kam auch Bechers Sohn zu Wort. Der hatte im Dezember 1950 seinen Vater aufgesucht. Zum erstenmal seit 1934 standen sie einander gegenüber. Zwei Männer, verbunden durch den Gleichklang ihres Namens und eine gewisse Ähnlichkeit in der Physiognomie. Der eine war einst in die Mutter des anderen verliebt, hatte Nöte und Hoffnungen einer Zeit mit ihr geteilt. Bis beide ihrer Wege gingen, nicht weil die Partei es befahl. Dass der Junge eines Tages kommen und klagen würde um die gestohlene Kindheit, hatte der Vater in einem seiner bittersten Gedichte vorausgesehen. Sich die Furcht eingestanden, an dem Sohn zu verüben, was er selbst einst erlitt. Das Erbe, nicht lieben zu können. Nun war das Kind zweiundzwanzig, Vater eines Sohnes, den er verstossen wird. «Will hierbleiben. Eine peinliche Fremdartigkeit, die ich mich bemühe, ihn nicht fühlen zu lassen, die aber dadurch umso deutlicher ihm entgegentritt. Ich befürchte von ihm eine Geste der Zärtlichkeit und ziehe mich hinter Geschäftliches zurück, jedes Menschliche versachlichend. Vorerst gelingt mir diese Verdinglichung.» Notiert Becher im *Tagebuch*. Der Reflex kälter als der Vor-

kälter als der Vorgang. «Der fremde Sohn. Wobei ich bestrebt bin, durch Hervorrufung von Erinnerungen die Entfremdung zu bannen, was noch mehr Befremden zur Folge hat. Nicht gerade verdächtig, aber doch undurchsichtig, ein Stich ins Unheimliche, Rätsel: wer ist er nur?»¹⁰⁹

Was will er wirklich, der Fremde, der aus England kommt, in einem Augenblick, da sämtliche Westemigranten im Verdacht des Verrates stehn, und jene vor allem, die – mit Hilfe von Fields Bruder – aus Prag nach London flohen. Unmöglich, ihn jetzt im Regierungsviertel zu empfangen. Gerade jetzt, da sich im Westen ein Weg eröffnet, der seinen Spielraum in der Partei erweitern könnte. Am 16. Dezember, zwischen den Eintragungen, fährt Becher nach Saarow, bei einem Lehrgang für Nachwuchsautoren im DSV zu sprechen, und wohl mit John unter vier Augen im «Traumgehäuse», einem kleinen Flachbau mit zwei, drei winzigen Zimmern unter Bäumen am See, seinem Fluchtpunkt, eine Autostunde von Berlin entfernt, den er seit kurzem gemietet hat. Keine der Villen, wo einst und heut wieder die Grössen aus dem Westteil der Hauptstadt residieren. Was sie sprachen, haben beide nie berichtet.¹¹⁰ Wie sollte er verstehen, dass der Vater die Mutter allein liess, die sich abarbeiten musste, um sein Studium zu finanzieren. Millionen besass er nicht, doch immerhin zwei Nationalpreise, jährlich 15'000 Mark, knapp das Dreifache eines durchschnittlichen Arbeiterlohns, für das Amt des Vizepräsidenten und wohl nicht weniger vom Kulturbund, dazu die Einnahmen aus seinen Büchern, die in relativ hohen Auflagen von 10 bis 30'000 Exemplaren gedruckt und nicht zuletzt von den neuen Bibliotheken aufgekauft wurden. In richtiges Geld konnte er sein Vermögen nur illegal und zu Schwindelkursen an Westberliner Wechselstuben transferieren. Dazu war Becher nicht bereit. Lottes Haus in Zehlendorf hatte er gleich nach seiner Ankunft aufgesucht und sich später bemüht, ihr über einen Rechtsanwalt die Westmark-Miete zukommen zu lassen. War es Geiz, dass er nicht mehr tat? Und wie sollte er die Zwänge erklären, die all sein Handeln bestimmten. Vielleicht hätte ein Zeichen rückhaltlosen Vertrauens, eine Lebensbeichte, das Verständnis des anderen gewonnen, doch hatte ihn nicht die Politik gelehrt, gerade dem sentimentalischen Schein verwandtschaftlicher Nähe zu misstrauen?

Bitter enttäuscht schrieb der Sohn nach seiner Heimkehr ins Exil einen offenen Brief. Er war glänzend formuliert und eben darum falsch: Nicht nur, dass die 16 Jahre der Trennung sich auf 12 reduzieren, allzu glatt heisst es, in ewiger Erinnerung werde ihm der freudige

Blick des Vaters bleiben, der bei ihrer ersten Begegnung sofort Pläne für die Zukunft des Sohnes gehabt habe. Wirkt die Fremdheit im *Tagebuch* da nicht ehrlicher? Zu perfekt schlägt das greifbare Glück in das Elend von Fragebögen um, die er für Partei und Innenministerium ausfüllen muss und die nahtlos übergehen in die Anklage, ob der «Führer des neuen Deutschlands» nicht merke, dass er nur ein Werkzeug sei, dass mit seiner Hilfe die Jugend wieder in Uniform aufmarschiere, dass aus seinem Werk «eine Finsternis» emporschieße, «die aufs Neue Europa bedroht».¹¹¹ Das vollendete Arrangement des Briefes verrät seine innere Brüchigkeit. Dem wirklich Erfahrenen wird eine Botschaft aufgesetzt, die den Stil von Lasky und Koestler verrät. Eine auf andere Art totalitäre Politik bemächtigt sich des privaten Lebens, dessen Freiheit und Unantastbarkeit sie scheinheilig preist, um zugleich seine intime Tragik für ihre Propaganda auszuschlachten.

Mit welchen Fragen hätte man wohl den Sohn eines hohen Regierungsbeamten in Washington oder Bonn konfrontiert, der plötzlich, auf einem Siedepunkt des Kalten Krieges, ohne jede Vorankündigung aus Moskau oder Ostberlin kommend, bei seinem lang geschiedenen Vater aufgetaucht wäre, um mit ihm zu leben? Statt die Öffentlichkeit dies zu fragen, stellt die freiheitliche Presse in den Farben des Regenbogens, mit der uniformen Pluralität immer gleicher Kommentare, den Brief als unumstößliche Wahrheit zur Schau, kramt eine sich kritisch verstehende Journaille hervor, was das Bürgerherz begehrt, um sich recht zu erregen über den Mörder, Morphinisten und moskau-treuen «Agenten des ZK» in der «Maske des versöhnungswilligen Friedensapostels».¹¹² Becher sieht sein Misstrauen fatal bestätigt und fordert in stalinistischer Manier von der Ex-Frau und -Genossin eine Stellungnahme zur «schmutzigen Deklaration» des Jungen, der sich als Füllfederhalter habe missbrauchen lassen.¹¹³ Keinen Schritt kommt er ihnen entgegen, mit keinem Wort räumt er eigenes Versagen ein, das eine Annäherung, ein Verzeihen auf beiden Seite hätte ermöglichen können. Noch einmal schickt er eine Kopie des gleichen Schreibens, sie aber schweigt und setzt dem Wechsel sinnloser Briefe ein Ende.

So unbarmherzig Becher auf jene reagiert, die einst und vielleicht noch immer seinem vereisten Herzen nahestanden, so gelassen nimmt er die Tiefschläge der politischen Gegner hin, die ihn als korrumpierten Doppelzüngler, als Besitzer dreier Häuser und Verführer zu freiwilliger Unterjochung anzuschwärzen suchen. Die Polemik, die von der amerikanischen *Neuen Zeitung* ausgehe, sei ein Zeichen der

Schwäche, konstatiert ein Interview im *Sonntag*.¹¹⁴ Doch der PEN zeigt Wirkung. Der Streit um den Präsidenten zwingt zu einer Parteinahme, die man lieber umgehen möchte. Ob er nicht auf das Amt zugunsten eines politisch weniger aktiven Mitglieds aus dem Osten verzichten könne, fragt ihn Friedmann im April. Dann werde man seinen Ausschluss fordern, antwortet Becher.¹¹⁵ Er will eine offene Debatte im Club, doch dessen Generalsekretär Edschmid ruft in einem Rundbrief vom Mai zu – schriftlichen – Neuwahlen auf, obgleich laut Satzung dafür eine Vollversammlung nötig wäre.

Im gleichen Monat gibt das «Bundesministerium für gesamt-deutsche Fragen» eine Broschüre heraus, die unter der Kampflösung *Die Freiheit fordert klare Entscheidungen. Johannes R. Becher und der PEN-Club* die Fronten nachzeichnet: Sie setzt ein mit dem November-Antrag von Pechei, Plievier und Birkenfeld, sich von der «Gruppe Becher», also auch von Hermlin, Kantorowicz, Seghers und Wolf, zu trennen. Es folgt ein offener Brief Bechers an Pechei, der an den Gründungsgedanken des Kulturbundes erinnert, durch geistige Auseinandersetzung das Gemeinsame zu fördern. Keine Kunst sei es, sich an einen Tisch zu setzen, wenn man schon zuvor übereinstimme, und absurd, wie Koestler, eine «europäische Freiheitslegion» zu fordern, die mit Panzerdivisionen drohe. Worauf Pechei antwortet, Becher habe selbst die Brücken zerbrochen als geistiger Funktionär eines beispiellosen Gewaltsystems, das «unter sowjetischem Einfluss ärger als die Gestapo gegen Menschen wüte», deren einziges Verbrechen es sei, eine eigene Meinung zu besitzen. In Plieviers Austrittserklärung heisst es, diesmal trieben nicht Kanonenkönige zum Krieg, sondern Vereinfacher wie Becher, die Frieden forderten nach dem Motto: «Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein!» Er hätte «nicht *nur*» sagen und nicht vergessen sollen, dass in der westlichen Welt recht unverhohlen von Rüstungskonjunktur gesprochen werde, entgegnet Axel Eggebrecht, der im PEN bleibe, um manch heimlichen Bruder im Geiste nicht allein zu lassen, ihm vielmehr ein Beispiel zu geben für die Kraft des geschmähten Pazifismus und Kosmopolitismus. Im gleichen Gestus gibt Friedmann zu bedenken, dass der PEN nicht das Individuum zum Märtyrertum wider den Staat aufrufe, sondern von jedem Einzelnen fordere, im Rahmen seiner Möglichkeiten für die Freiheit zu wirken. Becher dürfe ohne Beweis seiner Mitverantwortlichkeit ebenso wenig für inkriminierte Taten des Systems schuldig gesprochen werden wie alle ehemaligen Nationalsozialisten für die Exzesse des Hitlerregimes. Die Person Becher sei kultiviert, er-

widert Plievier, doch die Persönlichkeit mit ihrer liebenswürdigen Eigenart werde ausgeschaltet, sobald sie als ein Lautsprecher an langer Leitung funktioniere. Tatsächlich fühle er sich zu schwach für einen unbedingten Pazifismus, da Atombomben die «letzte Hoffnung einer verzweifelnden Menschheit auf Erhaltung des Friedens» seien gegen tausend Industriekombinate, die von Wladiwostok bis Leuna Kriegsmaterial ausstießen. Mit dem offenen Brief des Sohnes und dem Vorwurf von Hagelstange, der PEN weiche zurück, schliesst das Ganze.

So arrangiert, zieht die Broschüre des Ministers Kaiser, eines Mitbegründers der Ost-CDU und des Kulturbundes, die Leser, die sie über einen Tatbestand aufklären will, damit ein jeder «sich selbst ein Urteil bilden» könne, in einen argumentativen Zirkelschluss, in ein geschlossenes Weltbild hinein. Das Urteil wird in der Anklage vorausgesetzt, die sich allein ein Schlussplädoyer einräumt. Unter dem erdrückenden Übergewicht der Belastungszeugen kann die Verteidigung von Friedmann und Eggebrecht nur als Beweis für ihre Mitschuld wirken. Der Angeklagte kommt, ungefragt, lediglich mit seiner ersten Entgegnung auf den ersten Vorwurf von Pechei zu Wort, während seiner «Gruppe» überhaupt keine Gelegenheit gegeben wird, ihre Ansichten zu äussern. Damit aber verstösst die amtliche Schrift selbst gegen den «heiligsten Grundsatz» der PEN-Charta, an dem sie die anderen misst: «jeder Art von Unterdrückung der Äusserungsfreiheit im eigenen Land» entgegenzutreten.¹¹⁶

Das tiefere Problem, das in dem Streit zutage trat, hätte daher auch nicht gelöst werden können, wenn Becher zurückgetreten wäre, um seinen Gegnern den Wind aus den Segeln zu nehmen, wie ihm dies Friedmann noch einmal im Mai sowie Eggebrecht, Weisenborn und andere nach der Spaltung des deutschen Zentrums nahelegten. Der Missachtung nicht nur seiner Person zu widerstehen, war er juristisch und moralisch berechtigt. Plievier gab ihm bei ihrer letzten Begegnung im Spätsommer 1949 recht, dass er nur im Osten *Stalingrad* schreiben konnte.¹¹⁷ Sein elementares Streben, Menschlichkeit zu wahren gegen die doppelte Vernichtungsgewalt unter Hitler und Stalin, verlieh dem Roman jene Qualität, die auch dem *Glücksucher* zu eigen war. Fortgesetzt zur Trilogie mit *Moskau* und *Berlin* geriet das Werk umso schwächer, je mehr der Autor sich politisch gegen ein einziges System exponierte. Auch in diesem Fall verdarb die Ideologie den Text. Im Übrigen hatte er als Landtagsabgeordneter der SED

und Landesvorsitzender des Kulturbundes das System in seinen Anfängen selbst repräsentiert, wohl mit Widerwillen, doch ohne das Wagnis, im Bereich seiner Verantwortung Alternativen zu erproben. Nun allein in atomarer Aufrüstung das Heil des Westens zu suchen und einen anderen Menschen, dem er sein Leben verdankt, auf eine Systemfunktion zu reduzieren, war eine fatale Spiegelung östlicher Politik, die von eigener Verzweiflung, vom Verlust des Glaubens an verwandelnde Kräfte der Humanität sprach.

Dass der PEN-Vorstand sich zuerst des unlauteren Mittels einer Briefwahl bediente und sodann die Vollversammlung nach Düsseldorf einberief, obwohl vereinbarungsgemäss schon die Wiesbadener Tagung im geteilten Berlin hätte stattfinden sollen, um ein Zeichen der Verständigung zu setzen, gab ein Zeugnis der gleichen Schwäche. In einer Kampfabstimmung wurde Becher erneut zum zweiten Präsidenten gewählt. Diejenigen, die daraufhin unter der Führung des Westberliners Karl Friedrich Borée empört das Zentrum verliessen und im Dezember 1951 in Darmstadt ein separates für die BRD gründeten, hatten neben Kästner auch noch Edschmid als Gegenkandidaten aufgestellt, als wollten sie gar nicht ihre quantitative Überlegenheit von 15 West- gegen acht Ost-Vertreter durchsetzen, sondern vielmehr einen Vorwand für die Spaltung schaffen. Nur Tralow und Jahn, zum Präsident und Sekretär gewählt, blieben gemeinsam mit Weisenborn und den DDR-Autoren in der einzig demokratisch legitimierten Institution, die sich weiterhin «PEN-Zentrum Deutschland» nannte.

Vier Jahrzehnte später weiss die Legende von Kommunisten zu berichten, die «eine Splittergruppe» etabliert hätten,¹¹⁸ während in der Wiedervereinigung des deutschen PEN der alte Streit erneut aufbricht, wieder an Personen festgemacht vor dem Hintergrund einer wachsenden Unfreiheit, einem Gefühl des Ausgeliefertseins an verselbständigte Zwänge. Und wieder muss das Feindbild eines Staates erhalten, der ärger gewütet habe als das Dritte Reich, um die Identität der Bundesrepublik und ihrer intellektuellen Repräsentanten zu wahren. Umso genauer gilt es, die «Taten des Systems» und die Mitverantwortung des Einzelnen zu erkunden. Sachlich fokussieren sämtliche Vorwürfe in dem einen Punkt einer Willkürjustiz, an der sich Becher doppelt mitschuldig mache durch sein Schweigen und sein Bekenntnis zu «ostdeutschen Konzentrationslagern». Denn auf einer Pressekonferenz nach der Wiesbadener Tagung hatte er geantwortet, er wolle die Lager nicht leugnen, da dort nur Kriegshetzer und Feinde des Friedens sässen. Auch das gerade von der Volkskammer

beschlossene «Gesetz zum Schutz des Friedens», das Entführungen von Bürgern aus dem Westen zum Zweck ihrer Anklage im Osten legitimiert, lobte Becher als das menschlichste des Jahrhunderts.¹¹⁹ Womit er auf die denkbar dümmste Art eine pauschal der Willkür bezichtigte Rechtsprechung pauschalisierend verklärte.

Dabei gab es die «Spezlager», die allein dem MWD, Nachfolger des NKWD, unterstanden, schon seit Monaten nicht mehr. Eingerichtet wurden sie im Sommer 1945 auf der Grundlage des Potsdamer Abkommens, das nicht nur forderte, Kriegsverbrecher vor Gericht zu stellen, sondern auch «alle anderen Personen, die für die Besetzung und ihre Ziele gefährlich sind,... zu verhaften und zu internieren».¹²⁰ Internierungslager fanden sich daher ebenso in der britischen und amerikanischen Zone. Freilich wurden sie, parallel zur Stabilisierung der dollargestützten Ordnung und der Entdeckung eines neuen Feindes hinter dem «Eisernen Vorhang», schneller aufgelöst. Die Lager in der SBZ reduzierten sich in zwei Jahren von 15 auf sechs. Im Herbst 1948 bestanden sie noch in Sachsenhausen, Bautzen und Buchenwald – an Symbolstätten des Naziterrors. Die Sowjets übernahmen die Baracken, nicht das Regime der Vernichtung durch Arbeit, auch wenn das Nichtarbeitendürfen die Eigenart des Menschen, erschaffend tätig zu sein, nicht minder grausam verletzt. Ihr Zweck war die Isolierung derer, die den Besatzern «gefährlich» erschienen: mittlere und kleine Nazis, Blockwarte und Ortsgruppenführer, vereinzelt auch Sozialdemokraten, oft denunziert aus Furcht vor den Russen, manchmal aus Rache oder um selbst aufzusteigen.

Etwa zehn Prozent der Gefangenen waren Jugendliche, Sechzehnjährige, die stundenlang verhört, in eiskaltes Wasser gestellt wurden, bis sie gestanden, Angehörige des «Werwolfs» zu sein. Nach den Berichten der Opfer solcher Torturen, aber auch in den Darstellungen der meisten Historiker gab es die NS-Organisation, die aus dem Untergrund Diversionsakte gegen den vorrückenden Feind verüben sollte, nur in der Propaganda der Sowjets. Wahrscheinlich haben sie die Gefahr dieser Geheimverbände in der Tat überschätzt, doch nur, weil sie in ihnen ihre eigene Partisanentaktik fürchten mussten und nicht glauben konnten, dass eine fanatisch zu Rassenwahn und Treue erzogene Jugend so schnell aufgeben würde. In der Ukraine und Ostpolen währte der Bandenkrieg noch fünf Jahre und zeitigte 50'000 Tote. Auch Willmann und Becher erwarteten bei ihrer Rückkehr Anfang Juni 1945, dass sie mit Waffen gegen jenen Werwolf kämpfen müssten, zu dem sich freiwillig gemeldet zu haben zumindest Erich

Loest eingestanden hat. Der hatte Glück, dass ihm nicht Mord zum Beweis seiner Tapferkeit befohlen wurde statt der sinnlosen Verteidigung unhaltbarer Stellungen, der Tausende Junge und Alte bis zuletzt im «Volkssturm» dienten, aus Zwang und Glaube, die kurze Zeit durchzuhalten, die der Führer brauche, um das Reich mit seiner Wunderwaffe zu retten.¹²¹

Bis Ende 1946, im Umfeld der ersten Wahlen, dienten regelmäßige Verhaftungen zudem als ein Drohmittel, um die instabile Ordnung zu sichern. Danach wurde die «Entnazifizierung» für abgeschlossen erklärt und kamen, zumindest in Buchenwald, weitere «Neuzugänge» fast nur noch aus den anderen Lagern. Unmittelbar vor Gründung der DDR hatte Pieck Stalin um die Auflösung der restlichen drei ersucht, die ab Januar 1950 erfolgte. Nach russischen Akten starben von insgesamt 158'000 Internierten, darunter 34'000 Sowjetbürgern, 42'900 Deutsche an Seuchen und Misshandlungen sowie 756 durch die Todesstrafe. Allein in Buchenwald sind von 28'500 Gefangenen 7'113 verstorben, mehr als die Hälfte davon im Hungerwinter 1946/47 nach der Jahrhundertdürre.¹²² 10'500 Häftlinge, die sowjetische Militärtribunale bereits verurteilt hatten, unterstanden nun dem Strafvollzug der DDR. Zudem wurden aus den Lagern knapp 3 500 in Waldheim vor eilig gebildete Sondergerichte gestellt, auf der Grundlage kaum nachprüfbarer Anklagen im April 1950 in Schnellverfahren zu meist hohen Strafen und 24 zum Tode verurteilt. Internationale Proteste führten zur Überprüfung der Prozessakten, die zwei Jahre darauf einem Drittel die Entlassung und einem weiteren Strafverkürzung brachte.

Unter diesen 14'000 politischen Gefangenen gab es zweifellos Unschuldige. Ebenso aber steht ausser Zweifel, dass die Mehrzahl der Verurteilten wie auch der Internierten Nazis waren, Parteigänger des bis dahin barbarischsten aller Kriege. Wenn Pechei diesen Widerspruch auf die Formel reduziert, der Staat, dessen Polizei- und Justizapparat sich zur Mehrzahl aus aktiven Antifaschisten rekrutierte, sei ein beispielloses Gewaltssystem, indem er auf «die Verwendung Himmlerscher Bluthunde ... in der ostzonalen Gestapo» verweist,¹²³ so verkehren sich reale Zusammenhänge, werden die NS-Verbrechen verharmlost und die Gründe für Unrecht in der DDR dem Begreifen, d.h. ihrer Veränderbarkeit entzogen. Zumal er kein Wort darüber verliert, dass zur gleichen Zeit jene Kapitaleigner, die Hitlers Aufstieg und Rüstung finanziert hatten, nach mildem Urteil im Nürnberger Prozess vorzeitig entlassen und in ihre Besitztümer wiedereingesetzt wurden.

Den feinen Herrn sah man die blutige Gewalt nicht an, die von ihren zivilisierten Unternehmungen ausging. Auch der Zusammenhang von Wirtschaftswunder und Koreakrieg war nicht so leicht wahrzunehmen, wie Polizei und Stacheldraht im Osten. Becher sprach von einer Politik der «ausgezogenen Glacéhandschuhe». Das Bild kehrt im Exposé zum DEFA-Film *Familie Benthin* wieder: «Die nunmehr nackte Rechte, eine gepflegte Krallen, streckt sich: ‚Und doch liegt auch in diesem Ausgang noch eine grosse Chance. Man muss nur sehen und packen!‘»¹²⁴ Gemeint war das Scheitern der Londoner Ausserministerkonferenz von 1947. Ein wendiger Geschäftemacher, der sich früh nach «drüben» abgesetzt hat, rät seinem Magdeburger Bruder, alles aufzukaufen, was immer er bekommen kann, von Alltagswaren bis zu Röntgenlampen. Zu überhöhten Preisen werden die Dinge per LKW nach Westberlin verschoben. Das widerstrebt zwar dem Ethos des seriösen Händlers, doch seine Finanznot treibt ihn, auf das Angebot des Jüngeren einzugehen, frei nach dem amerikanischen Erfolgsrezept «Business as usual». Ein dritter Bruder, als Kommunist von der Familie wie ein Entarteter gemieden, ist Direktor eines Stahlwerkes und sieht, dass es schlicht an allem fehlt: Schutzbekleidung für die Arbeiter, Kokslieferungen, die der Westen verzögert, und Röntgenlampen für den Werksarzt, der gehen will, weil er niemandem helfen kann ... Eine starke Konstruktion, die abstrakte Verhältnisse sinnlich aufscheinen lässt in Umkehrung des Plievierschen Mottos: «Du willst mein Bruder sein, und schlägst mir – unbemerkt – den Schädel ein!»

Im Frühjahr 1950 sassen Dudow, Kuba und Welk im Saarower Kulturbundhaus an dem Exposé, damals noch *Der Kalte Krieg* betitelt. Becher, gerade in der Westpresse und im eigenen Apparat befehdet, fand bei ihnen einen Ausgleich, für den er im *Tagebuch* dankt. Seine Mitarbeit blieb peripher, doch die grosse Geschichte in kleinen Familienschicksalen aufzuspüren, Zusammenhänge sichtbar zu machen, die den Zwängen des Alltags zugrunde liegen, das hatte er auch in *Levisite* und *Abschied* angestrebt. Und von Saubermännern verleugnetes Unrecht anzuklagen, sich nicht durch Schweigen mitschuldig zu machen, war Bechers Credo in den zwanziger Jahren, als SPD und Zentrum mit 7'000 politischen Gefangenen versuchten, die Weimarer Republik zu festigen und Justitia das rechte Auge ein wenig mehr verschloss, um nach links desto schärfer zu spähen. Im Prinzip ist er dieser Haltung noch immer treu, doch wird sein Pathos affirmativ, sobald der ohnmächtige Ankläger in die Verlegenheit gerät, die Praktiken der

neuen Machthaber verteidigen zu müssen. Ein Dilemma, das ihn mit Pechei und Plievier in ihrem unkritischen Verhältnis zum freien Westen verband. Statt geistige Auseinandersetzung vorzuleben, d.h. Materialien gedanklich zu zerlegen, Ansichten einer zwanghaft erfahrenen Wirklichkeit von verschiedenen Perspektiven her zu differenzieren, um freier, beweglicher, phantasievoller mit ihr und dem anderen umzugehen, begnügten sich beide Seite mit der Diffamierung für alles verantwortlich gemachter Personen. Dabei sind weder die einen schuld an der Aufrüstung, noch der andere an Zuchthäusern, auch wenn sie sich nach aussen hin demonstrativ zu dergleichen bekennen.

Becher verlangt Macht, aber nur als Bedingung, etwas anders zu machen, nicht um ihrer oder seiner selbst willen. Wo sie ihm verliehen wird, nutzt er die Ämter eben nicht, um Besitz und Ruhm anzuhäufen. Und die Kulturpolitik, die er selbst betreibt, folgt nicht den Vorgaben der Partei. Auch auf dem Gebiet des Rechts handelt er unkonventionell. Mehrfach erreicht ihn die Bitte, für Verfolgte zu intervenieren. Häufig endet seine Kompetenz bei sowjetischen Stellen, wie in zwei Fällen, in denen Thomas Mann ihn um Hilfe ersucht.¹²⁵ Typisch ist sein Verhalten im Fall Ursula Mocny: Am 15. Februar 1951 schrieb ihm Gerhart Pohl, es seien genug Worte über den PEN gewechselt, man solle zum Konkreten übergehen. Die Verurteilung der katholischen Buchhändlerin, von deren Laden zwei Kinder und ihre kranke Mutter lebten, zu 18 Monaten Gefängnis, weil sie drei Bücher und eine Zeitschrift aus dem Westen verkauft hatte, sei eine exemplarische Unterdrückung der Äusserungsfreiheit. Die Religionsfreiheit werde willkürlich eingeschränkt und einer armen Sortimenterin, die ihre Überzeugung gelebt habe, schweres Unrecht angetan. So frage er ihn, ob er bereit sei, das Recht wiederherzustellen oder eine Begnadigung zu erwirken oder von dem Urteil öffentlich abzurücken, um der PEN-Charta zu genügen.¹²⁶

Vier Tage darauf sendet Becher das Schreiben an Justizminister Fechner, es wäre «für uns» wichtig, wenn er sich des Falles annähme, in dem wohl eine Bereinigung erfolgen könnte. Der Minister gibt ihn sogleich an den Kammergerichtspräsidenten weiter. Von dort gelangt er nach zwei Wochen an den Generalstaatsanwalt von Gross-Berlin, der Becher antwortet, die Angeklagte habe durch ihren Verzicht auf Rechtsmittel nach der Urteilsverkündung ein nicht unbedeutendes Eingeständnis ihrer Schuld zum Ausdruck gebracht. Formal juristisch mochte dies zutreffen, doch woher sollte die Frau die nötigen Finanz-

mittel nehmen, um mit Hilfe ihres Rechtsanwaltes, der selbst nur eine milde Strafe, aber keinen Freispruch beantragt hatte, Berufung einzulegen? Von Unterdrückung der Ausserungsfreiheit könne nicht gesprochen werden, da es sich um Hetze handle. «Sollten Sie, sehr verehrter Herr Becher, die Auffassung vertreten, dass in dem Schreiben des Herrn Pohl an Sie bereits ein begründetes Gnadengesuch erblickt werden sollte, so bitte ich mich hiervon zu verständigen, damit Entschliessung dafür getroffen werden kann. Mit verbindlichem Gruss!» Das hiess im Klartext: Wenn Becher bereit wäre, die Verantwortung für ein Gnadengesuch zu übernehmen, das ein rechtmässiges Urteil ausser Kraft setzt und mithin ein Exempel statuirt, dann könnte der Herr sich dazu entschliessen.

In der Zwischenzeit hatten auch Gertrud von le Fort und Reinhold Schneider sich Pohls Brief angeschlossen. Nun hielt er Anklage und Urteil in Händen. Demnach wurde der Vierzigjährigen am 18. Dezember 1950 zur Last gelegt, im Sinne der Kontrollratsdirektive Nr. 38 vom Oktober 1946 durch Verbreitung tendenziöser Gerüchte den inneren Frieden des deutschen Volkes und den Frieden der Welt gefährdet zu haben, da sie Bücher vertrieb, deren Inhalt geeignet sei, in bestimmten Bevölkerungskreisen Kriegsstimmung zu erzeugen. In der Begründung hiess es, sie habe zumeist Bücher vom Dahierner Morus-Verlag bezogen, dessen Inhaber der Bischof von Berlin war, um sie über Bestell-Listen im Gebiet der DDR zu versenden. Als Belege werden die Sätze auf geführt: «,... was unterscheidet die rechtliche Lage der Staatssklaven im alten Griechenland und Rom von der heutigen Zwangsarbeiter im Sowjetparadies oder in Aue?’» und «„Sind wir nicht bereits in der Praxis des dialektischen und historischen Materialismus auf dem offenbaren Weg zurück in die Bestialität?’» Dazu die Warnung, aus den «Vertriebenen» drohe ein «gefährlicher Unruheherd in Mitteleuropa» zu werden und die Feststellung, der Papst erinnere «mit Grauen ... besonders an das Vorgehen der bolschewistischen Form des Kommunismus in Russland und an seine unheilvolle Tätigkeit in Asien und anderswo.’» Sowie aus der Zeitschrift *Stimmen der Zeit*: «„Die Zwangsarbeit ist zum festen Bestandteil der sowjetischen Wirtschaft geworden. Sie ist eine der wichtigsten Ursachen für das Bestehen des Eisernen Vorhangs.»«

All dies seien tendenziöse Gerüchte, vertrieben in nicht lizenzierten Büchern und Schriften. Folglich sah das Gericht es als erwiesen an, dass die Angeklagte «Hetzartikel gegen die antifaschistisch-de-

mokratische Ordnung» verbreitet bzw. es unterlassen habe, von ihr weitergeleitete Schriften auf deren Inhalt zu prüfen. Die Behauptung, diese Ordnung sei mit Sklaverei und Bestialität vergleichbar, wäre bestimmt und geeignet, das gute Verhältnis zwischen der deutschen Bevölkerung und den anderen Völkern zu stören und damit den Frieden zu gefährden. Nicht nachweisbar sei, dass die Angeklagte absichtlich die Gerüchte verbreiten wollte und zu ihren Gunsten spreche auch, dass sie Mutter und Kinder zu versorgen und daher «die Friedensgefährdung inkauf genommen» habe. Dennoch müsse die Strafe empfindlich sein, um ihr und «anderen Buchhändlern klarzumachen, dass von ihnen ein besonderes Mass Verantwortungsbewusstsein verlangt wird.» Unter religiösem und wissenschaftlichem Deckmantel dürfe nicht Kriegshetze betrieben werden.¹²⁷

Fünf Tage überdenkt Becher den Fall. Er war absurd. Für ein paar Zitate, herausgerissen aus jedem Zusammenhang, kam die Frau ins Gefängnis. Wie in der Weimarer Republik, als Buchhändler für den Vertrieb von *Lewisite* zwei und mehr Jahre Zuchthaus bekamen. Nichts hatte sich geändert, nur dass diesmal die heilige Sowjetordnung nicht beschmutzt werden durfte. Wie schwach musste ein Friede sein, der sich so leicht, durch «Gerüchte», gefährden liess. Doch die Zwangsarbeit im Osten war ja ein Faktum, eine ungeliebte, nicht sein sollende Wahrheit. Ausdruck einer verinnerlichten Zwangslage: Wie anders sollte der furchtbar geschlagene Sieger sein Land wiederaufbauen in dem kalt fortgesetzten Krieg? Eine Wahrheit, die gefährlich war, weil sie die Besiegten zur Revanche ermuntern konnte, zur erneuten Schlacht gegen die Bestie, den alten Feind im Osten. Indem die Wahrheit ihre Vermittlungen, ihren Geltungsbereich in konkreten Zusammenhängen ausblendet, verkommt sie zum Schlagwort, zum Mittel einer möglichen Aufhetzung.

Wer zur gleichen Zeit im Westen auf Anti-Kriegs-Demonstrationen ein FDJ-Hemd trug oder Schriften der SED und selbst des Kulturbundes vertrieb, hatte ebenfalls damit zu rechnen, dass ihn ein Staatsanwalt wegen Gefährdung der bestehenden Ordnung anklagt und ein Gericht im Namen des Volkes verurteilt. Auch dort ging es um eine schwierige Wahrheit: Um die Bewaffnung der Bundesrepublik, in der ihre Gegner eine Remilitarisierung unter der faktischen Führung von Wehrmachtsgenerälen im Interesse nie enteigneter Rüstungsmagnaten sahen, während Adenauer meinte, nur die Eingliederung in eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG) könne einen Krieg wie in Korea verhindern.

Natürlich liess der Kanzler die Meinung seiner Partei mit den Mitteln der Staatsgewalt durchsetzen. Dazu bedurfte es keiner Anweisung, denn die Beamten des Justizapparates wachten, in ungebrochener Standestradiation, loyal über die herrschenden Gesetze – wie ein Grossteil unter Hitler schon. Wer von den allzu Belasteten nicht in den Staatsdienst übernommen wurde, erhielt nach dem Bundesversorgungsgesetz von 1950 ansehnliche Renten, wie noch heute 50'000 anerkannte Kriegsverbrecher und Mitglieder der Waffen-SS. Deren Opfer wurden erst drei Jahre später mit einem Bundesentschädigungsgesetz bedacht, mit Ausnahme freilich von Kommunisten, Mitgliedern des Kulturbundes und anderer «SED-naher» Organisationen, die man mit einem speziellen Paragraphen ordnungsgemäss vom Wiedergutmachungsanspruch ausschloss – während ein Staatssekretär im NS-Justizministerium, der in Nürnberg zu sieben Jahren Haft verurteilt und vorfristig entlassen worden war, ein Schmerzensgeld von 190'000 Mark für die Strafzeit kassieren durfte.¹²⁸ Wenn die Verteidiger eines so schreiend ungerechten Rechtsstaates wider die alleinige Willkür des Ostens anschrien, so dröhnte es zurück, eine «nazistisch verseuchte Terrorjustiz» nehme den KPD-Vorsitzenden Max Reimann gefangen und schenke den «Massenmördern» Flick & Co. die Freiheit.¹²⁹

Dabei verliefen die vergleichbaren Verfahren im Weimarer, Bonner und Ostberliner Staat formal korrekt. Es sind politische, wenn auch keine Schauprozesse. Angeklagte, Zeugen und Verteidiger werden nicht mit physischer Gewalt auf gewünschte Wahrheiten präpariert, doch dienen ihre Aussagen ebenso der Fixierung von Worten, Wendungen und symbolischen Formen, auf deren Tabu das Gewaltmonopol des Staates beruht. Immer noch geht es um Gesetzestafeln, Grenzpfleiler des beliebigen Meinens, einst Erwählten ins Fleisch gerammt, um widerstrebende Leiber in einem Geist zu vereinen, der mit wachsender Aufklärung über die eigene Barbarei seine blutig (aus)gezeichneten Opfer durch zivile Kontrolle potentieller Täter, eines jeden Mitglieds modern verwalteter Gesellschaften, ersetzt. In dem Masse, wie andere Verbindlichkeiten, sublimere Zwänge als offene Gewalt oder deren Androhung in der Sprache von Verboten und Uniformen, die Ordnung eines Staates sichern, wenn die Macht des Geldes und die Furcht vor Arbeitslosigkeit den Alltag im Griff hat, kann das Feld der Meinungsfreiheit sich unendlich weiten, solange es nicht an seine Voraussetzungen rührt. Wäre also nicht das Recht selbst zu überwinden, jene Sphäre eines abstrakten Ausgleichs, der konkret erfahrene Ungleichheit legitimiert? Doch nur in Vereinigungen, die auf

wahrer Freiheit beruhen, auf dem Reichtum der entfalteten Anlagen eines und einer jeden, die anerkannt in ihren individuellen Fähigkeiten und daher frei von Hass und Neid, ohne die Not, einen monströsen Apparat anrufen zu müssen, der alle Fälle des Lebens seinen Klauseln unterwirft. Niemand hätte all dies Trennende nötig, um sich miteinander zu verständigen. Nicht, weil alle gleich denken und handeln in gleich-mässigem Wohlstand, in dem der Staat nur den Überfluss der technisch geschaffenen Dinge an überflüssige Menschen verteilt. Die Lust am Streit, die Neugier an der Sicht des Anderen liesse das armselige Rechthabenwollen vergessen, den Schein des Glücks und der Würde langweiliger Zeiten. Wie aber sollte der Teilstaat, dem sein Pendant jegliche Anerkennung verweigerte, die Souveränität zu solch utopischer Freiheit aufbringen, wenn 40 Jahre darauf dem friedlich vereinten Deutschland nichts Wichtigeres einfiel, als sich von einst «Staatsnahen» zu säubern, ihr Rentenrecht ohne Schuldnachweis zu kürzen, spätere Gesetze auf früheres Handeln zu übertragen und jegliche Erinnerung mit Mauerschützen und Politbüro-Prozessen auf ein Kontinuum des alleinigen Unrechts der anderen auszurichten?

Am 14. März teilt Becher dem Generalstaatsanwalt seine Bitte mit, der Verurteilten in Form einer Bewährungsfrist die Strafe zu erlassen, da sie erstens aufgrund ihrer sozialen Lage kaum imstande gewesen sei, von sämtlichen vertriebenen Büchern Kenntnis zu nehmen und sie ihm zweitens «ein ‚Opfer‘ zu sein (scheint), das in seiner ‚Gutgläubigkeit‘ wahrscheinlich alles, was in dem betreffenden katholischen Verlag erschienen ist, von vornherein als einwandfrei betrachtet» habe. Nach elf Tagen erhält er die Nachricht, der Strafvollzug werde auf Grund der Gnadenordnung vom 6. Februar 1935 mit einer Bewährung von drei Jahren ausgesetzt. An Pohl schreibt Becher unterdessen, er betrachte die Frau als Opfer, als ein Werkzeug des Dahiemer Verlages. Sie seien sich wohl einig, dass Hetzschriften nicht zur freien Meinungsäußerung gehörten, wie ein Flugblatt der «Deutschen Freiheitsliga», für das er die westlichen PEN-Mitglieder nicht in Anspruch nehmen wolle, obwohl es eine offene Morddrohung darstelle.¹³⁰

Wir stellen vor: Johannes R. Becher. Stalins oberster Kultursatrap in Deutschland war das Blatt überschrieben, das den «Lebenslauf eines Haltlosen» präsentierte. Während der PEN-Tagung in Wiesbaden habe er sich parallel zu Grotewohl der westdeutschen Öffentlichkeit aufgedrängt. Wie dieser dem Bundeskanzler, so strecke jener den Schriftstellern die biedere Einheitshand entgegen, ungeachtet seiner

vordem gehässigen Angriffe. «*Becher ist der typische, dekadente Literat bürgerlicher Herkunft, der sich für gutes Geld und zeitweilige Sicherheit dem sowjetischen Geheimdienst mit Haut und Haaren verkauft hat.*» Hiess es in vier unterstrichenen Zeilen. Durch den Mord an seiner Geliebten habe er in der Bohème von sich reden gemacht, sei jedoch vom Vater mit Paragraph 51 vor schwerer Strafe bewahrt worden. Statt später die Gelegenheit einer Anklage wegen Hochverrats zu politischem Gegenangriff zu nutzen, hätte er seinen Verteidiger beauftragt, wiederum Unzurechnungsfähigkeit geltend zu machen.

Spätestens hier wird der Sachverhalt in sein Gegenteil verkehrt. Doppelt falsch war die Behauptung, Becher habe mit Lilly in Paris ein luxuriöses Leben geführt, «in Hausgemeinschaft mit dem kommunistischen Maler Picasso». Möglich, dass die Verfasser ihn mit Mase-reel verwechselten, oder sie wollten den Zeichner der Taube, des Symbols der Weltfriedensbewegung, gleich mit erledigen. Der Grund für Bechers Wohlleben sei Militärspionage gewesen. Auch Koestler hat berichtet, die Polizei habe 1939 alle Adressen des Internierten durchsucht und dabei in der Atelierwohnung, die er von seinem alten Freund übernahm, im Wassertank des WC eine Lichtpause des Plans der Pariser Luftabwehrverteidigung entdeckt. Die «rothaarige Lily, die wie eine Tanagrafigur aussah und für den Sowjet-Apparat arbeitete», habe sie offenbar in dem Versteck vergessen.¹³¹ Wie in einem Agenten-Thriller, der sich selbst parodiert. Wie kann eine Meisterspionin so vergesslich sein? Wie, nach einem solchen Fehler, sich nach Moskau wagen? Und wie die Zentrale es vier Jahre lang versäumen, so wertvolles Material durch andere Gehilfen sicherzustellen? Solch schlichte Fragen stellt man nicht, wenn es um entlarvende Wahrheiten geht. Ihr «auffälliges» Überleben der Moskauer Parteisäuberungen kann nach der simplen Logik des Vorhergehenden nur beweisen, dass sie «als bewährte agents provocateurs» wirkten. Und dass Lilly ihren «Sonderauftrag, den ewig schwankenden Becher ‚auf der Parteilinie festzuhalten‘», mit Erfolg erfüllt, zeige dessen Weigerung, seinen Sohn daheim zu empfangen. So spiele er seine Rolle als Aushängeschild der roten Kultura, die Deutschen demütigend mit seinem Dank, in Moskau 1949 zur Puschkin-Feier sprechen zu dürfen, «nach all dem Furchtbaren, das Angehörige meines Volkes den Sowjetvölkern angetan haben».

Und so geht es weiter, bis die Verfasser sich zu ihrer Kultur bekennen: «Wir, DIE DEUTSCHE FREIHEITSLIGA, diskutieren als überparteiliche Widerstandsbewegung gegen die sowjetzonale Diktatur

nicht mit einem festbesoldeten Stalinagenten und Landesverräter. Wir billigen ihm auch nicht den § 51 zu, der ihn zweimal vor Strafe schützte. Da die Sowjets nichts daran hindert, Becher als willfähiges Subjekt zu benutzen, werden wir uns nicht daran hindern lassen, Becher für seine Taten zur vollen Verantwortung zu ziehen! / Diese Abrechnung wird kommen – aber schon heute müssen Elemente wie Becher isoliert werden, damit sie mit ihrer Sowjethörigkeit nicht die gesunden Teile unseres Volkes infizieren.» Deshalb fordere man von allen Kulturbundmitgliedern im Osten einen Boykott gegen Becher & Co. und im Westen den Austritt aus der stalinistischen Tarnorganisation, vom PEN-Club den Ausschluss von ihm und seinesgleichen sowie von westdeutschen Behörden Einreiseverbot für Feindagenten, bevor nicht auch westliche Redner in der Zone frei sprechen dürften. «Schlagt die Stalinisten, wo ihr sie trefft!»¹³²

Wie sollte ihn da nicht die Angst beschleichen vor einem Volk, das einst zusah, wie man ihn und seinesgleichen vertrieb, jagte und zusammenschlug, das einmal dem Tag entgegenfieberte, da die stolze Wehrmacht Moskau einnehmen wollte, ein Volk, das sich nicht selbst zu befreien vermochte von seinen Verführern zu Weltherrschaft und Massenmord, in dessen Namen ihn nun eine Freiheitsliga wissen liess, er werde seiner Strafe nicht entkommen, der Abrechnung mit einem Landesverräter? Wie sollte er nicht verzweifeln über soviel unbelehrbare Dummheit, die seine gesamte Deutschland-Dichtung ignoriert, wie sich nicht wünschen, die Vertreiber solch tatsächlich tendenziöser Halbwahrheiten und Gerüchte in Gewahrsam zu sehen? Entlarvt die Feinde, isoliert sie, schlägt sie tot, das war die Botschaft des Flugblattes. Koestler hatte im Grunde nichts anderes gesagt, und Plievier wie Pechei meinten das gleiche, freilich in zivilisierterer Form. Doch ebenso dröhnte es im eigenen Lager, in Stalins Prozessen und in den ZK-Beschlüssen der SED. Überall waren plötzlich Widerstandsbewegungen am Werke, die im Namen von Frieden und Freiheit einander unerbittlich bekämpften. Konnte Becher denn das Unmass dieser ganzen Verkehrtheit wahrnehmen, ohne verrückt zu werden, musste sich nicht seine Sicht der Dinge vereinfachen, um standzuhalten in all dem Wahnsinn, sich nicht zurückzuziehen hinter den gesicherten Schreibtisch, in machtgeschützte Innerlichkeit?

Wenn er ihn so sehe, in seiner Pankower Behausung, wisse er nicht, was sie unterscheide, hatte ihm Döblin 1948 geschrieben.¹³³ Der störte sich nicht an den Wachposten, da er selbst im Dienst einer Besatzungs-

macht stand, ohne mit ihr identifiziert werden zu wollen. Verwandte Regungen spürte er in Bechers Politik, die immer wieder auf Ablehnung bei den Sowjets und den Oberen der Partei stiess. In genau diesem Doppelsinn einer kritischen Solidarisierung beteiligten sich bürgerliche Grossautoren an einem Gratulationsband zu seinem 60. Geburtstag, der inmitten des PEN-Streits, am 22. Mai 1951 als ein Akt demonstrativer Parteinahme erschien. Döblin bestätigt ihm erneut sein Gereiftsein, erinnert an den expressionistischen Aufbruch, den gemeinsamen Kampf gegen ein «Schund- und Schmutzgesetz» und das Sprengen ihres «Clubs», der Gruppe 1925, vom linken Flügel her, wünscht, Freunde zu bleiben und vielleicht nicht immer Gegner.¹³⁴ Hesse schenkt ihm das *Skizzenblatt* eines einsamen alten Mannes. Und von Thomas Mann finden sich zwei Briefe, über Bechers Sonette und den *Glücksucher*, aus den dreissiger Jahren sowie ein dritter zum Lebensfest: Mehr noch als den Poeten liebe und ehre er in Becher den Menschen, das Herz, das ihm 1949 in Weimar entgegenschlug. Selbstlosigkeit habe er als sein Wesen empfunden, «rein wie die Flamme, und verzehrend wie sie; eine bis zum Leiden inbrünstige Dienstwilligkeit, die sein Dichten und Schreiben ganz und gar durchdringt; ein Gemeinschaftsethos, das ihn seelisch zum Kommunisten prädisponiert» und sich im Patriotismus erfülle, in dem Wunsch, seinem Volk ein liebevoller, getreuer Berater nach bestem Wissen und Gewissen zu sein. Der Tag werde kommen, wo ihm das deutsche Volk in seiner Gesamtheit für diese Liebe zu danken wisse.¹³⁵

Da mag manches übertrieben und nach Selbstbespiegelung klingen, doch waren dies nicht artige Komplimente von Leuten, die sich blenden liessen. Vielmehr eine Anerkennung dessen, was sie verband und den anderen in die Pflicht nahm: Mit Döblin zu einem Erbe zu stehen, das die Kulturpolitik seines Staates missachtet, mit Hesse die Einsamkeit auszuhalten und mit Mann eine doch heikle Dienstwilligkeit an Wissen und Gewissen zu binden. Die drei bedachten genau, was sie in der verfeimten Zone zum Druck gaben. Immerhin drohte Mann für sein Lob eines Stalin-Agenten ein Verhör vor dem Mc Carthy-Ausschuss und sah sich auch Hesse mit Dreck beworfen.¹³⁶ Der war immer ein Einzelgänger, Mann hatte mit einem Brief an Ulbricht gegen die Waldheimer Schnellverfahren votiert und Döblin beim Mainzer Empfang für den PEN betont, sie liessen sich von keiner Staatspolitik ins Schlepptau nehmen. Daher sein Unwille zum Austausch mit einer staatlich getragenen Akademie, obwohl den

Westvertretern volle Redefreiheit zugesichert und ein Weg zum legalen Vertrieb eigener Schriften eröffnet wurde. Mit dem Formalismus-Plenum begriff er die Regulierung des gesamten geistigen Lebens als Teil eines «bolschewistischen Experiments», als Ausdruck des fanatischen Glaubens, durch politische Macht den Menschen in eine bessere Welt führen zu können, womit man nur in und um sich her aufrichte, wogegen man sich eigentlich erhob. Der Staat müsse im Kern krank und schwach werden, wenn er jene ausschalte, die sich allein ihrem Gewissen verpflichten. Und so kommt auch Döblin, in einem Privatbrief, in die «Versuchung, zu diktieren», das marxistische Dogma mache den Leninstaat zu einer geistigen Atombombe.¹³⁷

Umso entschiedener versucht er, seinem Glauben an die Wahrheit treu zu bleiben, den Fanatismus nicht fanatisch zu verfolgen. Vielmehr solle der PEN ein eigenes Bekenntnis zum Frieden ablegen, eine «Stellungnahme nach rechts und links», statt endlos mit und um Becher zu streiten. Aus dieser doppelten Distanz heraus erscheint ihm (West-)Deutschland unfrei wie noch nie, eine «fremde und feindliche Luft»,¹³⁸ die er im Jahr darauf verlässt, überflüssig in dem Land, wie er Heuss zuletzt schreibt. Ende 1953 wird er zurückblicken auf ein tief verdorbenes Volk, von seiner Oberschicht missleitet.¹³⁹ Und Bluth, der Empfänger des bitteren Briefes, wird Becher aus seinem Londoner Exil heraus bitten, dem an Arthritis Erkrankten mit einem Preis zu helfen, doch Döblin wird die Ehrung ablehnen, wie den Vorschlag Brechts, Haus und Rente in Ostberlin zu beziehen,¹⁴⁰ und bis zu seinem Tod 1957 nur vom Entschädigungsamt im Westteil der Stadt Zahlungen annehmen.

Der erstaunlichste Gruss kam von Reinhold Schneider: Sich als Christ bekennend, für den es keine Partei und keine andere Waffe als die des Lichtes geben dürfe, der im Bewusstsein lebe, dass er in dieser Welt nicht siegen, bestenfalls der verfolgte Zeuge der Wahrheit sein werde, dankt der Katholik für «so viel Wahrheit der ersten Jahrhunderthälfte», die Becher gestaltet habe. Dessen grosses Wort sei Freiheit, und darauf spreche er ihn in Dankbarkeit an. Auf die erste Freiheit, selbst göttlichen Ursprungs, zu leben und zeugen aus dem Gewissen, das zur höchsten alldurchdringenden Autorität zu erheben nur das Ziel der Revolution sein könne. Aus dem Osten leuchte die kommende Geschichte, von der Russlands Dichter künden. Er, der den Mut gehabt habe, von vertrauten Ufern zu stossen, «dem Machtanspruch der Öffentlichkeit gestern und heute sich zu widersetzen», werde das Leiden um die frei machende Wahrheit verstehen, deren

Erscheinung in der den Menschen erschütternden, umwandelnden Gestalt die Kunst doch sei.¹⁴¹

Erstaunlich, wie Schneider die christliche Tiefenschicht in Bechers Dichtungen trifft und dabei den West-Ost-Gegensatz doppelt ausser Kraft setzt, sowohl den zivilisatorischen Hochmut der einen wie auch die verzweifelte Hoffnung der anderen Seite, mit Gewalt einen Sieg erzwingen zu können. Pohl hingegen, in dem Lorbeer 1945, nach zwölf Jahren Verfolgung, einen «der wendigsten Gesellen der vergangenen ‚deutschen volkhaften Dichtung‘»¹⁴² sah, der Bechers Hilfe mehrfach in Anspruch nahm, ihm von Agnetendorf nach Berlin folgte, im Aufbau-Verlag Hauptmanns letzte Gedichte herausgab und bis 1950 als Redakteur der Zeitschrift «Aufbau» beschäftigt war, weiss nur kurz für das Gnadengesuch zu danken, um ihn sodann ausführlich zu belehren: «Die Kirche Christi hat nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht, hinzugehn in alle Welt und das Evangelium zu predigen allen Geschöpfen (Markus 9,15). Dazu gehören auch die Menschen im heutigen Ostsektor Berlins und in der Ostzone Deutschlands. Wenn der Stalinismus Lehren aufstellt und verfiicht, die der geoffenbarten Lehre Christi zuwiderhandeln, so haben die heutigen Vertreter des Christentums, Priester wie Lehrer wie Gläubige, diese Irrlehren zurückzuweisen, wenn sie der Lehre Christi treubleiben und vor der ruhmreichen zweitausendjährigen Geschichte seiner Kirche bestehen wollen.»

Nichts anderes hätten katholische Autoren, Verleger und die Buchhändlerin getan. «Das ‚Hetze‘ zu nennen – dazu gehört die Verblendung des Fanatismus, der die neuen «Pharisäer und Schriftgelehrten» des Stalinismus befallen hat.» Nach wie vor sei die Kirche bereit, dem Kaiser das seine zu geben, wenn der nicht sein Amt missbrauche und sie zu hindern versuche, Gott zu geben, was Gottes ist. Er kenne weder eine Freiheitsliga noch deren Flugblätter. Doch dürfte Becher interessieren, dass ein Hubert Pohl vom Caritasverband an der Zonengrenze über Stunden festgehalten wurde, weil man ihn mit dem Schriftsteller gleichen Namens verwechselt hatte, der immerhin Mitglied des PEN sei, ein Gegner des Stalinismus, aber kein Agent oder Spion. Ob die westlichen Gesprächspartner überhaupt den östlichen Machtbereich betreten könnten, wenn ein Appell wie der seine so gleich mit staatlichen Gewaltmitteln erwidert werde, darauf möge er antworten.¹⁴³

Eine Antwort findet sich in beider Nachlässe nicht. Das Flugblatt hat Pohl ohne Kommentar an Gertud von Le Fort weitergesandt.

Merkt er, dass es Becher auf «stalinistische» Weise zum Agenten erklärt? Misst man den empörten Tonfall an Schneiders Verständnis vom Christsein in der Welt, so fragt sich, wer hier als Pharisäer und Schriftgelehrter hervortritt. Statt die Lehre des Gottes, der am Kreuz seinen Mördern vergab, weil sie Sterbliche waren, die ohne Glaube an die Ewigkeit des Lebens in der kurzen Spanne ihres Daseins mit Gewalt sich zu behaupten suchten, statt das von jeder Angst befreiende und zugleich so furchtbar schwere Vermächtnis Christi zu leben, zitiert der Schriftsteller einen jener Jünger, die ihren Meister im Augenblick der höchsten Not verliessen, um später in seinem Namen eine Kirche zu gründen, von der er selbst nie sprach. Vor dieser ruhmreichen Einrichtung soll nun ein Vertreter der weltlichen Macht seine Irrlehre rechtfertigen, als habe die Kirche nicht von den Kreuzzügen über die Inquisition bis zur Kolonialisierung ganzer Kontinente unzählige Verbrechen legitimiert. Welch Blasphemie und Hohn auf jegliches Wissen und Gewissen. Die Begnadigung nach einem NS-Gesetz von 1935 war fragwürdig. Allein die Antwort erhob ja keine sachlichen Einwände. Ihr eiferndes Unmass wird kenntlich, bedenkt man, wie die Kirche zur gleichen Zeit Vergebung an wirklichen Massenmördern übt, an Glaubenskriegern der SS, denen der Vatikan mit einer neuen Identität zur Flucht nach Südamerika verhalf. Wovon Pohl so viel und so wenig wissen konnte wie Becher vom Wirken der Moskauer Geheimpolizei.

In einem Punkt hat das Flugblatt recht: Bechers Kontaktaufnahme lief parallel zu gleichartigen Bemühungen Grotewohls. Der hatte am 30. November 1950 Adenauer die Bildung eines «Gesamtdeutschen Konstituierenden Rates» vorgeschlagen, der eine souveräne Regierung, einen Friedensvertrag mit den Besatzungsmächten sowie freie Wahlen für eine Nationalversammlung vorbereiten sollte. Einen Monat darauf schrieb auch der Präsident der Volkskammer an den Bundestagspräsidenten, die künstliche Entfremdung eines geteilten Landes dürfe nicht durch Wiederaufrüstung in endgültige Zerreissung und den Untergang der Nation führen. Erst nach sieben Wochen liess sich Adenauer zu einer Antwort herab, und dies auch nur in Form einer Pressekonferenz, nicht in einem Brief an den Ministerpräsidenten, was dessen Anerkennung bedeutet hätte. Grotewohl ging sogleich mit einer Regierungserklärung auf die Argumente des anderen ein: Der Kanzler verwies auf seinen Vorschlag gesamtdeutscher Wahlen vom März 1950, auf den der Osten nicht geantwortet hatte. Grotewohl entgegnet, er habe ein Wahlgesetz westlicher Besatzungs-

mächte geltend gemacht und Kaiser jede Möglichkeit direkter Verhandlungen mit Repräsentanten der SBZ ausgeschlossen. Die Wahlen aber müssten eine Angelegenheit des eigenen Volkes sein, die beiden Regierungen sich zusammensetzen und über ihre Bedingungen beraten. Scheinheilig sei es von den Westmächten, Deutsche gegen die Oder-Neisse-Grenze aufzustacheln, nachdem sie ihrer Aussiedlung in Potsdam zugestimmt und ihnen eine Friedenskonferenz fünf Jahre lang verweigert haben. Der Vorwurf, das DDR-Friedensgesetz sei ein Terrorinstrument, wird mit der Bereitschaft erwidert, ein gleiches Strafrecht zur Verfolgung von Kriegstreibern auf beiden Seiten zu vereinbaren. Ebensovwenig brauche eine vermeintliche Bedrohung durch die Volkspolizei den Ausbau der westlichen zur Militärtruppe zu rechtfertigen, wenn man miteinander über Stärke, Charakter und Bewaffnung beider Einheiten spräche. Adenauer wollte aber die Wiedervereinigung nur mit denen besprechen, die eine «rechtsstaatliche Ordnung und freiheitliche Regierungsform» garantierten – Grotewohl gerade um dieser Voraussetzungen willen Gespräche am runden Tisch ohne Bedingungen aufnehmen. Denn Pressefreiheit für Verleumdungen und Entlassung von Anhängern der Organisationen aus dem öffentlichen Dienst, die für Freundschaft mit der Sowjetunion eintreten, waren für ihn Zeichen einer problematischen Freiheit, die der Aussprache bedürfe.¹⁴⁴

«Deutsche an einen Tisch!» Diese Forderung machte sich Becher sogleich zueigen, wenn Grotewohl sie nicht von ihm übernahm. Denn der Kulturbund sprach ja seit 1945 von nichts anderem und Becher hatte im offenen Brief an Pechei zwei Monate zuvor zu bedenken gegeben, die Kunst der Verständigung bestehe darin, sich mit verschiedener, nicht gleicher Meinung an einen Tisch zu setzen. Wie in Paris 1935 soll der Dialog der Intellektuellen dem der Politik den Weg bahnen. «Deutsche, spricht mit Deutschen!» war eine Kundgebung des Kulturbundes zur Leipziger Messe Anfang März 1951 überschrieben. Auch das Formalismus-Plenum forderte gesamtdeutsche Gespräche – ohne zu begreifen, dass es sie selbst untergrub. Dennoch trafen sich Ende des Monats am Starnberger See 50 West-Autoren mit vier aus dem Osten – Hermlin, Hüchel, Bredel, Uhse – und beschlossen die Herausgabe einer gemeinsamen Literaturzeitschrift. Ein altes Projekt Bechers, der sich wohl zurückhielt, um desto fester im PEN zu bestehen. Mitte Mai fand ein Erster Deutscher Kulturkongress mit West-Beteiligung in Leipzig statt und im Anschluss der III. Bundestag des Kulturbundes.

Becher wird erneut zum Präsidenten gewählt, hält aber kein Referat, da er zuvor zu den Gästen sprach: Der Ost-West-Gegensatz im Zeichen einer europäischen Sendung täusche über die Frage Krieg oder Frieden hinweg, denn das Abendland wolle vergessen machen, dass Konzentrationslager, Folterkammern und Gashöllen in seinem Bereich lagen. Zugleich sei die Teilung real, wirke als Entfremdung bis in die Sprache hinein, berge die Gefahr, einander unverständlich zu werden – und die Möglichkeit, aus der verschiedenartigen Entwicklung Gewinn zu ziehen! Ein Abwägen, ein Vergleich der eigenen Kräfte und Auffassungen mit denen des anderen könne eine geistig-lebendige Atmosphäre schaffen, die ein geschichtlicher Faktor ersten Ranges wäre. Voraussetzungen dafür seien aber Gesprächsregeln: Keine Gewalt, kein Spiel mit Waffen unter dem Tisch, keine Diffamierung, keine Warnlisten, Berichtigung von Missverständnissen, Bildung geistiger Foren, Austausch von kulturellen Gesellschaften und Universitäten, Herausgabe gemeinsamer Zeitschriften, Verleger-Beratungen sowie Schaffung eines Koordinierungsausschusses zur Verbreiterung und Vertiefung der Zusammenarbeit.¹⁴⁵

An solch idealen Forderungen misst er nun in einem Kurzbeitrag die Realität des Bundes: Der müsse nicht eine Massenorganisation werden, sondern die Intelligenz sammeln, eine neue mit der alten verbinden. Jedoch habe er erfahren, wie an einer Universität Studenten für reaktionär erklärt würden, weil man geistig unbewältigte Fragen mit administrativen Massnahmen beantworte. Nötig sei mehr Mut zu «unserer Wahrheit», «unserer Weltanschauung». Dringend warne er die Freunde, es sich allzu bequem zu machen und leidenschaftliche Argumentation durch ungeistige Mittel zu ersetzen. Nur geistige Auseinandersetzung verbürge auf Dauer soliden Erfolg. «Beseitigung des Provinzmuffs, der provinziellen Spiessigkeit und Beschränktheit» sei darum eine Hauptaufgabe des Bundes – der aber selbst «im Begriff ist, sich zu verbürokratisieren». Da Präsidialrat und Vorstände sich zurückzögen, bestimmten immer mehr Zentralleitung und Sekretariate. Leute, denen es gelinge, aus der interessantesten Sache der Welt etwas Langweiliges zu machen. Intellektuelle müssten selbst in verantwortlichen Funktionen wirken und die Sekretäre sich als – deren – ausführende Organe verstehen. Auch sei eine Verjüngung der Leitungen nötig, hätten die Älteren ihre Grenzen zu erkennen und rechtzeitig Nachfolger zu erziehen, um ihnen mit bestem Gewissen die Arbeit zu überlassen.¹⁴⁶

Welch Gegensatz zur Theorie und Praxis der Partei. Deren Führung

warf dem Bund vor, keine echte Massenorganisation zu sein und erhoffte sich gerade von den Sekretariaten eine kontrollierte Ausrichtung der Kultur nach den Vorgaben ihres Apparates. Doch weniger aus Machtgier, denn in konsequenter Treue zum stalinistischen Weltbild. Wer in der Partei die höchste Form des Klassenbewusstseins, in Massenorganisationen deren «Transmissionsriemen» und in den Intellektuellen Angehörige einer permanent zwischen Bürgertum und Proletariat schwankenden Schicht erblickt, kann kaum anders denken und handeln. Bechers Verständnis des (Zeit-) Geistes folgt nicht dieser mechanischen, vielmehr einer vitalen Vorstellung, die oft vage bleibt, doch zugleich umfassender und in ihrer dialogischen Fundierung offen für das Andere, Neue und Unbekannte. Als solche ist sie kein Zeichen einer proletarischen Weltanschauung, sondern eben der Ausdruck seines «Schwankens», eines bürgerlich intellektuellen Grenzgängers, der sich von vertrauten Ufern abstösst – und zu seinem Unglück immer wieder am Rettungsring der Partei festhält. Weit zieht es ihn in den Strom der Geschichte hinein, unversehrt kehrt er aus Strudeln zurück, die andere verschlangen, und selten wagt er, sich gänzlich freizuschwimmen, hinabzutauchen in die Tiefe, mitzuteilen, was er selbst sah und erfuhr, beschämend die wieder anderen, die aus sicherer Ferne das Ganze so klug kommentieren. Indem Becher das Gesetz seiner eigenen Existenz zwischen den Ufern, den ideologisch befestigten Lagern, nicht wahrhaben will, verkehrt sich sein Befund bornierter Verhältnisse in die Annahme einer blossen Verhaltensschwäche, in die Suggestion, anderen mangle es nur am Mut zur Propagierung einer – fertigen – Weltanschauung und nicht an Kompetenz: an der selbst erst auf Irrwegen erworbenen Fähigkeit, dem Wissen und der Erlaubnis zu geistiger Auseinandersetzung. Ohne die Möglichkeit, im alltäglichen Umgang mit Andersdenkenden deren Eigenart achten zu lernen, ohne eigene Kenntnis der Welt und ohne die Freiheit, Grenzen der Erfahrung wie ihres Ausdrucks in Frage stellen zu dürfen, muss der Geist, von dem Becher spricht, verkümmern. Wer sein Leben lang in einer Provinz eingeschlossen, von Verboten und Anweisungen zum alleinseigmachenden Leben umgeben wird, empfindet natürlich provinziell. Das war im sächsischen Tiefland nicht anders als in den bayerischen Bergen. Und wer den Intellekt in dieser Enge nur repräsentativ bewahren, als sein Stellvertreter auftreten will, wird all die, in deren Namen er spricht, noch mehr entmündigen, bis seine eigene Stimme, ohne Resonanz, immer hohler verhallt.

Doch Becher und Grotewohl wollten ja gerade die kleinliche Selbstbeschränkung aufheben, sich eine Vereinigung mit dem zweimal grösseren Westteil zutrauen. Ihre einzige Bedingung war, als gleichberechtigte Partner anerkannt, in offenen Verhandlungen angehört und mit sachlichen Ansprüchen bei einer gemeinsamen Suche nach Kompromissen berücksichtigt zu werden. Die Verteidiger grenzenloser Meinungsfreiheit aber sprengten lieber den PEN und versahen alle strategischen Brücken ihres Landes mit Sprenglöchern, um den Vormarsch des Feindes aufzuhalten. Solch intellektuell und militärtechnisch anachronistischen Rückzugsgesten schufen eine Atmosphäre der Hysterie und blockierten die nötige Besinnung auf verantwortliche Politik. Der katholische Kanzler, der im Namen «christlicher Demokratie» eine staatstragende Partei etabliert hatte und vor jeder Wahl die Kirche in Hirtenbriefen ihren Schäfchen den rechten Weg weisen liess, dachte auch nicht daran, als Zeuge der Wahrheit unterzugehen. Umgekehrt war er bereit mit handfesteren Waffen als denen des Lichts das Abendland zu verteidigen. Eine Vereinigung mit dem anderen Staat, zumal unter Verzicht auf die deutschen Ostgebiete, wollte ihm nicht genügen, da die Völker hinter dem «Eisernen Vorhang» ein Recht auf Befreiung von atheistischer Zwangsherrschaft hätten. So schlug er, klagend um die armen Brüder und Schwestern, die Chance aus, sie friedlich in ein grösseres Mass an Freiheit zu führen.

Oder konnten die Befreier sich nicht sicher sein, dass sie jegliche Wahlen gewinnen, das kommunistisch unterjochte Volk aus den fünf neuen Bundesländern ihnen zuströmen würde? Auch ein Verweis auf die Wahlen zur Volkskammer im Oktober 1950 erledigt die Frage nicht. Sie waren zweifellos unfrei. Die Führung der SED und ihre Sowjetberater wollten die knappen Mehrheitsverhältnisse der Landtags- und Gemeindewahlen nicht noch einmal riskieren. Im März häuften sich in den Zeitungen Stimmen aus Grossbetrieben, die einheitliche Listen forderten, um die eigenen Kräfte nicht den Feinden gegenüber zu zersplittern. Für Arbeiter, die den neuen Staat als den ihren empfanden, mochte die Losung von unten her sogar logisch erscheinen, als Kampagne war sie von oben lanciert. Im Mai beschloss der Zentralkomitee des Demokratischen Blocks, das Koordinierungsorgan aller Parteien und Massenorganisationen der SBZ, ein Einheitsprogramm zu verfassen, das im August der Nationalkongress der Nationalen Front annahm. Nach einem Schlüssel, der gewünschte Mehrheiten vor der Wahl festschrieb, wurden die Listen aufgestellt.

Massenorganisationen durften bürgerliche oder parteilose Kandidaten nur nach Absprache mit SED-Sekretären nominieren. Und so griff man auch in Listen des Kulturbundes ein.¹⁴⁷

Becher nannte sie dennoch demokratisch, da sie «Friede und Wohlstand für alle» sicherten.¹⁴⁸ Weit problematischer waren seine Wahauftritte in Weimar, Erfurt, Jena, Dresden, Lauta, Magdeburg und Rostock, die keinerlei Probleme zur Sprache brachten. Statt ein Beispiel für geistige Auseinandersetzung um alternative Programme zur Veränderung der bedrückenden Wirklichkeit zu geben, liess er sich bejubeln und den Rundfunk-Kinderchor seine *Neuen Deutschen Volkslieder* zu Gehör bringen, weil er selbst nicht besser sagen könne, was alle ersehnten – ein Leben in Glück und Frieden. Dementsprechende Presseberichte musste man nicht nachträglich frisieren, viele der Anwesenden fühlten sich für einen Augenblick aus ihrem Alltag gelöst, Becher selbst gerührt von der durchaus nicht gespielten Herzlichkeit des Empfangs durch Bürgermeister, Bestarbeiter und strahlende Schulkinder. Allein diese Ästhetisierung der Politik zum Festspiel eines einigen Volkes half niemandem. Sie vollendete die Farce einer Wahl, in der es nicht um Stimmen für verschiedene Konzepte ging. Ihr Zweck war die Bestätigung eines schönen Scheins, ihr Gewinn eine Auswahl des Volkes auf Listen, die ausgerechnet diejenigen als potentielle Feinde festhielten, die von ihrem Recht Gebrauch gemacht, die in einer Ecke des Wahllokals eine halb versteckte Kabine aufgesucht hatten, um vielleicht einen Namen zu streichen. So verkehrt der Schein-Friede die eigene Verfassung in ihr Gegenteil, beraubt sich selbst seiner streitbaren Kräfte und mit ihnen der Fähigkeit zu lebendiger Entwicklung.

Verständlich, dass Bonn sich dem Spektakel nicht unterwerfen wollte. Doch warum sollte Ostberlin sich einem Wahlgesetz aus Washington beugen, wo der «Kampf» zwischen einer Partei des grossen und einer des noch grösseren Geldes längst zur Show verkommen war? Warum konnte man sich nicht auf einen gemeinsamen Modus einigen, der zur Auseinandersetzung mit Argumenten verpflichtet? Warum musste Adenauer die Volksbefragung gegen Remilitarisierung und für den Abschluss eines Friedensvertrages vom Juni 1951 verbieten, obgleich sie nach dem Urteil unabhängiger Juristen nicht dem Grundgesetz widersprach? Grotewohl warf ihm vor, mit faschistischen Unterdrückungsmethoden das Volk zu knebeln, und bot erneut Wahlen an. Diesmal ausdrücklich das Recht auf Listenverbindungen betonend.¹⁴⁹ So sollte der Antifa-Block auch im Westen durchgesetzt

werden, dessen Parlament die UNO um Prüfung der Wahlbedingungen ersuchte. Wie in Korea. Worauf der Osten sich empörte, man sei kein Kolonialland ohne eigene demokratische Tradition, und im November auf das Wahlgesetz der Weimarer Republik zurückgriff. Auf dieser Grundlage war die DDR im Februar bereit, eine internationale Kontrolle der Wahlen zu akzeptieren, die nun sämtlichen vier Mächten vorgeschlagen, doch nur vom Kreml angenommen wurde.

Mittlerweile hat sich auch die westliche Geschichtsschreibung dazu durchgerungen, die berühmte Stalin-Note vom März 1952, die den Deutschen nach Abschluss eines Friedensvertrages und Abzug aller Besatzungstruppen selbst die Aufstellung einer eigenen Armee und eine eigene Rüstungsindustrie zubilligte, als ein ernsthaftes Angebot zu betrachten, wahrzunehmen, dass für den Generalissimus ein neutrales und wirtschaftlich stabiles Land als Handelspartner und Pufferzone einen grösseren Wert besass, denn ein unsicherer Satellitenstaat, der in Gestalt einer zerrissenen Nation ein ewiger Brandherd bleiben würde.¹⁵⁰ Eben darum aber waren die Westalliierten nicht bereit, die Bundesrepublik freizugeben, der sie nur unter der Bedingung einer festen Integration in ihr eigenes Wirtschafts- und Sicherheitsbündnis das Mass an staatlicher Souveränität zubilligen wollten, das Adenauer sich gerade mit einem Generalvertrag auszuhandeln mühte. Stück für Stück drangen Informationen über die geheim geführten Verhandlungen an die Öffentlichkeit. Grotewohl, der an eine Äusserung Adenauers vom Juli 1945 erinnerte, wonach Deutschland unfähig sei, sich selbst zu regieren, und daher für lange Zeit besetzt werden müsse,¹⁵¹ hatte nicht unrecht, wenn er meinte, hier werde ein Volk, dem man einen Friedensvertrag vorenthielt, hinter seinem Rücken verkauft.

Zwangsumwandlung von Feldern in Übungsplätze für verstärkte Besatzer- und nunmehr auch eigene Truppen, Umverteilung von Rohstoffen für eine indirekt, durch Staatsaufträge subventionierte Rüstung und schliesslich die Anerkennung deutscher Vor- und Nachkriegsschulden gegenüber Mächten, denen weitgehende Sonderrechte in Sicherheitsfragen auf 50 Jahre eingeräumt wurden – all das war kein Exempel einer demokratischen Selbstbestimmung und rief wachsenden Unmut bei denen hervor, die sich fragten, wie sie das Ganze mit ihrer Arbeit und ihren Steuern bezahlen sollten. Auch grossbürgerliche Blätter sprachen davon, dass der Westen des deutschen Industrie- und Menschenpotentials bedürfe, um den lang erwarteten Krieg

gegen Moskau mit einem Minimum an eigenen Opfern führbar zu machen. Einen Krieg, den 22 Autoren im Oktober 1951 in einer US-Zeitschrift unter der Losung *Russlands Niederlage und Besetzung 1952-1960* schon vorwegnahmen. Koestler war dabei und malte sein Bild von der Befreiung der Völker durch Bomben – wie einst Becher in *Levisite*, dem Roman, den er weder 1949 noch drei Jahre danach in seine Werkausgaben aufnahm.¹⁵²

Wer aber wollte sich schon wieder für eine Weltmission verheizen lassen, zumal mit dem Debakel eines endlosen Schlachtens in Korea vor Augen? «Das fast sichere Ergebnis gesamtdeutscher Wahlen wäre die Niederlage der Adenauer-Partei und der Sturz des Bonner Regimes.» Schrieb im März 1952 die *New York Herald Tribune* und im Monat darauf der Londoner *Observer*. «Bekennen wir offen, dass gesamtdeutsche Wahlen zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht im Interesse des Westens liegen.» Einen ganzen Fächer solcher Selbstaussagen montierte das Amt für Information der DDR zu einem *Weissbuch über den Generalkriegsvertrag*¹⁵³ das im Fall einer vollkommenen Bewegungs- und Ausserungsfreiheit, wie sie der Osten anbot, gewiss auch seine Leser in der Bundesrepublik gefunden hätte. Ob dort das Wählervolk, das sich in seiner Mehrheit mit seichter Unterhaltung und immer gleichen Klischees über den anderen Staat abpeisen liess, das den professionellen Vertretern der «Volksparteien» regelmässig seine Stimme abgeben, aber nicht unbedingt selbst politisch denken und argumentieren sollte, ob die auf andere Art autoritär entmündigten Massen der Agitation Tausender Wahlhelfer widerstehen würden, die im Auftrag ihrer Partei und mit eigener Überzeugung in den Westen kämen, daran war zu zweifeln. Was hatten sie denn zu bieten ausser einer grösseren Meinungsfreiheit, die nicht vorm Krieg bewahrt, und einem damals noch kaum höheren Wohlstand, den die Rüstung aufzuzehren drohte? Vor die Wahl gestellt, sich dem Abstraktum «Europa» auszuliefern, für dessen «Freiheit», ungefragt sein Leben zu verlieren, oder sich konkret als traditionell gewachsene, nur gewaltzaam zerrissene Nation wieder mit den Verwandten drüben in einem Staat zu vereinen, der per Friedensvertrag vollkommene Souveränität erlangen und nicht länger mehr die erniedrigende Oberhoheit von Besatzern erdulden müsste, wäre manch abschreckendes Feindbild verblasst. Deshalb die Notbremse einer ganzen Reihe von Verboten und das Bestreben Adenauers, die Wahlen zwar gleichzeitig, aber unter UN-Vormundschaft und in beiden Teilen getrennt abzuhalten, wodurch er sich von vornherein seine Mehrheit gesichert hätte.

Und so blieb es bei der Spaltung, die der *Tagesspiegel* im März 1952 als bewusstes Opfer auf sich zu nehmen forderte, «zum Besten der Erfolgsaussichten der westlichen Weltauffassung». ¹⁵⁴ Der unsichtbare Damm an der Elbe ward nicht mit Waffen verstärkt, um den Vormarsch einer roten Flut aufzuhalten. Burnham hatte auf dem Westberliner Kongress schon die wahre Gefahr mit seinem falschen Bild erfasst, es gelte den *Sog* des Ostens einzudämmen. ¹⁵⁵ Wie neun Jahre darauf Ulbricht mit einem «antifaschistischen Schutzwall» den Magneten ummauerte, der sein Volk in Scharen anzog, so musste die andere Seite in den ersten Jahren der Teilung noch die Vereinigung fürchten, die sie später auf ihre Fahnen schrieb. Nicht, weil die SED triumphiert und Stalin mit finsterner Tücke seinen Terror auf ganz Deutschland ausgedehnt hätte. Viel wahrscheinlicher wäre ein Wahlsieg der Sozialdemokratie gewesen, die, befangen im Antikommunismus, der Hoffnung auf Machtbeteiligung in den bestehenden Verhältnissen und einer entsprechenden Angst vor deren Veränderung, erneut die Gelegenheit vergab, ihre revolutionären Phrasen selbst auf parlamentarischem Weg einzulösen.

War es Ironie der Geschichte, dass die Konstellation sich im Vollzug der faktischen Vereinigung vier Jahrzehnte danach wiederholt? Die Seiten verkehrend wie in einem Spiegel, zerbrach 1989 mit der Mauer im Osten ein ausgehöhltes Feindbild, an dessen Stelle sich im Bewusstsein einer politisch wachen Minderheit ein Verlangen nach demokratischer Erneuerung des Sozialismus in einem «Haus Europa» ausgebildet hatte, das durch radikale Abrüstung und gemeinsame Nutzung der freiwerdenden Mittel als Modell einer friedlich vereinten Welt wirken sollte. Der grössere Teil der Bevölkerung, eingeschlafert von der Litanei der herrschenden Politik, fühlte sich jedoch beim Anblick westlicher Lebensweise nur um einen lang verhiessenen Volkswohlstand betrogen und gab seine Stimme dem konservativen Wahlblock einer «Allianz für Deutschland», in deren Namen Adenauers Enkel ihm blühende Landschaften versprach.

Eine so totale Übertragung der Rechte, Normen und Werte des einen Teils auf den anderen, wie sie nun ihren Lauf nahm, wäre 1952 nicht möglich gewesen. Nur etwas Drittes hätte entstehen können, eine Art neuer «Volksgemeinschaft», wie sie Becher, Grotewohl und das erste CDU-Programm bejahten, Adenauer jedoch als Fortsetzung eines deutschen Sonderweges ablehnte. Wäre denn wirklich eine Reaktivierung des Vergangenen zu erwarten gewesen, wenn die Einheit auf weltoffener Anerkennung beruht, aus wachsendem Handel, Ver-

kehr und kulturellem Austausch zwischen Ost und West ihr Selbstbewusstsein gewonnen sowie den Nationalsozialismus als krankhaften Ausdruck verinnerlichter Schranken aufgearbeitet hätte? Das ist keine Frage unnütz nachträglicher Spekulation über abstrakt denkbare Möglichkeiten. Es geht um die Erinnerung realer Alternativen, die das Bewusstsein für gegenläufige Entwicklungen schärft, für unscheinbar Neues im verkommend Alten und uralt Tödliches in glitzernd neuem Gewand, um sich nicht von immer gleichen Zugzwängen treiben zu lassen. Bechers *Erziehung zur Freiheit* hatte ja einer nicht ökonomistisch verkürzten Faschismus-Analyse vorgearbeitet und Grotewohl, mit Stalins Einverständnis, sich verbindlich erboten, den russischen Markt für deutsche Firmen zu erschliessen – was die Westmächte politisch untersagen mussten, wenn sie die ökonomische Herrschaft in ihrer Zone nicht lockern wollten. Auch das Ersuchen, im Gegenzug östlichen Produkten den Weltmarkt zu öffnen, stiess auf eiserne Ablehnung, so dass die DDR über Jahrzehnte hinweg trotz wachsender diplomatischer Anerkennung gezwungen war, hochwertige Waren zu Niedrigstpreisen unter fremden Marken zu verhökern und Embargolisten mit illegalen Mitteln zu umgehen. Welch törichter Hohn, über den Untergang des Ostens im Zeichen einer freien Marktwirtschaft zu triumphieren, deren Gesetze man selbst zu fälschen nötigte, um seinen Gegner «totzurüsten», statt konkrete Reformen zu beiderseitigem Nutzen zu fördern.

Gerade in der Hinwendung zu einem westlich beschränkten Europa konnte die nationale Überheblichkeit der Deutschen, ihr Glaube einer besseren «Rasse», einer schlicht arbeitsameren Art von Mensch anzugehören, sich fortsetzen. Als hätte nicht dieses Europa, in dessen Namen Hitler die Welt neu ordnen wollte, zweimal versagt. In zwei Weltkriegen, die es mit modernster Bewaffnung und höchster Diplomatie nicht zu verhindern vermochte, rief Becher zu seiner Verbrüderung auf.¹⁵⁶ Nun, da es sich zu einem dritten zu rüsten begann, nahm er das Telegramm, das Stalin zur Gründung der DDR an Pieck sandte, als Gegenentwurf eines Europas wahr, dessen Friede gesichert wäre, wenn das deutsche und das Sowjetvolk ihn mit der gleichen Anspannung ihrer Kräfte erkämpfen würden, mit der sie jenen Krieg führten, in dem beide die «grössten Opfer» brachten.¹⁵⁷ Eine Alternative, die indirekt an Trumans Wort von 1941 erinnert, sich Deutsche wie Russen wechselseitig erschlagen zu lassen, und vor der Wiederkehr des dürftigen Konzepts warnt.

Adenauer hatte dafür keinen Blick, ohne ein «Faschist» oder Militarist zu sein. Die Nazis entliessen den Oberbürgermeister und Präsidenten des Preussischen Staatsrates 1933 nach Paragraph 4 ihres Berufsbeamtengesetzes, d.h. wegen «nationaler Unzuverlässigkeit». Sie waren sich des einstigen Separatisten nicht sicher, der zeitweilig den Schutz von Klöstern suchte und später auch für zwei Monate inhaftiert wurde. Zunächst bat er jedoch 1934 um Prüfung seines Falles und Versetzung in den Ruhestand mit Anspruch auf Pension, da er die NSDAP entgegen ministerieller Vorgaben immer durchaus korrekt behandelt und sich um die deutsche Seite verdient gemacht habe. Er bekam denn auch ein jährliches «Ruhegehalt» von 12'000 RM, ein Zehntel dessen, was er einst als einer der höchstbesoldeten Staatsdiener Preussens bezog. Zudem gewann er einen Prozess gegen die Stadt Köln und mit ihm 280'000 RM, so dass der Mann des Zentrums nicht allzu tief fiel und mit Gelassenheit seinen Alterssitz in Rhöndorf errichten konnte. Geheime Aufforderungen, sich am Widerstand gegen die Diktatur zu beteiligen, lehnte er ab, und dass seine Freunde aus der rheinischen Hochfinanz dem Diktator zur Macht verholfen hatten, rührte sein Gewissen kaum. Hitler war ein Betriebsunfall, eine Fehlspekulation, wie sie ihn 1929 einmal fast sein Vermögen gekostet hätte. Damals retteten ihn Beziehungen zur Glanzstoff-Industrie, die dem Staatsratsvorsitzenden nebenbei noch eine kleine Schmiergeld-Million einbrachten. Nun waren die Geschäfte neu zu ordnen.¹⁵⁸

Die Gründer der CDU träumten 1945 von einem «wahren christlichen Sozialismus», der für soziale Gerechtigkeit sorgen, die gottgegebene Freiheit des Einzelnen an die Forderungen des Gemeinwohls binden und die Vorherrschaft des Grosskapitals brechen werde. Adenauer, von den Briten in sein altes Amt ein- und schon bald wieder abgesetzt, zog sich noch einmal zurück, um desto energischer in die neue Partei der Mitte einzugreifen. Nicht im Kapital, in der Verführbarkeit der Massen, auf die erneut ein absoluter Staat seine Herrschaft gründen könnte, bestehe die Hauptgefahr. Gefährlicher als der private sei daher der Staatskapitalismus, die Planwirtschaft im Osten, hatte er in Aahlen 1947 durchgesetzt. Das veränderte Programm verhies auf dem Titelblatt eine Überwindung von Kapitalismus und Marxismus, vermied jedoch in seinen Ausführungen sorgsam das Wort «Sozialismus». Indem es sich trotzdem des – Marx'schen – Terminus einer langfristig komplexen «Vergesellschaftung» bediente, wahrte es seine antikapitalistische Aura, zog Wähler der SPD an und diskreditierte zu-

gleich deren konkreteren, im Hier und Jetzt einzulösenden Ruf nach Verstaatlichung als drohende Willkür. Dass «auch bei der eisenschaffenden Grossindustrie ... der Weg der Vergesellschaftung zu beschreiten» sei, klang edler als das brutale Eingeständnis, diesmal nicht die Enteignung der Kanonenkönige versäumen zu dürfen.

Natürlich sichert das Staatsmonopol an der Waffenproduktion keinen Frieden, solange nicht der Staat friedlich gestaltet, sein Gewaltpotential von einer Gesellschaft abgebaut wird, deren Angehörige sich selbst zur Zivilcourage gegen das alte Strammstehen erziehen – wie Becher die Aufgabe einer grundlegend kulturellen Erneuerung umriss. Dessen Warnung aber, mit der Konzentration aller Energien auf Fragen der Technik des politökonomischen Aufbaus werde die eigene Mitverantwortung für das Resultat der vormals herrschenden Praxis verdrängt und im Zeichen des Neuen das unbewältigt Alte wiederkehren, begann sich gerade unter Ulbricht und Adenauer zu erfüllen. Dabei waren beide keine einfachen Strammsteher. Adenauer hatte im Februar 1919 von der Beherrschung Preussens durch eine kriegslüstern gewissenlose Kaste des Junkertums gesprochen. Würde man es teilen und den Rest zu einem «Bundesstaat der ‚Westdeutschen Republik‘ vereinen, könnte der «Geist des Ostens», der preussische Militarismus, nicht mehr Deutschland bestimmen. Geschichtsschreiber der ausgehenden Bundesrepublik haben von dieser Rede über den Separierungsversuch von 1923 bis zur Gründung des Bonner Staates eine Konsequenz aufgespürt, vor der die Legende vom Kanzler der Einheit zerfällt: Seit dem Ende des ersten Weltkrieges war Adenauer demnach bereit, den Osten preiszugeben, um eine ökonomisch stabile Ordnung mit fester Bindung an Westeuropa zu sichern. Für einen solchen Frieden, der die bürgerkriegsähnlichen Zustände der Weimarer Republik ausschloss, war er bereit, das Risiko eines Krieges zwischen den beiden deutschen Staaten einzugehen, das die abschreckende Militär- und anziehende Wirtschaftsstärke des geschlossenen Westblocks minimieren sollte. Den Wählermassen eine baldige Wiedervereinigung durch staatliche Teilung zu versprechen, durch Verschiebung der inneren Konflikte auf das aussenpolitische Kräfteverhältnis strategisch konzipierter Blöcke, hiess mit kalter Berechnung ihre Wünsche sich nutzbar zu machen, sie zur Durchsetzung der eigenen Machtpolitik zu (ver-) führen.¹⁵⁹

Hat man einmal die Ehrfurcht vor dem grossen alten Mann verloren, gibt sich dieselbe Kälte eines zynischen Pragmatikers in seiner

Art zu erkennen, wie er den Landesvorsitz der CDU, den Präsidentenstuhl im Parlamentarischen Rat und schliesslich das Kanzleramt erobert, ausbootend zunächst die Widersacher in den eigenen Reihen und sodann Gegenspieler anderer Parteien nach allen Regeln der Kunst der Intrige, sie umwerbend, umgarnend, abschiebend, isolierend, diffamierend. Sich den diktatorischen Charakter der «Kanzler-Demokratie» einzugestehen, war ein grosser Fortschritt, der ahnen lässt, wie weit die Moral des wiedervereinten Deutschlands hinter ein schon erreichtes Niveau an kritischem Selbstbewusstsein zurückgefallen ist. Wer Adenauer nicht trotz, sondern wegen seines ausgeprägten Machtwillens als einen Politiker par excellence schätzt, sollte jedoch nicht ganz so leichtfertig Ulbricht als willfähigen Statthalter Moskaus abtun. Das gleiche Mass an Ehrgeiz, Energie und beamtenmässiger Akkuratessie trug beide empor, beide nahmen die Spaltung von Ost und West vorweg, kamen den Bedürfnissen der Besatzer entgegen und gingen doch nicht in ihrer Rolle als deren Stellvertreter auf. Denn beide strebten in den entgegengesetzten Bündnissen nach eigener Souveränität, verstanden ihre Teilstaaten als Modelle, die den jeweils anderen durch mehr Effizienz und Stabilität «überzeugen» würden, sowie sich selbst als (einzig) entschlossene Macher, die den Zweifel der Intellektuellen verachten, Fachleute um Rat ersuchen und die Linie autokratisch festlegen, die sie formal demokratisch bestätigen lassen – durch Blockwahlen der eine und mit der sublimeren Hilfe von Kirche und Wahlfonds der andere. An Demokratie als Einspruch des Andersdenkenden, der den eigenen Horizont erweitert, waren weder Ulbricht noch Adenauer interessiert, die auf ihre Art die Provinz, der sie entstammten, die Apparatur der mitteldeutschen Arbeiterbewegung und den sprichwörtlichen Kölner «Klüngel», zum Zentrum neuer deutscher Politik erhoben.

Dass sich kein anderer durchsetzen konnte als hier ein emsiger Funktionär und dort ein dreiundsiebzigjähriger Patriarch, war ein doppeltes Zeichen der Armut, des Mangels an jener Kultur der Auseinandersetzung, die Becher und Grotewohl in den ersten Nachkriegsjahren als Bedingung von «Volkssouveränität», des Nachwachsens neuer Führungskräfte begriffen. Um die ZerreiSSung dieses Volkes aufzuhalten, sind sie Kompromisse mit einer Einheitspartei eingegangen, die ihr eigenes Gesicht, ihre Entwürfe entstellten. Doch ausgerechnet in dem Moment, da ihr ursprüngliches Demokratieverständnis nach einer ersten Bolschewisierung eine – letzte – Chance erhält, werden sie im Westen als Verräter abgewiesen, findet sich

kein zweiter Rathenau, der mit Weitsicht einen Frieden auf systemübergreifende Zusammenarbeit gründet.

Dabei hätte erst die Praxis der Vereinigung zu erweisen gehabt, was mit den Ideologien verfällt, mit reklamehaft austauschbaren «Weltauffassungen», und was weiterwirkt als selbständige Lebensform oder andauerndes Bedürfnis. Wie die Aufstellung von Wahlkandidaten in ihrem Arbeitsumfeld als Relikt des Räteprinzips. Zwar wurden sie von oben vorab ausgewählt, bedurften aber zu ihrer Nominierung einer Bestätigung von unten, von zumeist parteilosen Kollegen und Kolleginnen, die ihre menschlichen Stärken und Schwächen am genauesten kannten. Solch basisdemokratisches Einspruchsrecht war an sich konkreter als die formale Erlaubnis, auf einer Vielzahl von Listen beliebige Namen streichen oder ankreuzen zu dürfen, die aus den Medien bekannt zu sein scheinen, mit denen man ein Gesicht auf Plakaten oder bestenfalls die sympathische Erscheinung eines zufällig erlebten Auftritts verbindet, ohne doch das geringste von diesem Menschen zu wissen. So konnte jedes Schulkind im Gegenwarts- und späteren Staatsbürgerkunde-Unterricht der DDR lernen, dass nicht der – westliche – Wahlrummel über die echte Demokratie entscheide, sondern die Prüfung der Kandidaten vor und ihre Rechenschaftspflicht nach der Wahl in den Betrieben. Eine doppelte Kontrolle und Verankerung von Volksvertretern, der sich westliche Gesetzgeber aus Wirtschaftskreisen in Parlamenten und Aufsichtsräten doppelt entziehen.

Diese «unsere Wahrheit» war so überzeugend einfach, wie schwer zu praktizieren: Denn es gehörte Mut, Zivilcourage und Sachkenntnis dazu, einen Kandidaten, der die herrschende Partei vertritt, begründet abzulehnen. Indem erneut parteigebundene Sicherheitsdienste jeden Opponenten als potentiellen Staatsfeind zu verfolgen und «unschädlich» zu machen drohten, beschnitten die Volksrepubliken im Osten ihre eigene Potenz zu einer anderen Demokratie, zu einem Gewinn an Wissen, Kraft und Phantasie aus offenen Auseinandersetzungen von unten her, mithin zu echt parteilichem Selbstbewusstsein, das seine Grenzen erkennt und jeder kultischen Verklärung widerstrebt. So aber stellten zu Helden ernannte Arbeiter als Vertreter des unmündig gehaltenen Volkes die schweigende Mehrheit einer Volkskammer, die den Gesetzesentwürfen weniger Macher ihre Zustimmung gab. Dass die Wenigen zumeist nach bestem Wissen und Gewissen ihre Lebens-

kraft diesem Staat aufopferten, konnte die Erstarrung nur verzögern, in die Rosa Luxemburg einst die russische Revolution münden sah.

Auch die Wirtschaftsvorgaben waren mehr als Willkürakte eines selbstgefälligen Politbüros, ihr Beschluss abhängig vom Jawort des Gewerkschaftsbundes, der die ökonomischen Anforderungen in breiter «Volksaussprache» mit den Bedürfnissen der Arbeitenden nach Vollbeschäftigung, Lohnzuwachs, Kinderbetreuung, Gesundheitsschutz, Bildung und Erholung verbinden sowie durch «Gegenpläne» eines jeden Betriebes absichern sollte. Wie die politische, so scheiterte die Wirtschaftsdemokratie am ideologischen Tabu, tatsächliche Alternativen, verschiedene Modelle öffentlich zu diskutieren. Die Aussprache verkam zu Bekenntnisritualen und der Gegenplan zu einem Mittel der Selbstzerstörung, da die Betriebe sich (anfangs) mit vorauseilendem Gehorsam und eifrigen Parteileitungen im Genick illusionäre Ziele stellten, oder (später) ihr reales Leistungsvermögen geringer veranschlagten, um sich Reserven für eine Übererfüllung der Pläne zu verschaffen, die mit höheren Prämien vom Staat belohnt wurden. Nicht wirkliche Planung des möglichen Reichtums war das Resultat, sondern hilflos bürokratische Verwaltung immer neuen Mangels von oben, durch die List von unten zum Chaos perfektioniert.

Gesetzt aber, dieser Staat hätte seine notdürftige Vorstellung vom Sozialismus nicht in einem Landesteil nur «entwickeln», d.h. abspulen können mit scheinbar stetig wachsendem Erfolg in so beschränkter Selbstbehauptung, gesetzt, die Partei hätte all das, was sie nach Hitler, Weimar und dem Kaiserreich zu recht als soziale Errungenschaften empfand, in der Vereinigung mit dem grösseren Teilstaat verteidigen müssen, – welche Entwicklungen wären dann möglich gewesen? Kaum jene staatlich verordnete Flucht in eine totale Privatisierung, die erst nach dem Ende der DDR spät, zu spät den Betroffenen ein Gefühl für das verlorene Eigentum und den Mut gab, sich aufzurichten, einzutreten für ihren Betrieb, zivilen Widerstand zu leisten gegen kurzsichtiges Konkurrenzdenken und planloses Vertrauen auf selbstheilende Kräfte des Marktes. Zumal der Wirtschaftsminister der CDU, Ludwig Erhard, Anfang der fünfziger Jahre selbst dem Staat die Pflicht auferlegte, private Unternehmungen sozial «abzufedern». In der Industrie betrug der Anteil staatlicher Investitionen der BRD noch 25 Prozent, während der volkseigene, also staatliche Sektor der DDR erst 60 Prozent umfasste. Die Dinge waren im Fluss, keines der Systeme endgültig geronnen. Welch Spielraum für eine Vielfalt politi-

scher Ansätze, die sich nicht dem doppelten Dogma von westlicher Marktfreiheit oder östlichem Planzwang fügten, die wahrnahmen, dass am Markt nur bestehen kann, wer den Einsatz seiner Ressourcen plant, und sich nur verplanen lässt, was man den Märkten abgewonnen hat!

Mussten die Arbeitshelden sich denn auf stumme Kultfiguren reduzieren? Sie traten an die Stelle der alten Krieger, die ihr Leben für Volk und Vaterland auf den Schlachtfeldern liessen: Männer und Frauen, die auf dem Feld der Arbeit kleinlichen Eigennutz überwandten, die über sich hinauswuchsen und deren Vorbild andere zu Höchstleistungen mitriss, verkörperten einen neuen Typ von Heroismus. Jene Opferbereitschaft für den Frieden, wie sie Stalin im Telegramm an Pieck als Grundlage eines neuen Europas auswies und Becher im Epos vom *Grossen Plan* gestaltet hatte, das er nun, stark verkürzt, seiner Werkausgabe hinzufügte. War das nicht eine ehrenhafte Umkehr traditionell herrschender Werte, während zur gleichen Zeit der westliche Buchmarkt von Memoiren überschwemmt wurde, die schon wieder den deutschen Soldaten zum tapferen Helden eines nur durch Zufall und Verrat verlorenen Krieges erklärten?

Vom gleichen Markt gepriesen, sieht im Nachhinein das bislang umfangreichste Standardwerk über die SBZ allein eine Flut anderer Legenden, eine «unerträgliche Romantisierung» der Hennecke-Bewegung, die es mit Archivfunden demontiert: Einem Bericht von Otto Buchwitz zufolge hatte der Landesvorsitzende der SED in Sachsen bewusst einen zweiten Stachanow geschaffen.¹⁶⁰

Wie 1935 der russische Bergmann, so überbot auch Adolf Hennecke am 13. Oktober 1948 im Oelssnitzer Steinkohlenschacht seine Norm in einer Sonderschicht. Selbst das Datum war symbolisch. Genau ein Jahr zuvor hatte der SMA-Befehl Nr. 234 die Einführung von Leistungslohn gefordert und für mehr Arbeit ein besseres Leben in Aussicht gestellt, um die anhaltend schwache Produktivität zu heben. Doch gerade gewerkschaftlich organisierte Arbeiter verweigerten den Akkord, da sie sahen, wie Demontagen und Reparationen aus der laufenden Produktion, auf die wiederum die Sowjets als bankrotte Sieger nicht verzichten konnten, ihnen die Früchte ihrer Mehrarbeit entzogen. Wurden dennoch Normen erhöht und Strafen für Fehlzeiten eingeführt, flohen die Leute in den Westen, wo nach der Währung?? für mehr Arbeit auch mehr Waren lockten.

Eine Aktivisten-Bewegung nach sowjetischem Vorbild musste den Teufelskreis aufbrechen, die Industrialisierung ohne Kapital voran-

treiben. Als «Propagandafeldzug» nahm sie tatsächlich martialische Formen an, erschienen die «Henneckisten» auf Plakaten in jener soldatischen Haltung von Stosstrupps, von dynamischen Herren der Technik, wie sie Jünger und Becher einst beschrieben – wie verbissene Kämpfer an der NS-Arbeitsfront. Hält man nicht fest an der stählernen Maske, geben sich jedoch andere Züge und Fragen zu erkennen: Auf der ersten Broschüre mit dem Titel *Aktivisten zeigen den Weg* schielt ein verschmitzt lächelnder Hennecke am Betrachter vorbei. Weder schaut er uns fordernd an, noch starrt der Held in eine leuchtende Zukunft. Auch verleugnet er im folgenden nicht, dass seine Tat mit der Werksleitung abgesprochen war, dass sie übereinkamen, «eine einmalige aussergewöhnliche Leistung von einem Häuer vollbringen zu lassen, die beweisen sollte, dass bei guter Arbeitsorganisation und der Zusammenarbeit von Körper und Geist eine allgemeine Leistungssteigerung möglich ist». Natürlich sei es Unsinn, solche Spitzenleistungen wie seine 387 Prozent täglich zu erwarten und brauche man technische Neuerungen: «Nicht aus den Knochen unserer Arbeiter mehr herauschinden, sondern durch bessere Organisation der Arbeit, durch ein besseres Durchdenken jedes Arbeitsvorganges zu besseren Leistungen und dadurch zu einem besseren Leben zu kommen, – das sei die Parole der Zukunft.»¹⁶¹

Das war die Antwort auf Vorwürfe seiner Kumpel, er wolle sie nur zu erhöhter Selbstaussbeutung antreiben. In zumeist anonymen Briefen hatte man ihm mit Strafe und Mord gedroht. Obwohl er davon nicht direkt sprach, war sein Text gegen die Abweisung als «Russenknecht» gerichtet: Ein Appell zur Besinnung, dass alle nur haben können, was sie selbst erschaffen, ihre Lage sich nur bessern werde, wenn sie den bevorstehenden Zweijahresplan erfüllen. Die Rekorde der Aktivisten sollten moralisch zur einfachen Erfüllung, zunächst gar nur zur Feststellung reeller Normen nötigen, die erst jegliche Planung ermöglichen und deren permanente Nichterfüllung in jedem kapitalistischen Betrieb zu Lohnkürzung oder Entlassung geführt hätte. Dem Kapital ergibt sich das Mass der notwendigen Arbeit existentiell aus dem Konkurrenzkampf der Unternehmen, die bei Strafe ihres Untergangs gezwungen sind, kostensparende Technik einzusetzen und das Druckmittel der Arbeitslosigkeit zu nutzen. Treffend bemerkt der Journalist Herbert Deeg, der im Anschluss an Hennecke über dessen Wirkung schrieb, dass aus mangelnder Rentabilität das gesamte Steinkohlenrevier geschlossen werden müsste.

Doch die Industrie bedurfte der Kohle, die sie vom Ruhrgebiet

abhängig machte. Nach der Währungsreform waren erst recht die eigenen Reserven auszubeuten. Dass die Kumpel dafür nicht ihre Knochen hergeben wollten, sprach für ein neues Selbstbewusstsein unter veränderten Verhältnissen. Schon wollte man in volkseigenen Betrieben die Wiederkehr alter Zwänge nicht mehr dulden, und noch war die Mehrheit nicht bereit, sich wie wirkliche Eigentümer zu verhalten, selbst nach anderen Wegen zur Verwertung des gemeinsamen Reichtums zu suchen. Appelle halfen da wenig. Aber Deeg moralisiert ja nicht, wenn er erneut betont, es gehe um keine körperliche Überanstrengung, vielmehr um die Erleichterung und Effektivierung schwerer Arbeit, die «durchdachte Arbeitsmethoden» in ein System bringe.¹⁶²

Genau darin hatte Lenin das Kennzeichen des Kommunismus erblickt: in der höheren Produktivität einer von Konkurrenz und Krisen befreiten Wirtschaft, mithin in der Sorge des einzelnen Arbeiters um das Produkt seiner eigenen Tätigkeit, die er nicht mehr stumpf als Fron, als immer gleichen Sklavendienst in fremdem Auftrag leistet. In einer Arbeit, die, mit Marx gesprochen, zum Lebensbedürfnis wird, weil sie die Zerrissenheit des Menschen in Kopf und Hand, in einen planenden und einen ausführenden Teil aufhebt, ihn sich selbst in seinem ganzen Vermögen entdecken lässt. Die Lust bereitet und der Neigung zum Spiel Räume eröffnet, statt sich in den Zwang einer ungeliebten Pflicht zu fügen. Nur diese Lust an der Selbsterprobung, kein Parteauftrag, konnte Leute dazu bewegen, an die Grenzen ihrer Leibeskräfte zu gehen, sie mit Bedacht zu vervielfältigen, Berge und Maschinen mit dem Schatz ihrer aufgespeicherten Erfahrung zu überlisten. Die ersten Aktivisten waren daher gereifte Männer, später auch Frauen, um die Vierzig, die zeigten, was «in ihnen» steckt, während der grösseren Kraft und dem besten Willen Jüngerer trotz ihrer Dynamik jene Ausprägung fehlt, die erst über Jahre hinweg aus der Kenntnis des Materials erwächst. Hennecke hatte seine eigene Technik entwickelt, die empfindlichste Stelle im Stoss aufzuspüren, das Gewicht des Abbauhammers für den Vortrieb zu nutzen und die Schaufel rhythmisch zu führen. Der echte Bergmann arbeite selbständig, bekannte er stolz, «wie ein freischaffender Künstler in seinem Reich».¹⁶³

Schon immer verfügten Vorarbeiter über spezielle Fertigkeiten, die sie für sich behielten, um ihre Meisterschaft und entsprechende Privilegien zu sichern. Neu war, dass sie nun auch weniger Talentierte in ihre Tricks einweihen sollten. Mit eigenen Rekorden sich höhere Löhne zu verdienen, waren manche bereit, vor allem, nachdem Otto

Braun, ein dreiundsechzigjähriger Landtagsabgeordneter, und Fritz Selbmann, der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Wirtschaftskommission, Ende Oktober eine Sonderschicht führen. Dass die neue Obrigkeit zu ihnen in die Tiefe, in Dreck, Dunkelheit und Hitze hinabstieg, um ein Zeichen praktischer Verbundenheit von Arbeit und Verwaltung zu setzen, mochte sie bei ihrer Berufsehre paken. Schwieriger war es, Hennecke-«Kollektive» zu organisieren, in denen die Einzelnen ihre Arbeit aufeinander abstimmten und die als Ganzes in einen Wettbewerb mit anderen Gruppen traten. Nur so aber konnte eine Steigerung der Gesamtproduktion erreicht werden und griff die Bewegung auch auf andere Industrien über, indem «bahnbrechende Einzelkötter» ganze Abteilungen mitzogen. Um Lokomotiven, die wichtigsten Verkehrsmittel der Nachkriegszeit, schneller zu reparieren, musste die Arbeit «fliessen» und die Förderleistung eines vollmechanisierten Abraumbaggers in der Braunkohle liess sich nur erhöhen, wenn die vier Bediener des Riesen, der Lok-Führer für den Abtransport, Weichensteller und Waggonkipper «genau aufeinander eingespielt» waren.¹⁶⁴

All diese Fälle folgen weder dem fordistischen Fließband-, noch Jüngers Führerprinzip. Eher entsprechen sie dem, was heute als «Team-Work» führende Unternehmen in flexiblen Strukturen anstreben. Dass nach Schätzung von US-Geheimdiensten 75 Prozent der Arbeiter die Henneckisten ablehnten¹⁶⁵, lässt nur die reale Präsenz jener Dienste in allen Bereichen der Zone abschätzen. Über die Potenzen einer produktiveren Arbeitsorganisation von unten, deren dezentrale Initiative eine bewegliche Planung von oben her hätte fördern müssen, sagt die festgeschriebene Ablehnung nichts. Die Macht des fixierten Faktums verdeckt lediglich einen Keim kommunistischer Wirtschaft, die auf Freiheit, Phantasie und Sachkenntnis beruht, eine Praxis, die dem Feindbild von allgegenwärtigem Zwang, Gleichmacherei und ideologischer Verblendung widerspricht.

Die Pflege solcher Keime einer reicheren, lustvolleren Reproduktion des Lebens erfordert und ermöglicht freilich eine andere Politik, mithin eine Vielfalt von Ausdrucksformen. Wenn Naimark als «typisches Gedicht» aus dem Hennecke-Nachlass das prosaische Versprechen eines Traktorfahrers zitiert, jeden Tag «,so zu arbeiten, wie du uns Werkstätigen den Weg gewiesen hast'», oder das Pathos eines Rudolf Hruby «,Du wurdest der Retter in der Not.»¹⁶⁶ – bleibt noch immer zu fragen, welcher Typus von Poesie sich darin verkörpert. Zweifellos war das Kitsch, Ersatz für Harmonie, pseudoreligiöse Verding-

lichung des Aktivisten zum rettenden Wegweiser, in allen Varianten der immer gleiche Ausdruck kleinbürgerlicher Heilsbedürfnisse, die auch in der Arbeiterschaft unter Wilhelm, Ebert, Hindenburg und Hitler kultiviert wurden – und weit hinter den nüchternen Gedanken Hennekes zurückblieben. Das Andere, das Ungewohnte zu erfassen, das sich mit seinem Namen verband, bedurfte es wirklicher Kunst.

Zu Recht warf die Partei den Künstlern vor, der Gestaltung dieser neuen Wirklichkeiten auszuweichen. Allerdings wollte sie nicht wahrhaben, dass sie selbst daran schuld war, indem Funktionäre ihre platte Vorstellung vom sozialistischen Realismus als Illustration eines schönen Weltbildes, als Absicherung der Perspektive eines gesetzmässig kommenden Sieges der Guten über die Bösen verwirklicht zu sehen wünschten. Lorbeer schrieb wieder bittere Briefe, weil er einen Betriebsroman nach den Einsprüchen der nächst höheren Leitung ständig überarbeiten musste und dabei das voraus gezahlte Honorar spätestens bei Erscheinen des Buches verbraucht haben würde. Da die Auflagenhöhe fest verplant und selbst bei sofortigem Ausverkauf keine spontane Nachauflage möglich war, sah er sich schon vom nächsten Auftrag abhängig, nie in der Lage, von eigener Arbeit zu leben, etwas frei zu schaffen. Zumal er seiner einstigen Verbindung zur KPD(O) wegen nun wieder als ein unsicherer Genosse galt, der sich in 14 Funktionen bewähren, aber nicht widersprechen darf.¹⁶⁷ Becher hat auf die Sicht von unten, wie so oft, nichts Schriftlich-Verfängliches von sich gegeben, doch Lorbeer im Gespräch das Sujet einer Luther-Trilogie nahegelegt, die dem Wittenberger endlich die lang ersehnte Anerkennung seines Talents bringen sollte.¹⁶⁸

Neben der Borniertheit des Apparates war auch die Schwäche der «proletarisch-revolutionären» Autoren, ihre Erfahrungen lebendig zu gestalten, in der wieder so bedrückenden Enge kaum zu beheben. Dass sie nun selbst sich den Betrieben als Aussenstehende nähern mussten, vergrösserte ihre Unsicherheit. Lorbeer empfand den Argwohn der Arbeiter, Marchwitza eine Fremdheit, die sein monströser Roman *Roheisen* nicht zu überbrücken vermochte, obwohl er als Versuch, nicht nur die Legende einzelner Helden zu erzählen, sondern die Geschichte eines ganzen Werkes, gross gedacht war. Doch hatte er nicht den epischen Atem, der nötig gewesen wäre, ein solch breites Panorama zu verdichten. Die Reportage blieb ihr Metier, die Skizze, die ein Terrain mehr umreisst, als es zu erkunden, wie Grünberg mit

seiner Zeichnung von Hans Garbe, dem *Mann im feurigen Ofen*. Der Maurer hatte sieben Kollegen von der Möglichkeit überzeugt, einen Ringofen bei laufendem Betrieb, bei 80 bis 100 Grad Lufttemperatur und in zwei statt vier Monaten instand zu setzen. Man spürt Grünbergs Bestreben, die Motive des unscheinbaren Mannes in sozialen Gegensätzen zu verorten, die ihn seit seiner Kindheit auf ostelbischen Gütern formten. Umso aufgesetzter wirkt das vermeintliche Vorbild Stalins, das auch in die anderen 15 Beiträge des Bandes *Helden der Arbeit* wie ein Deus ex machina hineinragt.¹⁶⁹

Zwei der Beschriebenen standen zuvor auf einer Liste mit 25 Namen, denen Becher einen Gedichtzyklus mit dem Titel *Helden unserer Zeit* widmen wollte. Unter dem 16. Juni 1950 verzeichnet sein *Tagebuch* eine «Sitzung bei Ulbricht über den Beitrag der Künstler zur Verwirklichung des Fünfjahrplanes». Er denke an Porträts von «neuen’ deutschen Menschen», an «ein Gegenstück zu ‚Spoon River’». ¹⁷⁰ Vier Tage darauf bat der Präsident des Kulturbundes die Ministerpräsidenten der fünf Länder, ihm je fünf Männer und Frauen zu nennen, «die Sie als Repräsentanten hervorgehoben haben möchten» und von denen er eine Autobiographie sowie eine Kurzdarstellung ihrer Leistungen benötige.¹⁷¹ Dass im *Tagebuch* von Zeit zu Zeit ein Aktivist auftaucht, der ihn kumpelhaft nach seiner Arbeit fragt, war schon ein Zeichen unwirklicher Beziehung zu den Lebenden, die er nun gestalten wollte wie Edgar Lee Masters *Die Toten von Spoon River*.

Prompt liefern die Herren das Material. Aus Brandenburg schickt ihm der Landesvorsitzende des FDGB die Unterlagen von vier Männern, zumeist Rückkehrern aus russischer Kriegsgefangenschaft, und einer Frau, der jüngsten Meisterin der DDR, die nach ihrer Umsiedlung mit 19 Jahren einer Abteilung im Kunstseidenwerk Premnitz vorstand. Aus Sachsen-Anhalt treffen acht Biographien ein, darunter von einer Näherin, die einen ganzen Betrieb übernahm, aber auch die Vita einer Ärztin, eines Chemikers und eines Konstrukteurs. Sachsen stellt neun zur Auswahl, neben Hennecke und einem weiteren Bergmann zwei «Jugendkollektive» aus Reichsbahnausbesserungswerken in Dresden und Leipzig. Die einen hatten die schlechteste Lok verlangt, um sie zur besten aufzuarbeiten, und die anderen ihre Norm in der Kesselschmiede um das Fünffache überboten. Letztere erwähnten die Empörung ihrer Kollegen, die sie auf sich zogen, «einige Steine» seien geflogen, wie auch Grünberg bemerkt hatte, dass Garbe einmal

auf dem Heimweg zusammengeschlagen wurde. Jetzt habe «die schwierige Arbeit der Umerziehung unserer breiten Massen», die «Aufklärungsarbeit» begonnen, schrieb ein Zweiundzwanzigjähriger, der zur Arbeiter-und-Bauernfakultät, der Vorbereitung auf ein Universitätsstudium gehen wolle.¹⁷²

Wie Becher die Lebensläufe aufnahm, wissen wir nicht. Denn mit der Antwort des Ministerpräsidenten von Thüringen brach das Projekt jäh ab: Er habe eine Reihe von Vorschlägen machen lassen, bei deren Überprüfung sich jedoch «immer wieder ein ‚Aber‘» herausgestellt hätte, schrieb Werner Eggerath. Auch die Kulturabteilung der SED-Landesleitung habe eine ganze Reihe Bedenken geäußert und «diese Frage» schliesslich dem ZK unterbreitet. Mit dessen Kulturabteilung möge der Herr Präsident sie eventuell besprechen, auf der Unterbreitung von Vorschlägen aber nicht weiter bestehen.¹⁷³

Aus Mecklenburg und vom Oberbürgermeister Berlins traf nichts ein. Nicht einmal Briefe liegen vor, so dass die Angesprochenen offenbar am Telefon ihre Absage erteilten, wenn nicht das ZK die Frage geklärt hat. Im zentralen Parteiarchiv finden sich allerdings ebenso wenig Spuren einer Antwort. Vielleicht werden einmal genauere Recherchen die «Bedenken» zutage fördern, wie man auch hoffen kann, irgendwann auf eine Becher-Akte im Archiv des Ministeriums für Staatssicherheit zu stossen, wenn denn die Angabe des Ostbüros der SPD zutrifft, dass alle führenden Personen des öffentlichen Lebens seit 1948 einer «ständigen Überwachung» durch das K 5, Mielkes Politikkommissariat der Polizei, unterlagen.¹⁷⁴ Allzu wichtig wären solch Funde nicht. Sie könnten unser Weltbild durch eine weitere Ansicht bereichern, Gestalten der Historie mehr Plastizität verleihen und dem eigenen Blick eine grössere Tiefenschärfe im Brennpunkt einander brechender Perspektiven, sofern wir nicht der Versuchung erliegen, das neue Material alten Wahrheiten als Beweislast unterzuschieben.

Der vorliegende Fall lässt sich bereits jetzt ergründen: Bechers Unternehmen, obwohl auf höchstem Wege abgesichert, barg zuviel Ungewissheit. Gerade weil Aktivisten keine hörigen Russenknechte waren, musste ihr selbständiges Handeln sie nicht nur in Konflikt mit einer Arbeiterschaft bringen, die sich nach Ruhe und (bescheidenem) Wohlstand ohne Akkord sehnte, sondern auch mit den Anordnungen der allverplanenden Apparate. Oft wurden sie, wie Hennecke, vor Drohungen von unten auf einen Vorzeigeposten gerettet, wo sie die Oberen permanent mit Eingaben konfrontierten, doch selbst nichts zu

sagen hatten. So war es kein Zufall, dass die SED in Thüringen sich auf keine absolut sicheren Leute festlegen wollte, da man hier noch leicht über die schwach bewachte «grüne Grenze» in den Westen kam. Wer heute ein Held war, konnte morgen ein Republikflüchtling sein.

Als Künstler hätte Becher vor diesen Widersprüchen nicht zurückschrecken, sie erst recht gestalten müssen. Als Kulturpolitiker gab er das Projekt auf. Sein Beitrag zum Fünfjahrplan blieb das *Tagebuch* und der schmale Gedichtband *Glück der Ferne – leuchtend nah*. Wieder eine Mischung aus Zuversicht und Melancholie, die gleich in zwei Auflagen und 1952 auf das Dreifache erweitert noch einmal gedruckt wurde, doch das Scheitern, das Ausweichen vor der bedrängenden Gegenwart nicht zu überspielen vermochte. Verdichtet zum Selbstbild nach Rembrandts *Mann mit dem Goldhelm*, der die Last des Ruhmes «trauernd trägt».¹⁷⁵ Dabei atmen manche Verse schon Weisheit des Alters, Dank für jeden neuen Tag im Vorschein des endgültigen Abschieds: «In den Morgenfrühen / Treten aus dem Haus, / Wenn des Tags Erglügen / Haucht das Dunkel aus, ...»¹⁷⁶ Das klingt ein wenig nach dem späten Goethe: «Licht wie ein Gewebe / Breitet zart sich hin, / Leben wie in Schweben / Und ein hoher Sinn.»¹⁷⁷ War aber nicht gemacht, wie die freien Rhythmen, mit denen er in der Zweitaufgabe versucht, sich der prosaischen Zeit erneut zu stellen, diesmal in einer Art Brechtscher Gedankenlyrik, die ihm nicht gelingen will.

Vier Jahre wird Becher von da ab kein Gedicht mehr schreiben, so lange wie nie in seinem Leben zuvor. Das falsche Tagebuch gibt er auf, entschlackt es von scheinprivaten Eintragungen und den öffentlichen Reden, so dass sich Notizen wie im *Aufstand* herauschälen, die 1952 unter dem Titel *Verteidigung der Poesie* erscheinen. Zugleich ediert der verstummende Lyriker eine Sammlung von Hölderlin-Gedichten und zwei Jahre darauf erneut parallel seine *Poetische Konfession* sowie eine umfangreiche Auswahl von Barock-Dichtungen.¹⁷⁸ Versuche, durch Selbstverständigung über Eigengesetze der Kunst wieder zu den Quellen einer versiegenden Produktivität zurückzufinden. Dass sie die Schemata der Partei und den Kanon des sozialistischen Realismus unterlaufen, haben die meisten seiner Gegner bis heute nicht wahrgenommen.

Auch Brecht wich aus, suchte nach Wegen einer indirekten Auseinandersetzung von Dauer. Ende 1950 liess er eine Mitarbeiterin Material über Garbe sammeln und im Mai darauf sich von ihm in drei Sitzungen sein Leben erzählen. Noch im Sommer dachte der Dramatiker an ein Fragment in rohen Blöcken, das zeigen sollte, wie ein Ar-

beiter vom Objekt zum Subjekt der Geschichte werde. Doch erst nachdem er am 17. Juni 1953 Berliner Maurer sich gegen die Erhöher ihrer Normen erheben sah, schien ihm der Einzelfall gestaltbar: als Exempel der Selbstbefreiung eines Proleten, in dem die Masse seiner Klassengefährten einen Lohndrucker, einen Verräter bekämpft. Im Herbst entstand unter dem Titel *Büsching* der Szenenplan für ein Stück im Stil der *Massnahme*, das er nach dem Umzug ins Theater am Schiffbauerdamm aufgab. Die Fabel war noch unklar und das Privileg einer eigenen Spielstätte nicht zu gefährden.

Lange hatte er auf diese Chance gewartet: Vor 1933 blieb Brecht, neben Piscator, ein Aussenseiter. Finanziell abgesichert durch den Erfolg der *Dreigroschenoper* beim unterhaltungssüchtigen Bürgertum konnte er mit neuen Formen für ein neues Publikum experimentieren. In Paris und anderen Zentren Westeuropas aber war sein Konzept nicht gefragt, so dass der Emigrant jenseits der proletarischen Städte und zuletzt in Hollywood ein Quartier zum Überwintern suchte. Trotz aller Zynismen über die kommerzialisierte Kultur, die kein Verständnis für die Strategie seiner Texte aufbrachte, zog es ihn nicht, wie Becher, nach einer Heimat zurück. Dessen *Deutsche Lehre* hielt er 1943 für stinkenden Nationalismus, für «entsetzlich opportunistischen quark». ¹⁷⁹ Als zum Ende des Krieges hin auch in Amerika vom guten Kern des deutschen Volkes die Rede war, meinte Brecht die westlichen Demokratien wollten in Deutschland einen anständigen Kapitalismus etablieren. Das Nazitum sei aber nur durch Unterdrückung der Bourgeoisie zu unterdrücken, und die Proleten hätten die Zeche zu bezahlen, da sie sich selber helfen müssten. ¹⁸⁰

Der Überfall auf die Sowjetunion hatte ihn überzeugt, dass es gelungen war, das Klassenbewusstsein der deutschen Arbeiterschaft zu betäuben. Daran gewöhnt, ihre Interessen durch Parlamente, Parteien und Gewerkschaften wahrzunehmen, habe deren Auflösung sie organisations- und hilflos gemacht. Ein «feld des sozialen seins» sei entstanden, das «erst durch einen zerstörenden krieg erschüttert werden muss, damit es die klassischen Formationen zurückbekommt». ¹⁸¹ Also wartete Brecht unerschütterlich und arbeitete die ersten Nachkriegsjahre daran, den *Galilei*, sein Spiel von der Verantwortung des Wissenschaftlers im Schein der Atombombe, in Beverly Hills aufzuführen, während die Arbeiter in den Ruinen Europas auf den Dollar hofften oder sich in Stalins Pläne fügten. Ende Oktober 1947, zwei Monate nach der Premiere, hatte er vor dem Ausschuss für unameri-

kanisches Verhalten zu erscheinen. Hanns Eisler war bereits verhört worden, dessen Bruder Gerhart, von ihrer Schwester Ruth belastet, kam als Drahtzieher einer kommunistischen Unterwanderung für zwei Jahre hinter Gitter. Brecht, der erklärte, nie Mitglied der KPD gewesen zu sein, die Tötung des jungen Genossen in der *Massnahme* als Hilfe zum Selbstmord auslegte und am Ende nur bestritt, dass man «die Führung übernehmen» mit «die Macht übernehmen» übersetzen könne,¹⁸² durfte als ein guter Zeuge gehen und tags darauf sein Flugzeug nach Paris besteigen.

Nach einem Gespräch mit Anna Seghers, die seit dem Frühjahr in der SBZ wohnte und ihre Kinder in Frankreich ausbilden liess, fuhr der Listenreiche weiter in die Schweiz. Erst im Oktober 1948 folgten Brecht und die Weigel wie Zweig, Hay, Fürnberg und Eisler einer Einladung des Kulturbundes nach Berlin, an dessen Manifestation zum Gedenken an den Westfälischen Frieden teilzunehmen, der 300 Jahre zuvor den Dreissigjährigen Krieg beendet hatte. Als einziger hielt er keine Ansprache, wie mit Becher vereinbart. So steht es im *Arbeitsjournal*, sonst kein Wort über ihre Wiederbegegnung, nichts zur Veränderung der Gestalt, wie er sie an anderen bemerkt. Kein Gedanke an ihren Abschied, 1941 am Zug nach Wladiwostock, als er vor dem Führer des Weltproletariats in die Hochburg der Bourgeoisie floh. Notiert wird die Lage der Unteren, das Zittern der Arbeiter noch drei Jahre nach der Vergewaltigung durch die Befreier. Zeichen einer «neuen deutschen misere», denn die Zerstörung hat nichts erledigt: «die deutschen rebellieren gegen den befehl, gegen den nazismus zu rebellieren; nur wenige stehen auf dem Standpunkt, dass ein befohlener Sozialismus besser ist als gar keiner.»¹⁸³

Noch in Zürich hatte er notiert, das Bürgertum mobilisiere für seinen «kreuzzug der «westlichen zivilisation'» die Intellektuellen als «Ingenieure der öffentlichen meinung», die den Diktaturcharakter der bürgerlichen Demokratie verschleierten, indem sie den Faschismus als deren absoluten Gegensatz darstellten. Gerade der Verlust der individuellen Freiheiten im Kapitalismus mache sie zu rasenden Verteidigern einer puren Fiktion der Freiheit, die mitsamt der anarchischen Produktionsweise in der proletarischen Diktatur beseitigt werde: «das proletariat befreit sich als die grösste produktionskraft. in einem ungeheuren massenprozess produziert die masse sich frei.»¹⁸⁴

Brecht hielt ungebrochen an der klassischen Lehre des Marxismus von den Massen als den Schöpfern der Geschichte fest. Faschismus war noch immer eine Frage des Eigentums, dass auch Proleten ihm

einst folgten ein Ausdruck ihres betäubten Klassenbewusstseins, der Korruption durch einen «Sozialismus der Kleinbürger», der die Gewinne jener Grossbourgeoisie sicherte, die er nun mit dem «einmarsch der westlichen armeen» gerettet sah.¹⁸⁵ Wenn die Arbeiter sich nicht bereit zeigten, «die volksherrschaft in der form der diktatur» zu übernehmen, lag dies an ihrer deutschen Knechtseligkeit. Wie einst Napoleon das Bürgertum müssten jetzt Stalin und die Partei sie zur Herrschaft zwingen.¹⁸⁶ Dass weder in den anderen europäischen Staaten noch im höchstentwickelten Amerika das Proletariat Anstalten machte, eine Diktatur zu errichten, schien ihn wenig zu rühren. Glaubte er wie Lenin, vom schwächsten Glied in der Kette des Kapitals könnten die stärksten Impulse einer weltweit erwarteten Befreiung ausgehen? Ausgerechnet vom zerrissenen Deutschland, nach dem Trauma einer zweiten Niederlage, abhängig von verfeindeten Besatzungsmächten? War da nicht doch der Versuch, das Verlangen nach nationaler Souveränität und friedlicher Zusammenarbeit in allen Klassen und Schichten für ein breites Bündnis gegen die Neuordnung Europas im Interesse internationaler Monopolverbände aufzugreifen, realistischer als die Spekulation auf ein verschüttetes Klassenbewusstsein?

Praktisch ging es um handfestere Dinge, um die Aussicht auf eine Studiobühne mit eigenem Ensemble, die ihm Langhoff am Deutschen Theater bot. Auch wenn dabei die Sowjetoffiziere Dymshitz und Fradkin halfen, blieb Becher der Vermittler, dem er Ende Februar ausdrücklich dankt, «ohne die energische Unterstützung durch den Kulturbund» hätte das Arbeitsfeld auf dem Theater nicht geschaffen werden können.¹⁸⁷ Denn kurz zuvor waren Brechts Verhandlungen mit dem Oberbürgermeister und Ackermann gescheitert, die das «sozialdemokratische kleinbürgerunternehmen» der Volksbühne seinem Projekt eines Hauses für grosse emigrierte Schauspieler vorzogen. Ursprünglich wollte er noch Piscator eine Spielstätte verschaffen, um von zwei Punkten aus ihr Konzept der zwanziger Jahre wiederaufzunehmen. Wie ein Cäsar, der kam, sah und siegte – was die anderen, die den Trümmern und der Lethargie der Massen den Raum entgegengesetzt hatten, in dem die neuen alten Grössen sich zu etablieren anschickten, mit Misstrauen erfüllte. Brecht spürt nun zum erstenmal «den stinkenden atem der provinz»¹⁸⁸, obwohl die Inszenierung der *Courage*, der Lehre von der kleinen Händlerin, die glaubt, am Krieg gewinnen zu können, kurz darauf ein grosser Erfolg wird. Ein Erfolg, der abermals, wie zwei Jahrzehnte zuvor jener der *Massnahme*, auf

der alten Einfühlung des neuen Publikums in die Antiheldin beruht, da das ergreifende Spiel der Weigel es tief erschüttert.¹⁸⁹ Der Dank an Becher war ein Auftrag, sich (weiter) für ihn einzusetzen. Und so hielt er es die verbleibenden acht Jahre bis zu seinem Tod, immer wieder den anderen vorschubend, der ihm als Politiker Spielräume sichert, den er als Künstler gelegentlich mit freundlichem Lob bedenkt und hinter dessen Rücken er sich lustig macht über die Prophezie ewiger Wandlung.¹⁹⁰

Hätten sich ihm in der Schweiz oder München gleich exklusive Bedingungen eröffnet, wäre Brecht wohl kaum in die Zone zurückgekehrt, in der die Proleten die Zeche des fortgesetzten Krieges zahlten. Auch darin blieb er sich und Marx treu, nicht geistigen Wandel fordernd, sondern die Durchsetzung von Arbeitsinteressen. Aber: «wenn man alle Sittlichkeit von der Produktivität ableitet [...], dann muss die gesellschaft begabt sein, alles zu verwerten, sie muss ein solches ‚kapital‘ von schon produziertem, eine solche fülle von angeboten haben, dass die Produktion des Einzelnen gleichsam ein Übriges, sozusagen unerwartetes ist. ist die Produktivität das höchste, dann behält der streik seine ehre.»¹⁹¹ Das war das Dilemma des Marxismus, dass er den Überfluss kapitalistisch hochentwickelter Gesellschaften voraussetzt, um den anarchisch erzeugten Reichtum von seinem destruktiven Zwangscharakter zu befreien, selbst aber nur als Heilslehre in bitterer Armut zum Zuge kam. Der Osten hatte ja, wieder, erst durch Selbstausbeutung das «Kapital» zu schaffen, das es dem Einzelnen ermöglichen könnte, sein Funktionieren im System der Arbeitsteilung zu verweigern, um etwas Unerwartetes zu leisten.

Die Masse müsste sich in ihrer eigenen Diktatur frei-produzieren, d.h. sich selbst aufheben, sich individualisieren in einem Verbund, der jedem durch Versorgung mit dem Lebensnotwendigen die Freiheit gibt, eigene Ansichten, Ideen, Praktiken auszubilden, und der selbst die Fähigkeit entwickelt, die unerwartete, die nicht zu planende Leistung des Einzelnen zum Nutzen aller zu verwerten. Das wäre kein patrimonialer Fürsorgestaat, der jede Regung seiner Untertanen ängstlich zensiert. Vielmehr bedürfte es einer öffentlichen Verständigung über Werte und Masse, wie sie Becher mit dem Kulturbund anstrebte. Hier konnte Brecht mit seinem Theater anschliessen, obgleich ihn die Beschränkung auf Intellektuelle, die Clubatmosphäre und der kleinbürgerliche Vereinscharakter der Ortsgruppen abstossen musste. In Zürich, wo er sich im Frühjahr 1949 noch einmal nach Schauspieler

umsah, brachte der Marxist seine Antwort auf die Verhältnisse zu Papier: *Die Tage der Commune* zeigen modellhaft, wie Pariser Proleten 1871 über sich hinauswachsen, indem sie die Regelung ihres Lebens in die eigenen Hände nehmen, das stehende in ein Volksheer wandeln, Wahlämter und kostenlose Bildung einführen, Eigentum an Arbeit binden – aber versäumen, die Bank zu enteignen, deren Mittel es den Entmachteten ermöglichen, ihre Truppen von den deutschen Besatzern zurückzukaufen und die Aufständischen mit jenem Terror niederzuschlagen, vor dem sie selbst zurückgeschreckt waren. Doch nicht Stalinsche Wachsamkeit ist die Botschaft des Stückes, eher führt es die Notwendigkeit vor Augen, noch konsequenter mit der Offenheit, Sachkenntnis und Phantasie der Strasse zu regieren.

Der Gegensatz zur Realpolitik in der SBZ und der späteren DDR war so gravierend, dass Brecht ihn nie auf die Bühne brachte. Allerdings auch die Differenz zum Selbstverständnis und der realen Lage der Massen. Das Politbüro hatte inzwischen sein Berliner Ensemble genehmigt und die DWK aufgefordert, ihm einen Jahresetat von 1,5 Millionen Mark sowie 10'000 Dollar zur Verfügung zu stellen. Eine enorme Summe, bedenkt man, dass die 150'000 Mitglieder des Kulturbundes mit knapp dem Fünffachen auskommen mussten. Ein solches Privileg durfte nicht leichtfertig verspielt werden, so begann das Familienunternehmen des Meisters Brecht und seiner Prinzipalin Weigel mit der artigen Herr-Knecht-Komödie *Puntilla*. Die heiklere *Commune* blieb «unfertig», obgleich kein Fragment. Ihre Schwäche besteht auch nicht in der Vorlage von Nordahl Grieg. Brecht hat immer mit dem Material anderer gearbeitet, das sich selten besser eignete. Ein Vergleich mit Büchners *Danton*, an den ein durchgehendes Metaphernspiel von Sexus und Revolution erinnert, lässt erkennen, was seinen Gestalten fehlt: Bei Büchner gewinnt die Individualität des Einzelnen ihre plastische Kontur durch den Kontrast der Massen, denen er entstammt und die mitleidlos seiner Vernichtung zusehen, sobald er ihnen nicht zu helfen vermag, während sie einen anderen zum Messias ernennen. Diese Tragik der Individuation, die Massenrevolten nicht aufheben, sondern erst hervortreiben, war in den Lehrstücken noch enthalten, wird später jedoch immer mehr vom Politisch-Sozialen verdeckt. Die einzelnen Kommunarden erscheinen von Anfang an als die Freien, die sie doch erst im Prozess der Revolution werden sollen oder können. Ihr Unglück ist lediglich, dass sie sich nicht auf eine Abwehr des äusseren Feindes einigen. Massen treten als solche nirgends auf, werden weder in ihrer eigendynamischen

Kraft, der Fähigkeit, Leid zu ertragen und mit elementarer Gewalt aufzubrechen, noch in ihrer Verführbarkeit kenntlich.

Wie genauer verfuhr da doch Becher im *Grossen Plan*, der das Ungeheure produktiver Massen, ihre Verwandlung in Energie durch Beschleunigung, die soziale Entsprechung zu Einsteins Formel der Moderne, mit all seiner hymnischen Verklärung adäquat erfasst hatte, und der nun, weit realitätsnäher, von einem *Volk im Dunkel wandelnd* sprach. Bei Brecht erschöpft sich die Diktatur in schönen Reden über das zu Machende. So spricht die aufgeklärte Masse in einer anderen Form von Romantik, vor der Adorno einst Benjamin warnte. Im Grunde bewegt sich nichts, keine Veränderung, kein Wandel, kein Aufstand ereignet sich in den handelnden Figuren, deren Untergang kaum nötig, sich mit ihren Haltungen auseinanderzusetzen. Das Unerwartete findet nicht statt. Im Fall des Aktivisten Garbe jedoch, der sich selbst im Akt der Entgegensetzung zur Masse seiner Klasse gefährt zu einer Gestalt produziert, war ein echt dialektischer Widerspruch zu bewältigen. Heiner Müller hat ihn 1956 im *Lohndrucker* entfaltet. Nicht zufällig der Vertreter einer anderen Generation, die doppelt frei war, weder gebunden an ein Werk, das privilegiert und verpflichtet, noch an Vorstellungen der vergangenen dreissig Jahre, und die im «Tauwetter» nach Stalins Tod zur eigenen Sprache fand.

Brecht tat das ihm mögliche. Mutig war der Kaufmannsohn nie, dafür schlau. Von seiner Klasse hatte er gelernt, die eigene Existenz zu sichern. Auch vor der Übersiedlung in den Osten hielt er sich mit Beantragung der österreichischen Staatsbürgerschaft einen Fluchtweg offen, unabhängig von der Nützlichkeit des Passes für kommende Reisen, da der Westen die DDR ja bis 1972 nicht anerkannte. Aus einer solchen Position zu erklären, dass Arbeiter Kämpfer sein und für die Zeche der fliehenden Herrn aufkommen müssen, weil sie nicht Weggehen können, wirkt zynisch, und geschmacklos, sich dazu noch ihre Kleider anzulegen, sich vom Massschneider einen proletarischen Anzug fertigen zu lassen. Andererseits war sein Zynismus nur das redliche Eingeständnis einer harten Wahrheit, mithin eine ehrliche Warnung, dass andere von ihm keinen Märtyrerdienst, keine Erlösung aus einer Lage erwarten sollten, die sie selbst zu ändern haben. Und das bescheidene Gewand weder Verkleidung noch modisches Design. Es entsprach den Bedürfnissen eines Mannes, der nicht durch sein Äusseres zu glänzen brauchte, aber echten Luxus, den Gebrauchswert

guter Zigarren, alter Bücher und Möbel, ausgesuchter Käsesorten und ihn begehrender Frauen genoss. Natürlich wusste er, dass sein Aufzug einer Mischung aus Stalin-, Mao- und Schlossermontur glich, wie vormals seine Lederjacke einem Zuhälter, dass die Verfremdung gelebter Rollen auf andere Art dekadent war.

Und dennoch hat Brecht nie den Arbeiter nur gemimt, hat er dessen Prinzip gelebt, allerdings das einer freien, aristokratischen Arbeit, die es sich leisten kann, dem Ethos der Produktivität zu folgen und nicht dem Zwang zum Geldverdienen. Wie kein zweiter fördert Brecht das Talent junger Leute, die seine Überlegenheit anzieht, denen er in freier Mitarbeit ermöglicht, sich zu den besten Schauspielern und Regisseuren Deutschlands auszubilden. Im Westen gab es Stars, die strahlende Schönheit in Hollywood verkaufen konnten, ohne dass sie die handwerkliche Präzision, die genaue Gestik des Spiels auf seiner Bühne erreichten. Die kollektive Arbeitsatmosphäre, die sich in den Modellinszenierungen herstellte, war in der Bundesrepublik nur mit den Tagungen der «Gruppe 47» zu vergleichen. Hier wie dort beruhte die Intensität der Verständigung über die eigene Kunstproduktion auf der anerkannten Autorität eines Einzelnen, der den Rahmen der Diskussion, ihren Ort, Regeln und die Teilnehmer bestimmte. Mit dem Unterschied, dass Hans-Werner Richters Gruppe als Randerscheinung im Buchgeschäft zu einem Zirkel verkam, der in sich eingeschlossen die Konkurrenzmechanismen der Aussenwelt reproduzierte. Das Berliner Ensemble hingegen wurde und blieb eine europäische Grösse, solange Brecht und seine Nachfolger sich einliessen auf die bewegenden Widersprüche ihrer Zeit.

Er floh eben nicht, als der formale Realismus und die Favorisierung Stanislawskis an den Theatern der DDR seine Arbeit bedrohten. Auf den Vorwurf hin, *Das Verhör des Lukullus* sei formalistisch, verlangte er eine Aufführung mit anschliessender Debatte, die am zweiten Tag des 5. Plenums im Beisein von Pieck und Grotewohl stattfand. Danach veränderten Brecht und Paul Dessau Text und Musik der Oper leicht, so dass sie die oberste Zensur passieren konnte. Der Ex-Zensor Döblin sah darin eine Unterwerfung, die bestätigt, wie unfrei Autoren in einer Diktatur sind, nicht aber das Unerwartete, dass ein Staatspräsident und ein Regierungschef sich mit Kunst an der Sache selbst auseinandersetzen mussten. Wo gab es dergleichen denn je? Auch hier hatte er ein Modell geschaffen, das andere aufgreifen konnten. Freilich musste man ein Grosser sein, um mit den Grössen der Partei so zu handeln. Auf den unteren Rängen ging es weniger respektvoll zu.

Auch darf der Legende misstraut werden, dass er Grotewohl ob seiner klugen Kritik anbot, ihn als Chefdramaturg einzustellen. Pieck mochte, wie Stalin, noch so oft ins Theater gehen, über ihre Politik sagt dies nichts. Becher hatte da andere Erfahrungen gemacht, und dass der Präsident dem Chef der Kulturabteilung des ZK der SED zum Geburtstag seine Reden in Leder zukommen liess, mit Goldschnitt von Dorfner gebunden, spricht eher für einen anderen als den Brechtschen Geschmack.¹⁹²

Umso wichtiger war der Versuch, ideologischer Einengung durch Arbeit zu widerstehen. Arbeit nicht als Beschäftigung, um leere Zeit totzuschlagen, oder Job zum Geldverdienst, um jenseits erzwungener Anpassung nach Belieben «frei» zu sein, sondern Auseinandersetzung, Veränderung einer vorgefundenen Welt, die den Handelnden selbst ändert. Tat Becher nicht das gleiche seit Jahren im Rahmen der Partei? Dass nur Leistung überzeugen und «durch nichts anderes als ... Arbeit der Widerstand von Dummköpfen» überwunden werden könne, teilte er im März 1953 Hans Mayer mit, der seine geistige Überlegenheit in Bewegung setzen, Ressentiments und private Gereiztheiten ablegen sollte.¹⁹³ Der Professor gab ihm recht, nur müsste er täglich Polemiken schreiben gegen unsägliche Sprachverluderung, völlige Ahnungslosigkeit von Besserwissern, Dilettantengien und ästhetisches Gesabber von Leuten mit amüsischer Lebenshaltung. Nicht allein Bechers *Verteidigung der Poesie*, auch seine Arbeiten würden totgeschwiegen, so dass er nur noch für die Schublade schreiben, nichts mehr dem Gezänk ausliefern wolle. Doch werde er wieder an der Parteihochschule lesen, dann könnten sie sich in Berlin aussprechen.¹⁹⁴ Was sie besprachen, verraten Mayers Erinnerungen nicht. Noch immer aber bleibt die Frage, wie Verhältnisse sich ändern sollen, wenn nicht durch jene, die ihre notwendige Veränderung begreifen?

Im Freiraum der Akademie kreuzten sich die Bestrebungen von Becher und Brecht. Hier sicherte der eine ein Publikationsorgan, das der andere nutzen konnte, um den Formalismus der Apparate auszuhebeln, und liessen sich Projekte Dritter wie die Verfilmung des Zweig-Romans *Das Beil von Wandsbek* oder Eislers *Faustus* verteidigen. Der Film über einen Fleischer, der aus Geldnot die Hinrichtung von Antifaschisten übernimmt, von seiner Kundschaft boykottiert wird und ins Wasser geht, war 1951 mit grossem Erfolg in Ostberliner Kinos angelaufen, auch zur Eröffnung des Leipziger Kulturkongresses gezeigt, dann aber eingezogen worden. Anonyme Kritiker hatten erklärt, es sei verwirrend und gefähr-

lich, wie die Opfer am Ende durch Mitleid mit dem Täter verdrängt würden. Dergleichen geschah tatsächlich in der Bundesrepublik, wo man Ex-Nazis für ihre Haft entschädigte, während den einst Verfolgten erneut Kälte und Unrecht widerfuhr. Dennoch traten Brecht und, weniger intensiv, Becher für den Film ein, der dem anderen Verdrängen entgegenwirkte, das den Faschismus nur als Barbarei verdammt, statt zu erkennen, wie aus Menschen Henker werden.¹⁹⁵

Eisler hatte 1952 ein Libretto veröffentlicht, das Faust als Bauernsohn zeigt, der sich von Müntzers Rebellion lossagt, einen Pakt mit dem Teufel schliesst, weil er allein nicht weiterkommt, schliesslich als Ordnungshüter von Luther umarmt wird und reuevoll zugrunde geht. Ernst Fischer schwärmte in *Sinn und Form*, daraus könne die Nationaloper werden, die seit einem Jahrhundert fehle. Sie handle von einer «Zentralgestalt der deutschen Misere», dem Humanisten als Renegat, der die Idee der Revolution gutheisst, doch vor ihrer Gewalt zurückschreckt. Worauf Abusch und Wilhelm Girnus protestierten, hier werde eine Zentralgestalt der Klassik, des Kampfes gegen die Misere verfälscht. In drei Sitzungen der «Mittwoch-Gesellschaft», eines Gesprächsforums der Akademie in Anlehnung an die Tradition der Berliner Aufklärung, suchte Brecht nachzuweisen, dass beide Parteien am Text vorbeigingen, der Goethes *Faust* nicht zurücknehme. Eisler habe das alte Volksbuch neu gelesen und einen «dunklen Zwillings» geschaffen, keinen einfachen Verräter, vielmehr eine widersprüchliche Figur mit durchaus positiven Zügen.

Nach Mittenzwei ging es um konträre Konzepte: der nationalen Katharsis, einer Wandlung und Wiedervereinigung des deutschen Volkes im Namen seines klassischen Erbes auf der einen oder radikaler Erörterung der Widersprüche auf der anderen Seite, um den Druck der Krise im Bewusstsein zu verschärfen und mit Marx die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen zu zwingen. Ungewollt sei Becher, der Wandlungsprophet, auf der Sitzung vom 10. Juni 1953, zum Verteidiger Eislers geworden: Girnus' Frage, wie aus der Misere eine Kulturnation entstehen konnte, hielt er entgegen, wie es komme, «dass diese herrliche, strahlende, ‚einmalige‘ Kulturnation es nie zu einer Revolution gebracht» habe. Ein Künstler sei auch nicht verpflichtet, an die Satire etwas Positives anzuhängen. Denn laut Marx könne die Scham zu einem revolutionären Faktor werden.¹⁹⁶

Genau so aber hatte der Kulturbundgründer in der *Erziehung zur Freiheit* argumentiert, als er den Alpdruck der Steinöden ringsum bis

ins Surreale steigerte und die deutsche Knechtseligkeit dem Verla-
chen preisgab. Die Liebe zum Strammstehen, das Verklären eigener
Schwäche zur Erfüllung einer höheren Pflicht, all diese Tugenden
konterte die Simplicissimus-Figur seiner *Winterschlacht*, die nie-
mand unmittelbar nach dem Krieg aufführen wollte. Und der Verrat
des Intellektuellen an den aufständischen Bauern findet sich im *Lu-
ther* des *Glücksuchers* auf überzeugendere Weise gestaltet. Eislers
Satire lebt von der Kopplung des grossen Faust an den kleinen Hans-
wurst, der Geistes- an die Magenfrage. Der Pakt mit dem Bösen, des-
sen Dialektik Goethe hervortrieb, schrumpft dabei auf ein ideologi-
sches Motiv: «Wer sich gegen sein Volk, ... gegen die Revolution
stellt, sie verrät, einen Bund mit den Herren schliesst, wird vom Teu-
fel geholt. Er wird mit Recht vernichtet ...»¹⁹⁷

War das nicht eine arg dürre Moral der Geschichte und die Bemer-
kung von Girmus, dieser Konstruktion fehle ein echter Konflikt, be-
rechtigt? Allerdings hielt der ebenso platt am Modell der Klassik fest.
Deren Ästhetik zur Diskussion zu stellen, forderte ihn Brecht für die
nächste Sitzung auf. Immerhin hat der Dramatiker zwei Jahre zuvor
auf dem Leipziger Kongress selbst erklärt, die Losung der Klassik
gelte noch immer: «Wir werden ein nationales Theater haben oder
keines.»¹⁹⁸ Damals liess er sich auch in den Präsidialrat des Kulturbun-
des wählen und griff wenig später das Motto «Deutsche spricht
mit Deutschen» in einem offenen Brief auf, der Freiheit für die Kunst
forderte – mit Ausnahme jener Werke, die den Krieg verherrlichen
oder als unvermeidbar hinstellen. Was er einst als stinkenden Natio-
nalismus abgetan hatte, war nun auch für ihn ein operativer Wert ge-
worden, ein Mittel, Bewegung in verhärtete Fronten zu bringen. Von
nichts anderem sprach Becher seit 1945, mit dem Unterschied, dass
Brecht die wortreiche Beschwörung eines einigen Deutschlands durch
das Bild von den drei Kriegen des grossen Carthago ersetzt, das nach
dem ersten noch mächtig, nach dem zweiten noch bewohnbar und
nach dem dritten nicht mehr auffindbar war.¹⁹⁹ Ihre Differenz besteht
also weniger in der «Erörterung» sozialer Widersprüche, denn im in-
dividuellen Vermögen, sie zu verdichten, diffundierende, einander
widersprechende Erfahrungen zu komprimieren, zu einer Aussage zu
zwingen, die andere zum Nachdenken und Handeln bewegt.

Der Streit um Eislers *Faustus* konnte produktiv werden, obgleich
er noch längst nicht das Reflexionsniveau von Thomas Manns Rede
über «die Deutschen» erreicht hatte. Mitten in die Geisterdebatte hin-

ein brach nun die Rebellion des Magens. Am 16. Juni zogen Bauarbeiter der Berliner Stalinallee zum Haus der Ministerien. Zwar hatte die Partei eine Woche zuvor einen «Neuen Kurs» verkündet, Republikflüchtlingen die Rückgabe von Betrieben und Ländereien zugesichert, den Einzug von Lebensmittelkarten für Selbständige aufgehoben und die Preiserhöhungen vom April zurückgenommen, doch hielt sie an der Einführung «technisch begründeter» Normen bis zum 1. Juli fest. Die lagen im Durchschnitt nur zehn Prozent über den bisher gültigen und damit oft weit unter dem Vorkriegsoll, indem aber auch die Prämien für übererfüllte Normen wegfielen, erhielten die Arbeiter mit einem Mal 30 bis 40 Prozent weniger Lohn. Am Freitag, den 12. Juni, sahen sie bei der Auszahlung das Geld in ihren Händen zerrinnen. Als Agitatoren forderten, weiter zu sehen, da nur durch mehr Arbeit ein besseres Leben kommen könne, hiess es, den Quatsch hörten sie seit fünf Jahren und hätten immer weniger zu essen.²⁰⁰

Am Montag verweigerten die ersten die Arbeit. In einem Brief schrieben sie Grotewohl, der «Neue Kurs» nütze nur den Kapitalisten. Die Normerhöhungen seien zurückzunehmen, sonst werde gestreikt. Ulbricht schlug im Haus der Einheit auf den Tisch, man dürfe nicht zurückweichen. Da hatte Block 40 in der Stalinallee bereits zwei Delegierte gewählt. Als am Dienstag die Gewerkschaftszeitung die Normen verteidigte, beschlossen die Dreihundert, ihre Boten zu begleiten. In grossem Bogen von Bau zu Bau ziehend wuchs die Kolonne auf Zweitausend, die vorm Haus der Ministerien nach Ulbricht und Grotewohl riefen. Nur Selbmann wagte sich hinunter auf die Strasse, bestieg einen Tisch, erklärte, auch ein Arbeiter zu sein, wies seine Hände vor und wurde ausgelacht und -gepiffen als fetter Verräter. Wie vor ihm Havemann, der Intellektuelle, überschrien. Nicht die kleinen Boten der Macht wollten sie hören und sehn, die Versammelten, die dem Brillenträger Just gleich «eins in die Fresse» boten.²⁰¹ Die Grossen, die für alles verantwortlich waren, hatten Rede und Antwort zu stehn. In dem Mass, wie die Oberen aus Sorge um ihr kleines Leben sich schweigend in ihre Festung verzogen, wuchs die Stimme der Unteren: Abschaffung der Normen, Preissenkung und Straffreiheit wurde gefordert und plötzlich auch «freie, geheime Wahlen». Die Masse antwortet mit begeistertem Geschrei, mit einem «Orkan der Zustimmung», singt auf ihrem Heimmarsch *Brüder zur Sonne, zur Freiheit* und erobert einen Lautsprecherwagen des Kulturbundes, aus dem es nun schallt:

«Nieder mit der Regierung!» «Spitzbart, Bauch und Brille / sind nicht des Volkes Wille!» «Berliner, kommt und reiht euch ein, / wir wollen keine Sklaven sein, / wir wollen Freiheit, Recht und Brot, / sonst schlagen wir die Bonzen tot!»²⁰²

Seit dem Nachmittag verlas der RIAS stündlich die neuen Forderungen mit einem Aufruf zum Generalstreik für den nächsten Tag. Ulbricht und Grotewohl verlangten am Abend im Friedrichstadtpalast vom Berliner Parteiaktiv jene «Aussprache mit dem Volk», vor der sie selbst zurückgeschreckt waren. Das strömte am folgenden Morgen auf den Strausberger Platz, wie der Regen, der mittags vom Himmel goss, jeden Gedanken an eine «Diskussion» hinwegschwemmend. Wieder waren Tausende zum Regierungssitz gezogen, in Richtung Potsdamer Platz, wo ein Kaufhaus in Rauch auf ging, und weiter zum Brandenburger Tor, das zwei Jungen erklommen, um die rote Fahne hinabzuwerfen in die Menge, die sie jubelnd zerriss. Die Führer des Arbeiterstaates aber saßen in Karlshorst, im Schutz des Sowjetkommandanten, der den Ausnahmezustand über den «demokratischen Sektor» der Stadt verhängte, während der Aufruhr auf 200 Orte Übergriff, Gefängnisse gestürmt und verhasste Vertreter der Macht gelyncht wurden, bis im ganzen Land die Panzer mit dem roten Stern die Ordnung wieder hergestellt hatten.

Das war der Arbeiteraufstand, den die Herrschenden in der ehemaligen Bundesrepublik zu Unrecht 37 Jahre lang als ihren «Tag der deutschen Einheit» feierten. Weder kamen sie den Brüdern und Schwestern zu Hilfe, um die im Nachhinein so viel Krokodilstränen flossen, noch entsprach deren Revolte ihren eigenen Werten. Natürlich konnten sie nicht durchs Brandenburger Tor einmarschieren oder die Aufständischen mit Waffen versorgen, ohne einen dritten Weltkrieg auszulösen, wozu keine der Westmächte bereit war. Ebensoviele aber lag ihnen an einer Verbrüderung von Ost und West. Britisches Militär stand Gewehr bei Fuss an der Sektorengrenze, hinter der sich 37'000 Bauarbeiter gleichfalls im Streik befanden. Unangemeldete Demonstrationen pflegte man selbst mit Wasserwerfern auseinanderzujagen. Auch wäre noch immer zu prüfen, ob denn die Normen, die im Osten so erbitterten Widerstand erregten, überhaupt an den normalen Akkord des Westens heranreichten. Was die Arbeiter gegen den «Neuen Kurs» aufbrachte, war ja die Bevorzugung von «Kapitalisten», wovon der RIAS freilich nichts vermeldet hatte.

Es ging um mehr als einen Tarifstreit: Sie betrogen mit gedrosselter Leistung den Staat, von dem sie meinten, er betrüge sie um ihren ge-

rechten Lohn. Wie aber sollte die Produktivität der Arbeit gesteigert werden, die allein eine höhere Kaufkraft realer Löhne verbürgen kann? Dass ihnen zunächst «die Bonzen» einfielen, die sie nur ausbeuten würden, war verständlich. Die Metapher entstammt dem Alltagsbewusstsein, das sich die unmittelbar am eigenen Leib erfahrene Abhängigkeit von komplexen Verhältnissen mit einfachsten Formeln erklärt, und zugleich der mental tiefsten Schicht der Arbeiterbewegung – dem Hass und Neid auf all jene, die andere für sich schuften lassen: traditionell die Sklavenhalter, Feudalherren und Kapitaleigner, mit ihrer Etablierung im polit-ökonomischen System des Bürgertums auch «rechte» Führer der Sozialdemokratie und Gewerkschaften. Nun bediente sich die SPD im RIAS und *Tagesspiegel* der plumpesten Parole «linker» Klassenkampf-Propaganda, die man sonst Hetze nannte, gegen kommunistische Funktionäre. Wenn die «Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit» den Aufdruck einer DDR-Briefmarke *Elster – Bad der Werktätigen in Bad der Werkbonzen* fälschte,²⁰³ erscheint der Widerstand beinahe lächerlich, erinnert jedoch an den der Antifaschisten und erhellt schlagartig, warum sie so wenig auszurichten vermochten: Es waren eben nicht mehr nur die «Bonzen», die unter Hitler und Ulbricht in den Genuss der Bäder kamen. Der reale «Sozialismus der Kleinbürger», der wirklich Erholungsheime für Mehrheiten schuf, war mit – kleinbürgerlicher – Moral nicht zu schlagen, deren Scheinradikalität die Wahrnehmung des tatsächlichen Tuns und Lassens der Oberen trübt und schlicht suggeriert, man brauche sie nur davonzujagen, um selbst alles besser zu machen. So wurden, wie im Falle Selbmanns, auch diejenigen mundtot gemacht, die nicht nur auf Kosten, sondern zum Gewinn anderer wirken konnten. Wo die Streikenden noch einen Schritt weitergingen, wo sie, wie in Bitterfeld, ein zentrales Komitee schufen, das telegrafisch u.a. die «Bildung einer provisorischen Regierung aus den fortschrittlichen Werktätigen», «Zulassung sämtlicher grossen demokratischen Parteien Westdeutschlands», freie Wahlen und «Normalisierung des sozialen Lebensstandards» forderte,²⁰⁴ trat ihre Not zutage: Was sollte denn fortschrittlich, demokratisch und sozial bedeuten – im Gegensatz zur Regierung Grotewohls, die sich der gleichen Vokabeln bediente? Dass die Berliner Bauarbeiter ursprünglich ihm die Rücknahme der Normen zutrauten, war ein ungeheurer Vertrauensbonus, den der alte Sozialdemokrat in der entscheidenden Stunde seines politischen Lebens verspielte.

So sah es wohl auch Brecht, der ihm am Morgen des 17. Juni

schrieb, es wäre gut, wenn er im Rundfunk sprechen würde, und im Namen des Ensembles anbot, als Einleitung und Abschluss Lieder und Rezitationen zu bringen. Der Brief wurde nicht veröffentlicht, von einem zweiten, an Ulbricht, nur der Satzsatz im *ND* gedruckt, es sei ihm ein Bedürfnis, in diesem Augenblick seine Verbundenheit mit der Einheitspartei auszudrücken. Ohne den Vorbau, die grosse Aussprache mit den Massen über das Tempo des sozialistischen Aufbaus werde zu einer Sichtung und Sicherung der Errungenschaften führen, verkehrte sich die Geste kritischer Solidarität in eine Ergebnisadresse, die zum Boykott seiner Werke im Westen führte. Auf den Vorwurf, sich gegen die Freiheit zu stellen, antwortete er Suhrkamp, er habe die erschütternden Demonstrationen der Arbeiter in etwas sehr anderes übergehen sehen. Auf groteske Art habe die Strasse ihre Züge mit deklassierten Jugendlichen vermischt, die aus den Westsektoren kolonnenweise eingeschleust wurden, und mit den brutalen Gestalten der Nazizeit, die immer da waren. «Die Parolen verwandelten sich rapide. Aus ‚Weg mit der Regierung!‘ wurde ‚Hängt sie, und der Bürgersteig übernahm die Regie.› So habe er sich mit der Partei verbunden gefühlt, «als sie – nicht ihrer Fehler, sondern ihrer Vorzüge wegen – von faschistischem und kriegstreiberischem Gesindel angegriffen wurde».²⁰⁵

Nach den Angaben seines Biographen muss man zweifeln, dass Brecht dies wirklich erlebt hat. Als er gegen Mittag mit Strittmatter und Käthe Rülcke einen Rundgang zum Brandenburger Tor unternahm, sah er nur die ersten Sowjetpanzer die Linden herauffahren und einen «grossen Teil der Demonstranten» sich fluchtartig auf die andere Seite begeben, von wo sie gekommen zu sein «schienen».²⁰⁶ Der Gegensatz von verwirrten Arbeitern auf der Strasse und deklassiertem Gesindel auf dem Bürgersteig scheint wohl eher dem Muster zu entsprechen, nach dem er schon zuvor seine Umwelt wahrnahm. Dabei war eingetreten, was die *Commune* verdeckt hatte: Die Eigendynamik entfesselter Massen, die nicht mehr in gut und böse zu scheiden sind. Der Mob, der in Gewalt und Action seine Kraft zu bestätigen sucht, erscheint immer dort, wo eine Ordnung zerbricht. Unterdrückte Kämpfer aus den Schlagtruppen der SA werden schon Morgenluft gewittert haben und gewiss ein gut Teil Gegner dieses Staates aus dem einst blockierten Westen herübergekommen sein – doch die Parolen hatten sich bereits am Vortag gewandelt. Wie 1918 verlangten die Arbeiter nach Anerkennung ihres Rechts auf (ein besseres) Leben. Da die Regierung es den Streikenden verweigerte, musste sie weichen, er-

wachte der Ruf nach freien Wahlen und entlud sich die eigene Ohnmacht im (verbalen) Zorn auf die Bonzen, die Verräter, die bislang in ihrem Namen, mit ihrer Duldung herrschten. An eine «Diktatur des Proletariats», eine Machtausübung durch Inbesitznahme der volkseigenen Betriebe, dachten auch diesmal die Massen nicht. Grotewohl hätte sich am 16. Juni als Souverän erweisen, als ein echter Führer zur Wahrung ihrer Interessen legitimieren müssen, als auch Brecht noch schweigend der kommenden Dinge harrete. Schon am Morgen darauf wäre seine Ansprache im Rundfunk zu spät gekommen, hätten Lieder auf den edlen Klassenkampf nur wie ein Hohn gewirkt, wie der Luftzug, der fehlte, um den schwelenden Brand einer allgemeinen Unzufriedenheit zum Bürgerkrieg zu entfachen. Mit ihrer ungleich grösseren praktischen Erfahrung sicherte die Partei- und Staatsführung den inneren Frieden, indem sie das Radio den ganzen Tag über Schläger dudeln und die Besatzer demonstrativ auffahren liess. Das war ein fauler, ein aufgezwungener Friede, aber vielleicht doch besser als gar keiner?

Aus der Distanz von zwei Monaten notiert Brecht, die ganze Existenz sei verfremdet. In jämmerlicher Hilflosigkeit habe sich die aufsteigende Klasse gezeigt, mit verworrenen Losungen, vom Klassenfeind eingeschleust, ohne Räte, ohne Plan. Alles sei darauf angekommen, «diese erste begegnung voll auszuwerten», den Kontakt in Form eines Faustschlags. Die Partei hätte zu erschrecken, nicht zu verzweifeln, denn als grosse Ungelegenheit sei die grosse Gelegenheit gekommen, die Arbeiter zu gewinnen: «in dem augenblick, wo ich das proletariat – nichts kann mich bewegen, da schlaue, beruhigende abstriche zu machen – wiederum ausgeliefert dem klassenfeind sah, dem wieder erstarkenden kapitalismus der faschistischen ära, sah ich die einzige kraft, die mit ihr fertig werden konnte.»²⁰⁷ Schlau, wie er war, hatte der Meister der Pointierung wieder die Ruhe zur dialektischen Zuversicht gefunden und sich doch zurückgezogen in sein Gartenhaus, wo die *Buckower Elegien* entstanden, kleine Texte von grosser Intensität, keiner ausgestellten Verzweiflung, aber stiller Trauer um vergebliche Mühen. Sarkastisch Kubas Klage konternd, wenn das Volk das Vertrauen der Regierung enttäuscht habe, so möge sie sich doch ein anderes wählen. Sich selbst anklagend, wie einst Becher in Moskau, mit dem Bild gebrochener Finger, die im Traum auf ihn wiesen. Und grenzend an das Zwecklose des eigenen Tuns, wenn er sich fragt, warum er dem Fahrer mit Ungeduld beim Wechsel eines Rades zuschaut, ungerne seiend, wo er herkomme, und nicht gern, wo er hinfahre.²⁰⁸

Was sich in der Partei vollzog, in die er am 17. Juni fast eintreten wollte, war tatsächlich ein Radwechsel. Die Auswertung des Schlages verlief stockend. Noch am Abend hatte Grotewohl die Normen zurückgenommen, vier Tage darauf das ZK Fehler eingestanden und «Massnahmen zur Wiedergutmachung» beschlossen. Unterdessen füllten sich die Zeitungen mit neuen alten Einheitsbekenntnissen. Einen Monat später sprach die 15. Tagung nur noch von einem «faschistischen Putschversuch». Grotewohl verwies auf einen Forschungsbeirat für Fragen der Wiedervereinigung, der im Vorjahr vom Kaiser-Ministerium geschaffen wurde, und von dem die *FAZ* im März 1953 schrieb, er habe zu erwägen, welche «Einrichtungen in der sowjetischen Zone» sofort abzuschaffen seien, welche langsam verschwinden und welche erhalten bleiben sollten. Seine vordringlichste Aufgabe sei ein Plan zur Sicherung von Arbeitsplätzen, der Rohstoffversorgung, Erschliessung neuer Märkte und Kredithilfen. Dass am 12. Juni Vertreter der im Osten enteigneten Konzerne begannen, Aktien ihrer ehemaligen Betriebe an den Börsen wiederaufzukaufen, beweise das Interesse der Monopole an der organisierten Provokation, auf die jedoch nur 300'000, d.h. 5,5 Prozent der Beschäftigten, hereinfließen. Der vermeintliche Generalstreik habe die Unerschütterlichkeit der DDR unter Beweis gestellt. Versagt hätten lediglich die Organe des Ministeriums für Staatssicherheit, die nicht vor den «Agenten des ‚Ostbüros‘» zu schützen vermochten, und die Parteipresse, deren Jargon nur für mehr Missstimmung sorgte, statt kameradschaftlich aufzuklären.²⁰⁹ Und so wurden die Chefs, Zaisser und Herrstadt, ausgewechselt, nicht aber die Apparate selbst verändert. Statt nach dem Eingeständnis ihrer Fehler zurückzutreten, wie man es von Demokraten erwarten dürfte, entledigten sich Grotewohl und Ulbricht mit den Sündenböcken zweier Kritiker, die zur Macht griffen, ohne bislang eine andere Politik vertreten zu haben.

Auch Eisler verliess Berlin, wo die alte Kunstkommission bestehen blieb. Als österreichischer Staatsbürger fuhr er wieder nach Wien, wohin Brecht ihm folgte, seine *Mutter* zu inszenieren, die im Osten unter Formalismus fiel. An das ZK schrieb der Komponist, die «Faustus-Attacke» habe ihn in einen Zustand tiefster Depression gestürzt, denn er brauche eine Atmosphäre des Wohlwollens, des Vertrauens und der freundlichen Kritik. Seinen Platz als Künstler aber könne er sich nur in dem Teil Deutschlands vorstellen, in dem die Grundlagen des Sozialismus aufgebaut würden.²¹⁰ Doch von Sozialismus war in der DDR keine Rede mehr. Buhlte Eisler damit nicht

um die Gunst der Herren, wie sein Faustus, der die rebellierenden Massen verraten hatte? Im Januar 1954 teilte er Becher mit, er arbeite mit grosser Mühe wieder an der Oper und lese zur Erheiterung die Briefe des Horaz. Vor allem der erste im zweiten Buch an Augustus zeige die Schlaueit eines Literaten und wäre ein glänzendes Lehrbuch für «unsere jungen Leute». Überhaupt sollte die Akademie sich um antike Poesie kümmern, da man ohne deren Kenntnis die deutschen Klassiker nicht verstehe – «und was nützt aller Hinweis auf das Erbe, wenn man nicht erben kann».²¹¹

Horaz verteidigt die römische gegen die Autorität der griechischen Literatur: «Was mir die Galle reizt, ist, wenn ein Werk / getadelt wird, nicht, weil es schlecht gemacht / und abgeschmackt ist, sondern weil es neu ist», weil «die guten alten Herren / nichts, als was ihnen in der Jugend schön war, sich / gefallen lassen können».²¹² Ob Becher die Stelle nachschlug, die er, Brecht oder Hüchel, nur kein Professor, mit einer Einleitung herausgeben sollten? Als der Brief eintraf, war sein Empfänger soeben zum ersten Minister für Kultur der DDR ernannt worden. Im Gros bundesrepublikanischer Darstellungen spielte er die Rolle seit 1945. Wer die Verhältnisse genauer betrachtet, kann sehen, wie sein Einfluss und ursprüngliches Konzept immer wieder vom Apparat der Partei und selbst des Kulturbundes paralyisiert wurde, und wie Becher jede Chance einer Handlungsmöglichkeit erneut ergriff.

Im August 1952 hatte er Engel angekündigt, wenig Lust zur Akademie zu haben. Nichts könne ihn reizen, nichts verlocken. Denke er an die beiden letzten Sitzungen, befallt ihn ein leises Grauen, unter solchen Bedingungen Initiative zu entfalten. Es ging wohl um Treffen der Parteileitung, zu denen er unbedingt kommen musste, während das Politbüro im Hintergrund schon beschlossen hatte, ihn zum Präsidenten wählen zu lassen, um den Anti-Formalismus durchzusetzen. Doch Becher erklärt, er wolle den Vize- und Sektionsposten rasch loswerden. Auch war Zweig nicht bereit, nach seinem 65. Geburtstag im November in Rente zu gehen. Erst Wandel bewog ihn, in eine Beurlaubung einzuwilligen und das Amt dem Stellvertreter zu übergeben, von dem er selbst an Feuchtwanger schrieb, er solle die Akademie «streitbar und tagespolitisch in den Kampf der Meinungen einschmelzen» sowie «von den Hemmungen befreien, die andere Organisationen der Kunstpflege und -leitung während unserer ersten drei Jahre uns zu bereiten nicht aufhörten». Damit endet die erste Dokumentensammlung zur Geschichte der Akademie, mit ihrer «Reorgani-

sation» durch die Partei, der Entmachtung des liberalen Zweig durch den Funktionär Becher, der sich wiederum in die Intrige fügt und nur ausbedingt, dass Abusch die Sektion Dichtkunst und Wendt das Direktorat übernehmen.²¹³

Hatte er erneut mit seinem Rücktritt gepokert, weil es ihn reizte, die ganze Macht an sich zu reißen? Auch dann wäre noch immer zu fragen, was er damit anfang. Der ZK-Beschluss zu Lehren des Prager Slánsky-Prozesses, in dem Ende November Bechers Freund Ludvik Frejka zum Tode verurteilt wurde, nannte Abusch einen Helfershelfer des «zionistischen Agenten» Paul Merker. Über die anderen Mitglieder der deutschen «Field-Gruppe» verhängte im Dezember ein sowjetisches Militärtribunal gleichfalls Todes- und Lagerstrafen. Selbst wenn er um diese Geheimverfahren nicht wusste, konnte ihm kaum verborgen bleiben, dass Stalin in Moskau und Berlin neue Schauprozesse gegen eine jüdische Verschwörung des Monopolkapitals in Gang setzte. Jetzt einen derart Gebrandmarkten an die Akademie zu holen, war nicht selbstverständlich, und sie von hemmenden Organisationen zu befreien, hiess Stellung gegen die staatliche Kunstkommission zu beziehen, über die Mayer, Eisler, Brecht und all die anderen klagten.

Hier aber, wo die Institution ein eigenes Profil gewinnen und sich Differenzen innerhalb der scheinbar so monolithischen Partei zeigen müssten, bricht die Bergung des Materials ab. Ein anderer Fund verweist auf eine zweite Linie bereits im Frühjahr 1953 unternahm der Kulturbund eine Umfrage zur Lage der Intelligenz, kamen auf Bezirkskonferenzen und einer zentralen Tagung Ende Mai in Berlin ihre unproduktiven Arbeitsbedingungen zur Sprache. Aus dieser Sachkenntnis heraus konnte Becher schon am 13. Juni auf Semjonows Forderung hin dem Hohen Kommissar und dem Politbüro eine Liste mit 12 Vorschlägen zur «Intellektuellen-Arbeit» liefern: Der Bund sei zu einer Organisation der Intelligenz umzugestalten, die den Meinungskampf entfaltet und die Verwirklichung von Massnahmen der Partei und Regierung kontrolliert. Dafür wären selbstverwaltete Klubs zu schaffen, während Chöre, Philatelisten etc. das Recht erhalten müssten, eigene Vereine zu bilden. Fälle entlassener Hochschullehrer seien zu überprüfen. Ein ganzer Block galt der sozialen Lage: von einer generellen Altersversorgung über die Absicherung im Krankheitsfall bis zur Bereitstellung von 15 Prozent der FDGB-Ferienplätze in Form eigener Heime. Radikal seien Wissenschaftler von Büroarbeit zu entlasten, den Instituten grössere Selbständigkeit bei klei-

neren Forschungsaufträgen sowie eine Devisensumme zu gewähren, in deren Limit sie «nach eigenem Ermessen ohne Zensur» Westliteratur bestellen könnten. Auch die bisherigen Formen und Methoden der Kunstdiskussion wären zu prüfen, um wirklichen Meinungsaustausch zu gewährleisten.²¹⁴

Am 17. Juni weilte Becher mit Zweig und Weigel in Budapest zu einer Tagung des Weltfriedensrates. Tags darauf zurückgekehrt, fuhr er am nächsten Morgen mit Abusch nach Jena, in die Stadt seiner Entziehungskuren, die ihn zwei Jahre zuvor zum Ehrenbürger ernannt hatte, und wo Demonstranten beim Sturm auf das Gefängnis eine Siebzehnjährige in einer Wasserzelle fanden und sechs Gefangene auf dem Boden, krumm geschlossen wie im Mittelalter. Sollte er sich auf dem Markt den Massen stellen? Der zweifache Präsident kam zu einer «Aussprache mit Studenten und Wissenschaftlern der Universität im Hotel ‚Schwarzer Bär‘»²¹⁵, in dessen Mauern sich einst Luther als Junker Jörg mit seinen Glaubensbrüdern traf. Was Becher und Abusch sagten, ist nicht überliefert. Auf der 14. ZK-Tagung hielt er sich zurück und schlug lediglich vor, die Ermordung eigener Genossen zum Anlass einer Gegendemonstration zu nehmen, um zu zeigen, «dass wir da sind», und nicht Bonn die Heroisierung von Gangstern zu überlassen.²¹⁶ Nach westlichen Hochrechnungen gab es 401 Tote: 267 «Arbeiter», 116 «Funktionäre» und 18 Sowjetsoldaten.²¹⁷ Die Unterscheidung der Opfer war so abstrakt wie Brechts Rede vom Klassenfeind. Als Walter Janka, der neue Leiter des Aufbau-Verlages, ihm am 26. Juni mitteilte, dass der Kreisparteisekretär von Berlin-Mitte auf einer Aktiv-Tagung schon wieder mit Schönfärberei der Frage auswich, was wie zu ändern sei, bat Becher den Sekretär um Bestätigung des Vorwurfs, wurde beschimpft wie nie von einem Genossen und gab den Brief an Ulbricht weiter.²¹⁸ Vier Tage darauf beschloss ein Plenum der Akademie zehn Vorschläge zur Unterstützung der Regierung in ihrem «Neuen Kurs». Sie nutzten seine Vorarbeiten, ergänzt von Felsenstein und Brecht, die eine Auflösung der Staatlichen Kunstkommission forderten.

Indes hatten am 22. und 23. Juni auch die Bezirksvorstände des DSV getagt. In Berlin verpflichteten sich unter Petersen vor allem die einstigen BPRS-Autoren, in Betriebe zu gehen und Reportagen zu schreiben, von denen jedoch bis Mitte Juli kaum die Hälfte in Zeitungen gedruckt wurde. Die Leipziger, mit dem spät zurückgekehrten, auf einen Lehrstuhl für Literaturgeschichte abgeschobenen Herzfelde und ihrem Vorsitzenden Loest, protestierten gegen beschönigende Informationen. Nur rückhaltlose Wahrheit könne das Vertrauen der Be-

völkerung wiedergewinnen, während durch Verschiebung der Proportionen von Fehlern der Regierung zu blosser Agentenarbeit eine gefährliche Selbsttäuschung entstehe.²¹⁹ Becher und Abusch unterbreiteten am 3. Juli dem Präsidialrat des Kulturbundes 12 Vorschläge für eine Wende zur «überparteilichen Organisation der demokratischen Selbsttätigkeit der Intelligenz»: Gewährleistung von Meinungsfreiheit, Förderung mannigfaltiger Kunstproduktion durch Eigenverantwortung statt administrativer Einmischung staatlicher Stellen, Sicherung freier Forschung und Lehre gemäss der Verfassung, Umgestaltung des Inhalts und der Sprache von Presse und Rundfunk zur realen Information, verstärkte Teilnahme an gesamtdeutschen Tagungen, Studiendelegationen in alle Länder und speziell Aufnahme enger Beziehungen zu Frankreich. Dazu kamen fünf Punkte aus dem Politbüro-Papier: Grössere Selbständigkeit für Institute, Entlastung der Wissenschaftler von Verwaltungsarbeit, Klubs der Intelligenz, Sozialversicherung für Künstler und Vermittlung von Ferienreisen.²²⁰

Heider sieht in alledem nur die Ventil-Funktion des Kulturbundes bestätigt. Ihr Protokoll der Präsidialratssitzung soll zeigen, «was die ‚TäterInnen‘ dachten», die seit 1951 mitverantwortlich waren für die «Integration einer ‚neuen‘ systemloyalen Intelligenz» und diese Rolle ohne erkennbaren Widerspruch übernahmen. Um so zu denken, muss man in Becher «vor allem ein(en) Funktionär seiner Partei» erblicken²²¹ – wie jene Bürokraten, gegen deren Subsumierung alles widersprüchlich Lebendigen unter fixe Aktenzeichen er das *Tagebuch* schrieb, das die Historikerin so wenig wahrnimmt, wie die Bewegung in dem selbst gefundenen Material. Die Vorschläge verlangten eine Rückkehr zum ursprünglichen Konzept der Überparteilichkeit, einer Selbstorganisation von Intellektuellen zur Sicherung und Erweiterung ihrer verfassungsmässigen Rechte. Hier entlud sich nicht nur aufgestauter Arger in beliebigem Rasonnieren. Die Energie der äusseren Bewegung, die alle Versammelten geschockt und innerlich aufgewühlt hat, wird genutzt, um sie auf die Änderung konkreter Praktiken zu konzentrieren. Als Professor Franck, der Präsident der Kammer der Technik, rät, eine Ausrichtung aller kulturellen Massnahmen auf die Einheit Deutschlands nicht zu fordern, sondern weniger scharf von Unterstützung zu sprechen, da Ulbricht bereits eine grössere Teilnahme von Wissenschaftler an Westtagungen in Aussicht gestellt habe, entgegnet Becher entschieden, es gebe «Grundthesen, die schon vor 3 und 4 Jahren verkündet, aber nie eingehalten wurden». Deshalb

sei die Forderung beizubehalten, wie dies auch in der Akademie geschehe.²²²

Wieder sucht er Verbündete für seine Linie zu gewinnen, die mit wachsendem Rückhalt an Kontur gewinnt. Dabei geht er vorsichtig, mit diplomatischer Umsicht, zu Werke, lädt dazu ein, sich über die Mitschuld des Bundes an dem grossen Versagen der vergangenen Wochen zu verständigen und doch die Proportionen zu wahren. Nach der NS-Verseuchung auch breiter Arbeitermassen habe es nie eine wirkliche demokratische Umstimmung gegeben, habe die Spaltung ein gründliches Studium und die Überwindung des Faschismus auf allen Gebieten verhindert.²²³ Andere waren radikaler in ihrer Analyse: Brugsch verwahrte sich gegen eine Zwangseinführung des Marxismus an den Universitäten und die Verwechslung des Volkes mit Faschisten. Niekisch sprach von einem «elementaren Ausbruch aus der Arbeiterschaft» und nannte die Formalismus-Debatte einen «Kampf gegen den Geist». Pastor Kleinschmidt erinnerte an Jan Hus, der einer alten Frau, die Reisig auf seinen Scheiterhaufen warf, nur sein «o sancta simplicitas» nachrief, während Müntzer, als die Rechtlosen ihn aus Mühlhausen vertrieben, begriff, dass es nicht genügt, für die anderen einzutreten, ohne mit ihnen zu kämpfen. Und Otto Schwarz, der Rektor der Jenaer Universität, diagnostizierte eine «Epoche des Regimes der Funktionäre», die den dialektischen Materialismus in administrative Mechanik verkehrten, indem sie Politik als ihren Beruf, als ein Geschäft betrieben. Ihnen fehle das Vertrauen in die eigene Kraft und die der Arbeiterklasse. Sie seien abzulösen durch ein «Regime des Volkes», mittels der Volkskammer, die schnellstens einzu-berufen Zweig forderte.²²⁴

Durch alle Wortmeldungen zog sich das Motiv der Angst, einer Rechtsunsicherheit im Alltag, die Niekisch mit Kafka verglich, der Furcht vor Kontrolle unter Lehrern, des psychotischen Zurückschreckens vor Verantwortung in den Betrieben und der Ahnung von Folter bei Polizeivernehmungen. Doch die Mehrzahl der Ratsmitglieder, darunter sämtliche Bezirksvorsitzenden, schwieg noch immer ängstlich. Der Präsident sprach gleich zu Beginn von der Aufgabe des Kulturbundes, darauf zu achten, dass nicht schon wieder Ungesetzlichkeit einziehe, dass das Streikrecht gewahrt bleibe, wie es Fechner in einem TVD-Interview zugesichert hatte. Im Verlauf der sechsstündigen Beratung drang er auf praktisch-verbindliche Schritte, wies am Ende das vermeintliche Recht einer staatlichen Institution, Direktiven für künstlerisches Schaffen zu geben, als Anmassung zurück und erwo

zum ersten Mal die Ersetzung der Kunstkommission durch ein «Kulturministerium».²²⁵

Ende Juli präzisiert Becher den Gedanken, die Kunstkommission, das Film- und Rundfunk-Komitee sowie das Amt für Literatur aufzulösen und deren Funktionen in einem Kulturministerium zu vereinen, auf dem 15. Plenum des ZK, das Fechner als Staatsfeind ausschliesst. Der wurde am 15. Juli inhaftiert, denn Artikel 14 der Verfassung garantierte nur das «Streikrecht der Gewerkschaften».²²⁶ Die aber hatten die Streiks nicht beschlossen. War der 17. Juni ein Putsch von «faschistischen Elementen», wie ihn Ulbricht, und zum Teil auch Brecht, verstehen wollte, musste der Justizminister «verrückt»²²⁷ oder ein gerissener Feind sein. Man konnte die Dinge auch anders sehen: Die Dynamik der Realentwicklung stellt die Statik des überkommenen Rechts in Frage. Wilde Streiks werden notwendig, wenn der FDGB als «Vereinigung zur Förderung der Lohn- und Arbeitsbedingungen» versagt, deren Freiheit einzuschränken der gleiche Artikel verbot. Entweder die Regierung gesteht ein, dass sie durch Gleichschaltung der Gewerkschaften selbst die Arbeiter in die Gesetzlosigkeit trieb, also wegen Verfassungsbruch zurücktreten muss, oder sie billigt ihnen das Recht zu, spontan eigene Vereinigungen zu bilden, die in demokratischer Abstimmung Streiks beschliessen dürfen. Über diese Frage hätte ein Verfassungsgericht zu entscheiden gehabt, das Grotewohl 1947 durch eine souveräne Volkskammer ersetzen wollte. Jetzt hatte das Konzept sich in der Praxis zu bewähren. Durch sein Presseamt liess der Vorsitzende des Ministerrats das Fechner-Interview lancieren, am 2. Juli gar die entscheidende Stelle zum Streikrecht nachtragen, doch dann fehlt ihm die Kraft, es im Parlament und in der Partei zu verteidigen.

Auch Becher legte kein Wort für die Autorität ein, auf die er sich soeben noch berief. Die «Vorschläge» der Akademie und des Kulturbundes aber nahm er nicht zurück. Selbst dann nicht, als Walter Besenbruch, der die Polizei in der SBZ mitaufgebaut und danach einen Lehrstuhl für Ästhetik bezogen hat, sie im *ND* als Liquidierung der führenden Rolle von Partei und Staat entlarvt. *Bange machen gilt nicht* lautet seine Antwort: Niemand bestreite, dass Mitglieder der Partei das Recht und die Pflicht hätten, deren Linie zu vertreten. Doch müssten sie ihre Führung, nach Lenin, mit überzeugenden Argumenten durchsetzen und nicht per Administration. Wer das Kunstleben verengen wolle, dem erscheine Vielfalt als Anarchie, wie jeder Sektierer die ehrlich Ringenden von vornherein als Opportunisten brandmarke.²²⁸ Warum das Parteiorgan den Gegenartikel nicht druckt,

kommt im ZK zur Sprache: Herrnstadt habe den Verriss bestellt, wie er zuvor schon auf einer Politbürositzung – offenbar nach dem 13. Juni – Becher wissen liess, sein Fehler sei es, nicht einzusehen, «dass ihr nicht genug geprügelt worden seid’». Wenn die Kulturabteilung des *ND*, deren Leitung Girnus oblag, ihre Beziehung zu den Künstlern nicht ändere, werde die Arbeit unmöglich. Daher schlug der Doppelpräsident ein Parteiaktiv vor, um die Entfremdung der Genossen auf dem Gebiet zu überwinden; zweitens sei die Verantwortlichkeit der Einzelnen zu klären, damit sie nicht immer durch Anleiter des ZK-Apparates zu komischen Figuren würden; drittens brauche man ein kleines operatives Gremium von Fachleuten, die Verbesserungsvorschläge für die Presse erarbeiten, viertens eine Zeitschrift für Intellektuelle und ein Massenmagazin, fünftens eine Beschwerdestelle und sechstens das Kulturministerium.

Mit Sachkenntnis hatte er ein differenziertes Programm entwickelt und es mit Lenin souverän abgeschlossen, das sicherste Mittel, eine Idee zu diskreditieren, sei, sie zur Absurdität zu treiben. Wenn ein Hauptabteilungsleiter die Wasserspiele im Zirkus Aeros als formalistisch bezeichne, müsse die Partei eine Nervenheilanstalt gründen, um solche Funktionäre rasch zu kurieren. Aber warum konnte Becher nicht darauf verzichten, auf den geschlagenen Herrnstadt einzuprügeln? Warum musste er ihm nun noch vorwerfen, die Selbstkritik des sonst so Unbarmherzigen genüge nicht, warum ein vertrautes Gespräch zitieren, in dem der andere ihm eines Abends bissig erklärte, Ulbricht habe «eine Hummel im Arsch»? Fühlte er sich wirklich «verpflichtet, die reine Wahrheit zu sagen»? War das Rache oder wollte er sich einschmeicheln, um den eigenen Kurs zu sichern? Unter aufbrausendem Beifall preist er die heilige Lehre, fortan die Einheit der Führung zu wahren, das Gemeinschaftsgefühl der Genossen, das höchste Freiheitsgefühl, das in der Parteidisziplin bestehe.²²⁹

Die absurd aufgesetzte Wendung fiel zurück in ein Ritual, mit dem seine Argumentation gerade gebrochen hatte. Wie eine unbewusste Diskreditierung dessen, was er heilig sprach aus profaner Not: Im vorangehenden Herbst war der «Agent» Merker verhaftet worden, im Mai der Westemigrant Dahlem aus dem Politbüro ausgeschlossen, nun der Justizminister zum Feind erklärt und zwei bewährte Machtstrategen zum Ausschluss aus dem ZK freigegeben – wie sollte ihn, der die Kunst doktrin der Partei seit Jahren sabotierte und ausgerechnet jetzt, im Augenblick der grössten Verunsicherung des Staates, eine weitgehende Selbstorganisation der ewig schwankenden Intel-

lektuellen propagierte, wie sollte den mutigen Becher nicht Angst beschleichen. Auch Herrstadt unterwarf sich, «um der Partei besser zu dienen, wenn sie mir das erlaubt».²³⁰ Erst im Dezember widerrief er seinen Widerruf gegenüber der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK). Drei Jahre darauf sah der Ausgeschlossene sich in Chruschtschows Rede vom Personenkult bestätigt und schrieb er seine Erinnerungen an den «Neuen Kurs» nieder, beginnend mit einem Aufstand im Politbüro gegen die «Diktatur Ulbrichts» am 9. Juni, von der man im Plenum nicht hätte sprechen können, ohne das ZK zu spalten. So schwieg er, noch immer der Partei ergeben, die einmal die Irrtümer und Verfälschungen erkennen werde. Und ein Vierteljahrhundert verging, bis seine Tochter die Aufzeichnungen im vereinten Deutschland herausgeben konnte, als niemand mehr diese Disziplin schätzen mochte.

Die «Plattform», die Ulbricht ihm und Zaisser nach dem Muster der zwanziger Jahre unterschob, hatte er nie verfasst. Ebenso wenig ein wirkliches Reformprogramm. Dass der erste Mann in Herrstadt einen «überdimensioniert» engagierten, die «Parteischemen sprengenden Intellektuellen» zu fürchten gehabt hätte,²³¹ klingt etwas seltsam, nach der Prügel, die er Becher anbot. Nur indirekt wird der Streit von ihm selbst erinnert: Nach dem 17. Juni habe beispiellose Verwirrung im Kulturbund geherrscht, wo man die Partei zu einem Abklatsch der eigenen Programmerkklärung von 1945 beglückwünschte und Becher einen «alten Kämpfer des neuen Kurses» nannte. Der rief am 22. Juni an, ob die Redaktion kein Gefühl mehr für die Volksstimmung habe, da Kuba im *ND* ausgerechnet Ulbricht als Arbeiter hinstellte. Worauf Herrstadt ihm vorwarf, er hätte doch dessen Biographie geschrieben. Dafür habe er später die Quittung von Becher erhalten, über den Semjonow meinte, Menschen mit einer anderen Weltanschauung gehörten nicht in die Partei, noch weniger in den Stab. Da inzwischen Harich in der *BZ* mit einem Artikel gegen die Kunstkommission die gleichen Tendenzen vertrat, schlug Girus vor, Besenbruch im Zentralorgan prinzipiell auftreten zu lassen.²³² Später heisst es, er habe befürchtet, Becher, der sich ihm 1952 auf gedrängt hätte, könnte auf dem Plenum für ihn sprechen, was er zu unterlassen bat.²³³ In einem dritten Anlauf schliesslich erklärt Herrstadt, er übergehe dessen Rede, weil zu ihrer Analyse bisher nicht berührte Komplexe behandelt werden müssten, doch beginne mit ihr der moralische Niederbruch partei-ergebener Genossen.²³⁴

Bechers Fusstritt war eine Gemeinheit, aber keine Lüge. Er hat tatsächlich eine Ulbricht-Biographie verfasst, nur im Parteauftrag des Politbüros. Fast ein Jahr lang bereitete eine Kommission den 60. Geburtstag des Generalsekretärs vor, der am 30. Juni mit grossem Pomp begangen werden sollte. Natürlich war das stalinistischer Personenkult, allein Herrstadt legte kein Veto ein, als die Genossen zu solchen elenden Aufträgen verpflichtet wurden.²³⁵ Oelssner eröffnete am 9. Juni den Aufstand, weil ihn offenbar bedrückte, andere als Leiter der Kommission zur Liebedienerei genötigt zu haben, und die Sowjets dem Spuk ein Ende setzten.

Denn am 5. März war Stalin von den Lebenden geschieden. Wie ein Gott, mit dessen Sterblichkeit niemand rechnet, verschwand er und hinterliess ein ungeheures Machtvakuum. Hunderttausende brachen auf dem Roten Platz in hysterische Trauer aus. Auch in Berlin, Leipzig, Dresden und Magdeburg formierten sich Massenumzüge, die keine Polizeigewalt erzwang. Wer würde diese Kraft beherrschen, dazu erzogen, dass der Generalissimus für sie sprach und Frieden gebot? Im Oktober 1952 hatte er, nach 13 Jahren, erstmals wieder einen Parteitag zugelassen. Den Rechenschaftsbericht hielt Malenkov, mit einer enormen Erfolgsmeldung: Die Schwerindustrie, Voraussetzung für die Verteidigung des Landes, hatte 1948/49 das Vorkriegsniveau erreicht und bis 1953 um die Hälfte überboten. Höchstentwickelte Werkzeugmaschinen waren auf dem Stand der USA, Forschungen zur Wasserstoffbombe und Raketentechnik der anderen Weltmacht voraus. Die Konsumgüter aber lagen weit zurück und die Getreideernten noch hinter dem Ertrag von 1913. Als Sündenbock machte Stalin zuletzt die Juden verantwortlich. Deren Staatsgründung hatte er 1948 gefördert, da sie zur Auflösung des britischen Weltreichs beitrug, doch in dem Masse, wie Israel von den USA unterstützt wurde, ging er ins arabische Lager über und verlangte vom Slánsky-Prozess in Prag Beweise für eine zionistische Verschwörung. Im Januar 1953 wurden neun jüdische Professoren verdächtigt, als anglo-amerikanische Agenten Shdanow ermordet zu haben und den Tod von Marschällen zu planen. Zudem erhob Stalin auf der ersten Sitzung des neuen ZK selbst gegen Molotow den Vorwurf der Agentenschaft. Alles deutete auf eine neue Säuberung, in deren Verlauf die Macht von der Partei auf Geheimdienst und Militär übergegangen wäre. Doch der Diktator starb. Berija stand nun mit Malenkov dem halb geächteten Molotow und Kaganowitsch gegenüber. Chruschtschow gab sich neutral. Alle fünf betonten die Kollektivität ihrer Leitung, die das

Vermächtnis des Toten erfüllen werde. Man hob die Anklage gegen die Ärzte auf und amnestierte eine Million Gefangene.

Der inneren Liberalisierung entsprach eine Wende zur aussenpolitischen Entspannung. Dreh- und Angelpunkt wurde erneut die deutsche Frage. Nachdem der Westen die Stalin-Note vom März 1952 verworfen und Adenauer am 26. Mai in Bonn den Deutschland- sowie tags darauf in Paris den EVG-Vertrag unterzeichnet hatte, beschloss die II. Parteikonferenz der SED im Juli den «Aufbau des Sozialismus». Was viele Delegierte als Erfüllung ihrer Lebensträume begrüßten, war aber nur eine Reaktion auf die Bundesrepublik, kein Zeichen eigener Reife. Wie dort, so sollte auch hier eine Armee geschaffen werden. All die Lasten, vor denen die Partei die Arbeiter westlich der Elbe gewarnt hatte, musste sie nun den östlichen aufbürden: Rohstoffe und Investmittel gingen auf Kosten der Konsum- in die Schwerindustrie. In dem einen Teil Deutschlands wurde die Wiederaufrüstung zum gewinnbringenden Geschäft, das dank ständiger Nachfrage im Koreakrieg alle anderen Zweige nach sich zog und als Initial für ein «Wirtschaftswunder» wirkte, in dessen Verlauf der Durchschnittslohn zwar nur langsam wuchs, dafür jedoch die Arbeitslosigkeit sank, ein zunehmendes Warenangebot private Leistungen stimulierte und die Konkurrenz der Unternehmen zur permanenten Entwicklung effektiver Techniken zwang. Zweifellos verhielten sich SPD und Gewerkschaften «systemloyal», erwogen sie nie einen Generalstreik gegen die Verträge, die das Land entgegengesetzten Militärblöcken auslieferten, und verzichteten sie auf ein schärferes Gesetz zur Mitbestimmung in den Betrieben.

In dem anderen Teil ward die gewollte Friedenswirtschaft durch das gleiche Rüstwerk bis zur Unkenntlichkeit entstellt und erfüllte sich die Vorhersage, dass die erhöhte Ausbeutung die Herrschenden nötigen werde, die Besatzer gegen ihr Volk auffahren zu lassen. «Wir brauchen keine Volksarmee!» war am 16. Juni 1953 auf der Strasse zu vernehmen, während Bloch ein halbes Jahr zuvor noch den Aufbau einer *Deutschen Armee des Friedens* als patriotische Tat pries und die Kritik westlicher Sozialisten mit den Tränen der Bourgeoisie über die Moskauer Prozesse verglich.²³⁶ Auf verkehrte Weise kam die Wahrheit zur Sprache: Das stalinistische Modell wiederholte sich, doch nicht aus einer boshaften Laune, einer blossen Machtgier seiner Anhänger heraus. Auf eine wiederkehrende Situation antworteten sie nach der Logik ihres Weltbildes mit einem Rezept, das schon einmal zum Sieg verholfen hatte. Der erneuten Wiederaufrüstung (West-)

Deutschlands begegnet erneut die Strategie einer beschleunigten Industrialisierung, um den Ostteil zum Vorposten der Sowjet-Bastion auszubauen. Das nötige Kapital wird wieder durch Enteignung mittelständischer Unternehmen und Kollektivierung der Landwirtschaft akkumuliert und auch diesmal ein Generalsekretär zum Mann der Stunde. Wie Stalin hatte Ulbricht die Dreckarbeit der Apparatewartung, den alltäglichen Kleinkram der Organisation übernommen, auf die Pieck und Grotewohl mit leiser Verachtung herabblickten. Indes waren die Herren, die sich durchaus anregend mit einem Brecht zu unterhalten vermochten, längst von ihrem Knecht abhängig geworden. Der gestand Herrstadt, es satt zu haben, «Gouvernante» zweier Repräsentanten zu sein,²³⁷ und bestückte zur Sicherung seiner Sacharbeit das «kleine Sekretariat», das die Sitzungen des Politbüros vorbereitete, mit eigenen Leuten. Dass er damit die eigentliche Macht in den Händen hielt, störte die Sowjets nicht, die sein Vermögen schätzten, sich veränderten Bedingungen flexibel anzupassen. Und so wurden nicht nur zu Ehren Stalins ein Denkmal, eine Allee, ein Werk und eine ganze Stadt errichtet, sondern auch auf den Namen seines deutschen Stellvertreters ein Stadion in Berlin geweiht.

Ende Mai 1953 aber beschloss der Ministerrat der UdSSR «Massnahmen zur Gesundung der politischen Lage» in der DDR. Seit 1951 seien 500'000 Einwohner nach Westdeutschland geflohen. Die Hauptursache bestehe im falschen Kurs des beschleunigten Sozialismus. Es folgte ein Katalog von Forderungen bis hin zu gemeinsamen Aktionen mit der SPD gegen Adenauer.²³⁸ Sie zu verwirklichen war die Aufgabe Semjonows, der nun zum «Hohen Kommissar» ernannt wurde, wie die Vertreter der drei Westmächte in dem anderen deutschen Staat. Anfang Juni flogen Ulbricht, Grotewohl und Oelssner nach Moskau, mussten sie wie Schuljungen über Nacht eine «Erklärung» verfassen und nach Berlin den Stopp des Sozialismus telegrafieren. Danach begann das Politbüro in Permanenz zu tagen, um die Rücknahme einer Linie zu begründen, die man soeben noch forciert hatte. Der neue Kurs vom 9. Juni war nur ein Provisorium, dem ein ZK-Plenum folgen sollte. Ulbricht warnte die Sowjets vor der abrupten Wende, deren Halbheit die Unruhen erst veranlasste. Auch Herrstadt bat um 14 Tage Aufschub, der genügen würde, überzeugend in die Offensive zu gehen. Worauf Semjonow ihm entgegnet habe, in zwei Wochen hätten sie vielleicht keinen Staat mehr.²³⁹

Sieht man, wie Berija Anfang Juli vom ZK der KPdSU beschuldigt wird, er habe die DDR preisgeben wollen,²⁴⁰ wirkt die Antwort noch

merkwürdiger. Der Chef des Geheimdienstes hatte das Innenministerium übernommen, sein einstiges Ressort eingegliedert und sich einen unkontrollierbaren Staat im Staate geschaffen, vor dem die anderen erzitterten. Nach seiner Verhaftung am 26. Juni warfen sie ihm vor, durch Verlagerung der Aussenpolitik in den Ministerrat (im Fall der DDR sowie einer Kontaktaufnahme zu Tito), die Massenamnestie und selbst bei Zündung der Wasserstoffbombe das ZK übergangen zu haben. Ob er damit nur eine eigene Diktatur anstrebte, oder vielleicht, wie später der Ex-KGB-Mann Gorbatschow, die Verfilzung von Partei und Staat trennen wollte, müssten Archivstudien klären. Denn dass der Gestürzte sich selbst nicht vor dem Plenum verteidigen durfte, dass seine Widersacher erklärten, er habe Stalin falsch informiert, alle Fälle konstruiert, sei ein Karrierist, ein schwer durchschaubarer Schwindler, doppelzüngiger Schurke, defätistischer Dreckskerl, ein schmutziger und amoralischer Typ, grosser Verbrecher und gefährlicher Abenteurer – ergo: ein feindlicher Agent – dieses Exempel stalinistischer – oder vielleicht doch «russischer» – Wahrheitsfindung wirft mehr Fragen auf, als es beantworten kann.

War ein Teil der Sowjetführung nicht doch bereit, die DDR im Verhandlungspoker mit dem Westen aufzugeben? Wurde der unerwartete Massenaufstand nur genutzt, um Berija auszuschalten? Und in welchem Verhältnis stand Zaisser zu seinem obersten Dienstherrn? Herrstadt spricht auffallend wenig von Kontakten zum sowjetischen Nachrichtendienst, für den er doch seit 1930 tätig war. Karl Schirde-
wan erinnert sich, 1946 bei einer gemeinsamen Lungenkur von ihm als Kundschafter geworben worden zu sein. Auf seine Ablehnung habe er mit einer «gewissen Bösartigkeit» reagiert und ihm später mitgeteilt, er strebe nach einer führenden Parteifunktion.²⁴¹ Da mag nachträgliche Rechtfertigung das Bild verzerren, da Herrstadt seinen unmittelbaren Nachfolger im Zirkel der Macht selbst einen «gefährlichen Intriganten und Karrieristen» genannt hat.²⁴² Aber auch Leonhard, der ihm 1943 als Chefredakteur des *Freien Deutschland* begegnet ist, hebt eine ausserordentliche Intelligenz, gepaart mit «eiskalter Härte» und betont höflichen Umgangsformen an dem Sohn eines Rechtsanwaltes hervor.²⁴³

Bemerkenswert, wieviel ihn mit Becher verband: Äusserlich ihr Arbeitsgebiet und die gleiche soziale Herkunft, mehr aber noch die Ambivalenz ihres Willens zum Dienst an der Partei und zur Macht des Intellekts im Namen einer kollektiven Erneuerung, und schliesslich ein gemeinsamer Freund, Ludvik Frejka, der Herrstadt einst den So-

wjets verpflichtet hatte und dessen Tod ihnen die immer drohende Möglichkeit des eigenen Falls vor Augen führte. Das musste sie einander nahebringen. Als Becher ihm das Konzept der Ulbricht-Biographie unterbreitete, suchte er eine Verständigung. Den Auftrag der höchsten Parteiinstanz abzulehnen, war unmöglich, zumal wenn er weiterhin die Anweisungen des Apparates in Bund und Akademie umgehen wollte. Fünf Kisten, der grösste Teil seines Nachlasses, zeigen, wie schwer ihm die Ausführung fiel, und noch in jedem Satz des mehrfach zerstückelten Manuskripts ist die Lieb- und Ratlosigkeit spürbar, mit der Becher es schrieb. Vordergründig versucht er, in dem Generalsekretär einen neuen Typus von Politiker zu beschreiben, der als Arbeitersohn ein «ganzer Mensch» sei, ein selbst unentwegt lernender Lehrer mit allseitigen Interessen und besonderer Offenheit für Wissenschaft und Kunst. Insofern trug das Ganze Züge eines Wunschbildes, dem sich der wirkliche Ulbricht angleichen mochte. Herrstadt konnte dem Gedanken nichts abgewinnen, den mit List in einem neuen Fürstenspiegel umzusetzen eine grosse Kunst erfordert hätte. Doch soweit ging auch der Autor nicht, der seine Rolle als Hofschreiber notgedrungen absolvierte, ohne mit ihr zu spielen. Wieder zeigt er nur wahrheitsgetreu, in einer trocken hölzernen Amtssprache, den Aufstieg des Schneidersohnes, der als Tischler auf Wanderschaft geht, als «Genosse Zelle» mit der Genauigkeit eines Handwerkers die Parteiarbeit organisiert und als Meisterschüler Stalins immerfort für den Sozialismus lebt – ohne lebendig zu sein. Lotte Ulbricht, die das Arrangement für den Jubeltag ihres Mannes übernahm, sah sogleich, dass dies nicht das Lebensbild eines bedeutenden Menschen ergab.²⁴⁴ Trotzdem war der auf seine Art entlarvende Text Anfang Juni 1953 mit einem Vorwort von Pieck bereits im Umbruch, als die Massnahmen in Moskau den Druck stoppten.²⁴⁵

Im Februar empfing Becher dort noch den Stalin-Friedenspreis, ein Jahr nach Anna Seghers und eines vor Brecht. Nicht für Gedichte zur Feier des Führers, mit denen er mangelnden ideologischen Einsatz wieder wettzumachen suchte, wie Naimark behauptet.²⁴⁶ Seit 1945 hatte keinen Vers mehr auf den Imperator geschrieben, der nicht einmal in der Dankesrede an die Freunde auftaucht. Dabei war es die höchste Auszeichnung seines Lebens,²⁴⁷ gewidmet einem Motiv, das Brecht «wandelbar und stetig»²⁴⁸ in der gesamten Dichtung Bechers wiederfand: der Sehnsucht nach dem einfachen Frieden. Fotos zeigen den Preisträger strahlend vor Glück, von Lilly und deren Tochter flan-

kiert. Aber auch von erschreckend veränderter Gestalt: Seine kräftige Statur, das Erbe bäuerlicher Vorfahren, war aufgedunsen. Nicht nur, weil er das Rauchen, des Herzens wegen, aufgeben musste. Übersatt wirkt er, beinahe feist, wie das Klischee eines Bonzen.

Das mochte Herrnstads Misstrauen verstärken. Zumal Becher im März drei «Gedichte» zum Tod des Stählernen fabrizierte, die an Schwachsinn kaum zu überbieten waren. In einer *Danksagung* hiess es, eines Tages werde ganz Deutschland ihn ehren: «Dort wirst du, Stalin, stehn, in voller Blüte / Der Apfelbäume an dem Bodensee, / Und durch den Schwarzwald wandert seine Güte, / Und winkt zu sich heran ein scheues Reh.» *Dem Ewig-Lebenden* wird – im *ND* – ange-dichtet, er habe vom Tod ihn wiederkehren sehn, «lächelte und gab mir seine Hand». Zuletzt geht durch die Erde ein Riss im Gedenken an *Du Welt im Licht*. Unter dem gleichen Titel erschien im Aufbau-Verlag 1954 eine Sammlung, die neben diesen²⁴⁹ auch Texte anderer Autoren von Hermlin und Kuba über Brecht bis Heinrich Mann und Feuchtwanger enthielt. Manche geben noch immer zu denken, wie *Antäus* von Leschnitzer, der sich erinnert, dass der Georgier die Verwurzelung der Bolschewiki in den Erdmassen des Volkes mit der griechischen Mythe verglich, und die Geschichte einer Frau erzählt: Die habe Stalin ihr Leid unter einem ewig besoffenen Mann mitgeteilt und auf seine Antwort hin, nachzudenken, was sie denn wolle, ihn um Arbeit und einen Krippenplatz gebeten, statt um 500 Rubel, wie der Mann ihr riet. Seither frage sie sich bei allem Tun und Sagen, ob sie selber es wirklich wolle. Stalin als Erwecker zum wahren Selbstbewusstsein, das Tieferes anrühre, als das «nachäffend gewöhnliche ‚Ich‘»²⁵⁰ Wie schwach waren dagegen Bechers Nachrufe, die noch hinter seine Hymnen aus den dreissiger Jahren zurückfielen, weil sie jegliche Realerfahrung mit dem Gewaltherrscher in sentimental verweichtlichte Nebelbilder abdrängten, als wolle er den Geist des Toten bannen.

Absurderweise sah sich der Verfasser genötigt, ausgerechnet ein solches Machwerk gegen den Vorwurf eines Lesers aus der Arbeitsgemeinschaft der Jungen Autoren in Schutz nehmen zu müssen, er habe als grösster Repräsentant der neuen Lyrik Gleichnisse verwandt, die seiner Weltanschauung widersprächen und dem grössten Menschen der Epoche nicht gerecht würden. Der Absender hatte nicht die Schwäche des Gedichtes analysiert, vielmehr die symbolische Rede-weise, das Spiel mit Metaphern, in dem einst Bechers Stärke bestand, als unrealistisch verworfen. Scharf wird die Kritik in einem fünfseitigen Brief zurückgewiesen als Missbrauch des Marxismus-Leninis-

mus, «um jedes echte poetische Gefühl zu reglementieren».²⁵¹ Die empfindliche Reaktion verrät einen getroffenen Nerv. Kurz darauf entgegnet er einem anderen Leser, poetische Probleme seien nicht mit dem Rotstift zu lösen, objektive Wertgesetze der Dichtung nicht aus Vorliebe für versifizierte Leitartikel ausser Kraft zu setzen.²⁵²

Mit der gleichen Schärfe reagiert der Lyriker auf den 17. Juni. Eben nicht verworren, tatsächlich als ein alter Kämpfer des neuen Kurses, der seine Trägheit, seine Servilität ablegt und mit einem zunehmend präziseren Programm zur Veränderung der kulturpolitischen Verhältnisse hervortritt. Klare Forderungen stellt er Ulbricht und opponiert gegen die Legende vom Arbeitersohn, als sich Kuba und Herrstadt, ohne Parteiauftrag und in völliger Verkennung der Massenpsyche, ihrer noch immer bedienen. Letzterer versucht die Partei zu reformieren, indem er einer Kommission vorschlägt, das kleine durch ein «grosses Sekretariat» aus Politbüromitgliedern zu ersetzen, um eine kollektive Führung zu sichern, d.h. Ulbricht das Instrument seiner Vorherrschaft zu entziehen. Damit hätten sich die Verfügungsgewalt und das Aufgabenfeld des Büros verdoppelt, ohne dessen Arbeitsweise zu ändern. Schon jetzt bewältigten sie ihr Pensum kaum. Als ein Sowjetvertreter erklärt, man brauche das alte Sekretariat zur Durchführung der Beschlüsse, brachte Zaisser den TVD-Chef als neuen Verbindungsmann zum Politbüro ins Gespräch. Das war ein kleiner Thronsturz, der perfekt schien, als am Abend des 7. Juli 9 von 13 Anwesenden für den Rücktritt des ersten Mannes stimmten. Der aber flog im Anschluss mit Grotewohl nach Moskau, wo soeben das Berija-Plenum zu Ende ging. Nach seiner Rückkehr sprach niemand mehr vom Abgang Ulbrichts, der seinerseits das Politbüro und sodann das ZK von Zaisers Versuch unterrichtet, Herrstadt zum «Ersten Sekretär» zu ernennen, wie nun der General nach sowjetischem Vorbild hiess, und als Fraktion die Führung zu spalten, um mit Berija den Sozialismus aufzugeben.

Die Mischung aus Halbwahrheit und unbewiesener Unterstellung verkehrt mit einem Schlag das Kräfteverhältnis. Jetzt hätten sie an Hand der Kommissions- und Politbüro-Protokolle die wirklichen Gegensätze aufdecken und Ulbricht in einer offenen Auseinandersetzung endgültig zu Fall bringen müssen. Oder wurden die Sitzungen gar nicht protokolliert, da Herrstadt dieses elementarste Mittel einer kollektiven Arbeit nirgends erwähnt? Stattdessen betont er, sie seien

sich einig gewesen, um jeden Preis Schaden von der Sowjetunion abzuwenden. Deren neue alte Führung aber stand wieder hinter Ulbricht. Um Fechners Schicksal zu entgehen, der jetzt erst verhaftet wurde und für dessen Interview man nun Herrstadt des Sozialdemokratismus beschuldigte, blieb ihm lediglich einzugestehen, dass sie subjektiv etwas Richtiges wollten, aber objektiv das Falsche taten. Zudem erfuhr er von Grotewohl vor der letzten Verteidigungsrede, sie würden in der Partei bleiben und Arbeit bekommen. So habe er Matern erklärt, er solle ihm nur sagen, dass man einen «Fall Zaisser/Herrstadt» brauche, dann würde er auch diesen Auftrag ausführen, wie jeden in seinem Leben.²⁵³

Nach genau diesem Muster liefen die Schauprozesse, in denen ein Grossteil der Opfer, getrieben von drohender Vernichtung, Versprechen und Appellen an ihr Parteigewissen, ihren Untergang noch als einen letzten Dienst an der Gemeinschaft auf sich nahmen, deren Wert das eigene Leben übersteigt. Womit sie nur der Wiederbefestigung einer brüchigen Gefolgschaft dienten: Die schweigende Mehrheit, die Masse der ZK-Mitglieder kam mit Zweifeln an einer Führung, die im entscheidenden Augenblick versagt hatte. Auf dem Plenum gaben sich Schuldige durch halbe Geständnisse zu erkennen und wuchs erneutes Vertrauen zu Ulbricht, Oelssner und Matern, die Herrstadt vor dem 7. Juli intern ablösen wollte. Mit der grösseren Cleverness entledigten sich die Angegriffenen ihrer Herausforderer. Im Nachhinein über mangelnde Moral zu klagen, verwischt die wirklichen Probleme. Denn auf beiden Seiten verdeckten moralische Vorwürfe einen verleugneten Machtwillen. Ob ein Sieg der anderen zu mehr Demokratie geführt hätte, darf bezweifelt werden. Zumindest bei einem Ausschluss Bechers, von dem ja Semjonow sprach, war von ihnen kein Einspruch zu erwarten. Und gesetzt, Berija wäre seinen Widersachern zugekommen, würden sie aufhören, ihrer Liebe zum Sowjetstaat ewige Treue zu beweisen, sich und andere dem Fetisch «Kollektiv» zu opfern?

Die Kernfrage einer wirklich kollektiven Führung, das ZK in die Arbeit des Politbüros einzubeziehen, es über alternative Konzepte sachkundig beraten und entscheiden zu lassen, mithin die Opposition in und ausserhalb der Partei als bereicherndes Korrektiv der eigenen Sichtweise anzuerkennen, haben weder Herrstadt noch Zaisser je erwogen, da sie mit dem ZPKK-Chef Matern annahmen, die Partei sei von Agenten durchsetzt. Was sie wohl auch war, denn wie sonst hätte eine Geheimrede Ulbrichts aus dem Plenum ins Archiv des Ostbüros der SPD gelangen können?²⁵⁴

Selbst die Opponenten setzten auf interne Regelungen in immer kleineren Kreisen. So arbeiteten sie an ihrer eigenen Vernichtung, trug ihre Kabinettpolitik, ihre Konzentration auf die Spitze einer stillschweigend vorausgesetzten Hierarchie dazu bei, die Mehrheit zur manipulierbaren Masse zu entmündigen, der egal ist, wer die Rolle des Führers spielt und die Geschichten von üblen Schurken und Verärrern liebt.

Wenn Becher im September, auf dem 16. Plenum, das Intrigieren des *ND* gegen die Kulturbund-Vorschläge mit Heinz Neumann verglich, nahm er teil an einer Legendenbildung, die den Parteiausschluss der Delinquenten untermalte. Doch anders als die Stimmungsmacher, die nun in der *Einheit* die einst Grossen voll Hass und Häme auf ihr Niveau herabzogen. Sachlich korrekt warnt er vor der Selbstverstümmelung, die das Zentralorgan begeht, solange es ihm nicht gelingt, Wissenschaftler und Künstler von Weltrang, wie Brecht, zur Mitarbeit zu gewinnen, nennt die FDJ-Presse unlesbar, schlägt halbjährliche Aussprachen mit Redakteuren vor sowie erneut die Intellektuellen-Zeitung und das Massenmagazin.²⁵⁵ Sein Programm ist geschrumpft, doch wer fordert und fördert mehr?

Am 12. August war erstmals von Brecht ein Artikel im *ND* erschienen. Unter dem Titel *Kulturpolitik und Akademie der Künste* umriss er noch einmal die unglückliche Praxis der Kunstkommission. Der Kampf gegen den Formalismus sei ein Teil des proletarischen Kampfes für echte soziale Lösungen, also müssten Scheinlösungen in der Kunst bekämpft werden, nicht ästhetische Irrtümer. Die Zukunft hänge von der «Erledigung der Vergangenheit» ab, wie der ungeheuren Niederlage der deutschen Arbeiterschaft von 1933. Wenn es gelinge, nicht nur einige Produktionsziffern, sondern die allseitige Produktivität des ganzen Volkes zu steigern, werde die Kunst neue Impulse verleihen und gewinnen.²⁵⁶ Das klingt wundervoll. Vor der Frage nach dem Was und Wie einer konkreten Veränderung der bestehenden Verhältnisse aber verhalten die Worte seltsam nebulös, und geraten in ein Zwielficht, liest man, was Girnus am 27. Juli von einem Besuch bei Brecht berichtet: «Volk» sei ein Nazibegriff, der Kampf gegen Formalismus und Dekadenz eine nazistische Sache. Man solle von Arbeiterklasse oder Nation sprechen²⁵⁷ – und dennoch spricht er von Volk und Formalismus. Ohne zu erklären, was denn unter der «echten sozialen Lösung» in einem Gedicht zu verstehen sei, schlägt die überlegene Ratio des weisen Aufklärers in eine irrationale Phrasologie um.

Während Brecht nach dem Radwechsel im Politbüro und der Erledigung der Magenfrage durch gefüllte Läden, in die nun mit sowjetischer Hilfe die Staatsreserven flossen, sich in seinen Garten zurückzog und Elegien schrieb, suchte Becher hinter der Bühne nach Wegen, das gemeinsam Gewollte zu verwirklichen. Mitte Oktober kündigt Ulbricht an, er werde der Regierung ein Ministerium für Kultur und eines für Wissenschaft und Unterricht vorschlagen. Das war nicht eine Antwort «der SED» auf Brechts Kritik, wie Heider meint. Die Partei bestand aus einem Konglomerat verschiedener Strömungen, deren Einheit und Geschlossenheit sich gerade als Schein im Ausschluss Herrnstadts zu erkennen gab. Auch kein Verdienst von Harich und Loest, der jungen Intellektuellen, die Heinz Brandt zufolge «als erste losgeschlagen, die geistige Auseinandersetzung eröffnet» hatten. Schauspielerinnen, Journalisten und Schriftsteller mochten sich noch so sehr in ihren Sandburgen und Cafés von Ahrenshoop an des letzteren Aufsatz, *Elfenbeinturm und Rote Fahne*, im Börsenblatt ergötzen, an den Verhältnissen änderte dies nichts. Die ihm schmeichelnde Sicht zitierend, berichtet Loest, dass der Redakteur des Blattes zum Minister bestellt wurde, der Becher noch gar nicht war, und macht die wirkliche Reformarbeit vergessen: «Becher, anfangs zumindest Mitinitiator eines interessanten Kulturprogramms», sei «längst nicht mehr der kühne Reformator wie in den ersten Tagen nach dem gewittrigen Mittwoch» gewesen.²⁵⁸ Und doch vermochte der ängstliche Oberzensor die Abschaffung der Kunstkommission durchzusetzen, obwohl Ulbricht die Forderungen des Kulturbundes noch auf dem 15. Plenum abgewiegelt hatte. Anfang Dezember schrieb er ihm, die Berliner Konferenz mache es dringend nötig, das Ministerium zu bilden, das Ackermann bereits aufgegliedert habe.²⁵⁹

Becher dachte an die Konferenz der Viermächte-Aussenminister, die vom 25. Januar bis 18. Februar 1954 eine Chance zur Entspannung bot. Wollte er mit Ackermann die Gelegenheit nutzen, ihr altes Konzept vom «deutschen» Weg zum Sozialismus mit einem Kulturministerium wiederaufzugreifen? Am 7. Januar berief Grotewohl den Minister. Die Regierung werde die deutsche Kultur gegen Dekadenz und kosmopolitische Entwurzelung in Schutz nehmen, indem sie sich für eine realistische Kunst einsetze, deren Themen und Formen der Vielseitigkeit des Lebens entspreche, «durchdrungen von den hohen Ideen des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus».²⁶⁰ Brecht nannte die Neugestaltung der kulturellen Institutionen in einer kurzen

Ansprache einen wertvollen Beitrag zum grossen Kampf um ein glückbringendes Deutschland. Etwas völlig Neues sei die Zusammenarbeit von Staat und Künstlern, an denen es jetzt liege, Initiative zu entwickeln – «das heisst, Kühnheit, Phantasie, Weisheit und Humor».²⁶¹ Wieder verdeckt die schöne Rede den gelebten Widerspruch, sich selbst nur neue Privatgemächer in der Chauseestrasse besorgt zu haben, verärgert, dass ihm ein Landhaus in Pankow unzugänglich blieb, da es als Kindergarten diente,²⁶² während der andere den sozialen Spielraum für Kunst und Kultur erweitert. Ein «Ministerium der offenen Türen» solle es sein, in dem jeder das Gefühl habe, in seiner Sache beraten und unterstützt zu werden. Versprach Becher und fügte hinzu, eine Höherentwicklung der Kultur erwachse aus ihrer Verbreiterung, aus der Aktivierung schöpferischer Kräfte in einer grossen Volkskunstbewegung. «Denn Kunst wird sein einst: Allen das Gemässe.»²⁶³

Mit dem Vers hatte er 1939 ein Sonett formal abgeschlossen und zugleich thematisch geöffnet. *Was uns hervorhebt*, was Dichter auszeichne und «die andern oft als stumm erscheinen» lasse, das Vermögen, die Zeit zu gestalten, sei eine Macht, die nicht für ewig nur den einen vorbehalten bleibe.²⁶⁴ Da schwingt erneut der expressionistische Traum von einem Leben nach Massgabe der Kunst mit, in das Poeten als Wortführer die andern geleiten, in sich selbst einen verborgenen Künstler zu entdecken. «Nun ist eingetroffen, was Du Dir gewünscht hast.» Gratuliert ihm sogleich sein alter Freund Meidner in Erinnerung an ferne Zeiten, da er schon davon sprach, einmal Kulturminister zu werden. Jetzt müsste sich nur noch die Wiedergeburt des Dichters ereignen, mögen in seinem Innern die visionären Gewalten neu erwachen und Gestalt werden in Dichtungen voll Glut und Feuer. Wiederholte er seinen Wunsch vom Vorjahr, als Becher den Stalinpreis erhielt und zu erwarten war, dass der brave Parteigenosse bald antisemitische Gedichte machen müsse.²⁶⁵ Mit boshafter Ironie blieb er dem einstigen Aufrührer treu, der endlich aus seiner folglosen Haut fahren sollte. Doch der Maler konnte leicht reden; seine vormals rebellischen Bilder wurden in Amerika als Anlageobjekte hoch gehandelt, und die Obrigkeit der Bundesrepublik liess sich gern von ihm porträtieren. So fühlte er sich wohl als ein braver Bürger in dem Land, das Döblin nicht zuletzt wegen seines latenten Antisemitismus verliess. Wo die führende Partei keine Juden aus Regierungsämtern entlassen musste, weil es sie dort nie gab. C «Ich bin angelangt / Am Tor / Des Himmlischen Friedens.» Drei Zeilen auf einem Blatt in Bechers Nachlass. Darunter: «Stehvermögen / Antäus.» Der

Rest ist abgerissen. Auf der Rückseite ein Redetext, der Künstler sei in der DDR nicht mehr ein Aussenseiter der Gesellschaft, sein Schaffen gesichert durch geregelte Auftragserteilung.²⁶⁶ Vielleicht schrieb er die Worte am 7. Januar nieder, im Gefühl einer bewusst erstrebten Machtfülle, einer Versuchung, den Boden unter den Füßen zu verlieren? Der IV Kongress des Kulturbundes wählt ihn nur fünf Tage darauf erneut zum Präsidenten, in Abwesenheit, da er erkrankt war. Bloch kommt an Stelle Brechts in den Präsidialrat. Und Becher untersteht auch noch zwei Jahre lang die Berliner Akademie. Nur das «Amt für Literatur» entzieht sich seinem Zugriff. Indem es nicht in das Ministerium integriert wird, behielt sich die Parteiführung das entscheidende Mittel zur Kontrolle und Zensur der Verlagsproduktion im Lande vor und verwies den Minister in seine Schranken.

Eine zweite Grenze war gravierender: Noch ehe er im März die Programmklärung der neuen Institution, *Zur Verteidigung der Einheit der deutschen Kultur*, vorlegen konnte, hatte sich deren Gegenstand mit dem Scheitern der Aussenministerkonferenz im Grunde erledigt. Im Vorfeld rief Becher wieder mit Kundgebungen und im Rundfunk dazu auf, sich als Deutsche zu verständigen, nicht die vier Mächte über das eigene Schicksal entscheiden zu lassen. Über den Verlauf der Mammutkonferenz informierte der *Sonntag* ausführlich in einem «Tagebuch» von Karl Bittel. Der Uracher Freund übernahm 1949 das Direktorat des Berliner Instituts für Zeitgeschichte. Sachlich stellt er nun den Eden-Plan für eine Wiedervereinigung Deutschlands vor: Freie Wahlen zur Nationalversammlung, die eine Verfassung und einen Friedensvertrag entwirft, eine Regierung konstituiert sowie den Vertrag mit den Alliierten abschliesst. Molotow entgegnet, von freien Wahlen könne keine Rede sein, solange die Besatzung andauere und der Westen sich mit den EVG-Verträgen auf 50 Jahre das Recht zur Einmischung vorbehalte. Zuerst sei eine provisorische Regierung aus beiden Parlamenten zu bilden, um ein Wahlgesetz zu erarbeiten, das den Druck der Grossmonopole ausschliesse, und gelte es, alle Besatzungstruppen noch vor den Wahlen abzuziehen. Ein Verfahren, das die anderen ebenso kompromisslos ablehnen wie den Vorschlag, deutsche Vertreter auf der Konferenz anzuhören und die Deutschen selbst per Volksbefragung zwischen der EVG oder einem Friedensvertrag entscheiden zu lassen. Die Wähler der Bundesrepublik hätten sich soeben eindeutig für den einzig möglichen Weg einer friedlichen Integration Deutschlands in Europa ausgesprochen, die DDR-Re-

gierung sei nicht legitimiert und ein Friedensvertrag bei entgegengesetzten Regimen ein Unding.

Welch seltsames Demokratieverständnis: Adenauers Wahlerfolg mit 45 Prozent der Stimmen, die der Rüstungskonjunktur und der propagandistisch ausgeschlachteten Krise im Osten folgten, mutiert zur Antwort eines ganzen Volkes auf eine Frage, über die selbst sich zu äussern ihm verweigert wird. Und Frieden soll es nur geben, wenn das andere Regime durch Wahlen verschwindet? Noch immer dominiert das Denkmuster des Kalten Krieges. Auch Molotow wiederholt nur das Angebot von Grotewohl und Stalin 1951/52. Hatten die Westmächte es damals abgelehnt, weil sie mit einer Niederlage rechnen mussten, so nun im Bewusstsein ihres unaufhaltsamen Sieges. In geschlossener Sitzung wurde der Abzug der Russen aus Österreich vereinbart, und irgendwann würden sie auf die gleiche Weise auch Ostdeutschland aufgeben müssen, wo das Volk floh und zu putschen begann. Zumal der gefürchtete Stalin tot und der Kurs seiner Nachfolger noch unentschieden war. Die aber zeigen sich beweglich: Eine «Europäische Verteidigungsgemeinschaft», die nur sechs von 32 Staaten des Kontinents umfasst und ihre Waffen unter dem Oberbefehl der USA eindeutig gegen die Sowjetunion richtet, sei ein Hohn. Stattdessen könne eine Konferenz für kollektive Sicherheit ein gesamteuropäisches Vertragswerk beschliessen, das die Rechte aller Beteiligten wahrt und die Neutralität Deutschlands garantiert. Hatte nicht Molotows Vorgänger bereits zwei Jahrzehnte zuvor genau das gleiche Konzept vertreten? Hätten die westlichen Demokratien es damals angenommen und nicht versucht, den Faschismus zur Vernichtung des Kommunismus auszunutzen, wäre es möglich gewesen, den zweiten Weltkrieg zu verhindern, den Völkermord an den Juden und die Moskauer Säuberungen!?

Das Resultat der Gespräche war enttäuschend, allein dass sie zustandekamen, nannten die vier in ihren Schlussworten schon einen Fortschritt. Am wenigsten hatte sich in der deutschen Frage bewegt. Selbst Molotows Vorschlag, den beiden Staaten die Bildung gemeinsamer Komitees zur Koordinierung von Handel, Finanzen und Verkehr sowie zur Aufnahme von Beziehungen auf dem Gebiet der Kultur, Wissenschaft und des Sportes zu empfehlen, fand nicht die Zustimmung seiner Amtskollegen, da er den Alleinvertretungsanspruch der BRD unterlief. Der Zusammenarbeit aber dient das neue Ministerium, mit dem Becher seine Dialog-Strategie wiederaufnimmt, die am verordneten Sozialismus und an den Verboten Adenauers gescheitert war.

Noch im Spätsommer 1952 einigten sich Mediziner aus West und Ost, einen «Kulturtag» gegen die Konfrontation zweier Blöcke zu setzen. Karl Salier, Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität München, bat Becher um die Mitarbeit des Kulturbundes. In einer Mischung aus Angst und Neugier fuhr er mit seiner Frau, einer Exilrussin, nach Ostberlin, damit rechnend, dass sie verhaftet würden und vor jedem Gespräch sich mit dem «deutschen Blick» des Dritten Reichs versichernd, ob die Luft rein sei. Vielleicht wurde er auch von Zaißers Leuten überwacht, so wie man Becher beschatten liess, als er am 24. Oktober auf dem Münchener Flughafen ankam. Abends verbot der Bayerische Innenminister den Kulturtag, der am folgenden Morgen in Bayreuth beginnen sollte. Teilnehmer aus der DDR wurden verhaftet und zur Grenze abgeschoben, die Dienst- und Privaträume Sailers polizeilich durchsucht sowie ein Verfahren wegen Hochverrats eingeleitet. Allerdings war der Staat klug genug, die Farce aufzugeben, erhielt der Professor in einem Gegenprozess sein Recht und prozessierte er ebenso erfolgreich gegen die gleichen Verbote von 1953 und 1955. Erst dann konnten die Treffen bis 1958 in München, Hamburg und Dresden stattfinden; ohne den Minister, der nicht den Vorwand liefern wollte, sie seien von seinem Amt gesteuert.²⁶⁷

So vermochte sich im Rechtsstaat durchzusetzen, wer Geduld und das nötige Kapital besass. An den herrschenden Verhältnissen änderten die Zusammenkünfte so wenig wie Bechers Teilnahme am «Deutschen Kirchentag», seine «Kulturgespräche» am Rand der Leipziger Messen und schliesslich die sechs «Ost-West-Gespräche», zu denen er vom November 1954 bis März 1955 einlädt. Ende Oktober waren die Pariser Verträge unterzeichnet worden, die vorsahen, eine Bundeswehr von 500'000 Mann in die NATO zu integrieren. Adenauer hatte immer wieder erklärt, die «Kasernierte Volkspolizei» der DDR bedrohe schon seit Jahren den Westen, doch betrug deren Stärke knapp ein Zehntel, war ihre Bewaffnung völlig veraltet und Molotow auf der Aussenministerkonferenz bereit, verbindliche Grenzen für beiderseitige Polizeieinheiten festzulegen. Die Kopplung an entgegengesetzte Militärblöcke hiess Teilung auf Jahrzehnte.

Die Gespräche sollen einen letzten Widerstand verstärken, da noch eine Bestätigung der Verträge durch die Parlamente aussteht. Vor allem auf die Franzosen hofft Becher, der den Sowjets mehrfach einen engeren Kontakt zum westlichen Nachbarn empfahl, im Januar 1955 den *Lettres Française* ein Interview gab und im März die Einleitung für ein Heft der

Revue Française über *Die DDR im Aufbau* schrieb. Zu dem ersten Gespräch hat er im Namen eines Grossberliner Komitees der Kulturschaffenden, dem auch Brecht, Zweig und Felsenstein angehörten, mehr als hundert Westberliner Intellektuelle ins «Weinhaus Neumann» geladen. Ein Protokoll liegt im Becher-Archiv nicht vor, doch wird der Anfang nach Jahren wechselseitiger Diffamierung chaotisch gewesen sein. Die zweite Runde eröffnet der Minister mit dem Vorschlag, eine Aussprache über Staat und Kultur sowie das Verständnis der Begriffe «Freiheit» und «Moderne» zu führen, eventuell Arbeitskreise zu bilden und das Ganze in Form von Broschüren in beiden Staaten zu veröffentlichen.

Statt auf das Angebot einer Sachdebatte einzugehen, wird ihm sogleich die Frage an den Kopf geschlagen, inwieweit er sich mit grausamen Massnahmen des ZK identifiziere. Und wie immer, zwischen den Fronten, flieht Becher in trotziges Pathos, übernimmt er stolz die volle Verantwortung für alle Parteimassnahmen. Wer nun meint, an dem unüberlegten Bekenntnis sei er denn auch zu messen,²⁶⁸ potenziert noch die Blindheit des moralisierenden Einerlei, beraubt sich der Chance, selbst die Massnahmen genauer zu betrachten und wahrzunehmen, wofür Einzelne denn verantwortlich sind. Lasky etwa, der als nächster die Rücknahme der Invektiven gegen seinen Freiheitskongress fordert. Brecht nimmt die Provokation auf und kehrt sie um, mit Kriegshetzern könne man tatsächlich nicht diskutieren, sie zu vernichten sei um der Humanität willen absolut notwendig. Der V-Effekt erregt heftigen Tumult, in den Becher hineinruft, es habe keinen Sinn, sich gegenseitig das einmal Gesagte vorzuhalten. In den Arbeitskreisen, auf die Themen konzentriert, lasse sich präziser reden.

Diplomatisch glättet er die Wogen, doch nicht, um nur auszuweichen, vielmehr soll der Streit produktiv werden, indem er seinen Massencharakter verliert, nicht länger dem Schlagabtausch zur Unterhaltung einer selbst schweigenden Mehrheit dient, dem Brecht auf den Leim geht. Da die Show unverbindlich weiterplätschert, schlägt ihm Lasky zum Gaudi der Anwesenden vor, er dürfe sich im *Monat* auf fünf Seiten ganz nach Belieben über Kriegstreiberei oder sonst etwas auslassen, wenn er selbst dafür den gleichen Platz in einer östlichen Zeitschrift erhalte. Brecht druckst herum, auch Becher müsste dies Recht eingeräumt werden, das Lasky ihm herzlich gern gewährt.²⁶⁹ Nur im Amt für Literatur bzw. in der Führung der Partei war niemand zu einem solchen Blankoscheck für den «Feind» zu überzeugen. Hier

stieß der Minister an die Grenzen seiner Macht, auf eine Insouveränität, die das Desaster der «Kulturschaffenden», ihre Abhängigkeit von einem feigen phantasie- und humorlosen Apparat blossstellte, als der *Monat* Anfang 1955 mit fünf leeren Seiten für Brecht und Becher erschien. Getrieben von der Angst, in offener Auseinandersetzung nicht bestehen zu können, gab man sich und die Autoren der Lächerlichkeit preis.

Brecht steigt aus und verfasst mit Walter Friedrich, dem Präsidenten des DDR-Friedensrates, einen Aufruf zur Nichtanerkennung der «Pariser Abmachungen», den 176'000 Ostdeutsche aus Kunst, Wissenschaft und Technik auf Listen des Kulturbundes unterschreiben. Deren Übergabe zum zehnten Jahrestag der Zerstörung Dresdens war eine eindrucksvolle Geste, die – nichts bewirkte. Becher hielt am Versuch der Verständigung fest, in dessen Fortsetzung nun auch westliche Teilnehmer bemerken, dass «Freiheit in der Begrenzung» liege,²⁷⁰ in der Einigung auf ein gemeinsames Problem, und nicht in selbstgefälligen Monologen, um den anderen auszustechen. Dass trotzdem keine Arbeitsgruppen entstanden und keine gemeinsamen Editionen, die eine sachliche Streit-Kultur hätten fördern können, lag nicht nur an den Medien, in denen der «Zonen»-Minister mit seinen «Gehilfen» Girnus, Bloch, Harich und Havemann verspottet oder schlicht zum Verbot der Treffen aufgerufen wurde, für die sich in Westberlin keine Säle mehr fanden, da die Wirte Randalie fürchteten.

Selbst an einer Zusammenarbeit Interessierte, wie Kammersänger Mauck, gewannen den Eindruck, sie diene nur zu propagandistischen Zwecken. Von der Bühnengenossenschaft zum Widerspruch aufgefordert, zog er ein Gespräch unter vier Augen vor und teilte ihm seine Beobachtungen in einem Brief mit: Die Theater und Musikbühnen der DDR krankten daran, dass «parteitretreue Herren» wertvolle Künstler nur verwalteten, statt sie zu führen. Wollte der Minister für sein Land wirklich ein hohes Niveau, so brauche er führende Persönlichkeiten. Wenn er denen, die nur reine Kunstbetätigung suchten, infolge mangelnder Gelder und zu grossen Andrangs aber im Westen nicht zum Zuge kämen, und deren Bemühungen um eine Stelle im Osten die Kunstkommission seit Jahren abwies, eine Wirkungsmöglichkeit gäbe, dann könnte das Theaterleben der DDR führend in ganz Deutschland werden.²⁷¹

Ob er die Zumutung aufgriff, die östlichen Theater von westlichen «reinen» Künstlern zur Spitze führen zu lassen, wäre einmal genauer zu prüfen. Überhaupt ist seine ministerielle Tätigkeit kaum erschlos-

sen, da sie so wenig Spuren im Nachlass des Lyrikers hinterliess, wie die Mitarbeit im ZK der SED. Wir wissen nur, dass der Vorschlag mit dem Führungsanspruch der Partei kollidiert, den Becher, frei nach Lenin, durch qualitativ überzeugende Facharbeit ihrer Mitglieder und die besseren Argumente in öffentlicher Auseinandersetzung einlösen wollte. Was aber tun, wenn die Genossen die schlechteren Intendanten sind? Mit Brecht erhielt ja gerade im März 1955 einer, der im Westen nicht zum Zuge kam, in Ostberlin ein eigenes Theater. Dass er es zu Weltruhm führt, liegt letztlich weniger an der Parteinahme des Ensembles, denn an seiner genialen Persönlichkeit, so wenig die Phrase auch erklärt. Es bleibt eben ein Rest des Unerklärlichen, das zur Kreativität gehört, das sich nicht durch guten Willen, soziale Erfahrung und Politschulung ersetzen lässt. Sich diesen Rest einzugestehen, ohne ihn mythisch zu verklären, hätte den Blick für die Vielfalt der Talente öffnen können, die Bechers Ministerium wecken wollte.

Im Bestreben, das Bildungsmonopol der Besitzenden zu brechen, Begabungen unter den Nachkommen jener Klassen und Schichten zu fördern, die jahrhundertlang vom Genuss der Kulturgüter ausgeschlossen waren, verkehrt sich jedoch in den Händen der Parteibürokratie die erschwerende Herkunft in eine unverdiente Auszeichnung, die Karrieren auch ohne wirkliches Leistungsvermögen, allein auf dem Weg richtiger Bekenntnisse erleichtert. So war es in der Sowjetunion an der Wende zu den dreissiger Jahren geschehen, und so geschah es beim Aufbau der DDR nach dem gleichen Erfolgsrezept. Mit dem «Neuen Kurs» wurden bereits vor dem 17. Juni Relegierungen von Oberschülern und Studenten aus bürgerlichen Elternhäusern zurückgenommen, die sich geweigert hatten, der FDJ beizutreten. Trotz aller Schikanen waren die einst Privilegierten an den Hochschulen aber noch immer in der Mehrzahl. Die Arbeiter-und-Bauernfakultäten (ABF), an denen Jugendliche aus dem Arbeitsleben sich qualifizieren sollten, um künftig als neue Intelligenz, die ihre Abstammung, ihre existentielle Verbundenheit mit den werktätigen Massen nicht vergisst, die Geschicke des Landes zu leiten, umfassten nur knapp ein Viertel aller Studenten. Dieser ambivalente Status einer oft belächelten Minderheit, die den Marxschen Satz von der «historischen Mission der Arbeiterklasse» als ihren unmittelbar persönlichen Auftrag begreifen durfte, schuf eine Gründergeneration, deren Denken umso dogmatischer war, je ehrlicher sie an das Neue glaubte, das mit ihr beginnen würde. Becher musste erleben, wie ihn nun Jugendliche mit dem Elan und der Begeisterung, auf die er seit 1945 gehofft hatte, von

«links» überholen, wie sie das Spielmoment aller Lyrik an den Politrastern messen, nach denen die Mechanik des Apparates funktioniert.

Der altklugen Kritik junger Leute begegnet seine zweibändige *Poetische Konfession* von 1954/55, ein fortgesetzter Versuch, zu den Lesern in ein «Mitarbeiterverhältnis» zu treten, durch Selbstverständigung ein «öffentliches Gespräch» anzuregen.²⁷² Wieder gilt ihm Poesie als Organ des sich selbst übersteigenden Menschen. Mit Hegel und Goethe als objektive Selbstgestaltung des Subjekts und symbolische Sprachform, die im Besonderen ein Allgemeines erfasst, verborgene Beziehungen sichtbar werden lässt. Wie in der klassisch-bürgerlichen Ästhetik des 19. Jahrhunderts wird «der Dichter» zum Prototyp menschlicher Ganzheit, Kunst zum Ausdruck seiner Persönlichkeit, seines Vermögens, sich auf die Realität einzulassen, sie in tätiger Wechselwirkung sinnlich-geistig begreifen sowie an einem «prägnanten Punkt» übergreifende Zusammenhänge aufzeigen zu können. Die Arbeiterklasse und deren Partei, das vermeintliche Subjekt-Objekt der Geschichte, tritt in den Hintergrund. Dort aber, in dem nicht öffentlich reflektierten Raum seiner scheinbar privaten Existenz als Genosse, sah sich der Minister zur gleichen Zeit mit «Kaderunterlagen» konfrontiert, die dem wirklichen Leben des Landes seine unwirkliche Gestalt gaben: Von der sozialen Herkunft über familiäre und dienstliche Westkontakte bis hin zu Militärdienst, Widerstand oder Emigration verlangten grossformatige Fragebögen nach einer aufrichtigen Antwort. Auf die Bitte um lückenlose Darstellung von Aufenthalt und Tätigkeit seit der Schulentlassung schrieb er, 80 Seiten wären dafür nötig, und verwies auf vorliegende Biographien. Auf die Frage, ob er arbeitsbehindert sei: «durch Verfassung solches Fragebogens». Und der Erklärung, alle Angaben wahrheitsgemäss gemacht zu haben, fügt er hinzu: «soweit dies überhaupt bei solchen Fragestellungen möglich ist, denn es ist durchaus möglich, dass ich zu Punkt 26 nur 70 Seiten und zu Punkt 32 mehr als 20 Seiten benötige. Saarow (im Urlaub) 8. Aug. Joh. R. Becher.»²⁷³

Mit derart souveräner Ironie konnte nur ein Dichterstürz Fragen zurückweisen, von denen er wusste, dass sie im Zweifelsfall über Leben oder Tod entschieden. Die Ausnahme bestätigt die Regel, die zu ändern sie keine Macht hat. Einen «bürokratischen Schnüffler» nannte er den Kritiker des Stalin-Gedichts, der Dichtung, welche nicht seiner Kenntnis des Marxismus entspricht, als nutzlos abzuschaffen deklarierte. Die *Poetische Konfession* wendet den Fall ins «Ermutigende»,

dass man Kunst, wenn auch auf grotesk-absurde Weise, ernst nehme, ihre Lebensnotwendigkeit also mit ernsthaften Argumenten zu verteidigen sei.²⁷⁴ Nur verkommt die dialektische Wendung zur Phrase, sobald sie den Zusammenhang des literarischen Erkennungsdienstes mit jener Bürokratie verdrängt, die nach Allwissenheit verlangt, um den Feind im Genossen aufzuspüren, und im Namen totaler Sicherheit eine Atmosphäre allgemeiner Verunsicherung erzeugt. Innerhalb seines Machtbereichs betreibt Becher konsequent den Abbau der selbstständigen Apparatur. Nicht nur auf dem Papier ersetzt er die amtliche Gleichschaltung von Kunst als Ideologieillustration durch das Leitbild einer komplexen «Literaturgesellschaft», deren Reichtum in der Verschiedenartigkeit der Stimmen besteht, die sie zu vereinen vermag. Sich ihr praktisch anzunähern sollte im April 1955 eine Kritikerkonferenz leisten. In seiner Eröffnung erklärt der Minister, wer literarische Strömungen mit Klassengegensätzen gleichsetze, mache die proletarische Klasse zur einzigen, die «rein uniform», bar jeder Meinungsverschiedenheit sei, und das wäre eine Verarmung, eine Zumutung, das Denken und Fühlen würde in ihr aufhören. Trotz der Absage an den Vulgärmarxismus à la RAPP und dessen Wiederkehr in der Formalismus-Kampagne blieb die Konferenz lau, gesteht auch Mayer, als Hauptreferent nicht weiter gegangen zu sein, da wohl das neue «Tauwetter» aus Moskau das Eis vergangener Jahre zum Schmelzen brachte, doch keiner sich ins offene Wasser getraute.²⁷⁵

Die bloße Negation der Negation, der gute Vorsatz, nicht mehr administrieren zu wollen, schafft noch keine Auseinandersetzung, in der sich erst die ideal erwünschte Gesellschaft verwirklichen müsste. Indem er selbst «Leute wie Eliot, Benn, Kafka etc.» von ihr ausschliesst, weil sie zu entscheidenden Fragen der Zeit nichts zu sagen hätten, sie nur noch «fremdartig und geradezu unnütz» wirkten, setzt Becher eine äussere Grenze, in der sich ihre innere Armut, ihr Mangel an Bestimmtheit, an real ausgetragenen Differenzen und gedanklicher Aufarbeitung spiegelt. Er, der den Politbürokraten gegenüber das unnütz Erscheinende als das Poetische verteidigt, deklariert es zugleich als längst erledigte Dekadenz im Zeichen einer fetischhaft verklärten «Zeit».²⁷⁶

Dies wäre der Moment gewesen, Brechts Bindung der Formensuche an den Kampf um echte soziale Lösungen noch einmal aufzunehmen. Doch der Dialektiker schwieg auf der Konferenz und plädierte erst auf dem mehrfach, von Mai 1954 bis Januar 1956, verschobenen

1956, verschobenen IV. Schriftstellerkongress für eine Wiederbelebung der kleineren, bewusst agitatorischen Form in der Art seiner Lehrstücke. Benns Frage von 1931, was Kunst denn mit der ewigen Fehde zu tun habe zwischen denen, die nach oben auf-, und jenen, die nicht nach unten absteigen wollten, blieb damit ungelöst, verdeckt von allzu fertigen Antworten. Beim damals noch unbekanntem Heiner Müller klang sie 1954 im *Sonntag* an: Literatur müsse, um wieder zu leben, die Massen erobern, d.h. von den Massen erobert werden. Dazu bedürften sie der Kenntnis des Handwerks, um zu sehen, was an einem Gedicht warum schön ist. Solche Fragen stelle der Brief eines Zwickauer Arbeiters an Becher, der vorschlug, Dispositionen für Literaturstunden in Betrieben herauszugeben. Antworten müsste eine breite Diskussion finden, wobei die Berufung Bechers zum Minister garantiere, dass auch die Tiefe nicht vergessen werde.²⁷⁷

Doch die Diskussion kam nicht zustande. Weder die in sich widersprüchliche Verteidigung des Poetischen noch Müllers Plädoyer für Modelle zur Kunstaneignung nach Art des Berliner Ensembles provozierten eine Debatte. Die fehlende innere Auseinandersetzung trug zum Scheitern der Ost-West-Gespräche bei. Nach dem letzten, vor 1'500 Teilnehmern in der Münchner Scholastika, schrieb sein Korreferent Erich Kuby dem Minister, er habe zwar quantitativ enorme Resonanz gefunden, aber qualitativ für eine praktische Koexistenz wenig bewirkt. Allein auf der Basis der Gegensätze statt des sentimental Begriffes «gesamtdeutsch» könne man zu praktischen Lösungen in Einzelfragen gelangen. Die Pressekonferenz mit 40 Journalisten sei schon besser gewesen, und noch besser würde es gehen, wenn nur zwölf Leute zusammensäßen, die auf ihrem Gebiet etwas zu sagen hätten.²⁷⁸ Genau diese produktive Einschränkung auf Arbeitskreise hatte Becher in den ersten Gesprächen angestrebt und im März 1955 der Konferenz der Bundes-Kultusminister in Westberlin praktische Schritte zur Koexistenz vorgeschlagen. Gemeinsam mit dem Ministerium für Volksbildung und dem Staatssekretariat für Hochschulwesen ersuchte er um Zusammenarbeit der Akademien, gegenseitige Anerkennung von Zeugnissen, Freizügigkeit für Berufungen in ganz Deutschland, wissenschaftliche Exkursionen und Literaturaustausch, eine gemeinsame Rektorenkonferenz sowie den Austausch von Gastspielen, Filmen, Lizenzen und Ausstellungen. Die Antwort der Konferenz lautete, man wolle «alle moeglichkeiten kultureller Verbindung mit der bevoelkerung der sowjetischen besatzungszone fruchtbar machen», sei jedoch «nicht bereit, mit solchen Stellen der DDR in

Verbindung zu treten, die die Kultur in den Dienst ihrer politischen Absichten zwingen»²⁷⁹.

Er war schon ein Glücksfall als Minister und die Ignoranz seiner westdeutschen Kollegen mehr Hochmut, denn Ausdruck eines verantwortlichen Konzepts, wie Mayer mehrfach betont. Als Bechers Verdienst zählt er die Ermöglichung bis in die Bundesrepublik weiterwirkender Institutionen auf: von Felsensteins Komischer Oper und Brechts Ensemble über *Sinn und Form* und die Mitarbeit im internationalen PEN bis zur Nichtzerschlagung der Goethe-Gesellschaft, der Nichtverschleuderung des Nietzsche-Archivs und der Zurückführung deutscher Kunstschätze aus Moskau.²⁸⁰ Die Liste lässt sich erweitern um die Profilierung der Akademie der Künste, den Wiederaufbau der Staatsoper, den Westberlins Kultursenator eine Verschwendung nannte, und die erste Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann, der 1955 wiederum in Weimar und Stuttgart dieselbe Rede zu Schillers Todestag hielt. All dies sind Exempel bürgerlicher Hochkultur. Die Borniertheit des Westens, darin nur Zwangspolitik zu sehen, verstellt den Blick für die Frage, worin überhaupt die Eigenart des anderen Deutschlands bestand: Was war das für ein Arbeiter-Staat, der das klassische Erbe des Bürgertums konserviert, im 20. Jahrhundert an den Werten des acht- und neunzehnten festhält?

Es gelte, ein Beispiel in der Bewahrung des nationalen Erbes vor «amerikanischer Kulturzerstörung» zu geben, hiess es in einer zweiten Programmklärung des Ministers zum *Aufbau einer Volkskultur* vom Oktober 1954. War die Rede von «Überfremdung und Zersetzung durch den Amerikanismus»²⁸¹ nur eine andere Variante des Anti-Formalismus, der die Nähe zur NS-Volksgemeinschaft noch deutlicher verrät? Tatsächlich hatte das moderne Industrie- und Finanzkapital längst kein Interesse mehr an der Klassik. Ihre Vorgänger bedienten sich noch des Schillerschen Pathos, um den bürgerlichen Nationalstaat einzufordern, dessen Misslingen in arischen Größenwahn umschlug. Der Rest war Repräsentation: Man ging ins Theater wie in die Kirche oder zum Staatsempfang – um gesehen zu werden. Versuche einer Erneuerung des Schauspiels im Zeichen der Moderne orientierten sich von Reinhardt bis Brecht am Phänomen der Masse und den neuen Formen ihres technisch organisierten Lebens.

Als der Faschismus die Massen siegreich okkupierte, hatte Becher das Erbe für sich und seine Partei neu entdeckt: Im Augenblick jäher Verkehrung von epochaler Zuversicht in eine totale Niederlage sah er

in den Kulturgütern vergangener Zeiten nicht mehr nur eine verstaubte Bildungslast, die zu sprengen sei, um Proleten als Parteidichtern zu ihrer eigenen Sprache, ihrem Klassenbewusstsein zu verhelfen. Auf sich selbst zurückgeworfen nahm er in klassisch strengen Formen die Verdichtung einer Lebenskraft wahr, die über Jahrhunderte hinweg Menschen verbinden, ihnen die Gewissheit verleihen kann, nicht allein und verloren zu sein, die Energie, sich nicht selbst aufzugeben, nicht ihre widerständige Identität zu vergessen, die Erinnerung an das andere Gesicht der Nation, ihren Traumbesitz, hinter der Fratze eines nationalistisch verblendeten Volkes wachzuhalten. Als Mittel zum Zweck der Überredung anderer, um selber in einem taktischen Bündnis glorreich aufzusteigen, sich in der Rolle des Wortführers der führenden Partei zu bestätigen, erstarrte das lebendig Angeeignete zugleich zur Maskerade, zum Herrschaftskostüm. In dieser Doppelung war das Erbe für den Kulturbundgründer ein verbindliches Medium, das der grössten nationalen Niederlage einen Wert verlieh: den Impuls zur Umkehr von Parteienherrschaft im Namen des Volkes zu einer wirklichen «Volksgemeinschaft» in demokratischer Selbstverwaltung, die sich die Achtung der Völker durch friedliche Arbeit wiedererwirbt – *und* ein Instrument, um die Intellektuellen für den Aufbauplan seiner Partei zu gewinnen. Für den Minister Becher wurde es zur Klammer einer Wiedervereinigung, die mit kraftlosen Appellen an die klassische Dreieinigkeit des Guten, Wahren und Schönen in Bildungsbürgerpredigten zurückfiel, sobald ihm miss-lang, äussere Gegensätze durch innere Auseinandersetzung zu überbrücken.

Die Separierung und Wiederaufrüstung der Westzonen war ja ein Prozess der Überfremdung, einer sublimen Kolonialisierung, die mit plumperen Methoden auch im Osten fortschritt. Dass der «Amerikanismus» bis in die Umgangssprache hinein tiefer griff als die Stalinisierung der SBZ, lag nicht nur an der Effizienz des Dollar und der Armut Russlands, sondern vielmehr an der Kontinuität einer Kultur, mit der das Dritte Reich nie gebrochen hatte: Die US-Unterhaltungsindustrie, der ein Massen-Bedürfnis nach Vergessen entgegenfeuerte, verschmolz mit der deutschen, die seit der Weimarer Republik den gleichen Traum vom kleinen Glück genährt hatte. Swing und Jazz brachten ein wenig mehr Lockerheit, Krimis und Wildwestmagazine einen Hauch von «Welt» in die Kleinbürgerromantik, während die «ernste» Kunst Bilder existentieller Verlorenheit des Einzelnen in einer absurd sinnlosen Welt heraufbeschwor. Glamour und Nihilismus

aber boten keinen Widerstand gegen das Blockdenken, gegen die Wiederkehr des Nazimythos von der asiatischen Bedrohung des Abendlandes und die offizielle US-Strategie der Feindzersetzung.

Insofern schürt Becher nicht Fremdenhass. Er antwortet auf eine Lage, die Benn und Thomas Mann mit Nietzsche als Auflösung traditioneller Kultur durch zivilisatorische Vergleichgültigung und Respektvereinsamung der Kunst beschrieben. Noch einmal wird die Alternative Leverkühns versucht, einen einheitsstiftenden «Geist» im «Volk» zu erneuern: die Hochkultur durch subventionierten Eintritt, spezielle Theateranrechte für Betriebe, Sondervorstellungen auf dem Land, ein Netz kostenloser Bibliotheken und vielfältig ausgestatteter Klubhäuser den Unteren nahezubringen, und zugleich mit Volkskunstgruppen, Heimatmuseen, Zirkeln schreibender Arbeiter etc. die Pflege und Entwicklung ihrer eigenen Ausdrucksformen zu fördern. Eine Kultur, die nicht mehr privilegierten Oberschichten dient, die zeige, wozu ein Volk fähig sei, nannte der Minister sein Programm bis 1960.²⁸²

Schon zuvor hatte Becher, im BPRS und im Kulturbund, gegen die Trennung von Produktion und Konsumtion in der Kunst, von hoher und niederer, ernster und Unterhaltungsliteratur, votiert, 1952 in der *Täglichen Rundschau* die Verschandelung der Städte und Gemeinden durch Losungen und Plakate angezeigt, nach dem 17. Juni auf die Notwendigkeit nur scheinbar apolitischer Heimatblätter verwiesen und das *Magazin* vorgeschlagen, das seit 1954 unter der Chefredaktion von Hilde Eisler jeden Monat mit Geschichten über Pariser Mode, Reisen in alle Welt und ersten Aktfotografien erschien – einer kleinen Revolution in dem pruden Land. Lebenslust und -freude, nicht langweilige Propaganda, sollte sich der Lebensgier und -angst überlegen erweisen, die Becher in Selbstaussagen des Westens bestätigt fand.²⁸³

«Wir wollen ein buntes, blühendes Leben und kein einförmiges graues. [...] Ja, auch darauf kommt es an, dass unsere ganze Umgebung sich freundlicher gestaltet und sich, ich möchte sagen, menschlicher zu uns verhält, indem sie reizvoll und farbig sich darbietet und auf diese Weise heilsam und geradezu kraftspendend auf uns einwirkt.» Schrieb er in seine Rede zur III. Parteikonferenz, und musste sich eingestehen, dass «Leerlauf, Langeweile, Lebensfremdheit» – wieder – zur unerträglichen Last geworden sind, dass im Dorf Gerdshagen das stattlichste Kulturhaus Brandenburgs mit einem Saal für 400 Plätze, einer Bauernstube, Bibliothek, Musik- und Schachzimmer trotz einer Million Baukosten leersteht, weil man vergass, für Klubleiter und Bibliothekar eine Wohnung zu planen, dass «grauenerre-

gende Plakate» die Heimat verunstalten und die Kulturredaktionen der Zeitungen, vor allem des *ND*, mit einer grundlegend anderen Methode informieren müssten. Dass er all dies doch schon einmal am Beginn des «Neuen Kurses» beklagt hatte, verschweigt die Rede, die Becher, nach einem Vermerk auf dem Manuskript zu urteilen, wohl auch nicht hielt. Vielleicht war die Zeit zu knapp oder die Botschaft zu trist, obgleich er zuletzt behauptet, die Partei habe und sei, frei nach Goethe, die Kraft, sämtliche Kräfte zu vereinen.²⁸⁴

Woran scheidet der gute Wille zum blühenden Leben? Woher diese Ohnmacht des mächtigen Ministers? Die Partei wollte ja alle Kräfte bündeln. Ihre Konferenz beschloss Ende März 1956 einen zweiten Fünfjahrplan wie vier Wochen zuvor die KPdSU den sechsten der Sowjetunion. Im Juli 1955 waren die Staatschefs der einst Alliierten erstmals wieder zu einem Gipfel in Genf zusammengetroffen. Denn die Hoffnung der kalten Krieger, durch atomare Überlegenheit und den früh erwarteten Tod Stalins das rote Imperium zurückzudrängen, hatte sich zerschlagen und das französische Parlament der EVG seine Zustimmung verweigert. Noch bevor die Bundeswehr ohne das Mäntelchen «Europa» direkt der NATO unterstellt wurde, baten auch die Sowjets um Aufnahme in den westlichen Pakt, der somit sein Feindbild verloren und sich in ein kollektives Sicherheitsbündnis verwandelt hätte. Natürlich wies man den «Propagandatrück» zurück, so dass Moskau den Warschauer Vertrag schuf. Das Patt zwang zur Koexistenz. Im Rahmen der entgegengesetzten Systeme wurden beide deutsche Staaten in ihre formale Souveränität entlassen und die Hohen Kommissare zu Botschaftern ernannt, die sich auf beiden Seiten das Entscheidungsrecht über eine ferne Wiedervereinigung vorbehielten. Mit dem Unterschied, dass Chruschtschow im September Adenauer zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen empfing, während die Westmächte den Regierenden der DDR die gleiche Anerkennung noch mehr als ein Jahrzehnt verweigerten.

Getragen vom aussenpolitischen Erfolg wagt der erste Mann im Kreml einen ungeheuren Schritt. Er rührt an den Schlaf der Welt, die in Stalins Schatten ruht. Seit dem Sturz Berijas war in der Sowjetunion immer mehr von Personenkult die Rede. Auf dem XX. Parteitag nun wird der Allerhöchste massenhafter Verbrechen bezichtigt: Im Kampf gegen Trotzki und die Rechten habe er sich Verdienste erworben, dann aber, als die wirklichen Feinde geschlagen waren, aus Argwohn willkürliche Repressalien an ehrlichen Kommunisten

verübt, die auch andere zur Willkür ermutigten. Der Sieg über Hitler sei dem Heldentum der Arbeiterklasse zu verdanken, nicht seiner vermeintlichen Genialität. Danach wäre er noch launenhafter, gereizter und brutaler geworden, habe aus Grössenwahn mit Tito gebrochen und selbst die Glorifizierung seiner Person betrieben, in deren Folge Angst, Schablonen und Lebensfremdheit in einer Beamtenpartei herrschten. Zugleich aber sei Stalin kein gedankenloser Despot gewesen, sondern einst der stärkste Marxist, der die einzig richtige Linie des Leninismus verteidigt habe. Darin bestehe die wirkliche Tragödie seines Machtmissbrauchs, und daher gelte es, vernünftig sich den Fragen zu widmen, sie nicht aus der Partei herauszutragen, das Mass zu wahren, den Feinden keine Nahrung zu geben, den Personenkult auf bolschewistische Art auszurotten und die Lehre des Marxismus-Leninismus vom Volk als dem Schöpfer der Geschichte wiederherzustellen.²⁸⁵

Dem entsprechend hielt Chruschtschow seine Rede geheim, wurden selbst die Bruderparteien in der Nacht geweckt, um einzelne Vertreter in einen Raum zu entsenden, wo sie den langsam verlesenen Text mitschreiben mussten, statt ein Druckexemplar in Empfang zu nehmen und gemeinsam über das Nötige zu beraten.²⁸⁶ Nach dem gleichen Muster liess die SED-Führung Auszüge der Rede im ZK, den Bezirks- und Kreisleitungen vortragen. Und getreu der Moskauer Linie erwähnte Ulbricht in einem Leitartikel des *ND* nur am Rande den «Kampf gegen den Personenkult», hob er die Anerkennung der Vielfalt nationaler Wege zum Sozialismus und die Perspektive einer friedlichen Koexistenz hervor: die Aussicht, dass die Sowjetunion 1960 die Industrieproduktion der USA überholen werde.²⁸⁷

Als keine zwei Wochen darauf die Geheimrede in der Londoner Presse erscheint und die Westberliner sie nachdruckt, muss der Erste Sekretär handeln. Es sei ihm nicht angenehm, der *Prawda* vorzugreifen, schrieb er an Chruschtschow und erklärte öffentlich, den Kapitalismus könne man nur mit der grössten Initiative der Massen überholen, wenn man die Wahrheit sage, um Fehler und Verletzungen der Demokratie zu überwinden. Was er dann als Wahrheit ausgab, dass Stalin kein genialer Feldherr und Klassiker war, dass er zur Willkür neigte, blieb eine dürftige Wiederholung, und zu behaupten, wer über mangelnde Information klage, habe nur die bisherigen Berichte falsch gelesen, grenzt an Zynismus. Wie ein Hohn wirkt die Aufforderung, besonders jungen Genossen zu helfen, die im Geist Stalins nur Dog-

men auswendig gelernt hätten, für die eine Idee die Verbindung von zwei Zitaten sei.

Und doch ging Ulbricht über den Kreml hinaus, indem er sich zur Verantwortung des ZK der KPdSU und der SED für den «Führerkult» bekannte und darum bat, nachzudenken, wie die Parteiarbeit zu ändern sei, welche Garantien es gebe, dass die Staatssicherheit keine Gesetze verletzt. Selbst wenn dies nur dem Zweck diene, eine drohende Opposition zur Festigung seiner Macht zu nutzen, erwies er sich damit als ein Vollblutpolitiker, der im entscheidenden Augenblick zu agieren versteht. Wie Ebert in der Novemberrevolution und Adenauer in den Gründungsjahren der CDU folgt er auch nicht allein persönlicher Ruhmsucht, sondern fühlt sich in der Tat für die Stabilität des Staates verantwortlich. Im Juni 1953 hatte er ja die Sowjets vor einer abrupten Wende gewarnt, die sein Schiff zum Kentern bringen musste, weil jede Mannschaft meutert, deren Kapitän bloss eingesteht, dass der Kurs ein falscher war, den er einpeitschen liess. Und natürlich nutzten ihre Gegner die Gelegenheit, mit der Geheimrede von Problemen der kollektiven Sicherheit und einer Annäherung der beiden deutschen Staaten abzulenken.²⁸⁸

Nicht nur weil es aus Altstalinisten bestand, forderte das Politbüro die notwendigen Korrekturen kontinuierlich zu leiten, keinen Bruch zu riskieren.²⁸⁹ Die Art, wie Chruschtschow mit dem Stalinismus brach, zeugte gerade von dessen Kontinuität: Noch immer geisterte im Hintergrund das Gespenst des Konterrevolutionärs Trotzki und ward mit schöner Willkür der willkürliche Stalin zum Sündenbock des Systems gestempelt. Die Vasallen, die es nicht vermochten, den Diktator zu Lebzeiten zu stürzen, setzten sich an die Stelle des Toten, den sie moralisch verdamnten. Von Marxscher Analyse war diese Mischung aus Predigt und Beichte weit entfernt, die erneut im Namen des Volkes den eigenen Herrschaftsanspruch verklärte und in Form einer grotesk geheimen Offenbarung die noch immer abhängigen Brüder ihrer Ratlosigkeit überliess. Merkwürdig nur, dass auch der zweite Versuch einer Entstalinisierung 30 Jahre danach in dem gleichen Moralbrei versackte, der den Glauben nährt, die Freiheit beliebigen Meinens führe allein schon zu höherer Produktivität – eine Illusion, die die Völker der einstigen Sowjetunion mit bitterer Armut bezahlen.

Der deutsche Weg zum Sozialismus, wie ihn Ackermann und Becher formuliert hatten, setzte dagegen auf einen Wandel, der in weniger aufregenden Brechungen sich von Stalins Praktiken zu lösen such-

te. Dass der andere, möglichst gewaltfrei demokratische, Weg von ihm selbst bewilligt, eingeschränkt und aufgehoben wurde, verweist auf die Ambivalenz im Denken des Generalissimus. Der war ja mehrfach bereit, auf Gewalt nach aussen zu verzichten, und wandte sie umso skrupelloser nach innen an, sobald er sich abgewiesen und verraten sah. Becher hat einen solch in sich gebrochenen Charakter in der Förtsch-Figur *des Abschied* präzise gestaltet. Als die Westmächte das Wahl-Angebot vom März 1952 ablehnten, soll er Harich anvertraut haben, dass nun das Schlimmste zu befürchten sei.²⁹⁰ Und so kam es auch, mit Zwängen, die ihm zuwider waren und ihn doch nötigten, selbst vom «Kampf gegen den Formalismus» zu faselnd,²⁹¹ den er im Rahmen des Kulturbundes und der Akademie hintertrieb, bis sich seinen Vorschlägen für einen anderen Kurs eine Chance bot.

Bechers ungehaltene Rede zur Konferenz von 1956 war eine Variation auf das Thema Lebensfremdheit der Beamtenpartei, wie sie Chruschtschow nannte. Als Ulbricht auf der anschliessenden 27. Tagung des ZK verkündete, man dürfe sich nicht in eine Fehlerdiskussion abdrängen lassen, fiel er ihm ins Wort, mit ein bisschen Phantasie stelle er sich vor, dass Intellektuelle ihn auch mit anderen als den erwünschten Fragen konfrontieren würden und er dann schlecht sagen könne, man habe beschlossen, darüber nicht zu sprechen. Viel beweglicher müssten sie werden, frei und offen auf die heikelsten Fragen antworten, stimmte ihm Rodenberg bei. Dazu aber würden die ZK-Mitglieder nicht in die Lage versetzt. Die Lage nach der Parteikonferenz sei eine ganz andere, entgegnete Ulbricht. Jetzt habe man eine positive Plattform, eine «Plattform der Offensive», die alle Fragen beantworte, so auch jene nach mehr Demokratie. Die Entspannung ermögliche eine breitere Entwicklung. Vor drei Jahren habe «man mehr Leute einsperren (müssen), als das heute noch notwendig ist. Die Lage hat sich also geändert.» Nur dürfe man sich die Auswertung der Konferenz nicht von anderen vorschreiben lassen. «Ich glaube, wir sind uns auch einig, Genosse Becher.» Und da nach dieser Belehrung niemand mehr das Wort wünscht, erklärt er die Beratung für beendet, man solle mit verstärkter Kraft an die Durchführung der Beschlüsse gehen.²⁹²

Sie waren sich nicht einig, Demokratie für Becher kein phantasieloses pragmatisches Rechenspiel, wieviel Leute einzusperren sind, um das Eigene gegen Andersdenkende zu sichern. Nichts hat sich verändert in diesem ZK, auch wenn Herrstadt an der Stelle des Ersten stünde, würde noch immer die Mehrheit der Mitglieder schweigend

vor dem Rednerpult hocken und liesse sich die neueste Plattform diktieren. «Ich habe grosse Schuld», notiert der Lyriker mit Bleistift auf dem Titelblatt des März-Heftes der *Neuen Deutschen Literatur*. «Stehen vor dem Weltgericht», ist zu entziffern, und die Änderung in «Parteigericht». Darunter: «Noch schreibe ich / Versgebilde / Deutschen ähnlich, / Aber schon wissend / Dass ... / Von Minen bedroht / Jeder Schritt.» Was weiss er, welche Minen drohen? «Da hatt' es auch die Sprache mir verschlagen, / Als ich sie hörte, wie sie anzuklagen / Bereit sich fanden, den sie einst verehrt – / Und mehr als das – den sie als gottesgleichen / Erklärt sich hatten und nur so verklärt –» Zu leicht ward der Gott gestürzt von denen, die ihn aufgerichtet. Und sich seiner Feder einst bedienten: «1 Ein Dichter war ich wohl – doch / durch + + / 2 Schon früh verderbt schrieb ich nur / das Genehme – / 3 Und wie ich im Gefälligen mir gefiel... / 4.»²⁹³

Jäh tritt der alte Zwiespalt hervor, den kein Reim mehr glättet. «Sie waren nicht in Übereinstimmung miteinander zu bringen, der Dichter und der Funktionär», stand schon im zweiten Teil seiner *Konfession*. Obwohl er der Partei lebensöffnende Kenntnis und Kraft verdanke.²⁹⁴ *Das poetische Prinzip*, das Becher im Juni 1956 als ungeplanten dritten Band dem Aufbau-Verlag nachreicht, enthält die Abrechnung mit einer «Selbstlüge»: Offen sei ein Konflikt in ihm ausgebrochen, in dem er sich, nur wenigen erkennbar, jahrelang verzehrte. Endlich müsse er nicht mehr schweigen. Nur gelte es, noch die Sprache zu finden, um das Ungeheuerliche beredt und wiedergutzumachen, das sein Schweigen mitverschuldet habe. Ohne Selbstanklage wolle er nicht in die Reihe derer treten, die einst nichts wagten und sich jetzt gebärdeten, als seien sie «schon immer ‚dagegen‘» gewesen. Wandlung verlangt, sich selbst zu übersteigen, setzt der Folgeabschnitt sein *Aufstand-Motiv* fort. Wer sich nicht den Fragen der Geschichte stellt, werde machtlos. Seit zwanzig Jahren weiche die Literatur einer Generation dem Thema aus, das zu gestalten das schwierigste sei. Stalin, den Mann, den er als Genius verehrt und geliebt habe, dessen Taten Grauen erregten. Beides, Verehrung und Entsetzen, fände sich in seiner Dichtung, doch fremd, einander gegenüberstehend, Zeichen einer Spaltung des eigenen Wesens. Nun brächen innere Konflikte auf, wie sie die Weltgeschichte noch nicht erlebt habe. Serienweise erfolgten Explosionen, nicht immer gewünschte, in einem «reinigenden Gewitter». Und nur ein scholastischer Bürokrat könne erwarten, dass die Reinigung sich nach dem Plan einer Kommission vollziehe.

Die Vergangenheit sei unwiederherstellbar, nur Teile liessen sich ins Gedächtnis zurückrufen. Wer aber am Leben bleiben wolle, müsse über seine Zeit hinausgehen, indem er der künftigen von ihr berichtet. Bericht erstattet von der Jahrhunderttragödie des Sozialismus, dass Menschen, die eines Willens waren, sich in tödlichen Widerspruch verstrickten. Wenige Seiten weiter beschreibt er die Aufzeichnungen eines Deutschen, der die Sowjetemigration seit 1937 schildere. Durch den Mangel an literarischer Stilisierung trete das Grauen noch unverhüllter hervor. Alles erscheine plausibel, er entwickle eine Art politischer Psychoanalyse, horche hinter die Worte, lauere jeder Gebärde auf, provoziere Diskussionen, um den Klassenfeind zu entlarven, und so werde in einer dschungelhaften Atmosphäre der Jäger zum Gehetzten und der Gehetzte zum Jäger. Über diesen romanschreibenden Autor, überzeugt, einer guten Sache zu dienen, müsste man einen Roman schreiben, der die Tragik in ihrer ganzen Grösse enthielte. An anderer Stelle heisst es, in der Wirklichkeit gebe es keine reinen, nur komplexe Gegensätze. Der Grundirrtum seines Lebens habe in der kleinbürgerlichen Annahme bestanden, der Sozialismus beende jede Tragik, statt zu sehen, dass er sie erst freisetze, Menschen hervorbringe, die aufs Ganze gehen. Wer einem Schriftsteller mangelnde Verbundenheit mit dem Volk vorwerfe, kenne es meist selbst nur von Berichten und merke nicht, wenn es mit verstellter Stimme spricht. Ehrenhafter sei dann der Autor, der in beredetes Schweigen flüchtet, statt nach vorn, um das Bestellte wie gewünscht zu liefern. Und zuletzt gesteht Becher noch einmal seinen Irrtum, der Sozialismus schliesse revolutionäre Veränderungen, die «Möglichkeit einer Entartung» wie die Notwendigkeit, sie mit Druckmitteln zu beseitigen, aus.²⁹⁵

Dass er all diese Passagen im Dezember, nach der Verhaftung von Harich und Janka, aus den Druckfahnen des Buches streichen wird, ist kein Grund, sie nicht zuvor in ihrem Kontext wahrzunehmen – als radikale Kritik an einer oberflächlichen Entstalinisierung. Den Nachgeborenen mag sie ungenügend erscheinen, doch weder Brecht noch Bloch brachten Vergleichbares zu Papier. Für den einen war zwar immer klar, dass auch der Sozialismus von Widersprüchen lebt, seine Redewendung vom «verdienten Mörder des Volkes»²⁹⁶ verdeckt aber nur ironisch die gelebte Tragik, die er selbst seit der *Massnahme* zu gestalten vermied. Und die einzig hinterlassene Notiz, wonach «die Liquidierung des Stalinismus» von einer «gigantischen Mobilisierung der Weisheit der Massen durch die Partei» abhängt, klingt fatal nach

Stalinscher Phraseologie.²⁹⁷ Der andere hatte sich noch wortreich zur bolschewistischen Wahrheit der Schauprozesse bekannt, als Becher sie schamhaft verschwieg. Das war ja die Frage, die ihn seit Jahren bewegte, die er als seinen Auftrag empfand: Wie liesse sich von der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeugen, von Hoffnungen und Verbrechen, die in dem erfahrenen Unmass keines zuvor kannte? Und wer aus der Generation der um 1890 Geborenen hat sich dieser Aufgabe noch gestellt, wer sie nur annähernd gelöst?

Der Lyriker verstummte im Angesicht des «sozialistischen Aufbaus», den seine Reden und Reflexionen kritisch zu fördern suchten. Mit dem Roman des romanschreibenden Emigranten hatte er wie nebenbei den Rahmen für ein Psychogramm des Stalinismus entworfen, der mehr Raum zu gegensätzlicher Erinnerung schuf als Koesters *Sonnenfinsternis*, da er das Schema von Opfer und Täter aufhob. Wie weit er ging, ihn auszufüllen, verrät sein Nachlass nur unvollkommen. Auch in den überlieferten Briefen klafft eine auffallende Lücke für die Jahre 1956/57. Was Becher in Erwartung des reinigenden Gewitters unternahm, lässt sich allein nach den Eindrücken anderer umreissen: Just, damals stellvertretender Chefredakteur des *Sonntag*, erinnert sich, dass im Mai die Wochenzeitung zu einem Intelligenz-Blatt erweitert werden sollte. Erneut greift Becher auf die Idee von 1953 zurück, die er 1955 unter dem Titel *Die Republik* einlösen wollte. Und wieder stirbt sie am «Papiermangel» des Literaturamtes. Im Juni lädt er die Chefs vom Verlag und der Zeitung des Bundes in seinen Bungalow nach Saarow, den Just ein Wochenendheim und Janka gar eine prachtvolle Villa nennt. Salomonisch ermutigt der Minister sie bei bestem Moselwein zu konstruktiver Kulturpolitik mit Hilfe bedeutender Literaten.²⁹⁸

Brecht, zu dem Just daraufhin fährt, erscheint als Gegenpol eines entschlossenen Kritikers, der die Linie des *Sonntags* ungeteilt lobt, in seinem Buckower Garten auf ein Segelboot weist, es komme nicht vorwärts ohne Wind von unten, und von der Notwendigkeit des Experimentierens mit Betrieben verschiedenen Typs spricht. Inseln seien zu schaffen, die wachsen würden. Nebenbei erwähnt er Verse zum 17. Juni, für die aber die Zeit noch nicht reif sei. Der Redakteur sieht auch darin ein Zeichen der Sympathie und wundert sich nicht, dass der grosse Dialektiker keinen Beitrag zur Verfügung stellt. Nur als Becher ihm später ein Rajk-Gedicht zeigt, das man jetzt nicht veröffentlichen dürfe, spricht er enttäuscht von einem doppelköpfigen Mann.²⁹⁹

Der hatte das Gleichnis vom Segler schon 1952 auf andere Art ver-

wandt: Der Vorwurf, «schief» zu liegen, könne ihn nicht schrecken, denn er liebe die Schräglage.³⁰⁰ Während der Dramatiker wieder auf den Wind von unten wartet, legt sich der Kulturbündler erneut schräg, beauftragt er Janka, ein Exposé zur Umwandlung des Amtes für Literatur in ein Koordinierungsorgan für eigenverantwortlich arbeitende Verlage, d.h. zur Abschaffung der Zensur, zu entwerfen, und setzt im Juli die Integration der Behörde in seinen Amtsbereich durch. Jetzt schien die Neuauflage des Projekts einer unabhängigen Wochenzeitung, unter Leitung des funktionslosen Westemigranten Gerhart Eisler, greifbar.³⁰¹ Doch sieht er seinen Vorlauf schon von einer Basisbewegung gefährdet: Der «Wirbel» um Filmclubs nach polnischem Vorbild, Jazz und Nacktbaden ersticke in der Studentenzeitung *Forum* die Diskussion über grundsätzliche Probleme, warnt Becher die 28. ZK-Tagung Ende des Monats. «Fragen 10. und 20. Ordnung» würden vom brennend Notwendigen ablenken und das blosses Redenlassen könne niemanden überzeugen. Eine wirklich schöpferische Diskussion bestehe in geistiger Führung. Weshalb er nicht über alles diskutiere, etwa nicht über die Frage des Ersten Sekretärs, und man auch nicht unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Interessen Trotzki drucken solle. Führen könne aber die Partei ebensowenig, wenn der Kulturteil ihres Zentralorgans noch immer nicht zur Zusammenarbeit mit seinem Ministerium, dem DSV und der Akademie bereit sei.³⁰²

Zur gleichen Zeit kam Lukács nach Berlin. Janka und Just teilte er bei einem Mittagessen seine Hoffnung auf Janos Kádár wie seine Bedenken gegen Imre Nagy mit und berichtete vom Petöfi-Klub, der als Diskussionsforum im ungarischen Jugendverband entstanden sei, um den Fragen des XX. Parteitags nachzugehen. Was mag er mit Becher besprochen haben, in den folgenden zwei Wochen, die sie gemeinsam, mit ihren Frauen, im DSV-Heim von Schierke verbrachten? Welch eine Flut von Erinnerungen musste aufsteigen, das Leben mit gepackten Koffern im «Lux», von dem er Just in Andeutungen erzählte, die Erklärungsmuster, an die man sich hielt, all die Jahre des Schweigens, der Lüge, der Schuld an einem fortgesetzten Unrecht, mit dem sie doch brechen wollten? Sie, die Bürgersöhne, die für eine Volksfront zur Verteidigung der Demokratie eintraten, als die meisten ihrer Genossen darin nur eine Taktik zur Durchsetzung eigener Diktaturträume erblickten. Gewiss erfuhr er von Lukács, dass Kádár im Auftrag Rákosis dem zum Tode verurteilten Rajk versprach, er werde nur zum Schein hingerichtet, wenn er seinen Widerruf zurücknehme,

und dass Kádár selbst verhaftet, gefoltert, im Juli 1954 entlassen und der Rajk-Prozess zur Provokation Berijas erklärt wurde. Becher hat den Stoff zum Sinnbild der Stalinschen Prozesse in ihrer absurd logischen Verkehrtheit verdichtet: ««Schuld auf sich nehmend, gilt es aufzudecken / Das Spiel des Feinds ... und darum der Beschluss. / Das Urteil wird man nur zum Schein vollstrecken ...» / Da sprach er, der Getreue: ‚Ja, ich muss!‘» Erst 1966 erschien das Sonett in der Gesamtausgabe, und blieb so unbeachtet, dass es 1990 noch einmal in *Sinn und Form* «erstveröffentlicht» werden musste.³⁰³

In die Harzer Tage ragt noch ein anderer Tod: Brecht war im August einem Herzleiden erlegen. Dass er nicht zu den Prozessen gegen Harich und Janka ein paar Monate später geschwiegen, dass Ulbricht seinetwegen sie erst gar nicht gewagt hätte, sind fromme Wünsche von Just und Mayer.³⁰⁴ Dem widersprach sein Wissen, dass Proteste Einzelner macht- und wirkungslos verhallen, wenn sie nicht von Massen getragen werden. Das Gespür, den Kontakt zu eben den Massen wieder zu verlieren, den er in der DDR mit seiner Art des Theaterspiels gefunden zu haben glaubte, muss vernichtend gewesen sein. Acht Jahre hatte der Augsburgener unermüdlich gearbeitet, starke Inszenierungen auf die Bühne gebracht, die stärkste wohl mit Lenz' *Hofmeister*, der Tragikomödie vom deutschen Intellektuellen, der lieber sich selbst kastriert, als für sein Begehren einzutreten. Doch wie mit einem Schlag war er nach 1953 gealtert, schrumpften die Eintragungen im *Arbeitsjournal* 1954/55, als er endlich ein eigenes Haus erhielt, auf ganze vier Seiten, bis sie in dem Augenblick abbrachen, da mit Stalin eine Epoche zu Ende ging.

Lukács hat noch den Toten für seine Theorie zu vereinnahmen versucht. Auch Becher bewies, wie wenig er mit der Brechtschen Dramaturgie anfangen konnte, die er Müller gegenüber einmal einen Endpunkt nannte.³⁰⁵ Trotzdem hat die Trauerrede ihn lange beschäftigt, weist der Nachlass sechs Fassungen auf. Am Anfang steht die Bleistiftnotiz eines dreifachen «Willens zur Macht» – des Friedens, des Sozialismus und der Arbeiterschaft. Am Ende war vom «Machtbewusstsein» in Brechts Werk die Rede, das ihm der Sozialismus verliehen habe. Sodann gedachte er der überlegenen Persönlichkeit eines Präzisionsarbeiters: «In welchem Deutschen unserer Zeit war solch ein Reichtum der Gedanken mit solcher volksliedhaften Einfachheit verbunden! Wer hat das Harte mit solcher Zärtlichkeit ausgesprochen!» Und zuletzt erst seiner politischen Aktualität: Nicht geschwiegen hätte er zum Verbot der KPD durch das Bundesverfas-

sungsgericht einen Tag nach Brechts Tod, sondern das *Lob der Partei* gesungen, die nicht vernichtet werden könne, weil sie der Vortrupp der Massen sei.³⁰⁶

Mit dem Abstand von vier Jahrzehnten betrachtet, hat Becher doch das Entscheidende gesagt. Tatsächlich wird die Dichtung dieses Klassikers der Moderne von einem epochalen Machtwillen getragen und zugleich vom eigentümlichen Verlangen, freundlich zu sein in einer unfreundlichen Zeit. Nie verteidigte Brecht öffentlich die Opfer der zur Macht drängenden Partei, deren Massnahmen er als geschichtlich notwendige Schritte zur Selbstbefreiung der Massen billigte und als provisorische Lösungen in ihren Gegensätzen zu erkennen, über sich hinauszutreiben forderte. Immer sah er auch das Gesicht des «jungen Genossen», der an der Ohnmacht seiner Moral zugrunde geht, spürte er die Finger der Geschlagenen auf sich, den zu Weltruhm Aufsteigenden, weisen. Sozialismus war für ihn kein Ideal, vielmehr mit Marx und Lenin eine Bewegung zur Veränderung der bestehenden Verhältnisse, die sich mit Zwang und List gegen Zwänge durchsetzen, als ein komplexes System behaupten muss und nur im Widerstreit mit den eigenen Setzungen lebendig erhalten kann. Deshalb unterschied Brecht, wie Becher, mehr oder minder gewichtige Fragen eingreifenden Denkens, hielt er «zu scharfe» Gedichte zurück und schlug im Juli 1956 in einem offenen Brief an den Bundestag noch eine Volksbefragung gegen die Wiedereinführung der Wehrpflicht im Westen vor, nicht aber eine Generalabrechnung mit Stalins Erbe im Osten. Denn zunächst bedurfte es der Entspannung, einer Demilitarisierung des äusseren Systemkonflikts, um den Bewegungsraum für die im Innern nötigen Experimente mit anderen Produktions- und Lebensweisen zu eröffnen. Gerade in diesem Spielraum zeigten sich mit der Zeit die Grenzen des epischen Theaters, hat Müller als sein konsequentester Nachfolger die überlegene Reflexion, die eine einfache Durchschau- und Beherrschbarkeit sozialer Vorgänge suggeriert, durch eher Kleistsche Zuspitzungen unaufhebbarer Tragik (z) ersetzt.

Im September folgten die Bechers einer Einladung nach Jugoslawien zu den Dubrovniker Sommerfestspielen. Sie schrieb im *Sonntag* von einem stolzen Volk und er von der Schönheit der einstigen Stadtrepublik, in der sich auf trotzig-kühnem Fels der Reiz der Natur mit einem «urwüchsigen Demokratismus» vereint habe, mit der Fähigkeit, durch geschickte Diplomatie nach aussen Kriege zu vermeiden und durch monatliche Wahl eines Präsidenten Frieden und Freiheit

im Innern zu sichern.³⁰⁷ Daneben standen Berichte über neue polnische Literatur und die «gesunde Gärung» unter den Intellektuellen Ungarns. Dort versammelten sich am 6. Oktober 200'000 an den Gräbern von Rajk und den mit ihm Ermordeten. Lebten die Altstalinisten noch, hätten sie die Masse auseinandergelacht. Als Opfer Stalins aber wurden sie zum Symbol der Freiheit wie Petöfi, der Dichter nationaler Unabhängigkeit von 1848. Zwei Wochen darauf brachen Unruhen am Rande der Poznaner Messe aus, doch gelang es der Partei, sie mit der Wahl Gomulkas zum Ersten Sekretär aufzufangen. Selbst von 1951 bis 1954 inhaftiert, galt er als Symbol einer neuen Führung, die bestrebt sein musste, das erlittene Unrecht zu beseitigen. In Ungarn war Stalins Statthalter Rákosi auf Drängen Chruschtschows bereits 1953 vom Amt des Ministerpräsidenten zurückgetreten und im Juli 1956 auch in der Partei seinem Stellvertreter Gero gewichen. Doch dem Personalwechsel folgten keine Veränderungen. Am 23. Oktober zog eine zunächst friedliche, vom Petöfi-Klub organisierte Massendemonstration vom Denkmal eines polnischen Generals zum Haus des Rundfunks, das sie stürmte, als ihr verwehrt wurde, ihre Forderungen nach Streikrecht und freien Wahlen zu verlesen. Am nächsten Morgen fuhren Sowjetpanzer auf, um die alte Ordnung wiederherzustellen. Anders als in Berlin verbündeten sich Polizei- und Armeeeinheiten und selbst ein Teil der Sowjetsoldaten mit den Aufständischen, die Marx zitierten: ein Volk, das andere unterdrückt, könne nicht frei sein. Kádár löste Gero ab. Nagy ernannte Lukács zum Erziehungs- und Kulturminister, rief zur Bildung von Arbeiterräten auf und vereinbarte den Abzug der Truppen. Dann schlug die neue Ordnung, die von Solidarität mit den Opfern und Stolz auf die Erhebung eines einigen Volkes getragen war, in eine Orgie der Gewalt um, wurden die Zentrale der Staatssicherheit und Parteigebäude erobert, herrschten drei Tage Rache und Lynchjustiz, kehrten die Sowjets zurück, machten der Revolte ein Ende und Kádár zum Partei- und Regierungschef.

Der weisse Terror wütet, vermeldete der *Sonntag* am 4. November. Die Frau eines Ungarn, Anna Seghers, erinnerte daran, dass ausgerechnet Franco vor der UNO für den Budapester Aufstand eintrat und zur gleichen Zeit Israel, England und Frankreich Ägypten überfielen, weil es den Suezkanal nationalisierte. So hätten «die Feinde des Friedens, die die Freunde der grossen Profite sind», an zwei Stellen zugepackt. Der Jude Zweig meinte, jetzt enthülle sich der Zweck der Aufrüstung Israels, antwortete die Kapitalistenfront auf den Ver-

such, ein Bindeglied zwischen Ost und West aus Privat- in Volksbesitz zu überführen. Und der Österreicher Hanns Eisler gedachte seiner Zeit als Soldat in einem ungarischen Regiment während des ersten Weltkrieges. Ein Kommandeur, im Zivilleben Verwalter beim Grafen Eszterházy, habe ihm mit Erschiessung gedroht, wenn er von seinem «stinkenden Sozialismus» sprechen werde. Nun höre er von der Rückkehr des Grafen und wünsche dem Volk, dass es in der schwierigen Lage verstehe, wo seine Interessen liegen. Kunert reimte: «Bereits hör' ich Euch sagen: ‚Das war nicht gewollt. / Die Kommunisten an Laternen? Doch was soll man machen?‘ / Bis die Lawine ganz Euch überrollt. / So kurz der Rausch, so schlimm wird das Erwachen. / Ich bitte Euch von Herzen, haltet fest / An unserer Sache, die sich nie verlieren lässt.» Bloch dozierte: «Die Lehre ist: auf jeden Fall Explosionen (mit ihren höchst paradoxen Weiterungen) zuvorzukommen.» Wozu aber keine Zurücknahme des XX. Parteitages taue, sondern nur Mut und das leuchtend gehaltene Ziel vor schemenlosen Augen. Hermlin sah das «Wolfsgesicht derer von 1919» auftauchen, der Honvéd-Offiziere, die Fratze der schneidigen Soldateska, die unter den Klängen des Csardas auf das Land der drei Millionen Bettler anstiesse, «der bestialischen Charmeurs, die mit ihrem Operettenunflat und ihrem bodenständigen Antibolschewismus [...] der Welt 25 Jahre lang vorexerziert hatten, wie man mit dem Proletengesindel fertig wird». Gysi fragte, woher die LKW mit den Waffen kamen, die zum Sturm auf die Parteihäuser auffuhren. Man dürfe nicht abgehen von der Demokratisierung, müsse aber wachsam und überlegt handeln. Tragisch sei die Spaltung der Führung gewesen, der Mangel an Aufklärung der Arbeiterschaft. Und Renn forderte, «sich fest hinter unsere Regierung zu stellen und mit ihr bereit zu sein, alle Versuche, unseren inneren Frieden zu stören, sofort und mit allen Mitteln zu verhindern»³⁰⁸.

Das waren nicht Wortmeldungen auf Befehl der Partei, auch wenn Just vom ZK-Apparat angehalten wurde, Grossautoren des Landes für die erste Seite zu gewinnen. Was sie schrieben, entsprach einer Überzeugung, die sich ihnen in zwei Weltkriegen, Revolutionen und Konterrevolutionen bestätigt hatte: Wie Brecht sahen sie in der Eigentumsfrage das entscheidende Kriterium, an dem jede soziale Bewegung zu messen sei. Dahinter stand noch immer das Trauma des Faschismus, der in der Zerschlagung der ungarischen Räterepublik aufgeblitzt war. Doch die Aktivisten von 1956, in der Mehrzahl junge Arbeiter und Studenten, wollten von den Greuelgeschichten nichts mehr wissen, die seit dem XX. Parteitag nur noch als Vorwand einer

stalinistischen Willkürherrschaft galten. Dass Rákosi, der einst selbst als Student in London von der westlichen Idee der Menschenrechte begeisterte Mitbegründer der KP und jüngste Volkskommissar der Räte, 1926 zu acht Jahren Zuchthaus und, im Anschluss, 1935 zu lebenslanger Haft verurteilt und von keiner Demokratie, nur durch Stalin 1940, im Austausch gegen zwei Fahnen des «Freiheitskampfes von 1848/49», vor dem Tod im Verlies bewahrt wurde, interessierte niemanden. Unter dem Titel *Der Rákosi-Prozess. Im Kampf für Ungarns Freiheit* erschienen 1951 auch in der DDR Dokumente seines fünfzehnjährigen Aushaltens im «unerschütterlichen Glauben» an die «Logik der gesellschaftlichen Entwicklung».³⁰⁹ Im Nachhinein wirkt das Ganze wie eine perverse Präparierung der öffentlichen Meinung für den Prozess gegen Rajk als zu Recht verurteiltem Verräter und mussten sich gerade diejenigen, die an den Sozialismus als Idee der Gerechtigkeit glaubten, von der spät erkannten Praxis verraten fühlen. Sie sahen nicht die bittere Wahrheit, dass Verfolgtsein allein noch von keinem Vermögen zeugt, selbst Freiräume für andere zu gestalten, dass der Freiheit Beraubte versucht sind, sich an ihren Peinigern zu rächen und einem jeden zu misstrauen, der nicht ihre Erfahrungen und Sichtweisen teilt. Konnte es denn genügen, mit schon einmal missbrauchten Losungen des 19. Jahrhunderts auf den Lippen, sich die Larve des Stalinismus, die Schandmale einer grausam anachronistischen Unterdrückung abzuziehen, in der Hoffnung, nun werde alles anders werden, Ost und West den guten Willen honorieren und die eigene Wirtschaft wundersam gedeihen? Als wäre die modern ökonomische Abhängigkeit nur ein Hirngespinnst, als hätten die USA nicht 1953 den schon geflohenen Schah im Iran gerettet, um die Verstaatlichung des Erdöls zurückzunehmen, 1954 den Präsidenten von Guatemala gestürzt, um die Enteignung brachliegender Felder der United Fruit Company abzuwenden, 1955 von Frankreich die Kolonialmacht über Südvietnam übernommen, um sich den Zugriff auf die Rohstoffe Indochinas zu sichern und 1956 den Etat der CIA um 25 Millionen Dollar erhöht, um operativ in die Befreiung Osteuropas einzugreifen.

Becher fehlte unter den Anklägern des weissen Terrors. Erst die nächste Nummer des *Sonntag* brachte am 11. November neun Gedichte von ihm, an Stelle eines Kommentars: *Das Unerklärliche, Wiederkehr* und *Den Namenlosen* umschreiben die Last verschwiegener Gräber, das Zittern der Hände, an denen kein Blut geklebt, den Einbruch der Erinnerung an das Fragwürdigwerden eines jeden, behorcht

von Wand und Tür, ausgestrichen.³¹⁰ *Das Streitgespräch* weist auf das Echo einer leisen Stimme, das Mord schreit, und *Die Kerzen* auf Brandstifter. *Wohldurchdacht* sucht im Bewusstsein der Opfer die «Errungenschaft» zu wahren, stets gedenkend, «der Feind will dich entmachten. / Entmachte *ihn* und zeige deine Macht!»³¹¹ Alles – Opfer, Feind, Errungenschaft – erscheint in einem vagen Zwielficht, das die handgreiflichen Vorgänge ästhetisiert, zugleich aber einfachen Erklärungsmustern den Boden entzieht.

In dieser Doppelung gingen Bechers Verse weiter als die Bürokratenporträts von Wazyk und Kunert oder Zwerenz' abstrakt holprige Hymne auf die Revolution als *Mutter der Freiheit*, die das Blatt bis dahin veröffentlicht hatte. Wie aber sollte es jetzt politisch weitergehen? Tags darauf erwidert er Axen auf der 29. ZK-Tagung, Schriftsteller seien nicht zu empfindlich, nur vorsichtig mit Anschuldigungen ohne Beweismaterial. Mit Stolz könne er von sich sagen, nie bereit gewesen zu sein, befreundete Genossen nach ihrer Inhaftierung als Volksfeinde zu bezeichnen. Der Petöfi-Klub sei doch nicht der Hauptschuldige am ungarischen Desaster. Versagt habe die Partei, die es nicht vermochte, mit den Leuten zu reden, ihnen die Wahrheit zu sagen, und die sich selbst entmachtete, indem sie inkonsequent mit Machtmitteln nur spielte. Man brauche beweiskräftiges Material, das ihm eher der Westen liefere, und produktive Kritik. Etwa an der Verdrängung des Volks- durch den Leistungssport, der Verwandlung von Arbeitersportvereinen in Abstrakta wie «Wismut», «Lokomotive», «Dynamo». Oder der Langeweile der FDJ, dem Mangel an Restaurants, der Kultur beim Wohnungsbau und dem Umstand, dass er in München von der CSU erfahren muss, nun solle seine *Republik* unter Budzislawski gegründet werden.³¹²

Womit er auf Fragen geringerer Ordnung auswich, sich in der Aufzählung von Symptomen verlor, statt die Krankheit beim Namen zu nennen. Dass die Herrschaft der Beamtenpartei, die alles Lebendige mit ihren Schemata aufzehrt, zu dem «reinigenden Gewitter» geführt hat, wagt das ZK-Mitglied nicht auszusprechen. Aber war nicht das Bild selbst zu schemenhaft ungenau für den nötigen Entwurf einer anderen Politik? In diesem Moment der Unentschiedenheit lud Janka den Minister zu einer Diskussion in den Aufbau-Verlag. Er kam mit Frau und Sekretär am Abend des 22. (oder 15.) November. Nach Just war der Gast in der unglücklichen Lage, die Ansichten der anderen zu teilen, doch die Meinung des ZK vertreten zu müssen. Lilly sei begei-

stert gewesen von Jankas Plädoyer für Arbeiterkomitees. Wieder befand sie sich in einer lebendigen Debatte wie in den Anfangsjahren der frühen KPD. Natürlich schlug ihr Herz für die Ungarn. Vor dem Herbst hatte sie dem Redakteur über Gabors Witwe einen Aufsatz von Hay vermittelt, der einst in Moskau Wachsamkeit predigte, zu einem Wortführer des Petofi-Klubs aufgetaut war und nach dem ungewollten Blutbad zu sechsjähriger Haft verurteilt wurde. Just meinte nun, man solle nicht nur laufend Fehler korrigieren, sondern die Ursache, das falsche Verhältnis der Führung zur Masse aufdecken. Als aber Harich anfing, über die Welt zu «theoretisieren», habe Becher vorgeschlagen, die Diskussion in einem grösseren Kreis fortzuführen.³¹³ Was er selbst von sich gab, teilt auch Janka nicht mit, der nur berichtet, dass der Minister mit Fangfragen und der Versicherung, hier sei kein MfS zugegen, das Gespräch in Gang brachte.³¹⁴

Sieben Tage darauf nahm die Staatssicherheit Harich gefangen. Becher soll Janka nach den Gründen gefragt haben, der ihm entgegnete, er möge doch seinen direkten Draht zu Ulbricht und dem anderen Ministerium nutzen. So direkt aber waren die Drähte nicht und der Überlebende permanenter Säuberungen gewarnt, sich für Beschuldigte einzusetzen. Im Fall weniger Freunde tat er es in Moskau dennoch, wo keiner sicher sein konnte, wem er trauen durfte. Und jetzt, da er endlich sein Schweigen brach, da er aufarbeiten wollte, was ihm einst seine Stimme entstellte hatte, jetzt sollte der Wahnsinn wieder von vorn beginnen. Für Lukács war er soeben im ZK eingetreten, doch was wusste er von dessen Lektor?

Der Bürgersohn Wolfgang Harich hatte Philosophie studiert, war desertiert und wurde nach einer Liste Ulbrichts 1945 von Leonhard in der siamesischen Botschaft aufgesucht. Einen Posten in den neuen Verwaltungen lehnte er ab, beteiligte sich stattdessen an der Gründung des Kulturbundes und schrieb scharfe Theater- und Literaturkritiken. Bechers Exildichtung verriss er als Ersatz kraftvoller Opposition durch schwaches Heimatsäuseln, absolvierte selbst einen Schnellkurs der Parteihochschule, wurde Philosophiedozent an der Humboldt-Universität, mit Bloch 1953 Herausgeber der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie* und zudem bald stellvertretender Cheflektor des Aufbau-Verlages, wo er die Werke von Bloch und Lukács betreute sowie den Plan einer «Philosophischen Bibliothek» als Gegenstück zu der Felix Meiners entwarf. Wie ein Komet war der knapp Dreissigjährige aufgestiegen, mit immer neuen Einfällen glänzend und ein wenig schillernd.

Denn er hatte nicht nur Kontakt zu Brecht gefunden, sondern auch seltsame Beziehungen zu den «Freunden» in Karlshorst. Seiner eigenen Darstellung zufolge soll Harich um ihre Hilfe ersucht haben, als ihm ein Parteiverfahren drohte, weil er in Hegels Idealismus ein progressives Erbe sah, obwohl es ein Stalin-Zitat als «aristokratische Reaktion gegen die Französische Revolution» auswies. Sowjetoffiziere und bald schon Diplomaten hätten seitdem seine Vorlesungen besucht, ihn 1954/55 gar eingeladen, ein Urteil über die Moskauer Deutschlandpolitik zu fällen. Enttäuscht vom XX. Parteitag, der die deutsche Zweistaatlichkeit auf lange Sicht besiegelte, habe er einen letzten Vorstoss gewagt und dem Sekretär des Sowjetbotschafters Puschkin im Juni 1956 ein Memorandum zur Wiedervereinigung durch Annäherung von SED und SPD übergeben.³¹⁵

Harich meinte, im Geist Bechers zu handeln. Der habe im Jahr zuvor, auf Chruschtschows Absage an eine baldige Vereinigung hin erklärt, dies sei der schwärzeste Tag seines Lebens. Warum beriet er die Denkschrift dann aber nicht mit dem Minister, der ihn mehrfach mit Reisen in die Bundesrepublik beauftragte und zur Teilnahme an den Ost-West-Gesprächen heranzog? Obwohl Becher den ehrgeizigen jungen Mann persönlich geringschätzte. Zumindest 1946/47 nannte er ihn im Vertrauen einen eiteln, überheblichen Gecken. Leider brauche man solche Leute. Klüger als die meisten, doch ohne Charakter, sei er sehr wertvoll.³¹⁶ Das war zynisch, sein Arbeitsverhältnis trotzdem ein sachlich korrektes, während die Art, wie der Dozent sich dem Botschafter des Sowjetimperiums als Berater aufdrängte, die Charakteristik bekräftigt. Wäre es ihm mehr um den Gegenstand als um eine Selbstbestätigung seiner Person gegangen, hätte er nach den Regeln verantwortungsbewusster Politik den Minister als ersten Verbündeten zu gewinnen suchen müssen.

Puschkin gab keine Antwort, dafür das Papier in die Hände Ulbrichts, der den Querkopf seitdem überwachen liess. Am Tag des ersten Eingreifens der Sowjetarmee in Budapest lud der Botschafter ihn doch zum «Gespräch». In einer vierstündigen Unterredung wies er sämtliche Vorschläge Harichs zurück. Eine sozialistische Wiedervereinigung sei nur möglich, wenn die Industrie der DDR die Arbeitsproduktivität der BRD übertreffe. Am 7. November erklärte ihm Ulbricht in zwanzig Minuten kurz und bündig, Lukács, Déry und Hay seien Verräter und ein Petöfi-Klub würde «bei uns im Keim erstickt» werden.³¹⁷ Von alledem wusste Becher wohl nichts. Seit Juli aber hatte Harich seine Gedanken Janka, Just, Zöger und dem Parteisekre-

tär Schubert im Verlag mitgeteilt, ihnen auch von seinen Vorladungen zu den obersten Machthabern der DDR Bericht erstattet. Sie gewannen den Eindruck, Puschkin halte Ulbricht für den tüchtigsten Mann, hinter dessen Politik die Massen stünden und der selbst zwar vor Experimenten warne, jedoch bereit sei, in einem «Kreis von Theoretikern und Mitgliedern der Parteiführung» über Harichs Auffassungen zu diskutieren.³¹⁸ Möglich, dass Becher auf diesen Kreis anspielte, als er das Klub-Gespräch am 22. November aufhob. Dann hätte Ulbricht ihn doch informiert, aber kannte er das Memorandum? Merkwürdigerweise wird es weder von Janka noch Just erwähnt. Beide bezeugen, einander verständigt zu haben, dass die Partei sich nach dem polnischen Vorbild an die Spitze einer unabwendbaren Erneuerung stellen müsse, um nicht eine ungarische Lösung zu riskieren. Daher drängten sie Harich, seine Ideen niederzuschreiben und in der *Einheit* zu publizieren.

Nach Harichs Darstellung ging es aber vorrangig um gesamtdeutsche Fragen, an denen Janka wenig Interesse zeigte. Vielleicht verschwieg er deshalb die Denkschrift, doch sprach er auch kein Wort von nächtlichen Grenzgängen nach Westberlin: Durch die Nachrichten aus Budapest in panische Angst vor einem zweiten «17. Juni» gestürzt, habe er vom ersten bis dritten November jeden Abend die Landeszentrale der SPD aufgesucht, um sein Konzept vorzutragen und zu bitten, dass es im Falle eines Aufstandes im RIAS verlesen werde. Erst beim vierten Treff hätte er bemerkt, in die Fänge des Ostbüros geraten zu sein. Nun wusste Harich genau, welche Strafe auf Zusammenarbeit mit dem verurteilten Erzfeind stand, und hatte er genug Phantasie, um sich vorzustellen, in welchem Masse gerade die Spionage des Gegners von den eigenen Leuten durchsetzt war. Dass er dennoch am Kontakt festhielt, ohne die Genossen im Verlag einzuweißen, deuteten Just und Janka später als Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes. Tatsächlich gab es in der Moskauer Führung mit Malenkow, Molotow und Kaganowitsch einen starken Flügel, der noch immer der Stalin/Berija-Idee eines neutral vereinten Deutschlands anhing und erst im Juli 1957 als «partei feindliche Gruppe» ausgeschlossen wurde. Insofern wäre denkbar, dass er durchaus, für den Fall eines anderen Ausgangs der ungarischen Krise, Verbindungen zur SPD testen sollte. Puschkin jedenfalls hatte bis zum Bruch mit Tito als «Oberstleutnant Timofejew» den Nachrichtendienst der Sowjets in Belgrad geleitet.³¹⁹ Wenn dieser Mann am Tag der Budapester Kämpfe sich vier Stun-

den Zeit für ihn nahm, mussten sie mehr besprochen haben, als Ulbricht mit einem Wink zu verstehen gab. Oder war er doch nur ein intellektueller Abenteurer, der glaubte, wie Superman mit einer selbsterwählten Geheimmission die Welt zu retten?

Gewiss wird die Einsicht in noch oder wieder verschlossene Archive, einschliesslich jener des Ostbüros, einmal mehr Klarheit in die Fragen bringen. Wenn bis dahin nicht fehlende Daten gelöscht sind, denn natürlich erbt die nächste Wende keine Kilometer von Akten, deren Informationsflut längst über ungleich effektiver zu kontrollierende Kanäle fliesst. Aber das alles ist nicht wichtig, entscheidend vielmehr die Atmosphäre undurchsichtiger Strategien und wechselseitiger Verdächtigungen, die sich den Handelnden einbrennt, ihr Lebensmuster codiert. Noch 35 Jahre danach, als Janka sein Schweigen brach, verklagte Harich ihn der Verleumdung und behauptete nun umgekehrt, der andere habe den Mitstreitern als agent provocateur eine Falle gestellt, indem er sie am 21. November in seinem Haus mit Merker in Verbindung brachte.

Der war im März 1955, lange nach Stalins Tod, vom Obersten Gericht der DDR in einem Geheimprozess zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Dass er am Ende des Krieges in Mexiko den zumeist jüdischen Emigranten eine Wiedergutmachung in Aussicht gestellt hatte, um der zionistischen Propaganda entgegenzuwirken, die den Faschismus mit Deutschland gleichsetzte, wurde ihm nach 1952, nach den Zahlungen der Bundesrepublik an den Staat Israel, als Agentenschaft für den Zionismus ausgelegt. Auch das war absurd und logisch zugleich: Ausgerechnet der Zone, die durch Reparationen an die Sowjetunion auszubluten drohte, an ein Land, in dem die meisten Juden die abstrakt «Holocaust» umschriebene Vernichtung überlebt hatten, da die USA mit ihren Einreisebeschränkungen ja nur einen Bruchteil vor allem wohlhabender Flüchtlinge aufnahm, ausgerechnet dieser Zone mutete Merker eine Entschädigung für den jüdischen Besitz zu, den die Nazis einst enteigneten. Was für ihn eine Frage elementarer Menschlichkeit und auch der Gewinnung einfallsreicher Leute war, erschien im politisch verkürzten Denkraster seiner Vernehmer als Verschiebung von Volksvermögen an den Klassenfeind. Hier geht es eben nicht nur um eine «Verleumdung der Berijaleute», wie Merker sich das Fehlurteil, das im Januar 1956 vom gleichen Gericht kassiert wurde, nach dem Muster des XX. Parteitages selbst erklärte.³²⁰ Vielmehr um den Ausdruck eines gelebten Schemas, das Ulbricht genutzt hat, um sich des Konkurrenten zu entledigen. Wäre er auch politisch

rehabilitiert worden, wieder ins ZK, gar ins Politbüro zurückgekehrt, so hätte Merker allein in seiner Person den Ersten Sekretär, der behauptete, man brauche in der DDR keinen Stalinismus aufzuarbeiten, der Lüge überführt. Er wäre der deutsche Gomulka gewesen, als den ihn die Versammelten in Kleinmachnow sahen.

Walter Janka, 1914, neun Jahre vor Harich, in einer Chemnitzer Arbeiterfamilie geboren, Buchdruckerlehrling und Mitglied im kommunistischen Jugendverband, 1933 ins Zuchthaus und KZ geschleppt, 1935 ausgewiesen, in Spanien jüngster Major der Interbrigaden und zwei Jahre in französischen Lagern interniert, kannte ihn seit ihrer gemeinsamen Flucht nach Mexiko, wo Merker mit Abusch das *Freie Deutschland* herausgab und er selbst den Verlag El Libro Libre aus der Taufe hob. 1947 zurückgekehrt, war Janka für ein Jahr sein persönlicher Mitarbeiter im Parteivorstand. Enttäuscht vom hierarchischen Apparat, lehnte er es ab, von Zaisser das Innenministerium in Sachsen zu übernehmen, wurde Chef der DEFA, 1950 Geschäftsführer und 1953 Leiter des Aufbau-Verlages, dem er sichtbaren Schwung verlieh mit respektablen Werkausgaben von Hauptmann, Gorki, Thomas und Heinrich Mann. Er hatte das Zeug zu einem grossen Unternehmer mit sozialer Gesinnung, gleich Rowohlt, dem Kulturbundvorsitzenden im Westen, der ihm und Becher 1954 zu einer Filiale in Hamburg verhelfen wollte. Umsichtig von den Belangen der Betriebskantine bis zur Programmplanung, offen für Anregungen und verschwiegen, wenn es galt, unter widrigen Verhältnissen zu agieren, teure Valuta-Lizenzen durch Druckarbeiten auszugleichen und zur Not auch zu unterlaufen, flexibel und voller Ehrgeiz, den Verlag an die Spitze zu führen, «alle guten Autoren» durch höhere Honorare, weil ohne Profitstreben, zu «vereinnahmen»,³²¹ war er ganz nach dem Geschmack des Ministers. Seinen eigenen Angaben zufolge musste der Verleger jeden Monat einen Tag in Saarow verbringen, nicht ohne Gewinn, wie er hinzufügt. In den Gesprächen, auch über Merker, hätten sich ihre Standpunkte genähert, nur die Schlussfolgerungen sie scharf geschieden. Becher habe gemeint, in der Realpolitik könne es nicht anders zugehen, und Ulbricht sei ein Glück, mehr Opfer, denn Mitschuldiger am Personenkult. Worauf Janka sich fragt, ob es nicht charaktervoller gewesen wäre, einem solchen Minister sich nicht weiter unterzuordnen. Doch habe er getan, was alle taten: nach Rechtfertigungen für die Fehler der Partei gesucht und die Haltung seines Vorgesetzten entschuldigt.³²²

Das ist freilich nur die halbe Wahrheit, wie auch seine Versicherung, er habe keine Tabus gekannt und nie nach Macht begehrt, manches nachträglich verwischt. Denn alles, was der energische Verleger unternahm, um seine nicht bescheidenen Ambitionen einzulösen, geschah mit Rückendeckung des um 23 Jahre Älteren, der immer wieder zwischen den Fronten zu vermitteln, die bestehenden Spielräume für selbstbestimmtes Handeln zu erweitern suchte. Er war nicht besonders mutig, aber dass Becher die Schauprozesse der Nachkriegszeit öffentlich gerechtfertigt habe, lässt sich nirgends belegen. Auch hat er nicht «viele Jahre» mit André Simone zusammengearbeitet, dessen Unschuld er vermeintlich hätte nachweisen können.³²³ Zweifellos: Anna Seghers, und mehr noch ihr Mann und Abusch belasteten Merker durch Aussagen im Untersuchungsverfahren,³²⁴ doch was tat sein langjähriger Mitarbeiter zur Entlastung des Unschuldigen? Er hatte Glück, selbst nie vernommen worden, nicht ins Räderwerk der Verdächtigungen geraten zu sein wie die berühmteren Westemigranten. Harich verweist zudem auf ein Dokument von 1950, wonach Ulbricht persönlich Janka beauftragt habe, Kontakt zu dem soeben aus dem Politbüro Ausgeschlossenen, als Gaststättenleiter nach Luckenwalde Verbannten zu halten. Daraus zu folgern, er hätte sechs Jahre später Merker, Harich und möglicherweise noch Walter Markov aus Leipzig in sein Haus geladen, um sie im Dienste Ulbrichts zu kompromittieren, den deutschen Gomulka, den Vordenker einer Wiedervereinigung und den einzigen «Titoisten» der DDR durch den Schein einer Verschwörung ausser Gefecht zu setzen,³²⁵ entbehrt nicht der Logik in einer irrsinnigen Konstruktion.

Nochmals: Entscheidend sind die Atmosphäre, der Diskurs der Verdächtigungen, die Verhältnisse des politischen Denkens, die Fahnennörter wie «Stalinismus» oder «Kalter Krieg» nur unzulänglich umschreiben, so dass man sich wieder gezwungen sieht, nach der Schuld im Verhalten Einzelner zu fahnden, die Struktur in ihrer Kritik zu erneuern. Schaurig war es, wie Harich und Janka im Jahr der grossen Wende sich als wahre Kommunisten zu erweisen suchten, indem sie einander der Lüge und des Verrates bezichtigten. Und noch schauriger, wie brave Bürger, die nie aus der Reihe getanzt, die noch auf den Montags-Demonstrationen der «Heldenstadt» Leipzig artig mitmarschiert waren, sich am unverständlichen Streit alter Genossen aus einer längst vergangenen Zeit ergötzen, den flotte Medien mundgerecht servierten: als Abgesang auf jenen Unrechtsstaat, den sie beide

doch verändern wollten, während neue Herren ihn vereinnahmten, nicht an Recht gebunden nach dem Gesetz der Macht. Warum konnte Janka nicht sachlich den Vorwurf entkräften, über Beziehungen zu Ulbricht sprechen, die seine Memoiren verschwiegen? Warum musste er stattdessen in seinem letzten Buch, *Die Unterwerfung*, Harich und Seghers auslöschen, sie selbst wie Unpersonen mit Verachtung strafen? Warum seine eigene Sprache zu einem hölzernen Rundumschlag verkümmern, der nur noch «Kreaturen, Denunzianten und Feiglinge» denunziert? Und warum Kunert in seiner Vorrede «die» Intellektuellen der DDR als «Kollaborateure des Unrechts» aburteilen, die sich ans «Fantasma eines besseren Deutschlands klammerten, ausharrend bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag, um die Chance zur Reform wahrzunehmen, gefangen in der Verblendung, von innen heraus Veränderungen zu bewirken³²⁶ – als ob er nie selbst zu den Blinden gehört hätte und als ob je sich etwas ändern könnte, wenn das bessere Sehen, Wissen und Handeln immer nur von aussen kommt?

Wozu dies Klammern an die Litanei vom unreformierbaren Sozialismus, als hätte er sich nicht 1989 wie 1956 in einer ganzen Reihe von Ländern auf dem kritischen Punkt realer Reformen befunden, in sich bewegt von Widersprüchen, die zur Sprengung überkommener Formen drängten. Auch hat der Anschluss des kleineren an das grössere Deutschland mit der höheren Arbeitsproduktivität ja gerade die bequeme Scheidung von innen und aussen aufgehoben und der Prozess der Vereinigung gelebte Gegensätze kenntlich gemacht, die wieder nach Reform schreien. Im Aufdecken eigener Mitverantwortung am Vergangenen einander über den nötigen Neubeginn zu verständigen, war der Gründungsgedanke des Kulturbundes. Dass Becher dieser Aufgabe unter dem Beschuss Kalter Krieger und dem wachsenden Druck einer Restalinisierung seiner Partei auswich, dass er die Erinnerungsarbeit auf moralisierende Schuldzuweisungen verkürzte, nahm ihm selbst die Sprache. Nun aber ward sie gar nicht mehr gestellt, indem man einen neuen Helden auf den Sockel abstürzender Denkmäler hob. Nun wurde Janka auf andere Art Opfer des Personenkults, erstarbte auch er in der kurzen Zeit seines Ruhms, stilisiert zum einzig aufrechten Kämpfer für Gerechtigkeit, der nur noch mit Schrecken wahrnehmen konnte, wie alles, wofür er gelebt und gelitten, zu nichts verfiel, dem Gelächter der Talk-Shows preisgegeben, der Freiheit, die keine Macht aufhält.

Also darf und muss man Jankas Memoiren, wie denen von Mayer

und anderen, misstrauen, ihren allzumenschlichen Drang nach Selbstbestätigung anerkennen,³²⁷ ihr Recht auf Irrtum wahren, um sie nicht zu Autoritäten zu erniedrigen, zu Lieferanten brauchbarer Zitate, sondern umgekehrt den lebendigen Impuls des Widerspruchs kritisch aufnehmen, dessen es immer aufs Neue gegen Unrecht und Unvermögen in der jeweils anderen Gestalt des Hier und Jetzt bedarf. Nach Jahren der Haft und des aufgezwungenen Schweigens ist Janka versucht, sich als reine Lichtgestalt vom Dunkel verdrängter Wahrheiten abzuheben. Wenn er berichtet, dass Anna Seghers ihn nach dem ersten Einmarsch der Sowjets bat, Lukács aus Ungarn herauszuholen, Lilly seinen Mut pries und Becher durch einen Westberliner Fahrer sogleich die Visa verschaffte, doch auf Ulbrichts Entscheidung hin die Aktion abbrach, dann erweist sich der zu allem bereite Partisan den feigen Genossen überlegen, die erst ihren Freund und später ihn selbst im Stich liessen.³²⁸ Stefan Heym nennt dagegen das ganze Unternehmen dilettantisch und erinnert seine Absage an polnische Journalisten, sich ihnen anzuschliessen: «Ohne mich – seht ihr denn nicht, dass ihr in Warschau eure Machthaber nur auswechseln könnt, wenn wir in Berlin stillehalten?»³²⁹ Mit dem gleichen realpolitischen Blick für das Machbare hat Becher nicht nur stillgehalten, hatte er auf seine Art mutig dem ZK widersprochen, als es die Schuld der Partei auf Lukács und den Petöfi-Klub abzuwälzen begann.

Auch im Fall Harichs konnte er nur auf die eingeforderten Beweise warten, während der Verlag an der ministeriell sanktionierten Linie festhielt. Zwar hat Becher, nach einer «Aussprache» mit Ulbricht, Gysi als «Berater» des *Sonntag* eingesetzt, doch bringt die Zeitung unter dessen Zensorschaft am zweiten Dezember einen Rundfunkvortrag, der vier Tage zuvor nicht gesendet werden durfte. Mayer sprach darin offen von einer Krise der deutschen Literatur, die in Ost und West hinter dem Reichtum der zwanziger Jahre zurückbleibe. Der junge Becher habe kühn nach neuen Formen gesucht, jetzt dominiere «rotangestrichene Gartenlaube». Noch immer tue man so, als hätten Kafka oder Joyce nie geschrieben. Die bedeutendsten Künstler, Thomas Mann, Brecht, «unter den Lebenden v.a. Becher», seien an allem Neugeschaffenen interessiert gewesen, nun führe mangelnde Auseinandersetzung zur Stagnation. Becher habe sich seit 1945 grosse Verdienste mit einem Kurs erworben, der trotz mancher Schiefheiten von Bilderstürmerei weit entfernt gewesen sei, dennoch gäbe es genügend patentierte Besserwisser, bedürfe es einer schöpfe-

rischen Anstrengung des Begriffs, um nicht bei «realistisch, typisch, positiv, optimistisch und dergleichen» stehenzubleiben.³³⁰

Das sind keine Schmeicheleien, um in Bechers Rücken Kafka einzuschmuggeln. Er selbst hatte bereits 1955 auf dem 3. Kongress des Verbandes Bildender Künstler an die kreative Atmosphäre im Expressionismus erinnert, als Maler und Literaten ganz selbstverständlich miteinander debattierten. Tage und Nächte habe er mit Meidner über Bruegelsche Landschaften, mit Oppenheimer über den Unterschied der Kreuzabnahme bei Grünewald und Greco gestritten. Wenn er heute Studenten danach frage, würden sie ihn nur verständnislos ansehen. Da sei etwas verlorengegangen. Auch müsste man die Differenz des Schönen und Wahren untersuchen, gehöre die Anstrengung des Begriffs zum Schöpfertum.³³¹ Im *Poetischen Prinzip* schliesslich nahm er seine eigene «Korrektur-Ideologie», sein vormaliges Bestreben, ältere Texte zu überarbeiten, statt neue zu schreiben, als Selbstverleugnung zurück. Aufgefordert, expressionistische Gedichte für eine Anthologie zu sichten, habe er entdeckt, wie frisch und lebendig die Originale waren.³³² Was er dann von Benn, dem Herausgeber der Sammlung, als der anderen Möglichkeit seiner selbst schrieb – dass er nur ein gemütlicher Sänger der Sintflut gewesen sei, der die Tragik des Jahrhunderts verniedliche, mit seinen Zynismen jonglierend kokettiere –, blieb an der Oberfläche. Zeigte jedoch, wie aufmerksam er die letzte Neuerscheinung des anderen, sein *Après lude*, zur Kenntnis nahm, und hätte der Anfang einer ernsthaften Auseinandersetzung mit einem Lyriker sein können, der im Osten als Nazi-Kollaborateur verdammt und im Westen als innerer Emigrant ebenso unkritisch gefeiert wurde. Zumal Becher unmittelbar anschliessend die Stalin-Formel vom Ingenieur der menschlichen Seele ad absurdum führte.³³³

Das waren Ansätze einer Veränderung, die sich in den drei vorhergehenden Bänden seiner *Bemühungen* abzuzeichnen begann, dem Versuch, «das Poetische» gegen östliche Normierung in Ämtern und westliche Beliebigkeit am Markt zu verteidigen. Andere konnten sich nun auf sie berufen, mit ihnen arbeiten, sie über ihre Halbheit hinaus treiben. Doch keiner tat dergleichen. Die Reflexionen wurden ignoriert, gerade ihrer Offenheit, ihrer aphoristischen Brechung wegen selbst im Berliner DSV abgelehnt³³⁴ – obgleich sie den dogmatischen Anspruch des System gewordenen Marxismus auf absolute, von der Partei zu verwaltende Wahrheiten auflösten in ein Geflecht aufeinander verweisender Beobachtungen. An Stelle stalinistischer Auslegung und Verknüpfung von Klassiker-Zitaten bot sich ein bewegliches

Denken in Widersprüchen dar, das die totalitäre Behauptung einer monologisch geschlossenen Einheit (z) ersetzt durch eine immanent mehrdeutige, in sich dialogisch verbundene und nach aussen hin zum Einspruch einladende Ganzheit. Freilich nur tendenziell, von peinlich autoritären Ergüssen der Becherschen Meinung, von Sedimenten seiner kleinbürgerlichen Erziehung und ausgestellter Parteitreu überlagert, weniger hart gebrochen durch die Perspektive anderen Erlebens und oft sentimental verklärt. Dennoch war die kritische Methode, die den Einzelnen im Bewusstsein seiner Gebundenheit für andere Sichten öffnet, bei Becher vorgebildet, haben sie weder Kunert noch Janka erschlossen. Nur Müller griff das Angebot, in Brechtscher Manier, auf. Und Mayer drang seit der zweiten Kritikerkonferenz 1956 mit Becher auf eine Aneignung des Erbes der Moderne, während sein Gestaltungsprinzip des Dialogs, des permanenten Perspektivwechsels in einer plural erlebten Welt am weitestgehenden im Exposé einer Verfilmung der *Winterschlacht* versucht wurde, das Fühmann leider aufgab.³³⁵

Die Verhältnisse waren in Bewegung geraten; durch Polen und Ungarn sprunghaft beschleunigt, drohten sie sich der Kontrolle und Steuerung durch eine Zentrale zu entziehen, an der Ulbricht und Chruschtschow festhielten, weil sie meinten, «ihre» Gesellschaften gerade jetzt durch perfekte Planung in hocheffiziente Wirtschaftsmechanismen verwandeln zu können. Stalin war für sie ein Psychopath, unter dem sie selbst um ihr Leben bangen mussten. Seine Opfer ein bedauerlicher Betriebsunfall, den es zu vermeiden, aber nicht lang und breit zu besprechen gilt – genau wie Adenauer über Hitler dachte. Alle drei wollten und konnten sie keinen Zusammenhang zwischen den ausserordentlichen Verbrechen und ihrem eigenen technokratischen Ordnungsdenken wahrnehmen. Becher und Brecht verlangten dagegen nach einer Produktivität, die nicht aus der Verwaltung von Zwängen erwächst, die in lustvoller Selbstbestätigung kollektiv ausgebildeter Vermögen, im Genuss überschüssiger Kräfte ihren zwecklosen Zweck hat, in glückhafter Bejahung aller Sinne ihren Sinn.³³⁶ Die kapitalistische Produktionsweise sahen beide, mit Marx, diesen Überschuss erzeugen und zugleich in Warenform anarchisch selbst zerstören. Deshalb waren sie für die Planung der gesellschaftlichen Produktion durch eine Partei, die das technisch Mögliche mit den Lebensbedürfnissen der grossen Mehrheit verbindet. Wozu es staatlicher Macht bedarf, die den alten, einst legitimen Zwang der bislang Herrschenden mit neuen Zwängen brechen muss, auf Dauer aber nur in ei-

ner Führung bestehen kann, die durch Leistungen überzeugt und eigene Gesetze aufstellt, an die sie selbst sich bindet. Diese Idealvorstellung von einer synthetisierenden Kraft lag allen ZK-Reden Bechers zugrunde, deren Fakten jedoch nur immer wieder bewiesen, dass im realen Parteiapparat noch das ungebrochene Selbstverständnis herrschte, es genüge, den guten Willen eines bestinformierten Politbüros einheitlich und geschlossen per Auftrag durchzusetzen, sich der Massenorganisationen als ihrer Transmissionsriemen zu bedienen und gleichsam mit einem einzigen Knopfdruck die riesige Maschinerie des Landes in Gang zu setzen.

Gesellschaften können so eine Weile funktionieren, aber nicht leben, sich nicht regenerieren. Wie das Kapital durch ökonomische Krisen daran erinnert wird, dass sein Fortschrittsglaube eine Ideologie ist, so die Partei, die den Staat als ihren Betrieb betrachtet, durch politische. Tatsächlich standen die Massen 1956 hinter Ulbricht, oder waren sie vielmehr durch eine verbesserte Wirtschaftslage seit drei Jahren ruhiggestellt. Auch hatte der stalinistische Terror in der DDR ein wesentlich geringeres Ausmass als in den anderen Ostblockstaaten. Umso schärfer reagierte Ulbricht auf die Unruhe der Intellektuellen, die Erhardt noch ein Jahrzehnt später «Pinscher» nannte, dass sie ihr Maul halten und sich nicht einmischen in die hohe Politik.

Janka zufolge durchsuchte die Staatssicherheit in der Nacht zum 6. Dezember sein Verlagsbüro. Sofort habe er Becher Bericht erstattet, der nach längerem Schweigen meinte, er werde mit Ulbricht sprechen oder Wollweber. Eine Anzeige nütze nichts, die Leute könnten machen, was sie wollen, ihn interessiere, «was dahintersteckt». Im Verlag habe die Mutter Harichs gewartet, die der Minister abwies, danach sei Bredel gekommen, habe Bloch am Telefon die Nerven verloren, Kurt Stern vom Streit im DSV um eine Ungarn-Resolution berichtet und beim Mittag Anna Seghers gebeten, mit ihr für Harich bei Puschkin vorzusprechen. Wieder im Verlag, ersuchten ihn Mitarbeiter, ein paar Tage zu verschwinden, fuhr er in die Psychiatrie, wohin die Stasi den Nachtpförtner gebracht hatte, und weiter zur Weigel. Er solle die Arbeit niederlegen, weil Brecht zuletzt riet, bei erneutem Terror der Bürokratie müsse man die Arbeiter in den Streik führen. Das sei nur für Grossbetriebe sinnvoll, entgegnet Janka, und das Dilemma der Intellektuellen ihre Isolierung von den Arbeitern. Zum drittenmal zurückgekehrt, habe Bechers Westberliner Fahrer sich nach dem Fortgang der Hamburger Filiale erkundigt, bis zwei Männer in

Ledermänteln mit einem Haftbefehl aufgetaucht seien, die der Minister, von Janka zu kommen gebeten, am Telefon fragen liess, ob die Herren Bedenken gegen sein Erscheinen hätten. Die wiesen auf Pistolen in ihren Manteltaschen und führten den Leiter des Verlages durch das schweigende Spalier seiner Angestellten auf die Strasse hinab.³³⁷

Wieder zeigen sich ein Feigling und ein Held, und wieder werfen die Rollen Fragen auf: Warum der mutige Mann nicht auf seinem Posten blieb, als er den Pförtner schon am Abend zuvor in angstvoller Erwartung der angekündigten Durchsucher traf? Und warum er selbst die einzige sich ihm bietende Chance einer Intervention für Harich ausschlug? Es geht um kein nachträgliches Besserwissen, vielmehr verdeutlichen die Fragen, wie schwierig die wirklichen Verhältnisse, wie beschränkt die real gelebten Spielräume mit ihren verinnerlichten Tabus selbst für einen Menschen waren, der sich später seinen Richtern nicht unterwarf. Merkwürdig auch der Widerspruch zur vorhergehenden Behauptung, Ulbricht habe den Filialplan bereits 1954 untersagt. Ende November hielt sich Harich vier Tage in Hamburg auf, wo er mit einem möglichen Filialleiter und mit Augstein vom *Spiegel* sprach. Hatte Becher ihn mit alledem beauftragt, kam sein Fahrer, um Janka eine Flucht zu ermöglichen?

Nach dessen Verhaftung soll er sich mit namhaften Schriftstellern bis zur Bewusstlosigkeit betrunken und tags darauf aus Furcht vor Repressalien Rat bei einflussreichen Persönlichkeiten erbeten haben. Da ihm aber niemand helfen konnte, sei er, «wie oft zuvor, ins Krankenbett am Scharmützelsee» geflohen.³³⁸ Schirdewan bestätigt, dass Becher verzweifelt zu ihm kam, nachdem Ulbricht ihn rausgefeuert hatte, weil er für Janka intervenierte. Mit einer Flasche Wodka habe er dagesessen, weich und hilflos, klagend, er wolle in die Sowjetunion emigrieren. «Ich sage: ,Bleib hier, halte hier aus, und arbeite mit, dass wir's besser machens Er fühlte sich schon als mein Verbündeter.»³³⁹ Als hätte er je etwas anderes getan, denn auszuhalten. Doch ist mit einem Mal alles umsonst, als könne es nie besser werden durch noch so ausdauernde Mitarbeit. Wodurch aber dann?

Der Verbündete schlug im Politbüro vor, Harich und Janka anzuhören, da der stellvertretende Generalstaatsanwalt, Bruno Haid, ihm mitgeteilt hatte, dass man den Verleger nicht länger festhalten dürfe, der nur diskutiert und gegen keine Gesetze verstossen habe. Aber die Führung bekommt nicht die Beschuldigten selbst zu sehen, nur deren Akten: ausgebreitet auf einem langen Tisch, an dem sie einander vor-

beisoboben, ohne einen Satz zu erfassen. So habe Stalin seine Todeslisten unterzeichnen lassen. «Es hat sich keiner erhoben, konnte auch keiner sich erheben, eine irrsinnige Situation. Selbst in höchster Spitze», bezeugt Schirdewan.³⁴⁰ Konnten sie tatsächlich nicht nein sagen, sich der Farce verweigern, wie Haid? Was hinderte ihn stehen zu bleiben, keinen Schritt weiterzugehen, ohne sich ein eigenes Bild verschafft zu haben? War er, der KZ und Steinbruch überlebt, der andere in tiefster Not zu retten geholfen hat, denn jetzt ganz oben feig geworden? Und wiederum: So absurd unglaublich diese ferne Geschichte erscheint, gleicht sie nicht einem massenhaft gegenwärtigen Umgang mit Akten, der auf ebenso unkritische Weise nicht mehr das Leben, wohl aber die berufliche Existenz Zehntausender vernichtet?

Durch Harichs Kontaktaufnahme zum Ostbüro war die Beweis- und Gesetzeslage so eindeutig, dass Becher und Schirdewan keine Möglichkeit einer Verteidigung blieb. Für Janka konnten sie hoffen, das Untersuchungsverfahren werde seine Unschuld erweisen. Lilly sandte den Kindern Weihnachtsgeschenke und seiner Frau eine Azalee, die blühen möge, bis das Unglück wieder vorbei sei.³⁴¹ Den Kopf hochhalten und nicht vergessen, «dass ich Ihr Freund bin», habe sie Charlotte Janka im Januar 1957 noch einmal aufmunternd zugerufen. So steht es in einem Bericht des MfS über – Becher, dem man eine «überhebliche Art» vorwirft, weil er 1952 kaum zu Parteiversammlungen kam, sich von seinem Fahrer Wein aus dem Westsektor holen liess und 1953 zu «Kammersänger M...» abschätzig über Hotels in der Sowjetunion sprach. Aus weiteren Berichten sei ersichtlich, dass zwischen ihm und Janka eine «teilweise gute» Verbindung bestand und sie nach Harichs Verhaftung eine längere Unterredung führten. Janka hat den Text, ohne Kommentar, seiner *Unterwerfung* eingefügt. Es gibt oder gab sie also, die Berichte über den schwankenden Genossen. Dennoch erklärt die Gauck-Behörde, er tauche in ihren Aktenreihen nirgends auf, ausser in zwei NS-Listen.³⁴²

Zur gleichen Zeit, Mitte Januar, unterzieht der Minister sich einer länger geplanten Prostata-Operation. Dies «Flucht in die Krankheit» zu nennen ist eine arge Vereinfachung, und zu Recht warf er dem *Tagesspiegel*, der sie hämisch verbreitete, auf einer Pressekonferenz Ende Februar vor, ihn fahrlässig zu verleumden, statt sachlich zu informieren. Er zog sich nicht zurück ins private Krankenlager, sondern floh wieder nach vorn, in den öffentlichen Clinch, seine inneren Zweifel mit demonstrativer Klarheit betäubend. Nach Lukács gefragt, er-

klärt er, ihn noch immer als den bedeutendsten Literaturhistoriker anzusehen, mit dem er engstens befreundet sei, dessen politische Konzeption er jedoch zu wenig kenne, um ein verantwortliches Urteil darüber zu fällen. Im Fall Harich wolle er dem Gericht nicht vorgreifen, sei jedoch überrascht vom Infantilismus des Hochbegabten. Wer ein Erneuerungsprogramm der Partei vorlege, werde nicht verhaftet, wenn er aber «fanatische Gegner» mitarbeiten lasse und eine Verbreitung in Flugblättern organisiere, würde ein Staat sich aufgeben, der dem nur zuschauen. Dabei unterschied Becher ausdrücklich zwischen Führern der SPD, wie Wehner oder Schmid, und dem Ostbüro. Kritik sei nötig, doch dürfe sie nicht Kräfte entbinden, die das ganze System in Frage stellten. Diese «realistische Vernünftigkeit», die Fehler aufhebe, aber feindlichen Strömungen keine Gelegenheit gebe, sie auszunutzen, halte er für das ausserordentlich Positive seiner Partei.³⁴³

Inzwischen hatte die 30. ZK-Tagung eine Wende zum «Kampf gegen den Revisionismus» eingeleitet, der, wie Gysi im *Sonntag* schrieb, unter Umständen gefährlicher sei als der Dogmatismus.³⁴⁴ Ulbricht referierte über den «Operationsplan der konterrevolutionären Gruppe Harich», die nach dem Muster des Petöfi-Kreises bei Fragen der Vergangenheit angesetzt hätte, um NATO-Plänen entsprechend die DDR zu unterminieren, beschuldigte die Universitäten der Predigt bürgerlicher Auffassungen und speziell Bloch einer Verherrlichung des Hegelschen Systems.³⁴⁵ Bredel forderte von der Akademie der Künste, aus ihrer Exklusivität herauszutreten, und warf dem Kulturbund vor, dass er die «konterrevolutionären Treibereien» in seinem Club, Verlag und der Wochenzeitung nicht erkannt habe.³⁴⁶

Becher hat die Tagung, ebenso wie eine Delegiertenkonferenz des DSV, die kurz darauf mit Mayer abrechnet, vom Krankenbett aus verfolgt. Jetzt konnte er sehen, «was dahintersteckt», welche Taktik Ulbricht mit der Verhaftung Jankas einschlug: Die Konstruktion eines zweiten Petöfi-Klubs sollte die Aufarbeitung der eigenen Herkunft verhindern, jene geistige Erneuerung, die der Kulturbund ursprünglich als Grundlage einer wirklichen Demokratie dem Verdrängen von Verantwortung, der Verdinglichung im allein technischen Aufbau entgegengesetzt hatte. Wobei der Erste Sekretär die Alternative wohl nie begriff, da dem pragmatischen Politiker nur daran gelegen war, sich die bestehende Ordnung nicht von ein paar Intellektuellen zerreden zu lassen.

Als deren Fürsprecher, langjähriger Präsident der Akademie und

des Bundes sowie «überheblicher» Minister für Kultur, der sich den Anordnungen und Versammlungen des Parteiapparates entzog, wo immer es nur ging, war Becher nach der Logik des Systems der Hauptschuldige einer drohenden Konterrevolution, dessen Entlarung nun bevorstand. Bereits nach Jankas Verhaftung hatte er vom 12. Dezember bis zum 7. Januar sukzessive die Stalin-Passagen aus dem *Poetischen Prinzip* erst korrigiert, dann gekürzt und schliesslich gestrichen. Vor diesem Kontext wird die Pressekonferenz zur doppelten Verteidigung gegen den gleichen Vorwurf politischer Scharfmacher im Westen und der Partei, er drücke sich nur um eine eindeutige Stellungnahme. So scheint er in Konzessionen an beide Seiten seine Rettung zu suchen: Mit einem Bekenntnis zu Lukács, den das ZK als Revisionisten für die Aufweichung Ungarns und der DDR verantwortlich macht, sowie mit der Einschränkung von Kritik auf Systemkonformität. In beidem aber blieb er sich selbst treu: Lukács war er ein halbes Leben lang verbunden, ohne dessen Anschauungen vollends zu teilen. Und dass man achten sollte, nicht durch einfache Entgegensetzung von einem Fehler in den anderen zu verfallen, dass jegliche Kritik Masse und Werte anerkennen, Proportionen wahren muss, wenn sie ihren Gegenstand verändern und nicht nur sich selbst gefallen will, hat Becher als die Lehre seiner masslos sich selbst verzehrenden, zwischen Extremen oft pendelnden Existenz verstanden.

Eine klassisch bürgerliche Lehre, dem Grundgedanken des Hegelschen Systems verwandt, dass der «absolute Geist» seine Freiheit nicht in traumhafter Unabhängigkeit von der verwünschten, in Wort und Tat zerschlagenen Welt finden kann, sondern umgekehrt in der Anerkennung ihrer Grenzen, ihrer Bestimmtheiten, sich selbst bestimmt, um das objektiv Mögliche mit der Kraft einer entwickelten, an Wissen und Erfahrung reichen Subjektivität zu verwirklichen. Ebenso hatten Lukács und Bloch gedacht, die ihre Schüler das Bestehende als ein Werdendes, ein sich notwendig Veränderndes zu begreifen lehrten. Mit Hegel umfasste Vernunft für sie die Spannung von Affirmation und Rebellion, das konservative Verlangen nach Bewahrung alles Grossen der Herrschaftskultur als gesteigerter Form menschlicher Ausdruckskraft und ein revolutionäres Aufbegehren gegen die erdrückende Last starrer Konvention. Vielleicht war das doch eine sehr «deutsche» Vorstellungsweise, ein Erbe der hierzulande immer wieder gescheiterten, ins Reflexive abgebrochenen Revolution des Bürgertums, das auch die Einheitspartei tiefer geprägt hatte, als

sie sich je bewusst wurde, und Intellektuelle ohne Mitgliedsbuch ihrem Wirken mehr verband denn dienstfertige Funktionäre? Dann hat aber nicht nur taktisch-ängstliche Rücksicht, sondern tatsächlich eine Art realistischer Vernünftigkeit in ihrer dreiundvierzigjährigen Geschichte zu einem Mehr an Kontinuität und Wandel als in anderen Staaten Osteuropas geführt, das entscheidend zur unblutigen, sozial ausgewogeneren und politisch beschleunigten Systemtransformation der Ex-DDR beitrug. Freilich mit dem Stigma der erneuten Kanalisierung aufbegehrender Energien.

Auch 1957 gelang es Ulbricht, einen überfälligen, aber im Herzen Europas gefährlichen Aufstand mit der Verheissung ökonomischen Aufschwungs und personellen Korrekturen abzuwenden. So wurden auf der 30. Tagung Abusch, Dahlem und Jendretzky wieder ins ZK aufgenommen. Merker wäre der nächste gewesen, doch Harich hatte schon ihre Begegnung im Hause Jankas eingestanden. Wochenlang überwacht, konnte er seine Kontakte zum Ostbüro und wohl auch das Treffen in Kleinmachnow nicht leugnen. Aber nicht nur aus Angst vor einer möglichen Todesstrafe, die er sich nach der Enthüllung Stalinscher Prozesse ausmalen mochte, gestand der Bürgersohn, was man ihm vorwarf: Um sein Konzept eine Gruppe zum Sturz der Partei- und Staatsführung geschart zu haben, und von Janka, Lukács, Bloch und Brecht ermutigt worden zu sein. Da schwang noch der Stolz eines geistigen Aufrührers mit, der sich zugleich reumütig als verführtes Opfer darstellte, um sein Strafmass zu mildern. Hochbegabt und infantil – Bechers Bemerkung traf das Problem: ein hilflos vereinzelter Intellektueller. Weil Janka, der Arbeitersohn mit der Erfahrung ganz anderer Verhöre, beharrlich abtritt, je etwas anderes getan zu haben, als über Ideen für einen Aufsatz zu diskutieren, liess Ulbricht die Verfahren trennen und im März den Prozess gegen Harich eröffnen.

Der brillierte, wie vom Katheder herab, mit einem phänomenalen Gedächtnis, gab detailliert Auskunft über das Vorhaben, im Fall einer Ablehnung durch die *Einheit* sein Konzept zu hektografieren und an alle Mitglieder des ZK sowie Erste Sekretäre der Bezirks- und Kreisleitungen zu versenden, um eine Diskussion zu erzwingen. Einig sei man sich gewesen, dass Ulbricht abtreten müsse, auch Grotewohl und Schirdewan, die Justizministerin Benjamin und Generalstaatsanwalt Melsheimer, der die Anklage führte, sowie das MfS aufzulösen sei, – dem er zuletzt in Bucharinscher Sklavensprache dankt, es habe ihn durch sein rechtzeitiges Eingreifen vor noch Schlimmerem be-

wahrt. Er log nicht, belastete aber die anderen durch seine Wahrheiten derart, dass Just und Zöger, die ihn entlasten wollten, von der Zeugenbank weg verhaftet wurden. Dagegen musste Janka in dem Masse, wie er auf seiner Variante bestand, sich selbst als Schwindler erweisen, da er allein den entscheidenden Aussagen sämtlicher Angeklagten widersprach. Nicht bloss, weil Harich und Merker, unter Androhung einer erneuten Bestrafung, im zweiten Prozess als Kronzeugen auftraten, sein eigenes Leugnen allseits eingestandener Personaldebatten und der Absicht, das Konzept mehr oder minder illegal zu verbreiten, verstärkte den Schein einer Verschwörung.

Nachgewiesen wurde ihnen nur, dass sie taten, was Ulbricht einst Herrnstadt und Zaisser vorwarf: eine Fraktion innerhalb der Partei mit einer eigenen Plattform zu bilden. Dafür konnte man laut Statut ausgeschlossen, aber nicht nach Artikel 6 der Verfassung wegen «Boykotthetze» strafrechtlich verfolgt werden. Schon die 10 Jahre Haft für Harich waren unangemessen, da er weder Staatsgeheimnisse verraten, noch eine praktische Aktion mit der SPD-«Agentur» vereinbart hatte. Hertwig, ein Mitarbeiter der Philosophiezeitschrift, erhielt zwei Jahre, weil er das Papier kannte und den Ökonomen Steinberger zur Präzisierung heranzog. Der war erst 1955 als vermeintlicher Verbindungsmann zu Field aus einem sibirischen Straflager zurückgekehrt und bestand auf einer konspirativen Tarnung der Kontakte. Allein dafür bekam er erneut vier Jahre. Auch die anderen waren sich der Brisanz ihres Unternehmens bewusst. So meinte Zöger auf der Fahrt zu Merker, er komme sich vor, «wie bei einem roten 20. Juli».³⁴⁷ Harich hatte den Nebensatz nicht vergessen, der die ausserordentliche Bedeutung des an sich harmlosen Vorgangs anzeigt. Es war schon der Versuch eines intellektuellen Attentats, das mit exemplarischer Härte bestraft wurde. Der als Beweis zugelassene Vergleich offenbarte jedoch nicht nur das Selbstverständnis der Angeklagten, sondern bezeichnete indirekt auch ihr «Opfer» als roten Hitler. Für diese Kehrseite war das Gericht blind, das ohne Zweifel am eigenen Tun seine Urteile mit dem Parteiapparat festlegte, da es sich als ein Organ bewusster Klassenjustiz, als ein Machtinstrument der «Diktatur des Proletariats» verstand, von der Ulbricht seit Ungarn wieder offen sprach. Darin bestand die tiefere Verunsicherung, die von der Gruppe für den leninistischen Staatsaufbau aus ging: Dass sich innerhalb der Partei eine konspirativ vernetzte Avantgarde bilden könnte, die wie unter Lenin und Trotzki ihre Ideen am herrschenden Apparat vorbei in die Massen hineinträgt.

Hatte nicht auch Renn im *Sonntag* gefordert, sich fest hinter die Regierung zu stellen und mit ihr bereit zu sein, alle Versuche, den inneren Frieden zu stören, sofort und mit allen Mitteln zu verhindern? Weil sie die Regierung mit ihren Justiz- und Sicherheitsorganen in einem Augenblick der Schwäche auf bolschewistische Art in Frage stellten, wurden Zöger, Wolf – ein Rundfunkredakteur, der nur Steinberger und Harich kannte –, Just und Janka im Juli zu zweieinhalb, dreieinhalb, vier und fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilt.

Das Ganze war ein Akt der Selbstverteidigung insouveräner Apparate und deren Exponenten, so unvernünftig und politisch geschickt wie das Verbot der KPD, einer sich selbst ins Abseits manövrierenden Splitterpartei, im Westen. Es bedurfte nicht eines Parteiauftrages für das Bundesverfassungsgericht, dessen Richter in der Mehrzahl als selbstverständlich konservative Staatsbeamte den Werten der CDU verbunden und daher ebensowenig unvoreingenommen waren wie ihre Vorgänger in der Weimarer Republik. Adenauer und Ulbricht zeigten sich als hart durchgreifende Garanten einer stabilen Ordnung. Dass sie dabei einander Wasser auf ihre Propagandamühlen gossen, störte sie nicht, denn beide zogen berechenbare Machtgeschäfte in Teilstaaten einer ungewissen Vereinigung vor. Und obwohl sie Demokratie und Gerechtigkeit verhöhnzten, gab der Erfolg ihnen Recht: Errang der eine 1957 die absolute Mehrheit im Bundestag und brachte der andere die Kommunalwahlen mit den schon gewohnten, aber nach Polen und Ungarn eben nicht mehr zu erwartenden, 99 Prozent hinter sich.

Becher sah den Zusammenhang immer deutlicher. Noch bevor Erika Mann ihn eindringlich bitten konnte, für Janka einzutreten, war er zu Ulbricht und Schirdewan gegangen. Dann kam die Operation und, in seiner Abwesenheit, der erste Angriff auf den Kulturbund als Hort der Konterrevolution. Inzwischen schrieben Laxness an Pieck, Suhrkamp, Fischer, Rowohlt, von Guenther, Hesse und Katia Mann an Grotewohl, letztere gar an Chrustschow. Die Vorsitzenden der SED schwiegen, der Mann im Kreml liess ausrichten, er könne sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines souveränen Staates einmischen. In Wirklichkeit hatte Puschkin längst gegen Harich entschieden und war bei jedem Verhör Jankas ein Sowjetvertreter zugegen. Auch wenn das Gespräch mit dem Botschafter in der Verhandlung so wenig erwähnt werden durfte wie die Frage der Wiedervereinigung, muss Becher spätestens durch Anna Seghers davon erfahren haben.

Damit aber war klar, dass hier Opfer für ein politisches Schachspiel ausstaffiert wurden, das ihn selbst matt setzen sollte.

Wieder flieht er nach vorn: Als Hermann Kesten in der *Süddeutschen* erklärt, noch immer würden in der DDR Autoren ins Gefängnis geworfen, weil sie anderer Meinung seien als ihre Regierung, schreibt ihm Becher Anfang Juni, er möge Namen nennen, damit er die Verfolgungen verfolgen könne. Harich etwa sei nicht als Autor angeklagt, sondern rechtens wegen Vergehen gegen die Verfassung verurteilt worden.³⁴⁸ Kesten antwortet einen Monat darauf mit einer Liste, die er seiner aggressiven Menschenfreundlichkeit empfehle: die sieben Angeklagten um Harich und Janka sowie sechs Journalisten umfassend. Und mit einer Strafpredigt: Ob es nicht an der Zeit sei, die «omniböse Kunstdiktatur über die deutsche Literatur» in der DDR zu beenden? Überall gebe es Missbräuche, doch erreichten Korruption und Vergewaltigung des Geistes in Diktatorländern ein unvorstellbares Ausmass. Die russische Revolution habe viele historische Missbräuche beendet, auch die DDR gewisse soziale Verdienste – allein der Preis sei kein Ende der Greuel, Unterernährung und Überbewaffnung, Superbürokratie und Supernationalismus, «des Neokolonialismus in Europa und Asien und der sittenlosen Barbarei». Schmachvoller als im Faschismus, weil «Sie im Namen der Freiheit unterdrücken», in einem «System blutiger Chiliasten und menschenopfernder Menschheitserlöser». Dennoch hoffe er, dass Becher einmal der Stimme der Menschlichkeit folgen werde. Er selbst habe bei verfolgten Kommunisten immer deren Partei vergessen, habe als literarischer Leiter des ersten antinazistischen deutschen Verlags in Amsterdam, Allert de Lange, auch Brecht, Kisch, Plievier und ein Buch Bechers gedruckt. Er habe manches Verdienst um seine berühmten Kollegen, habe die Seghers 1927 entdeckt, Weiskopf das Radfahren beigebracht und würde sich, wenn Becher ins Exil gehen müsste, aufrichtig um ihn bemühen. Gern würde er auch dessen Erinnerungen noch einmal lesen, ein «recht hübsches Buch», das er verlegt habe, aber nicht wiederfinden könne. Wozu sei ein Autor Minister, wenn er nicht helfe, gefangene Autoren in seinem Land zu befreien?³⁴⁹

Die *Süddeutsche* hat, ohne nachzufragen, beide Texte Ende Juli veröffentlicht. Das war wenig fair, wie Becher in einer Entgegnung bemerkt. Auch so lässt sich Politik betreiben, durch Proportionierung von Information und Trommeln mit immer gleichen Schlagwörtern. Womit Kesten tatsächlich das Mass seiner eigenen Arbeiten, ihr Sprachniveau aufgab. Korrekt meldet der Minister, dass ein Teil der

Journalisten bereits entlassen und die anderen nicht wegen einer Meinungsäusserung, sondern aufgrund ihrer Verbindungen zum Ostbüro und der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit inhaftiert wurden. Beide Organisationen verstanden sich als Gegner, ja Feinde der DDR, die sie mit illegalen Mitteln bis hin zu gezielter Sabotage bekämpften. Wer Kontakt zu ihnen aufnahm, wusste um die Folgen, wie auch jeder Bundesbürger, der sich als «Kundschafter des Friedens» werben liess, damit zu rechnen hatte, dass ihn der Staat der Rüstungskonjunkteure nach Recht und Gesetz verurteilen würde – und selbst nach der «christlichen» Vereinigung noch immer zu acht bis zwölf Jahren Haft verurteilt.

Problematischer war, dass Becher den anderen, Janka, Just und Zöger, die Qualität von Autoren absprach und behauptete, auch sie hätten Verbrechen begangen, die laut Verfassung strafbar seien. Indem er Kesten unterstellte, all dies aus Hass gegen die DDR nicht sehen zu wollen, die dennoch ganz Deutschland wandeln werde, fiel der Scheinüberlegene selbst in die Blind- und Dummheit zurück, die er seinem Herausforderer vorwarf.³⁵⁰ Der hatte es leicht zu antworten, nicht die Existenz der DDR störe ihn, sondern das in ihr geschehende Unrecht. Mit dem er schnell fertig wird, da halt in Diktaturen jede Wahrheit, Menschenliebe und -würde ein Verbrechen sei, wenn sie der Regierung nicht behage. So bleibt ihm nur das Urteil zu verkünden: Becher ist «ein reaktionärer Diktaturbeamter» und er selbst «ein Revolutionär», der mit reinem Gewissen allein der Wahrheit folge. So einfach sind die Dinge, in schwarz und weiss geteilt. Wobei ein Diktatorschriftsteller sich auch maskieren könne, selbst schon auf der Flucht, wie Kantorowicz, der soeben in den Westen ging und masslos Kritik am Osten übe. Wann werde Becher kommen, um ihn zu überbieten?³⁵¹

Es stimmt: Euphorische Parteigänger einer Diktatur verwandeln sich nicht selten in ihre schärfsten Kritiker, unmässige Hoffnung schlägt in rasende Wut um, enttäuschte Liebe in Hass. Kesten verweist auf Koestler. Dessen Umweg hatte er nicht nötig. Doch wem half seine unabhängige Wahrheit? Das Unrecht kümmert es nicht, dass ein Revolutionär es lautstark angeprangert, und noch weniger, dass ein Diktaturbeamter, der seine Forderung nach Hilfe nicht erhört, sich als Unmensch erweist. Kann es also nur von aussen, nur mit Gewalt zerschlagen werden? Wie Stalin es mit Hitler tat und Koestler gegen Stalin forderte? Dann wäre Unabhängigkeit zu wenig. In der Tat stehen die Verdienste,

die er sich selbst anrechnet, in groteskem Missverhältnis zu den aufgezählten Verbrechen: Einen Kommunisten Radfahren zu lehren und ein paar hübsche Bücher zu drucken, wenn das schon Zeichen einer besonderen Humanität sind, wieviel mehr muss dann Bechers Sorge für Heinrich Mann im Exil und für Hauptmann und Fallada in den Nachkriegswirren wiegen, sein Eintreten für das bürgerliche Kulturerbe seit dem Pariser Kongress. Übrigens hat Kesten nie ein Buch von Becher verlegt. Vielleicht wollte er den *Abschied* bringen, aber er tat es nicht. Der Wahrheitsprediger belügt sich selbst, mit reinem Gewissen. Wie er denn auch schwieg, als Becher des Hochverrats angeklagt und Buchhändler mit Zuchthaus belegt wurden, weil sie die Warnung vor einem modernen Gaskrieg vertrieben. Und erhob er seine Stimme, als sich das Szenario einer technischen Barbarei in Korea verwirklichte? Als die USA jedes Verlangen nach nationaler Unabhängigkeit im Namen der Freiheit mit neokolonialer Macht erstickten und die Bewaffnung der Bundesrepublik das Land endgültig zerriss? Die Ohnmacht, all diesen Fremdentscheidungen über den Rahmen der eigenen Lebensverhältnisse ausgesetzt zu sein, treibt sie den Intellektuellen nicht, alles Unrecht der Welt den «kommunistischen Diktaturen» aufzulasten, die seit Stalins Tod langsam, widersprüchlich, aber doch sichtbar nach äusserer Entspannung und inneren Reformen strebten?

Die einfache Entgegensetzung von Freiheit und Diktatur verdeckt die Schwierigkeit wirklicher Versuche, Unrecht ohne Gewalt, ohne erneute Vernichtung Andersdenkender aufzuheben, Freiräume im Bestehenden zu erweitern, mithin Bechers Bemühen, gerade die ominöse Kunstdiktatur in der DDR zu beenden. Selbstgerecht fällt die Moral ihre diktatorischen Urteile, ordnet Menschen wie Dinge nach ihrem Schema und hat in Wirklichkeit nichts verändert. Musste nicht, streng moralisch oder mit Brechts Kriterium der Sittlichkeit betrachtet, der Minister sich von den Angeklagten verraten fühlen, die alles, was Kulturbund und Akademie in Bewegung gebracht hatten, leichtfertig aufs Spiel setzten?

Harichs Abenteuerertum nahm ihm und anderen die Möglichkeit einer sachlichen Debatte. Was umso sträflicher war, als sein X Konzept tiefgreifende Änderungen der Parteipolitik vorschlug: Grundsätzlich ging er von Leninschen Normen, einschliesslich des «demokratischen Zentralismus» und dem Prinzip «eiserner Disziplin» bei der Durchsetzung mehrheitlich gefasster Beschlüsse aus. Doch seien Partei- und Staatsapparat in ihren Kompetenzen streng zu trennen. Massenorganisationen

allein ihrem Statut und Betriebsleitungen nur dem gewählten Arbeiterrat zu verpflichten, so dass die Partei ihre führende Rolle durch überzeugende Arbeit in den Volksvertretungen auf der Grundlage der Verfassung verwirklichen müsste. Dies sei möglich, wenn sie die Massen nicht nur belehre, sondern auch von ihnen lerne. Auf den Abbau von Bürokratie zielten: die Beschränkung zentraler Planung auf Rahmenbedingungen der volkseigenen Betriebe, Reduktion der Wirtschaftsverwaltung auf ein einziges Ministerium, Förderung privater Kleinbetriebe und Auflösung unrentabler LPGs. Mit Rechtsverletzungen in der «Stalinischen Periode» sei schonungslos abzurechnen, das MfS aufzulösen und die Volkspolizei der Kontrolle durch Volksvertretungen zu unterstellen. Kultur, Volksbildung und Hochschulwesen gelte es in einem Ministerium zu vereinen. Freie Forschung und Lehre, mithin zur Aufarbeitung alternativer Ideen im Marxismus (Kautsky, Luxemburg, Gramsci), volle Religionsfreiheit und freie Meinungsäußerung in Presse und Rundfunk sowie die Ersetzung einer verselbständigten, wieder durch alte Wehrmachtsoffiziere gedrihten, Volksarmee durch betrieblich gebundene «Kampfgruppen» auf freiwilliger Basis und die Zusicherung von Arbeitsplätzen für westliche Wehrdienstverweigerer – all dies sollte ein anziehendes Modell für eine breite Volksfrontbewegung schaffen, um sozialistische Errungenschaften auf dem Weg der Wiedervereinigung zu bewahren: Bodenreform, Volkseigentum mit Arbeiterräten und soziale Rechte, wie die auf Arbeit und Bildung. Bedingung der staatlichen Einheit sei ein Aktionsbündnis der deutschen Arbeiterbewegung, das eine rücksichtslose Selbstkritik der KPD an ihren Fehlern gegenüber der SPD voraussetze. Dann wäre die Wiedervereinigung Deutschlands auf dem Wege freier Wahlen mit gemeinsamem Programm und gemeinsamer Liste möglich. Beginnen müsste sie mit einem Führungswechsel in der eigenen Partei.³⁵²

Von der «Plattform» gab es nur drei Exemplare: Eine Rohfassung mit Korrekturen, eine Reinschrift sowie eine Kopie, die Harich vor seiner Fahrt nach Hamburg Steinberger übergab. Da er sogleich bei der Rückkehr verhaftet wurde, hatten die Genossen im Verlag das Papier nie zu Gesicht bekommen. Ob Becher das Typoskript je in Händen hielt, das Ulbricht mit Anstreichungen versah und als Rede von Schirdewan in seinem Privatarchiv abheftete,³⁵³ ist ungewiss. Die Nähe zu Ideen und Praktiken des Ministers jedoch offensichtlich. Mit einer Einschränkung: Nie hätte er die Sach- an eine Personaldebatte gebunden und der SPD

ebenso wenig eine gemeinsame Wahlliste zugemutet. Nicht aus Feigheit, sondern aufgrund realpolitischer Erfahrung, die ihn gelehrt hat, dass eben diese Zumutungen illusionär, weltfremd und daher als unkluge Taktik zu vermeiden sind, wenn man wirklich etwas verändern will. Solange die Führung von der Mehrheit getragen wird, kann sie nicht der Frontalangriff einer Minderheit stürzen. Deren Programm mag noch so vernünftig sein, sie wird sich immer nach den – selbst anerkannenden – Regeln des «demokratischen Zentralismus» ins Unrecht setzen. Wenn sie aber von der Rechtmässigkeit und Überlegenheit ihres Konzepts überzeugt ist, warum sucht die Minorität dann nicht Verbündete für eine Sachdebatte, in deren Verlauf sie eine Majorität gewinnen und die sich selbst isolierende, «falsche», Führung über ihren eigenen Mangel an Argumenten fallen würde? Statt Becher, in dessen Rücken sie alle ihre Positionen auf- und ausbauten, ins Vertrauen zu ziehen, forcierte Janka noch die Debatte um Personen, die, von Puschkin und Ulbricht gewarnt, den Charakter einer Verschwörung annahm. Gleich, ob das Minister-Gespräch einen Tag nach, oder, wie Harich angibt, eine Woche vor dem Merker-Treffen stattfand – im Nachhinein muss auch ihn, der sich mit seinen Zweifeln, Nöten und Vorhaben dem Verleger offen anvertraut hatte, das Gefühl beschleichen, als Mensch missbraucht, wieder nur in einer Rolle von anderen aus genutzt worden zu sein.

Was die Annäherung an die SPD betraf, so hatten Ulbricht und Grotewohl Ende April 1956 an deren Vorstand nicht nur appelliert, eine Entspannung durch gegenseitige Verständigung müsse das gemeinsame Interesse der deutschen Arbeiterklasse sein, sondern zum Zeichen der Bereitschaft, Hemmnisse auf der eigenen Seite zu beseitigen, die Begnadigung von SPD-Mitgliedern angekündigt, die als Agenten in der DDR verurteilt worden waren. Im Gegenzug erwarteten sie die Einstellung des Ostbüros, für das keine Notwendigkeit mehr bestehe, wenn man zum Austausch von Informationen und Delegationen übergehe.³⁵⁴ Fast 12'000 Gefangene begnadigte Pieck im Mai, davon 691 Mitglieder der SPD. In weiteren 3'100 Fällen wurde die Strafverfolgung ausgesetzt. Die 3'319 «von den sowjetischen Organen übergebenen Kriegsverurteilten», erlangten bis auf elf die Freiheit. Janka führt die Zahlen an,³⁵⁵ um das Ausmass der stalinistischen Verfolgung zu demonstrieren, doch verdeutlichen sie zugleich die Dimension der realen Veränderung, die es galt, mit Bedacht weiterzutreiben, statt mit übereilten Forderungen der Reaktion, den Betonköpfen in West und Ost, Trümpfe in die Hand zu spielen.

Die SPD hat eben nicht ihr Geheim-Büro aufgelöst und Harichs fromme Hoffnung auf das theoretisch so einfache Zusammengehen selbst praktisch ad absurdum geführt. Noch am 30. Juni 1956 schrieb das ZK erneut dem Vorstand, Abrüstung sei nötig und die Verhinderung der Wehrpflicht. Deshalb habe die DDR beschlossen, die festgelegte Gesamtstärke der NVA um ein Viertel auf 90'000 Mann zu reduzieren, die aus Freiwilligen geworben werden sollten. Trotz der einseitigen Massnahme war aber Ollenhauer nicht zu gemeinsamen Beratungen bereit. Obwohl das Angebot zweifellos der «alten sozialistischen Erkenntnis» entsprach, «dass unsere Arbeiterparteien eine besondere Verantwortung für das Schicksal des Volkes tragen».³⁵⁶ Brechts letzter offener Brief hat genau diese verantwortungsvolle Politik unterstützt. Dass der Bundestag die Wehrpflicht gegen die SPD durchbrachte, zeigt ein Kräfteverhältnis an, das Harich schlicht ignoriert: Der Antikommunismus war nach dem XX. Parteitag und der ideologisch ausgebeuteten Ungarn-Krise derart festigt, dass die Partei auch mit keiner anderen SED-Spitze ein Bündnis eingehen konnte, ohne weitere Stimmen bei der Wirtschaftswundermasse einzubüssen. Ausserdem steckte sie selbst seit Schumachers Tod in einer permanenten Führungskrise.

Dieser gelebte Kontext ist mitzulesen, wenn wir im Nachhinein ein bequem im Buchhandel gekauftes Programm aufschlagen, das rein ideell die Reformen Gorbatschows vorwegzunehmen scheint. Die Anklage verstand den Abbau von Verwaltungs- und Sicherheitsapparaten als Preisgabe ihres Staates. Becher dürfte, sofern er einen grösseren Einblick erhielt, kluge Gedanken und ein gut Teil seines eigenen Bestrebens seit der *Erziehung zur Freiheit* darin wiedererkannt haben. Und doch sah er, dass sie zu der Zeit und auf solch dilettantische Art nicht zu verwirklichen waren, dass alles schon Erreichte zerrinnt in einer Wiederkehr überwunden geglaubter Schrecken: Ende März 1957 teilt ihm Mayer, per Sie, die Einstellung seiner Lehrveranstaltungen mit, aus Protest gegen Schikanen der Partei, die Bloch Vorlesungsverbot erteilt. Im April meldet sich Trude Richter zurück, berichtet von 20 Jahren Verbannung in den Dauerfrost Sibiriens, und im Mai wird er um Hilfe gebeten, den Verbleib Ernst Ottwalts zu erkunden,³⁵⁷ während der Prozess gegen Janka bevorsteht. Alte geht in neue Ohnmacht über. Jetzt zieht Becher sich zurück, nach Saarow, wo er in den letzten Jahren Segeln gelernt hat und Jagen. Ende Juni gratuliert er Ulbricht zum Geburtstag: Er wünsche sich, dass der Genosse Walter, wie früher, Zeit für ihn habe, denn er

brauche den Anstoss, niemand gebe ihm so gut Energien ein, lasse ihn über sich selbst wachsen. Seine einstige Biographie sei misslungen. Nun übersetze er sie in eine Dichtung, von der zwar noch nicht klar sei, ob Ulbricht namentlich darin vorkomme, doch wolle er ihm auf diese Weise danken, dass er ihn gelehrt habe, «die Dinge im Zusammenhang zu betrachten und die Proportionen zu wahren». Es wäre ihm eine riesige Freude, heisst es in einem Nachsatz, wenn sein Weg ihn einmal vorbeiführen würde.³⁵⁸

Ein seltsamer Glückwunsch, Zeichen der Unterwerfung und Bitte, der Überlegene möge sich zu ihm hinab, hinaus an den abseitigen See begeben, um miteinander zu sprechen. Wieder ein Rückfall in das schwache Ich, das der Impuls-Geber und Mass-Setter von aussen bedarf, der Autoritäten wie Lenin oder Stalin, um sich als Dichter an ihnen aufzurichten? Andererseits waren seine Personaldichtungen nie nur persönliche Schmeicheleien, ist er sich auch jetzt nicht sicher, ob der zu Ehrende überhaupt in der neuen Dichtung auftreten wird. Sein Dank, seine Achtung gilt dem Vermögen, Proportionen zu wahren, nicht der Person an sich, deren Sturheit ihn zur Verzweiflung bringt. Von Ulbricht abgewiesen, schreibt Becher an jener Fortsetzung des *Abschieds*, die er seit einem Jahrzehnt vor sich her schob, der er sich im *Tagebuch* und den anschliessenden vier Reflexionsbänden zu entledigen suchte: der Last der Erinnerung an das anders Gewollte und wieder anders Gewordene. Dem Duktus seiner aphoristisch gebrochenen Notate gemäss, genauer noch: den nun aus den Druckfahnen des *Poetischen Prinzips* getilgten Stalin-Passagen entsprechend, entsteht unter dem Arbeitstitel *Wiederanders* der Roman über einen Romanschreibenden.

Der sitzt, fünfundsechzigjährig, an einem Tisch, um den her sich andere gesellen, Gesichter, Visionen eines «Gezeichneten», in dem sie umso tiefere Spuren hinterliessen, je mehr Mühe man sich gab, sie «spurlos verschwinden zu lassen». Der Einzelne bestehe aus zahllosen Existenzen, sei daher die Philosophie des Alten, der sich noch einmal aufrichten wolle, und erinnert, wie sein Vater einst erklärte, Philosophie und Religion wären nur «Bindemittel», um die Angst vor der Selbstaflösung zu bannen. Wie er den Sohn permanent in Angst versetzt, ihn ständiger Fehler anklagt, während die Schule in Gehorsam, Disziplin und Zucht den Sinn des Lebens lehrt, in dem Jungen eine «Lust, gehorchen zu dürfen», weckt und den Wunsch, als Offizier einen Heldentod auf dem Schlachtfeld zu sterben.³⁵⁹

So kommt noch einmal das Muster der wilhelminischen Erziehung zur Sprache, die Verkehrung eines beängstigenden Wissens um die Nichtidentität, die sich auflösende Vielfalt, das Chaos des Ich in einen todessüchtigen, das Leben kunst- und zuchtvoll übersteigen wollenden Idealismus. Doch wird es diesmal nicht in einem Entwicklungsroman aufgehoben, nicht nach klassischem Vorbild die Reifung eines Ich erzählt, das in der Nachfolge des Arbeiterjungen Hartinger, eines neuen, der grossen wie kleinen Geschichte Sinn verleihenden Subjekts, seine selbstzerstörerischen Triebe durch eine «materialistische Weltanschauung» zu beherrschen lernt. Die erinnerten Zeiträume erscheinen jetzt in ihrer materiellen Bindung an den des Erinnerns. Das Vergangene, hatte sich Becher notiert, ist nicht wiederherstellbar. Es gibt kein totales Bild, keine Wahrheit der Geschichte, keine Helden, die Herrschaftsansprüche für kommende Zeiten legitimieren. Nur Spuren, die vergessene, verdrängte Existenzen in einem Ich wachrufen, denen es einst verbunden war. Erinnerung wird zum kollektiven Gedächtnis, vergangene Gestalten bemächtigen sich des Erinnernden, gewinnen ein Eigenleben, umringen ihn auf einer Zeugen- und Anklagebank. In dieser radikal offenen Form will Becher die erzählte Zeit bis zur unmittelbaren Gegenwart mit der des Erzählens verknüpfen, durch dialogische Brechung doch noch das Kaleidoskop der ersten Jahrhunderthälfte schaffen: «,1957 – mit diesem Jahr werde ich abschliessen – dazu brauch ich noch zwei Jahre ... Die Schwierigkeiten – ungeheuerlich’»³⁶⁰

Ungeheuerlich war das Unterfangen, in moderner Erzählform die Hoffnungen und Verbrechen der Moderne, der Epoche der Industrie und proletarischer Machtkämpfe zu erinnern. Schon in den zwanziger Jahren wollte er ein «Richtbuch der Zeit» schreiben. *Abschied* war eine Selbstabrechnung mit seiner bürgerlichen Herkunft, der Erziehung zum Strammstehen. Nun konnte und musste er mit seinem zweiten, dem Parteileben ins Gericht gehen. Doch der Versuch scheitert: Nach 170 Seiten bricht das Manuskript ab, kurz nach Beginn des I. Weltkrieges, mit dem der andere Roman endet. Er hat nur Altbekanntes neu erzählt; die ihn eigentlich bedrängenden Gestalten und die Gegenwart, die ihn nötigt, ihren Spuren nachzugraben, werden weiter verschwiegen, bleiben unerlöst, in ihm unterdrückte, quälende Stimmen, er selbst ein Gefangener seines ängstlich zwischen Zeiten und Räumen verlorenen Ichs. Mehr noch: Indem Becher den Doppelselbstmord mit Fanny ausblendet, verlieren die Erinnerungen eine schon erreichte Schärfe, weicht er auf be-

langlose Anekdotenaus und verkommt der weitertreibende Impuls dialogischen Eingedenkens zur formalen Technik.

Unabwendbar wäre Ulbricht im Fortgang des Romans als Mitwisser und Verdränger der Moskauer Höllen kenntlich geworden, der Angst haben musste vor solch ästhetisch aufgespürten Zusammenhängen und den Autor jetzt zum Abschuss freigab: Auf der 32. ZK-Tagung reist Anfang Juli Abusch mit der Ankündigung eines offensiven Programms «sozialistischer Kulturpolitik» das Ministerium an sich, fordert Kuba, sich von Lukács loszusagen, und wirft Paul Fröhlich, Bezirkssekretär von Leipzig, Becher ideologischen Burgfrieden mit dem Dekadenz-Verfechter Mayer vor. Empört erinnert er an den «Angriff», mit dem der Minister am Rand der vorhergehenden Tagung im März versucht habe, eine erneute «Kampagne gegen die Intelligenz und gegen einen der besten Literaturkritiker» des Landes abzuwehren. Der stand allein gegen das ZK, ohne Hilfe der Arbeiterliteraten Abusch, Bredel und Kuba, die über ihrer persönlichen Genugtuung, ihrer kleinen Rache an Lukács und Mayer, nicht merkten, welche verheerende Politik sie im Grossen betrieben. Endlich, jubelte Kuba, werde Kulturarbeit, wie von Weinert erhofft, als politische Aufgabe betrachtet, und beantragte eine Kulturkonferenz der Partei.

All dies las Becher im *ND* vom 21. Juli, da er selbst den Reden fern blieb. Zugleich erschien in der *Süddeutschen* Kestens Predigt. Zwei Tage später begann der Prozess gegen Janka, an dem er wieder – demonstrativ – *nicht* teilnahm, im Unterschied zu Bredel, Seghers und Weigel. Sie alle glaubten nicht an die Schuld des Verlegers, dem zur Last gelegt wurde, dass er Lukács in die DDR holen und die Zensur abschaffen, d.h. Ideen von Seghers und Becher verwirklichen wollte. Dennoch schwiegen sie, aus Parteidisziplin, Rücksicht auf den Gegner und wie ihre Ängste noch hiessen. Als Erzählerin aber brachte Anna Seghers das Erfahrene in einem Fragment zur Sprache, das sie *Der gerechte Richter* überschrieb³⁶¹ – wie Becher eines der Sonette aus seinen *Tafeln des Gedenkens* an jene, die menschlich blieben, indem sie nicht mitmachten, was die Mehrheit einst in Deutschland tat. Der Noch-Minister entgegnet Fröhlich, er schätze Mayer, ohne dessen Konzept zu teilen, und sei der Ansicht, dass man sich einen echten Meinungsstreit leisten könne, man Kampagnen nicht nötig habe, da die Wahrheit «auf unserer Seite» stehe.³⁶² Kesten antwortet er, als gäbe es den freien Streit wirklich, als sei er nicht gerade der Offensive des ZK gewichen. Und schliesslich fordert er Lukács, den er noch 14 Tage zuvor in einem

Schreiben an den sowjetischen Schriftstellerverband gegen den Vorwurf des Revisionismus verteidigt hat,³⁶³ zu einer «Erklärung» auf, die seine Inanspruchnahme durch «unsere Feinde» widerlegen solle.³⁶⁴

Die drei Texte sendet Becher an Ulbricht, der den letzteren für unzuweckmässig hält, weil es Sache der ungarischen Genossen sei, Lukács zur Äusserung über sein Vergehen zu bewegen. Vielmehr wäre jetzt notwendig, Stellung zu den eigenen Schwankungen zu nehmen, zur Ausnutzung des Kulturbundes für staatsfeindliche Tätigkeit. Er rate ihm zu sagen, dass die Gegner der Arbeiter- und Bauernmacht Unklarheiten genutzt hätten: «Dank der Wachsamkeit der Partei ... haben wir in Berlin nur einen Teil der ersten Etappe des Petöfi-Kreises erlebt.»³⁶⁵ Mit genau diesem Satz beginnt fünf Wochen darauf die gewünschte Stellungnahme, die Becher am 10. September dem Politbüro des ZK der SED einreicht: Auf 11 Seiten gesteht er, Harich nie ernst genommen und die rechtzeitige Abberufung von Janka und Just versäumt zu haben. Auch die Rolle von Lukács habe er unterschätzt, könne aber nachweisen, dass sein Freund «keines Vergehens» in der Nagy-Regierung schuldig sei, da er vor deren Kündigung des Warschauer Vertrages austrat. Jüngste Interviews zeigten freilich «liquidatorische Tendenzen», besonders schädlich wirke, dass er seine grosse Autorität nicht einsetze, um das Ansehen der Partei wiederherzustellen. Jedoch halte er noch immer einen offenen Brief an Lukács für sinnvoll und ihn selbst für einen bedeutenden Literaturwissenschaftler, von dem man viel lernen könne, wenn man ihn kritisch lese. Fröhlich müsse er energisch widersprechen. Meinungsstreit gelte es zu entfalten, um eine breite Öffentlichkeit mit Argumenten zu überzeugen, statt durch ein Schlusswort die Debatte abzubrechen. Daher sei er auch bereit, mit Mayer auf einem Forum über dessen Konzeption zu diskutieren.

Zersetzend wirke eine unverantwortliche Gerüchtemacherei, der eine Diskussion über sozialistische Moral abhelfen werde. Dabei gelte es zu bedenken, dass «insbesondere wir Künstler» durch den XX. Parteitag erschüttert worden seien, dass er Stalin als Vorbild, grossen Erzieher und Befreier seiner Heimat betrachtet habe. Die Tragik könne ein Künstler nur überwinden, wenn er sie gestalte. Zugleich habe er sich einer schweren Operation unterziehen müssen und zu früh seine Funktion wieder übernommen, so dass er, nach der Aufregung des 32. Plenums bitte, sich nur noch literarischen Arbeiten widmen zu dürfen. Zuletzt wolle er darauf aufmerksam machen, dass die jüngeren Genossen unter den Kulturschaffenden über wenig Erfahrungen verfügten, während die älteren mü-

de und abgebraucht seien. Nur durch differenzierte Forderungen und ein Zusammenspiel der Generationen und Sparten könne der Rückzug der einen in innere Emigration und der Rückfall anderer in einen neuen Proletkult verhindert werden. So sei die führende Rolle der Partei zu konkretisieren, die nicht in Vorträgen bestehe, sondern im Gewinn hochqualifizierter Kräfte zur Beratung des ZK. All dies teile er den Genossen mit, «um niemandem die Gelegenheit zu geben, zwischen der Parteiführung und mir zu differenzieren».³⁶⁶

Becher gibt auf, tritt von sämtlichen Funktionen zurück. Allerdings nicht öffentlich, nicht in masslose Kritik an der Diktatur verfallend, wie Kesten es von ihm erwartet. Noch immer auf Proportionen bedacht, gesteht er sein Schwanken, seinen Mangel an Entschlossenheit im Fall der juristisch verurteilten Harich und Janka, bekennt sich aber zugleich zu dem ideologisch als Hauptschuldigen angeklagten Lukács, dessen Autorität er für eine Partei gewinnen möchte, die mit Argumenten ihre Überlegenheit streitbar sachlich erweist und durch differenzierte Aufgabenstellung in einem komplexen Zusammenspiel sozial entwickelter Kräfte führt. Nicht nur einzelne Sprachspuren, die ganze Doppelstrategie erinnert an Bechers Auftreten in der *Säuberung* von 1936: Auch damals hatte er, in Paris der Volksfront vorausgreifend und gerade deshalb im Moskauer Apparat beargwöhnt, um Entbindung von allen (Komintern-) Funktionen gebeten, um der Partei als Literat mit hoher Qualität zu dienen. Was er schuf und was den Spitzen der bürgerlichen Emigration als *das* Buch der Zeit erschien, der *Glücksucher*, stiess bei den eigenen Genossen auf Ablehnung, da sie politische Klarheit in seiner Poesie vermissten. Geschlossen warfen sie ihm mangelnde Wachsamkeit vor. Becher aber nannte einen als Verräter Entlarvten seinen Freund und berief sich auf die Autorität führender Genossen, um in deren Schutz mehr Sacharbeit statt unproduktiver Sitzungen mit persönlichen Machtkämpfen, Gerüchten und Intrigen zu fordern.

Die Kontinuität der geistigen Haltung, die Gefolgsleuten wie Gegnern der Partei zum Trotz auf deren anders mögliche und notwendige Gestalt hindrängt, verdeckt einen erneuten physischen Zusammenbruch. Diesmal nicht durch Suizid: «Gestern bei Becher», schreibt Eisler am zweiten September nach Wien, «Hans hat einen Bluterguss im Auge, ein gefährliches Symptom. Er muss völlige Ruhe halten und muss – aus verschiedenen Gründen – später alle Ämter und Funktionen aufgeben. Er ist deprimiert. Plötzlich ist auch ihm klargeworden, dass ich mit dem *Dr. Faustus* recht behalten habe. Das kommt etwas

spät – aber spät ist besser als nie. [...] Trotz aller Differenzen mag ich den Becher. Und dass er in ernstester Gefahr eines Schlaganfalles steht ist ein Jammer. Auch ist er der beste Kunst-Minister, der denkbar ist.»³⁶⁷

Unwillkürlich widerspricht der Leib den Redewendungen des Kopfes, dem anderen Selbstmord im Verrat an seinen Mitarbeitern. Keiner der etablierten Künstler und Genossen ist so weit gegangen, um das Bestehende in seinen Grenzen zu verändern, die ihm ins Fleisch schneiden, ihm die Worte im Mund verdrehen. Denn das Politbüro nimmt den Rücktritt nicht an, es besteht auf dem Ritual einer öffentlichen Unterwerfung. Das 33. Plenum vollzieht sie Mitte September an dem Gezeichneten und setzt Kurella im Kultur-Apparat des ZK an die Stelle Wandels, den eine MfS-Analyse neben dem Minister als Förderer der Janka-Gruppe auswies.³⁶⁸ Becher bekennt, er habe gegen seine eigene Forderung, sich der Macht bewusst zu sein, verstossen, habe kleinmütig mit ihr gespielt, statt sie zu gebrauchen. Denn Gewalt müsse man einsetzen, wo sie «im Interesse des Ganzen anzuwenden ist». Die Unparteilichkeit des Ministeriums sei sein Fehler gewesen, ein Mangel an prinzipiellem Kampf gegen die Feinde und ein Mangel an echter Kollektivität.³⁶⁹

Weitere fünf Wochen später wiederholt er den Reueakt auf der Kulturkonferenz der Partei, deren Hauptreferat zur Entwicklung einer sozialistischen Kultur bereits Abusch hält. «Aus Furcht vor dem Administrieren, wie es in einer ganz bestimmten Zeit unserer Kulturentwicklung vor 1954 ab und zu üblich war, bin ich vor jeder Art von Gewaltanwendung zurückgeschreckt.» Versucht Becher, sich in der Druckfassung der Rede zu rechtfertigen. So habe die Partei selbst «die Harich-Angelegenheit» in die Hand nehmen müssen, und es sei nur ihrem Eingreifen zu verdanken, dass dem Ministerium die Gelegenheit zu einer Selbstkritik verbleibe. Der ursprüngliche Wortlaut klang noch anders: Das befürchtete Administrieren stamme aus einer Epoche vor 1933, und die Partei habe «diese ganze Harich-Clique bereinigt», die Schriftsteller vor den Folgen der «Bande» bewahrt. Man weiche auf, wenn man ausweiche. Dies sei die grosse Lehre, dass man Macht ausüben müsse, um sie zu behalten, um nicht das Gesetz des Handelns zu verlieren. Und darin liege der Unterschied zum bürgerlichen Kunstbetrieb, dass man ernst genommen werde, keine Narrenfreiheit genieße, sondern eine «unendliche Menschenfreiheit», die auf Parteilichkeit bestehe. Doch bedürfe es einer grundlegenden Veränderung der moralischen Atmosphäre unter den Künstlern selbst,

müssten Gerüchtemacherei, das Auspielen des einen gegen den anderen in der Parteigruppe bereinigt werden, um das ganze gesellschaftliche Leben zu ändern.³⁷⁰

Becher fällt in die Sprache der Ankläger von 1936 zurück, als wolle er sich für seinen mangelnden Stalinismus entschuldigen. Macht galt ihm zeitlebens als etwas, das den Einzelnen vernichten, aber auch über sich selbst hinausheben kann, positiv gedeutet als Souveränität eines werteseetzenden Geistes, der sich gegenseitig zerfleischende Geschlechter und Völker aus ihrer triebhaften Selbstliebe erlöst, dessen Anrufung wieder ein verbindliches Miteinander stiftet. Genauer gesagt war es ein ohnmächtiges Ausgeliefertsein an die insouveräne und zugleich unangreifbare, zu einem Netz von Vorschriften rationell verfeinerte Gewaltherrschaft seines Vaters, das ihn geistig nach höheren Mächten verlangen liess. Von *Verfall und Triumph* bis *Penthesilea* imaginierte der Expressionist den Ausbruch einer ausserordentlichen, die patriarchale Herrschaft sprengenden Gewalt im Zeichen einer unbarmherzigen Gottheit, deren Chaos er als ewigen Augenblick spontan befreiter Liebe besang, um zugleich ihre Opfer als Garanten einer neuen Ordnung zu beschwören. Dasselbe Muster lag seiner «kommunistischen» Dichtung zugrunde, die mit religiösem Fanatismus zum Klassenkampf als Vernichtung aller Vernichtungsgewalt aufrief. Im *Grossen Plan* feierte Becher die industrielle Entfesselung massenhafter Energien, die der quasi heilige Name Stalin als gemeinsamer Nenner aller Selbstopfer zu einer Schöpfung vereint. Der Umschlag in den Sieg einer ebenso irrational Massen formierenden Konterrevolution und die Erfahrung, wie Stalin als Götze einer Vernichtungsmaschinerie die Kinder der Revolution frass, erschütterte sein Machtvertrauen. Glück und *Gewissheit des Sieges* suchte er nicht mehr in rächender Gewalt, sondern in einer Kraft, die Einzelne, in namenloser Verbundenheit mit den Lebendigen vor und nach ihnen, dem Sog des Mitmachens widerstehen liess. Bis der Kalte Krieg ihn wieder zu Stellungskämpfen zwang.

Von dieser anderen Macht aber zeugt der Romanschreiber in *Wiederanders*, dessen Erinnerungen sich die Opfer einer sieg- und lügenreichen Geschichte bemächtigen. So sprach der Roman, in seiner strukturellen Anlage, von einer anderen Parteilichkeit und von anderen Feinden der Gemeinschaft ausgelöschter Menschen. Wie er denn auch in den gestrichenen Stalin-Passagen einen nicht kleinmütigen Gebrauch der Macht der Poesie erwog: ein Jasagen, fast einen Aufruf zu «Druckmitteln», zur Gewalt von unten, die im Interesse des Gan-

zen nötig sein könnte, wenn eine «Entartung» des Sozialismus, seine bürokratische Erstarrung von oben, sich nur durch ein «reinigendes Gewitter» aufbrechen lasse. So hatte er noch im November den Petöfi-Klub gegen die Fehler der Partei verteidigt und so hätte er bei einem Aufstand, einer friedlichen Demonstration in Berlin, nicht für Ulbricht Partei ergriffen, wäre der Kulturbund als ein Modell echter Kollektivität aus einer solchen Erneuerung hervorgegangen. Doch dazu war es zu spät. Becher und vor allem die Gegner Ulbrichts im Politbüro hatten das Gesetz des Handelns missachtet. Nun zog er die richtige Lehre – nur spiegelverkehrt. Tatsächlich war ihr Fehler kein zu grosser Machtwille, sondern dessen schwächlich inkonsequente Ausprägung und bestand das Dilemma in der Uneinigkeit der Partei, genauer gesagt ihrer erstmals breiteren Opposition, die mit Lenins Fraktionsverbot im Kopf und den Erfahrungen des Stalinismus im Leib den Schritt zur eigenen Offensive nicht wagte. Noch immer misstraute das Politbüro dem ZK, das ZK-Mitglied Becher seinen Leuten im Ministerium, Bund und Verlag, und selbst dort vertraute man einander nicht.

Ulbricht hingegen hatte mit wachem Machtinstinkt die ihn langsam umkreisende Kette von unten, von ihrem schwächsten, dem ideell ambitioniertesten und zugleich haltlosesten, am wenigsten mit den Massen verbundenen Glied aus aufgerollt und Stück für Stück zerschlagen, indem er die nächst «höheren» Opfer in die Verurteilung der «niedrigeren» einbezog. Und so blieb Becher im August 1957, als auch eine Regierungsdelegation der Sowjets unter dem nun allein herrschenden Chruschtschow noch dem ersten Mann den Rücken stärkte, nur die Wahl, im Namen der Ermordeten und Ausgegrenzten aus einer Partei von Scheinlebendigen auszutreten oder am «Binde-mittel» ihrer angsteinflössend tödlichen Macht festzuhalten, wie sein Vater es tat. Eine Wahl, die ihn in den Zusammenbruch trieb, weil er nicht mit einem Gebilde brechen will, dessen Reformierung sein Lebenswerk galt.

Wieder rettet er sich in Moral, verlagert den ihn verzehrenden Widerstreit in einen äusserlichen Gegensatz von Freund und Feind, Gut und Böse, Anstand und Gerüchtemacherei. Auf die gleiche Weise reagiert der Präsidialrat des Kulturbundes, der Mitte September die Einberufung eines Bundeskongresses vorbereitet. Dass sich vier Tage zuvor bereits eine Parteigruppe des gleichen Rates über das gleiche Thema verständigt hatte, schien niemanden zu stören. Denn die 30. ZK-Tagung hatte offiziell die Schaffung solcher Gruppen auf allen

Leitungsebenen beschlossen, um die führende Rolle der Partei nicht-administrativ, durch koordiniertes Auftreten ihrer Genossen, durchzusetzen. Vorab nach besten Argumenten zur Überzeugung der anderen zu suchen, versties nicht gegen Grundsätze einer demokratischen Auseinandersetzung, doch sobald die Genossen mit ihrer vorgefassten Linie in dem grösseren Kreis bereits zahlenmässig die Mehrheit verkörpern, wird jede weitere «Diskussion» zu einer Farce. Es meldeten sich denn auch nur 12 von 29 Anwesenden zu Wort. Zumal der einleitende Bericht Gysis über den Janka-Prozess sie erschlug: Sachlich und klar habe das Gericht nachgewiesen, dass die staatsfeindliche Gruppe illegale Ziele mit illegalen Mitteln verfolgte, nämlich den Sturz der Regierung, der im Augenblick eines Generalangriffs des Imperialismus Tausenden Funktionären der DDR nach ungarischem Muster das Leben gekostet und die Gefahr eines dritten Weltkrieges mit dem Tod von Millionen heraufbeschworen hätte. Nur bringt er selbst keine sachlichen Belege und behauptet in absurder Verkehrung allen Rechts, das übereinstimmende Nein der Angeklagten auf die Frage, ob sie einander nach der Verhaftung Harichs verständigten, sei ein «überzeugender Beweis» für das Gegenteil ihrer Behauptungen. Am Ende erschien Janka als Lügner und Just als Karrierist, der sich nie von seiner faschistischen Vergangenheit freigemacht habe, der vom ZK-Apparat über den DSV zum *Sonnys* «gewandert» sei, ohne aufzudecken, was sein Tagebuch festhielt: dass er als Wehrmachtssoldat an einer befohlenen Erschiessung jüdischer Partisanen teilnahm.³⁷¹

Und wenn es wirklich Angst vor einem Gewaltausbruch gegen Kommunisten war, vor der Wiederkehr einer verdrängten Vergangenheit, von der er selbst sich nicht freimachen kann, die den einst bedrohten Juden nötigt, auch jetzt noch im Untergrund den Genossen der Staatssicherheit von der Stimmung im Verlag zu berichten, weil dieser Staat diesem Volk von Mördern und Mitläufern nicht trauen darf? Dann wiederholt sich das Machtspiel nur in Jankas Verdammung des Karrieristen Gysi,³⁷² dann wäre weiterzufragen, wie denn diese Wiederkehr einer immer gleichen Insouveränität, die bestehende Herrschaftsverhältnisse moralisch rechtfertigt, jemals aufzubrechen ist?

Die Frage klingt im Streit zwischen Havemann und Hager an, der einzigen Differenz, die im Präsidialrat noch zur Sprache kommt. Im Unterschied zum Juli 1953 wird von niemandem mehr jene Unsicherheit erwähnt, die damals in einer bewegten Debatte so viele trieb, Bechers Vorschläge für eine andere Kulturpolitik zu präzisie-

ren. Nur Havemann, der Chemieprofessor, der 1948 als Stalinist von den Amerikanern aus der Leitung des Kaiser-Wilhelm-Instituts entlassen wurde, bekennt sich zu einer tragischen Mitschuld an der unglückseligen Entwicklung der Verurteilten: Es seien die Verhältnisse, die einen jeden bildeten, die ohne Vertrauen Leute in die Isolierung trieben. Gefährlich sei ein harter Kurs, weil das Weiche das Stärkere ist, das Kräftige und Junge gegenüber dem Alten, Harten, Spröden. Nötig daher eine Einfühlung in alle Probleme des Lebens, um andere zu begeistern, durch die Art des eigenen Sprechens Vertrauen zu schaffen und selbst zu lernen, reicher zu werden. Hager, Professor für Philosophie sowie im ZK zuständig für Wissenschaft und Agitation, sieht dagegen nur das verbrecherische Verhalten von Genossen, denen man unendliches Vertrauen entgegengebracht, mit denen man viel zu lange diskutiert habe, in der Hoffnung, sie würden den richtigen Weg finden.³⁷³

Havemann setzt fort, was der abwesende Becher vor 1933 begann: das Drängen auf ein anderes Miteinander, eine Sprache, die Verbindlichkeit stiftet, indem sie andere zu Wort kommen lässt, sich ihrer Sorgen, Nöte und Wahrheiten annimmt. Aber auch Hager hat nicht unrecht. Vertrauen allein nützt niemandem, wenn der Andere einen Weg gehen will, den die Führung für falsch befindet. Hier stiess die andere Moral an Grenzen des Systems, das auf dem Glauben beruht, ein allwissendes Zentrum könne allein, wie Gott, den rechten Weg weisen, während ihre Realentwicklung die zentral geleiteten Gesellschaften zwang, national besondere Wege und in sich selbst verschiedene Ansätze für pauschal nicht mehr lösbare Widersprüche zu erkunden. Wozu es der legalen Opposition inner- und ausserhalb der Partei, einer Vermittlung konzeptionell zugespitzter Meinungsgegensätze durch verfassungsrechtlich einklagbare Normen, bedurfte, d.h. einer Verteidigung bürgerlicher Grundrechte, um sie über ihre Unzulänglichkeiten, ihren verdinglichten Charakter als ein politisches Geschäft auf dem Rücken der Massen, hinauszutreiben – wie es Lukács mit Rosa Luxemburg 1928 gefordert hatte.

Doch daran dachte keiner mehr. Auch Bloch, der Becher vorwarf, nicht genug für ihren ungarischen Freund getan zu haben, schwieg in der Septembersitzung. Noch im Januar 1957 hatte er sich in einem offenen Brief an die Parteileitung der Universität gegen ein Vorlesungsverbot zu wehren versucht, indem er ein letztes Mal auf seine Rechtfertigung der Moskauer Prozesse verwies.³⁷⁴ Mag sein, dass der Generalstaatsanwalt den Philosophen verhaften wollte, dessen Schü-

ler der Konterrevolution verdächtigt wurden. Nur Zwerenz entkam nach Westberlin, nachdem Becher vergeblich für ihn in der Leipziger Bezirksleitung vorgesprochen hatte. In der Provinz fand die eigentliche Abrechnung statt, mit 87 Verhaftungen, davon mehr als der Hälfte Studenten.³⁷⁵ Dennoch sollte die Gefährdung Blochs weder den Blick für Grenzen seiner Hoffnungslehre verklären, noch sein Bekenntnis zur DDR verdrängen, «auf deren Boden ich stehe, mit deren humanistischem Anliegen ich übereinstimme, in deren Zentrum die Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen steht. Auch Kritik kann nur reinlich sein, wenn sie hier auf dem Boden der Republik geschieht und sich unmissverständlich auf sozialistischem Weg befindet, auf keinem anderen.» Druckten *ND* und *Sonntag* im April 1958 eine Erklärung des Zwangsemeritierten gegen das «Geschäft der Kriegshetzer» mit seinem Namen, als die Bundesregierung sich für Atomrüstung aussprach und der Oberste Sowjet eine einseitige Einstellung aller Tests von Atom- und Wasserstoffbomben beschloss.³⁷⁶

Die gleichen Worte hat er im Dezember 1957 dem Präsidialrat vorgelesen, gegen den «abscheulichen Zwerenz» gerichtet, den Verräter, der im Westen von einem Bloch-Kreis sprach. Nie habe er für einen dritten Weg plädiert, denn der wäre Sozialdemokratismus und führe zum Faschismus. Hier sei die Selbstreinigung, der er dienen wolle, mit bewusster Zurückhaltung. Er brauche ja nur auf dem Katheder zu erscheinen und es würde aufflammen. Wie im Vorjahr, als Studenten in der Hauptstadt johlend auf ihn zustürzten. Er selbst habe mit dem Staatssekretär die Aussetzung seiner Berliner Vorlesungen beraten. Revisionismus sei Aufweichung des Marxismus, ihm aber gehe es um eine Schärfung der Perspektive, um frisches Wasser und Feuer in unsere Angelegenheit zu bringen, damit sie nicht stagniere. Bei seinem alten Freund Becher habe er sich längst entschuldigt, dass er dem Gerücht aufsass, Lukács sei von den Horthy-Faschisten gehenkt worden. Als der Präsidialrat eine Stellungnahme zum Janka-Urteil beschloss, sei er nicht absichtlich hinausgegangen – «Warum soll ich so etwas sabotieren?» –, sondern nur, weil jemand von der Akademie auf ihn wartete. Und die Hegel-Vorlesung, der Beifall, als er meinte, jetzt gelte es Schach, und nicht mehr nur Dame, zu spielen, das habe ihn geschockt, weil er den Ernst der Wissenschaft meinte, keine Konterrevolution.

Becher entgegnet, sein Schweigen werde von anderen anders verstanden. Er sei doch erfahren genug, zu wissen, welches seine «Rolle

in diesem Frage- und Antwortspiel ist».³⁷⁷ Es ist das Spiel von 1936, als Becher und Günther die Versammlung zum ersten Schauprozess zu früh verliessen. Jegliches Handeln gewinnt politische Bedeutung in einem normativ geschlossenen System, das jede Ambivalenz in ihren Grundlagen bedroht. Schon Poesie als Metaphernspiel gefährdet die Regeln einer eindeutigen Politik. Günther hatte die poetische Versicherung im *Glücksucher* abgelehnt, Becher sie als Organ eines vielfältigen Lebens gegen politische Zwecksetzungen zu verteidigen gesucht. Nun musste Bloch erleben, wie seine metaphorische Rede-weise als Ketzerei wirkt, ihre Mehrdeutigkeit ihn zum Wortführer einer studentischen Bewegung erhebt, die er sich so selbst nicht mehr wünschte.

Zwerenz nannte 30 Jahre danach all dies die Sklavensprache seines Lehrers, der sich in früheren und späteren Äusserungen als Nietzscheaner zu erkennen gab, als ein subversiver Denker der Kreativität und des Naturrechts. Individualisten brauche der Sozialismus, um produktiv zu sein, nicht parteigehorsame Einwegflaschen, riet er Gorbatschow, dem neuen Hoffnungsträger. Mit Bloch und Nietzsche gelte es, das vergessen gemachte Prinzip des Willens wieder zurück-zuholen, «voluntaristischer, moralischer, existentieller, subjektiver, selbstbestimmter (zu) sein».³⁷⁸ Als würde nicht genug Moral gepredigt, als habe nicht Nietzsche die Moderne als Herrschaft grenzenloser Subjektivität beschrieben, eben weil die Natur kein Recht, kein Gut und Böse kennt, und folglich das Ausserordentliche des kreativ Individuellen bewusst an die Frage einer ordnenden Macht zu binden wäre?

Auch Mayer hat seine Lehrveranstaltungen wieder aufgenommen und übt sein Amt als Vorsitzender des germanistischen Beirates im Staatssekretariat für Hochschulwesen so aus, dass zumindest Gysi den Eindruck gewinnt, er vertrete «den Standpunkt der Partei konsequent».³⁷⁹ Ihre Anpassung wahrzunehmen, heisst nicht Kritiker diffamieren, die nach ihrem Weggang 1961/63 zu Autoritäten der west-deutschen Linken aufstiegen. Wie Becher suchten sie weiterhin Masse, Proportionen zu wahren, Verantwortung zu tragen, um das Bewusstsein für andere Möglichkeiten in sich ändernden Verhältnissen wachzuhalten, die eben nicht nur in stalinistischen Terror zurückfielen. Das 32. ZK-Plenum nahm mit dem Reuebekenntnis des Kulturministers zugleich Thesen zum Abbau des Staatsapparates an, die Harichs Konzept folgten.³⁸⁰ Ulbricht liess die Personalkritik als Staatsgefährdung auslegen, um die Sachkritik zur Optimierung des

Systems und zur Festigung seiner Macht aufzuheben. Die momentane Verengung eines härteren Kurses erweiterte auf Dauer die Räume für anderes Handeln, Denken und Fühlen, das in den sechziger Jahren seinen Ausdruck in anderen Schreibweisen einer nicht mehr in der Rechtfertigungsnot von Faschismus und Stalinismus befangenen Generation fand. Für ihre Vorgänger galt die Wahrheit, die Becher in *Wiederanders* einem Caféhausliteraten in den Mund legt: «eine Position, die man besitzt, muss man halten, koste es, was es wolle, [...] heulen Sie mit dem Wolf, der Ihr Vater ist, und bauen Sie sich inzwischen mit den Mitteln, die er Ihnen zur Verfügung stellt, ein neues Leben auf».³⁸¹

Wie Brecht es formulierte: Umarme den Schlächter, aber ändere die Welt. Und vergiss nicht die Kosten, verleugne nicht die Gewalt, damit du nicht mit den Masken verwächst im Rollenspiel der Täter und Opfer. *Abschied* hatte die Rollen als Kindheitsmuster erinnert: Für den Diebstahl eines Goldstückes, den der Ich-Erzähler an seiner Grossmutter beging, wurde Hartinger mit Prügel bestraft, weil nur der Sohn des Sozis auf die Idee kommen konnte. Trotz aller Beteuerung, selbst schuldig zu sein, vermochte das Ich den Freund nicht zu retten, musste es obendrein noch dessen Kopf zwischen die eigenen Beine klemmen, während der Lehrer die Strafe vor der johlenden Klasse vollzog. In *Wiederanders* wird die Konstellation umgekehrt: Dem Fünfundsechzigjährigen drängt sich ein Jugendfreund namens Wedel auf, der einst ihn, den fälschlich Beschuldigten, auf Geheiss des Lehrers bei einer Bestrafung festhielt. «Da war nichts zu machen, was hätte ich anderes tun sollen? Du hättest sicher in meinem Fall ebenso gehandelt wie ich.» Rechtfertigt sich Wedel für sein Mitwirken an der Exekution, die der Lehrer ein Exempel der Selbstüberwindung genannt habe, da Freundschaft sich dadurch bewähre, dass sie «der Obrigkeit hilft, Einblick in das Tun und Trachten der untereinander Befreundeten zu gewinnen». Da bricht in die Erinnerung eine Nachricht vom 6. Oktober 1957 ein: Ein irdischer Trabant umkreist den Planeten, Zeichen der Erfüllung eines Jahrtausendtraums. Nichtig wirkt dagegen der sich um sich selber nur drehende «Wichtigtuere», der wieder auftaucht, in einer Resolution die Anwesenden zur Stellungnahme aufzufordern. Mit dem Siegesflug ins All änderten sich die Proportionen, die Bedeutung menschlicher Beziehungen.³⁸²

Die erste Fassung spricht von der Ohnmacht, die das schlechte Gewissen eines Täters konserviert, das ihn jahrelang antreibt, seine Schwäche durch demonstrative Härte zu kompensieren.

Die zweite von der Souveränität eines Opfers, das über selbst erfahrenes Leid und die lautstarken Ausreden eines zum Werkzeug seiner Erniedrigung erniedrigten Freundes hinwegsieht, um mit desto schärferem Blick eine unscheinbar grosse Veränderung des Lebens zu erkennen. Beide Male werden die Rollen durch den Lehrer vorgeschrieben, der mit faktischem Unrecht übergreifend gültige Normen ins Recht setzt: Zunächst die herrschende Vorstellung, dass Sozialisten nach Diebstahl am Eigentum der Besitzenden streben, und sodann dass jegliche Freundschaft der Treue zur Obrigkeit unterzuordnen sei – nach Hannah Arendt das Grundmerkmal totalitärer Gesellschaften. So lässt sich die Zweitfassung wie eine Parodie auf die eifrig gewendeten Mittäter Stalins lesen, die sich als halbe Opfer aufspielen und wieder zur rechten Zeit mit den richtigen Resolutionen wedeln. Aber auch als eine Abbitte an den verratenen Freund Janka, er möge das hier und jetzt nicht zu Verhindernde auf sich nehmen und weiterblicken auf das nun erst anders Mögliche.

Eine Bitte, deren Tragik Becher entwertet, wenn er im Februar 1958 die «Wende» des V. Bundeskongresses zur sozialistischen Kulturpolitik mit der Forderung verbindet, den Staat DDR «in allen seinen Massnahmen bedingungslos zu unterstützen. Wer will, dass es vorwärts geht, der muss unter allen Umständen dafür sorgen, dass die Staatsmacht, die ihm ein solches Weiterkommen ermöglicht, gesichert und gefestigt wird.»³⁸³ Die furchtbar hohle Rede, die im Namen der Kultur jegliche Massnahme staatlicher Mächte im Voraus sanktioniert, war seine letzte, ein grotesk gesteigertes Vermächtnis lebenslanger Ohnmacht. Der Bund, der nun den Beinamen «zur demokratischen Erneuerung Deutschlands» aufgab, entliess ihn als Ehrenpräsidenten, den Ministerstuhl hatte sein Stellvertreter eingenommen und im ZK stand er längst allein, das tags zuvor Schirdewan und Wollweber wegen Bildung einer Fraktion ausschloss.

Jetzt blieb ihm nur, was er immer sein wollte: ein Dichter, der an Versen arbeitet. Im Mai 1957 war bereits *Liebe ohne Ruh*, eine Auskopplung aus der älteren Werkausgabe mit elf neueren Gedichten erschienen, darunter dem *Testament des Dichters*, das sich jegliche Reden am Grab verbat. Zwei Monate darauf hatte er eine Neuauflage des *Glücksuchers* in veränderter Zusammenstellung mit dem Aufbau-Verlag vereinbart und im September das Manuskript eines neuen Bandes mit dem Titel *Hochsommerlich* übergeben. Im Dezember, nach der Sputnik-Meldung, plädierte Becher für *Flug der Raketen*.

Jubelnd ins All, im März 1958, von allen Ämtern entbunden, fand er *Im Erinnerungswind* passender, und noch weitere fünf Wochen vergingen, bis das endgültige Motto sich einstellte: *Schritt der Jahrhundertmitte*, das Unabgeschlossene, den Übergang betonend.

Die neue Dichtung schwankt wieder zwischen Euphorie und Melancholie. Nach vierjährigem Schweigen knüpft der Lyriker an die Zweitaufgabe von *Glück der Feme* an, setzt deren Versuch fort, in freien Rhythmen die Widersprüche des Neuen zu erfassen. *Von der ganzen Wahrheit* erinnert an Brecht: «Verzichtend auf die Mittel geduldiger Überzeugung, / Setzt man sich selber ins Unrecht / Und dient der Wahrheit nur zum Teil.»³⁸⁴ Doch die Wahrheit bleibt abstrakt, auch im Lehrgedicht *Auf einen guten Lehrer*, der bereit ist, von seinen Schülern zu lernen,³⁸⁵ kommt sie nicht über eine Phrase hinaus. All dies waren Gleichnisse auf das doppelte Missverhältnis zwischen dem Oberlehrer Ulbricht und der schülerhaften Opposition innerhalb der Partei, die selbst dozierend-unterwürfig in dem Schema verharnte und damit keine Tragik erfasste, sondern eher unfreiwillig komisch wirkte. Becher hatte zu wenig geschwiegen, zu viel, zu leicht-fertig weitergeredet, um sein Verstummen vor dem Schrecken eines anders gewollten Aufbaus zur Sprache zu bringen.

Nur unbestimmt klingt das verschwiegene Leid in den Gedichten an, die nach dem Ungarn-Aufstand im *Sonntag* erschienen waren. Ergänzt um *Das Atelier*, einen Lebensrückblick, der den dialogischen Ansatz des *Holzhauses* wieder aufgreift, auch die Angst vor dem spurlosen Verschwinden in Moskau erinnert, doch das Ganze mit allzu glatten Reimen versöhnt.³⁸⁶ Sprachlich eindrucksvoller ist dagegen die *Anmerkung* gestaltet, die dem Beginn des «geophysikalischen Jahres», eines Forschungsprogramms im Rahmen der UNO, gewidmet war: «Zehntausend Gelehrte, / Sechshundsechzig Nationen entstammend, / Haben den Beschluss gefasst, / Das Geheimnis des Weltalls zu erforschen / Mit vereinigten Kräften.» Das sind Töne wie aus dem *Grossen Plan*, in dessen Gestus es nun heisst: «Das Klima der Natur, / Ebenso veränderbar wie das Klima / Im Zusammenleben der Menschen, / Wird der Mensch neu erschaffen / Nach seinen Bedürfnissen. / Die Herrschaft der Not wird zurückgedrängt, / Und siehe, der Tag ihres Absterbens / Ist nahe.» Präzise benennt er die Ziele, Wünsche und Werte, die er einst mit der Stalinschen Industrialisierung verband. Nicht Herrschaft einer Partei über ein Land ist sein Begehrt, sondern die radikale Emanzipation des Menschen von jeglicher Not durch universale Beherrschung der Natur mit menschheitlich vereinten Kräften.

Das Weltall erscheint als «gigantische Klimaanlage», deren Hoch- und Tiefdruckzonen «nach Wunsch und Nutzen auswechselbar sein» werden, auf dass «Aus seiner Erniedrigung sich erhebend, / Aus seinem Zweifel an sich selbst», der Mensch sich wieder offenbare «Als Inbegriff des Höchsten / In seines Wesens Allmacht».³⁸⁷

Nun wäre es leicht, diese Gigantenphantasmagorie erneut als Kompensation eigener Schwäche zu entschlüsseln. Doch wieder wird Becher aus seiner wahnhaft gesteigerten Subjektivität heraus zum objektivsten lyrischen Zeugen der Zeit. Wer hat denn noch den Mythos der Aufklärung so konsequent ausgesprochen, den Traum einer vollendeten Welt des Menschen, den die moderne Technik der fünfziger Jahre sich zu verwirklichen anschickt? Man blättere nur einmal in den Zeitschriften der Jahrhundertmitte, welche Visionen sie bereit hielten für das magische Jahr 2000: Sonnendurchflutete Megastädte mit Plastikbauten, Hochstrassen für lautlose Elektromobile, deren Verkehr Kontrolltürme steuern, atombetriebene Grossraumbahnen, die mit einer Geschwindigkeit von 300 Kilometern pro Stunde die Kontinente überqueren und riesige Kanäle, um Wüsten zum Blühen zu bringen. Wir aber belächeln nur die Hybris des einen, der blind ist für die Folgen jener Klimaveränderung, die sich den Nachgeborenen als Beginn einer Endzeit zu erkennen gibt. Und verdammen den Totalitarismus der kommunistischen Diktatur, oder den Fundamentalismus des Islam als neue Weltbedrohung, um von Job zu Job, von Posten zu Posten uns weiterzuretten.

Das *Planetarische Manifest*, Bechers Dithyrambus auf den Sputnik, der im technikgläubigen Westen einen Schock auslöste, weil der Osten ihn tatsächlich auf seinem eigensten Feld überholt hatte, die Herrschaft des Arbeiters als schwerelos «atomarer Titan»,³⁸⁸ wie sie Jünger gleich ihm verhiess, hat sich erfüllt. Allerdings als jene allgemeine Knechtschaft in einer gigantischen Maschinerie, die Nietzsche im Zeitalter nihilistischer Machtpolitik aufkommen sah. Denn in beiden Systemen hat «der Mensch» sich der Natur nur zu seinem Wunsch und Nutzen bedient, ohne Blick für ihr Anderssein, ihre Ansprüche an die menschliche Gesellschaft, als deren Einlösung Marx ursprünglich den Kommunismus verstand. Dass *Grösse und Elend* dieses, in sich verlorenen, Menschen vielleicht doch nicht zu trennen sind, ahnt auch Becher in den verhalteneren Versen des gleichnamigen Sonetts: Allmächtig erhebe sich der Mensch in die Stratosphäre und sei niederträchtig zu jedem Verbrechen fähig, hoffnungslos und überlebens-

gross. «Seht, welch ein Wesen, das in sich erkennt: / Des Menschen Elend und des Menschen Grösse.»³⁸⁹

Streng genommen ist das Erkennen höchste Grösse und tiefstes Elend zugleich, das Sosein des Menschen übersteigend und selbst zu schwach, es zu ändern, immer versucht, sich über andere zu erheben, mit List und Gewalt ihr zerrissenes Leben in ersehnte Harmonien zu zwingen. Der Ex-Minister war der Versuchung oft erlegen, sich in der Rolle eines Wortführers, eines Sprechers diktatorischer Befreiung zu gefallen. Am Ende seines Lebens kehrt er noch einmal zu Nietzsches Credo der Tapferkeit zurück: «Wisse, dein Besuch ist ungebeten, / Halt dich fern und tritt nicht wieder ein, / Still gilt es und lächelnd abzutreten, / Denn es soll ein gutes Ende sein. ... / Lass dir nicht den Abschied noch verbittern – / Tapfer sei, auch wenn du weichst.»³⁹⁰ Mit dieser Tapferkeit sind ihm noch wenige Gedichte gelungen, vor allem zwecklos schöne Bilder einer nicht beherrschten Natur, die in leichten Versen von der Schwere des Abschieds sprechen. Sie gehen tiefer als die politisch interessanteren, die er zurückhielt und deren Erstdruck 32 Jahre danach das Becher-Bild nicht wirklich in Zweifel zog: Das Eingeständnis, ein *Gebranntes Kind* mit gebrochenem Rückgrat zu sein, oder die Absage *Auf einen Besserwisser* bedienen Klischees in larmoyanter Selbstbespiegelung.³⁹¹ Im Nachlass finden sich auch härtere Ansätze. «*Vormals* / War es Gott, / Der mich Angst lehrte», beginnt ein Fragment, das mit «*Vormals* / War es der Vater, / Der gottähnliche, / Der mir Angst einjagte», die Erkundung seiner lebenslänglichen Befangenheit lakonisch fortsetzt, doch vor dem dritten Schritt abbricht.³⁹²

Hier verlässt ihn der Mut. Und völlig misslungen sind die *Inschriften*, die in sieben Reliefs für Buchenwald geschlagen wurden. In seiner Programmklärung zum Aufbau einer Volkskultur hatte Becher 1954 den Umbau des einstigen KZ in eine nationale Mahn- und Gedenkstätte angekündigt. Im Auftrag Grotewohls schrieb er die Texte im Frühjahr 1957. Jeweils zwei Dreizeiler und darunter ein verbindender Schlussvers ergaben eine einprägsame Form. Doch im Gegensatz zu den *Sieben Tafeln des Gedenkens* wird nicht mehr das je eigene Gesicht namenloser Gestalten kenntlich, die mörderischem Mitmachen widerstehen, sondern abstrakt moralisierend eine schmachvolle Zeit des Volksbetruges beschworen, deren Untaten ein Bund Todgeweihter rächen wollte, der Thälmann, «Deutschlands grossem Sohn», im Chor versichert, «diese Welt muss unser, unser sein», um schliesslich mit Waffen aus dem Grab zu steigen und zu mahnen:

«Denkt an Buchenwald!»³⁹³ Solch inhaltsleer formalisiertes Gedenken an einen gesichtslosen Widerstand im Namen eines einzigen Helden fand auch die Zustimmung des Ministerpräsidenten, denn sie entsprach der Funktion des Ortes, der mit weithin sichtbarem Glockenturm und zwei kesselförmigen Massengräbern wie eine archaische Opferstätte wirkt: Eine Stätte der Totenbeschwörung, die den wahren Besitzanspruch auf eine lebendig umstrittene Welt ausweist, indem sie dem Staat der Antifaschisten eine moralisch höhere Tradition verleiht, als dem der Bonner Kapitalvertreter. Die nannten – und nennen – ihre Kasernen noch immer nach Hindenburg und Rommel, den Schlachtmeistern eines sich selbst betrügenden Volkes. Allein Bechers Legende von der bewaffneten Auferstehung Buchenwalds löscht nicht minder militant Menschen aus, die er einst so berührend zu gestalten vermochte: Die Mehrzahl der Todgeweihten waren ja keine Genossen Thälmanns, waren Sinti und Roma, Juden, Kriegsgefangene, Homosexuelle und Andersdenkende jeglicher Art. Kein Wort, dass die Selbstbefreiung des Lagers nur möglich wurde dank des Vormarschs der US-Armee und keines über seine Nutzung durch die anderen Befreier bis 1950.

So selektiert er die Erinnerung nach dem Selbstbild der Sieger, die ihm nur auf gleich fühllose Art zu lohnen wissen. Im September 1958, als sie die Stelen enthüllen, liegt er verbittert darnieder. Seit Mai haben die Schmerzen wieder zugenommen. Das dumpfe Gefühl einer Leere in der Brust und das Ziehen im Magen, das ihn vier Jahre schon umtreibt. Dazu die Operation und das blutende Auge. «Dass ihr ihn leben lasst mit sich allein», wünscht er zuletzt sich von den Freunden, den «Ehrenwerten», die später einmal nicht verleugnen sollten, dass mit Hass sie sein Gedicht betrachteten.³⁹⁴»

Doch sie lassen ihn nicht in Ruhe sterben, wollen noch immer geliebt werden durch seine Dichtung oder was sie als solche empfinden. Irgendwann in diesem letzten Frühjahr muss Lotte Ulbricht auf die Idee verfallen sein, die 1953 gefertigte Biographie ihres Mannes zu dessen 65. Geburtstag in Druck zu geben. Eine absurde Idee für jeden, der das Manuskript kennt, das Becher selbst im Sommer zuvor für misslungen erklärt hat. Und dennoch gibt er sich auch zu dieser letzten Erniedrigung her, streicht Stalins Namen und ein paar Kapitel, statt tapfer an seinem Roman zu schreiben, der ihm die Würde eines Künstlers hätte wahren, ihn im lebendigen Gedenken der Opfer vor dem eigenen Vergessen hätte retten können. Nein, er war nie ein Kämpfer, ein in sich Ringender wohl, aber kein Held, nicht der auf-

rechte Offizier, der er einmal werden wollte, und nicht der Bürger mit Zivilcourage, den seine *Erziehung zur Freiheit* verlangt. Ein gedemütigter Mensch, der am Ende noch erleben muss, dass sein schwächstes Machwerk in 50'000 Exemplaren erscheint, dass Fröhlich, der Leipziger Gegenspieler, ihm dankbar versichert, er werde es der Jugendweihe und den Grundschulen empfehlen.³⁹⁵ Nicht Tränen der Freude waren es, die den Kranken ergriffen, als Hermlin ihm ein Exemplar von *Walter Ulbricht. Ein deutscher Arbeitersohn* auf dem Sterbebett übergab.

Im katholischen Kindheitsglauben soll Becher zuletzt Halt gesucht haben. Die Spur der Notate verrät eher nüchterne Resignation. Auf der Rückseite eines Briefes von Felsenstein, der ihm Ende Mai seine Bestürzung über die andauernde Krankheit des Ministers mitteilt, steht mit Bleistift: «*Kurz zuvor ... / Man wird dich anrufen: / Bitte, kommen Sie. Und du weisst, was dich empfängt. / Ein Mensch, der nicht mehr ist ... Hilf ihm, / Dass er in Ruhe gelassen wird, / Und man ihm keine Totenmaske abnimmt. Sag allen: / Sie sollen zerreißen, / was sie von ihm haben – / Er will so werden wie er gewesen / Ohne Erben, ohne Nachkommen. / ohne jegliche Hinter+ +»³⁹⁶*

Er weiss, was kommen wird. Während die Ärzte noch immer nicht die Symptome zu deuten verstehen. Im Juli glauben sie an Typhus. Auch Anna Seghers äussert sich bestürzt, fragt, warum man keine Spezialisten aus Moskau oder Prag hinzuziehe. Anfang September vermuten zwei Sowjetprofessoren einen Tumor, eine leichte Besserung lässt hoffen, bis schwere Blutungen den mit Rücksicht auf die Schwäche des Siebenundsechzigjährigen lang aufgeschobenen Eingriff unabwendbar machen. Am 8. Oktober wird der Hohlraum von der Grösse eines Kinderkopfes gefunden, hinter den Narben der Schusswunde von 1910, deren Panzer kein Röntgenstrahl zu durchdringen vermochte. Rettung ist ausgeschlossen, das Geschwür schon in den Magen eingebrochen. Drei qualvolle Tage hält der schmerzende Leib ihn noch im Leben, bis eine Lungenembolie alle Leiden beendet.³⁹⁷

Und der Staat sich der Leiche bemächtigt. Mit Totenmaske und rühmenden Reden. Wie er es kommen sah und vergeblich abzuwenden suchte, als habe einem Teufel er seine Seele verschrieben, der sie holt im vierzigsten Jahr. In einem Land, wo

Die Dichter käuflich, stümperhaft und brav,
Bereit, jedwede Herrschaft zu bedienen,

Der eine «Hase» und der andre «Schaf»
Und nicht einmal ein Füchlein unter ihnen.

Wo es galt,

die Despotenmacht
Zu überlisten und ein Lied zu singen
In ihrer eignen Sprache, wohldurchdacht,
Und Satz für Satz mit ihr um Macht zu ringen.

Da habe er entdeckt, einen zweiten Sinn dem ersten zu unterlegen,
im dafür zu schreiben dagegen. Und hinterlasse zum Abschied das ...

Vermächtnis:
Der Toten, all der Toten eingedenk:
O haltet wach, bewahrt euch das Gedächtnis.

Die Zeit, die selbst sich rühmt und triumphiert, werde Ruhm und
Sieg verlieren. So spricht *Petrarca. Einem in Hitlerdeutschland ver-*
bliebenen Dichter gewidmet,TM das einzig neue Gedicht, das Johan-
nes R. Becher der Zweitfassung seines liebsten Buches, dem
Glücksucher beifügte, ein letztes Mal sich im Spiegel des Masken-
spiels zu zeigen als ein echter Künstler:

Lasst bitte mich nicht in den Himmel ein,
Ich litte dort in «eurem Paradiese
Noch mehr an Qual als in der Hölle Pein.
Ich wähl die Hölle und begehrt nur diese!

Anhang

Abkürzungsverzeichnis

1. Organisationen

1.1. Parteien, Verbände und deren Einrichtungen

ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
CDU	Christlich-Demokratische Union Deutschlands
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DSF	Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
EKKI	Exekutivkomitee der Komintern
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
IAH	Internationale Arbeiterhilfe
Komintern	Kommunistische Internationale
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPD (O)	Kommunistische Partei Deutschlands (Opposition)
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
NDPD	Nationaldemokratische Partei Deutschlands
NKFD	Nationalkomitee »Freies Deutschland«
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
SAP	Sozialistische Arbeiterpartei
SDAPR	Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
ZK	Zentralkomitee
ZPKK	Zentrale Parteikontrollkommission

1.2. Staatliche Verwaltungen

CIA	Central Intelligence Agency (US-Geheimdienst)
DEFA	Deutsche Film AG
DWK	Deutsche Wirtschaftskommission
Gestapo	Geheime Staatspolizei
GPU	Staatliche Politische Verwaltung (SU-Geheimdienst 1922–1934)
GULAG	Hauptverwaltung für Lager (der Sowjetunion)
MDW	Innenministerium (der Sowjetunion)
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
NKWD	Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (SU-Geheimdienst 1934–1945)
SBZ	Sowjetische Besatzungszone

SMAD
Tschecha
Sowjetische Militäradministration in Deutschland
Außerordentliche Kommission zum Kampf gegen
Konterrevolution und Sabotage (Geheimdienst 1917
bis 1922)

1.3. Literaturvereinigungen

BPRS
DSV
IBPL
IBRL
IVRS
ISVK
PFK
RAPP
SDA
SDS
VAPP
Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller
Deutscher Schriftsteller-Verband
Internationales Büro für proletarische Literatur
Internationales Büro für revolutionäre Literatur
Internationale Vereinigung revolutionärer Schriftsteller
Internationale Schriftstellervereinigung zur Verteidigung
der Kultur
Proletarische Feuilleton-Korrespondenz
Russische Assoziation proletarischer Schriftsteller
Schutzverband Deutscher Autoren
Schutzverband Deutscher Schriftsteller
Allunionsvereinigung der proletarischen Schriftsteller

2. Zeitungen und Zeitschriften

AIZ
BZ
DZZ
FAZ
ND
NDB
NDL
IL
Arbeiter-Illustrierte-Zeitung
Berliner Zeitung
Deutsche Zentralzeitung
Frankfurter Allgemeine Zeitung
Neues Deutschland
Neue Deutsche Blätter
Neue deutsche Literatur
Internationale Literatur

3. Quellen

3.1. Archive

BA
DLA
IfGA/ZPA
UJ
Johannes-R.-Becher-Archiv der Stiftung Archiv der
Akademie der Künste Berlin
Deutsches Literaturarchiv Marbach
Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung/Zentra-
les Parteiarchiv der Stiftung Archiv der Parteien und
Massenorganisationen der ehemaligen DDR (SAPMO)
Universitätsarchiv Jena

3.2. Texte von Becher

- Aufstand Johannes R. Becher. Der Aufstand im Menschen. (1948) Hrsg. v. Ilse Siebert, Berlin und Weimar 1983
- Bw I/II Johannes R. Becher. Briefwechsel. Hrsg. v. Rolf Harder unter Mitarbeit von Sabine Wolf und Brigitte Zessin, Berlin und Weimar 1993
- Gespaltener Dichter Der gespaltene Dichter. Johannes R. Becher. Gedichte, Briefe, Dokumente 1945–1958. Hrsg. und mit einem Vorwort von Carsten Gansel, Berlin 1991
- GW Johannes R. Becher. Gesammelte Werke. Hrsg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, 18 Bde., Berlin und Weimar 1967–1981 (ab Bd. 15 [1977] Akademie der Künste der DDR)
- Insel Becher und die Insel. Briefe und Dichtungen 1916 bis 1954. Hrsg. v. Rolf Harder u. Ilse Siebert, Leipzig 1981
- Metamorphosen Metamorphosen eines Dichters. Johannes R. Becher. Gedichte, Briefe, Dokumente 1909–1945. Hrsg. und mit einem Vorwort von Carsten Gansel, Berlin 1992
- Säuberung Georg Lukács / Johannes R. Becher / Friedrich Wolf u. a. Die Säuberung. Moskau 1936: Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung. Hrsg. v. Reinhard Müller, Reinbek 1991

3.3. Sekundärliteratur

- bemühungen bemühungen. Mitteilungen des zentralen Arbeitskreises Johannes R. Becher im Kulturbund der DDR
- Bildchronik Johannes R. Becher. Bild-Chronik seines Lebens von Lilly Becher und Gert Prokop mit einem Essay von Bodo Uhse, Berlin 1961
- Dichter des Friedens Dem Dichter des Friedens. Johannes R. Becher zum 60. Geburtstag, Berlin 1951
- Erinnerungen Erinnerungen an Johannes R. Becher. Hrsg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, Leipzig 1968
- Katalog Urach »Roter Verschwörerwinkel« am »Grünen Weg«. Der »Uracher Kreis« Karl Raichles: Sommerfrische für Revolutionäre des Worts 1918–1931, Stadt Bad Urach 1991
- LW Wladimir Iljitsch Lenin. Werke. Hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU, 38 Bde., Berlin 1961–1964
- MEW Karl Marx / Friedrich Engels. Werke. Hrsg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, 42 Bde., Berlin 1961–1983
- SuF Sinn und Form. Zweites Sonderheft Johannes R. Becher, Berlin [1960].

Anmerkungen

I. Testament

- 1 BA S 151.
- 2 Vgl. Gespräch mit Theodor Brugsch, 2. 11. 1960, BA.
- 3 BA S 151. – Das Gedicht fügte B. nach fünf Fassungen (BA 15/15) im November 1956 in den Korrekturabzug des Bandes *Liebe ohne Ruh. Liebesgedichte 1913-1956* ein (GW VI, 298).
- 4 Vgl. die Ansprachen von Walter Ulbricht, Alexander Abusch und Anna Seghers in: *JRB zum Gedenken*, Deutscher Kulturbund, Berlin [1959], 7-24.
- 5 *Bildchronik*, 287.
- 6 *Arbeitskreis JRB im Deutschen Kulturbund*. Gründungsschrift. Deutscher Kulturbund, Berlin 1969.
- 7 Vgl. BwI, 422 u. GW VI, 651.
- 8 Vgl. GW VI, 538.
- 9 *Strassen u. Plätze*, BA S 166.
- 10 *Gespaltener Dichter*.
- 11 *Selbstzensur*, in: *Sinn und Form*, 3/1988, 543 ff.
- 12 Walter Hildebrandt. *Die Selbsttäuschungen und Lebenslügen des JRB*, in: *Universitas*, 4/1991, 357-369.
- 13 Fritz J. Raddatz. *Die Selbstverstümmelung des JRB*, in: *DIE ZEIT* v. 1.11. 1991, 73 f.
- 14 Bernd Witte. *JRB. Der Verrat der Intellektuellen*, in: *Die neue Gesellschaft*, 5/1992, 408-418.
- 15 Hildebrandt, 369.
- 16 Raddatz. *Selbstverstümmelung*.
- 17 Vgl. Witte sowie Michael Rohrwasser. *Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten*, Berlin 1991, 29 ff.
- 18 *Säuberung*.
- 19 Witte, 416.
- 20 Ebd., 418.
- 21 Rudolf Hagelstange. *Der Verrat aus Furcht*, in: *Der Monat* 29, 491 ff.
- 22 BwII, 397ff.
- 23 Nachlassfragment, BA S 172.
- 24 Bw II, 397ff.
- 25 Hans Mayer. *Der Turm von Babel. Erinnerung an eine Deutsche Demokratische Republik*, Frankfurt a. M. 1993, 111.
- 26 *Ein angegriffener Zeitgenosse*. Zu zwei Büchern von JRB. Von Heinrich Christian Meier, in: *DIE DEUTSCHE WOCHE* v. 25.8.1951.
- 27 Vgl. u.a. Konrad Franke. *B.s Pfade*, in: *Süddeutsche Zeitung* v. 18./19.9.1993; Jürgen Manthey. «*Zum Schluchzen menschlich*». Lebensgeschichte in zwei Bänden: JRB im Spiegel seiner Briefe, in: *Frankfurter Rundschau* v.29.10.

1993; Theo Meier-Ewert. *Immer die Flucht vom Ich zum Wir*, in: *Badische Zeitung* vom 5./6.2.1994; Fritz J. Raddatz. *Ich habe mir geschworen, einer der Großen zu werden*, in: *DIE ZEIT* v. 25.3.1994; sowie Stephan Reinhardt. *Vom Verrat des Intellektuellen. Sender Freies Berlin* v. 20.2.1994 – einen anderen Ton schlägt Günter Kunert an: *Moskauer Angst, private Gefühle*. JRBs Briefe und was sie verschweigen, in: *FAZ*. v. 5.10.1994.

Vgl. die Interviews zum Film *Das Geheimnis des JRB* in: *Gespräche um einen Dichter*. JRB. Hg. v. Ilse Siebert und Rolf Harder, Akademie der Künste der DDR, Berlin 1978.

II. Eine Pubertätstragödie

- 1 BA 55/1.
- 2 Nach einer Auskunft von Reinhard Müller.
- 3 *Autobiographie*. Handschrift im Literaturarchiv der Deutschen Bibliothek Frankfurt a. M., zit. nach der Erstveröffentlichung in: *bemühungen* 1985, 5.
- 4 Bw I, 408.
- 5 Ebd.
- 6 GW XVII, 356.
- 7 Bw I, 460.
- 8 Ebd.
- 9 Bw I, 480.
- 10 Ebd.
- 11 Das Original der Anklageschrift lagert im Deutschen Zentralarchiv Potsdam, zit. nach einer Kopie in: BA S 9, 4f.
- 12 Bw I, 409.
- 13 Raddatz. *Selbstverstümmelung*.
- 14 *Bildchronik*, 20.
- 15 GW I, 576.
- 16 Horst Haase. *JRB. Leben und Werk*. Schriftsteller der Gegenwart Bd. 1, Berlin 1981, 16. – Überarbeitung eines gleichnamigen Bandes von 1961, dessen Redaktion ein »Kollektiv für Literaturgeschichte« unter Leitung von Klaus Gysi vier Tage nach B.s Tod abschloß.
- 17 Vgl. *Ein Mißlungener Selbstmord und die Literatur des Expressionismus*. JRB als Schüler des Wilhelmsgymnasiums und sein autobiographischer Roman *Abschied*. Von Dr. Rolf Selbmann, in: *Jahresbericht des Wilhelmsgymnasiums München 1984/85*, 88–112. – Die Darstellung des Vaters übernahm *bemühungen* 1986, 16–18.
- 18 *Metamorphosen*, 53.
- 19 Ebd., 54f.
- 20 Ebd., 55ff.
- 21 Unveröffentl. Teil der Schülerakte, Kopie im BA.
- 22 Jürgen Haupt. *Gottfried Benn. JRB*, Hamburg 1994, 96.
- 23 Dr. Wittbrodt an das ZK der SED, Büro des Politbüros. 12. 12. 1958, IfGA, ZPA IV/2/201/84.

- 24 *Metamorphosen*, 58–66.
- 25 Ebd., 67 ff.
- 26 Ebd.
- 27 Laut Auskunft des bayerischen Staatsministeriums für Justiz, nach: Selbmann. *Selbstmord als Literatur*. Zur geschichtlichen Einordnung des expressionistischen Dichterbewußtseins bei Johannes R. B., in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Bd. XXX, Jg. 1986, 523.
- 28 GW XI, 118.
- 29 Ebd., 38.
- 30 Aus dem unveröffentl. Teil der Tagebücher Harry Graf Kesslers, zit. nach einer Abschrift der Marbacher Originale in: BA S 34.
- 31 GW XI, 441.
- 32 BA S 6.
- 33 *JRBs Schulzeit in Oettingen*. Aufsatz von Adolf Haas, BA S 35.
- 34 BA S 1.
- 35 Zit. nach: Wilhelm von Sternburg. *Lion Feuchtwanger*. Ein deutsches Schriftstellerleben, Berlin 1994, 55.
- 36 *Ein Mißlungener Selbstmord*, 91 ff.
- 37 Leonhard Frank. *München – Café Stefanie*, in: *SuF*, 120.
- 38 *Ein Mißlungener Selbstmord*, 91 ff.
- 39 Bw I, 5, 8.
- 40 Bw II, 5.
- 41 *bemühungen* 1988, 15.
- 42 GW I, 560.
- 43 Bw I, 10.
- 44 GW XI, 259 f.
- 45 Selbmann. *Selbstmord als Literatur*, 519.
- 46 Goethe. Berliner Ausgabe IX, 115, 112.
- 47 GW XI, 250 ff.
- 48 Ebd., 256, 260.
- 49 Besuch bei Ludwig Meidner, 18. 8. 1965, BA S 29.
- 50 Vgl. GW I, 31, 110.
- 51 *Metamorphosen*, 58–66.
- 52 *Insel*, S. 331.
- 53 Hedwig Stieve. Kindheitserinnerung an JRB, BA S 38.
- 54 GW XI, 209 f.
- 55 Tagebuch Kessler, 10. 6. 1918, BA S 34

III. Der Ringende

- 1 Auch Dich besuchte ich wie an Allerseelen versunkene Stätte Café Stefanie. JRB, BA S 11. – Zu B.s 70. Geburtstag in: *Das Magazin*, 5/1961, 12–14.
- 2 *Der Verleger Heinrich F. S. Bachmair. 1889–1960*. Expressionismus, Revolution und Literaturbetrieb. Akademie der Künste, Katalog 154, Berlin 1989, 7.

- 3 Reinhold Bulgrin. Zum Geleit, in: *Vagabunden-Brevier. Gedanken und Betrachtungen von Waldemar Bonsels*, Frankfurt a. M. 1924, VIII.
- 4 Laut Auskunft des Reuchlin-Gymnasiums Ingolstadt v. 16. 3. 1995.
- 5 BA S 12.
- 6 Wie B. behauptet: GW XI, 451.
- 7 Bwl, IIf.
- 8 Faksimile in: *Ein misslungener Selbstmord*, 112.
- 9 *Metamorphosen*, 57.
- 10 *Von unten auf. Ein neues Buch der Freiheit*. Gesammelt und gestaltet von Franz Diederich. 2 Bde., Berlin 1911.
- 11 Eduard Bernstein. *Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie*, Stuttgart 1899, 178.
- 12 Bachmair. *Bericht des ersten Verlegers*, in: *SuF*, 98 f.
- 13 Sergej Tretjakow. *Gesichter der Avantgarde*, Berlin und Weimar 1985, 348.
- 14 Vgl. Vorlesungsverzeichnis Berlin und München: BA S 3.
- 15 Bachmair. *Bericht*, 101.
- 16 Ebd., 102.
- 17 Faksimile in: *Der Verleger Bachmair*, 55.
- 18 Bachmair. *Bericht*, 105.
- 19 Heinrich von Kleist. *Werke und Briefe in vier Bänden*. Hrsg. v. Siegfried Streller, Berlin 1984, IV, 357.
- 20 Bachmair. *Bericht*, 102.
- 21 GW I, 562.
- 22 Nr. 8, Sp. 237 – zit. nach: *Die Aktion*. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. Hrsg. v. Franz Pfemfert. Eine Auswahl v. Thomas Rietzschel, Berlin und Weimar 1986, Sp. 55.
- 23 GW III, 224.
- 24 GW XI, 533 ff.
- 25 Bachmair. *Vorläufige Bemerkungen zu JRBs Roman-Fragment «Wiederanders»*, BA Beiträge über B., Sgn. 5.
- 26 Gespräch mit Bachmair, 13. 4. 1959, BA.
- 27 Vgl. Vorlesungsverzeichnis Berlin und München: BA S 3.
- 28 GW IX, 31 ff.
- 29 Ebd., 42.
- 30 Ebd., 55.
- 31 Ebd., IOOff.
- 32 Ebd., 44.
- 33 Ebd., 49.
- 34 Ebd., 47.
- 35 Ebd., 9.
- 36 Ebd., 8Iff.
- 37 Ebd., 84.
- 38 Ebd., 89.
- 39 Ebd.
- 40 Ebd., 93.
- 41 Ebd., 68.
- 42 Ebd., 104f.

- 43 Ebd., 107ff.
- 44 Editha Herden. *Vom Expressionismus zum »sozialistischen Realismus«*. Der Weg JRBs als Künstler und Mensch. Ein Beitrag zur Phänomenologie der marxistischen Ästhetik, Heidelberg 1962, 28–33.
- 45 Norbert Hopster. *Das Frühwerk JRBs*, Bonn 1969, 4.
- 46 GW IX, 97.
- 47 Siegfried Kracauer. *Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films*, Frankfurt a. M. 1984, 34–41.

IV. Triumph und Verfall

- 1 Tagebuch Kessler, 10. 5. 1916, BA S 34.
- 2 Vgl. Vorlesungsverzeichnis Berlin und München: BA S 3.
- 3 Bw I, 14.
- 4 GW I, 76.
- 5 Gespräch 16. 4. 1959, BA.
- 6 Paul Raabe. *Expressionismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen*, Olten 1965, 280.
- 7 Tagebuch Kessler, 17. 7. 1918, BA S 34.
- 8 Ebd., 13. 4. 1916.
- 9 Bw I, 30.
- 10 *JRB / Heinrich F. S. Bachmair. Briefwechsel 1914–1920*. Hrsg. v. Maria Kühn-Ludewig, Frankfurt a. M. / Bern / New York 1987, 84 ff.
- 11 Tagebuch Kessler, 28. 9. 1916, BA S 34.
- 12 Vgl. die Absatzzahlen vom 9. 11. 1921, in: *Insel*, 275.
- 13 Gottfried Benn. *Kunst und Staat* (1927), in: *Gesammelte Werke I*, 41 ff.
- 14 *JRB/Bachmair*, 85.
- 15 Bw I, 35.
- 16 Ebd., 43.
- 17 Ebd., 60.
- 18 *Insel*, 161.
- 19 Haupt, 102.
- 20 GW XII, 249.
- 21 Emmy Hennings. *Das flüchtige Spiel. Wege und Umwege einer Frau*. (1940), Frankfurt a. M. 1988, 181 ff.
- 22 Vgl. *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1989.
- 23 Hennings, 90, 92.
- 24 GW XIV, 339–343.
- 25 GW I, 78.
- 26 Hennings, 91.
- 27 Gespräch 16. 4. 1959, BA.
- 28 GW XV, 8, 16.
- 29 *Der Verleger Bachmair*, 34.
- 30 Gespräch 16. 4. 1959, BA.
- 31 Bw I, 18.
- 32 Bw I, 20f.

- 33 *Metamorphosen*, 94.
- 34 Bwl, 21 f.
- 35 Ebd., 23 f.
- 36 GW 1,127.
- 37 Ebd., 130f.
- 38 GW XII, 213.
- 39 GW XIV, 230f.
- 40 GW XII, 213f.
- 41 GW IX, 137.
- 42 Ebd., 147, 151.
- 43 Ebd., 133.
- 44 Ebd., 131f.
- 45 Bachmair. *Bericht*, 107.
- 46 GW IX, 63-66.
- 47 GW XI, 531 f.
- 48 GW IX, 127.
- 49 Benn. *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke*, Frankfurt a. M. 1982, 30.
- 50 Hans Mayer. Nachwort zu: *JRB. Gedichte*. Frankfurt a. M. 1973, 138.
- 51 GW XV, 18-23.
- 52 Erwin Piscator. *Ein neuer Kalender begann ...*, in: *SuF*, 581.
- 53 Kurt Pinthus. 14»S *B.s Frühzeit*, in: ebd., 118.
- 54 Vgl. *Epilog und lyrisches Ich* (1927), in: Benn. *Prosa und Autobiographie in der Fassung der Erstdrucke*, Frankfurt a. M. 1982, 269-275.
- 55 Bwl, 31.
- 56 Ebd.
- 57 Ebd., 32 ff.
- 58 Ebd., 34 ff.
- 59 *Expressionismus und Dadaismus*. Hrsg. von Otto F. Best, Stuttgart (1974) 1992, 55ff.
- 60 GWI, 173f.
- 61 Ebd., 198,251.
- 62 Ebd., 195f.
- 63 GW IX, 249.
- 64 Ebd., 252.
- 65 Ebd., 257.
- 66 Vgl. Reprint: *Der Almanach der NEUEN JUGEND auf das Jahr 1917*. Zentralantiquariat der DDR, Leipzig 1985.
- 67 Ebd., 262,256.
- 68 Ebd., 278 ff.
- 69 Ebd., 2 84 f.
- 70 Ebd., 243 f.
- 71 Karl Marx / Friedrich Engels. *Ein Komplott gegen die Internationale Arbeiterassoziation*. (1873), in: *MEW*, Bd. 18,428.
- 72 Ebd., 434.
- 73 Ebd., 399.
- 74 Ebd., 401.
- 75 Ebd., 430.
- 76 Ebd., 464.

- 77 Ebd., 465 ff.
 78 Ebd., 428.
 79 Ebd., 424 f.
 80 Ebd., 331.
 81 Filippo Tommaso Marinetti. *Technisches Manifest*, zit. nach: Hopster, 41.
 82 Ebd., 46ff.
 83 GW 1,180.
 84 MEW Bd. 18,462.
 85 Walter Benjamin. *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. (1936), in: *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung v. Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schwepenhäuser, Frankfurt a. M. 1991, Bd. 1, 467 ff.
 86 Ebd.
 87 Bw I, 40.
 88 Ebd., 40 f.
 89 Brief vom 18.2.1916, zit. nach: BA S 34.
 90 Faksimile in: *Mechtilde Lichnowsky. 1879-1958*. Bearbeitet von Wilhelm Hemecker, *Marbacher Magazin* 64/1993, 16.
 91 Bw 1,520.
 92 An Anton Kippenberg, 2.5.1916, in: *Harry Graf Kessler. Tagebuch eines Weltmannes*. Bearbeitet von Gerhard Schuster u. Margot Pehle, *Marbacher Kataloge* 43/1988, 305f.
 93 Tagebuch, 28.3.1916, BA S 34.
 94 Tagebuch, 15.11.1905, in: *Katalog Kessler*, 186.
 95 Eberhard von Bodenhausen an Hugo von Hofmannsthal, 14.4.1916, in: ebd., 302.
 96 Tagebuch, 12./13.4.1916, BA S 34.
 97 Ebd., 15.4.1916.
 98 Vgl. *Insel*, 255 ff., 433 f.

V. Hans im Glück

- 1 Ehrenbürger JRB, Stadtarchiv Jena, Sign. B III, II d 223.
- 2 Bericht über die Überreichung des Ehrenbürgerbriefes an JRB in Berlin, ebd., Sign. Ms-28.
- 3 «Die Aberkennung der Ehrenbürgerwürde (...) wird mit 40 Dafürstimmen, 17 Gegenstimmen und 24 Enthaltungen abgelehnt.» (Beschluss Nr. 53/91 vom 20. 3.1991)
- 4 *Sozialistische Universität*. Organ der Universitätsparteileitung der SED an der Friedrich-Schiller-Universität Jena v. 29.6.1977.
- 5 Bw I, 45.
- 6 Zit. nach: *Katalog Kessler*, 306.
- 7 Bw I, 42.
- 8 Tagebuch Kessler, BA S 34.
- 9 Ebd., 14.6.1916.
- 10 Ebd., 15.6.1916.

- 11 Ebd., 19. 6. 1916.
- 12 Ebd., 8. 8. 1916.
- 13 Ebd., 20. 8. 1916.
- 14 Ebd., 22. 8. 1916.
- 15 Ebd., 6. 9. 1916.
- 16 Ebd., 1. 11. 1916.
- 17 Bw I, 58.
- 18 Ebd., 56.
- 19 *Insel*, 27, 53.
- 20 Tagebuch Kessler, 28. 9. 1916, BA S 34.
- 21 Zit. nach: *Erinnerungen*, 38f.
- 22 Bw I, 51.
- 23 Ebd., 47.
- 24 *Insel*, 41f.
- 25 Zit. nach: ebd., S. 403.
- 26 Tagebuch Kessler, 3. 1. 1917, BA S 34.
- 27 *Insel*, S. 47.
- 28 Wilhelm von Stauffenberg an Katharina Kippenberg, 1. 3. 1917, DLA, Bestand Kippenberg, Sign. 64. 1064 / 53.
- 29 *Insel*, 50.
- 30 Laut Stauffenberg betrogen die Aufenthaltskosten in der Klinik »3 MK 50 – 4 Mk pro Tag« sowie in Ebenhausen »ungefähr 12 Mk«.
- 31 *Insel*, 91f.
- 32 Nach Mitteilung von Valentin Wieczorek, dem langjährigen Direktor der Jenaer Klinik, hat Lilly B. die Krankenakte ihres Mannes um 1961/62 in Begleitung eines Ministerialbeamten von seinem Vorgänger, Hugo Graf Kayserlingk, erbeten. Nach ihrem Tod (1978) wurde sie dem Archiv unter der Sign. S 39 beigelegt, doch nie aufgearbeitet. Eine vollständige Wiedergabe findet sich im Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 39, Stuttgart 1995, 101–110 (im folgenden: *Krankenakte*).
- 33 Karl Theodor Bluth. Typoskript aus dem Nachlaß ohne Titel, im DLA registriert unter der Bezeichnung »Über die Freundschaft zwischen JRB und Karl Theodor Bluth«, Bestand Bluth, Sign. 76.290/1.
- 34 Bw I, 26.
- 35 Tagebuch Kessler, 28. 3. 1916, BA S 34. – Am 19. 4. 1914 schrieb B. an Bachmair, Franz Muncker, Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte, habe seinen Vorschlag einer Doktorarbeit angenommen, er sei »schon eifrig dahinter« (*JRB/Bachmair*, 62). So könnte er tatsächlich eine Dissertation über Psychoanalyse in der Literatur geplant haben, die Krieg und Morphium zerschlugen.
- 36 Bluth. »Freundschaft«.
- 37 GW I, 275f.
- 38 GW IX, 213.
- 39 Vgl. Friedrich Hölderlin. [Das Werden im Vergehen] (1799).
- 40 GW I, 265, 349.
- 41 *Insel*, 100f.
- 42 Tagebuch Kessler, BA S 34.
- 43 GW I, 393.

- 44 *Insel*, 68ff.
- 45 Ebd.
- 46 Bw II, 21.
- 47 Anklageschrift, BA S 9.
- 48 Tagebuch Kessler, 7. 7. 1918, BA S 34.
- 49 Ebd., 28. 7. 1918.
- 50 *Insel*, 130f.
- 51 Tagebuch Kessler, 8. 8. 1918, BA S 34.
- 52 Ebd., 6. 9. 1918.
- 53 Eintrag 29. 8. 1918, in: *Krankenakte*, 109f.
- 54 *Insel*, 71f.
- 55 Tagebuch Kessler, 8. 8. 1918, BA S 34.
- 56 Eintrag 6. 9. 1918, in: *Krankenakte*, 110.
- 57 Tagebuch Kessler, 18. 9. 1918, BA S 34.
- 58 Ebd., 11. 10. 1918.
- 59 Zit. nach: *Erinnerungen*, 39f.
- 60 Bw I, 72.
- 61 Ebd., 74.
- 62 Eintrag 24. 10. 1918, in: DLA, Bestand Kessler, Verschiedenes. Autobiographisches. Tagebuch Bd. 10, Sign. x 68.447/12.
- 63 Eintrag 1. 11. 1918, in: *Krankenakte*, 110.
- 64 JRB, UAJ, Sign. Z 56.
- 65 GW IV, 27.
- 66 *Jenaer Volksblatt* v. 12. 11. 1918.
- 67 Bw I, 77.
- 68 *Insel*, 166.
- 69 Vgl. Geschichte der Universität Jena 1548/58–1958, Bd. 1, Jena 1958, 531 u. UAJ BA 2013.
- 70 Ebd., 536 u. UAJ BA 1818.
- 71 Gespräch mit Gertrud Morgner, 24. 1. 1963, BA. – Vgl. dagegen *Metamorphosen*, 204ff.
- 72 Alfred Noll. *Vor 40 Jahren*, in: *Volkswacht* v. 13. 1. 1959.
- 73 Vgl. Nachwort von Uwe Soukup zu: Sebastian Haffner. *Der Verrat*. 1918/1919 – als Deutschland wurde, wie es ist, Berlin 1994, 205ff.
- 74 Harry Graf Kessler. *Tagebücher 1918–1937*. Hrsg. v. Wolfgang Pfeiffer-Boli, Frankfurt a. M. 1982.
- 75 Bw I, 77.
- 76 Vgl. UAJ D 3202.
- 77 Herbert Koch. *Sprach JRB in Jena?*, in: *Volkswacht* v. 2. 11. 1962.
- 78 Gespräch mit Morgner, BA.
- 79 Bw I, 81.
- 80 Kessler. *Tagebücher 1918–1937*, 202.
- 81 GW II, S. 12, 18f.
- 82 Zit. nach Haffner. *Der Verrat*, 96.
- 83 Bluth. »Freundschaft«.
- 84 *Gustav Landauers Tod – Nach dem unter Eid abgegebenen Bericht eines Augenzeugen*, in: *Die Rettung*. Blätter zur Erkenntnis der Zeit. Hg. v. F. Blei und P. Gütersloh, II. Jg., 1919/20, Nr. 2, 26.

- 85 Aktennotiz nach Gespräch mit Martha Feuchtwanger, 12. 4. 1969, BA S 43; Kurt Pinthus. *Erinnerungen an B.s Frühzeit*, in: *SuF*, 117–119.
 86 Kessler. *Tagebücher 1918–1937*, 203.

VI. Um Gott

- 1 K.V. [Hans Taeger] *JRB*, in: *Das Volk* v. 19. 4. 1921.
 2 Hans Taeger. *Begegnungen mit JRB*, in: BA, Beiträge über B. 76. – Der 1968 veröffentlichte Teil des Typoskripts von 1948 (*Erinnerungen*, 32–34) blendet genau diese Fragen aus.
 3 GW VIII, 17–99.
 4 *Insel*, 102.
 5 Tagebuch Kessler, 10. 6. 1918, BA S 34.
 6 Ebd., 7. 7. 1918.
 7 Besuch bei Meidner, BA S 29.
 8 Lebenslauf um 1935, BA 55/1.
 9 Bw I, 82.
 10 Ebd., 83.
 11 Bluth. Der Begriff der Geistigkeit, in: *Die Rettung*, II. Jg., Nr. IV–V (Juli–August 1919), 45–49.
 12 Bluth. »Freundschaft«.
 13 Bw I, S. 83
 14 Tagebuch Kessler, 9. 5. 1916, BA S 34.
 15 Ernst Bertram. *Nietzsche. Versuch einer Mythologie*, Berlin (1918), 1919², 78f. ?
 16 Tagebuch, 20. 4. 1911, in: *Katalog Kessler*, 98–101.
 17 Bertram, 6f.
 18 Bw I, 87.
 19 DLA, Bestand Kippenberg, Sign. 64. 1064 / 51.
 20 *Insel*, 183.
 21 Bw I, 88.
 22 Ebd., 89.
 23 *Insel*, 186.
 24 GW IX, 297 ff.
 25 Taeger. *Begegnungen*.
 26 Bertram, 292.
 27 *Insel*, 187 ff.
 28 John Heartfield, George Grosz. *Der Kunstlump*, in: *Der Gegner*. Blätter zur Kritik der Zeit. Hrsg. v. Karl Otten u. Julian Gumperz, 1. Jg. (1920/21), Heft 10–12, 55.
 29 Bw I, 90f.
 30 Bertram, 187.
 31 Bw I, 91 ff.
 32 *Insel*, 197f.
 33 Vgl. Pia Daniela Volz. *Nietzsche im Labyrinth seiner Krankheit*. Eine medizinisch-biographische Untersuchung (1988), Würzburg 1990. 4
 34 Bertram, 167.

- 35 Ebd., 243.
- 36 Tagebuch Kessler, 9. 5. 1916, BA S 34.
- 37 *Menschliches, Allzumenschliches*. Ein Buch für freie Geister (1878), I (439), in: Friedrich Nietzsche. *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden (KSA). Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, München 1988, II, 286.
- 38 Ebd., MA I (463), 299.
- 39 Ebd., MA I (451 f.), 293 f.
- 40 Ebd., MA I (473), 307.
- 41 *Zur Genealogie der Moral*. Eine Streitschrift (1887), in: KSA V, 262 ff.
- 42 Ebd., 267 ff.
- 43 Ebd., 276.
- 44 Ebd., 294.
- 45 Ebd., 311 f.
- 46 Ebd., 322 ff.
- 47 Ebd., 332 ff.
- 48 Ebd., 351.
- 49 Ebd., 366 ff.
- 50 Ebd., 395 ff.
- 51 Ebd., 324 f.
- 52 Ebd., 275.
- 53 Ebd., 266.
- 54 Ebd., 407.
- 55 Ebd., 323 f.
- 56 KSA XII, 462 f.
- 57 *Also sprach Zarathustra I (Zarathustra's Vorrede 5) (1883)*, in: KSA IV, 20.
- 58 *Zur Genealogie*, 315.
- 59 KSA XII, 462.
- 60 Bertram, 362 f.
- 61 Zit. nach: Emanuel Hurwitz. *Otto Gross. Paradies-Sucher zwischen Freud und Jung*, Frankfurt a. M. 1988, 275.
- 62 *Jenseits von Gut und Böse* (1886) 238, in: KSA V, 175.
- 63 *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* (1872), in: KSA I, 31 ff.
- 64 Vgl. Christoph Türcke. *Geist und Sexus. Philosophie im Geschlechterkampf*, Frankfurt a. M. 1991, 9–50.
- 65 Vgl. Horst Kurnitzky. *Triebstruktur des Geldes*. Ein Beitrag zur Theorie der Weiblichkeit, Berlin (West) 1974.
- 66 *Zur Genealogie der Moral*, 57.
- 67 Vgl. Hurwitz, 119 ff.
- 68 Vgl. *Katalog Urach*, 22–36.
- 69 Ebd., 83 – Im BA-Gespräch (3. 2. 1960) geben Karl und Elisabeth Raichle »Sommer 1919« als erste Uracher Begegnung an. Mück hält einen Aufenthalt ohne polizeiliche Anmeldung, die sich erst ab 1920 nachweisen läßt, für ausgeschlossen. Daß B. »sehr gehetzt« war (ebd.), spricht evtl. doch für einen illegalen Unterschluß. – Laut *Bildchronik* (76f.) sei er 1919 auf eine Anzeige Karls gekommen, der Unterricht im

- Romanschreiben gesucht habe. Kurt Oesterle (*Urach, Kanaan, Deutschland einig Vaterland*. Zu JRBs politischer Mythologie, in: *NDL* 3/1997, 155–168) legt die Legende (nach Bestätigung durch Raichles Sohn) einer klischeehaften Demontage zugrunde.
- 70 Carl Zuckmayer. *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*, Wien 1966, 270.
- 71 *Insel*, 197.
- 72 Ebd., 199f.
- 73 Hermann Hesse. *Zarathustras Wiederkehr*. Ein Wort an die deutsche Jugend. Hrsg. v. Volker Michels, Frankfurt a. M. 1993, 22–38 ff.
- 74 *Katalog Urach*, 91.
- 75 Bw I, 98 ff.
- 76 GW II, 147 ff.
- 77 Ebd., 155 f.
- 78 Ebd., 176.
- 79 Ebd., 86.
- 80 Ebd., 111.
- 81 Ebd., 125.
- 82 Ebd., 124.
- 83 Ebd., S. 126.
- 84 G.W., in: *Zeitschrift für Bücherfreunde*, Jg. 12, Heft 1/2, April–Mai 1920, 13 f.
- 85 G.W., ebd., Jg. 13, Heft 5, September–Oktober 1921, 197 f.
- 86 Hanns Martin Elster. *Bücherschau. Neue Lyrik*, in: *Die neue Dichtung*, Jg. 5 (1922/23), Heft 2, 167 f.

VII. Ich habe zu funktionieren

- 1 Bluth. Typoskript aus dem Nachlaß ohne Titel, im DLA registriert unter der Bezeichnung »Über B.«: Bestand Bluth, Verschiedenes, Konv. Entwürfe und Notizen, Sign. 76.297–76.300.
- 2 Walter H. Sokel. *Der literarische Expressionismus*, München 1959, 279.
- 3 Tagebuch Kessler, 23. u. 25. 3. 1919, BA S 34.
- 4 Pressemitteilung v. 20. 7. 1920, zit. nach einer Erinnerung von Rudolf Hartig (7. 3. 1959), BA S 1.
- 5 *Katalog Urach*, 98.
- 6 Bw Bd. I, 100 f.
- 7 Bluth. »Über B.«.
- 8 Bw I, 102.
- 9 Bluth. »Freundschaft«.
- 10 GW XV, 30–34.
- 11 Vgl. ebd., 692 f.
- 12 Vgl. *Insel*, 433 f.
- 13 GW II, 183.
- 14 Ebd., 186 ff.
- 15 Bluth. »Freundschaft«.

- 16 GW XV, 25-29.
 17 Ebd., 29.
 18 *An alle Künstler und Intellektuellen!*, in: *Der Gegner*. Hrsg. v. Julian Gumperz und Wieland Herzfelde. II. Jg., 1920/21, Heft 12, 415.
 19 *Insel*, 273 f.
 20 GW II, 216.
 21 Ebd., 211.
 22 Besuch bei Meidner, BA S 29.
 23 GW II, 206-210.
 24 Ebd., 203 ff.
 25 Hölderlin. *Der Tod des Empedokles*. Erste Fassung. Erster Akt. [Fünfter Auftritt], V 525-534.
 26 Ebd., Zweiter Akt. [Vierter Auftritt], V 1361-1811.
 27 Dritte Fassung, V 393-453.
 28 Ebd., V 176,255,329-330.
 29 Vgl. den Briefwechsel zwischen Eva Herrmann und dem BA 1972 bis 1974 unter S 37. Eva Herrmann hat ihren eigenen Angaben zufolge von 100 B.-Briefen «etwa 50 Originale und 25 Xeroxkopien», davon ein Teil nur in Auszügen, dem Archiv übergeben. Weitere Kopien von 24, zum grössten Teil identischen Originalen, befinden sich im DLA, Bestand B., Sign, x 92.7.1/1-24.
 30 An Eva Herrmann, 27.2.1922, BA S 639.
 31 Eva Herrmann an Ilse Siebert, 21.7.1972, BA S 37.
 32 Ebd.
 33 Eva Herrmann an Ilse Siebert, 9.2.1974, ebd.
 34 Zit. nach: *Insel*, 435f.
 35 Nur teilw. veröffentlichte Passagen, zit. nach BA S 34.
 36 Zit. nach: *Katalog Kessler*, 375 f.
 37 Emil Julius Gumbel. *Vier Jahre politischer Mord*, Berlin 1922, 81, 99 ff.
 38 Ebd., 146.
 39 Ebd., 147ff.
 40 Ders. *Rede an Spartacus*, in: Christian Jansen. *Emil Julius Gumbel. Portrait eines Zivilisten*, Heidelberg 1991, 193 ff.
 41 GW XI, 272-280.
 42 An Eva Herrmann, 20.12.1922, BA S 669.
 43 Bwl, 105ff.
 44 Kessler an Kippenberg, 2.5.1916, zit. nach: *Katalog Kessler*, S. 306.
 45 Bwl, 103ff.
 46 *Der Bolschewismus*, in: Jansen, 194-200.
 47 GW II, 246, 257.
 48 Ebd., 230 ff.
 49 An Eva Herrmann. [November/Dezember 1922], BA S 661.
 50 An dies., 19.2.1923, BA S 698.
 51 Bwl, 113f.
 52 Ebd., 114f.
 53 *Prolog* (1920), in: Benn. *Gedichte*, 130
 54 *Gottfried Benn mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* dargestellt von Walter Lennig, Reinbek bei Hamburg (1962) 1994, 66 ff.

- 55 *Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste* (1922), in: Robert Musil. *Essays Reden Kritiken*. Hrsg. v. Anne Gabrisch, Berlin 1984, 225–249.
- 56 *Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit* (1921), in: ebd., 224.
- 57 *Der Dichter am Apparat* (1921), in: ebd., 187f.
- 58 Max Scheler. *Die Wissensformen und die Gesellschaft* (1926), Bern und München 1960, 200ff.
- 59 Bw I, 109.
- 60 An dies., 28. 1. 1923, BA S 686.
- 61 An dies., 30. 3. 1923, BA S 711.
- 62 Vgl. die Briefe vom 20. 2. und 30. 7. 1917, in: *Insel*, 52, 100.
- 63 GW Bd. 2, 329f.
- 64 *Literatur im Industriezeitalter*. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs. Hrsg. v. Peter-Paul Schneider u. a., Marbach 1987, 554ff.
- 65 GW II, 284.
- 66 Peter Demetz. *Worte in Freiheit*. Der italienische Futurismus und die deutsche literarische Avantgarde (1912–1934), München 1990, 108, 111f.
- 67 GW II, 327.
- 68 Ebd., 353f.
- 69 Ebd., 335f.
- 70 Ebd., 302f.
- 71 Ebd., 344.
- 72 Eintrag 6./7. 7. 1922, in: *Tagebücher*, 343.
- 73 GW II, 299.
- 74 Ebd., 300f.
- 75 Ebd., 316.
- 76 Ebd.
- 77 Ebd., 358.
- 78 Bw I, 116.
- 79 Ebd., 118.
- 80 Ebd., 119, 121.
- 81 Ebd., 122.
- 82 Ebd., 116.

VIII. Der einzig gerechte Krieg

- 1 Lene Sachse an Lilly B., 7. 4. 1964, BA S 19.
- 2 Ebd.
- 3 Marx. *Das Kapital*. Erster Band, in: *MEW* Bd. 23, 446–449.
- 4 Marx. *Das Kapital*. Dritter Band, in: *MEW* Bd. 25, 828.
- 5 Marx / Engels. *Die heilige Familie* oder Kritik der kritischen Kritik, in: *MEW*, Bd. 2, 38.
- 6 Gustav Julius. *Der Streit der sichtbaren mit der unsichtbaren Menschenkirche oder Kritik der Kritik der kritischen Kritik*, zit. nach: Wolfgang Mönke. *Die heilige Familie*. Zur ersten Gemeinschaftsarbeit von Karl Marx und Friedrich Engels. Berlin 1972, 237–247.
- 7 Tagebuch Kessler, 16. 2. 1918, BA S 34.

- 8 *Wie der Weltkrieg entstand*. Dargestellt nach dem Aktenmaterial des Deutschen Auswärtigen Amtes von Karl Kautsky. Berlin 1919, 14.
- 9 Ebd., 20.
- 10 Ebd., 12.
- 11 Ebd., 172–180.
- 12 *Außerordentlicher Internationaler Sozialisten-Kongreß zu Basel* am 24. u. 25. November 1912. Berlin 1912.
- 13 *Wie der Weltkrieg entstand*, 8.
- 14 Vgl. Wladimir Iljitsch Uljanow (Lenin). *Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution*, in: *LW*, Bd. 9, 1–130.
- 15 *Lenin – Ohne Terror kein Sieg*, in: Die Katastrophe des Kommunismus. Von Marx bis Gorbatschow, *SPIEGEL SPEZIAL* 4/ 1991, 57.
- 16 Annelie und Andrew Thorndike. *Das russische Wunder*, Berlin 1967⁵, 86–142. – Zur neueren Forschung vgl. Beryl Williams. *The Russian Revolution 1917–1921*, Oxford 1995; *Die Russische Revolution 1917*. Wegweiser oder Sackgasse? Hrsg. von Wladislaw Hedder u. a., Berlin 1997.
- 17 *LW* Bd. 31, 513.
- 18 Rosa Luxemburg. [*Zur russischen Revolution*], in: *Gesammelte Werke*. Berlin (1974) 1983³, Bd. 4, 364, 360.
- 19 Ebd., 361, 359.
- 20 Ebd., 362.
- 21 Ebd., 334, 364f.
- 22 Ebd., 364.
- 23 Haffner, 191.
- 24 Vgl. L. Dupeux. *Nationalbolschewismus in Deutschland 1919–1933*. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik, München 1985.
- 25 Clara Zetkin. *Der Kampf gegen den Faschismus*, in: Protokoll der Konferenz der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale, Moskau, 12.–23. Juni 1923, Hamburg 1923, 204–232.
- 26 Vgl. Hermann Weber. *Die Wandlung des deutschen Kommunismus*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1969 und O. K. Flechthelm. *Die KPD in der Weimarer Republik*, Frankfurt a. M. 1976; speziell zum Oktober 1923: W. T. Angress. *Stillborn Revolution. Die Kampfzeit der KPD 1921–1923*, Wien 1973; O. Wenzel. *Die Kommunistische Partei Deutschlands im Jahre 1923*, Diss. Berlin (West) 1955.
- 27 Bw I, 119f.
- 28 GW XII, 54.
- 29 Lene Sachse an Lilly B., 7. 4. 1964, in: BA S 19.
- 30 Bw I, S. 122.
- 31 *Frankfurter Zeitung an B.*, in: JRB. Lyrik Prosa Dokumente. *Eine Auswahl*. Hrsg. v. Max Niedermayer, Wiesbaden 1965, IV–VI.
- 32 Vgl. Demetz, 107 u. Hopster, 41.
- 33 Bw I, 564–566.
- 34 GW VII, 9.
- 35 Ebd., 16.
- 36 Ebd., 20f.
- 37 Ebd., 22ff.
- 38 Ebd., 30ff.

- 39 LW Bd. 36, 577ff.
- 40 LW Bd. 33, 249–295.
- 41 Ergänzung zum *Brief an den Parteitag* vom 29. 12. 1922.
- 42 *Tagebuchblätter* (2. 1. 1923), in: LW Bd. Bd. 33, 447–452.
- 43 *Über das Genossenschaftswesen* (6. 1. 1923), in: LW Bd. 33, 453–461.
- 44 *Tagebuchblätter*.
- 45 *Lieber weniger, aber besser* (2. 3. 1923), in: LW Bd. 33, 474–490.
- 46 *Über unsere Revolution* (16. 1. 1923).
- 47 *Lenin – Ohne Terror kein Sieg*, S. 60.
- 48 *Zur Frage der Nationalitäten oder der »Autonomisierung«*. 30./31. 12. 1922.
- 49 GW XII, 54.
- 50 GW VII, 35.
- 51 GW VIII, 125f.
- 52 Ebd., 154f.
- 55 Ebd., 155.
- 56 Ebd., 162.
- 57 Ebd., 67.
- 58 Ebd., 172ff.
- 59 Ebd., 181.
- 60 GW XII, 12ff.
- 61 GW VIII, 167, 189.
- 62 Hans Günther. *Der sozialistische Übermensch*. Maksim Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos, Stuttgart 1993, 92.
- 63 Zu Lunatscharkis »Mythologie der Arbeit« vgl. ebd., 84–91.
- 64 Leo Trotzki. *Literatur und Revolution*, 1968, 215.
- 65 Hermann Hettner. *Das moderne Drama* (1852), in: ders. *Schriften zur Literatur*, Berlin 1958, 217f.
- 66 Laut Bericht des Berliner Polizeipräsidiums vom 8. 9. 1925 an das Reichsgericht, in: Anklageschrift, BA S 9. Allerdings werden nur »Vortragsreisen« erwähnt.
- 67 GW XV, 35–53.
- 68 Ebd., 51.
- 69 Undatierter Brief vom Frühjahr 1924 an Eva Herrmann, mit dem er sein »neues Prosabuch« übersandte, BA S 768. Am 24. 12. 1923 kam Kessler zu B., der ihm drei Tage darauf seinen Romanentwurf *Die Eroberung des Vaterlandes* vorstellt (DLA Bestand Kessler, Tagebuch, Sign. 78.462/4 – nach Mitteilung von Heike Schillo).
- 70 *Gegen das Gutachten der amerikanischen Bankiers – das Arbeitergutachten!* Aufruf der Zentrale der KPD vom 29. 8. 1924, in: *Die Rote Fahne* v. 4. 9. 1924.
- 71 An Ilse Siebert, 21. 7. 1972, in: BA S 37 sowie Eva Herrmann. *Von drüben*, Remagen 1976.
- 72 Vgl. die Kopie eines Briefes ohne Datum im B.-Bestand des DLA: x 92.7.1/18.
- 73 Bw I, 125.
- 74 Ohne Datum. DLA, Bestand B., x 92.7.1/17.
- 75 GW IX, 327ff.
- 76 Ebd., 330f.

- 77 Ebd., 355 f.
- 78 Ebd., 364–373.
- 79 *Also sprach Zarathustra* I (Vorrede 4), in: KSA IV, 17.
- 80 GW IX, 361 ff.
- 81 Ebd., 359.
- 82 Ebd., 335 f., 339 f., 360 f.
- 83 Besuch bei Meidner, BA S 29.
- 84 Wilhelm Stekel. *Die Psychoanalyse in der modernen Lyrik*, in: *Zentralblatt für Psychoanalyse*, 3. Jg., 1913, 259 – zit. nach: B./Bachmair, 76.
- 85 Lou Andreas-Salomé. *In der Schule bei Freud*, Zürich 1958, 155. – Vgl. Joachim Köhler. *Zarathustras Geheimnis*, Reinbek 1992, 338.
- 86 *Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou von Salomé*. Die Dokumente ihrer Begegnung, Frankfurt a. M. 1970, 135.
- 87 Zu Leopold von Sacher-Masochs *Venus im Pelz* (1870) als Quelle Nietzscheanischer Metaphern vgl. Köhler (118 f.), der die Homosexualität Nietzsches als Geheimnis seines Gottes deutet. Lou erscheint als unreife Verführerin. Vgl. dagegen vom Verf.: *Die Lust der Erkenntnis*. Vom »Ewig-Männlichen« und der Tragikomik höherer Gefühle, in: *Palmbaum*. Literarisches Journal aus Thüringen, Heft 3/ 1993, 69–77.
- 88 Theodor W. Adorno. *Minima Moralia*, Frankfurt a. M. 1970, 52; Erich Fromm. *Autorität und Familie*, Paris 1936, S. 126 – vgl. Michael Rohrwasser. *Saubere Mädel. Starke Genossen*, Frankfurt a. M. 1975, 102.
- 89 GW II, 507.
- 90 Ebd., 379.
- 91 Ebd., 378, 381.
- 92 Arthur Moeller van den Bruck. *Die radikale Ideologie des jungen Italien* (1913), in: Demetz, 235.
- 93 Marinetti. *Technisches Manifest*, in: ebd., 198.
- 94 *Katalog Urach*, 132 f.
- 95 Ebd., 133 f.
- 96 Im unveröffentl. Teil des Gesprächs, BA.
- 97 GW XV, S. 60–76; vgl. auch: *Bürgerlicher Sumpf – Revolutionärer Kampf* (1925), in: ebd., 77–91.
- 98 *Ein Kampftruf*, in: ebd., 94 f.
- 99 GW X, 562.
- 100 Lilly B. hat nahezu alle Frauen in der *Bildchronik* getilgt: weder Käthe Ollendorff noch Eva Herrmann oder Lotte Rotter finden Erwähnung, einzig Emmy Hennings erscheint als »blonde Muse« (38). Bei Haase (44, 51, 69) taucht die »Ehefrau bis 1921« in einem Nebensatz auf, steht Eva für die Möglichkeit eines sorgenfreien Lebens und »heiratet er ... seine Frau Lotte, eine fortschrittliche Chemikerin«, die »ihm auch Gefährtin im politischen Kampf« gewesen sei. Sie verkommt zum gesichtslosen Anhängsel und namenlos »geht« ein nie wieder genannter Sohn »aus ihrer Ehe ... hervor« wie aus einer chemischen Reaktion. – Meidner (BA S 29) hat angegeben, Lotte sei mit einem reichen Mann verheiratet gewesen. Da sie sich nicht zur Trennung entschließen konnte, habe B. sie »mit vorgehaltener Pistole« aus dem Auto des anderen entführt.

- 101 Nach Friedrich Nagel, BA.
- 102 *Thesen und Resolutionen des V. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale*, Hamburg 1924, 121.
- 103 GW X, 557.
- 104 Ebd., 384.
- 105 Ebd., 556.
- 106 Ebd., 23.
- 107 Ebd., 55.
- 108 Ebd., 96–100.
- 109 Ebd., 64–76.
- 110 Ebd., 213 ff.
- 111 Ebd., 399–408.
- 112 Ebd., 9 ff.
- 113 Ebd., 557 f.
- 114 Vgl. Nietzsche. *Der Fall Wagner* (1888), in: KSA VI, 27.
- 115 GW X, 394.
- 116 Ebd., 340 f.
- 117 Ebd., 35, 57.
- 118 Max Hermann-Neisse. *JRB / Levisite*, in: *Die Aktion*, 1926, Sp. 27 – Wiederabdruck in: JRB. Lyrik Prosa Dokumente, VIII f.
- 119 Klaus Theweleit. *Männerphantasien*, 2 Bde., Basel / Frankfurt a. M. 1978 bzw. Reinbek 1980 ff.; Michael Rohrwasser. *Der Weg nach oben: JRB. Politiken des Schreibens*, Basel/Frankfurt a. M. 1980, 200–208.
- 120 Rohrwasser. *Der Weg*, 186.
- 121 Ebd., 215.
- 122 Benjamin. *Über den Begriff der Geschichte* (1940), in: *Ges. Schriften I.2*, 700.
- 123 Ebd., 695.
- 124 Ebd., 701.
- 125 Vgl. die Ansätze zu einer Theorie des Erwachens im *Passagen-Werk* (V.1, 490 ff.) sowie die Nachlaßnotiz *Ausgraben und Erinnern* (IV.1, 400 f.).
- 126 Fromm. *Die Entdeckung des gesellschaftlichen Unbewußten*. Schriften aus dem Nachlaß. Bd. 3. Hrsg. v. Rainer Funk, München 1995, 143 ff.
- 127 Benjamin. *Nachlaßnotizen*, in: I.3, 1243 f.
- 128 *Der destruktive Charakter* (1931), in: IV.1, 396 ff.
- 129 *Begriff der Geschichte*, I.2, 698; I.3, 1234.
- 130 *Moskauer Tagebuch*, Frankfurt a. M. 1980, 108.
- 131 *Nachlaßnotiz*, in: I.3, 1232.
- 132 Anmerkung in: I.3, 1228.
- 133 Nagel im Gespräch.
- 134 Hermann-Neisse. *Levisite*.
- 135 Vgl. *Aktionen Bekenntnisse Perspektiven*. Berichte und Dokumente vom Kampf um die Freiheit des literarischen Schaffens in der Weimarer Republik. Hrsg. v. Alfred Klein, Berlin 1966, 545 f.
- 136 Ebd. – In der *Sammlung Toller* der Akademie der Künste Berlin (Hanseatenweg) finden sich acht protokollartige Rundbriefe, die Rudolf Leonhard als Sekretär der »Gruppe 1925« verfaßt hat. Demnach gehörten ihr im März 1926 32 Autoren an, von denen aber nur ein Viertel an

- den Treffen teilnahm. Döblin hat ein, nicht überliefertes, Programm entworfen, das im Januar angenommen wurde. Döblin, Wolfenstein und B. sollten sich in dringenden Fällen mit Leonhard über das Auftreten der Gruppe verständigen. Ende Januar 1927 jedoch erklärt letzterer seinen Austritt wegen mangelnder Aktivität der anderen, von denen er Brecht und Wolfenstein ausnimmt. – Vgl. Klaus Kändler, *B. und die »Gruppe 1925«*, in: *Zum Verhältnis von Geist und Macht*, 89–92. – Eine Mitgliederliste der »Gruppe 1925« verzeichnet in der *Literarischen Welt* (20/1926, S. 2) 34 Namen (vgl. *Literaturdebatten in der Weimarer Republik*, Berlin und Weimar 1980, 751). – Zu Brechts Mitarbeit vgl. Werner Mittenzwei, *Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit den Welträtselfeln*, Berlin 1986, I, 229f.
- 137 Ebd., 47f.
- 138 Alexander Abusch. *Der Deckname. Memoiren*, Berlin 1981, 174.
- 139 Laut Anklageschrift, zit. nach: *Aktionen*, 549.
- 140 GW XV, 134–136.
- 141 *Aktionen*, 74.
- 142 Ebd., 77.
- 143 GW X, 555.
- 144 Unveröffentlichter Teil einer Tagebucheintragung, zit. nach: BA S 34. – Vgl. GW III, 20ff.
- 145 Vgl. Arno Hausmann, 3. 10. 1989, BA S 17.
- 146 Diesen Teil hat Pfeiffer-Boli hrsg.: Kessler. *Tagebücher 1918–1937*, 558f.
- 147 *Der falsche Prinz*. Leben und Abenteuer von Harry Domela, Berlin 1927.
- 148 Die Anklage wurde zuerst in der Broschüre *Der literarische Hochverrat von JRB* (Berlin 1928, 6f.) publiziert. Wiederabdruck in: *Aktionen*, 81f.
- 149 Arthur Holitscher. *Reisen*, Potsdam 1928, 241 ff.
- 150 Gespräch mit Bernhard Reich, 6. 5. 1963, BA.
- 151 Zentrales Staatsarchiv für Literatur und Kunst. Moskau, Fonds 1347 – Faksimile in: *Bildchronik*, 75.
- 152 *Aktionen*, 91–108.
- 153 *Kleiner Rat, Dokumente anzufertigen* (1926), in: Bertolt Brecht. *Werke*. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, XXI, 163f.
- 154 GW XV, 161ff.
- 155 Albert Ehrenstein. *Deutsche Dichterkrönung* (1928), zit. nach: *Aktionen*, 109f.
- 156 Sitzungsprotokolle der Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste, zit. nach einer Kopie aus dem Alfred-Wolfenstein-Archiv der Akademie der Künste Berlin (Hanseatenweg) in BA S 26.
- 157 Ricarda Huch an Oskar Loerke, 17. 2. 1933, zit. nach: Inge Jens. *Dichter zwischen rechts und links*. München 1971, 189.
- 158 GW XV, 149.

IX. Der große Plan

- 1 *Katalog Urach*, 114, 143.
- 2 Gespräch mit Karl und Elisabeth Raichle, BA.
- 3 Zit. nach Isaac Deutscher, *Stalin. Eine politische Biographie*, Berlin 1990, 354.
- 4 J[oseph]. Stalin. *Über die Grundlagen des Leninismus / Zu den Fragen des Leninismus*. Berlin 1946, 105. (Deutsche Erstveröffentlichung im Verlag Neuer Weg, die auf die Stalinisierung der SED vorausweist.)
- 5 Ebd., 79.
- 6 So braucht Stalin 1938 die *Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki)* weitgehend nicht zu entstellen, da seine Opponenten sich der Verstellung bedienten. Wie sollten Leser der deutschen Erstausgabe von 1946 (Verlag der sowjetischen Militärverwaltung, 351) zwischen Wahrheit und Lüge unterscheiden?
- 7 Ebd., 308.
- 8 Aus dem Protokoll des April-Plenums 1926 zit. nach: Nikolai Wassezki. *Lew Trotzki. Ein Gesicht im Schaufenster der Geschichte*, in: »Unpersönlich«. *Wer waren sie wirklich?*, Berlin und Weimar 1990, 115.
- 9 *MEW*, Bd. 23, 770.
- 10 Ebd., 752, 760f.
- 11 Stalin, 43, 73.
- 12 *Geschichte der KPdSU*, 372.
- 13 Zit. nach Deutscher, 423.
- 14 Lenin. *Parteiorganisation und Parteiliteratur* (1905), in: *LW*, Bd. 10, 30ff.
- 15 Ebd.
- 16 Ders. *Über proletarische Kultur* (1920), in: *LW*, Bd. 31, S. 307f.
- 17 Zit. nach Jürgen Rühle. *Literatur und Revolution. Die Schriftsteller und der Kommunismus in der Epoche Lenins und Stalins* (1960/85), Frankfurt a. M., Olten, Wien 1987, 165.
- 18 Zit. nach Edgar Weiss. *JRB und die sowjetische Literaturentwicklung (1917–1933)*, Berlin 1971, 106.
- 19 Ebd., 108.
- 20 Vgl. Simone Barck. *IVRS*, in: *Lexikon sozialistischer Literatur*, Stuttgart und Weimar 1994, 224.
- 21 Reich. *Persönliches über B.* (1961), BA S 15 – Vielleicht bezieht er sich nur auf eines der Vorgespräche in der Wohnung Lunatscharskis, die Weiss erwähnt.
- 22 *GW XV*, 619ff.
- 23 Ebd., 618.
- 24 Ebd., 622ff.
- 25 Ebd., 613f.
- 26 Ebd., 627.
- 27 Nach Darstellung seiner Lebensgefährtin: Babette Gross. *Willi Münzenberg. Eine politische Biographie*, Stuttgart 1967, 213.
- 28 *GW XV*, S. 159f.
- 29 Vgl. Christoph Hein. *Der »Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller«*. *Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer*

- Republik*, Münster, Hamburg 1991, 46 – Nach Barck (*BPRS*, in: *Lexikon*, 97) fand sich der Aufruf bereits im Juni 1928 in der PFK.
- 30 Vgl. GW XV, 642; Lebenslauf 1935: BA 55/1.
- 31 Vgl. Hein, 29.
- 32 Ebd., 63.
- 33 Ebd., 62.
- 34 Willy Haas. *Wir und die »Radikalen«*, in: GW XV, 732.
- 35 Hans Brandenburg. *Offene Antwort*, in: ebd., 720.
- 36 Hans Reiser. *Der Dichter und die Zeit*. Offener Brief an Hans Brandenburg, in: ebd., 704.
- 37 Bw I, 127.
- 38 GW XV, 177 f.
- 39 Ebd.
- 40 Ebd., 180 ff.
- 41 GW X, 445–449.
- 42 Ebd., 496–526.
- 43 GW III, 147.
- 44 Friedrich Hebbel. *Gyges und sein Ring*. (1854), 5. Akt.
- 45 Nach Edith Bergmann im Gespräch, 6. 11. 1961, BA.
- 46 Bw I, 134.
- 47 Ebd., 130.
- 48 Bw II, 33.
- 49 Ebd., 34.
- 50 Ebd., 35.
- 51 Ebd., 36 ff.
- 52 Hans Lorbeer. *Fahrt nach Carona*, in: *Erinnerungen*, 83.
- 53 Ebd., 87.
- 54 Ebd., 90 ff.
- 55 Ebd., 93.
- 56 Ebd., 99.
- 57 Zit. nach: Dieter Heinemann. *Die Stellung JRBs in der proletarisch-revolutionären Literaturbewegung*, in: *Der junge B*, Kulturbund der DDR, Berlin 1984, 70 f. – Vgl. auch ders.: *Der proletarisch-revolutionäre Dichter Hans Lorbeer. Leben und lyrisches Werk bis zum Jahr 1933*. Diss. Halle-Wittenberg 1976.
- 58 Karl Grünberg. *Er bahnte mir den Weg*, in: *SuF*, 181.
- 59 Trude Richter im Gespräch mit Ernst Stein, 6. 8. 1962, BA. – In ihren Erinnerungen (*Totgesagt* [1964], Halle/Leipzig 1990, 33) wird »der Mann in der Lederjoppe« als »Genosse, abhold jeglicher Pose« beschrieben.
- 60 Bw II, 38 ff.
- 61 Lorbeer. *Ballade vom »Stickstoff«*, in: *SuF*, 185.
- 62 Vgl. *Alfred Döblin 1878–1978*. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs, Marbacher Katalog 30, 1978, 268 ff.
- 63 Im Marbacher Katalog zur ständigen Ausstellung *Das 20. Jahrhundert* (1982, 249) stehen die gleichen Zitate für eine umgekehrte Wertung.
- 64 *Unser Programm in Wort und Bild*, Berlin 1931, 2 ff.
- 65 Vgl. Gerhard Paul. *Aufstand der Bilder*. Die NS-Propaganda vor 1933, Bonn 1990.

- 66 *Unser Programm*, 45, 28 f.
- 67 *Sozialdemokratische Lehr- und Lesebücher*, Nr. 1: *Die sozialdemokratische Wahlpolitik. Nach Friedrich Engels*. Hrsg. u. eingel. v. Paul Kampffmeyer, Berlin 1931, 3.
- 68 *Sozialdemokratische Lehr- und Lesebücher*, Nr. 3: *Marx-Engels und der kapitalistische Staat*. Hg.: J. P. Mayer, Berlin 1931, 48.
- 69 *Sozialdemokratische Lehr- und Lesebücher*, Nr. 4: Otto Friedlaender. *Der Staat der deutschen Arbeit*, Berlin 1931, 22.
- 70 Ebd., 45 ff.
- 71 Anna Siemsen. *Parteidisziplin und sozialistische Überzeugung*, Berlin 1931, 18.
- 72 Ebd., 25 f.
- 73 Ebd., 30 ff.
- 74 *Offener Brief*, in: *Die Rote Fahne* v. 3. 5. 1927. – Zit. nach: *Zur Geschichte der Kommunistischen Partei Deutschlands* (Berlin 1954, 229) – einer vom Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut herausgegebenen Materialsammlung, die das Selbstverständnis der frühen SED anzeigt.
- 75 *Mit Hindenburg oder mit der Arbeiterschaft?* (20. 9. 1927), in: ebd., 241 ff.
- 76 Vgl. Henry Ashby Turner. *Die Großunternehmer und der Aufstieg Hitlers*, Berlin 1985.
- 77 *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*. Sämtliche Fragmente. Hrsg. v. Elke Fröhlich, München 1987, Teil I, Bd. 2, 208.
- 78 *Manifest des XII. Parteitages*, in: *Geschichte der KPD*, 263 ff.
- 79 Ebd.
- 80 *Über den Kampf gegen den Faschismus*. Resolution des Politbüros des ZK der KPD (4. 6. 1930), in: ebd., 277.
- 81 *Programmerkklärung zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes* (24. 8. 1930), in: ebd., 289 ff.
- 82 *Die nächsten und höheren Aufgaben der KPD. Aus der Resolution des Januar-Plenums 1931*, in: ebd., 306.
- 83 Clara Zetkin. *Rede zur Eröffnung des Reichstages am 20. 8. 1932*, in: ebd., 340 ff.
- 84 *Unsere unerschütterliche Einheit – das Unterpfeiler unseres Sieges! Entschließung der Reichsparteikonferenz vom Oktober 1932*, in: ebd., 347 ff.
- 85 *Die KPD im Kampf um die Eroberung der Mehrheit der Arbeiterklasse*. Rede des Genossen Ulbricht, in: *INPREKORR* (Internationale Pressekorrespondenz) Nr. 7, 18. 1. 1933, 240 f.
- 86 Karl Biro / Aldár Komját. *Entwurf einer Plattform des Bundes*. (9. 10. 1931) – Hein (149 ff.) zit. in Auszügen ein bislang unveröffentl. Typskript, das er im (einstigen) Leipziger Institut für Literaturgeschichte der Akademie der Künste der DDR gefunden hat.
- 87 An die IVRS, 17. 6. 1931, zit. nach: Hein, 148.
- 88 So die These von Helga Gallas (*Marxistische Literaturtheorie. Kontroversen im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller*, Neuwied 1971, 58), die Hein (151) übernimmt. Bei ihm erscheint B. als »führende Multifunktionär der internationalen kommunistischen Literaturbewegung«, der in Abhängigkeit seiner Weisungen den Kurs des Bundes bestimme

und »großen Einfluß auf die internationale proletarisch-revolutionäre Literaturentwicklung« habe. In der Exilzeit komme ihm »großes Verdienst um die Schaffung einer Einheitsfront der antifaschistischen Schriftsteller zu« (286). Hinter der behaupteten Quantität bleibt die Qualität von Einfluß und Verdienst B.s gleichermaßen im Dunkeln.

- 89 Bw I, 140.
- 90 B. und Lukács waren eben nicht die »Exponenten der rasch erstarrenden Parteibürokratie«, denen »die Revolutionäre Brecht, Piscator und Wolf« (Alexander Stephan. *Zwischen Verbürgerlichung und Politisierung*. Arbeiterliteratur in der Weimarer Republik, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.). *Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur*, München 1977, 71f.) gegenüberstanden. Mit solch schlichten Etikettierungen wurden die ästhetischen und politischen Probleme in den »revolutionären« Siebzi- gern eher verdrängt denn ausgelotet.
- 91 Eintrag 17. 6. 1917, in: *Krankenakte*, 104.
- 92 Vgl. Lebenslauf 23. 9. 1936, in: *Metamorphosen*, 205.
- 93 Biro/Komját zit. nach: Hein, 150f.
- 94 (Lukács / Gábor / B.) *Entwurf zu einem Programm des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller*, in: *Zur Tradition der sozialistischen Li- teratur in Deutschland*. Eine Auswahl von Dokumenten. Hrsg. u. kom- mentiert von der deutschen Akademie der Künste zu Berlin, Berlin und Weimar 1967, 385–402.
- 95 Zit. nach: Hein, 148.
- 96 GW XV, 333.
- 97 Vgl. *Protokoll des V. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale*, Bd. 1, Hamburg (1924), S. 53.
- 98 Trude Richter im Gespräch, 6. 8. 1962, BA. – In *Totgesagt* (36) wird Gá- bor die Klage zugeschrieben.
- 99 Ernst Ottwalt. »*Tatsachenroman*« und *Formexperiment*, in: *Zur Tradi- tion*, 463–472.
- 100 GW Bd. 15, 197.
- 101 Ebd., S. 611f.
- 102 So in Mittenzweis Darstellung der Brecht-Lukács-Debatte: *Der Streit zwischen nichtaristotelischer und aristotelischer Kunstauffassung*, in: *Dia- log und Kontroverse mit Georg Lukács*. Der Methodenstreit deutscher sozialistischer Schriftsteller, Leipzig 1975, 153–203. In seiner Brecht- Biographie (I, 393ff.) wird die »nicht gerade ... noble Haltung« zum Bund nur nobel angedeutet.
- 103 Erwin Piscator. *Über Grundlagen und Aufgaben des proletarischen Thea- ters*, in: *Der Gegner*, II. Jg., 1920/21, Heft Nr. 4, 80ff.
- 104 Klaus Neukrantz. »7000«, in: Ludwig Hoffmann / Daniel Hoffmann- Ostwald. *Deutsches Arbeitertheater 1918–1933*. Eine Dokumentation, Berlin 1961, 142.
- 105 An Eva Hermann, [Frühjahr 1924], in: *Sonntag* 42, 1978, 6.
- 106 GW VIII, 155.
- 107 Vgl. *Arbeitertheater*, 155ff.
- 108 GW VIII, 103.
- 109 GW XV, 184f.

- 110 Am 25. 11. 1931 schreibt B. an Béla Illés, den Sekretär der IVRS, er könne »sicher mit einigen Leuten sprechen, die hier etwas zu sagen haben« (Bw I, 145). Im Februar 1932 bittet er, Balázs möge nochmals intervenieren – »sonst bin ich hier erledigt. Was augenblicklich für unsere Sache nicht gut wäre.« (149) Einen Monat später ist Lotte »wieder eingestellt« (152). Ob dies einer Moskauer Intervention zu verdanken war, bleibt offen. Daß ein solcher Umweg überhaupt nötig wurde, zeigt jedoch, wie gering sein Einfluß und Stellenwert in Berlin war.
- 111 Mittenzweis schöne Wendung, Brecht habe »seine Schritte mit den Leuten koordinieren (wollen), die er einzig für fähig hielt, die Dinge zu wenden«, habe sich gar »als Beauftragter der Partei der Arbeiterklasse« begriffen (*Leben Brechts* I, 346, 368), klingt wie vom Meister selbst verfaßt – und redet über die unschöne Wirklichkeit dieser Partei hinweg.
- 112 *Im Gespräch mit Manfred Wekwerth*, zit. nach: Bertolt Brecht. *Die Maßnahme*. Kritische Ausgabe mit einer Spielanleitung von Reiner Steinweg, Frankfurt a. M. 1972, 263.
- 113 Ebd., 237.
- 114 Aus: Ruth Fischer. *Stalin and German Communism* (1948), in: ebd., 418.
- 115 Ebd., 63.
- 116 Ebd., 60.
- 117 Ebd., 63.
- 118 Herbert Lüthy. *Vom armen B. B.* (1952), in: ebd., 60.
- 119 Ebd., 237.
- 120 Durus (Alfred Kemény). *Die »Maßnahme«, ein Lehrstück* (1931), in: ebd., 372.
- 121 Otto Biha. *Maßnahme* (1931), in: ebd., 354.
- 122 Alfred Kurella. *Ein Versuch mit nicht ganz tauglichen Mitteln* (1931), in: ebd., 378 ff.
- 123 Lenin. *Rede auf dem 3. allrussischen Kongreß des kommunistischen Jugendverbandes Rußlands* (1920), in: ebd., 60.
- 124 Ebd., 324 ff.
- 125 Ebd., 331 ff.
- 126 Ebd., 329, 339.
- 127 *Aussprache über »Die Maßnahme«,* in: ebd., 341.
- 128 *Zur Theorie des Lehrstücks* (um 1937), in: ebd., 251.
- 129 An Paul Patera, 21. 4. 1956, in: ebd., 258.
- 130 *Zur Theorie*, ebd., 252.
- 131 Vgl. die modellhaft antikommunistische Inszenierung am Detmolder Gymnasium Leopoldinum II von 1959: ebd., 427–435.
- 132 Lukács. *Aus der Not eine Tugend* (1932), in: *Zur Tradition*, 484.
- 133 GW Bd. 15, 334.
- 134 Ebd., 374.
- 135 Vgl. *Zur Tradition*, 770.
- 136 GW XV, 286 ff.
- 137 Ein Vergleich mit Anna Seghers (*Der Prozeß*, in: *Linkskurve* 1/1931) und Louis Aragon (*Die rote Front*, 1932) steht noch aus.
- 138 GW XV, 288.

- 139 Fritz Beer. *Hast du auf Deutsche geschossen, Grandpa? Fragmente einer Lebensgeschichte*, Berlin und Weimar 1992, 324.
- 140 Herbert Ihering. *Der Große Plan*, in: *Dichter des Friedens*, 124 ff.
- 141 GW VIII, 368 f.
- 142 GW XV, 648.
- 143 GW VIII, 369.
- 144 Ebd., 362 ff.
- 145 Maxim Gorki. *An die Arbeiter und Bauern* (1930), in: ders., *Für Frieden und Demokratie*. Skizzen. Pamphlete. Artikel. Reden. Briefe, Berlin 1954, 115 ff.
- 146 ders., *Wenn der Feind sich nicht ergibt, wird er vernichtet* (1930), in: ebd., 110 ff.
- 147 Jürgen Rühle. *Literatur und Revolution*, 53–65.
- 148 Maxim Gorki. *An die Humanisten* (1930), in: *Für Frieden*, 123.
- 149 GW VIII, 233 ff.
- 150 Ebd., 303.
- 151 Ebd., 266.
- 152 Ebd., 318.
- 153 Ebd., 213, 317.
- 154 Ebd., 214 f.
- 155 Ebd., 374 ff.
- 156 Beer, 323–327.
- 157 Vgl. Bertolt Fessen. *Erkenntnisfortschritt durch Synthese. Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Frankfurter Schule*, in: *Intellektuelle in der Weimarer Republik*. Hrsg. v. Wolfgang Bialas u. Georg G. Iggers, Frankfurt a. M. 1996, 293–311.
- 158 GW VIII, 385.
- 159 Günter Reimann. *Gorbatschow im Schatten von Bucharin*, in: *Utopie kreativ* 15, 1991, 88–93.
- 160 Kurt Kersten. *Der Moskauer Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre 1922*. (Bd. 12 der Reihe »Außenseiter der Gesellschaft«, hg. v. Rudolf Leonhard). Berlin 1925, 155, 146 f.
- 161 Vgl. Hans-Henning Schröder. *Industrialisierung und Parteibürokratie in der Sowjetunion (1928–34)*, Berlin 1988. – Arkadi Waksberg (*Gnadenlos. Andrej Wyschinski – Mörder im Dienste Stalins*, Bergisch Gladbach 1991, 72 ff.) zieht eine gerade Linie zu den späteren Schauprozessen, als deren treibende Kraft allein Ramsins Ankläger erscheint. Seine Moral-Klage ästhetisiert das Geschehen zum »blutrünstigen Schauspiel«. Die Trivialmuster, der er sich auch in *Die Sowjetische Mafia* (1991) und *Die Verfolgten Stalins* (1993) bedient, verfälschen den Schrecken in ein Objekt von (un-)heimlicher Faszination.
- 162 Ernst Jünger. *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* (1932), Stuttgart 1982 (Cottas Bibliothek der Moderne, Bd. 1), 266 f.
- 163 Vgl. Peter E. Becker. *Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich*, Stuttgart 1988.
- 164 *Aus der Korrespondenz zum »Arbeiter«*, in: Jünger, 316 f.
- 165 Marx. *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie* (1857–58), Berlin 1953, 75.

- 166 Marx. *Das Kapital*, MEW, Bd. 25, 828.
- 167 Marx / Engels. *Manifest der kommunistischen Partei*, MEW, Bd. 4, 482.
- 168 Stephan Hermlin. *Ahendlicht*, Leipzig 1979, 22 f.
- 169 Brecht. *Der Flug der Lindberghs. Ein Radiolehrstück für Knaben und Mädchen*. (1929), in: *Werke* III, 16 f.
- 170 Marx. *Grundrisse*, 593-599.
- 171 Walter Ballhause / JRB. *Überflüssige Menschen*, Leipzig 1981.
- 172 «Proletarische Schriftsteller versammelten sich sehr oft bei B. in seiner Wohnung. Einige Mal kam auch Brecht. (...) An einem Abend kam es zu einem heftigen Streit über Brecht – der auch da war. B. rief mich in den Vorraum und schrie mich wütend an: Was tust Du, Du kommst aus Moskau und unterstützt einen bürgerlichen Dichter! Ich sagte: Ich habe Kopfschmerzen von Deinem Geschrei. B. wurde sofort sanft, griff in die Tasche und gab mir zwei Tabletten.» Anna Lazis (Asja Lacin), BA S 16.
- 173 Bertolt Brecht. *Briefe* 1913-1956, hrsg. u. kommentiert v. Günter Glaeser, Berlin und Weimar 1983,1, 133.
- 174 Vgl. Dieter Heinemann. *Über unser Verhältnis zu überlieferten Wertungen im Bereich der proletarisch-revolutionären Literatur*, in: *Weimarer Beiträge*, 10/1988,1658.
- 175 Vgl. Rohrwasser. *Saubere Mädels. Starke Genossen*.
- 176 An Brentano, in: Brecht. *Briefe I. Briefe 1913-1936*. Berlin 1998, S. 310.
- 177 Bwl, 141.
- 178 Ebd., 143 f.
- 179 Vgl. Mittenzwei, *Leben Brechts* I, 443 ff.
- 180 Vgl. ebd., 403; Brecht an Lukács um 1930/31 (*Briefe* 1,146) sowie die Erinnerungen von Hanns Eisler (*Gespräche mit Hans Bunge. Fragen Sie mehr über Brecht*, in: ders., *Ges. Werke*, Serie III, Bd. 7, Leipzig 1975,212).
- 181 Bwl, 150.
- 182 Ebd., 151.
- 183 Vgl. Briefe der Reichsfraktionsleitung und B.s vom Juni/Juli 1932 bei Hein (87), der sie mit einer «Palastrevolution» vergleicht, deren unausgetragener Konflikt in Exilintrigen münde.
- 184 *Die Welt am Abend*, zit. nach: Erwin Geschonneck. *Meine unruhigen Jahre*, Berlin 1986, 53.

VIII. Abschied

- 1 Nagel im Gespräch, BA.
- 2 GW XVII, 285f.
- 3 Ebd., 289.
- 4 Vgl. *Lexikon*, 388.
- 5 Faksimile in: *Geschichte der KPD*, 367f.
- 6 GW IX, 436.
- 7 Nach Arno Hausmann, 3. 10. 1989, BA S 17. Die Leibwächter-Geschichte hat Glaser in einem Gespräch mit Rohrwasser (*Stalinismus*, 246) erinnert. Dass weder Nagel, noch Hausmann oder Glaser einander erwähnen, ist bezeichnend für die Atmosphäre der Zeit.
- 8 Gespräch mit Raichles, BA.

- 9 Nagel im Gespräch.; Bw II, 368; Lilly B. (Gespräch, 23. 5. 1960) redet vom Pass eines «Freiherrn von Frankenstein», der «wahrscheinlich der Sozialdemokratie nahestand», wie auch in Leipzig «sozialdemokratische Genossen, die ihn sehr achteten, besonders führend» an der Rettung B.s beteiligt gewesen sein sollten. Uhse *fBildchronik*, 126 ff.) hat das Wunschbild leicht korrigiert.
- 10 GW IX, 498 ff. – Vgl. auch GW VII, 161 ff.
- 11 Im *Lied vom Köpferrollen* (ebd., 154) reimt er ungenau, doch nicht ohne bösen Witz: «Ein feiner Herr, das stellte ich fest, / Durchbricht alle Schupoketten, / Durch feines Benehmen kann man sich stets / Auch vor den SA-Horden retten.»
- 12 Laut Karel Krejci, 15. 9. 1965, BA S 24.
- 13 Biographische Angaben, die B. auf einer halben Seite vermutlich 1933/34 für die Komintern notiert hat, enden mit dem Vermerk: «wahrscheinlich auch Mitglied des Reichstags und des Landtags (auf Reichsliste)» (IfG ZPA 16/10/93)
- 14 Nagel im Gespräch, BA.
- 15 GW VII, 174.
- 16 John B. erinnert sich an einen «Mann in SS-Uniform», der mit ihm und seiner Mutter in Brünn gelebt hat, ohne sich des Namens zu entsinnen. (Brief an den Verf., 15. 8. 1995)
- 17 *Es gibt kein grösseres Verbrechen als Weggehen*, in: Brecht. *Werke XIV*
- 18 Mittenzwei, *Leben Brechts I*, 465.
- 19 GW VII, 155.
- 20 Bw. II, 47.
- 21 Ernst Schuhmacher. *Leben Brechts*, Leipzig 1984, 122.
- 22 Bw. II, 45f.
- 23 Vgl. das «Formular zwecks Besorgung des Parteausweises von der Zentrale der KPD für den Eintritt in die KPdSU» in: IfG ZPA I 6 / 10 / 93. Ohne Datum, doch mit handschriftlicher Notiz: «nicht» sowie «Kein Antrag auf Überführung».
- 24 Zit. nach: David Pike. *Deutsche Schriftsteller im sowjetischen Exil 1933-1945* (1981), Frankfurt a. M. 1992, 86f.
- 25 Nach Lilly B. hat sich Zuckmayer im Garten seines Hauses verleugnen lassen.
- 26 Bw. II, 47.
- 27 GW XV, 386-401.
- 28 Ebd., 402-406.
- 29 Pike. *Exil*, 272 ff.
- 30 Trude Richter im Gespräch, BA. – In *Totgesagt* (230 ff.) erwähnt sie ihre Beteiligung an der Bücherverbrennung nicht.
- 31 Ebd., 234.
- 32 Jan Petersen. *Die Bewährung*, Berlin 1970, 39. – Hein (174ff.) hat den Aufbau der Berliner Fünfergruppen rekonstruiert.
- 33 Beer, 257, 300 ff.
- 34 Bw II, 50.
- 35 Ebd., 615.
- 36 Ebd., 68.

- 37 Richter im Gespräch, BA. – Vgl. *Totgesagt*, 252 f.
- 38 Günther Weisenborn. *Er sprach aus, was alle dachten*, in: *SuF*, 388 f. – Weisenborn datiert die Verabredung in der Kavarna auf 1935, wahrscheinlich aber trafen sie sich im Herbst zuvor.
- 39 Gespräch Raichle mit Stein, BA. – Im *Katalog Urach* (170) wird das Wegwerfen ausgeblendet und der Mut verkleinert.
- 40 Bw II, 47 f.
- 41 Pike. *Exil*, 173.
- 42 Brecht. *Briefe*, I, 201.
- 43 Hein, 218, 215.
- 44 *Béla Illés erinnert sich an JRB*. Übersetzung aus: *Nagyvilág* 7/1966, BA S 30.
- 45 Vgl. Herbert Kleye. *JRB im Arbeiter-Theater*, BA S 17. (Mit einer bemerkenswerten szenischen Verarbeitung des Gedichts *Gewehre* aus der *Hungrigen Stadt* (1928)).
- 46 GW III, 525, 566, 574.
- 47 Ebd., 546.
- 48 GW IX, S. 445 ff.
- 49 Ms. aus dem Nachlaß des Übersetzers W. Nejschtadt, in: GW III, 843.
- 50 GW IX, 591.
- 51 *Das Dritte Reich*. Zeichnungen von Heinrich Vogeler. Verse von JRB, Hg.: Zwei Welten, Moskau 1934.
- 52 *Der Faschismus, die Kriegsgefahr und die Aufgaben der Kommunistischen Parteien*. Thesen des XIII. Plenums des EKKI, in: *Die Kommunistische Internationale*. Auswahl von Dokumenten, Berlin 1956, 266–281.
- 53 Ebd., 279.
- 54 Zit. nach: Heinrich Vogeler. *Werden*. Erinnerungen. Mit Lebenszeugnissen aus den Jahren 1923–1942, neu hrsg. v. Joachim Priewe, Berlin 1989, 560.
- 55 Ebd., 430. – Gleichfalls über Dneprostoi schrieb Anna Seghers 1931: »Das Bewußtsein, am Aufbau einer neuen Welt mitzuarbeiten, hat in Rußland die Schwerkraft des einzelnen überwunden.« (*Zwangsarbeiter?*, in: *Aufsätze, Ansprachen, Essays 1927–1953*, Berlin und Weimar 1980, 13)
- 56 *Katalog Urach*, 111.
- 57 *Bericht über Bundesarbeit in D.*, in: IfG ZPA I 2 / 3 / 347.
- 58 Bw II, 68.
- 59 Ebd., 58.
- 60 Ebd., 51.
- 61 *Kurzer Bericht über die Situation der deutschen revolutionären Literatur-Bewegung*, in: IfG ZPA I 2 / 3 / 347.
- 62 *Deutscher Reichsanzeiger und Preußischer Staatsanzeiger*, 75 / 1934. – Faksimile in: *Bildchronik*, 106.
- 63 Pike. *Exil*, 142.
- 64 *Metamorphosen*, 205.
- 65 Vgl. Pike (*Exil*, 138), der keinen Verfasser erwähnt.
- 66 Vgl. Wolfgang Klein. *Nachträge zu »Paris 1935«*, in: *Weimarer Beiträge*, 6/1985, 899.

- 67 Pike. *Exil*, 165 f.
- 68 Henri Barbusse. *Für eine Internationale Liga der Schriftsteller*, in: *Paris 1935. Erster Internationaler Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Literatur*. Reden und Dokumente. Mit Materialien der Londoner Schriftstellerkonferenz 1936. Einleitung und Anhang von Wolfgang Klein. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin 1982, 441-444.
- 69 Bwl, 187f.
- 70 GW XV, 433.
- 71 Vgl. *Sozialistische Realismuskonzeptionen*. Dokumente zum I. Allunionskongress der Sowjetschriftsteller, Hrsg. v. Hans-Jürgen Schmitt / Gerhard Schramm, Frankfurt a. M. 1974.
- 72 GW XV, 429.
- 73 Lion Feuchtwanger an Karl Schmückle, 28. 10. 1934, zit. nach: Pike. *Exil*, 142.
- 74 GW XV, 345-351.
- 75 Bwl, 185.
- 76 Bwl, 161-167.
- 77 Ebd., 162 f.
- 78 Ebd., 199 f.
- 79 GW III, 596.
- 80 Bwl, 172.
- 81 Ebd., 174; Bw II, 74.
- 82 GW VIII, 380f.
- 83 Bwl, 184.
- 84 An die Freunde in Moskau, 13. 3. 1935, zit. nach: Pike. *Exil*, 148.
- 85 GW XV, 434.
- 86 Ebd., 438.
- 87 GW III, 637f.
- 88 *Der Mann, der alles glaubte*. [Rezension] Von Heinrich Mann, in: *Sonntags-Beilage des Pariser Tageblattes*, Nr. 684 – Faksimile in: *Bildchronik*, 115.
- 89 Pike. *ExZZ*, 320ff.
- 90 Ebd., 326.
- 91 Ebd., 136.
- 92 GW XV, 444.
- 93 Ebd., 447f.
- 94 Bwl, 192.
- 95 Pike. *Exil*, 135.
- 96 Heinrich Vogeler an Franz Edwin Gehrig-Targis, 10. 1. 1928, in: *Werden*, 417 f.
- 97 An Karl Schmückle, 27. 12. 1934, zit. nach: *Paris 1935*, 445.
- 98 Romain Rolland an Maxim Gorki, 18. 12. 1934, ebd., 444.
- 99 Pike. *Exil*, 164 f.
- 100 Bwl, 202.
- 101 Ebd., 203.
- 102 Ebd., 206.
- 103 *Metamorphosen*, 192.

- 104 Bw I, 207ff.
- 105 Vgl. GW III, 593.
- 106 *Metamorphosen*_y 194.
- 107 BwI,212ff.
- 108 *Paris 1935*, 357-360.
- 109 Gustav Regler. *Das Ohr des Malchus. Eine Lehensgeschichte*, Köln/Berlin 1958, 316f.
- 110 Zit. nach: Wolfgang Klein. *ISVK*, in: *Lexikon*, 220.
- 111 Willi Bredel an Otto Biha, 14.8. 1935, zit. nach: Pike. *Exil*, 168.
- 112 *Metamorphosen*, 195.
- 113 Nach einer mündl. Mitteilung von Reinhard Müller.
- 114 *Paris 1935*, 129.
- 115 Ebd., 145.
- 116 Ebd., 154 f.
- 117 Ebd., 291 f.
- 118 Vgl. Pike. *Exil*, 157. – Im Sammelband von Wolfgang Klein fielen die Beiträge noch 1982 der Zensur zum Opfer (*Paris 1935*, 487 u. 492). Das Vorwort vom Dezember 1978 lässt ahnen, welche Geduld zur Herausgabe des Bandes in der DDR nötig war – während in der BRD, mit Blick auf die Zensur des Marktes, erst gar keine vergleichbare Edition versucht wurde.
- 119 Pike. *Exil*, 151.
- 120 *Paris 1935*, 173 f.
- 121 Ebd., 174 f.
- 122 Benn. *Züchtung I*, in: *Gesammelte Werke I*, 214-221.
- 123 *Paris 1935*, 175.
- 124 Ebd., 176.
- 125 Ebd., 177-181.
- 126 GW III, 514.
- 127 Lilly B. im Gespräch, BA.
- 128 Ebd.
- 129 GW XI, 116.
- 130 *Rundfunk-Gespräch mit Gottfried Benn*, in: GW XV 593 ff.
- 131 Vgl. Hans-Jürgen Bienefeld. *Orphische Zellen im Klassenkampf...* Gottfried Benns Auseinandersetzung mit JRB und Egon Erwin Kisch über den Sinn der Geschichte und die Aufgabe der Kunst in der modernen Gesellschaft, in: *Intellektuelle in der Weimarer Republik*, 440 ff.
- 132 Vgl. GW XV 595 sowie *Das Unaufhörliche*, in: Benn. *Gedichte*, 235.
- 133 Nach Angaben von Friedrich Nagel.
- 134 GW XV, 451.
- 135 BwI, 194.
- 136 Bw II, 77f.
- 137 Brecht. *Briefe*, 245.
- 138 *Paris 1935*, 138-141.
- 139 Ebd., 479.
- 140 Ebd., 304-309.
- 141 Ebd., 51-53.
- 142 Ebd., 71-80.

- 143 Ebd., 46–50.
- 144 Julien Benda. *Der Verrat der Intellektuellen*, München/Wien 1978, 218 ff.
- 145 *Paris 1935*, 56–60.
- 146 Ebd., 61 f.
- 147 Ebd., 189–194.
- 148 Brecht. *Briefe*, S. 246.
- 149 Vgl. Lilly B. im Gespräch.
- 150 So der Vorwurf Bredels in: *Säuberung*, 167.
- 151 Notizen von Wilhelm Pieck [Februar 1944], in: *Metamorphosen*, 247.
- 152 Lilly B. im Gespräch.
- 153 Nach Pieck.
- 154 Hedda Zinner. *Meine Freundin*. – Typoskript aus dem Nachlaß im Archiv der Akademie der Künste (Robert-Koch-Platz). Nach Mitteilung von Rolf Harder.
- 155 *Die Brüsseler Konferenz der KPD* (3.–15. Oktober 1935). Hrsg. und eingel. von Klaus Mammach, Berlin 1975, 216.
- 156 Ebd., 507 ff.
- 157 Zit. nach dem Vorabdruck aus einem vollständigen Protokoll der Brüsseler Konferenz, in: *ND* v. 14./15. 10. 1995, 11.
- 158 Nach einem Interview von Wolfgang Leonhard, in: *ND* v. 9./10. 12. 1995, 9.
- 159 Vgl. Pike. *Exil*, 169.
- 160 Bw I, 157.
- 161 Vgl. Lilly B. im Gespräch.
- 162 Vgl. Bw I, 217 sowie die Kalkulation für Knorin, in: IfG ZPA I 2/3/347.
- 163 Vgl. Hein, 195–206.
- 164 Hein zählt eine Reihe solcher »Dummheiten« auf, ohne ihre Bedingungen nachzuvollziehen.
- 165 Vgl. die noch immer umfänglichste und differenzierteste Zusammenfassung in: *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler*. Hrsg. v. Jürgen Schmäddeke und Peter Steinbach (1985), München 1994.
- 166 Bw II, 85.
- 167 Brecht. *Briefe*, 246.
- 168 Bw II, 84.
- 169 Vgl. Bw II, 107–109.
- 170 Ignazio Silone an die Redaktion der Zeitschrift *Das Wort*, in: *Arbeiter Zeitung*, Basel, 24.9. 1936 – zit. nach: *europäische ideen*. Heft 79, Berlin 1992.
- 171 Zit. nach: Pike. *Exil*, 288.
- 172 Zit. nach: *Unpersonen*, 120.
- 173 Vgl. István Hermann. *Georg Lukács. Sein Leben und Wirken*, Budapest/Wien 1986, 129. – Auch Bredel soll nach Lew Kopelew (Pike. *Exil*, 468 f.) angenommen haben, der NKWD sei durch die Gestapo unterwandert worden.
- 174 Ilse Siebert. *Gespräch mit Georg Lukács* (1967), in: *Sinn und Form*, 2/1990, 325 ff.
- 175 Georg Lukács. *Das Ideal des harmonischen Menschen in der bürgerlichen Ästhetik* (1938), in: ders., *Probleme des Realismus*, Berlin 1955, 47.

- 176 Ders., *Erzählen oder Beschreiben?* (1936), in: ebd., 139 f.
- 177 Ders., *Größe und Verfall des Expressionismus* (1934), in: ebd., 180 ff.
- 178 Ders., *Erzählen*, 144 f.
- 179 Georg Friedrich Wilhelm Hegel. *Die absolute Freiheit und der Schrecken*, in: *Phänomenologie des Geistes* (1807).
- 180 Eugen M. Brehm. *Mohrenwäsche*, in: *europäische ideen* 79, 31 ff.
- 181 *Säuberung*, 12.
- 182 Ebd., 26 f.
- 183 Ebd., 137 ff.
- 184 Ebd., 157 ff.
- 185 Ebd., 173.
- 186 Ebd., 176.
- 187 Ebd., 181.
- 188 Ebd., 184–197.
- 189 GW III, 730.
- 190 Ebd., S. 13.
- 191 *Säuberung*, 197–207.
- 192 Vgl. Pike. *Exil*, 478 f.
- 193 *Säuberung*, 251 f.
- 194 Ebd., 248.
- 195 Ebd., 259 ff.
- 196 Ebd., 528.
- 197 *Geschichte der KPdSU*, 394.
- 198 Vgl. Sorja Serebrjakowa. *Die Heldentat von Martjam Nikititsch Rjutin*, in: *Utopie kreativ* 81/82, 1997, 103–109.
- 199 Vgl. Deutscher. *Stalin*, 401.
- 200 Waksberg. *Gnadenlos*, 77.
- 201 Vgl. Michael Sayers / Albert E. Kahn. *Die große Verschwörung*, Berlin 1949, 319 f. – »Ich kenne keinen wertvolleren Beitrag zur Erhaltung des Weltfriedens«, hatte der Senator von Florida im Juni 1946 die amerikanische Originalausgabe eingeleitet.
- 202 Vgl. Rohrwasser. *Stalinismus*, 58 ff.
- 203 Lilly B. im Gespräch: »Er war derjenige, der sich wohl als Erster freiwillig meldete. Er wollte unbedingt nach Spanien und so, wie andere Schriftsteller, dort kämpfen, und ich erinnere mich sehr deutlich, daß es, wenigstens in der Zeit meines Zusammenlebens mit ihm, nie einen Parteibeschluss gab, der ihn so tief bedrückte und so unglücklich gemacht hat ...«
- 204 Lion Feuchtwanger. *Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde*, Berlin 1993, 62 f.
- 205 Vgl. Pike. *Exil*, 244 f.
- 206 Vgl. ebd., 154.
- 207 Feuchtwanger, 25 ff.
- 208 Ebd., 111
- 209 Brecht. *Briefe*, 316.
- 210 *Nietzsches unsterbliche Gedanken*. Eingel. von Heinrich Mann. Ausgew. von Golo Mann. Hrsg. und mit einem Nachwort v. Wolfgang Klein, Berlin 1992, 36, 168.
- 211 Ebd., 28.

- 212 Feuchtwanger, 99.
- 213 Michail Kolzow an Lion Feuchtwanger, 11. 3. 1938, zit. nach: Pike. *Exil*, 258.
- 214 Vgl. Waksberg, *Die Verfolgten Stalins. Aus den Verliesen des KGB*, Reinbek 1993, 151.
- 215 Zit. nach: Rohrwasser. *Stalinismus*, 131.
- 216 Vgl. den Konferenzband: Willi Münzenberg (1889–1940). *Ein deutscher Kommunist im Spannungsfeld zwischen Stalinismus und Antifaschismus*. Frankfurt a. M. 1995.
- 217 Zit. nach Klein. *Lexikon*, 223.
- 218 *Geschichte der KPdSU*, 427, 436 ff.
- 219 Michail Kolzow. *Die Kinder lachen*, in: ders., Iwan Wadimowitsch. *Ein Mann von Format. Skizzen, Feuilletons*, Leipzig 1974, 20f.
- 220 Vgl. Waksberg. *Die Verfolgten*, 43 ff.
- 221 Vgl. ebd., 26, 38.
- 222 Zit. nach: Pike. *Exil*, S. 456.
- 223 Vgl. *Avtobiografija* (Juli 1939), in: IfG ZPA I 6/10/93 sowie *Zum Lebenslauf des Genossen JRB*, in: *Metamorphosen*, 232. Auf beiden Blättern wurde im Original die Angabe unterstrichen, seit 1923 Mitglied der KPD zu sein.
- 224 Pike. *Exil*, 471.
- 225 Vgl. *Säuberung*, 556.
- 226 Ebd., 563 sowie Protokoll Nr. 9 der Moskwin-Kommission (27.–29. 9. 1936), mit besonderem Dank vorab zit. nach: Reinhard Müller. »Wir kommen alle dran«. »Säuberungen« unter den deutschen Politemigranten in der Sowjetunion (1934–1938), unveröffentlichtes Typoskript, 24 (Erscheint im Sammelband: »Säuberungen« in *Kommunistischen Parteien*. Hrsg. v. Hermann Weber. Dort auch mit einer Übersicht zur Fülle neuerer Archivstudien. Vgl. zudem: Johannes Baur. »Großer Terror« und »Säuberungen« im Stalinismus. Ein Forschungsbericht, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 4/1997)
- 227 Per Pseudonym Irene Corder erschien ihr Bericht 1942 unter dem Titel »... laßt alle Hoffnung fahren« im Niebelungen-Verlag, einem Organ des »Gesamtverbandes deutscher antikommunistischer Vereinigungen«. Mit eigenem Namen zeichnete Waltraut Nicolas die Zweitausgabe: *Die Kraft, das Ärgste zu ertragen. Frauenschicksale in Sowjetgefängnissen*, Bonn 1958. – Zur NS-Funktionalisierung der Renegaten-Literatur vgl. Rohrwasser. *Stalinismus*, 101.
- 228 Julius Hay. *Geboren 1900*. Aufzeichnungen eines Revolutionärs, München 1977, 169.
- 229 Nach einer mündl. Mitteilung von Reinhard Müller.
- 230 Notiz vom 14. 2. 1937, in: *Säuberung*, 16.
- 231 Brecht. *Briefe*, 309f.
- 232 *Säuberung*, 278f., 285.
- 233 Béla Illés erinnert sich, BA S 30.
- 234 Vgl. Reinhard Müller. Anm. 265, in: *Säuberung*, 246 sowie Rühle. *Literatur und Revolution*, 311. Beide Angaben ohne Quellverweis.
- 235 Ilse Siebert. *Gespräch mit Lukács*, 328f.

- 236 GW XV 493 f.
237 Margarethe Buber-Neumann. *Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrwegs*, Stuttgart 1957, 344.
238 *Meine Arbeit im Jahre 1936/37*, BA S 3.
239 *Hymne auf einen Namen*, in: *IL*, 5/1937, 35.
240 Pike. *Exil*, 340.
241 GW IV 873 f., 896.
242 Ebd., 120.
243 Ebd., 53.
244 Ebd., 477.
245 Ebd., 49 f.
246 Ebd., 687.
247 Ebd., 311.
248 Ebd., 53Iff.
249 GW III, 715.
250 GW V, 230.
251 GW IV, 77.
252 Ebd., 75.
253 Ebd., 78.
254 GW VI, 81.
255 GW VII, 147ff.
256 GW IV, 87-95.
257 Vgl. ebd., 527ff.
258 Rohrwasser. *Weg nach oben*, 223 ff.
259 GW IV, 7.
260 Ebd., 13.
261 Ebd., S. 15 ff.
262 *Lebenslauf* [1935], BA 55/1.
263 GW IV, 152-165.
264 GW III, 450-458.
265 GW IV, 397.
266 Ebd., 67.
267 Bw II, 112.
268 Ebd., 113.
269 Ebd., 114.
270 Ebd.
271 Ebd., 119.
272 Ebd., 121.
273 Ebd., 123.
274 Ebd., 124.
275 *Bildchronik*, 136.
276 Bw II, 127f.
277 Ebd., 128.
278 Ebd., 113.
279 *Säuberung*, 564.
280 GW IV, 296.
281 *bemühungen*. 1985, 5.
282 GW XI, 45 f.

- 283 Dieter Schiller. *B. und das Preisausschreiben der American Guild for German Cultural Freedom*. Mit einem bisher unveröffentlichten Gutachten von Lion Feuchtwanger, in: *bemühungen*. 1986, 7. – Zum Veranstalter vgl.: *Deutsche Intellektuelle im Exil. Ihre Akademie und die »American Guild for German Cultural Freedom«*. Ausstellung u. Katalog. W. Bertold, B. Eckert, F. Wende, München/New Providence 1993.
- 284 GW XI, 153–162.
- 285 Ebd., 162–166.
- 286 Ebd., 167–170.
- 287 Günter Kunert. *B.s »Abschied« als Film*, in: ders., *Warum schreiben. Notizen zur Literatur*, Berlin und Weimar 1976, 45.
- 288 Ebd., 46.
- 289 Kunert. *Brecht und B. – pars pro toto*, in: ders., *Vor der Sintflut. Das Gedicht als Arche Noah*. Frankfurter Vorlesungen, München/Wien 1985, 57ff.
- 290 GW IV, 275.
- 291 GW XV, 513.
- 292 Wie dies Rohrwasser noch im Katalog zur Ausstellung *Berlin – Moskau 1900–1950* (München 1995, 315) vermerkt. Solch Ungenauigkeit wird zum Exempel, wenn es um »exemplarische Künstlerbiographien« geht, in denen das einzelne Leben als Brennspeigel der Epoche erscheinen soll. Im Gegensatz zum Reichtum des präsentierten Materials weist eine ganze Reihe von Texten ähnliche Verzerrungen auf, Zeichen für den blinden Fleck im Auge neuer Sieger der Geschichtsschreibung.
- 293 Brecht. *Praktisches zur Expressionismusdebatte*, in: *Werke XXII/1*, 419ff. sowie *An JRB*, 8. 9. 1938, in: *Sinn und Form*, 5/1995, 669f.
- 294 GW IV, 495 ff., 509 ff.
- 295 Bw II, 145.
- 296 Zit. nach: Gerhard Hass. *23. August 1939. Der Hitler-Stalin-Pakt. Dokumentation*, Berlin 1990, 93.
- 297 Ebd., 189.
- 298 Ebd., 186f.
- 299 Ebd., 178.
- 300 Ebd., 184f.
- 301 Ebd., 193.
- 302 Kessler an Bodenhausen, 29. 8. 1915, in: *Katalog Kessler*, 286.
- 303 *Pakt*, 239.
- 304 Ebd., 252.
- 305 Vgl. Markus Wehner. *Die Debatte über Stalins Angriffspläne*, in: *FAZ* vom 10. 4. 1996.
- 306 *Pakt*, 265.
- 307 Ebd., 269.
- 308 Heinz Willmann. *JRB als Chefredakteur der Zeitschrift »Internationale Literatur. Deutsche Blätter«*, in: ... *den Freunden aber öffnen wir das Herz. JRB und die Sowjetunion*, Deutscher Kulturbund, Berlin 1971, 130.
- 309 Hedda Zinner. *Selbstbefragung*, Berlin 1989, 123.
- 310 Erich Fried / Heiner Müller. *Ein Gespräch*, Berlin 1989, 42.
- 311 GW XVI, 663.

- 312 Vgl. Gespräch mit Tamara Motylowa, 14. 11. 1960, BA, 21 ff.
- 313 B. gibt in Fragebögen von 1941 und 1943 abweichend den 29. bzw. 20. 1. 1940 als Tag seiner Einbürgerung an. Vgl. Kopien aus dem Parteiarchiv im BA.
- 314 Vgl. die Kopie der Scheidungsakte, BA S 29.
- 315 Bw II, 132 ff.
- 316 Ebd., 135.
- 317 Ebd., 140.
- 318 Ebd., 143.
- 319 Ebd., 141.
- 320 Ebd., 100.
- 321 GW IV, 273 f.
- 322 Ebd., 277.
- 323 Zinner. *Selbstbefragung*, 126 f.
- 324 Ebd., 129.
- 325 Lilly B. im Gespräch.
- 326 Deutscher. *Stalin*, 590.
- 327 Ebd., 594.
- 328 Sergej Tulpanow. *Wie der Tag des Sieges vorbereitet wurde*, in: *Erinnerungen*, 187.
- 329 Reich im Gespräch.
- 330 GW VIII, 393–594.
- 331 Pike. *Exil*, 525.
- 332 Fried/Müller, 39.
- 333 GW VIII, 483.
- 334 Ebd., 500.
- 335 GW XVI, 36 f., 49 f.
- 336 GW VIII, 571 – Auch als *Ballade von den dreien* im Sammelband *Dichtung* von 1944: GW V, 287.
- 337 GW VIII, 510.
- 338 Vgl. Müller. *Zur Lage der Nation*. Heiner Müller im Interview mit Frank M. Raddatz, Berlin 1990, 69.
- 339 Müller. *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Eine Autobiographie*, Köln 1994, 345.
- 340 Lilly B. im Gespräch.
- 341 GW VI, 342.
- 342 Bw I, 248.
- 343 Vogeler. *Werden*, 356–377.
- 344 Ruth von Mayenburg. *Blaues Blut und rote Fahnen. Revolutionäres Frauenleben zwischen Wien, Berlin und Moskau* (1969), Wien 1993, 259, 297.
- 345 Bw I, 249.
- 346 Vgl. Gerald Diesener. *Ernst Hadermann: Eine folgenreiche Suche nach dem richtigen Ort*, in: *Intellektuelle in der Weimarer Republik*, 413 bis 428.
- 347 Alexander Fischer. *Die Bewegung »Freies Deutschland« in der Sowjetunion: Widerstand hinter Stacheldraht?*, in: *Widerstand*, 968 f. – Vgl. Leonid Reschin. *General zwischen den Fronten. Walter von Seydlitz in*

- sowjetischer Kriegsgefangenschaft und Haft, Berlin 1995; ders., *Feldmarschall im Kreuzverhör. Friedrich Paulus in sowjetischer Gefangenschaft*, Berlin 1996.
- 348 IfG ZPA, Bestand Pieck. Zur Verwirklichung der Einheits- und Volksfrontpolitik. Nationalkomitee Freies Deutschland. Sign. NL 36/571.
- 349 Luitpold Steidle. *Frühjahr 1943 – Lager Susdal*, in: *Erinnerungen*, 175 ff.
- 350 Vgl. Bernt von Kugelgen. *JRB und die Arbeit des Nationalkomitees «Freies Deutschland»*, in: ... *den Freunden*, 180 sowie Werner Müller. *Begegnung mit B.s Dichtung in sowjetischer Kriegsgefangenschaft*, in: ebd., 186-191.
- 351 Franz Fühmann. *Ein Solch-Betrachten war vonnöten*, in: *Erinnerungen*, 201-205.
- 352 GW XVI, 323 ff.
- 353 Vgl. Wolfgang Leonhards Bericht über seine Arbeit am «Institut Nr. 99» in: *Die Revolution entlässt ihre Kinder* (1955), Leipzig 1990, 318 ff.
- 354 GW XVI, 332 ff.
- 355 Ebd., 205, 215 ff., 222.
- 356 Ebd., 231.
- 357 Ebd., 236ff.
- 358 Ebd. 244f.
- 359 Ebd., 276, 291.
- 360 Ebd., 294.
- 361 Ebd., 344.
- 362 Nietzsche, *KSA V*, 241 f.
- 363 GW V, 12 ff.
- 364 GW XVI, 357f.
- 365 Ebd., 250ff.
- 366 Ebd., 427.
- 367 Ebd., 418 f., 435f.
- 368 Zu Gog vgl. *Katalog Urach*, 206-212. – Briefe von B. (3.6.1945) und Weinert (5. 6. 1945) in: IfG ZPA, Bestand Pieck, NL 36/532 (nach Kopien im BA).
- 369 Deutscher. *Stalin*, 681.

XI. Heimkehr

- 1 *Briefmaterial aus der Akte Allgemeine Korrespondenz 1949*, BA S 32. – Nach Auskunft des Briefschreibers Ernst Ulrich Kloock hat B. ihn aufgefordert, in der Hochschulkommission des KB mitzuarbeiten.
- 2 Zit. nach: Magdalena Heider. *Politik – Kultur – Kulturbund. Zur Gründungs- und Frühgeschichte des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands 1945-1954 in der SBZ/DDR*, Köln 1993, 33.
- 3 Leonhard. *Die Revolution*, 415 ff.
- 4 Ebd., 406.
- 5 *Schaffendes Volk in Stadt und Land! Männer und Frauen! Deutsche Jugend!*, in: *Revolutionäre deutsche Parteiprogramme*, Berlin 1967, 191 bis 200.

- 6 *Der Weg zum Sturz Hitlers und der Kampf um die neue, demokratische Republik*, in: *Die Berner Konferenz der KPD*. Hrsg. und eingel. von Klaus Mammach, Berlin 1974, 142.
- 7 Zit. nach: Wolfgang Schivelbusch. *Vor dem Vorhang. Das geistige Berlin 1945–1948*, München/Wien 1995, 121.
- 8 Vgl. Lilly B. im *Sonntag* v. 3. 7. 1960. Zum FDKB in England siehe: Ursula Adam. *Zur Geschichte des Freien Deutschen Kulturbundes in Großbritannien (Ende 1938–Mai 1945)*. Diss. Berlin (Ost) 1983. Einen Überblick, der auch die Bewegung »Freies Deutschland« in Mexico einbezieht, gibt Heider. *Kulturbund*, 18–28.
- 9 Faksimile in: *Bildchronik*, 184.
- 10 BA 55/5. Dieser erste standardisierte Lebenslauf enthält auch die ungenaue Angabe, 1920 der KPD beigetreten zu sein.
- 11 Gespräch mit Willmann, 11. 10. 1960, BA. – In der Druckfassung (*Erinnerungen*, 249) fehlt Tulpanows Verweis auf den Arbeiterbund, der ihn auch an den Oppositions-«Bund der Marxisten-Leninisten« von Rjutin erinnern mochte.
- 12 Zit. nach: Martin Straub. »Dichter-Haus« Buchenwald, in: *Dichter-Häuser in Thüringen*. Hrsg. v. Detlef Ignasiak, Jena 1996, 421.
- 13 *Erinnerungen*, 249.
- 14 Bw I, 260 f.
- 15 GW XVI, 454.
- 16 Heinrich Goeres. »Ein gewisser Herr B.«, in: *Erinnerungen*, 258 ff.
- 17 GW XVI, 456–462.
- 18 Ebd., 474.
- 19 Schivelbusch, 311.
- 20 Gespräch mit Karl Grünberg, 2. 3. 1962, BA.
- 21 Zit. nach: Heider. *Kulturbund*, 38.
- 22 David Pike. *The Politics of Culture in Soviet-Occupied Germany 1945–1949*, Stanford 1992, 137.
- 23 Gerd Dietrich. *Politik und Kultur in der SBZ 1945–49*, Bern 1993, 97. – Norman N. Naimark. *Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949*. (1995), Berlin 1997, 504–513. Zur SU-Reise von 1948 vgl. Jürgen Kuczynski. »Ein linientreuer Dissident«. *Memoiren 1945–1989*, Berlin (1992) 1994, 49 ff. Auf eine Nachfrage des Verf. hin hat J. K. am 2. 5. 1997 ausdrücklich bestätigt, daß B. nicht an ihr teilnahm. – Laut Klappentext wurde dem US-Historiker »für seine herausragende Forschungsleistung« das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.
- 24 Schivelbusch, 125, 165 f.
- 25 Gespräch mit Edith Bergmann, 6. 11. 1961, BA.
- 26 *Erinnerungen*, 253.
- 27 Weiskopf an Feuchtwanger, 27. 2. 1948, zit. nach: Heike Hansen. *Intentionen und Strategien. F. C. Weiskopfs Reportagen (1927–1953)*, in: *Zwischen politischer Vormundschaft und künstlerischer Selbstbestimmung*. Hrsg. im Auftrag der Akademie der Künste zu Berlin v. Irmfried Hiebel u. a., [Berlin 1990], 77.
- 28 GW XVI, 432.
- 29 Vgl. Willmann, in: *Erinnerungen*, 251 f.

- 30 GW XVI, 365.
- 31 Bw I, 294.
- 32 Faksimile in: *Gerhart Hauptmann. Sein Leben in Bildern* von Rolf Rohmer, Leipzig 1962, Abb. 101.
- 33 Gerhart Pohl. *Bin ich noch in meinem Haus? Die letzten Tage Gerhart Hauptmanns*, Berlin 1953, 70.
- 34 Grigori Weiss. *Auf der Suche nach der versunkenen Glocke*, in: *Erinnerungen*, 213–242.
- 35 GW XVI, 701–708.
- 36 Zit. nach: *Hans Fallada mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Jürgen Manthey* (1963), Reinbek 1993, 154.
- 37 Vgl. Günter Caspar. *Fallada-Studien*, Berlin 1988, 256–263; Marion Vogel. *Neuer Anfang in der Bündnispolitik. B.s Bemühungen um Hans Fallada*, in: *Vormundschaft*, 45 sowie Tom Crepon. *Dokumente einer Freundschaft – JRB und Hans Fallada*, Typoskript im Fallada-Archiv.
- 38 GW XV, 71 f.
- 39 Weiskopf an Wolf, 18. 1. 1946, zit. nach: Schivelbusch, 13 8.
- 40 Bw I, 302.
- 41 Bw II, 171.
- 42 Ebd., 197 f.
- 43 Ebd., 196.
- 44 Bw I, 277 f.
- 45 Hans Lorbeer. *Mein Deutschland*. Typoskript 1945, BA S 184.
- 46 Bw I, 278.
- 47 Fred Keilhaus. *Erinnerungen an 1933*, BA S 21.
- 48 GW IV, 104 ff.
- 49 Vgl. Bw II, 179 f.
- 50 Nach Rohrwasser (*Der Weg*, 296 ff.) war B. ein »Machtpolitiker des Worts«, der sich als Kulturminister hohe Auflagen erzwingt, um seine Selbst-Konstruktion als Dichter-Sprecher des Volkes durchzusetzen. Daß ihm auch Texte gelangen, in denen sich wirklich die Sprache Verstummt verdichtet, wird vergessen. Wo der Interpret das Dilemma eingesteht, mit seiner Konstruktion sich selbst als Akademiker beweisen zu müssen, weist die Arbeit über sich hinaus. Schade, daß er nach 15 Jahren an dem Schema festhält, »der politische Karrierist« habe seine Macht genutzt, »um den Schriftsteller zu inszenieren« (*JRB und die »Wiedergeburt«*, in: *Aliens – Uneingebürgerte. German and Austrian Writers in Exile*. ed. by Ian Wallace, Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Bd. 37, 1994, 43), und zum marktträchtigen Schlagwort vom »Machiavellisten« B. zuspitzt (*Katalog Berlin – Moskau*, 317), statt das Material noch einmal gegen den (eigenen) Strich zu lesen. – B. steht mit einer Gesamtauflage von 842 000 Exemplaren bis 1990 nur auf Platz 22 der Aufbau-Autoren und sein *Abschied* in der Exilliteratur auf dem 8. Rang (Carsten Wurm, *Jeden Tag ein Buch. 50 Jahre Aufbau-Verlag*, Berlin 1995, S. 143 ff.).
- 51 GW V, 325.
- 52 Heider (*Kulturbund*, 206–213) hat die »Mitgliederbewegung« akribisch aufgelistet, ohne sie zu ergründen.

- 53 GW XVI, 461.
- 54 Stephan Hermlin / Hans Mayer. *Ansichten über einige Bücher und Schriftsteller*, Berlin 1947, S. 191.
- 55 GW V, 418.
- 56 Ebd., 416.
- 57 Ebd., 421.
- 58 Ebd., 461.
- 59 Ebd., 454.
- 60 Ebd., 426.
- 61 Ebd., S. 438–442.
- 62 GW XVI, 475–479.
- 63 Ebd., 492.
- 64 Ebd., 492 ff.
- 65 Ebd., 483 ff.
- 66 BA 54/3.
- 67 Bw I, 278–83. – Zum Streit um Thomas Mann vgl. Leonore Krenzlin. *Große Kontroverse oder kleiner Dialog? Gesprächsbemühungen und Kontaktbruchstellen zwischen ›inneren‹ und ›äußeren‹ literarischen Emigranten*, in: Galerie. Revue culturelle et pédagogique, Luxemburg 1/1997, 7–25.
- 68 Schivelbusch, 135.
- 69 GW XVII, 67.
- 70 Thomas Mann. *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde* (1947), Berlin und Weimar 1975, 678 (Kap. XLVII).
- 71 Ders., *Deutschland und die Deutschen*, Berlin 1947.
- 72 Ders., *Doktor Faustus*, 437 ff. (Kap. XXXI).
- 73 Ders., *Briefe 1937–1947*. Hrsg. v. Erika Mann, Berlin 1965, 476.
- 74 Bw II, 236 ff.
- 75 *Frankfurter Rundschau* Nr. 63 v. 9. 8. 1946; *Schwäbische Zeitung* (im BA ohne Datum); *Der Kurier* v. 19. 12. 1945.
- 76 *Neuer Weg* (Hannover), Nr. 6 v. 16. 3. 1948; *Neue Zeit* (Berlin), Nr. 28 v. 3. 2. 1946; *Der Kurier* v. 23. 1. 1946; *Der Tagesspiegel* v. 22. 12. 1945; *Volkswille* v. 3. 3. 1946.
- 77 BA 39/5.
- 78 Kurt Schumacher. *Politische Richtlinien für die SPD in ihrem Verhältnis zu den anderen politischen Faktoren* (1945), in: *Programmatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie*. Hrsg. v. Dieter Dowe u. Kurt Klotzbach, Bonn 1990, 271–276.
- 79 Ebd., 265 f., 276, 263.
- 80 Ebd., 272.
- 81 Tulpanow. *Erinnerungen an JRB*, BA.
- 82 *Sonntag* v. 31. 12. 1946.
- 83 Zit. nach: Helmut Wolfgang Kahn. *Der Kalte Krieg*. Bd. 1, *Spaltung und Wahn der Stärke 1945 bis 1955*, Köln 1986, 43 f.
- 84 Ebd., 45.
- 85 Deutscher. *Stalin*, 723.
- 86 Zit. nach: Kahn, 73 ff.

- 87 Leonhard. *Die Revolution*, 498 ff. – Laut *Protokoll des Vereinigungsparteitages der SPD und KPD* (Berlin 1946, 154) hat sich B. nicht zu Wort gemeldet und wurde er erst an 17. Stelle in den Vorstand gewählt.
- 88 Besprechung vom 26.7.1946, zit. nach: Heider. *Kulturbund*, 85.
- 89 BA 40/3.
- 90 Vgl. Heider. *Kulturbund*, 86f.
- 91 Zit. nach: Schivelbusch, 147.
- 92 Ebd., 158 f. – Vgl. auch Naimark, 422, 508 f.
- 93 Ebd.
- 94 GW XVI, 515-524.
- 95 Ebd., 566.
- 96 Ebd., 576ff.
- 97 Ebd., 586.
- 98 Ebd., 614 f.
- 99 Ebd., 623-632.
- 100 Ebd., 634-640.
- 101 Ebd., 641-650.
- 102 Ebd., 652-656.
- 103 Bw II, 650.
- 104 Ebd., 167f.
- 105 Ferdinand Friedensburg an v. Prittwitz und Gaffrons, 11.1.1947, zit. nach: Schivelbusch, 147.
- 106 *Gruss des Präsidialrats an die Landessitzung Mecklenburg*, BA 39/9.
- 107 GWBd. 17,82.
- 108 *Begrüßungsansprache auf der Delegiertenkonferenz zur Wahl der Berliner Stadtleitung am 16.3 1947*, BA 39/11.
- 109 GW XVII, 86-100.
- 110 Ebd., 103-113.
- 111 Ebd., 122.
- 112 Vgl. *Erinnerungen*, 189.
- 113 GW XVII, 130ff.
- 114 Ebd., 147f.
- 115 *Überparteilichkeit* (1947), BA 40/13.
- 116 GW XVII, 152-157.
- 117 Otto Grotewohl. *Deutsche Verfassungspläne*, Berlin 1947, 35, 47.
- 118 Ebd., 69 f.
- 119 Ebd., 48.
- 120 Zit. nach: Detlef Lehnert. *Vom Widerstand zur Neuordnung? – Zukunftsperspektiven des demokratischen Sozialismus im Exil als Kontrastprogramm zur NS-Diktatur*, in: *Widerstand*, 516.
- 121 Vgl. Gansel (*Parlament des Geistes. Literatur zwischen Hoffnung und Repression 1945-1961*, Berlin 1996, 102): «Grundsätzlich lässt sich sagen: Statt Ausdifferenzierung unterschiedlicher Systeme wurde in der Sowjetunion und nach 1945 dann auch in der SBZ an der vormodernen Dominanz eines Teilsystems über alle anderen festgehalten. (...) Eine Konsequenz des Verlustes der Autonomie der Teilsysteme Wissenschaft und Kunst war das Entstehen von polaren Begriffsbildungen wie Kapitalis-

- mus – Sozialismus, reaktionär – progressiv, formalistisch – realistisch. Damit verbunden war die Konstruktion eines Freund-Feind-Bildes, wonach andere als die eigenen und damit »sozialistischen Auffassungen« als »fremd« galten.« Nur vergißt er, daß die Dominanz der Ökonomie, bzw. einer speziellen Form der Warenproduktion, über Politik und Kultur im Westen ebenso polare Konstrukte erzeugt hat.
- 122 Trotz zeitweilig eigener Spaltungspläne: *Die UdSSR und die Deutsche Frage 1941–1949. Dokumentation aus dem Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation*. Hrsg. v. G. P. Kynin u. J. Laufer, Bd. 1, 1996.
- 123 Zit. nach Kahn, S. 88.
- 124 Bw I, 305 f.
- 125 Nach einem unveröffentl. Teil von Tulpanows Erinnerungen soll ihm und B. durch Gewinn zweier Schriftsteller die Vertagung gelungen sein. »W.« (Weisenborn) habe die bisherigen Pläne auf den Punkt gebracht: »Das Fressen geben die Russen und die Ideologie die Amerikaner.« (BA, Biographische Sammlung, 15 f.) – Weder Gansel (*Parlament des Geistes*, S. 52 ff.) noch die Editoren des Protokolls (*Erster Deutscher Schriftstellerkongreß. Protokoll und Dokumente*. Hrsg. v. Ursula Reinhold, Dieter Schlenstedt u. Horst Tanneberger, Berlin 1997) sind der Spur gefolgt.
- 126 *Schriftstellerkongreß*, 295 ff., 336 f. – Gansel (*Parlament des Geistes*, 78 ff.) hält nach der »Zustimmung« im Protokoll den Eklat für eine Legende. Tatsächlich kann er auf dem Papier nicht sehen, was Hans Mayer (*Ein Deutscher auf Widerruf* [1982], Frankfurt a. M. 1988, Bd. I, S. 390 ff.) erinnert: Das Aufflammen der Scheinwerfer, die das unscheinbare Auftreten in einen spektakulären Auftritt verwandeln. Die gleiche Blindheit für sinnliche Zusammenhänge zeigt sich im Umgang mit anderen Akten, nicht aus bösem Willen, sondern infolge einer verdinglichten Wahrnehmung, die ihre arbeitsteilige Funktion nicht in Frage stellt.
- 127 Vgl. Schivelbusch, 156 f.
- 128 GW XVII, 195–201.
- 129 Ricarda Huch an Gerhard Szczesny, 29. 8. 1947, in: *Ricarda Huch 1864–1947. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs, Marbacher Katalog 47*, 1994, 421.
- 130 An Antje Lemke, 29. 10. u. 31. 12. 1946. Nach Mitteilung der Adressantin.
- 131 Auch Robert Neumann (*Ein leichtes Leben*, München / Wien / Basel 1963, 67) berichtet, daß B. ihm »1946 oder 47« eine Dame geschickt habe »mit der dringenden Frage, ob ich ihm wohl ein englisches Visum verschaffen könne, zwecks Absetzung von Ostberlin«.
- 132 Bw II, 252.
- 133 *Münchener Neueste Nachrichten*, Nr. 299 v. 2. 11. 1933.
- 134 Bw II, 198.
- 135 So zumindest hatte er es Antje Lemke »unterm Siegel der Verschwiegenheit« anvertraut.
- 136 An das Sekretariat des Zentralvorstandes der SED, 8. 12. 1947, in: *Gespaltener Dichter*, 42 f.

- 137 Vgl. den Verriß einer Neuedition bei Faber & Faber von Kerstin Hensel: *Heilige Angst*, in: *ND* vom 7. 12. 1995. – Zehn Jahre zuvor hat sie selbst noch naiv vom »großen Interesse junger Leute« an dem Buch gesprochen, das Fragen nach der eigenen Verdinglichung provoziere, nach dem Aufstand, der »auch bei uns stattfinden« sollte (*Referate und Diskussion der Konferenz »JRB: Der Aufstand im Menschen«*. Kulturbund der DDR, Berlin 1986, 144).
- 138 *Aufstand*, 115 ff.
- 139 Ebd., 230.
- 140 *Also sprach Zarathustra I* (1883), in: *KSA IV*, 16 ff.
- 141 *Aufstand*, 73–76.
- 142 Ebd., 190 ff.
- 143 *GW V*, 629.
- 144 Ebd., 562.
- 145 Ebd., S. 585.
- 146 *Intellektuelle und Partei*. Entschließung des Parteivorstandes vom 11. 2. 1948, in: *Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands*, Bd. 1, Berlin 1951, 275–279.
- 147 *Bw I*, 364 ff.
- 148 Vgl. die Entgegnung von Hermlin: *Offener Brief an Aragon* (1945), in: ders., *Äußerungen 1944–1982*, Berlin und Weimar 1983, 7 ff.
- 149 Henri Claude. *Der Marshallplan*, Berlin 1949, 177 ff.
- 150 Mayer. *Widerruf I*, 403 u. *Der Turm von Babel*, 110.
- 151 Vgl. ebd., 408 ff. mit *Die Philosophie des Nichts. Für und wider den Existentialismus* im *Sonntag* v. 11. 1. 1948.
- 152 Vgl. *Der Schriftsteller und die Krise der Humanität*, in: *Sonntag* v. 6. 6. 1948.
- 153 Vgl. *Widerruf I*, 397 mit BA 40/21.
- 154 *Geld und Moral*, in: *Sonntag* v. 6. 6. 1948.
- 155 *Direktive der Regierungen der UdSSR, der USA, Großbritanniens und Frankreichs* an die vier Oberbefehlshaber der Besatzungstruppen in Deutschland vom 30. August 1948, in: *Berlin im Blickpunkt der Welt. Eine Dokumentation über Recht und Unrecht um und in Berlin 1944 bis 1959*, Berlin 1959, 75 f.
- 156 Lucius D. Clay. *Entscheidung in Deutschland*, Frankfurt a. M., 426; Lowell Bennett. *Bastion Berlin*, Frankfurt a. M. 1951, 237.
- 157 *Für die organisatorische Festigung der Partei und für ihre Säuberung von feindlichen und entarteten Elementen*. Beschluß des Parteivorstandes vom 29. 7. 1948, in: *Dokumente der SED II*, Berlin 1950, 78–83.
- 158 Zur »Psychopathologie des Kalten Krieges« vgl. Kahn, 72 f.
- 159 Leonhard. *Die Revolution*, 567 ff.
- 160 Ulrich Noack. *Vortrag vor der »Freien Mitte« in Stuttgart am 19. 1. 1956*, in: *Welt ohne Krieg*, Januar/Februar 1956, 3.
- 161 Vgl. Georg Hermann Hodos. *Schauprozesse. Stalinistische Säuberungen in Osteuropa 1948–54*, Berlin 1990, 261.
- 162 Leonhard. *Die Revolution*, 635, 558.
- 163 Hodos, 17, 256.
- 164 Ebd., 38.

- 165 Rudolf Herrstadt. *Einige Lehren aus den Fehlern der Kommunistischen Partei Jugoslawiens*, in: *Einheit*. Theoretische Zeitschrift des wissenschaftlichen Sozialismus, 9/1948, 792.
- 166 Hodos, 121.
- 167 Zur Finanzlage vgl. Heider. *Kulturbund*, 202 ff.
- 168 Hermann Zilles. *Von Noske zu Schumacher*, in: *Einheit* 10/1948, 960.
- 169 Grotewohl. *Die Politik der Partei und die Entwicklung der SED zu einer Partei neuen Typus*, Berlin 1949, 35 ff.
- 170 Zit. nach: Hodos, 19.

XII. Verteidigung der Poesie

- 1 ZPA Bestand Erinnerungen, EA 1885, S. 18; Kopie im BA.
- 2 Brugsch im Gespräch, BA.
- 3 Joachim Seyppel. *Trottoir & Asphalt. Erinnerungen an Literatur in Berlin 1945–1990*. Berlin 1994, 51.
- 4 Ebd., 52 f.
- 5 Bw II, 223 ff., 246 f., 295.
- 6 Ebd., 395, 400 f., 402.
- 7 Mayer. *B.s »Tagebuch 1950«*, in: ders., *Deutsche Literatur und Weltliteratur*, Berlin 1957, 665–681. Die B.-Zitate vgl. GW Bd. 12, 43 u. 26.
- 8 Bw II, 430 ff.
- 9 Mayer. *Widerruf II*, 224.
- 10 GW XII, 374.
- 11 Ebd., 446.11
- 12 Ebd., 266.
- 13 Ebd., 600 ff.
- 14 Bw II, 369.
- 15 Vgl. die Entwürfe in: GW VI, 579 f. – Zur Geschichte der Hymne: Heike Amos. *Auferstanden aus Ruinen ... Die Nationalhymne der DDR 1949 bis 1990*. Berlin 1997.
- 16 Erika Wiens. *Nationalhymne der D.D.R.*, in: BA S 32, 1–17.
- 17 GW XII, 148.
- 18 GW VI, 61.
- 19 Mayer. *Turm von Babel*, 11 ff.
- 20 GW VI, 51 f.
- 21 Bw I, 375 ff.
- 22 GW XII, 122–128.
- 23 Vgl. *Die literarische Irrfahrt soll für uns der Anlaß sein ...* und *»Sie befinden sich in einer Polemik mit mir ...«*. *Brief an Gen. Lüdecke*, 19./21. 2. 1950, in: BA 40/31 f.
- 24 Vgl. *Gespaltener Dichter*, 49 f. u. *Einheit* 2/1950, 188 ff.
- 25 GW XII, 30, 37.
- 26 Ebd., 506.
- 27 Franz Fühmann. *Briefe 1950–1984*. Hrsg. v. Hans-Jürgen Schmitt, Rostock 1994, 8.
- 28 Vgl. die Leserzuschrift im *ND* v. 27. 11. 1948, Wiederabdruck in: ders.,

- Im Berg. Texte und Dokumente aus dem Nachlaß*, hrsg. v. Ingrid Prignitz, Rostock 1993, 175–180.
- 29 Fühmann an Hans Richter. 22. 11. 1975, in: *Briefe*, 170f.
- 30 Bw I, 381f.
- 31 Vgl. Heribert Friedo. *Erich Weinert als Herausgeber des eigenen Werkes 1947–1953*, in: *Vormundschaft*, 72 ff.
- 32 Vgl. *Insel*, 335 ff., 353 ff., 363 u. 369.
- 33 Fühmann an Richter.
- 34 Mayer. *Widerruf II*, 134; *Turm von Babel*, 96.
- 35 Bw I, 439f.
- 36 GW XII, 132f.
- 37 Ebd., 337.
- 38 Vgl. Gottfried Benn. *Doppelleben* (1949), in: *Prosa und Autobiographie in der Fassung der Erstdrucke.*, 355–480.
- 39 GW XII, 247f.
- 40 Lilly B.. *Kurzer Bericht über meinen journalistischen Arbeitsweg*, aus: Nachlaßsammlung im Bestand der Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin. (Nach einer Mitteilung von Rolf Harder.)
- 41 GW IV, 35.
- 42 Bw II, 377.
- 43 GW VI, 69.
- 44 Bw I, 402
- 45 GW XVI, 517, 632.
- 46 An die Presseabteilung der FDJ, 16. 6. 1950, in: BA 40/40.
- 47 Bertrand Russell. *Der Weg zum Weltstaat*, in: *Der Monat* 1, 4–8.
- 48 Franz Borkenau. *Nach der Atombombe*, ebd., 9–16.
- 49 Arnold Toynbee. *Bewährung des Westens*, ebd., 17–23.
- 50 *Der Monat* 22/23, 432f. – Diese Kehrseite, wie überhaupt der gesamte Berliner Kongreß, fehlt in Rohrwassers *Stalinismus und die Renegaten*.
- 51 *Der Monat* 22/23, 341.
- 52 Ebd., 481. Nur am Rande (474) war von der Mitschuld des Westens an Hitlers Vormarsch die Rede und forderte Willy Brandt von den (West-)Deutschen, sich zu ihrer eigenen Verantwortung zu bekennen.
- 53 GW XVII, 355 ff.; BA 39/26 a–d.
- 54 Peter Härtling hat das Buch 1977 Hans Mayer geschenkt, der es 1991 dem Deutschen Literaturarchiv Marbach übergab. Dort findet es sich unter L/G 91.1732. Seine Geschichte ist noch unerzählt.
- 55 Arthur Koestler. *Das falsche Dilemma*, in: *Der Monat* 22/23, 436–441.
- 56 James Burnham. *Die Rhetorik des Friedens*, ebd., 448–455.
- 57 Ebd., 356.
- 58 Lenin. *Lieber weniger, aber besser*. (1923), in: *LW*, Bd. 33, 474 ff.
- 59 Vgl. Kahn, 213.
- 60 GW XVII, 390.
- 61 Nach Naimark (271f.) »schafften die Amerikaner« rund 5000 Spezialisten mit ihren Familien aus dem mitteldeutschen Militär-Industrie-Komplex, darunter 1000 aus Nordhausen und »Hunderte« aus Jena, »in den Westen«. Die meisten von ihnen seien arbeitslos geworden und hätten bis Mitte 1948 in Lagern gehaust. Ein gut Teil Fachleute sei später

- vor der Entnazifizierung in den Osten geflohen, wo die Sowjets Rüstungsforschungen der Nazis entgegen dem Potsdamer Abkommen für ihre Waffenproduktion nutzten. Am 22. 10. 1946 wurden »Tausende« samt Familien in 92 Eisenbahnzügen in die SU »transportiert«, darunter etwa 270 Wissenschaftler der optischen Industrie und 200 führende Raketentechniker, die »wie in Peenemünder Zeiten« nur ein Jahr später »begeistert« einen ersten Test starteten (277–288).
- 62 Axel Dietrich. *Peenemünde. Geburtsort der Raumfahrt. Wegweiser durch das Historisch-technische Informationszentrum und Umgebung*. Peenemünde 1993, S. 8. – Vgl. dagegen die kritische Bilanz in: Michael Neufeld. *Die Rakete und das Reich. Wernher von Braun. Peenemünde und der Beginn des Raumfahrtzeitalters*, Berlin 1997 sowie Rainer Eisfeld. *Mond-süchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei*, Reinbek 1997.
- 63 Vgl. BA 40/42.
- 64 GW XVII, 377–396.
- 65 *Der III. Parteitag an Kim Ir Sen*, in: *Dok. SED III*, 76.
- 66 GW XVII, 357.
- 67 Ebd., 365–373; VI, 462 f.
- 68 GW XVII, 323 f.
- 69 Ebd., 348 ff.
- 70 Ebd., 368 ff.
- 71 Pieck. *Die gegenwärtige Lage und die Aufgaben der Partei. Rechenschaftsbericht an den III. Parteitag der SED*. Berlin 1950, 68 ff.
- 72 *Dok. SED III*, 117 ff.
- 73 Ulbricht. *Der Fünfjahrplan und die Perspektiven der Volkswirtschaft*. Referat und Schlußwort auf dem III. Parteitag der SED. Berlin 1950, 69, 95.
- 74 »Die Regierung ruft die Künstler«. *Dokumente zur Gründung der »Deutschen Akademie der Künste« (DDR) 1945–1953*. Ausgew. u. komm. v. Petra Uhlmann u. Sabine Wolf, Berlin 1993, 125 f.
- 75 Heider (*Kulturbund*, 101) zit. Ackermann, der auf der 18. Tagung des SED-Parteivorstandes im Mai 1949 vor »Feindseligkeit gegenüber der Intelligenz« warnt. Doch verfolgt sie den Widerspruch zwischen dem neuen Selbstbewußtsein der Arbeiter und dem alten Sachzwang, Intellektuelle durch Privilegien für eine Intensivierung der Produktion gewinnen zu müssen, nicht weiter.
- 76 1947 hatte der *Sonntag* Verismus, Konstruktivismus, Expressionismus, Dadaismus und Surrealismus in einer Reihe von »Preisaufgaben« mit distanzierender Ironie, aber sachlich-kenntnisreich vorgestellt. Ohne Dekadenz-Vorwürfe erschienen Artikel über Barlach, Beckmann, Kirchner, Kolbe und Baudelaire. Noch im September 1948 wurde ein Gothaer Schulmodell im Stil des Bauhauses vorgestellt, Schul-, Arbeits- und Spielraum experimentell vereinend. Im November begann eine argumentative Auseinandersetzung mit der Selbstreduktion von Kunst zum Dekor in abstrakter Malerei, an die sich im Dezember ein fiktives Streitgespräch mit Picasso über Formalismus und »sozialistischen Realismus« anschloß.

- 77 Zit. nach: »Die Regierung ruft ...«, 127.
- 78 Vgl. Volker Wahl. »Wir bieten Ihnen Wohnrecht auf der Wartburg an.« Thüringen grüßt Heinrich Mann zum 75. Geburtstag. Eine Dokumentation, in: *Palmbaum*, 1/1996, 59–72.
- 79 »Die Regierung ruft ...«, 12.
- 80 Ebd., 61.
- 81 Zur Ausschußtagung vom 26. 7. 1949 vgl.: ebd., 95. Der Beschluß des Politbüros wird im Katalog nicht erwähnt. Er findet sich im Auszug Nr. 255 aus dem Protokoll Nr. 38 der Sitzung vom 16. 8. 1949 (Kopie im BA). Dort heißt es auch, den »Satzungen« werde zugestimmt, die laut Katalog nie existiert haben sollen.
- 82 Ebd., 130.
- 83 Ebd., 139f.
- 84 Ebd., 168ff.
- 85 N. Orlow. *Wege und Irrwege der Moderne*, in: *Tägliche Rundschau* v. 20. u. 21. 1. 1951.
- 86 Herbert Ihering. *Heiße Debatten*, in: *Sonntag* v. 18. 2. 1951.
- 87 N. Orlow. *Wege und Irrwege*, 21. 1. 1951.
- 88 *Der Kampf gegen den Formalismus in Kunst und Literatur, für eine fortschrittliche deutsche Kultur*, in: *Dok. SED III*, 434f.
- 89 Marx. *Grundrisse*, 22, 30f.
- 90 GW XVII, 521–525.
- 91 Benjamin. *Das Kunstwerk*, GS I, 435–508.
- 92 Ebd., 999.
- 93 Brecht. *Arbeitsjournal 1938–1955*, Berlin 1977, 11.
- 94 Benjamin. GS I, 1023.
- 95 Ebd., 1050f.
- 96 Ebd., 1003f.
- 97 Vgl. Stewart Steven. *Sprengsatz. Die Operation Splinter Factor der CIA*. Stuttgart 1975.; Hermann Field. *Departure Delayed. Stalins Geisel im Kalten Krieg*, Hamburg 1996.
- 98 *Erklärung des Zentralkomitees und der Zentralen Parteikontrollkommission zu den Verbindungen ehemaliger deutscher politischer Emigranten zu dem Leiter des Unitarian Service Committee Noel H. Field*, in: *Dok. SED III*, 199f.
- 99 Reich im Gespräch, BA.
- 100 *Erklärung des Zentralkomitees*, 212f.
- 101 Bw II, 420f.
- 102 Einladung v. 15. 1. u. 12. 2. 1951 in: »Die Regierung ruft ...«, 151ff.; Antworten in: Alfred Döblin. *Briefe*. Otten und Freiburg 1970, 414–419.
- 103 Vgl. Günter de Bruyn. *Zur Erinnerung*. Brief an alle, die es angeht, in: *Sinn und Form*, 3/1990, 453–458.
- 104 Döblin. *Briefe*, 384f.
- 105 Ebd., 391.
- 106 Ebd., 417ff.
- 107 Stefan Andres. *An einen Staatsklaven-Bildner*, in: *Der Monat* 28/29, 487–490.
- 108 Rudolf Hagelstange. *Der Verrat aus Furcht*, ebd., 491–494.

- 109 GW XII, 552 ff.
- 110 Zumindest erwähnt die einstige Nachbarin B.s in Saarow, daß »der Sohn ... ja auch mal hier« war (Gespräch mit Frau Pilster, 13. 8. 1962, BA). Ihre Aussagen zeugen von der Atmosphäre des Alltags und der Hast des Wissenden: »Ich habe ihm dann immer wieder gesagt, daß er reden könne, was er wolle, so wie es jetzt hier sei, so könne es nicht bleiben, wir wären alle nicht froh und es müsse das gegenseitige Verständnis wiederkommen von Mensch zu Mensch. Er sagte mir dann, daß ich viel zu viel Gutes erhoffte, so viel Gutes käme nicht. Wir müßten alle erst durch dieses Tal hindurch. [...] Dann kriegte er immer wieder diese fürchterliche Unruhe – kaum war er dann hier, wollte er wieder weg.«
- 111 *John T. B. schrieb einen Brief an seinen Vater*, in: *Der Monat* 28/29, 488 f. – Auch in: Bw II, 397 ff.
- 112 Günther Birkenfeld. PEN zwischen Freiheit und Einheit, in: *Aussprache*, 2/1952, 122 ff.
- 113 Bw I, 413 f.
- 114 GW XVII, 628.
- 115 An Hermann Friedemann, 9. 5. 1951, zit. nach: Christine Malende. *Die »Wiedererrichtung« und Trennung des P.E.N.-Zentrums Deutschland. 1946/48 bis 1951/53*, in: *Zeitschrift für Germanistik*, 1/1995, 90.
- 116 *Die Freiheit fordert klare Entscheidungen. Johannes R. Becher und der PEN-Club*. Hrsg. v. Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Bonn 1951, 5 ff.
- 117 Vgl. *Katalog Urach*, 66 f.
- 118 Vgl. Friedrich Dieckmanns Entgegnung auf Karl Corino: *Penniana Secreta. Eine Akten-Lese*, in: *NDL*, 2/1996, 178.
- 119 In einer Anm. zit. von Rudolf Pechel, in: *Die Freiheit fordert*, 17.
- 120 Zit. nach: Bodo Ritscher. *Spezlager Nr. 2 Buchenwald*, Weimar-Buchenwald 1995, 19.
- 121 Vgl. Benno Prieß. *Unschuldig in den Todeslagern des NKWD*, Calw 1995 (Eigenverlag). Auch Naimark (481) meint nur, es gebe »kaum Belege dafür, daß es solche hochorganisierten Gruppen außerhalb der Phantasie des NKWD überhaupt gegeben« habe. Vgl. dagegen Willmann in: *Erinnerungen*, 248 u. Erich Loest. *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf* (1981), München 1996, 67 ff., 84 ff.
- 122 Nach Angaben des Zentralarchivs der Russischen Föderation von 1993, in: *PZ*. Hrsg. v. der Bundeszentrale für polit. Bildung, Nr. 87, September 1996, 34 sowie *Spezlager Nr. 2*, 192–235.
- 123 Pechel. *Offene Antwort an Johannes R. Becher*, in: *Die Freiheit fordert*, 16.
- 124 »*Der Kalte Krieg*«. Ein Film-Exposé von JRB, Slatan Dudow, Kuba, Ehm Welk. (2. Fassung), BA 22, 2.
- 125 Ende 1946 bat Thomas Mann um Vermittlung eines Bittschreibens für einen entfernten Verwandten (Bw. II, 281) und im April 1951 um Hilfe für den Buchhändler Joachim Langewiesche aus Eberswalde (BA 3733–36).
- 126 Von Gerhart Pohl, 15. 2. 1951, Abschrift in: DLA A: Le Fort, Sign. 74.7784/1.

- 127 An Justizminister Fechner, 19.2.1951, BA 3768; Vom Generalstaatsanwalt von Gross-Berlin, 8.3.1951 mit Abschrift der Anklage u. des Urteils v. 31.1.1951, BA 3772.
- 128 Nach Recherchen von Adelheid Brandt, in: *Neue Justiz*, 3/1997.
- 129 *Gegen die Entlassung von Massenmördern! Freiheit für die Friedenskämpfer*, in: Dokumente der SED, Bd. III, 214 f.
- 130 An den Generalstaatsanwalt, 14. 3.1951, BA 3773.; Von dems., 25.3.51, BA 3774. – An Pohl, 20.3.51, Abschrift in: DLA A: Le Fort, Sign. 74. 6480/3.
- 131 Arthur Koestler. *Autobiographische Schriften*, Bd. 2: *Abschaum der Erde*, Frankfurt a. M. 1993, 297.
- 132 Anlage in: Gerhart Pohl an Gertrud von Le Fort, 9.8.1951, DLA A: Le Fort, Sign. 74.7784/4.
- 133 Döblin. *Briefe*, S. 391.
- 134 Döblin. *Bleiben wir also Freunde!*, in: *Dichter des Friedens*, 186 ff.
- 135 Thomas Mann. *Der Tag wird kommen*, ebd., 168 f.
- 136 Vgl. die Anm. zu Thomas Mann. *Tagebücher 1951-1952*. Hrsg. v. Inge Jens, Frankfurt a. M. (1993) 1997, 455 f., 467, 471 f. – Umso bedauerlicher, dass der Glückwunsch selbst keine Aufnahme fand, wie auch die Hochschätzung für den *Glücksucher* 1938 nicht. Dafür wird B. nichtssagend zum «kommunistischen Schriftsteller» erklärt.
- 137 Döblin. *Briefe*, 433-439.
- 138 Ebd., 428 f.
- 139 An Karl Th. Bluth, 14.12.1953, teilw. zit. in: *Katalog Döblin*, 504.
- 140 Nach Jahnn (an Döblin, 15.5.1953, ebd., 503) hat Brecht vorgeschlagen, ein Haus und akademisches Gehalt ohne Verpflichtung in Ost-Berlin zur Verfügung zu stellen. B. erwies sich auch in dieser Frage als der grössere Realist, indem er einwandte, «dass Sie ein solches Angebot nicht annehmen würden. Er wolle sich deshalb dafür verwenden, dass Ihnen in Paris eine ständige Unterstützung aus der DDR zuflösse als Ehrung und Anerkennung.»
- 141 Reinhold Schneider. *An JRB*, in: *Dichter des Friedens*, 172 ff.
- 142 Bw II, 195.
- 143 Von Pohl, 4.4.1951, Abschrift in: DLA A: Le Fort, Sign. 74.7784/3. – Original nicht im BA.
- 144 Vgl. *Die Deutsche Demokratische Republik im Kampf um die Einheit Deutschlands*. Hrsg. vom Amt für Information der D.D.R. (Berlin 1951). – Der Band dokumentiert sämtliche Vorschläge der DDR – und blendet die Antworten der BRD ebenso vollständig aus.
- 145 GW XVII, 546 f., 558 ff.
- 146 Ebd., 572-579.
- 147 Vgl. Eberhart Schulz. *Parteiherrschaft contra demokratische Vielfalt*. Die SED und der Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands in den Jahren 1950/51. *Schriften des Jenaer Forums für Bildung und Wissenschaft e. V.* Jena 1994, 7ff. – Heider (*Kulturbund*, 141 ff.) suggeriert ein «Einfunktionieren» ohne jeglichen Widerspruch, das übergeht in die blosser «Inszenierung» einer allgemeinen Zustimmung zum ersten Fünfjahrplan, als seien mit dem Plan nicht tatsächlich die Kulturaus

- gaben gesteigert und enorme Hoffnungen, nur fünf Jahre nach Kriegsende, geweckt worden.
- 148 GW XVII, 427 f.
- 149 *Die D.D.R. im Kampf*, 104 ff.
- 150 Vgl. Wilfried Loth. *Stalins ungeliebtes Kind*, Reinbek 1994.
- 151 *Die D. D. R. im Kampf*, 140.
- 152 Vgl. Kahn, 240 f.
- 153 *Weißbuch über den Generalkriegsvertrag*. Hrsg. v. Amt für Information der D.D.R. [Berlin 1952], 69.
- 154 Ebd.
- 155 Burnham. *Die Rhetorik des Friedens*, 454.
- 156 Vgl. neben dem gleichnamigen Band von 1916 auch das Fragment *An Europa* gegen den II. Weltkrieg, in: GW IV, 848 ff.
- 157 GW XVII, 506.
- 158 Vgl. das Faksimile eines Schreibens der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken AG an die Deutsche Bank vom 2. 11. 1942, in: Joachim Hellwig / Wolfgang Weiss. *So macht man Kanzler*. Berlin [1960], 271. – Ein noch immer bemerkenswertes Buch vom Verlag der Nation, das zugleich die polit-ökonomischen Denkmuster der DDR dokumentiert.
- 159 Wilhelm von Sternburg. *Adenauer. Eine deutsche Legende*. (1987), Frankfurt a. M. 1990, 194.
- 160 Vgl. Naimark, 250 ff.
- 161 *Adolf Hennecke: Aktivisten zeigen den Weg*. Berlin 1948, 9, 16. (Zit. nach einem Exemplar in BA 8.)
- 162 Herbert Deeg. *Die Hennecke-Aktivistenbewegung*, in: ebd., 19.
- 163 Ebd., 14.
- 164 Ebd., 37 f., 51 f.
- 165 Vgl. Naimark, 643.
- 166 Ebd., 253.
- 167 Bw II, 406 ff., 524 ff.
- 168 Hans Lorbeer. *Die Rebellen von Wittenberg. (Das Fegefeuer, Der Widerruf, Die Obrigkeit – jeweils Halle 1956, 1959, 1963) – Vgl. Dieter Heinemann. Hans Lorbeer – Vom aktuellen literarischen Zeitdokument zum historischen Roman*, in: *Vormundschaft*, 88 ff.
- 169 Karl Grünberg. *Hans Garbe. Der Mann im feurigen Ofen*, in: *Helden der Arbeit. Aus ihrem Leben und Wirken*. Berlin 1951, 9–28.
- 170 GW XII, 303.
- 171 *Helden unserer Zeit*. Arbeitsunterlagen zu einem geplanten Gedicht-Zyklus, masch., 131 S., BA 8.
- 172 Günter Strumpf, o. D., ebd.
- 173 Von Werner Eggerath, 20. 6. 1950, ebd.
- 174 Naimark, 456.
- 175 GW VI, 134.
- 176 Ebd., 117.
- 177 Ebd., 107.
- 178 Friedrich Hölderlin. *Dichtungen*. Eine Auswahl v. JRB mit einer Einf. v. Georg Lukács. Berlin 1952; *Tränen des Vaterlandes*. Deutsche Dichtung aus dem 16. u. 17. Jahrhundert. Eine Auswahl v. JRB. Berlin 1954. –

- Unter dem Titel *Bemühungen I/II* finden sich *Verteidigung der Poesie* (1952) und *Poetische Konfession* (1953) sowie *Macht der Poesie* (1955) und *Das poetische Prinzip* (1957) in: GW XIII/XIV.
- 179 Brecht. *Arbeitsjournal*, 356.
- 180 Ders., *Briefe*, 475 f.
- 181 Ders., *Arbeitsjournal*, 226.
- 182 *Verhör vor dem Ausschuss zur Untersuchung unamerikanischer Tätigkeit*, in: *Brecht im Gespräch*. Hrsg. v. Werner Hecht, Berlin 1979, 34–56.
- 183 Brecht. *Arbeitsjournal*, 460.
- 184 Ebd., 443.
- 185 Ebd., 435, 447.
- 186 Ebd., 461.
- 187 Bw II, 357.
- 188 Brecht. *Arbeitsjournal*, 471.
- 189 So nach Mittenzwei (*Leben Brechts* II, 327), der den Widerspruch nicht bemerkt.
- 190 Vgl. Alfred Kantorowicz. *Politik und Literatur im Exil*. Deutschsprachige Schriftsteller im Kampf gegen den Nationalsozialismus, Hamburg 1978, 106 u. Brigitte Klump. *Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung*, Hamburg 1978, 171 f.
- 191 Brecht. *Arbeitsjournal*, 478.
- 192 Vgl. Antiquariat Claudia Güntheroth. Katalog 3, [Berlin 1997], S. 82 f., Nr. 612. – Schumacher (*Leben Brechts*, 303 f.) u. Mittenzwei (*Leben Brechts* II, 431 ff.) schildern ein allzu glattes Verhältnis zu Grotewohl und Pieck.
- 193 Bw I, 449.
- 194 Mayer. *Widerruf II*, 468 ff.
- 195 Vgl. Günter Agde. *Die Wandsbek-Debatte*, in: *Vormundschaft*, 14 ff.
- 196 Mittenzwei. *Nachwort*, in: Hanns Eisler. *Johann Faustus. Fassung letzter Hand*. Hrsg. v. Hans Bunge, Berlin 1983, 143 ff.
- 197 Eisler. *Faustus*, 129.
- 198 Brecht. *Einige Bemerkungen über mein Fach*, in: *Werke XXIII*, 150 ff.
- 199 Ders., *Offener Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller*, ebd., 155 f.
- 200 Zit. nach: Hellmut G. Haasis. *Der Arbeiteraufstand des 17. Juni 1953*, in: ders., *Spuren der Besiegten*. Bd. 3: Freiheitsbewegungen vom demokratischen Untergrund nach 1848 bis zu den Atomkraftgegnern (1977), Reinbek 1984, 1034.
- 201 Gustav Just. *Zeuge in eigener Sache. Die fünfziger Jahre*, Berlin 1990, 37.
- 202 Haasis, 1041.
- 203 Vgl. Waigand. Briefmarken-Katalog [1995], 80.
- 204 Haasis, 1047.
- 205 Brecht. *Briefe*, 655 ff.
- 206 Mittenzwei. *Leben Brechts* II, 497.
- 207 Brecht. *Arbeitsjournal*, 515.
- 208 Ders., *Buckower Elegien*, in: *Werke XII*, 307–315.
- 209 *Der Neue Kurs und die Aufgaben der Partei*. 15. Tagung des ZK der SED, Berlin 1953, S. 28 ff.

- 210 Eisler. *Johann Faustus*, S. 147.
- 211 Bw II, 492f.
- 212 Horaz. *Episteln*, in: *Werke*, Leipzig 1984. – In der Übersetzung von Wieland, die Eisler empfahl.
- 213 »Die Regierung ruft die Künstler ...«, 208–232.
- 214 *Gespaltener Dichter*, 86–90.
- 215 Karl-Heinz Sylla. *JRB in Jena*, 30.
- 216 *Gespaltener Dichter*, 91.
- 217 Haasis, 1048.
- 218 *Gespaltener Dichter*, 91–95.
- 219 Gansel. *Parlament des Geistes*, 303f., 311ff.
- 220 *SED und Intellektuelle in der DDR der fünfziger Jahre. Kulturbundprotokolle*. Hrsg. v. Magdalena Heider u. Kerstin Thöns, Köln 1990, 16f.
- 221 Ebd., 3f.
- 222 Ebd., 50.
- 223 Ebd., 14.
- 224 Ebd., 25f., 27ff., 34.
- 225 Ebd., 52.
- 226 *Die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik*, Berlin 1951, 10.
- 227 Rudolf Herrstadt. *Das Herrstadt-Dokument. Das Politbüro der SED und die Geschichte des 17. Juni 1953*. Hrsg. v. Nadja Stulz-Herrstadt, Reinbek 1990, 145.
- 228 BA 40/114.
- 229 *Gespaltener Dichter*, 95–108.
- 230 Ebd., 96.
- 231 *Herrstadt-Dokument*, 20, 31.
- 232 Ebd., 102f.
- 233 Ebd., 158f.
- 234 Ebd., 178.
- 235 Ebd., 60, 97, 129. – Zu einem Ulbricht-Film, für den B. geichfalls Texte schrieb, vgl.: Martin Mund. *Die Staatsaktion blieb im Tresor*, in: *ND* v. 10. 3. 1997, 12.
- 236 Ernst Bloch. *Deutsche Armee des Friedens*, in: *Aufbau*, 11/1952, 975 bis 981.
- 237 *Herrstadt-Dokument*, 80.
- 238 Zit. nach: Karl Schirdewan. *Aufstand gegen Ulbricht*, Berlin 1994, 172–180. – Dort irrtümlich als Beschluß des ZK der KPdSU.
- 239 *Herrstadt-Dokument*, 74.
- 240 *Der Fall Berija. Protokoll einer Abrechnung. Das Plenum des ZK der KPdSU. Juli 1953*. Stenographischer Bericht, Berlin 1993, 36.
- 241 Schirdewan, 61.
- 242 *Herrstadt-Dokument*, 112.
- 243 Leonhard. *Die Revolution*, 329.
- 244 Bw II, 473.
- 245 BA 32/56.
- 246 Naimark, 531.
- 247 GW XVIII, 183ff.
- 248 Brecht. *Wandelbar und stetig*, in: *Werke XXIII*, 149f.

- 249 *Du Welt im Licht. J.W. Stalin im Werk deutscher Schriftsteller*, Berlin 1954, 219 ff., 308 f., 353 f. – Sämtlich nicht in die GW aufgenommen.
- 250 Ebd., 114 ff.
- 251 Bw 1, 450 ff.
- 252 Ebd., 456f.
- 253 *Herrnstadt-Dokument*, 173.
- 254 Ebd., 255 ff.
- 255 *Gespaltener Dichter*, 109 ff.
- 256 Brecht. *Werke XXIII*, 256 ff.
- 257 Faksimile in: Gansel. *Parlament des Geistes*, 320.
- 258 Heider. *Kulturbund*, 180 f. – Loest, 222 ff.
- 259 *Gespaltener Dichter*, 115.
- 260 Vgl. *Sonntag N.* 10.1.1954, 5.
- 261 Brecht. *Werke XXIII*, 272.
- 262 Nach Mittenzwei, *Leben Brechts II*, 558.
- 263 GW XVIII, 220 f.
- 264 GW IV 792.
- 265 Bw II, 493, 476f.
- 266 BA 20/8.
- 267 Karl Sailer an Lilly B., 8.1.1959, BA S 47. – Die geplanten Ansprachen von Salier und B. erschienen in der Broschüre: *Von der Verantwortung des deutschen Geistes*, o. O. [1952]. Vgl. GW XVIII, 117-147.
- 268 So Gansel. *Metamorphosen*, 14.
- 269 Vgl. den Abdruck des Gesprächs in: *Frankfurter Rundschau* v. 27.4.1991, 3. – Eine Teilveröffentlichung findet sich auch bei Mittenzwei (*Leben Brechts II*, 574ff.), der nur das Provokatorische in Laskys Angebot betont. – Vollständige Protokolle liegen im BA.
- 270 Ost-West-Gespräch vom 2.3.1955, in: *Gespaltener Dichter*, 130.
- 271 Von E. Mauck, 16.2.1955, BA 12571.
- 272 GW XIII, 552.
- 273 BAS 152.
- 274 GW XIII, 413.
- 275 Mayer. *Widerruf II*, 127f.
- 276 GW XIII, 550f.
- 277 Müller. «*Fragen eines lesenden Arbeiters*». *Zu einigen Briefen an JRB*, in: *SonntagN.* 9.5.1954, 5.
- 278 Von Erich Kuby, 27.7.1955, BA 12606.
- 279 Vgl. *Zwölf Vorschläge* sowie AFP-Meldung v. 4.3.1955, BA 12582.
- 280 Mayer. *Der Turm von Babel*, III f.
- 281 GW XVIII, 382ff.
- 282 Ebd., 387ff.
- 283 *Die Welt* v. 6.11.1953 begann eine Artikelserie von Robert Jungk über seine Rückkehr aus den USA: *Ich sah ein ganz anderes Deutschland*. B. strich das «Verdrängen» an, die «neue Hybris» in der Jagd nach «Aufbauerfolgen», «Lebensgier und Angst» (BA 35/24), und übernahm die Passagen in eine Rede (GW XVIII, 192ff.).
- 284 BA 39/78.

- 285 *Über den Personenkult und seine Folgen*, in: *SED und Stalinismus. Dokumente aus dem Jahre 1956*. Berlin 1990, 8–68. – Als erste Veröffentlichung der Chruschtschow-Geheimrede in der DDR hat die Broschüre selbst den Wert eines Dokuments, dessen radebrechende Einleitung vom Dezember 1989 den Einbruch verdrängter Geschichte in den Herrschaftsdiskurs der Partei adäquat zur Sprache bringt: »Historisch gesehen, entstand die Notwendigkeit der Rehabilitierung infolge der Ausdehnung ungesetzlicher, verbrecherischer Massenrepräsentationen in der Sowjetunion (...). Die Wahrheit darüber brach sich tragischerweise erst viele Jahre später Bahn und auch das leider nicht umfassend.«
- 286 Vgl. Schirdewan, 77 ff.
- 287 Ulbricht. *Über den XX. Parteitag der KPdSU*, in: *Personenkult*, 93 ff.
- 288 *Rede auf der Berliner Bezirksdelegiertenkonferenz*, ebd., 116–130.
- 289 *Die leninistische Geschlossenheit unserer Partei.*, ebd., 142.
- 290 Wolfgang Harich. *Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur national-kommunistischen Opposition 1956 in der DDR*. Berlin 1993, 19 f.
- 291 GW XVIII, 106 f.
- 292 *Gespaltener Dichter*, 147–151.
- 293 BA S 181.
- 294 GW XIV, 195.
- 295 *Selbstzensur*, in: *Sinn und Form*, 3/1988, 543–551.
- 296 Vgl. die Analyse von Stalin-Metaphern bei Feuchtwanger, Brecht und Bloch in: Rohrwasser. *Stalinismus*, 151–176.
- 297 Vgl. Brecht. *Werke XXIII*, 417 f.
- 298 Just, 19 f., 48, 60 ff.
- 299 Ebd., 63 ff., 97, 121.
- 300 GW Bd. VI, 219.
- 301 Walter Janka. *Spuren eines Lebens*, Reinbek 1992, 257 f.
- 302 *Gespaltener Dichter*, 157 ff.
- 303 GW VI, 530; *Sinn und Form*, 2/1990, 342.
- 304 Just, 62; Mayer. *Widerruf II*, 156.
- 305 Müller. *Krieg ohne Schlacht*, 92. – Merkwürdig, daß Müller sich nicht an die Briefe erinnert hat, die B. ihm 1954 für den *Sonntag* gab, da er sonst jede Kleinigkeit zu berichten wußte, um das Bild einer »kranken Figur« (106), eines tragi-komischen Moral-Papstes zu illustrieren. – Auf Nachfragen des Verf. von 1994 hat er nicht geantwortet, wie auch Hans Mayer, Stephan Hermlin, Wolfgang Harich und Marianne Schilow, B.s Stieftochter, nicht.
- 306 GW XVIII, 564 ff.; BA 39/80 a–h.
- 307 GW XVIII, 570 ff.
- 308 *Sonntag* v. 4. 11. 1950.
- 309 *Der Rákosi-Prozeß. Im Kampf um Ungarns Freiheit*, Berlin 1951, 316.
- 310 GW VI, 405 ff.
- 311 Ebd., 492 f., 438.
- 312 *Gespaltener Dichter*, 165–175. – Dort mit irrtümlicher Datierung der 29. ZK-Tagung auf den 1. statt 12.–14. 11. 1956. – Ende November beschloß das Sekretariat des ZK der SED tatsächlich eine neue Wochen-

- zeitung unter Budzislawski, die das Politbüro jedoch am 20. 12. – nach der Verhaftung von Harich und Janka – wieder zurücknahm. Vgl.: Franz Knipping. *Das Ende der »Republik«*, in: *ND* v. 30. 11./1. 12. 1996, 11.
- 313 Just, 110f.
- 314 Janka. *Spuren*, 255f.
- 315 Harich, 34–42. – Zur Biographie vgl. auch Siegfried Prokop. Ich bin zu früh geboren. Auf den Spuren Wolfgang Harichs. Berlin 1997.
- 316 Nach einer Mitteilung von Antje Lemke.
- 317 Harich, 44f.
- 318 Just, 104f.
- 319 Bezeugt von Milovan Djilas. *Rise and Fall*, New York 1985, 85ff. (nach: Hodos, 272).
- 320 An die ZPKK, 1. 6. 1956, in: Wolfgang Kießling. *Paul Merker in den Fängen der Sicherheitsorgane Stalins und Ulbrichts*. Hrsg. v. Forscher- und Diskussionskreis DDR-Geschichte. *hefte zur ddr-geschichte* 25. Berlin 1995, 40.
- 321 Zit. nach Judith Marshall (*Aufrechter Gang im Sozialismus. Walter Janka und der Aufbau-Verlag*. Münster 1994, 110), die den aggressiven Tonfall nicht bemerkt, da sie J. zum »Partisan« im Kampf gegen unbelehrbare »Machtpolitiker« (90) verklärt und sich in linke Nostalgie mit »Kleinodien der DDR« (125) flüchtet.
- 322 Janka, *Spuren*, 256f., 283f.
- 323 Ebd., 251.
- 324 Vgl. Kießling. *Paul Merker*, 22ff. – Allerdings wecken die stereotypen Aussagen Zweifel am Protokoll.
- 325 Harich, 55–63.
- 326 Janka. *Die Unterwerfung. Eine Kriminalgeschichte aus der Nachkriegszeit*, München/Wien 1994, 15.
- 327 Vgl. Kornelia Hausers (*DDR-Wirklichkeit als Arbeit am Gedächtnis*, in: *Das Argument*. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 192, 1992, 243–253) Ansatz, die Konstruktion einer heldischen Autobiographie als nachträglichen Ausbruch aus dem allnormierenden »Wir« der Partei zu lesen, als Material für neue Fragen.
- 328 Janka. *Spuren*, 265–269.
- 329 Stefan Heym. *Nachruf* (1988), Frankfurt a. M. 1990, 603.
- 330 *Zur Gegenwartsfrage unserer Literatur*, in: *Sonntag* v. 2. 12. 1956, 3.
- 331 *GW* XVIII, 399.
- 332 *GW* XIV, 281f.
- 333 Ebd., 539f., 577ff. – Vgl. das Faksimile einer Seite aus Benns *Après-lude* mit Anstreichungen von B. in: *Konstellationen. Literatur um 1955*. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs, Marbacher Katalog 48, 1995, 380. – Daß die Notiz »Grossartig miserabel« als »Gross aber miserabel« mißdeutet wird, ist unerheblich. Fragwürdiger die Feststellung, B. sei 1933 geflohen, während Benn »sich dafür (entschied), zu bleiben« (381). Schon verfälschend die Behauptung, er habe in Fortführung der Expressionismusdebatte neben Abusch dem »Chefideologen« Kurella »sekundiert« (328). Und borniert die Abstempelung zum »Vor-Mund« (329) gegenüber der Offenheit von Christa Wolf und de Bruyn (S. 112),

- ohne Blick für den öffnenden Charakter seiner *Bemühungen* sowie der Hölderlin- und Barock-Bände.
- 334 Vgl. Diskussion über JRBs Bücher (...) am 30. 11. 1955, BA 39/71. – Das Protokoll wurde ohne Angabe von Herausgeber, Verlag, Ort und Zeit in einem 57-Seiten-Heft »ediert«: *Über JRBs »Poetische Konfession«*. Beiträge zur deutschen Gegenwartsliteratur. Heft 10.
- 335 Fühmann. *Exposé für einen Film »Winterschlacht« nach der Dichtung von JRB*. (1955), BA S 190.
- 336 Brecht. [Quelle der Unzufriedenheit], in: *Werke*. XXIII, 416f.: »Die Produktion der Künstler wie die der Arbeiter hatte den Charakter eines Mittels zum Zweck und wurde in sich selbst nicht als erfreulich oder frei angesehen.«
- 337 Janka, *Spuren*, 281–300.
- 338 Ebd., 270f.
- 339 Schirdewan im Gespräch mit dem Verf., 11. 7. 1994. – In den gedruckten Erinnerungen (*Aufstand*, 119) heißt es gemäßigter, Ulbricht habe B. »hinauskomplimentiert«.
- 340 Ebd.
- 341 Nach Just, 121.
- 342 Janka. *Unterwerfung*, 126f. – Die NS-Akten, in denen B. erwähnt wird, befinden sich nach Auskunft der Gauck-Behörde im Bundesarchiv, Außenstelle Zehlendorf, unter Sign. ZC 13937 A-33 sowie ZC 14299 A-1.
- 343 Stenographisches Protokoll der Pressekonferenz des Ministers für Kultur Dr. JRB, in: *Sinn und Form*, 1/1991, 7–18.
- 344 *Jedes Wort hat Gewicht*, in: *Sonntag* v. 6. 1. 1957, 2.
- 345 Ulbricht. *Grundfragen der Politik der S.E.D.*, Berlin 1957, 88ff., 76f.
- 346 *Literatur und politische Position*, in: *Sonntag* v. 10. 2. 1957, 3.
- 347 *Der Prozeß gegen Walter Janka und andere. Eine Dokumentation*, Reinbek 1990, 100.
- 348 Bw II, 688.
- 349 Ebd., 556–564.
- 350 Vgl. BA 40/160 a–d.
- 351 *Gespaltener Dichter*, 208ff.
- 352 Harich, 111–160.
- 353 Ebd., 258.
- 354 *Schreiben an den Parteivorstand der SPD*, in: *Dok. SED VI*, 65f.
- 355 Janka. *Unterwerfung*, 68.
- 356 *Vorschlag an den Parteivorstand der SPD*, in: *Dok. SED VI*, 92.
- 357 Bw II, 551, 553ff.
- 358 *Gespaltener Dichter*, 186f.
- 359 GW XI, 442ff.
- 360 Ebd., 513.
- 361 Seghers. *Der gerechte Richter*, in: *Sinn und Form*, 3/1990, 479–501.
- 362 *Gespaltener Dichter*, 197ff.
- 363 Bw I, 496f.
- 364 Bw II, 689f.
- 365 Ebd., 564f.

- 366 Bw I, 501–512.
- 367 Eisler an Steffi Zucker, 2. 9. [1957], im Bestand der Sammlung Eisler der Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin. (Nach Mitteilung von Rolf Harder.)
- 368 Janka. *Unterwerfung*, 134.
- 369 *Gespaltener Dichter*, 213–218.
- 370 BA 39/83 a–b. – Aus dem Stenogramm der Kulturkonferenz (SAPMO-BArch DY 30/IV/ 2/101/407 u. 408) zit. Dieter Schiller: *Disziplinierung der Intelligenz. Die Kulturkonferenz der SED vom Oktober 1957*. Hrsg. v. Forscher- und Diskussionskreis DDR-Geschichte. *hefte zur ddr-geschichte* 44, Berlin 1997, 25–47. Leider selektiert seine Wertung das Material.
- 371 *SED und Intellektuelle*, 120–127.
- 372 Janka. *Die Unterwerfung*, 90 ff.
- 373 *SED und Intellektuelle*, 130–136.
- 374 Bloch. *Offener Brief. Protest gegen Anwürfe der Parteileitung der SED am Institut für Philosophie der Karl-Marx-Universität Leipzig* (22. 1. 1957), in: *Bloch-Almanach* (3. Folge) Hrsg. v. Bloch-Archiv der Stadtbibliothek Ludwigshafen durch Karlheinz Weigand. Baden-Baden 1983, 19–32.
- 375 Nach einer MfS-Statistik in: Janka. *Unterwerfung*, 50.
- 376 Sonntag v. 27. 4. 1958, 4.
- 377 *Ein Tribunal gegen Ernst Bloch. Protokolle*. (12./13. 12. 1957), in: *Utopie kreativ* 15, 1991, 60–78.
- 378 Gerhard Zwerenz. *Ernst Bloch als Nietzscheaner oder die Lust am erektiven Denken* (1987), in: ebd., 79–87.
- 379 Janka. *Unterwerfung*, 150.
- 380 *Thesen zur Vereinfachung des Staatsapparates und zur Änderung der Arbeitsweise der Mitarbeiter des Staatsapparates*, in: *Dok. SED VI*, 281–294.
- 381 GW XI, 483.
- 382 Ebd., 456–459.
- 383 GW XVIII, 638 f.
- 384 GW VI, 365.
- 385 Ebd., 314 ff.
- 386 Ebd., 337–341.
- 387 Ebd., 372 ff.
- 388 Ebd., 448–452.
- 389 Ebd., 330.
- 390 Ebd., 431.
- 391 *Sinn und Form*, 2/1990, 341–345.
- 392 BA 19/50.
- 393 GW VI, 332 ff.
- 394 BA S 172/173.
- 395 *Gespaltener Dichter*, 222.
- 396 BA S 175.
- 397 Vgl. die Berichte der Chefärztin im Regierungskrankenhaus, Dr. Wittbrod, an das ZK, in: IfG/ZPA IV/2/201/84; Kopie im BA.
- 398 GW VI, 497–501.

Namen- und Werkverzeichnis

- Abusch, Alexander 14, 259, 264, 409, 566, 678, 687-689, 735f., 746, 757, 760
- Achmatowa, Anna Andrejewna 558
- Ackermann, Anton 503, 505, 510, 542, 567, 574, 584, 672, 703, 719, 735
- Adenauer, Konrad 18, 213, 571, 575, 639, 647f., 652-655, 657 bis 659, 695f., 706f., 723, 717, 719, 740, 748
- Adler, Alfred 100
- Adler, Viktor 202, 208
- Adorno, Theodor 242, 256, 258, 323, 544, 597, 620, 675
- *Dialektik der Aufklärung* 256, 544
- Andersch, Alfred 586
- Andersen Nexö, Martin 440
- Andres, Stefan 627
- Anseele, Eduard 201
- Apfel, Alfred 260, 264
- Apletin, Michail Jurewitsch 394, 417, 438, 454
- Aragon, Louis 340, 348, 377, 391, 434, 567
- Arendt, Hannah 420, 597, 768
- Asmus, Johannes 522
- Aster, Ernst von 57
- Atti siehe Becher, Thomas
- Auer 174
- Augstein, Rudolf 742
- Awerbach, Leopold 320
- Axen, Hermann 730
- Babel, Isaak Emanuelowitsch 437
- Bach, Johann Sebastian 549
- Bachmair, Heinrich F. S. 40, 44-46, 49, 57f., 60f., 66f., 75, 77, 83, 97, 103, 108, 117, 451, 522
- Baden, Max von 110, 492
- Bähr (Staatsanwalt) 25
- Bagnato, von (Rechtsanwalt) 245
- Bakunin, Michail Alexandrowitsch 79-84, 197
- *An die Offiziere der russischen Armee* 80
- *Einige Worte an die jungen Brüder in Russland* 80
- Ball, Hugo 63, 66f., 159f., 198
- *Der Henker (Gedicht)* 67
- Ballhause, Walter 353
- Balzac, Honore de 298, 324 f.
- Bao Dai 602
- Barbusse, Henri 158, 184, 263 f., 284, 286, 379-381, 388-390, 393 bis 395
- Barta, Alexander 417-419, 421, 423, 425, 430, 438
- Bartels, Adolf 160
- *Deutsche Literaturgeschichte* 160
- Barth, Karl 204
- Barthel, Kurt 589 f., 636, 684, 693, 699 f., 757
- Barthel, Max (eigentl. Heinrich Lersch) 518 f.
- Bassermann, Ernst 178
- Baudelaire, Charles 42, 86, 173
- Bauer, Otto 215
- Bebel, August 43, 203, 307, 309, 315
- Becher, Ernst 39
- Becher, Heinrich 252
- Becher, Johanna (geb. Bürck) 39
- Becher, Käthe 116, 131, 154, 161, 171, 178
- Becher, Lilly 11 f., 14, 16, 22, 246, 361, 399, 406-409, 412, 421, 438f., 471, 473, 476f., 487, 501, 504, 509, 576f., 591-593, 619, 642, 698, 730, 738, 743
- Becher, Lotte 22, 245f., 257, 265, 268, 363f., 401, 473, 475, 578, 629

- Becher, Thomas 12, 17, 268, 363, 473, 629
- Beer, Fritz 340, 345, 370
- Beethoven, Ludwig van 515, 529
- Benda, Julien 16, 404f., 619
- *Der Verrat der Intellektuellen* 16
- Benjamin, Hilde 746
- Benjamin, Walter 85 f., 254-256, 258, 323, 355, 480, 618-620, 675 – *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* 618
- Benn, Gottfried 49, 61 f., 66, 72-76, 182f., 188, 396-398, 400-402, 453, 463 f., 578, 586, 592, 712f., 716, 739
- *Après lude 7Y*
- *Das Unaufhörliche* 401
- *Doppelleben* 592
- *Orgie 1920* 183
- *Saal der kreissenden Frauen* 72
- Benedik, Hans 506
- Berg, Hans 412
- Berger, Uwe 589
- Bergengruen, Werner 533, 626
- *Dies irae* 533
- Bergmann, Edith 512
- Bergson, Henri 231
- Berija, Lawrenti Pawlowitsch 410, 622, 694, 696f., 701, 717, 725, 733 f.
- Bermann Fischer, Gottfried 748
- Bernecker, Dr. 57
- Bernstein, Eduard 43, 307
- Bersarin, Nikolai 505 f.
- Bertram, Ernst 128-130, 132-136, 145f., 148, 169, 235, 242, 398, 496, 548
- *Nietzsche. Versuch einer Mythologie* 129, 152
- Besenbruch, Walter 691, 693
- Biha, Otto (Oto Bihalji-Merin) 320, 334, 365, 388
- Binding, Rudolf 518
- Binswanger, Otto 94, 96, 100 f., 108
- Birkenfeld, Günter 625, 627, 631
- Biro, Karl 320f.
- Bismarck, Otto von 92, 208, 495
- Bittel, Karl 163, 279, 361, 705 Bittel, Mia 163, 269 f.
- Bjedny, Demjan 235
- Bloch, Ernst 259, 323, 415, 429, 432, 578, 624, 695, 705, 709, 722, 728, 731, 741, 744-746, 754, 764-766
- *Das Prinzip Hoffnung* 624 Bloch, Jean Richard 390, 567
- Blocher (Regierungspräsident) 202
- Bluth, Karl Theodor 100-102, 126f., 131, 135, 137, 140, 157, 159-162, 186, 645
- Böheim, Hans 445
- Böhm, Franz 560
- Böhme, Jakob 63 f., 66
- *Morgenröte im Aufgang* 63
- Bogdanow, Alexander Alexandrowitsch 231
- Bohner, Theodor 510
- Bonsels, Waldemar 41 f., 44, 289
- *Die Biene Maja* 41
- Borée, Karl Friedrich 633 Borkenau, Franz 595 f.
- Boss, Josefine (José) 578, 591 Bradley, Omar N. 601
- Brandenburg, Hans 289f., 528
- Brandler, Heinrich 218, 298, 317, 332
- Brandt, Heinz 703
- Braun, Otto 665
- Braun, Wernher von 605
- Brecht, Bertolt 22, 259, 264, 284, 325f., 328-330, 332-338, 340f., 342, 346, 352-355, 364-367, 371 f., 383, 391, 394, 401-404, 406, 408, 413, 422, 426, 429, 432 f., 439, 453, 462, 474, 583, 588, 591, 599, 612, 615 f., 619, 626, 645, 669 bis 679, 682-688, 691, 696, 698f., 702f., 705, 708-710, 712, 714, 722 f., 725f., 728, 732, 738, 740f., 746, 749, 751, 754
- *Bertolt Brechts Hauspostille* 328 – *Buckower Elegien* 684
- *Büsching-Fragment* 670
- *Das Badener Lehrstück vom Einverständnis* 335, 401
- *Das Verhör des Lukullus* 676

- Brecht, Bertolt
- *Der Jasager und der Neinsager* 335
 - *Der Lindherghflug* 352
 - *Die Dreigroschenoper* 354, 670
 - *Die Massnahme* 330, 332f., 337f., 340, 352, 383, 394, 401, 426, 670 f., 673, 722
 - *Die Mutter* 685
 - *Die Tage der Commune* 674, 683
 - *Herr Puntilla und sein Knecht Matti* 674
 - *Kinderhymne* 583
 - *Lehen des Galilei* 670
 - *Loh der Partei* 72b
 - *Mutter Courage und ihre Kinder* 672
- Bredel, Willi 324, 354, 382 f., 388, 390f., 394, 397, 411, 413, 419f., 422, 425, 430, 434, 482, 488, 522 f., 648, 741, 744, 757
- Brentano, Bernhard von 355, 366, 371, 387, 422
- Brentano, Clemens von 159
- Breton, André 399, 403
- Brockhaus, Friedrich Arnold 129
- Brod, Max 66, 259, 385, 394
- Bruegel, Pieter 189, 739
- Brugsch, Theodor 690
- Brüning, Elfriede 369
- Brüning, Heinrich 313, 317
- Bucharin, Nikolai Iwanowitsch 217, 263, 275-278, 283, 298, 317, 348, 380, 427, 434, 504, 746
- Buchwitz, Otto 662
- Budjonny, Semjon Michailowitsch 480
- Büchner, Georg 108, 186f., 221 f., 226, 294, 674
- *Der hessische Landhote* 221
 - *Dantons Tod* 674
- Bülow, Bernhard Fürst von 88
- Budzislowski, Hermann 384, 730
- Bulgakow, Michail Afanassjewitsch 441
- Burnham, James 597, 599-601, 611, 655
- Busch, Ernst 439, 587
- Carossa, Hans 49, 534
- Chaplin, Charles 233, 618
- Chopin, Frederic 582
- Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 693 f., 717-720, 740, 748, 762
- Churchill, Winston 207, 479, 538 bis 541, 556, 570, 573, 596
- Class, Heinrich 263
- Claudius, Matthias 300 f.
- Clay, Lucius 509, 555, 570
- Clemenceau, Georges Benjamin 428
- Courths-Mahler, Hedwig 354
- Craig, Gordon 262
- Craschberger (Ingenieur) 24
- Cremer, Fritz 92
- Crevel, René 399
- Crispien, Artur 306
- Croce, Benedetto 597
- Cuno, Wilhelm 213
- Däubler, Edith 99, 116
- Däubler, Theodor 67, 98, 128, 131, 267, 287
- *Hymne an Friedrich Nietzsche* 128
- Dahlem, Franz 692, 746
- Dahrendorf, Gustav 506, 510, 535, 548
- Dämmert, Lilli 438 f.
- Daniel, Alfred 152
- D'Annunzio, Gabriele 42, 86
- Dante Allighieri 72, 74, 86, 458
- *Divina Comedia* 72, 86, 181, 228
- Deeg, Herbert 663 f.
- Dehmel, Richard 26, 34f., 41 f., 44, 77, 88, 131, 240, 617
- Deicke, Günther 589
- Deiters, Heinrich 566
- Déry, Tibor 732
- Desch, Kurt 522
- Dessau, Paul 676
- Deutscher, Isaac 479
- Dewey, John 597
- Diderot, Denis 294, 405
- Dietrich, Gerd 511
- Dilschneider, Otto 506

- Dimitroff, Georgi 390-392, 408f.,
417, 420, 439f., 455, 482, 487, 498,
502-504, 573 f.
- Dittmann, Wilhelm 204
- Döblin, Alfred 259 f., 264, 267, 284,
287, 304, 354, 453, 597, 625-628,
643-645, 676, 704
- *Berlin Alexanderplatz* 304, 625
- Domela, Harry 262
- Domnig, Fritz 260
- Dorfner (Buchbinder) 90, 677
- Dos Passos, John 264
- Dostojewski, Fjodor Michailowitsch
108, 165
- Dschingis Khan 397, 466, 604
- Dudow, Slatan 337, 636
- Dührung, Eugen 137
- Dulles, Allan 622
- Dulles, John Foster 601
- Duncker, Hermann 284
- Durus, Alfred (Alfréd Keményi) 482
- Dymschitz, Alexander Lwowitsch
543, 612, 672
- Dzierzynski, Felix Edmundowitsch
226
- Eberlein, Hugo 368, 409
- Ebert, Friedrich 112 f., 115, 118, 173,
204, 206, 211-214, 312, 598, 666,
719
- Edschmid, Kasimir 627, 631, 633
- EGgebrecht, Axel 631 f.
- Eggerath, Werner 668
- Eggerstedt (Polizeipräsident) 383
- Ehrenburg, Ilja Grigorjewitsch 388,
390, 399, 436f.
- Ehrenstein, Alfred 98, 259, 266, 382
- Einsiedel, Heinrich Graf 492
- Einstein, Albert 379, 675
- Einstein, Carl 49
- Eisenhower, Dwight David 557
- Eisenstein, Sergej Michailowitsch
340, 436
- Eisler, Gerhart 234, 332, 671, 724
- Eisler, Hanns 286, 332, 337, 364,
582-584, 587f., 594, 606, 612, 614,
671, 677-679, 685-687, 728, 759
- Eisler, Hanns
- *Johann Faustus* 677, 679, 759
- Eisler, Hilde 716
- Eisner, Kurt 118, 174
- Eliot, Thomas Sterns 580, 712
- Eluard, Paul 568
- Emmerich, Anna Katharina
159
- *Das bittere Leiden unseres Herrn
Jesu Christi* 159
- Engel, Rudolf 613, 686
- Engelhardt, Wilhelm 28
- Engels, Friedrich 194f., 197, 307, 310,
315, 323 f., 553
- *Einleitung [zu Karl Marx, «Die
Klassenkämpfe in Frankreich 1848
bis 1850»]* 307
- Engert, Ernst Moritz 67
- Epikur 405
- Erhard, Ludwig 661, 741
- Erpenbeck, Fritz 413, 477, 482, 498,
506, 512, 522
- Erzberger, Matthias 174
- Eszterházy, Graf 728
- Euripides 148
- *Bäckchen* 148
- Fadejew, Alexander Alexandro-
witsch 436, 482, 568
- Fallada, Hans (Rudolf Ditzen) 513,
516-519, 523, 591, 751
- *Der Alldruck* 517
- *Jeder stirbt für sich allein* 517
- *Kleiner Mann – was nun ?* 516
- Fallersleben, August Heinrich Hoff-
mann von 309, 583
- *Deutschland, Deutschland über al-
les* 583
- Fechner, Max 637, 690 f., 701
- Federbusch, Walter 90
- Fedin, Konstantin Alexandrowitsch
437, 516
- Fehrenbach, Konstantin 213
- Felsenstein, Walter 688, 708, 714, 773
- Feuchtwanger, Lion 32, 259, 381 f.
412f., 429-434, 439, 453, 456f.,
472, 474, 686, 699

- Feuchtwanger, Lion
 - *Moskau* 1937 431
 - *Exil* 472
 Feuchtwanger, Marta 119
 Field, Noel H. 621-624, 629, 687, 747
 Fischer, Ernst 382, 440, 471, 489, 678
 Fischer, Ruth (geb. Eisler) 16, 332,
 407, 421, 437, 671
 Fladung, Hans 578
 Flaubert, Gustav 298
 Flick, Friedrich 640
 Florin, Wilhelm 409, 454
 Förster-Nietzsche, Elisabeth 88, 129
 Förtsch, Adolf 31f.
 Forrestal, James 570
 Fradkin, Ilja Moissejewitsch 672
 France, Anatole 610
 Franco, Francisco 415, 727
 Franck, Hans Heinrich 689
 Frank, Leonhard 33, 62, 182, 218,
 259, 261, 267, 284, 287, 382, 387
 Frankenberg, Helmut von 361 f., 364
 Frejka, Ludvik siehe Freund, Ludwig
 Freud, Sigmund 56, 100-102, 143,
 159, 241, 403
 Freund, Ludwig 192, 246, 687, 697
 Fried, Erich 471, 484
 Friedensburg, Ferdinand 506, 510,
 548, 559
 Friedmann, Hermann 627, 631 f.
 Friedrich, Walter 709
 Friedrich Wilhelm I. 363
 Fritz, Joss 445
 Fröhlich, Paul 757f., 773
 Fromm, Erich 242
 Fühmann, Franz 18, 492, 588-591,
 740
 Fürnberg, Louis 671
 Furtwängler, Wilhelm 533
 Fuchs, Franziska siehe Fuss,
 Franziska
 Fuss, Franziska (Fanny) 21-25, 35, 37,
 50, 72, 99, 124, 241, 756
 Gabor, Andor 320 f., 410, 416, 418 f.,
 423, 482, 731
 Garbe, Hans 675
 Gärtner, Josef 243
 Georg, Manfred 384
 George, Lloyd 207
 George, Stefan 67, 87, 131, 134, 158,
 178, 449, 490
 Gero, Ernö 727
 Gerster, Ottmar 582, 584
 Gide, André 393-395, 431, 434, 439,
 597
 - *Retour de l'U.R.S.S.* 431
 Ginkel, Emil 285
 Girnus, Wilhelm 678 f., 692 f., 702,
 709
 Glaser, Georg 361
 Goebbels, Joseph 314, 416, 541, 589,
 596, 606
 Goeres, Heinrich 507
 Göring, Hermann 118, 358-360, 392,
 506, 530
 Görnert, Lydia 90
 Goethe, Johann Wolfgang von 35, 45,
 58, 94, 125, 129, 178, 226, 289f.,
 350, 417, 454, 494, 505, 515, 534,
 544, 546, 549, 550, 576, 582, 612,
 669, 678f., 711, 717
 - *Faust* 417, 678
 - *Kampagne in Frankreich* 94
 - *Die Leiden des jungen Werthers* 35
 Gog, Gregor 151-133, 482, 498
 Gomulka, Wladislaw 727, 735f.
 Gorbatschow, Michail Sergejewitsch
 26, 227, 561, 697, 766
 Gorke, Maxim 42, 163, 191, 230 bis
 232, 264, 341 f., 348, 405, 410,
 434, 735
 - *An die Arbeiter und Bauern* 341
 - *Klim Samgin* 342
 - *Die Zerstörung der Persönlichkeit*
 230
 Gotsche, Otto 354
 Gottwald, Klement 368
 Gräser, Gusto 151
 Graf, Oskar Maria 364, 369, 379, 384,
 391, 411, 473, 475

- Gramsci, Antonio 188, 752
 Greco, El 739
 Greulich, Hermann 202 f.
 Grieg, Nordahl 674
 Groener, Wilhelm 112, 115
 Gross, Otto 112, 147f., 150-152, 241
 Grosz, George 65, 98, 134f., 158, 164, 182, 189f., 234, 259, 264, 306, 402, 617
 Grotewohl, Otto 514, 535 f., 541, 551, 553, 555, 567, 574f., 582, 608 f., 641, 647f., 651-653, 655f., 659, 676f., 680, 682, 684f., 691, 696, 701, 703, 706, 748, 753, 771
 Grünberg, Karl 298, 301 f., 304, 325, 354, 509, 666 f.
 - *Brennende Ruhr* 302, 325, 509
 - *Golden fließt der Stahl* 667
 Gründgens, Gustav 534
 Grünewald, Matthias 445, 739
 Guattari, Felix 25
 Guehenno, Jean 405
 Guenther, Johannes von 748
 Gumbel, Julius 173-179, 181-183, 199, 422
 - *Vier Jahre politischer Mord* 174
 Gumperz, Hedwig 234
 Gumperz, Julian 234, 326
 Günther, Egon 462
 Günther, Hans 17, 368-370, 377, 418-420, 422f., 437f., 442, 455, 473, 766
 - *Der Herren eigener Geist* 455
 Gussow, Carl 178
 Gysi, Klaus 501, 506, 512 f., 728, 738, 744, 763, 766
- Haas, Adolf 31 f.
 Haas, Willy 289-291, 303, 368
 Haase, Hugo 109, 202, 204
 Hadermann, Ernst 490
 Hadwiger, Else 56, 86, 94 f., 106, 114, 159, 240f.
 Härzer, Max 260
 Hagelstange, Rudolf 628, 632
 Haffner, Sebastian 212
 Hagen, Louis 213
- Hager, Kurt 763 f.
 Haid, Bruno 742
 Halpern-Gabor, Olga 410f.
 Harbeck, Hans 59
 Hardekopf, Ferdinand 62
 Hardie, James Keir 202
 Hardt, Ernst 116
 Harich, Wolfgang 506, 605, 693, 703, 709, 720, 722, 725, 731-738, 741-744, 746-749, 751-754, 758 bis 760, 763, 766
 Hartig, Rudolf 158f.
 Hartmann, Leo 114
 Hartwig, Sonja 394
 Hasenclever, Walter 66, 76, 259
 Hatvany 267
 Hauesser, Louis 152
 Hauptmann, Gerhart 88, 129, 259 f., 262, 513f., 518f., 528, 646, 735, 751
 - *Um Volk und Geist* 514
 Havemann, Robert 680, 709, 763 f.
 Hay, Julius 438, 671, 731f.
 Heartfield, John (eigentl. Helmut Herzfeld) 134f., 158, 190, 286, 306
 Hebbel, Friedrich 264, 296
 - *Gyges und sein Ring* 296
 Heckert, Fritz 420, 422
 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 205, 233, 322f., 350, 416, 710, 745, 765
 Heidegger, Martin 323, 544, 549
 - *Sein und Zeit* 323
 Heider, Magdalena 510, 542, 689, 703
 Heine, Heinrich 447, 492
 - *Deutschland. Ein Wintermärchen* 447
 Heller, Adolf 244
 Henckell, Karl 24-26, 28, 41 f., 57, 128
 - *Buch der Freiheit* 42
 Hennecke, Adolf 662-668
 Hennings, Emmy 56, 60, 62, 64, 66f., 96, 159, 198, 581
 Hermlin, Stephan 26, 352, 524, 627, 631, 648, 699, 728, 773

- Herrmann, Eva 170f., 178,182, 185,
190, 217f., 234f., 240, 265, 382,
474, 578
- Herrmann-Neisse, Max 253, 258, 400,
453
- Herrnstadt, Rudolf 573, 685, 692 bis
694, 696-701, 703, 720, 747
- Hertwig, Manfred 747
- Herzfeld, Franziska 182, 474
- Herzfelde, Wieland (eigentl. Herzfeld)
60f., 78, 98, 119, 158, 198, 234,
262, 286, 345, 368-370, 378, 382,
388, 391, 411, 413, 453, 473, 518,
688
- Herzog, Wilhelm 291
- Hess, Rudolf 243
- Hesse, Hermann 151, 153, 259 f., 272,
364f., 534, 596f., 644, 748
- *Demian* 151
 - *Skizzenblatt* 644
 - *Zarathustras Wiederkehr* 153
- Hettner, Hermann 231
- Heuss, Theodor 244, 258, 534, 561,
579, 659
- Heym, Georg 65, 617
- Heym, Stefan 738
- Heymel, Alfred Walter 41
- Hiller, Kurt 384
- Himmeler, Heinrich 635
- Hindemith, Paul 401
- Hindenburg, Paul von 92, 109, 243,
261, 312-314, 318, 358, 363,381,
493, 666, 772
- Hitler, Adolf 86, 142, 160, 213f., 243,
256, 305, 313, 317, 324, 349f., 357-
360, 363, 372f., 381, 383f., 386,
394, 409, 415f., 424, 429, 431, 433,
435, 438, 440, 447, 454, 465 bis
467, 469-472, 478, 480f., 484, 488,
490f., 495, 502f., 508f., 512, 516,
530, 535, 538, 544 bis 547, 559,
588, 597f., 619f., 631 f., 635, 640,
656f., 661, 666, 682, 718, 740, 750
- *Mein Kampf* 470
- Ho Chi Minh 602
- Hoddis, Jakob van 49, 62, 64-66, 581
- Hoddis, Jakob van
- *Weltende* 64, 581
- Hodos, Georg Hermann 572, 574
- Hölderlin, Friedrich 13, 42, 44, 58,
74, 87, 97, 103, 130, 166-170, 178,
187, 445, 448, 451, 483-485, 490,
511,534, 594, 607,617, 669
- *Empedokles* 167f.
 - *Grund zum Empedokles* 168
 - *Hyperion* 594
- Höling, Ann 577
- Höllering, Franz 264, 408
- Hofer, Carl 510, 613
- Hoffmann, Maria 94
- Hofmannsthal, Hugo von 87f., 129
- Holitscher, Arthur 263 f.
- Hoover, Herbert C. 318
- Horaz 686
- Horkheimer, Max 258, 544, 597, 618f.
- *Dialektik der Aufklärung* 256, 544
- Hruby, Rudolf 665
- Huch, Ricarda 268, 534, 542, 559,
611
- Hüchel, Peter 534, 614, 627, 648, 686
- Huhn, Kurt 518
- Huppert, Hugo 421, 424, 439
- Hus, Jan 690
- Huxley, Aldous 404 f.
- *Brave New World* 405
- Ihering, Herbert 340, 355, 506, 614
- Illés, Béla 372, 419, 440
- Innen, F.R. 218
- Isemann, Bernd 42
- Iwanow, Wsewolod Wjatscheslawo-
witsch 436
- Jagoda, Genrich 410, 434, 439
- Jahnn, Hans Henny 633
- Janka Charlotte 743
- Janka, Walter 15, 93, 688, 722-725,
733-738, 740-750, 753, 757-760,
763, 765, 768
- *Die Unterwerfung* 743
- Jaroschi 408
- Jaspers, Karl 597

- Jaurès, Jean 202
 Jendretzky, Hans 746
 Jeshow, Nikolai 410, 437
 Jessenin, Sergej A. 424
 Jodl, Alfred 502
 Jogiches, Leo 174
 John siehe Becher, Thomas
 Johnson, Louis A. 601
 José siehe Boss, Josefine
 Joyce, James 299, 388, 738
 - *Ulysses* 299, 388
 Jünger, Ernst 253, 349-351, 396, 405, 486, 550, 586, 663, 665, 770
 - *In Stahlgewittern* 351
 - *Kampf als inneres Erlebnis* 253
 Just, Gustav 680, 723-725, 728, 731, 733, 747f., 750, 758
 Kádár, Janos 724, 727
 Kästner, Erich 513, 521, 627, 633
 Kafka, Franz 369, 690, 712, 738 f.
 Kaganowitsch, Lasar Moissejewitsch 694, 733
 Kaiser, Georg 263
 Kaiser, Jakob 632, 648, 685
 Kalinin, Michail Iwanowitsch 348
 Kamenew, Lew 223, 271-273, 275 f., 284, 410, 413, 434
 Kant, Immanuel 57, 74, 84, 140, 189
 Kantorowicz, Alfred 392, 429, 558, 578, 631, 750
 Kapp, Wolfgang 211
 Karsch, Walther 533, 548
 Kasack, Hermann 259, 626 f.
 Kassner, Rudolf 626
 Kast, Peter 425
 Katajew, Walentin Petrowitsch 558
 Katharina II. 469
 Kautsky, Karl 200-206, 211, 306, 555, 752
 - *Wie der Weltkrieg entstand* 200
 Keilhaus, Fred 521
 Keitel, Wilhelm 502
 Kellermann, Bernhard 263, 507, 510, 612, 626
 Kerr, Alfred 116, 264, 296
 Kessler, Harry Graf 56, 59, 86-89, 94-96, 98f., 101-103, 105-108, 110f., 114, 116, 118f., 123, 128f., 133, 135f., 158f., 172f., 178, 189, 198, 233f., 260f., 326, 328, 387, 399, 468, 530, 587
 Kesten, Hermann 749-751, 757, 759
 Kersten, Kurt 349, 384
 Kim Il Sung 604
 Kippenberg, Anton 94, 96, 108, 116, 128, 165, 513, 590
 Kippenberg, Katharina 38, 62, 93, 96, 98f., 104, 106-108, 116, 123, 126, 131, 133, 135, 154, 160, 165, 172, 297, 513, 590
 Kippenberger, Hans 409
 Kirchner, Ernst Ludwig 127
 Kirow, Sergej Mironowitsch 410, 427f.
 Kirsch, Sarah 18
 Kisch, Egon Erwin 264, 285 f., 355, 369, 400, 405, 749
 Klabund (eigentl. Alfred Henschke) 59, 66
 Kläber, Kurt 243, 259, 285, 297, 300, 364f., 388
 - *Barrikaden an der Ruhr* 243
 Kleinschmidt, Karl 690
 Kleist, Heinrich von 35, 46 f., 49, 58, 74, 166, 389, 396, 402, 617
 - *Die Hermannsschlacht* 47
 Klinger, Max 88, 129, 514
 Kloock, Ernst Ulrich 513
 Knorin, Waldemar 411, 432, 438
 Kölle (Rechtsanwalt) 245
 Körner, Ruth 390
 Koestler, Arthur 388, 430, 597, 599, 601 f., 630f., 642f., 654, 723, 750
 - *Sonnenfinsternis* 599, 723
 Kokoschka, Oskar 134 f., 158
 Kolb, Annette 626
 Kolesnitschenko (SMA-Chef von Thüringen) 560
 Kollwitz, Käthe 164, 263, 268

- Kolzow, Michail Jefimowitsch 379,
412f., 434-438, 440, 455, 473
Komjat, Aladar 320 f.
Korpus, Lilly siehe Becher, Lilly
Korsch, Karl 418
Kostow, Traitscho 621
Kotzebue, August von 494
Kracauer, Siegfried 55
Kraepelin, Emil 101, 104
Krauss, Werner 566
Krupp, Gustav von Bohlen und Hal-
bach 359
Krupskaja, Nadeshda Konstantinowna
221
Kuba siehe Barthel, Kurt
Kuby, Erich 713
Kuczynski, Jürgen 511
Kuczynski, René 258
Kügelgen, Bernt von 492
Kun, Béla 323, 420
Kunert, Günter 18, 462, 588, 591,
728, 730, 737, 740
Kurella, Alfred 334, 463, 760
Kurtschatow, Igor W. 540
Kurtz, Rudolf 66, 524
Kutusow, Michail Illarionowitsch
Fürst 479 f.
- Landauer, Gustav 118, 174
Lange, Allert de 749
Langen, Albert 46
Langhoff, Wolfgang 612, 624, 672
Laritschew, Viktor 339
Lask, Bertha 243, 259, 285, 311
- *Thomas Müntzer* 243
Lasker-Schüler, Else 49, 66, 98
Lasky, Melvin J. 558, 594, 596-598,
627f., 630, 708
Lassalle, Ferdinand 137, 324
- *Franz von Sickingen* 324
Lautensack, Heinrich 49
Laxness, Halldor 748
Lebedour, Georg 264
Le Fort, Gertrud von 638, 646
Legal, Ernst 506, 612, 616
Léger, Fernand 568
Lemke, Antje 542, 559 f.
Lemmer, Ernst 510
- Lenin, Wladimir Iljitsch (Uljanow)
19, 62, 109, 115, 151, 191, 195 bis
197, 199, 205-210, 212, 218, 221
bis 226, 230, 232, 247, 271-274,
277, 279, 281-283, 290, 296f., 310,
316f., 322, 324, 332, 335, 337, 348,
351, 357, 364, 373, 380, 384, 404f.,
415, 422, 427f., 431, 434, 450, 452,
469, 479, 504, 515, 526, 532, 553,
598, 602, 630, 664, 672, 691 f.,
707, 710, 726, 747, 751, 755, 762
- *Der Imperialismus als höchstes Sta-
dium des Kapitalismus* 198
- *Der Linksradikalismus als Kinder-
krankheit des Kommunismus* 335
- *Materialismus und Empiriokritizis-
mus* 282
- *Über das Genossenschaftswesen*
274
- *Zwei Taktiken der Sozialdemokratie*
206
Lenz, Jakob Michael Reinhold 725 –
*Der Hofmeister oder Vorteile der
Privaterziehung* 725
Lenz, Josef 304
Leonhard, Rudolf 259, 379, 697
Leonhard, Wolfgang 502, 541, 571 f.,
731
Leschnitzer, Franz 482, 699
- *Antäus* 699
Lessing, Gotthold Ephraim 580
- *Nathan der Weise* 532
Levi, Paul 211
- *Unser Weg. Wider den Putschismus*
211
Leviné, Eugen 118
Li Sing Man (Syngman Rhee) 603 f.
Lichnowsky, Karl Max Fürst 87
Lichnowsky, Mechtilde Fürstin 62, 86
f., 89, 94, 99
Lichtenstein, Alfred 59
Liebknecht, Karl 77, 112, 115f., 174,
204, 211f., 218, 297, 307, 358-360,
406, 503
Liebknecht, Wilhelm 307, 407
Lifschitz, Michail Alexandrowitsch
324

- Liliencron, Detlev von 34, 41 f., 88
 Lilly siehe Becher, Lilly
 Lindbergh, Charles 352
 Lingner, Max 612, 616
 Linke, Paul 100, 116
 Litwinow, Maxim (Meir Wallach)
 436, 467
 Loerke, Oskar 267
 Loest, Erich 634f., 688, 703
 Lorbeer, Hans 285, 297-303, 325,
 354, 518-520, 522, 646, 666
 - *Ein Mensch wird geprägt* 298
 - *[Mein Deutschland]* 520
 Lossow, von (General) 214
 Lüttwitz, Walther Freiherr von 211f.
 Ludendorff, Erich 109, 118
 Lukács, Georg von 320-326, 338,
 355f., 408, 415-417, 419, 423f.,
 437, 440, 463f., 482, 497, 513, 522,
 580, 615f., 724f., 727, 731 f., 738,
 744-746, 757-759, 764 f.
 - *Der junge Hegel* 417
 - *Geschichte und Klassenbewusstsein*
 322
 Lunatscharski, Anatoli Wassiljewitsch
 188, 231, 282, 284, 286
 Luther, Martin 129, 311, 530, 612,
 666, 678, 688
 Luxemburg, Rosa 45, 77, 112, 115f.,
 124, 174, 204, 209-212, 217f., 243,
 307f., 322, 359, 406, 450, 503, 526,
 547, 554, 661, 752, 764
 Mach, Ernst 183
 Machiavelli, Niccolò 208
 Mahler, Gustav 54
 - *Das Lied von der Erde* 54
 Majakowski, Wladimir 232, 235, 306,
 339, 424, 617
 - *150 Millionen* 235, 339
 Malenkow, Georgi Maximilianow-
 witsch 694, 733
 Malraux, André 388, 390 f., 436 f.,
 597
 Mandelstam, Ossip 441
 Manderla, Ingeborg 21
 Mann, Erika 548, 748
 Mann, Heinrich 21, 176, 259, 266,
 268, 354, 381-383, 385, 395, 411
 bis 413, 432f., 435, 453, 475, 498,
 513, 518 f., 522, 527f., 612f., 625,
 699, 735, 751
 - *Der Untertan* 522
 - *Die Vollendung des Königs Henri*
Quatre 413
 Mann, Katia 748
 Mann, Klaus 368, 395, 453 f., 463,
 475
 Mann, Thomas 17f., 22, 259 f., 267,
 364f., 382, 387, 412, 439, 453f.,
 473, 497f., 527-531, 534, 539, 551,
 556, 576, 586f., 596f., 610, 612,
 637, 644, 679, 714, 716, 735, 738
 - *Der Zauberberg* 531
 - *Deutschland und die Deutschen*
 529
 - *Dr. Faustus* 497, 529
 Mansfeld (Arbeiter) 182, 185
 Manuilski, Dmitri 409, 419
 Mao Tse Tung 224, 602 f., 618
 Marchlewski, Julian 45
 Marchwitza, Hans 354, 378, 397, 613,
 666
 - *Roheisen* 666
 Margies, Rudolf 243
 Marianne siehe Schilow, Marianne
 Maria Theresia 87
 Marinetti, Filippo Tommaso 49, 83,
 85f., 94, 188, 244, 617
 - *Das technische Manifest* 83
 Maritain, Jacques 597
 Markov, Walter 736
 Marlitt, Eugenie (eigentl. Eugenie
 John) 354
 Marshall, George C. 555, 557, 567,
 569
 Marty, André 434
 Marx, Karl 71, 79-83, 85, 103, 137,
 191-200, 203 f., 216, 219, 231 bis
 233, 238, 247, 254, 274, 278, 282,
 307, 314, 317, 322-324, 336, 346f.,
 350f., 366, 371, 377, 393, 397,
 403f., 407, 415, 433, 509, 526, 547,
 571, 614f., 657, 664, 673, 678, 710,
 726 f., 740, 770

- Marx, Karl
 - *Das Kapital* 191, 196, 232, 278, 351,371
 - *Manifest der kommunistischen Partei* 195,351
 - *Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848-1850* 307
 - *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* 196, 351, 615
 - *Ökonomisch-philosophische Manuskripte* 336
- Masereel, Frans 406, 441, 642
 Masaryk, Tomas G. 369
 Masters, Edgar Lee 667
 - *Die Toten von Spoon River* 667
- Matern, Hermann 701
 Mauck, E. 709
 Maupassant, Guy de 298
 Maurmaier, Dr. (Justizrat) 104
 May, Karl 99
 Mayenburg, Ruth von 489
 Mayer, Hans 18, 568 f., 578-582, 584, 590, 677, 687, 712, 714, 725, 738, 740, 744, 754, 757f., 766
 - *Der Turm von Babel. Erinnerung an eine Deutsche Demokratische Republik* 584
- McCarthy, Joseph R. 557, 622, 644
 Mehring, Franz 45, 204, 259, 307
 Meidner, Ludwig 37, 124, 135, 159, 165, 178, 182, 240, 704, 739
 Meiner, Felix 731
 Melsheimer, Ernst 746
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 492
 Menzel, Adolph 45
 Mereshkowski, Dmitri Sergejewitsch 163
 - *Christ und Antichrist* 163
- Merker, Paul 435, 624, 687, 692, 734-736, 746 f., 753
 Meyer, Alfred Richard 49
 Meyer, Heinrich 417, 425
 Meyer, Richard M. 45
 Meyerhold, Wsewolod Emiljewitsch 436, 455
 Michaelis, Karin 364
 Mielke, Erich 668
 Mittenzwei, Werner 678
- Mocny, Ursula 637
 Möller 320
 Moeller van den Bruck, Arthur 244
 Mörike, Eduard 13, 156, 178, 325, 590
 Molo, Walter von 264, 266 f., 527, 531, 626
 Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch 276, 467, 470, 472, 539 f., 557, 694, 705-707, 733
 Mombert, Alfred 131
 Monaco, Marietta di (Marie Kirmdörfer) 40
 Montesquieu, Charles 551
 Morgner, Gertrud 115, 117
 Motylowa, Tamara 473
 Moussinac, Léon 390
 Mühsam, Erich 66, 116, 151, 244, 264, 361
 Müller, Heiner 15, 471, 487, 565, 675, 713, 725 f., 740
 - *Der Lohndrucker* 675
 Müller, Reinhard 438
 - *Die Säuberung (Hg.)* 17, 417, 420, 438, 452, 454, 759
 Müller-Franken, Hermann 306
 Müller-Glösa, Otto 285
 - *Das Arbeitermüdel* 285
 Müntzer, Thomas 255, 311, 678, 690
 Münzenberg, Willi 205, 285f., 297, 366, 378, 386, 392, 407, 409, 434f., 437, 511, 599
 - *Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror (Hg.)* 386
 Munch, Edvard 88
 Muncker 57
 Musil, Robert 66, 182-184, 259, 403
 - *Der Mann ohne Eigenschaften* 183
 - *Die Verwirrungen des Zöglings Törless* 183
 Mussolini, Benito 214 f., 415, 429, 468
- Nagel, Friedrich 361-364
 Nagel, Otto 523
 Nagy, Imre 724, 727, 758

- Naimark, Norman M. 511, 665, 698
 Napoleon Bonaparte 136, 205, 283, 479, 559
 Naumann, Friedrich 109
 Naumann, Hans 120
 Neher, Carola 438 f.
 Neumann, Heinz 702
 Newski, Alexander 480
 Nicolas, Waltraud 438
 Niedner, Alexander 263
 Niekisch, Ernst 690
 Nietzsche, Friedrich 5, 42, 56-58, 74, 84, 87, 127-130, 132-148, 150, 152-154, 162, 164, 169f., 183, 194, 199, 210, 226, 230f., 233, 235, 238, 242, 251, 255, 295, 326f., 342, 350, 396, 398, 401, 404, 433, 463, 468, 484, 495-498, 515, 528-530, 544f., 548, 550, 559, 563 f., 580, 582, 586, 596, 607, 617, 714, 716, 766, 770f.
 - *Also sprach Zarathustra* 563
 - *Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte (Fragment)* 141, 433
 - *Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik* 132
 - *Genealogie der Moral* 138, 142, 145f.
 - *Jenseits von Gut und Böse* 496
 - *Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister* 5, 136 f.
 Nixdorf, Kurt 418
 Nizan, Paul 390, 405
 Noske, Gustav 115, 204, 575
 Nostitz, Helene von 86
 Novalis 44, 51f., 57f., 74, 100, 130 – *Hymnen an die Nacht* 51
 Oelssner, Fred 694, 696, 701
 Olescha, Juri Karlowitsch 436
 Ollendorf, Käthe siehe Becher, Käthe
 Ollenhauer, Erich 754
 Oppenheimer, Max (Mopp) 49, 739
 Orlow, N. (Kurt Magritz?) 614
 Ordshonikidse, Grigori Konstantinowitsch 226
 Osten, Maria 413, 434, 438-440
 - *Hubert im Wunderland* 440
 Ossietzky, Carl von 175, 318, 361
 Ottwalt, Ernst 17, 324f., 356, 365, 377f., 384, 391, 414, 419f., 422, 425, 438f., 754
 Pabst, Waldemar 212
 Palucca, Gret 612, 616
 Pankok, Otto 612 f.
 Papen, Franz Frhr. von 313 f., 360, 373
 Pascal, Blaise 563
 Pasternak, Boris Leonidowitsch 424, 436f., 441, 465
 Paul, Fritz 407
 Paul, Rudolf 560
 Paz, Magdalena 395
 Pechei, Rudolf 599, 624, 627, 631 f., 635, 637, 643, 648
 Penzoldt, Erich 627
 Petersen, Jan (eigentl. Hans Schwalm) 361, 369f., 391, 412, 688
 Petöfi, Sandor 727
 Pfemfert, Franz 49, 152
 Picasso, Pablo 568, 611, 618, 642
 Pieck, Wilhelm 28, 77, 319, 408 f., 411, 438f., 454, 491, 503f., 506, 516, 553, 561, 574, 582, 593, 606, 608, 611, 613, 624, 635, 656, 662, 676 f., 696, 698, 748, 753
 Pike, David 368, 371, 379f., 386 bis 388, 390, 395, 411, 437, 442, 450, 454, 461, 484, 488, 510
 Pilsudski, Jozef 468
 Pindar 98
 Pinthus, Kurt 76, 119, 126
 - *Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Lyrik* (Hg.) 126
 Piscator, Erwin 76, 164, 259, 264, 266, 286, 326f., 670, 672
 Pjatakow, Grigori I. 276
 Plato 71, 82, 126, 137, 311, 405
 Plechanow, Georgi Walentinowitsch 231

- Plievier, Theodor 151 f., 379, 440,
 488, 498, 522 f., 560, 576, 597,
 599, 624, 627, 631 f., 636f., 643,
 749
 - *Berlin* 632
 - *Moskau* 632
 - *Stalingrad* 522, 632
 Podach, Fritz 506
 Pohl, Gerhart 513 f., 518, 637f., 641,
 646 f.
 Pohl, Hubert 646
 Pritzel, Lotte 104-106
 Przybyszewski, Stanislaw 44
 Pudowkin, Wsewolod I. 340
 Puschkin, Alexander Sergejewitsch
 405, 576, 642
 Puschkin, Georgi M. 732 f., 741, 748,
 753

 Radek, Karl 28, 109, 214, 217f., 276,
 290, 388, 391, 414, 429, 431, 434,
 442
 Raichle, Elisabeth 151, 159, 245,
 269f., 361, 573, 576
 Raichle, Karl 151-154, 159, 163, 242,
 244, 263, 269 f., 299, 361 bis 363,
 371, 377, 561, 576
 - *Das Tor des Ostens oder Der rote
 Schmied* 243
 Rajk, Laszlo 621 f., 724 f., 727, 729
 Rákosi, Mátyás 724, 727, 729
 Ramsin, Leonid 339, 341, 342f.,
 348f., 384, 434
 Rasin, Stenka 80
 Rathenau, Walter 129, 173f., 243,
 262, 349, 611, 660
 Recha 320
 Redslob, Edwin 599
 Reger, Max 139
 Regler, Gustav 393 f., 400, 429 f.
 Reich, Bernhard 263, 284, 482, 619,
 623
 Reich, Wilhelm 258
 Reich-Ranicki, Marcel 22
 Reimann, Max 640
 Reimann, Rudolf 260
 Reinhardt, Max 88, 126, 263, 326,
 714

 Reiser, Hans 289, 325
 Remarque, Erich Maria 354
 Rembrandt 669
 Remmele, Hermann 375
 Renn, Ludwig 288, 357, 361, 627,
 728, 748
 - *Krieg* 357
 Reuter, Ernst 597
 Revai, Jozef 440
 Ribbentrop, Joachim von 467
 Richter, Hans-Werner 676
 Richter, Trude (eigentl. Erna Barnick)
 302, 355, 365, 369 f., 379, 419f.,
 438, 473, 512, 754
 Riemenschneider, Tilman 530
 Rilke, Rainer Maria 67, 87, 98, 104,
 108, 172, 376, 465, 549, 564, 590
 Rilla, Walther 152, 159
 Rimbaud, Arthur 98, 403, 617
 Rinser, Luise 579, 591
 Ripper, Lotte siehe Becher, Lotte Rju-
 tin, Martemjan 427f.
 Robespierre, Maximilian de 417
 Rodenberg, Hans 720
 Rohrwasser, Michael 21, 24 f., 26,
 242, 253, 448
 Rolland, Romain 264, 381, 390, 440
 Rommel, Erwin, 772
 Roosevelt, Franklin Delano 539, 557,
 567
 Rotter, Lotte siehe Becher, Lotte
 Rousseau, Jean-Jacques 137
 Rowohlt, Ernst 67, 735, 748
 Rubiner, Ludwig 49, 126
 - *Kameraden der Menschheit. Dich-
 tungen zur Weltrevolution (Hg.)*
 126
 Rühle, Jürgen 342
 Rüllicke, Käthe 683
 Rumpl siehe Schilow, Marianne
 Russell, Bertrand 595-597
 Rykow, Alexej I. 275

 Sacco, Nicola 253, 262, 267f.
 Sacher-Masoch, Leopold 242
 Sachse, Lene 192, 218
 Sade, Donatien Alphonse François
 Marquis de 403

Saint-Simon, Claude Henri 311
 Salier, Karl 707
 Salomé, Lou 242
 Salvemini, Gaetano 395
 Sandberg, Herbert 509
 Sappho 98
 Sartre, Jean-Paul 549,568
 Scharer, Adam 391, 397, 482, 522
 Schauwecker, Franz 253
 - *Aufbruch der Nation* 253
 Schaxel, Julius 100, 116
 Scheidemann, Philipp 112, 115, 118,
 174
 Scheler, Max 185
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph
 233, 323
 Schestwo 367
 Schiep, Werner 44
 Schickele, René 382
 Schiller, Friedrich von 169, 324, 714
 Schilow, Marianne 476 f.
 Schirdewan, Karl 742 f., 746, 748,
 752, 768
 Schirmer, Walter 506
 Schivelbusch, Wolfgang 511, 523,
 528
 Schlageter, Leo 214
 Schleicher, Kurt von 313
 Schmid, Carlo 561, 744
 Schmidt-Rottluff, Karl 612
 Schmückle, Karl 389 f., 418-421,
 424, 440, 547
 Schneider, Reinhold 638, 645-647
 Scholem, Gershom 256
 Scholochow, Michail Alexandro-
 witsch 488
 Schopenhauer, Arthur 74, 127f., 135,
 137, 140
 Schostakowitsch, Dmitri Dmitrije-
 witsch 436
 Schröder (Bankier) 373
 Schroeder, Oskar 26
 Schröder, Rudolf Alexander 583
 Schubart, Christian Friedrich Daniel
 259
 Schubert, Günter 733
 Schubert, Hermann 409
 Schulte, Fritz 409
 Schuhmacher, Ernst 364
 Schumacher, Kurt 535-537, 548, 553,
 575, 754
 Schumann, Robert 11
 Schwabe 362
 Schwarz, Otto 690
 Seeckt, Hans von 212, 214, 263, 360
 Seemann, Erika 577
 Seghers, Anna 26, 340, 348, 355, 369,
 377, 388 f., 391, 472, 599, 612f.,
 626f., 631, 671, 698, 727, 736-738,
 741, 748f., 757, 773
 - *Das Siebte Kreuz* 472
 - *Der gerechte Richter* 757
 Seitz, Gustav 610
 Selbmann, Fritz 665, 680, 682
 Selbmann, Rolf 35
 Semjonow, Wladimir Sergejewitsch
 543, 687, 693, 696, 701
 Serafimowitsch (eigentl. Popow),
 Alexander Serafimowitsch 339
 - *Der eiserne Strom* 339
 Serge, Victor 395
 Seydewitz, Max 669
 Seydlitz, Walther von 491
 Seyppel, Joachim 577 f.
 Shakespeare, William 123, 324, 579,
 622
 - *Hamlet* 89, 262
 - *Sturm* 579
 Shdanow, Andrej Alexandrowitsch
 558, 567, 574, 616, 694
 Shukow, Georgi Konstantinowitsch
 536
 Siemsen, Anna 309 f.
 Sienkiewicz, Henryk 354
 Silone, Ignazio 367, 387, 414f., 422,
 452, 597f., 601
 Simone, André 736
 Simonow, Konstantin Michailo-
 witsch 488
 Sinclair, Upton 233, 264
 Sinowjew, Grigori Jewsejewitsch 217,
 223, 270-273, 275f., 284, 323, 410,
 413, 429
 Sintenis, Renée 510, 613
 Skrach 368

- Slánsky, Rudolf 687, 694
 Sobottka, Gustav 503
 Sophokles 326
 - *Ödipus* 326
 Sosnowski, Lew Semjonowitsch 235
 Soschtschenko, Michail Michailowitsch 558
 Spengler, Oswald 132, 596 Spielrein, Sabine 112
 Spitzer, Juraj 345
 Spranger, Eduard 506 f.
 Stachanow, Alexej G. 662
 Stadler, Ernst 59
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch (Dshugaschwili) 62, 79, 197, 221 bis 227, 251, 256, 263, 271-281, 309f., 317f., 332, 347-349, 351, 358, 360, 380, 388-390, 403, 405, 410, 414, 416f., 419, 421, 423f., 427-431, 433-436, 439-441, 445, 454f., 460, 464-472, 474, 477 bis 481, 488-491, 493, 499, 503, 526, 528, 532, 536, 538-541, 547, 555 bis 557, 568-574, 578, 586, 596, 599, 602f., 604, 608, 613, 619, 622 f., 628, 632, 635, 643 f., 653, 655 f., 662, 667, 670, 672, 674 f., 677, 687, 694-699, 706, 717 bis 719, 721 f., 725-727, 729, 732 bis 734, 739 f., 743, 745, 750-752, 755, 758, 761, 769, 772
 - *Geschichte der KPdSU. Kurzer Lehrgang* 27% 435
 - *Über die Grundlagen des Leninismus / Zu den Fragen des Leninismus* 273 f.
 Stanislawski, Konstantin Sergejewitsch 676
 Starke 112
 Stauffenberg, Wilhelm von 99, 491
 Stauss, Georg von 506 Steffen, Erich 304
 Steffen, Kurt 369
 Steffin, Margarete 367, 440
 Steidle, Luitpold 491 f.
 Stein, Ernst 269f.
 Steinberger, Bernhard 747f., 752
 Stern, Kurt 381, 741
 Sternberg, Franz 364, 367
 Sternheim, Thea 406
 Stirner, Max 152
 Störtebecker, Klaus 445
 Stramm, August 59
 Strauss, Richard 129
 Stresemann, Gustav 213
 Strindberg, August 108
 Strittmatter, Erwin 683
 Strünckmann, Carl 151
 Süsskind, Heinrich 418,420
 Suhrkamp, Peter 748
 Taeger, Hans 120, 133
 Tetzner, Lisa 300
 Thälmann, Ernst 214, 312, 317, 319, 358, 360, 363, 374, 409, 619, 771 f.
 Thalheimer, August 218, 298, 317
 Thauerez, Maurice 573
 Theweleit, Klaus 253
 Thiess, Frank 527, 532
 Thorndike, Annelie 207
 Thorndike, Andrew 207
 Tito, Jozip Broz 570-575, 579, 697, 718, 733
 Tkaczyk, Wilhelm 302
 Toller, Ernst 187, 189, 259, 263 bis 265, 382
 - *Die Maschinenstürmer* 189
 - *Masse-Mensch* 187
 Tolstoi, Lew Nikolajewitsch 325, 405, 481, 515, 613
 - *Krieg und Frieden* 481
 Tolstoi, Alexej Nikolajewitsch 482
 Tomski, Michail 275
 Toynbee, Arnold 595-597
 Trakl, Georg 59, 87, 98
 Tralow 633
 Tretjakow, Sergej Michailowitsch 44, 325, 379, 455
 - *Feld-Herren* 325
 Triolet, Elsa 434
 Trotzki, Leo 151, 197, 206, 209, 217, 223, 231, 270-273, 275-278, 283 bis 285, 290, 310, 319, 348, 366, 380, 395, 415, 428-431, 435, 440, 479, 550, 600, 717, 719, 724, 747

- Trotzki, Leo
 - *Die Lehren des Oktober* 273
 - *Literatur und Revolution* 283
- Truman, Harry S. 539-541, 556, 570, 575, 596, 602, 605, 656
- Tschiang Kai Tschek 602
- Tucholsky, Kurt 173, 175, 259, 407
 Tulpanow, Sergej Iwanowitsch 481, 505, 537, 543, 566
- Udeano, L. B. (Udé) 389f.
- Uhse, Bodo 14, 391, 648
- Ulbricht, Lotte 462, 698, 772
- Ulbricht, Walter 319, 419, 435, 437, 491, 498, 502f., 512, 526, 535f., 542, 548, 573 f., 608, 624, 644, 655, 658f., 667, 680-683, 685, 688 f., 691-694, 696, 698, 700 f., 703, 718-720, 725, 731-738, 740 bis 742, 744, 746-748, 752-755, 757f., 762, 766, 769
- Vaillant, Édouard 203
- Vaillant-Couturier, Paul 286, 379
- Vanzetti, Bartolomeo 253, 262, 267f.
- Vasmer, Max 506
- Velde, Henry van de 88 f., 129, 262
- Verlaine, Paul 173
- Viertel, Berthold 453
- Vogel, Henriette 35
- Vogeler, Heinrich 374, 376 f., 389, 394, 488 f., 498, 590
 - *Werden* 488
- Vring, Georg von der 518
- Wagner, Richard 135, 251, 257, 327
- Walden, Herwarth 49
- Wallace, Edgar 354
- Wallace, Henry 567
- Walter, Friedrich 474
- Wandel, Paul 612, 686, 760
- Wangenheim, Gustav von 243, 326, 425, 482, 498, 506
 - *7'000 (Sprechchor)* 243, 327
- Wangenheim, Inge von 482
- Waterstradt, Berta 369
- Wazyk, Adam 730
- Weber, Max 322
- Wedekind, Frank 59
- Wegener, Paul 506 f.
- Wehner, Herbert 744
- Weigel, Helene 364, 612, 671, 673 f., 688, 741, 757
- Weill, Kurt 364
- Weinert, Erich 288, 391, 408, 425, 430, 482, 488, 491, 498, 521, 589f., 613
- Weisenborn, Günther 371, 424, 512, 558, 560, 627, 632 f.
 - *Der lautlose Aufstand (Hg.)* 560
- Weiskopf, F. C. 302, 345, 370, 474, 512, 517, 749
- Weiss, Grigori 514f.
- Weissmann, Maria Luise 46
- Welk, Ehm 636
- Wendt, Erich 687
- Werfel, Franz 67, 76
- Werner, Alfred 263
- Wessel, Horst 358
- Whitman, Walt 42, 98, 233
- Wiatrek, Heinrich 417
- Wiechert, Ernst 513, 534
- Wiegler, Paul 516, 534, 627
- Wiens, Erika 583
- Wiens, Paul 589
- Wilhelmi. 88
- Wilhelm II. 87f., 681
- Willmann, Heinz 471, 506, 509, 512f., 516, 634
- Winzer, Otto 498, 506, 543
- Wirth, Joseph 173
- Witsch, Joseph 560
- Wittgenstein, Ludwig 87
- Wittgenstein, Werner 506
- Wittfogel, Karl August 286, 320
- Wolf, Richard 748
- Wolf, Christa 22
 - *Nachdenken über Christa T.* 22
- Wolf, Friedrich 417, 425, 453, 482, 518, 613, 627, 631
- Wolfenstein, Alfred 61 f., 66, 77, 127, 182, 240, 259, 264, 384
- Wolff, Kurt 76, 86
- Wollenberg, Erich 439
- Wollweber, Ernst 741, 768

Woronski, Alexander 283
 Woroschilow, Kliment Jefremowitsch
 276, 415, 480
 Wyschinski, Andrej Januarjewitsch
 434, 628

 Zaisser, Wilhelm 685, 693, 700 f.,
 707, 735, 747
 Zech, Paul 66
 Zetkin, Clara 203 f., 215-217, 231 f.,
 249, 263, 305, 307, 316, 319

 Zinner, Hedda 471, 476f., 482
 - *Selbstbefragung* 471
 Zlotorzenski, Pauline 45
 Zola, Emile 298
 Zöger, Heinz 733, 747f., 750
 Zuckmayer, Carl 153, 366
 Zweig, Arnold 599, 612 f., 625 f.,
 671, 677, 686, 688, 690, 708, 727
 - *Das Beil von Wandsbek* G77
 Zweig, Stefan 366, 382, 453f., 485
 Zwerenz, Gerhard 730, 765 f.

Verzeichnis der Werke Johannes R. Bechers

Lyrik

Gedichte und Balladen

Abschiednehmen 50
Aktenzeichen / Der Bürokrat 443
Am Zaun eines Neubaus bei Kressbronn (Bodensee) steht: Genug! 442
An den Frieden 98
An den Ruhm 162
An der Bahre Lenins 218
An Europa 77
An Gott 155
Anmerkung 769
Auf Deutschlands Tote im Zweiten Weltkrieg 565
Auf die Märzgefallenen 49
Auf einen Besserwisser 771
Auf einen guten Lehrer 769
Auftauen vereister Herzen 443
Ballade von den dreien 486, 565
Bedränger 443
Beschwörung 103
Bildnis 443
Brüder! 78
Dank an Stalingrad 495
Danksagung 699
Das Atelier 769
Das Holzhaus 449, 451, 769
Das Schwerste 524
Das Streitgespräch 730
Das tiefste Leid 444
Das Unerklärliche 729
Den Namenlosen 729
Der gerechte Richter 757
Der Mann, der schwieg 521
Der Mann im Kasten 451
Der Prothesen=Gustav 189
Der Ringende 46, 49, 51, 53, 162
Der Sohn 475
Der Spiegelmensch 452
Der Träumer 261
Der Volksfeind 442
Deutsche Ostern 1923 189

Deutschland, meine Trauer 593
Deutschland ruft 495
Deutscher Totentanz 1933 372, 374f.
Die Bombenflieger 244
Die Heimat 449
Die Kerzen 730
Die Maschinen=Hymne 187
Eingang, 78, 161
Eitler Redner 443
Ihr, die im Land geblieben 524
Im Erinnerungswind 385, 784
Gebranntes Kind 771
Gericht 524
Grösse und Elend 770
Grünewald 446
Gruss des deutschen Dichters an die Russische Föderative Republik 117
Heimkehr 522
Heimkehrer 524
Hymne an Lenin 188, 218
Hymne auf einen Namen 441, 547
Ich bin ein Deutscher 495
Inschriften für die Stelen des Buchenwald-Mahnmals 771
Jalta 464, 476
Kaleidoskop 1923 189
Kinder-Irrfahrt 472
 Klänge aus Utopia 78
Kölner Ballade 373
Luther 447, 679
Maria der Jugend 241
Mein Leben 524
Mord 257
[Musik des Abschieds] 155
Nachfolge 476
Nach Tag 34
Ödipus 102
Penthesilea 165, 170, 449, 577, 761
Petrarca 774
Planetarisches Manifest 770
Riemenschneider 446
Sang der Frauen 78
Selbstbildnis 1938 463, 476, 495
Seiltänzer über Ruinen 563
Sieben Sonette 161
Sieben Tafeln des Gedenkens 524, 757, 771
Strasse frei! 593
Tasso 448, 455 f.
Testament des Dichters 13, 768
Tief ist dein Schritt 165

Turm von Babel 584, 601
Urach 449
Überflüssige Menschen 353
Volk im Untergang Volk im Aufgang 155
Volkes eigen 584
Vom Sinn der Niederlage 524
Von der ganzen Wahrheit 769
Warnung 117
Was uns hervorhebt 704
Widmungsblatt zur Russischen Revolution 103
Wiedergeburt 444
Wiederkehr 729
Wohldurchdacht 730
Wolkenloser Sturm 565

Gedichtsammlungen

An Alle! 116f., 126
An die Wand zu kleben 372
An Europa 75, 77, 100, 107
Ausgewählte Dichtung aus der Zeit der Verbannung 522
Das neue Gedicht 78, 107
De Profundis Domine 70, 74, 86, 253
Der Gestorbene 161, 165
Der Glücksucher und die sieben Lasten 17, 442, 448, 452, 473, 522, 528, 530,
563, 599, 632, 644, 679, 759, 768, 774
Der Mann, der alles glaubte 385, 408
Der Mann, der in der Reihe geht 328
Der Leichnam auf dem Thron (auch: Roter Marsch. Der Leichnam auf dem
Thron. Die Bombenflieger) 239, 243-245, 260, 325
Der verwandelte Platz 361, 372, 374, 525
Deutsche Hymnen siehe Hymnen
Die Gnade eines Frühlings 57, 241
Die Hohe Warte 495
Die Hymne auf einen Namen 441
Die hungrige Stadt 261, 268, 297, 328, 387
Die Jugendwelt 41, 46, 51
Drei Hymnen 181
Ein Mensch unserer Zeit 328
Es wird Zeit 372, 399
Ewig im Aufruhr 137
Gedichte für ein Volk 75, 104, 107
Gedichte an Lotte 107, 156
Gewissheit des Sieges und Sicht auf grosse Tage 444, 761
Glück der Ferne – leuchtend nah 669, 769
Graue Kolonnen 328, 450
Heimkehr 524
Hoher Himmel über dem Schlachtfeld 481

Hymnen 161, 180, 219, 235, 289, 445
 Im Schatten der Berge 328
 Liebe ohne Ruh 768
 Maschinenrhythmen 187, 221, 235, 297, 325, 446
 München in meinem Gedicht 561
 Neue deutsche Volkslieder 586, 593 f., 652
 Neue Gedichte 372
 Pään gegen die Zeit 75
 Roter Marsch siehe Der Leichnam auf dem Thron
 Schritt der Jahrhundertmitte 769
 Um Gott 120, 127, 133, 145, 154, 156, 161, 398, 407, 464
 Verbrüderung 75, 102
 Verfall und Triumph 58, 60, 62, 67, 74, 89, 103, 132, 233, 346, 761
 Verklärung 165, 178, 180
 Volk im Dunkel wandelnd 564, 675
 Wiedergeburt 443, 472
 Wiederkehr 465
 Zion 116, 178

Epische und dramatische Dichtung

Am Grabe Lenins 221,235
 Auftrieb 123
 Arbeiter Bauern Soldaten. Der Aufbruch eines einigen Volks zu Gott. Ein Festspiel 120, 123, 125, 146, 180, 212, 227, 230, 235, 254, 312, 326f., 526, 594
 Arbeiter, Bauern, Soldaten. Entwurf zu einem revolutionären Kampfdrama 227, 231, 243, 253, 312, 327, 333
 Befreiung 253
 Der Grosse Plan. Epos des sozialistischen Aufbaus 71, 325, 338, 340, 348, 351, 356, 372, 376, 384, 401, 441, 528, 622, 662, 675, 761, 769
 Deutschland. Ein Lied vom Köpferollen 372, 424, 447
 Die Soldaten 123
 Eroberung 104, 123
 Festspiel siehe Arbeiter Bauern Soldaten. Der Aufbruch eines Volkes zu Gott.
 Ein Festspiel
 Hans im Glück 116,123
 Kampfspiel siehe Arbeiter, Bauern, Soldaten. Entwurf zu einem revolutionären Kampfdrama
 Russlands Not und Befreiung 99, 103, 123
 Schlacht um Moskau / Winterschlacht 482, 487, 532, 679, 740
 Sieg der Menschheit 99, 123

Prosa

An die Soldaten der sozialistischen Armee siehe Die Schlacht
Bemühungen 739
Berichte aus dem dritten Reich 374
Das poetische Prinzip (Bemühungen II) 15, 721, 739, 745, 755
Das kleine Leben 74, 76
Demonstrations=Novelle 218
Der Aufstand im Menschen 561, 564, 567, 569, 581, 615, 617, 669, 721
Der Bankier reitet über das Schlachtfeld 291, 295, 312, 373, 397, 497, 620
Der Sozialist 79, 95
Die Schlacht 76, 78
Kindheit 102
Klänge im Vor=Laut 132-134
Macht der Poesie (Bemühungen II) 69
Poetische Konfession (Bemühungen I) 669, 711, 721
Rote Front siehe Vorwärts, du rote Front!
Verteidigung der Poesie (Bemühungen I) 669, 677
Vorwärts, du rote Front! 233, 243

Romane und Romanfragmente

Abschied 20, 22, 29-31, 34, 38, 40, 50f., 102, 176, 386, 398, 456, 461, 472, 475,
482, 484, 492, 509, 522, 528, 533, 545, 547f., 561, 577, 582, 599, 636, 720,
751, 755 f., 767
Auferstehung! Unsterblichkeit 106
Der Letzte 135
Der Strahlende Mensch 98
Erde 51, 55, 57, 72, 78, 84, 102, 158 f., 240, 520, 577
Legende meines Lebens 130, 132 f.
Levisite oder Der einzig gerechte Krieg 21, 71, 245-253, 254, 259-261, 264 f., 295,
325, 328, 339, 346, 372, 376, 399, 483, 521, 525, 541, 607, 615, 620, 636, 639,
654
QuoVadis...? 235, 291, 373, 525
Wiederanders 22, 30, 40, 50, 72, 755, 761, 767

Autobiographische Schriften

Auf andere Art so grosse Hoffnung / Tagebuch von 1950 62, 68, 218, 230, 579-
581, 583, 586f., 590, 617, 628, 630, 636, 667, 669, 689, 755
Autobiographie 20, 456

Publizistik

- Ästhetische Korrespondenz oder Das politische Versmass 220
Aufbau einer Volkskultur (Programmerklärung) 714
Auferstehen 532
Deutsche Lehre 494, 504, 670
Deutsches Bekenntnis 522
Die DDR im Aufbau (Interview) 708
Einleitung zu meinem neuen Versbuche 75
Erziehung zur Freiheit 543, 550, 594, 611, 656, 678, 754, 773
Kampfruf 245
Kampfruf gegen den Krieg 265, 268
Kurzer Bericht über die Situation der deutschen revolutionären Literatur-Bewegung 378
Partei und Intellektuelle 291
Rede über Richard Dehmel 66
Reden an die Nation 482
Rundfunkdialog mit Gottfried Benn 401
Wir, Volk der Deutschen 550
Über die Destruktion als die Ursache des Werdens. Anmerkungen zu Sabine Spielrein und Dr. Otto Gross 101
Unsere Wende 338
Von der Tribüne 232
Walter Ulbricht. Ein deutscher Arbeitersohn 698
Zur Verteidigung der Einheit der deutschen Kultur 11, 705

Bildnachweis

Vor der Psychiatrischen Klinik (Am Philosophenweg) Jena 1917 (Bildteil Seite IV) und Eva Herrmann und Becher auf der Insel Amrum (Bildteil Seite VII):
Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar; sämtliche andere Abbildungen
Johannes-R.-Becher-Archiv, Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin.

Danksagung

Nie hätte ich geglaubt, jemals ein Buch über Becher zu schreiben. Dass die Arbeit mich drei Jahre fesseln, ein so monströser Text entstehen würde, erscheint mir selbst nicht normal. Sollten Leser einen Wert darin sehen, so ist er denen zu verdanken, die mich aus akademischen Bahnen warfen. Und anderen, die dennoch halfen: Die Alexander von Humboldt-Stiftung mit einem viermonatigen Integrationsstipendium, die Deutsche Schillergesellschaft mit einem sechswöchigen Marbach-Stipendium aus Mitteln der Südwestdeutschen Landesbank (Stuttgart) und der «Palmbaum e. V.» mit einer Arbeitsbeschäftigungsmassnahme (ABM).

Meine Recherchen erleichterten mir die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs, vor allem Ullrich Ott, Hildgard Dieke, Jochen Meyer, Jutta Bendt und Heike Schillo, sowie des Becher-Archivs der Akademie der Künste, dessen langjährigem Betreuer, Rolf Harder, mein besonderer Dank gilt. Ebenso danke ich den Stadtarchiven von Jena und München, dem Archiv der Friedrich-Schiller-Universität und dem Reuchlin-Gymnasium Ingolstadt, sowie Eberhard Fuchs, dem Rechtsinhaber des Kessler-Nachlasses.

Freundliche Förderung und Kritik wurde mir durch Jürgen Schröder und Horst Turk zuteil. Mit Material versorgten mich Hans Richter, Reinhard Müller, Michael Rohrwasser, Volker Wahl, Ulrich Kaufmann, Dieter Strützel, Karl-Heinz Sylla sowie Jens und Manfred vom Antiquariat «Blechtrommel». Für Erinnerungen, Gespräche und Auskünfte möchte ich vor allem Antje Lemke, Charlotte Janka, Karl Schirdewan (f), Jürgen Kuczynski (f), Leo Hartmann und Valentin Wiczorek danken.

Gern wäre ich noch anderen Spuren gefolgt, hätte andere nach ihren Erfahrungen mit Johannes R. Becher befragt. Aber Zeit und Mittel waren begrenzt und wieder andere nicht zu antworten bereit. Am Ende ist doch alles anders gewesen.